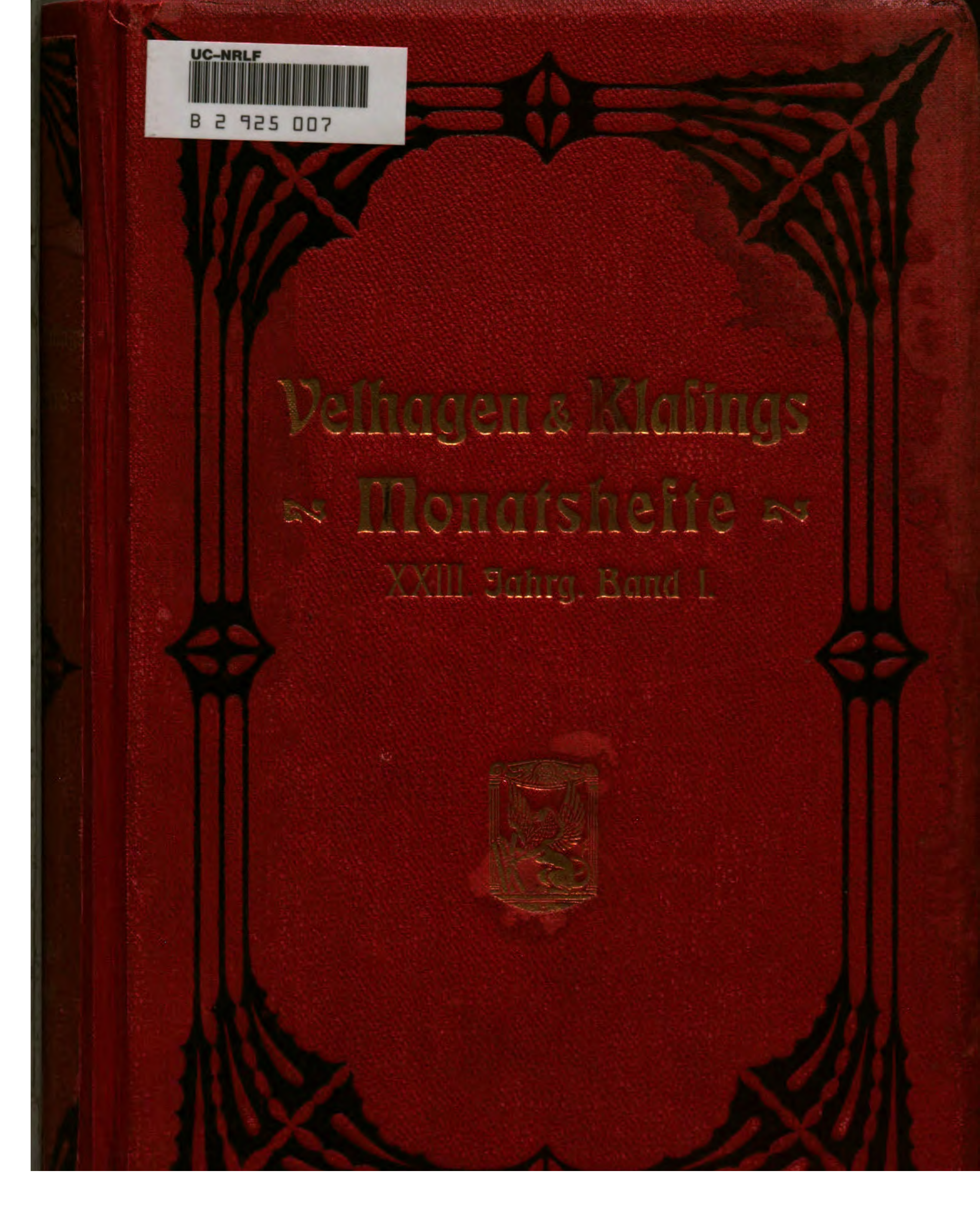
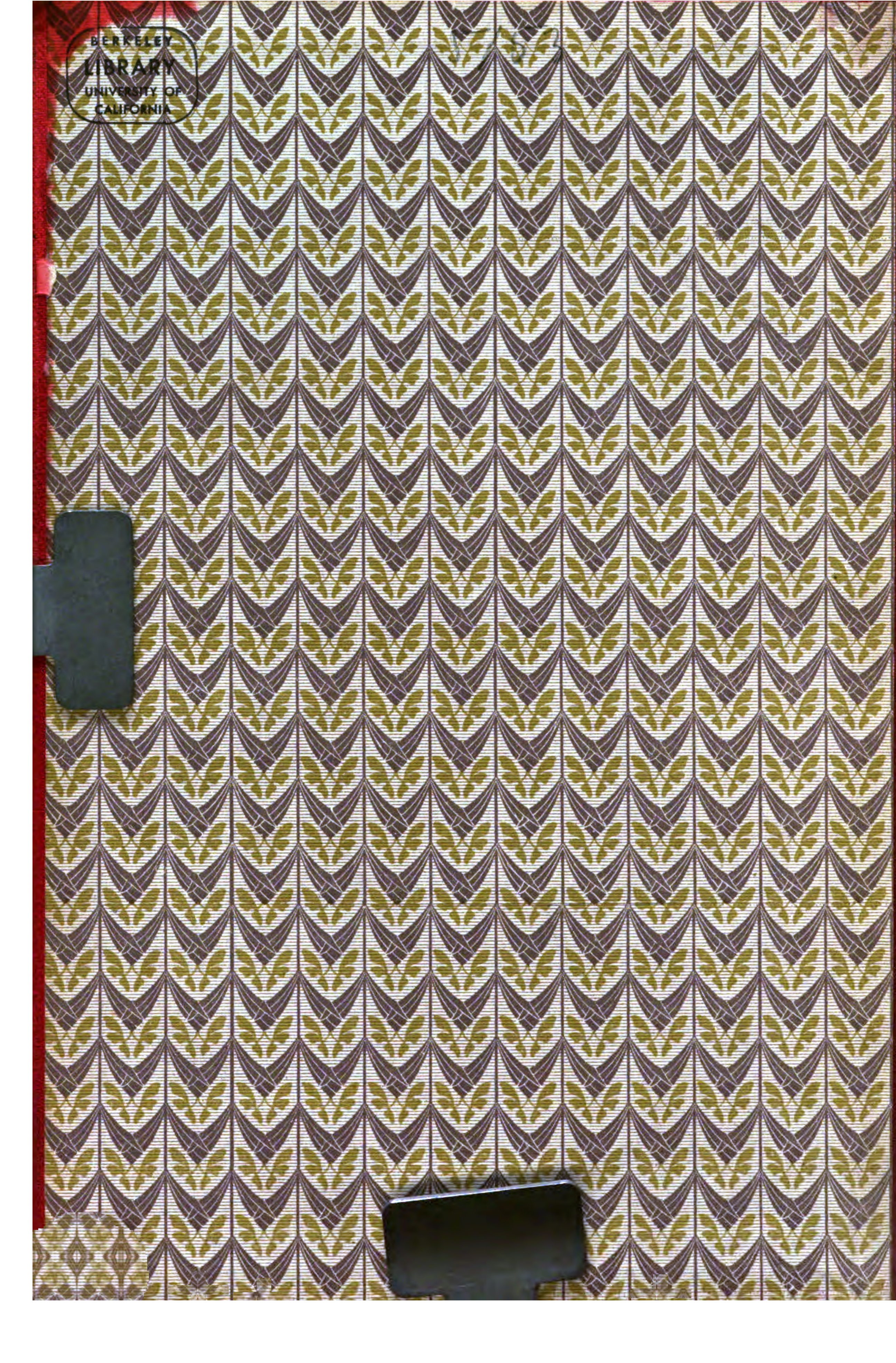


UC-NRLF
B 2 925 007
Velhagen & Klasings
Monatshefte
XXIII. Jahrg. Band I.


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA




BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Velhagen & Klasings Monatshefte

Jahrgang 1908/1909

1. Band



Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Inhaltsverzeichnis.

XXIII. Jahrgang 1908/1909. Erster Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Busse, Carl: Die Ziege. Erzählung . 260
Cohn, Alfons Fedor: Junker Justus. Novelle 223
Dörffling, Karl: Der alte Gottwin. Novellette 413
Edler, Karl Erdm.: Il forestiero. Erzählung 539
Groller, Balduin: Auf die Probe gestellt. Novellistische Skizze 618
Heyse, Paul: Rita. Novelle . . 55, 273
von Kohlenegg, Viktor: Das Mädchen ohne Gnade. Novelle 496
Kröger, Timm: Im Knickweg. Ein holsteinisches Idyll 313
von Ompteda, Georg Freiherr: Benigna. Leben einer Frau. Roman 1, 181, 329, 566
Speck, Wilhelm: Ein Quartett-Finale. Novelle 434
Viebig, Clara: Ein einfältiges Herz. Novelle 140

Gedichte, Sprüche.

von Berlepsch, Freiherr: An die Heimat 538
Bethge, Hans: Mondaufgang 82
Bierbaum, Otto Julius: Hinauf! . . 392
Bruch, Margarete: Ein Lied vom Leben 46
Busse, Carl: Mein Herz — 32
Eckert, Hans Martin: Ernte 425
Ewers, Hanns Heinz: Die Fischer . . 617
Falke, Gustav: Gebet 248
Freye, Karl: Freite 69
Geiger, Albert: An Ninetta 530
Hesse, Hermann: Insomnia 82
— — September 316
Holst, Adolf: Deine Locken 520
Lüning: Fremde Straßen 513
Möller, Marx: Was das Kind erzählte 128
von Natangen, Erminia: Burg Ragaine (das heutige Ragnit). Nach einer litauischen Volkssage 432
Otto, Friedrich: Schaukellied 259
Raff, Helene: Blühender Lorbeer . . 495
Roderich, Alb.: Segen 54
Salus, Hugo: Herbstlicher Baum . . 103
Schanz, Frida: Klingende Stille. Lyrische Stimmungen 386
— — Schneezeit 494
Schlaf, Johannes: Unser Haus . . . 544
Schüler, Gustav: Das Herz auf dem Wege 215
von Starken, Hans Caspar: L'Assunta 82
— — Mein Arbeitszimmer 565
Stieler, Dora: Tage 529
von Trapp, Hede: Es geht ein Zauber 272
Ulrich, Hans Herbert: Bahnhofslichter 456
Vesper, Will: Die Herbstzeitlose . . . 469
— — Ein Weihnachtslied 514
Weise, Katharina: Wandlung 623
Wertheimer, Paul: Der Besuch . . . 305
Wiegand, Carl Friedrich: Der alte Graf 610

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

v. d. Goltz, C. Freiherr: Eine Wallfahrt nach Konstantinopel in den letzten Tagen des alten Regimes 426
* Zabel, Eugen: Bei Agnes Sorma. Mit einem Bild der Künstlerin nach dem Gemälde von Franz v. Lenbach . . 624
* Zahn, Ernst: Wie ich Schriftsteller wurde. Mit dem Bildnis des Verfassers . . 97

Kunst und Literatur.

* von Boehn, Max: Die Carracci. Mit zwei Einschaltbildern und siebzehn Abbildungen 233
* Deubner, L.: Alte und neue Gartenkunst. Mit sechzehn Textillustrationen, zum Teil farbig 112
Heilborn, Dr. Ernst: Varnhagen und Rahel. Ein Gedenkblatt zu Varnhagens fünfzigstem Todestage . . . 452
Illustrierte Rundschau . 161, 322, 475, 633
* Knapp, Prof. Dr. Fritz: Fra Bartolommeo, der Madonnenmaler. Mit dreizehn Abbildungen, einer Kunstbeilage und einem Einschaltbild . . 481
* Osborn, Dr. Max: Vincent van Gogh. Mit vier Ölstudien in Faksimiledruck 364
* — — Berliner Porzellan. Mit fünfundzwanzig Abbildungen 545
* v. Ostini, Fritz: Carl Marr. Mit einem Bildnis des Künstlers und zwölf Textabbildungen 33
* Spiero, Heinrich: Detlev von Liliencron. Mit einem Bild des Dichters 611
* Strobl, Karl Hans: Fräulein von Göchhausen. Mit einem Bildnis. . . . 129
Thomas, Dr. Wolfgang A.: Kammermusik 561
Zu unsern Bildern . . 161, 322, 475, 633

Komposition.

Seite

Berger, Wilhelm: Zur Weihnacht (Gedicht von Theodor Souchay). Für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung 595

Sonstige Aufsätze.

*Bartsch, Rudolf Hans: Südtiroler Burgen. Mit zwölf Gemälde-Wiedergaben in Buntdruck von Prof. Peter Paul Müller 169
*Boeck, Kurt: Groteske Standbilder in geheimnisvollem Lande. Mit neun Bildern, größtenteils nach Originalaufnahmen des Verfassers 457
*Buß, Georg: Zur Geschichte des Billards. Mit vierzehn Abbildungen . 393
Delitzsch, Prof. Dr. Friedrich: Ninewe zur Zeit Sardanapals. Mit drei Karten 216
Fred, W.: Aus dem Leben einer großen Tageszeitung 70
v. Gottberg, Otto: Die amerikanische Präsidentenwahl 407
*Grautoff, Otto: Pariser Bühnenkünstlerinnen. Mit dreizehn Abbildungen nach Originalaufnahmen in Tondruck 417
Groller, Balduin: Die Wienerin . . . 249
Heyck, Ed.: Studenten und Alte Herren 104
Höcker, Paul Oskar: Das Zugstück . . 136
*Hoof, Dr. Walther: Der Frauenhut. Mit dreißig Textillustrationen, zum Teil in farbiger Wiedergabe . . . 83
*— — Prinz August von Preußen und Frau Récamier. Mit sieben Abbildungen 600
Kellen, Toni: Aus der Geschichte des Feuilletons 590
Lehmann-Göttingen, Prof. Dr. Max: Die preußische Städteordnung vom 19. November 1808 388
Lenz, Professor Dr. Max: Otto von Bismarck und Freiherr Karl vom Stein 47
Lewald, Emmi (E. Roland): Im „bel paëse“. Notizen eines Laien . . . 379
*Meinecke, Prof. Dr. Friedrich: Fichte als nationaler Prophet. Mit einem Bild Fichtes 373
*Philippi, Prof. Dr. E. in Jena: Die Natur der Eisberge. Mit zwölf Abbildungen in Tondruck nach Aufnahmen des Verfassers 521
Rath, Willy: Münchener Bohême . . 465
*Rutari, A.: General Booth und die Heilsarmee. Mit einem Bildnis des Generals Booth 306
Schmidt, Karl Eugen: Wenn der Herr Präsident zur Hofjagd fährt . . . 78
Strobl, Karl Hans: Ahasver 531
Urban, Henry F.: Die Amerikanerin . 516
*Widitz, B.: Altes Zinn. Mit fünfzehn Textabbildungen 295
Zabel, Eugen: Shakespeares „Othello“ auf der Bühne 267
von Zobeltitz, Hanns: Die Berlinerin . 255

Neues vom Büchertisch.

Seite

Bahr, Hermann: Stimmen des Blutes 473
Bartsch, Rudolf Hans: Die Haindlkinder 631
Busch, Wilhelm: Hernach 632
Croissant-Rust, Anna: Winkelquartett . 319
Diederichs, Eugen: Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern 321
Ernst, Otto: Semper der Jüngling . 156
Hartleben, Otto Erich: Briefe an seine Frau 156
Hauschner, Auguste: Die Familie Lowositz 319
Hesse, Hermann: Nachbarn 472
Hesses Neue Leipziger Klassikerausgaben 474
Heyse, Paul: Menschen und Schicksale . 156
Holzamer, Wilhelm: Vor Jahr und Tag 320
Kulturhistorische Liebhaberbibliothek . . 632
Mewis, Marianne: Der große Pan . . 473
Meyer, Conrad Ferdinand: Briefe . . 470
Montaigne, Michel de: Versuche . . . 156
Richardson, Samuel: Clarissa 156
Rousseau: Bekenntnisse 156
Schlumpf, Maria: Der Weibermann . 319
Schmitthenner, Adolf: Das deutsche Herz 320
Schnitzler, Arthur: Der Weg ins Freie 317
Viebig, Clara: Das Kreuz im Venn . 628
Villinger, Hermine: Die Dachprinzeß . 631
Wassermann, Jakob: Caspar Hauser oder die Trägheit des Herzens. . . 156
von Wolzogen, Ernst: Die Großherzogin a. D. 630

Kunstbeilagen.

Bartolommeo, Fra: Die heilige Magdalene. Gemälde. Faksimiledruck zw. 480 u. 481
Fleischer, Prof. Fritz: Das Mädchen mit der Nelke. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 440 u. 441
Hoecker, Prof. Paul: Sinkender Tag. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 280 u. 281
Marr, Prof. Carl: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . Titelbild
— — Am Chiemsee. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . zw. 8 u. 9
— — Studienkopf. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . zw. 16 u. 17
— — Sommertag. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . zw. 24 u. 25
Müller, Prof. Peter Paul: Im Hof der Burg Runkelstein. Gemälde. Faksimiledruck. . . . . . . zw. 168 u. 169
— — Die Trostburg bei Waidbruck. Gemälde. Faksimiledruck. . zw. 176 u. 177
Münzer, Adolf: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 288 u. 289
— — Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 496 u. 497
Reusing, Fritz: Abenddämmerung. Gemälde. Faksimiledruck. . . zw. 328 u. 329
Schmidt-Michelsen, A.: Rokoko. Gemälde. Faksimiledruck. . . zw. 520 u. 521

Seite

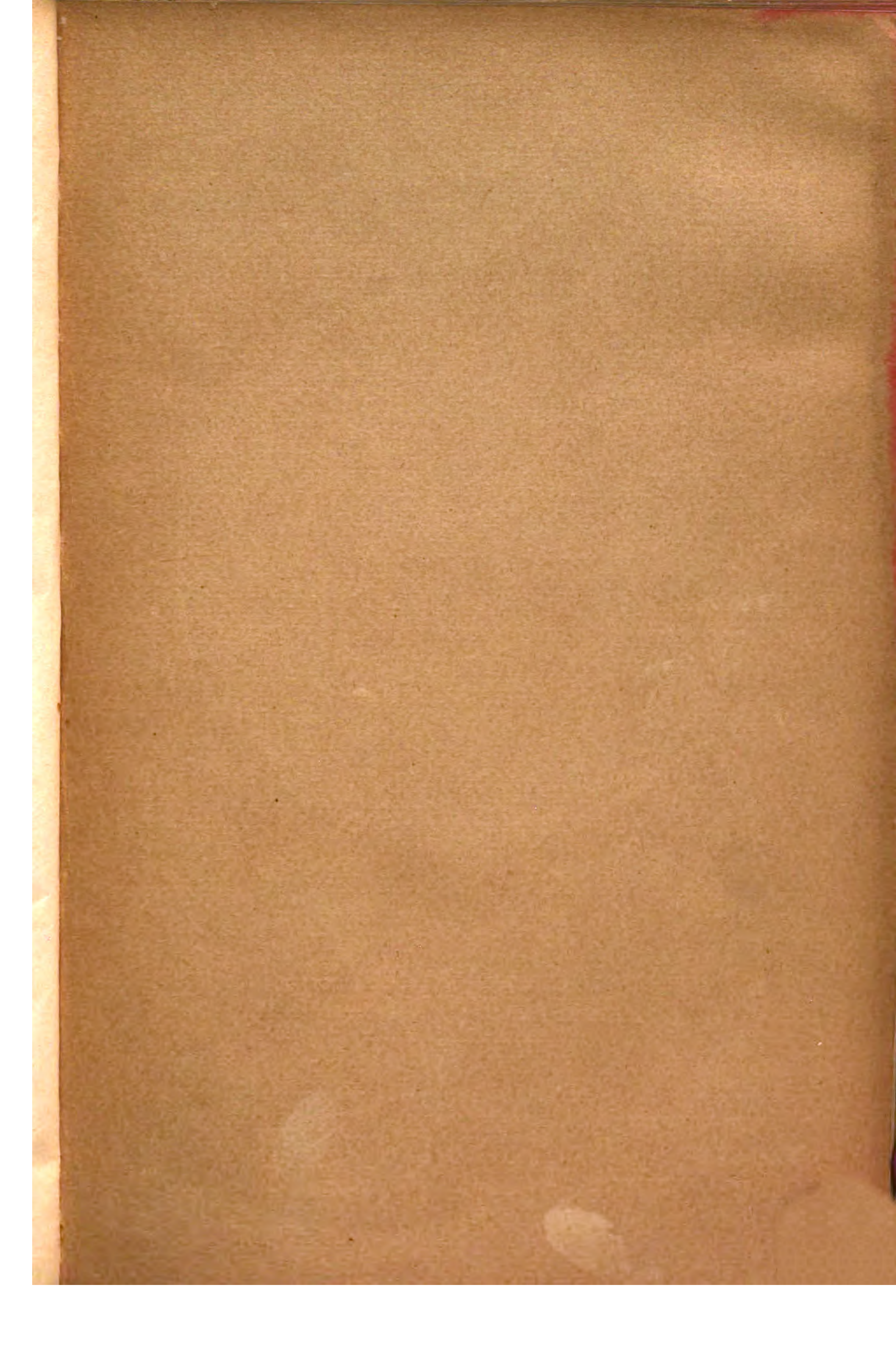
Einschaltbilder.

Albrecht, Prof. C.: In Gedanken. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 200 u. 201
Bartolommeo, Fra: Die Kreuzabnahme. Gemälde. Tondruck . . . zw. 488 u. 489
Borchardt, Hans: Die Schwestern. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 184 u. 185
Brandenburg, Martin: Der Tanzplatz. Gemälde. Tondruck . . . zw. 264 u. 265
Carracci, Agostino: Bildnis der Johanna Parolini Guicciardini. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 240 u. 241
Carracci, Annibale: Diana. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 248 u. 249
Conz, Prof. Walter: Ein Sommertag. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 96 u. 97
Engel, Prof. Otto H.: Hochzeitsgäste. Gemälde. Tondruck . . . zw. 128 u. 129
Fehr, Prof. Friedrich: Lautenschlägerin. Gemälde. Tondruck . . . zw. 104 u. 105
Feuerbach, Anselm: Bildnis der Nanna. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 48 u. 49
Heller, Adolf: Bildnis der Frau von Radnay. Gemälde. Tondruck zw. 160 u. 161
Hengeler, Prof. Adolf: Im Atelier. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 592 u. 593
Jacobsen, S.: Winterabend. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 512 u. 513
Kraus, August: Sandalenbinderin. Bronze. Tondruck . . . zw. 144 u. 145
Kurz, Prof. Erwin: Nymphe. Skulptur. Tondruck . . . . zw. 232 u. 233
Leistikow, Prof. Walter †: Märkischer See. Gemälde. Tondruck zw. 192 u. 193
von Lenbach, Franz: Agnes Sorma. Gemälde. Tondruck . . . zw. 624 u. 625
Linde, Prof. Dr. R.: Im Hamburger Hafen. Nach einer Photographie aus seinem Werk „Die Niederelbe". Tondruck . . . . zw. 456 u. 457
Moest, Jos.: Lady Godiva. Bronze. Tondruck . . . . zw. 408 u. 409
Mühlig, Prof. Hugo: Hessischer Gänsehirt. Gemälde. Tondruck zw. 208 u. 209
Oppler, Ernst: Am Schreibtisch. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 376 u. 377
Pleuer, Prof. H.: Abend. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 392 u. 393
Sterl, Prof. Robert: Das Petriquartett. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 80 u. 81
Trübner, Prof. Wilhelm: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 64 u. 65
Unger, Hans: Schönheit. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 360 u. 361
Vetter, C.: Die Theatinerstraße in München. Gemälde. Tondruck zw. 576 u. 577
Vogel, Prof. Hugo: Else von Bülow. Gemälde. Tondruck . . . zw. 544 u. 545
von Volkmann, Prof. Hans: Heimtrieb. Gemälde. Tondruck . . . zw. 344 u. 345

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

*Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-A.: Spielzeug . . 640
*Holzschnitte, Farbige, von Hans Neumann, Walter Klemm, Rudolf Junk, G. von Becker und Dora Seifert . . 161
*Honold, Georg: Damenzimmer . . . 475
*Innendekoration auf der Ausstellung München 1908 322
*Liebmann, H. Harry: Bronzen und Plaketten 479
*Linde, Prof. Dr. R.: „Die Niederelbe" 480
*Olbrich, Joseph M. † 633
*Paul, Prof. Bruno: Schiffsinnenräume 477
*Pfeiffer, Max: Schmuckstücke 168
*Rasch-München, Alois: Perltaschen . 635
*Riegel, Prof. Ernst: Silberarbeiten . 167
*Rothmüller-München, K.: Geschmeide und Juwelenkunst 633
*Schüssel, E. M.: Münchener Geschenk-Andenken 636
*Schwab, Architekt H.: Haus Sängerstein bei Eisenach 165







Bildnis.

Gemälde von Prof. Carl Marr.

Aus der Münchener Kunstausstellung, Glaspalast, 1908.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker



XXIII. Jahrgang 1908/1909



Heft 1. September 1908

Benigna. Leben einer Frau.

Roman von Georg Freiherrn von Ompteda.



Sie hieß Benigna, war versonnen und verträumt. Mit ihren märchenschwarzen Augen sah sie ins Leben wie aus einer fremden Welt. Und dunkel wie ihr Blick war auch ihr Haar.

Sie hieß Benigna. Ihre Mutter fand den Namen. Die Mutter, die ihr all das Erdentrückte mitgegeben, das die Erzieherinnen des Kindes Zerstreutheit nannten.

Sie sann, sie träumte. Traum schien ihr alles: daß sie lebte, daß sie von ihrem Fenster den Teich vor sich sah, auf dem die Enten einfielen, daß Möwen schwirrten, schossen, sich wiegten, niederstießen. Möwen, die im Herbst verschwanden, sie ahnte nicht wohin, nach rätselhaften Ländern, und wiederkamen jedesmal, wenn sich die hohen Linden um das Haus mit ersten Knospen schmückten.

Und war nicht auch das Schloß wie ein Traum, das gewaltige gelbe, hohe Schloß mit den runden Ecktürmen, von zwei riesigen Teichen umgeben? Das Schloß, das alles beherrschte im Land, von dem man nur sprach als: ‚das Schloß‘, zu dem die Fremden kamen, um den Jagdsitz der ehemaligen Kurfürsten zu sehen, die Moritzburg.

Dort gab es hohe Säle mit Jagdtrophäen geschmückt, mit monströsen Geweihen, mit Vexiertrinkbechern aus eitel Gold und Silber. Gab dort den Federthron aus Millionen Federn, ein Geschenk des Großmoguls. Weit, weit her, märchenhaft weit . . . märchenhaft, denn alles war Traum, ein Märchen.

Dem Märchen gleich die Wildfütterung draußen im Tiergarten, der eingehegt ward von Mauern, nie, wie es hieß, umschritten, unabsehbar, schier endlos.

Benigna stellte sich wie sie die Ewigkeit vor. Das klang im Ohr: ‚Ewigkeit!‘ Es machte ihr fast Grauen. Ewigkeit — grenzenlos. Grenzenlos war das Wort, das sie am meisten liebte, das sie immer mit Andacht sprach, langgedehnt, daß es klang: grenzenlos!

Und war nicht auch die Fasanerie drüben fast wie ein Traum, mit der Wasserkunst und den Zimmern, alle mit lächerlichen, schwarzen Fliegen an den Wänden, die Graf Marcolini dem Kurfürsten zu Lust und Scherz so bemalt? Marcolini! ‚So mußte Italien sein,‘ meinte Benigna. Und August der Starke, ein König wie im Märchen, der Hufeisen zerbrach und zum Turmfenster den blasenden Trompeter hinaushielt mit gestrecktem Arm. Dazu der Teich mit richtigem Hafen, Hafendamm und hohem Leuchtturm, von wo der König auf stolzem Kauffahrteischiff in See gestochen!

Noch nie war Benigna fort gewesen aus dem rauschenden Waldrevier, bis auf die Fahrten in die Stadt, dem nahen Dresden. Sie hätte anderwärts nicht atmen können und nicht leben. Und hundertmal hatte

sie als Kind gesagt: „Hier will ich sterben! Sterben ist süß!“

Der Vater meinte kurz: „Benigna, rede nicht solche Dummheiten!“

Aber die Mutter blickte sie an: das war ihr Blut, das sich in dem Kinde regte. Und die immer müde Frau fragte weich, mit ihrer Stimme, die wie schmeichelnder Wohllaut klang: „Benigna, mein Kind, sage, wo hast Du das her?“

Das Mädchen wurde rot und antwortete leise im Widerklang der Mutterstimme, nur noch mit sprödem Kinderlaut: „Es klingt so schön!“

Aber das war schon lange her. Schon sechs lange Jahre. Sie hätte dafür ‚unendliche Zeiten‘ gesagt. Seitdem trug sie ihre schweren, langen, schwarzen Flechten im Knoten. Sie war jetzt erwachsen, eine kleine Dame. Sie empfand auch die ganze Pflicht der Würde ihrer sechzehn Jahre. Etwas wie Schwermut lag in Benignas Augen, tief in ihrer Schwärze, wie man sie selten sah. Sie mußte auffallen. Und General von Deemuth, der zu gleicher Zeit im gleichen Regiment wie einst der Vater Junker gewesen, sah dem Kinde ins Gesicht und rief: „Hat das Wurm 'n Paar gefährliche Lichter. Da wird sich noch mancher Schmetterling die Flügel verbrennen. Setzt sie nur nicht abends auf die Terrasse hinaus, die leuchten ja im Dunkeln!“

Benigna schwieg. Sie verstand nicht recht — und wollte doch verstehen. Das quälte sie lange Tage, doch fragen mochte sie nicht. Endlich faßte sie sich ein Herz und ging zur Mutter. Dem Fräulein hätte sie es nie gesagt.

„Mama, warum soll ich abends nicht auf der Terrasse sitzen?“

„Wer hat es Dir denn verboten?“

„Der General sagte es zu Papa!“

Die Mutter wußte keine Antwort. Sie wollte fragen, meinte sie. Dann kam sie eines Abends, als Benigna auf der Terrasse saß, zu der man aus dem Wohnzimmer trat, strich dem Mädchen über die Stirn und meinte: „Der General hat einen Scherz gemacht. Niemand soll Dir's verbieten, wenn Du auf der Terrasse sitzen willst!“

Benigna blieb allein auf dem ‚Söller‘, wie nur sie sagte. Es klang, wie bei einem Schloß.

Das Vaterhaus, die ‚Jägerei‘, hatte ja auch einst zum Schlosse Moritzburg gehört, für das Gefolge, für Gäste, für die Jäger bestimmt, man wußte es nicht mehr. Dann war sie Rentamt gewesen, war verkauft worden und sogar in Bauernhände geraten. Benignas Vater hatte sie erworben, als er den Abschied nahm. Wegen seiner Frau war es geschehen. Nur kurz hatte er gedient, dann war er Diplomat geworden. Das Klima in Buenos-Aires hatte die Gräfin nicht vertragen, er bat um Versetzung nach Wien — denn gleich vielen Sachsen war er in österreichische Dienste getreten — und man schickte ihn nach Petersburg, wo sie das Klima noch weniger vertrug. So war er gegangen.

Nun saß er hier in der ‚Jägerei‘. Einsam war es, still ging es zu. Besuch kam selten. Benignas Brüder gingen in Dresden auf die Schule, nur zu den Ferien kamen sie. Benigna konnte träumen. Und träumend saß sie auf dem ‚Söller‘, ganz allein, denn die Mutter liebte nicht die Abendluft. ‚Fräulein‘ blieb bei ihr, las ihr vor, unterhielt sie oder schwieg mit der Kanevasstickerei in der Hand, ohne die man sich sie nicht denken konnte.

Benigna blickte zum Himmel auf, der sich bei dem untergehenden Tagesgestirn blutig zu färben begann, und dann, als die Tinten verglühten, rückte sie ihren Stuhl ein Stück vor bis an das steinerne Geländer mit seinen dicken Zopfstilsäulen und sah die sterbende Glut im Schloßteich aufleuchten. Wenn sie so zum dunkelnden Wald hinüberblickte, der, im Wasser widergespiegelt, doppelt vor ihr stand, einmal mit den Kronen gen Himmel, dann mit den Wipfeln in der Flut, wenn sie dann halb die Lider schloß, wußte sie fast nicht mehr, durch das Spiegelbild getäuscht, was war Wirklichkeit, was Abglanz. Lebte unten, was sie sah? Wuchs es hinab in die Tiefen und ward nur als Widerschein gen Himmel geworfen?

Es machte ihr ein seltsam köstliches Gefühl, ein erwartungsvolles Sehnen, die Welt vertauscht zu erblicken und nicht

unterscheiden zu können zwischen Sein und Bild, wie zwischen Traum und Wachen. Da verblaßte, da starb die lodernde Glut. Die grellen Farben wurden weich, die Nacht sog sie auf. Noch einmal zuckten violette Strahlen auf, gelbe Streifen zogen über den Himmel. Dann als Benignas Blicke noch das schwefelfahle Licht gefangen hielten, war es dahin unerbittlich wie der Tod, der jäh ein Auge bricht. Rundum war es Nacht.

Jetzt konnte man den Uferstrich nicht mehr unterscheiden, der von der Wirklichkeit das Spiegelbild trennte. Und wie sie beide ineinander übergingen, verwischten sich in Benignas Denken Leben und Traum.

Ihr war so bewegt zu Sinn, als wartete sie auf irgendein Ereignis. Sie sehnte sich hinaus in die Nacht, auf das dunkelnde Wasser, in den schwarzen Wald, auf die dämmernde Straße, die man am Teich entlang unter den Kastanien ein Stück verfolgen konnte. Dann aber wieder fühlte sie sich geborgen im Haus, heimlich, vertraut auf dem ‚Söller‘, von dem man alles sah, ohne sich zu regen.

Und sie hob langsam die Blicke über die Baumkronen empor zum Himmel, an dem schon einzelne Sterne zuckten, als müßten sie noch kämpfen um ihren Schein. Drüben aber, alle überstrahlend, stand der Abendstern: die Leuchte der ‚Venus‘, wie Benigna ihn nannte.

Nun aber ward es hell mit einemmal auf den Dächern des Schlosses. Die gelblichen Mauern der großen Ecktürme begannen zu leuchten, das Wasser spiegelte zitternd den Glanz. Hinter der Jägerei war der Mond emporgestiegen.

Das Licht blieb unbeweglich. Es strahlte gleichmäßig vom Himmel herab in ruhigem, fahlem Scheine. Benigna hatte das Kinn auf beide Fäuste gestützt, die auf dem Geländer ruhten. Ihre Augen schienen sich zu weiten. Sie atmete schnell, daß die zarten Schultern sich hoben. Süße Schwermut schlich sich in ihr Herz. Sie hob ein paarmal die Hände, sich das Haar zurückzustreichen. Dann versteckte sie das Antlitz an dem schlanken Mädchenarm und blieb so unbeweglich.

Der Vater war aus der Tür getreten. Hoch gewachsen, gerade, mit kurzem, grauem Bart und großen Augen, die das Dunkel zu durchdringen suchten. Er sah im Finstern nicht die zusammengekauerte Gestalt seiner Tochter und fragte halblaut: „Benigna?“ Dann noch einmal: „Benigna, bist Du hier?“

Sie hob den Kopf. Nun gewahrte er sie. Die hohe, schlanke Gestalt mit dem grauen, leichtgelockten Haar beugte sich nieder. Während ein liebes Lächeln das Gesicht erhellte, legte er dem Mädchen die Hand um den Nacken. Benigna wandte ihm den Kopf entgegen, und als sie aufstand, fiel der Mond auf ihr Gesicht. Es glänzte perlend in ihren Augen. Erstaunt fragte der Vater, während er der Tochter den Arm um die Schultern schlang: „Was hast Du denn?“

„Ich bin so traurig!“

„Warum denn, Kind?“

Benigna sah ihn an mit ernstestem Gesicht, und während ihre Tränen rannen, sagte sie: „Papi, die Welt ist so schön!“

2.

Auch andere Stimmungen regierten in der ‚Jägerei‘, auch Lachen klang, und Benigna konnte tollen wie ein Bube. Dann ängstigte sich Mamachen, hob die zarten Finger mit den blitzenden Ringen und sagte zu Fräulein Luttermann mit ihrer tönenden Stimme: „Wenn sie sich nur keinen Schaden tut!“

„Ich glaube gewiß nicht, Frau Gräfin!“ gab das Fräulein zurück, das seit neun Jahren im Haus, bisher Erzieherin Benignas, nunmehr Hausdame und Gesellschafterin der Gräfin Moosburg war.

Es war auch gar nicht so arg, wie Benigna es trieb, denn ihr nachdenkliches Wesen ließ sie oft mitten in Scherz und Spiel verstummen; dann blieb sie ernst, bis sich allmählich wieder ein Lächeln auf ihre Lippen fand. Papi meinte sogar, es würde nichts schaden, wenn seine Tochter mehr lachte, fröhlich wäre, sänge und spränge. Er pflegte meist still zu sein, wenn ihn nicht jemand aufheiterte. Zum Pessimismus veranlagt, hielt er sein schweres Blut für einen Unsegen und wollte seine Kinder so erziehen, daß sie dem nicht zuneigten, dem er selbst unterlag: der Verneinung und Hoffnungs-

losigkeit. Darum scherzte er mit Benigna, suchte ihr immer die Sonnenseite des Lebens zu zeigen und klar zu machen, daß für ein Mädchen ihres Alters der Himmel voller Geigen hinge.

Aber wenn er eben noch gescherzt, fand ihn oft Benigna in seiner Bibliothek mit Falten auf der Stirn, die er nicht schnell genug glätten konnte.

Dennoch konnte es oft übermütig lustig zugehen, so an dem Tage, nach dem Benigna weinend über die Schönheit dieser Welt auf dem Söller gesessen. Das war der Tag der Woche, an dem stets General von Deemuth kam und der Oberforstmeister von Pontzau drüben aus der Fasanerie.

Der General erschien wie immer zu spät, nachdem man lange mit dem Abendessen auf ihn gewartet hatte. Er zog die Uhr, man kannte das, und sagte verstört, indem er sich den ergrauenden Schnurrbart strich: „Ich muß sie wirklich zum Uhrmacher geben; wenn die Kerls nur nicht so unzuverlässig wären, denn sie machen sie ja nur noch mehr kaputt, damit sie ein paar Jahre daran herumreparieren können!“

Niemand antwortete darauf; den Uhrmacher, der die Uhr nie bekam, kannten sie alle seit Jahren. Der General küßte der Gräfin die Hand, machte Fräulein Luttermann eine förmliche Verbeugung, die sie mit einem tiefen Knicks beantwortete. Dann drückte er Graf Moosburg die Hand und tat, den Überrock zuknöpfend, ganz erstaunt, als er den Oberforstmeister erblickte: „Sieh da, Herr Oberforstmeister auch hier? Das freut mich.“

Herr von Pontzau hielt ihm zögernd ein paar Finger hin, denn er wußte nie recht, war es Ernst oder Scherz beim General. Der wandte sich zu Benigna und grüßte militärisch, aber da er keine Kopfbedeckung trug, mußte er die Finger an die Schläfe legen.

Das Mädchen machte ihm die militärische Ehrenerweisung nach. Dabei hatte sie die Absätze geschlossen, den Kopf erhoben, und wie sie dastand, schlank wie eine Tanne, mit dem jugendlichen Leib, dem schwarzen Haar, den dunklen, blitzenden Augen, sagte der General: „Donnerwetter, wenn ich so'n Rekruten gehabt hätte!“

Das Speisezimmer lag zu ebener Erde. Die Decke war gewölbt wie ein alter Kreuzgang, allerlei Geweihe und Gehörne schmückten die Wände. Es war keine Jagdbeute des Hausherrn, sondern Familienstücke, die irgendein Ältervater erlegt und die nun mit den plump geschnitzten Köpfen, auf denen das Geweih saß, erstaunt auf die Gesellschaft herabzublicken schienen, weil sie nicht Dreimaster trug, Zopf und grünen Jagdrock.

Und doch bedurfte es keiner großen Phantasie, den Oberforstmeister zurückzuversetzen in jene Zeit, da noch fröhliches Gejaid war um die Moritzburg, als noch die steinernen Hifthornbläser, die auf der Schloßterrasse standen, leibhaftig herumliefen. Sein braunes Gesicht war glattrasiert, das graue Haar, nach hinten gekämmt, als endigte es im Zopf, trug er halblang und dazu immer einen seltsamen, grünlichen Rock. Außer in großer Uniform hatte ihn noch kein Mensch anders gesehen. Da nun seine Manschetten immer ungestärkt waren, so schien beim Licht der Tischlampe der Schritt bis zu den Spitzenärmeln des XVIII. Jahrhunderts nicht gar weit.

Der Oberforstmeister war älter als die beiden anderen Herren. Das ließ er dem General gegenüber dann merken, wenn er sich über ihn ärgerte. Und das geschah nicht selten. Weniger beim ersten Zusammentreffen, als wenn sie zur Partie einander gegenüber saßen.

Heute jedoch schien es bei Tisch schon beginnen zu sollen. General von Deemuth fragte plötzlich, sächsisch, anders sprach er mit Herrn von Pontzau nicht: „Herr Oberforschtmeester!“

„Nu, bitte?“

„Sagen Se mal, war das eegentlich e Zwelf- oder e Vierzehnender, den Sie auf der Keniglichen Jagd gefehlt ham?“

Der Oberforstmeister rückte auf seinem Stuhle hin und her, sein Gesicht schien dunkler zu werden, er kämpfte mit sich, ob er antworten sollte. Er tat es aber doch schließlich, nahm eine höchst würdevolle Miene an und sprach in dem entsetzlichen Sächsisch, das der General nachzuahmen suchte, wenn er ihn an-

redete: „Erschtens haben mir hier kee Rotwild, Herr General, sondern nur Dam- und Schwarzwild, zweetens hat sich Seine Majestät die Zwelfer oder nu gar Vierzehner fier Allerhöchstsichselbst vorbehalten ..."

Der General unterbrach ihn: „Ich denke, es gibt gar keene?"

Der Oberforstmeister wurde erregt: „Aber in anderen Revieren, in Schandau, in der ganzen säkschen Schweiz ..."

„Nu cha, aber hier nich. Un Sie haben doch vorbei gehalten."

Herr von Pontzau schlug mit seinen braunen, verschrumpelten Fingern, die einem phantastischen Wurzelwerk glichen, auf den Tisch: „Erlooben Se mal ..."

„Sehen Se ... na also ..."

„Nee, das will ich nich sagen ..."

Doch General von Deemuth tat, als sei die ganze Angelegenheit erledigt. Er begann von anderem zu sprechen, bis der Oberforstmeister ihn rot vor Zorn unterbrach: „Iberhaupt, Herr General, ich habe schon meinen erschten Spießer zur Strecke gebracht, als an Sie noch gar nich zu denken war!"

Der General meinte nur trocken: „Ich denke, es war e Gabler, Herr Oberforschtmeester?"

Nun geriet der alte Herr ganz außer sich, aber ehe es zur Erwiderung kam, hatte Gräfin Moosburg etwas dazwischen gesprochen. Sie ängstigte sich immer, diese Neckereien möchten doch noch einmal mit ernster Verstimmung ein Ende nehmen. Der Oberforstmeister hatte sein gelbseidenes Taschentuch hervorgeholt und begann sich fürchterlich zu schneuzen. Das geschah so laut, und er ward bei dem angestrengten Trompeten so rot, daß Benigna nur durch einen flehenden Blick der Mutter und einen halb drohenden des Vaters davor bewahrt wurde, alle Erziehungsbemühungen des Fräulein Luttermann durch Herausplatzen Lügen zu strafen. Doch sie entschädigte sich wenigstens dadurch, daß sie unter der schützenden Decke des Tischtuches Fräulein Luttermann mit dem Fuße an die Schienbeine stieß, worüber dies gute, alte Hausmöbel schmerzlich den Mund verzog.

Nach Tisch ging es in den oberen Stock, wo schon im Wohnzimmer der Whisttisch bereit stand. Wie immer taten die Herren, als wollten sie aus Galanterie zuerst noch die Damen unterhalten, doch sie schielten nach den Karten, und nachdem einer nach dem andern eine Bemerkung über die letzte Partie hatte fallen lassen, sagte die Gräfin: „Nun, Herr von Pontzau, vielleicht haben Sie heute mehr Atouts als das letztemal ..."

Im selben Augenblick saßen auch schon die Herren, es wurde gemischt, abgehoben und gegeben. Benigna mußte mitspielen, denn ihre Mutter konnte sich nie merken, ‚was heraus ist', wie sie zu sagen pflegte. Sie sah eine Weile zu, während Fräulein Luttermann einen Schritt hinter ihr stand. Bald aber verschwanden die beiden im Boudoir nebenan, wo die Gräfin eine Patience legte, die schon deshalb nicht aufgehen konnte, weil seit Jahren die Coeur-Sieben fehlte.

Aber wie immer wurde nicht viel aus dem Spiel. Es ward nie mit dem Ernst betrieben, der die Nachbarn der Jägerei auszeichnete, wenn sie Skat spielten. Denn das taten sie alle, vor allem die nächsten: Landstallmeister von Weerth aus dem nahen Landstallamte und Herr Hoehne, Domänenpächter aus Rösig. Deshalb paßten diese auch nicht in die Jägerei, und man sah sich nicht oft. Freiherr von Thumen auf Lengenberg, der der allernächste Nachbar gewesen wäre, befand sich aber stets im Süden. Die anderen Güter lagen zu weit entfernt.

Der General begann schon wieder auf den Oberforstmeister zu sticheln, und um das abzuschneiden, fing Graf Moosburg an, von seinen Reisen als Diplomat zu erzählen. Da ruhten von selbst die Karten. Benigna, die zu geben hatte, legte sie einfach auf den Tisch und lauschte ihrem Vater. Sie bewunderte ihn. Sie fand, daß er der schönste Mann sei, den sie je gesehen, und daß keiner so erzählen könne wie er.

Als eine kurze Pause eintrat, rief der General: „Aber was wird denn nun aus unserer Partie?"

„Der Robber war zu Ende!" meinte Benigna. Sie hatte gar keine Lust mehr zu spielen. Und die Herren fügten sich. Der General machte schmunzelnd eine Verbeugung. Seine scharfen, hellen Augen, die bei der Adlernase in dem gebräunten

Gesicht ihm etwas Scharfes geben konnten, bekamen, wenn sie sein Patenkind trafen, etwas Zärtliches, fast Ergebenes. Er war galant gegen alles, das langes Haar trug und mit weicher Stimme redete. Benigna aber umgab er mit einer Art Ritterlichkeit, von der auch auf den Waldmenschen im grünen Rock ein Abglanz fiel. Es war, als wollte der gegen seinen Widersacher nicht zurückstehen.

So begann der Oberforstmeister zu lächeln, rückte hin und her, und es entquoll ihm, mit einem Schnurren fast wie ein verliebter Kater, der höchste Ausdruck der Bewunderung, dessen er fähig war. Er strich vorsichtig mit seinen braunen, verschrumpelten Fingern über die lange, zarte Hand Benignas und brummte: „Nu, mei scheenes Freileinchen, ganz gehorsamst Ihr Servitär!"

Doch es hatte nicht völlig den erwünschten Erfolg, denn, nachdem man aufgestanden war, sagte Benigna verstohlen zu ihrem Vater: „Ich bin kein Fräulein, Papi!"

Graf Moosburg antwortete lächelnd, aber doch verweisend, indem er sich des Ausdruckes bediente, der ihm aus seiner österreichischen Zeit geläufig war: „Na, na, das Komtesserl kommt noch zeitig genug."

Bald brachen die beiden Herren auf. Der General ging zu Fuß. Er hatte nicht weit bis ins Dorf, Eisenberg genannt, denn Moritzburg hieß nur das Schloß. Dort bewohnte der Junggeselle mit seinem Diener ein kleines Häuschen schräg dem Gasthause ‚Zum bon Marché' gegenüber, wohin er essen ging, falls er nicht eingeladen war.

Der Oberforstmeister aber fand wie immer im Hof seinen Wagen vor, der bereits seit einer Stunde wartete, denn Ponzau pflegte, wenn der General ihn ärgerte, oft sehr bald aufzubrechen; und da man nie vorher wissen konnte, wie das Wetterglas stand, hatte der Kutscher den Befehl, stets bereit zu sein.

Er schlief natürlich, als sein Herr herunterkam. Auf dem Tritt hatte er gehockt, der schief stand, weil er in der Dunkelheit des Heimweges einmal einen Baumstamm hatte mitgehen heißen. Aber das tat dem Gesamtbilde keinen Eintrag. Im Gegenteil, es stimmte zu dem wüsten Gefährt, dessen lackblinde Holzteile, dessen struppiger Kutscher und armes altes Zugmittel (denn ein Pferd war nach Ansicht des Generals dieses ungeputzte, mit langen Zotteln an den Fesseln geschmückte Tier höchstens vor grauen Jahren einmal gewesen) die Nacht gnädig verhüllte.

Benigna war mit ihrem Vater heruntergekommen. Sie hing in seinem Arm, die denkwürdige Abreise mit anzusehen.

Der Oberforstmeister rief den eingenickten Kutscher an: „Du, Chohann, wir machen fort!"

Sofort zog der Gaul an, und der Kutscher taumelte vom Tritt. Er rief schläfrig: „Brrrr. Warte mal."

Dann nahm er den abenteuerlich geformten Zylinder ab und kletterte auf den Bock. Der Diener des Grafen war inzwischen zum Hoftore der Jägerei gegangen, um zu öffnen, und nun spielte sich die Szene ab, die zu erleben Benigna nicht müde ward. Der Oberforstmeister rief: „Du, Chohann, daß mer kee Malheer passiert!"

Er grüßte und wartete auf die Abfahrt. Nichts geschah. Das Zugmittel blieb wie angenagelt stehen.

„Hüh! Hüh doch!" rief der Rosselenker. Man hörte in der Dunkelheit einen Peitschenschlag, dann klimperte etwas am Geschirr — offenbar schüttelte sich der Gaul. Doch vorwärts ging er nicht. „Hüh! Na, so komm doch!" Große Stille. Endlich sah man auf dem Bock ein dickes, grinsendes Gesicht, und der Kutscher, der sich umgewandt, rief freudestrahlend: „Mei gnädiger Herr Oberforschtmeester — se will nich."

Da kam der Diener zu Hilfe. Er führte das Tier ein Stück an, und mit einemmal bockte das Vieh mit einem Satz zum Tore hinaus.

Benigna aber verbarg lachend ihr Gesicht am Arm des Vaters. Dann eilte sie die Treppe hinauf zum Söller. Gleich mußte der Wagen vorüberkommen. Sie lauschte. Man sah nichts, denn der Himmel war bewölkt. Aber bald hörte man einen Wagen rasseln, und dann klang deutlich herauf in der Stille der Nacht, während ein trüber Laternenschein unten vorüberhuschte: „Vorsicht! Chohann! Vorsicht!"

Eine Weile noch vernahm man das Gefährt. Es ward leiser. Es schwieg. Alles still. Nur vom Schloßteich herauf klang ununterbrochen, eintönig, aus tausend Froschkehlen die endlose Abendmusik: Quak, quak, quak, quak, quak, quak ...

3.

Vier Pferde standen im Stall der ‚Jägerei'. Zwei zum Fahren, zwei zum Reiten. Und davon durfte Benigna das eine benützen. Wenn es früher gegolten hatte, schnell irgendwohin eine Nachricht zu bringen, dann hatte immer die junge Gräfin selbst den Gaul ihres Dogcart gelenkt. Jetzt, wo Mamachen feierlich bei den Nachbarn mit ihr Besuche gemacht, sie also als erwachsen galt, wünschten das die Eltern nicht mehr.

Dafür ritt Benigna mit ihrem Vater, und die morgendlichen Ausflüge in den Tiergarten waren das Herrlichste in der ‚Jägerei'. Da ging es bald von der Straße ab und stille Waldwege, die des Mädchens Märchenphantasie bevölkerte mit Jagdgesellschaften aus Moritzburgs glanzvollen Tagen. Immer wenn sie unter den tiefhängenden Büschen trabten, beugte sie sich vor, zu spähen, ob nicht ein Reiter ihnen entgegen käme mit Dreispitz und gepudertem Haar, in langschößigem Rock und hohen Stulpenstiefeln.

War es nicht köstlich, wenn Papi, den Gang der Pferde mäßigend, den Finger auf den Mund legte: Pst ... pst! und dann vorsichtig hinüberdeutete auf die Lichtung, wo ein Rudel Damhirsche äste? Auch die Schwarzkittel fehlten nicht. Eine alte Bache zog eben grunzend davon, die gilblichen, getupften, niedlichen Frischlinge — ein ganzes Volk — hinter sich her. Zum Spielen sahen sie aus, die kleinen Tiere.

Wenn es aber nichts zu sehen gab als Wald, ringsum duftenden, rauschenden Wald, wenn quer durch das Stangenholz geritten ward, dann erzählte Papi von Pferden, die er besessen, sprach von fremden Ländern, von allerhand Leuten, die er gekannt. Das Mädchen hörte aufmerksam zu und wurde nicht müde, Fragen zu stellen, daß ihr Vater oft in Verlegenheit geriet, wie er antworten sollte: wie es gewesen, als Papi mit Mamachen verlobt war, ob sie sich gleich geliebt hätten oder erst mit der Zeit, warum eigentlich der General nicht geheiratet hätte, und ob es der Freiherr von Thumen, der so sagenhaft im Süden lebte, nicht bald tun würde.

Aber bei alledem blickte sie ihren Vater an aus so reinen Augen, daß er fühlte, diese Neugierde war die gleiche, die ihr Tränen über die Schönheit der Welt an jenem Abend auf dem Söller entlockt. Sie hatte ein unendliches Vertrauen zum Vater, ein größeres als zu ihrer Mutter, die sie zwar zärtlich liebte, die ihr aber doch nicht so nahe stand wie er. Der schüttete ihr immer sein Herz aus, erzählte, wenn er Not auf der Schule mit den Brüdern hatte, zog sie in sein Zimmer und zeigte ihr Bücher und Radierungen, fragte sie um Rat, welche Zigarre er in Bremen bestellen sollte.

Mamachen dagegen besprach alles mit Fräulein Luttermann und behandelte Benigna viel mehr als Kind, während der Graf mit ihr fast wie mit einer kleinen Dame verkehrte. Papi war mehr ihr ritterlich-väterlicher Freund geworden. Unwillkürlich sprach sie sogar anders mit ihm, kräftiger, erwachsener.

Benignas Stute, ein Fuchs, hieß ‚Patience'. Papi nannte sie englisch: ‚Peeschens', Mamachen aber pflegte sie französisch auszusprechen. Da nun Benigna nicht wußte, wie sie sagen sollte, hatte sie sich angewöhnt nur von ihrem ‚kleinen Fuchs' zu reden. In den Stall ging sie jeden Morgen und brachte den Pferden je ein Stück Zucker. Sie hatte es sich beim Frühstück abgespart. Nach dem Essen aber brachte sie ihrem Liebling die Brotkrumen vom Tisch, die Friedrich, der Diener, mit der kleinen wie eine Sichel geformten Bürste auf einen an den Tischrand gehaltenen Teller gekehrt hatte.

Wenn Papi, kurz ehe Mamachen die Tafel aufhob, sein Stück Brot fertig aufessen wollte, warf ihm Benigna einen flehenden Blick zu oder sagte auch wohl nur die Worte: „Die Rinde!"

Dann ließ er sie liegen. Benigna hatte ein Körbchen, in das die Brotkrumen gesammelt wurden. Es stand an einer bestimmten Ecke auf der An-

richte, und wehe dem, der gewagt hätte, es fortzunehmen. Wer zu Tisch gekommen war, meist der General, ging mit hinunter in den Stall.

Von alters her waren diese Räume hoch gewölbt. Es mochte eine Halle gewesen sein, die Graf Moosburg nicht aus Luxusbedürfnis, sondern weil es die Lage gab, zum Stall hatte einrichten lassen. Vier Sandsteinsäulen trugen die Decke, und da es vier Pferde gab, fand es sich von selbst, daß vier Boxen entstanden waren, mit einer Stallgasse in Form eines Kreuzes dazwischen.

Wenn Benigna die Stalltüre öffnete, hörte man schon die Pferde leise wiehern, sie hoben die Köpfe, und ihre grauen, blasenden Nüstern erschienen an den Gitterstäben. Dann traten die Besucher, zu denen sich Kutscher und Stallbursche gesellt, zwischen die vier Boxen, wo sich die Stallgassen kreuzten. Aber man trat nicht genau in die Mitte, um das Kunstwerk nicht zu zerstören, das der Kutscher dort täglich zur Stallparade mit einer Schablone und weißem Sand auf dem Steinboden anbrachte: das Moosburgische Wappen mit der Grafenkrone.

Nun rollten der Reihe nach die Türen der Boxen zurück, und je nach dem Temperament des Bewohners hörte man Benignas: „He", oder ein Schnalzen, ein schmeichelndes: „Ja, Du hast's verdient! O lala, o lala, die schöne, kleine Fuchsi!"

Daran knüpfte sich regelmäßig ein Gespräch des Grafen mit dem Kutscher, wie die Pferde gefressen, wieviel jetzt die ‚Iris' Haferzulage bekäme, und ob bei der ‚Diana' die Schieferzähne auch nicht wiedergekommen wären, die sie am Kauen hinderten. Dann erzählte der Kutscher endlose Geschichten, warum der Wallach beschlagen werden müßte, und daß er einen Bauer in Berbisdorf gefunden, der ihm Lupinen für den ‚Gouverneur' ablassen wolle. Und regelmäßig ward die Unterhaltung beendet durch ein: „Schön Joseph, machen S' nur so weiter!"

Denn Graf Moosburg nahm immer einen Anflug von österreichischem Ton an, wenn er mit dem Kutscher sprach, den er einst aus Wien mitgebracht hatte. Dann verzog sich Josephs glattrasiertes Gesicht zu einem geschmeichelten Lächeln, und wenn Benigna als Letzte den Stall verließ, schloß er die Tür mit einem: „Kiß d'Hand, Komteß!"

Die aber hing sich in den Arm des Vaters. Wenn sie dann ihr Zimmer betrat, wo sie am Nachmittag eine Stunde allein blieb, war ihr Herz voll Sonne. Sie las einen englischen Roman, den Mama ausgesucht, oder sie nahm ihr Tagebuch vor. Dazu aber riegelte sie zu, denn das durfte niemand lesen. Nicht einmal Papi.

Es stand wenig Eigenes darin. Einzelne Seiten enthielten wohl Verse, die merkwürdige Erinnerungen wachriefen an Geibel und Lenau. Dann stand ein Märchen darin von einem armen Kinde, im Walde erfroren just am Weihnachtsabend. Und der Wald lag an großen Teichen, aus denen sich ein Schloß erhob, gelb auf figurengeschmückter Sandsteinterrasse mit vier riesigen Türmen, wie die — Moritzburg. All das war lieb, weich, nicht übel, voller Phantasie, nur ein wenig verschwommen, und es verlief — ein wenig im Sande.

Ab und zu wurde bei Benigna der Tee getrunken. Das war ihr immer ein großes Fest. Dann durfte sie den Tee machen, ein Amt, das sonst Fräulein Luttermann zufiel und ihr ohne kleinen häuslichen Aufstand nicht wohl genommen werden konnte.

Wenn Mamachen sagte: „Meine kleine Benigna, wir kommen heute zu Dir!" begannen sofort die Vorbereitungen. Das junge Mädchen stäubte selbst ihr Zimmer noch einmal ab, stellte die Gegenstände auf dem Schreibtisch zurecht, rückte die Möbel anders. Das Stubenmädchen konnte sich nun einmal nicht merken, daß der winzige Stuhl Louis XV, den Benigna zu Weihnachten erhalten, nicht an die Wand geklebt sein durfte, sondern schräg, und daß das Tischchen, auf dem die schönsten Einbände ihren Platz gefunden, nicht genau unter dem kleinen Rokokokronleuchter stehen durfte, sondern das Zimmer sozusagen im goldenen Schnitt zu teilen berufen war.

Als nun eines Tages die Eltern mit Fräulein Luttermann sich eben zum Tee gesetzt hatten, wurde General von Deemuth gemeldet. Der General hatte ein



Am Chiemsee.

Ölstudie von Prof. Carl Marr.

rotes Gesicht, vom Laufen offenbar, und blieb atemlos mitten im Zimmer stehen.

Graf Moosburg erhob sich und streckte ihm die Hand entgegen. Der General rief: „Wißt Ihr's denn schon?"

„Was?"

„Es gibt Krieg!"

„Krieg?"

„Ja, Frankreich hat den Krieg erklärt!"

4.

Im Anfang des Krieges war die Begeisterung nicht gar groß, denn in Sachsen stand die Wunde von 1866 noch offen. Der Oberforstmeister verstieg sich sogar dazu, der „schwarzweißen Bande in preißsch Berlin" Tod und Niederlage zu wünschen, und dämpfte nur seine Tonart etwas angesichts der Haltung des Königshauses, insbesondere des Kronprinzen Albert. General von Deemuth aber hatte sich sofort zur Verfügung gestellt.

Er kam jetzt täglich in die Jägerei, brachte Verlustlisten mit und die neuesten Depeschen aus Dresden, wohin er neuerdings immer öfters fuhr. Er sagte zu Benigna, die ihn gefragt, warum er gestern nicht zu Tisch gekommen wäre, wie sonst immer an den Dienstagen: „Weil man hier nichts hört, nichts weiß, nichts ahnt, weil es hier zu still ist und alles schläft, während sich draußen unsere Brüder totschießen lassen."

Sie redete sich in eine heimliche Wut und Empörung gegen die Stadt hinein, wo es besser sein sollte als in der ‚Jägerei'. Den General fragte sie, warum er sich denn eigentlich hierher verirrt, wenn man hier ‚schliefe'! Einen so gekränkten Ton hatte sie dabei, daß Herr von Deemuth anfing zu lachen. Er konnte so herzlich lachen, wie kein andrer Mensch. Und dabei blitzten seine Augen immer, und er strich sich den grauen Schnurrbart, der sich zu sträuben schien, wie bei einem schnurrenden Kater. Doch das junge Mädchen blieb ernst. Nun fragte er: „Was hast Du denn, Benigna?"

Sie meinte kurz: „Sie lachen mich ja nur aus!"

Er nahm sie beim Arm und schritt mit ihr den Gartenweg auf und nieder. Es war ein merkwürdiges Verhältnis zwischen ihnen, indem er von Kinderzeiten her das Mädchen ‚Du', sein Patenkind ihn jedoch ‚Sie' nannte. Keiner hatte daran gedacht, daß es einmal anders werden sollte, am wenigsten der General selbst, für den Benigna noch immer etwas von einem Kinde an sich hatte, trotz ihrer sechzehn Jahre. Und es war auch, als spräche er zu einem Kinde, dem er sein Herz ausschütten könnte ohne Konsequenzen. Was er nicht einmal seinem Freunde Moosburg recht offenbarte, plauderte er jetzt aus an diesem weichen Spätsommerabend. Die Aufregung über den Krieg versetzte ihn in eine gewisse Beichtstimmung. Er erzählte ihr, wie er sich hierher nach Moritzburg ‚verirrt' hätte, und wurde immer ernster, während er sprach: „Du weißt, mein liebes Patchen, daß ich ganz allein stehe auf der Welt. Ich habe keine Verwandten. Es gibt keinen meines Namens mehr. Siehst Du, Kind, solange ich im Dienst war, habe ich das nie so empfunden, denn ich gehörte einer großen Familie an — der Armee. Aber wenn man die Kameraden nun nicht mehr hat? Wenn einem eines Morgens der Stuhl vor die Tür gesetzt wird: ‚Herr General, wir brauchen Sie nicht mehr!' Na, da ist man Zivilist, man weiß gar nicht wie. Und dann — wohin? Sollte ich nach Dresden-Neustadt, wo im gleichen Hause womöglich noch drei andere abgehalfterte Krippensetzer wohnen? Nein, nein, dann wird — dann muß man unzufrieden werden." Der General blieb stehen und ließ Benignas Arm los: „Siehst Du, und da schrieb mir der Papa: ‚Komme doch nach Moritzburg, hier ist es wunderschön!'"

Benignas Augen leuchteten: „Das ist es auch!"

Der General lächelte: „Gewiß, Dresden ist nicht weit."

„Ach, immer das dumme Dresden!"

„Das ist doch wenigstens eine Stadt!"

„Ach, auf dem Land ist's viel schöner! Ich möchte nie, nie, nie, nie fort von hier."

Da drohte ihr der General mit dem Finger: „Einmal doch!"

Benigna blickte ihn erstaunt an. Er strich sich den Schnurrbart, daß er in zwei Spitzen aufwärts stand gleich den

Gewehren eines Keilers. Dann sagte er lachend: „Wenn nun der Rechte kommt?...“

Benigna verstand nicht sofort, doch einen Augenblick darauf schoß ihr das Blut ins Gesicht, und sie wehrte heftig kopfschüttelnd ab. Der General aber dachte im gleichen Moment an die Frau seines alten Freundes Moosburg, die solche Scherze nicht liebte. Sie hatte oft gesagt, er sollte die Seele des Mädchens nicht wecken. So brummte er etwas, nahm plötzlich von neuem den Arm seines Patenkindes und lief den Gartenweg auf und ab, indem er, was er sonst noch nie getan, von seinem Junggesellendasein zu erzählen begann. Einsam sei es in seiner Wohnung, vereinsamt fühle er sich bisweilen. Nur mit dem Diener hause er, und das Essen im ‚Bon Marché‘, wäre wirklich ‚nicht zum totlachen‘.

Doch in der Absicht, Sentimentalität nicht aufkommen zu lassen, begann er seine Wäschenöte zu schildern. Es machte ihm Spaß zu übertreiben, und er entwarf ein entsetzliches Bild der Unordnung, der Entsagungen, zu denen ein Junggeselle notwendig verurteilt sei.

Benigna war ernst gestimmt, und wenn auch ab und zu ein Lächeln über ihr Gesicht glitt, so meinte sie doch, im ganzen aus den Scherzen etwas herauszuhören wie Leid und Vereinsamung. Das blieb in ihrer Seele haften. Und sie ward dessen noch gewisser, als der General zum Anfang zurückkehrend meinte: „Kind, laß Dir nochmals sagen: nimm Dir ein Beispiel an mir — bleibe nicht allein. Ich sage Dir, ich habe Stunden, wo ich mich bluteinsam fühle! Bluteinsam.“

Das Wort traf sie und blieb in ihrer Seele haften. Ihre schwarzen Augen blickten so ernst vor sich hin, daß General von Deemuth einen Augenblick das Gefühl hatte, als hätte er da etwas angerichtet. Darum redete er ihr zu, sie wäre nun groß genug, daß man so was mit ihr besprechen könnte. Für die Eltern sei es schwierig, für ihn jedoch leichter, denn er wäre doch der Pate, gleichsam ein Verwandter, ein Onkel etwa: „Deine lieben Eltern erhalte Dir Gott so lange als möglich, aber ist es nicht der Lauf der Natur, daß Du sie einmal überlebst? Und dann stehst Du allein, wenn Du nicht geheiratet hast. Das vergiß nie, Benigna. Und ... Du sollst nie so einsam werden wie Dein alter Pate.“

Damit ließ er Benignas Arm los, drückte ihr die Hand, winkte ihr noch zu, und der Kopf mit dem Adlerprofil und den scharfen Augen, die nichts spüren ließen von Bluteinsamkeit, verschwand im Flur der Jägerei ...

Benigna aber schritt wie im Traume umher. Das Wort ‚bluteinsam‘ zitterte in ihr nach. Das Gespräch ward ihr zum Erlebnis. Den General sah sie plötzlich ganz anders an, als läge etwas Trauriges, Schwermütiges auf diesen doch so bestimmt ins Leben blickenden Zügen.

General von Deemuth aber hatte längst das Gespräch im Garten vergessen. Jeden Tag kam er in die Jägerei und brachte immer die letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatz mit oder erzählte von eigenen Kriegserlebnissen. Da schwirrten die Granaten und rasselten Kartätschensalven, pfiffen die Kugeln, und scharfe Säbelhiebe schnitten durch die Luft. Attacken wurden geritten unter Trompetengeschmetter und Rossewiehern. Pulverwolken zogen, vom Winde getrieben, die Sonne verfinsternd, über das Blachfeld. Vor den Batterien wälzten sie sich hinaus, die Abhänge hinab, aus Hunderten von Eisenmäulern gespien.

Benigna hatte ihm zugehört, mit verhaltener Brust, die großen, schwarzen, verträumten Augen zu ihm gerichtet, als sähe sie körperlich vor sich alles, von dem der General erzählte. Sie sah noch mehr. Sie sah ihn zu Pferde über das Leichenfeld reiten, sah ihn im Angriff vor seinem Reiterregiment mit blitzend geschwungenem Säbel. Die Szenen, von denen er erzählt, spukten vor ihrer Phantasie, ein einziger Rahmen, das Bild des Mannes umschließend, der alles das erlebt.

Er hatte mitten darunter gestanden, bedroht von Wunden und Tod, er, der hier neben ihr saß, der so ernst sprach. Es wob ihr einen lichten Schein um sein Haupt, und dazwischen klang an dem Abend nach dem Schlafengehen das Wort ‚bluteinsam‘. Da bedrängte sie ein schmerzlich wehes Gefühl, und ehe der Schlaf ihre Lider schloß, umgaukelte das

Bild des Generals noch lange ihre Lagerstatt.

Dann nahm sie unversehens am nächsten Tage ihre alten Schulhefte wieder vor und suchte die Seiten, wo ihr Fräulein Luttermann römische Geschichte diktiert hatte. Sie fand die Sätze über Vestalinnen. Die las sie aufmerksam. Das Fräulein überraschte sie dabei, und Benigna ward befangen, als sie davon redete. Beim Abendessen begann Fräulein Luttermann gar noch einmal davon, denn sie nahm gern die Gelegenheit wahr, ihr Wirken, das, seit sie nicht mehr unterrichtete, ein wenig verblaßt schien, in Erinnerung zu bringen.

Mamachen meinte mit ihrer tönenden Stimme: „Ja, ja, Benigna, die sieben Jungfrauen mit den Lampen, die kein Öl mehr hatten."

Papi verbesserte ruhig: „Das ist wohl eine Verwechslung mit den klugen und törichten Jungfrauen der Bibel."

Aber Mamachen bestand darauf: „Sie ließen das Licht ausgehen, und das durften sie nicht."

Doch der Graf hielt nun einen Vortrag über die Vesta, Vestalinnen, ihre Dienstzeit, ihr Keuschheitsgelübde. Dabei runzelte Fräulein Luttermann, die bisher bestätigend genickt, mit einem Blick auf Benigna die Stirn, so daß Papi halb ergänzend, halb verbessernd meinte: „Sie durften sich nicht verheiraten!"

Nun sah Benigna lange ernst billigend ihren Vater an. Mamachen sagte nur, nachdem Graf Moosburg den Unterschied zwischen den Vestalinnen und den Jungfrauen des Gleichnisses klar gemacht, mit ihrem freundlichsten Lächeln: „Das meinte ich ja eben."

„Gewiß!" gab Papi zurück. Dann las Fräulein Luttermann in der ‚Wohnstube' etwas vor, und Graf Moosburg blieb mit Benigna nebenan in seinem Zimmer. Sie spielten mitsammen eine Partie Schach. Aber das Mädchen war zerstreut und verlor die Königin nach wenigen Zügen. Der Vater schob das Brett zur Seite. Sie wollten sich lieber unterhalten. Wieder sprachen sie vom Kriege, denn das Abendblatt lag auf dem Schreibtisch mit Nachrichten vom Kriegsschauplatze, bis Benigna sich plötzlich zu ihm wandte, eine erzwungene Falte zwischen den schwarzen Augen auf der sechzehnjährigen glatten Stirn: „Ich bin mir heute über etwas klar geworden. Ich werde nie heiraten." —

Der Krieg war zu Ende, die Truppen kehrten allmählich in die Heimat zurück. Jetzt sah man den General fast gar nicht mehr in Moritzburg. Er war im Begrüßungs-Komitee für den Truppeneinzug und entwickelte eine solche Geschäftigkeit, daß er bei seinen kurzen Anwesenheiten für seine Freunde kaum ein anderes Wort hatte, als die Erzählung von allem, was in der Hauptstadt geschah.

Da war denn der Oberforstmeister Hahn im Korbe. Er kam in dieser Zeit häufiger als sonst in einem halben Jahr. Sein Widersacher fehlte, und nun, wo kein begeisterter Fürsprecher für Krieg und Armee ihm gegenüber saß, redete er wie einst von ‚preißsch Berlin' und war mit der Kaiserwahl durchaus nicht einverstanden. Die Kaiserwürde hätte dem ehrwürdigen Gelehrten auf dem Königsthron, König Johann, gebührt, der als Dante-Übersetzer Philaletes die Bewunderung der ganzen Welt verdiente und nicht den Haß wie Wilhelm I. Überhaupt hätten die Wettiner in der Reformationszeit nur zuzugreifen brauchen, aber leider die Sache sich entgehen lassen.

Dann verfocht der Graf seine Meinung. Der ehemalige österreichische Staatsdiener regte sich in ihm. Er meinte, die Ausschließung Schwarz-Gelbs aus dem Deutschen Reiche wäre ein politischer Fehler Bismarcks, der sich noch rächen würde. Und er verlieh die Kaiserkrone seinem einstigen gnädigen Herrn und Kaiser.

Dabei redete er sich in die düstere Stimmung, die häufig über ihm hing, immer tiefer hinein, während er doch den ganzen Krieg eigentlich mit redlich deutsch klopfendem Herzen verfolgt hatte. Das Ende war ganz unerwartet. Sie hatten den Einzug der Truppen in Dresden sehen wollen, und Benigna war, als es ihr der Vater mitgeteilt, vor Freude umhergehüpft wie ein kleines Mädchen, das unausgesetzt über ihre Springschnur springt. Nun ließ Papi plötzlich Friedrich kommen: „Sage mal dem Joseph, er braucht sich nicht mit den Pferden ein-

zurichten. Wir fahren zum Einzuge nicht nach Dresden!“

Mamachen schwieg, Fräulein Luttermann schwieg, Benigna schwieg. Graf Moosburg merkte zuerst nichts davon, denn er saß allein in seinem Zimmer. Aber als dann am nächsten Abend Benigna in sein Zimmer kam, fragte er: „Benigna, sage mal ganz ehrlich, mein Kind: hättest Du gern den Truppeneinzug gesehen?“

Ihre Augen leuchteten in all ihrer tiefen Schönheit, von Erwartung und Freude noch verklärt, während leiser Zweifel dem Gesicht den Ernst gab, der dieses Menschenkind in der Knospenfrische seiner sechzehn Jahre so gereift erscheinen ließ. Sie legte bittend die Hände zusammen. Papi lachte: „Dann sage Joseph, wir fahren morgen doch!“

Benigna schrie vor Jubel laut auf. Sie warf die Arme ihrem Vater um den Hals und erstickte ihn mit leidenschaftlichen Küssen. Sie sprang im Zimmer umher, hüpfte, tanzte, sang. Während ihrer stürmischen Freude öffnete sich vorsichtig die Tür zum Wohnzimmer. Mamachen guckte herein, man ahnte Fräulein Luttermann hinter ihr. Sie waren sehr neugierig alle beide. Benigna rief: „Wir fahren! Wir fahren!“

Dann stürzte sie hinaus, dem Kutscher den Gegenbefehl zu überbringen.

5.

Um Zeit zu haben, sollte bereits am Abend vor dem Einzug nach der Stadt gefahren werden. Benigna war den ganzen Tag über in großer Aufregung. Immerfort lief sie in den Stall, die Vorbereitungen zur Abfahrt zu beobachten, und als tatsächlich der Landauer wartete, war sie vor Geschäftigkeit nicht fertig. Immerhin stand sie längst vor Mamachen unten. Sie gab den Pferden Zucker und lief mit dem Vater um den Wagen herum, ihn mit Kenneraugen musternd.

Endlich erschien die Jungfer mit einer Handtasche. Sie verschwand, um nach geraumer Weile mit einem Plaidpaket wiederzukehren, dem als drittes Schirme und als viertes nach erneutem Warten abermals eine Handtasche folgte. Als nun aber noch immer nichts von Mamachen zu erblicken war, rief Papi: „Joseph, fahren S' lieber mal herum, daß die Pferd' nicht so lang stehen!“

Der Landauer verschwand, da im kleinen Hof der Platz zum Wenden zu gering war, auf der Landstraße, und natürlich gerade in diesem Augenblick kam mit halbstündiger Verspätung Mamachen freundlich lächelnd an. Sie war enttäuscht: „Ja, wo ist denn der Wagen?“

„Er kommt gleich wieder!“

„Ach Gott, wenn ich das gewußt hätte, hätte ich noch . . . warte mal . . .“

Damit verschwand sie wieder im Haus. Man hörte sie nach Fräulein Luttermann rufen. Der Graf blieb ganz Ruhe, Geduld und Würde. Als der Wagen zurückkehrte, sagte er jedoch zu Benigna: „Wir wollen uns immer hineinsetzen!“

Damit nahm er, der sonst gegen Damen Rücksicht und Zuvorkommenheit selbst war, sozusagen als stumme Betonung eines halbstündigen Wartens zuerst Platz. Aber während der Fahrt ließ er sich nichts merken. Im Gegenteil unterhielt er seine Damen die zwei Stunden bis Dresden mit bezwingender Liebenswürdigkeit.

Graf Moosburg besaß seit einem Jahr in Dresden-Neustadt ein Absteigequartier, kurz ‚das Quartier‘ genannt. Es war eine kleine, einfache Wohnung, aus wenigen Räumen bestehend, im dritten Stock eines Hinterhauses der Meißner Gasse. Das war billiger und auch angenehmer als das Wohnen im Hotel. Außerdem sollte Benigna später in Dresden ausgehen. Der Vater fand, das habe noch lange Zeit. Mamachen aber, die sich immer langweilte, konnte den Tag nicht erwarten: des ersten Lämmerhüpfens oder gar der Vorstellung bei Hofe. Dann ‚zahlte sich das Quartier aus‘, wie es der Graf nannte.

‚Die Kohln‘, Frau Kohl, eine Briefträgerswitwe, wohnte in einem Hofzimmerchen des Quartiers, und für ein paar Taler ‚extra‘ hielt sie die Zimmer musterhaft sauber, machte Feuer und tat Botengänge. Die ‚Kohln‘ trug immer ein weißes Häubchen auf dem rötlichen Haar, eine Art Schmetterling mit schwarzem Leib und zwei großen Flügeln. Und immer, wenn sie kamen und die kleine, hagere Frau die Tür öffnete, faßte sie Benigna bei der Taille und tanzte mit

ihr ins Zimmer; dann rief die ‚Kohln‘: „Aber, Komteßchen, Komteßchen, Sie wissen doch, ich darf nicht ...“

„Ach, Kohln, tun Sie doch nicht so!“

„Nee, nee, Komteßchen, mir is schon nich hiebsch!“

Doch man lachte sie aus, denn wenn das ‚Komteßchen‘ nicht mit ihr getanzt, hätte sie sich gewiß für in Ungnade gefallen erachtet. Benigna aber ergriff, ohne daß es die ‚Kohln‘ merkte, von oben herab mit spitzen Fingern die Flügel der Haube und sagte zu den anderen wie immer: „Papillon!“ worauf alles lachte.

Nun mußte sich Mamachen ausruhen, und Fräulein Luttermann half ihr dabei. Benigna aber ging mit dem Vater in das Hotel ‚Kronprinz‘ auf der Hauptstraße, nicht gar weit. Dort pflegte der General abzusteigen. Sie fanden ihn anwesend. Er trug Uniform. Das kam Benigna so fremd vor, daß sie ihn fast nicht erkannte. Er sah wirklich ganz anders aus, so würdig, so ... so ... so alt. Gar nicht wie der Mann des Mitleidens. Eigentlich gefiel er ihr nicht. Er hatte Plätze besorgt. Zwar nicht auf der Tribüne, aber an einem Fenster am Neumarkt, wo sie alles sehr gut sehen würden.

Schon jetzt war Fahnen- und Girlandenschmuck überall. Auf der Hauptstraße wogten die Menschen. Ab und zu winkte Papi einem Bekannten, auf der andern Straßenseite jenseits der auch den Fahrdamm füllenden Menge. Aber er wollte ins ‚Quartier‘, denn ‚die Jungen‘ sollten heute abend kommen, um morgen den Einzug mit anzusehen. Doch Benignas Brüder waren noch nicht erschienen. Es wurde alles zum Abendessen ausgepackt, das Mamachen mitgebracht hatte: Eier, Roastbeef und Filet, während die ‚Kohln‘ für Butter und Brot zu sorgen pflegte und ein Vorrat an Wein, Tee, Salz, Eingemachtem stets vorhanden war.

Mamachen ruhte sich noch immer aus, Fräulein Luttermann war mit der ‚Kohln‘ in der Küche, und Papi las eine Zeitung. Benigna deckte den Tisch. Sie war empört, daß ‚die Jungen‘ nicht kamen. Doch da klingelte es. Benigna lief hinaus. Man hörte jugendliche Stimmen, Lachen, Geschrei, und mit einem Riesensatz sprang ein Knabe von vierzehn Jahren ins Zimmer. Er hatte so scharf gebremst, daß ihm die Füße auf dem glattgestrichenen Fußboden nach vorn rutschten und er zu sitzen kam. Über das ganze Gesicht lachend, rief er, während die schwarzen Augen glänzten und er den großen Mund aufriß: „Schwapp, da bin ich!“ Fritz, sein Zwillingsbruder, brünett wie er, aber feiner, zierlicher und auch ruhiger, hatte den Vater begrüßt. Er überließ Ernst das Erzählen all der Ereignisse, unerhörten Schwierigkeiten, Tücken des Schicksals, die eine zweistündige Verspätung der Brüder verursacht, ja geradezu notwendig gemacht hätten.

Aber es gab nachher wieder große Katzbalgereien. Ernst stürzte sich auf Fritz, und die beiden begannen am Boden zu ringen und sich zu balgen, indem sie zwischendurch immer zu den Eltern und Fräulein Luttermann blickten, ob die auch ordentlich zusähen. Dann standen sie mit glühenden Köpfen, zerknitterten Hosen und heftig atmend da.

Mamachen war böse. Sie verbäte sich solche Gassenjungenart. Fräulein Luttermann schien beizustimmen. Benigna war ganz erregt vor Freude an dem Kampf, meinte aber doch den ‚Jungen‘ die Überlegenheit der älteren Schwester und der angehenden jungen Dame durch einen wegwerfenden Ausdruck dartun zu müssen. In der Tür aber war die ‚Kohln‘ erschienen, angelockt durch den Höllenlärm, und starrte ängstlich auf die beiden Raufbolde.

Papi sah nach der Uhr: „Ihr müßt gehen! Es ist die höchste Zeit!“

Die Brüder sollten gute Nacht sagen. Da tat sich abermals die Tür auf, wie eine Bombe kam Ernst ins Zimmer geflogen, Fritz mit schwächerem Sprung hinterdrein, und beide schrien diesmal zugleich: „Schwapp, da bin ich!“

Dann fielen die beiden wie besessen über Mamachen her, erstickten sie unter Gekreisch und Gelächter fast mit ihren Küssen, wandten sich zu Papi, wurden vor Fräulein Luttermann etwas ernster und schritten hochmütig an ihrer Schwester vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Die Tür schloß sich hinter ihnen.

„Gott sei Dank, daß unsere Rüpel fort

sind!“ meinte Benigna. Doch Mamachen, die allen Ausflüssen der Flegeljahre ihrer Söhne ruhig zugesehen, verwies mit einem Male ihrer Tochter solchen Ausdruck. Ihre Rede ward aber nicht zu Ende vernommen, denn auf der Treppe klang fürchterliches Gepolter, als wären die beiden angehenden Jünglinge mindestens vierundzwanzig Stufen hinuntergeflogen. Der Graf trat auf den Flur: „Zum Donner nochmal, Ruhe da unten!“

Es klang nur wie ersticktes Kichern herauf. ‚Schwapp, da bin ich‘ waren sie gekommen, ‚schwapp, da bin ich‘ waren sie fort.

Benigna ging in ihr Kämmerlein. Sie schob das Rouleau aus grellbemalter Leinwand, auf dem ein grüner Nachen über eine grüne Mondscheinlandschaft zog, zur Seite und blickte in den wirklichen Mondschein der Natur hinaus. Da glitzerten drüben die Wellen des Elbstromes. Links hüpften die vielen alten Pfeiler der steinernen Augustusbrücke über den Fluß. In der Mitte zeichneten sich der Schloßturm ab und der Turm der katholischen Hofkirche, auf der bewegte Barockfiguren wie mystische Schornsteine sich vom Himmel hoben.

Benigna dachte an den kommenden Tag. Sie war in dumpfer, seliger Erwartung, seltsam glücklich ohne zu wissen warum. Sie malte sich die Truppen aus mit Lorbeerkränzen, gleich einem Siegeseinzuge römischer Krieger, wie ihr der Vater einmal einen gezeigt. Sie kannte ja Soldaten gar nicht. Seit der Kriegserklärung waren sie fort, und in Dresden hatte sie — mit Bewußsein wenigstens — kaum welche erblickt.

Ihre Phantasie zeigte ihr einen einzigen Soldaten: den General, wie er heute im Flur des ‚Kronprinz‘ in der Uniform vor ihr gestanden, fremd fast, steif, ganz anders als früher. Sie schüttelte Bild und Gedanken ab. In ihrem Herzen war es leer, nur eine unbestimmte Sehnsucht zitterte in ihr, wie an jenem Abend, als Papi sie mit Tränen im Auge getroffen, da die Schönheit der Welt ihre kleine Mädchenseele bezwungen. Sie ließ den Vorhang zur Seite sinken, huschte ins Bett, zog die Decke hoch herauf und träumte mit offenen Augen.

Zeitig schon war sie auf. Unruhe trieb sie hin und her; der einzige Gedanke: daß wir es nur nicht etwa verpassen! Als sie über die Brücke gingen dem Neumarkt zu, war schon alles auf den Beinen. Die Eltern konnten Gedränge und Menschenansammlungen nicht leiden. Der Graf pflegte zu sagen, sobald mehr als ein Dutzend Menschen vereinigt wären, begänne die Herde mit ihren Trieben. Mamachen aber liebte den Dunst und Atem nicht. Und dann fürchtete sie sich im Geschiebe erdrückt zu werden. Angst vor allerlei Gefahr hatte in ihrem Leben eine große Statt, die Angst des Schwachen, der dort in Bedrängnis gerät, wo der Entschlossene nicht einmal merkt, daß ihm etwas im Wege steht.

Endlich erreichten sie das Haus am Neumarkt, an den noch leeren Tribünen vorüber. Es war viel zu zeitig. Der Inhaber der Wohnung, ein Uhrmacher, der sein ‚Gewölbe‘ im gleichen Hause zu ebener Erde hatte, machte ziemlich brummig auf. Sie wurden in die ‚gute Stube‘ geführt mit drei Fenstern nach der Straße zu. Mamachen blickte hinaus. Sie war nicht sehr zufrieden, denn die Wohnung lag im dritten Stock, so daß man die Einziehenden einigermaßen aus der Vogelschau erblicken würde. Doch der Graf fand das Gute heraus: „Der Überblick ist desto besser!“

Die Operngläser wurden bereit gelegt, und Fräulein Luttermann packte eine Reisetasche aus, die ‚Freßkiste‘, wie sie Benigna nannte. Sie enthielt Butterbrote, harte Eier und eine Flasche Madeira. Der Graf stand am Fenster und musterte das Treiben drunten, seine Tochter ihm zur Seite. Die beiden anderen Damen hatten das Sofa in Beschlag genommen. Man hatte drei Fenster zur Verfügung für vier Personen! Der General hatte seine Sache gut gemacht.

Doch die Freude wurde bald getrübt. Der Uhrmacher, glattrasiert, mit weißem Schifferbart, einem grün-weiß perlengestickten Käppchen auf dem Kopf, führte zwei Damen herein, die sich vor den Anwesenden verneigten und dann unschlüssig an der Tür stehen blieben. Man machte eine Gegenverbeugung. Die Damen wag-

ten sich näher heran und ließen sich endlich an der gegenüber liegenden Wand auf zwei hochbeinigen unbequemen Stühlen nieder. Man betrachtete einander wie fremde Tiere, in den gleichen Käfig zusammengelassen. Moosburgs sprachen nichts mehr. Endlich sagte Mamachen, die sich immer einbildete, wenn sie französisch redete, verstünde sie niemand: „Nous croyions d'être seuls. C'est bien ennuyeux cela!“

Da fingen wie von ungefähr die beiden Damen drüben auch französisch an, zwar mit fürchterlicher Aussprache, aber immerhin französisch. Dann schwieg wieder alles, nur das Ticken von Uhren hörte man, mit denen überall die Wände behangen waren. Aber es dauerte nicht lange, da öffnete sich abermals die Tür. Der Uhrmacher führte eine ganze Gesellschaft herein. Nun schienen die französisch ‚parlierenden‘ Damen sich in Interessengemeinschaft Moosburgs zu nähern, kamen herüber ans Sofa und ließen eine Äußerung fallen: wieviel denn wohl noch ‚Fremde‘ kommen würden. Mamachen war des Schweigens längst müde. Man machte sich bekannt: es waren zwei Schwestern, Witwen beide, eine Frau von Dove und eine Geheimrätin Finckenschlag, die im Laufe der Unterhaltung durchleuchten ließ, einmal, daß sie eine geborene v o n Rimsting sei; dann, daß die Finckenschlag Arier, und zwar eine alte Bergratsfamilie aus Freiberg wären.

Doch der Uhrmacher war offenbar gewillt, aus jedem Quadratzoll Fenster eine Goldgrube zu machen: immer mehr füllte sich das Zimmer. Längst hatte Mamachen den Sofaplatz aufgegeben, und Moosburgs blieben an dem einen Fenster, ängstlich bemüht, keinen Augenblick die Fensterbank freizugeben.

Unten hatten sich die Tribünen bereits gefüllt. Ein Summen und Surren drang herauf. Durcheinander wogten die Farben der Damenhüte und Kleider, dazwischen Herrenschultern. Ab und zu gab es an einer Stelle Lärm, Schimpfen drang herauf.

Benigna stand ganz vorn, auf das Fensterbrett gelehnt, neben Mamachen. Die zweite Reihe bestand aus Fräulein Luttermann und Papi, dazu eine fremde Dame, die niemand kannte, mit der niemand sprach.

Da rief hinten eine Stimme: „Ah, Herr Graf, sieh da! Sieh da!“

Graf Moosburg wendete sich um: „Guten Tag, Herr von Thumen!“

Die beiden gaben sich die Hand. Ein blonder, übereleganter, wie aus der „Allgemeinen Modenzeitung“ geschnittener, junger Mensch war es, in gilblichen Hosen, schwarzem „Jaquett“ und weißer Weste, aus deren tiefem Ausschnitt die Hemdenbrust gefaltet sah, von schmalem ringförmigen Stehkragen mit blauem „Mechanique“-Schlips abgeschlossen. Freiherr von Thumen auf Lengenberg, der nächste Nachbar der ‚Jägerei‘, den man aber kaum kannte, denn er war immer auf Reisen, begrüßte die Damen. Er war ‚auf der Brust nicht ganz in Ordnung‘, wie es hieß, und deshalb auch nicht Soldat geworden. Man hatte ihn seit undenklicher Zeit nicht gesehen. Er wußte zu berichten, daß es mindestens eine halbe Stunde dauern müsse, bis der Zug herankäme.

Herr von Thumen aber hatte eine Bekanntschaft am dritten Fenster erneuert: eine Frau von Dobritz mit Töchtern. Hätte Papi nicht aufgepaßt, so würden sie dabei ihre Fensterplätze, die Herr von Thumen bewachen wollte, verloren haben, denn noch mehr Menschen waren inzwischen eingetreten.

Der Lengenberger Gutsnachbar wollte Moosburgs mit Frau von Dobritz bekannt machen, doch die zogen vor, für sich zu bleiben. So stand er hinter ihnen. Er sah Benigna von der Seite prüfend an, als wollte er sagen: ‚Donnerwetter, hast Du Dich herausgemacht! Wer hätte das früher gedacht!‘ Dann schwatzte er ihr allerlei vor. Es schien ihm Bedürfnis zu sein, sich zu rechtfertigen, daß er, der junge Mann, nicht als Sieger dort unten mit einzog, sondern hier oben zusehen mußte. „Wissen Sie, Komteß, mich haben sie bei den Soldaten nicht haben wollen! Ich war gerade in Frankreich, als der Krieg ausbrach. Eine sehr unangenehme Lage. Und eben komme ich aus Italien. Nur wegen des Einzuges. Heute früh bin ich angekommen, na, und da habe ich auf

gut Glück einen Platz gesucht. Auf den Tribünen gab es nichts mehr."

Benigna war ein wenig verlegen. Sie hatte das Gefühl, von Herrn von Thumen so gemustert zu werden, wie ihr das noch nie geschehen, und in der Einsamkeit der Jägerei gewann man keine Übung im Umgang mit jungen Herren. Sie gab zurück: „Wir haben nämlich auch keinen Tribünenplatz mehr bekommen."

Er legte die mit fünf Ringen geschmückte Hand aufs Herz und verbeugte sich lächelnd: „Für mich ein Glück, sonst hätte ich die verehrten Nachbarn nicht getroffen."

Aber das Ticken der zwanzig Uhren übertönte seine Worte. Kurz entschlossen lief Herr von Thumen von einer zur anderen und hielt die Pendel an.

Benigna sah freudestrahlend zu. Jeder „Unsinn", wie sie es nannte, gefiel ihr.

In diesem Augenblick klang von der Straße ein Rufen, das sich brausend die ganze Menschenmenge entlang fortsetzte. „Es geht los!" „Da!" „Sie kommen!" Alles stürzte an die Fenster.

Sie kamen wirklich . . . Trompetengeschmetter klang. Militärmusik. Man konnte allerdings, wie Mamachen geahnt, nicht gut sehen. Immerhin gewahrte man die Truppen im Marschschritt in ihren neuen Monturen, alles blitzblank, Eichenlaub an den Helmen. Den Mannschaften waren Kränze hier und da über die Bajonette gefallen, und ein Hauptmann, der eben vorüberritt, fing mit dem Säbel unter dröhnendem Jubel der Zuschauer die durch die Luft zu ihm sausenden Blumenräder auf, etwa wie Reifen beim Reifenspiel.

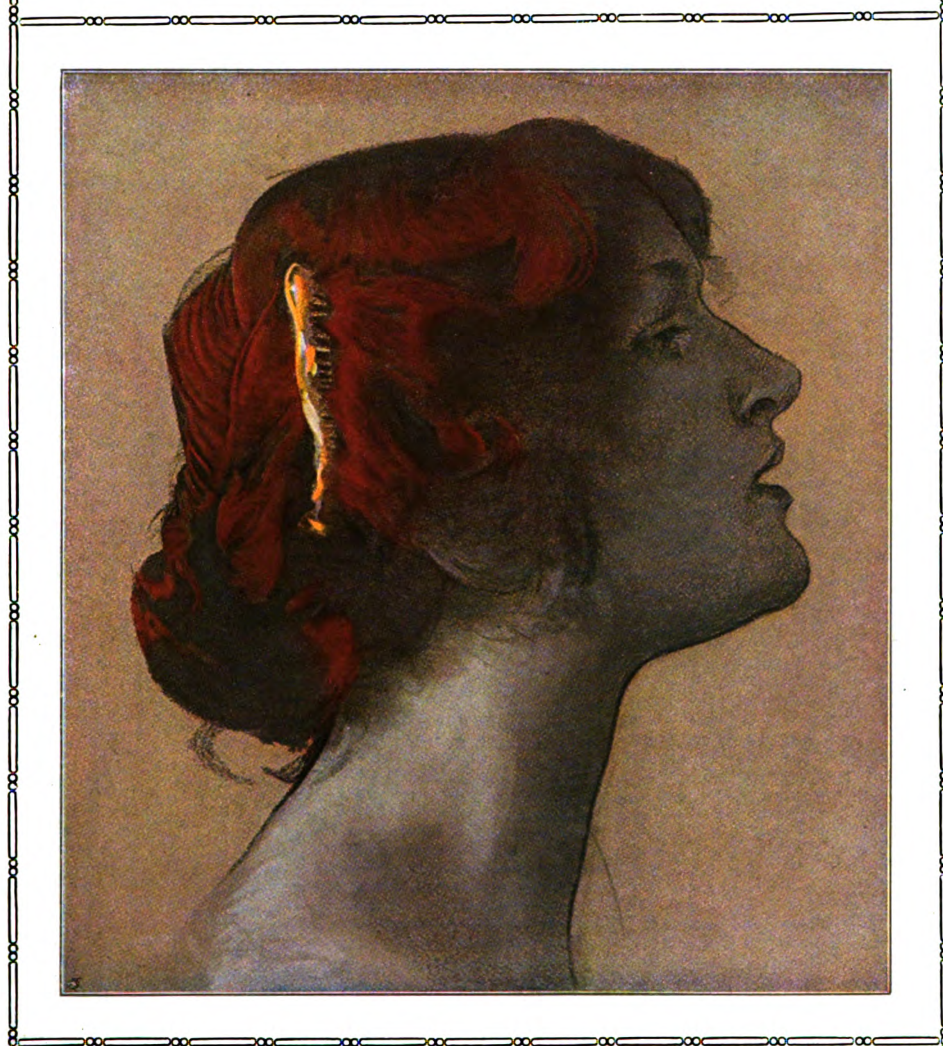
Die Bewegung der Menge wuchs. „Hurra! Hurra! Hurra!" Ein Stab erschien, man machte sich aufmerksam: „Kronprinz Albert." Eine Lücke in den Truppen. Der Reiterstab kam näher und näher, und immer heller und lauter klang das Rufen, das sich nun über den ganzen Markt fortpflanzte. Man winkte, grüßte, wehte. Wie eine Wolke weißer Tauben hoben sich die flatternden Taschentücher. Von allen Seiten bewegte sich's, rief es, schrie es, donnerte es: „Hurra! Hurra! Hurra!" Musik klang, die Wacht am Rhein. Alles reckte die Hälse, stellte sich auf die Zehen. Auf den Dächern wimmelten schwarze Massen, grüßten, winkten, wehten weiße Tücher. An den Laternen, den Fahnenmasten kletterten Jungen, Burschen, Männer empor, einer auf der Schulter des andern ruhend, ganze Pyramiden, ein seltsam lebendiges Gerank.

Der Kronprinz ritt ruhig dahin mit seinem klugen, schönen Gesicht, im Bart das Kinn ausrasiert. Er hob immerfort die Hand an den Helm, von dem die Federn des Generalsbusches wehten. Ihm zur Seite sein Bruder Prinz Georg, der, nachdem der Kronprinz die Führung der Maas-Armee übernommen, ihm als Kommandierender des sächsischen Korps gefolgt war.

Benigna stockte der Atem. Sie hatte nur Augen für den Kronprinzen. Bei dem donnernden Rufen der Tausende, bei dem Wehen der Tücher, Flattern der Fahnen, der schmetternden Musik, dem Gellen der Trompeten, dem Dröhnen der Pauken, dem Rasseln der Trommeln, all dem Siegesjubel überlief es sie eiskalt vor Erregung, daß ihr die Farbe aus den Wangen trat. Sie ergriff Mamachens Hand, aber die wollte das Opernglas gebrauchen und machte sich zerstreut los. Da beugte sich Benigna weit vor und schloß die Augen, lauschend, sich berauschend am seltenen Augenblick, von dem sie die dumpfe Empfindung hatte, als sei er einmal, einmal nur im Menschenleben, im Dasein ihres Volkes, so lange sie, das junge Ding, ihm angehörte. Sie empfand zitternd, unfähig zu sprechen, die Größe der Stunde. In ihrer unerfahrenen, aber ahnenden Mädchenseele schloß sich alles zusammen, Sieg und Einigung eines zersplittert-zerfahrenen Volkes, ihres Volkes — der Deutschen.

Der Stab war schon fast vorüber, da trat plötzlich eine Stockung ein: Kommandorufe pflanzten sich die ganze Kolonne hinunter fort. Die Truppen hielten.

Gerade unter dem Uhrmacherhause stand das fünfte leichte Reiterregiment, und vor dem Fenster ein großer, schlanker Leutnant vor seinem Zuge. Man konnte nur das Pferd sehen, die weißbehandschuhte Zügelfaust des Reiters und



Studienkopf.

Von Prof. Carl Marr.

die blanken Epauletten, zwischen denen der silberbeschlagene Helm regungslos stand mit seinem Flimmern von Lackleder und Blitzen der Metallteile.

„Das ist ja Dobritz!“ sagte hinter Benigna eine Stimme. Sie war so in Träumen, daß sie erschrak. Als sie sich umwenden wollte, woher der Ruf käme, drängten sich die hinten Stehenden an die vorderste Reihe. Da rief hinter ihr Herr von Thumen auf die Straße hinab: „Dobritz! Dobritz! Wie geht's, Dobritz?“

Der junge Offizier unten blickte auf. Statt des Helmes erschien ein rosiges Gesicht, mit kleinem dunklen Bärtchen, wie man es bei der Größe und Männlichkeit der Gestalt des Reiters nicht erwartet hätte. Nur die Schuppenketten an den Wangen hatten etwas Kriegerisches. Der Leutnant suchte am Hause empor nach der Stimme. Herr von Thumen schrie noch einmal: „Dobritz! Dobritz!“

Nun schien der zu Pferde das Stockwerk entdeckt zu haben, aber der Rufer stand zu weit hinten. Benigna hatte den Vorgang verfolgt, und, bemüht, den in der Irre Blickenden auf die rechte Spur zu leiten, winkte sie ihm. Die scharfen Augen des jungen Offiziers und des Mädchens begegneten einander. Ein Lächeln glitt über die fast mädchenhaft kleingeschnittenen rosigen Züge des Leutnants, ein Lächeln, in dem eine Spur Eitelkeit lag, und er verneigte sich, indem er den Säbel sinken ließ.

Benigna hatte jäh das Gefühl: ist der Mann schön. Sie starrte ihn eine Sekunde an, dann begriff sie das Peinliche des Grußes eines Fremden, der ihr gegolten, suchte sich umzublicken und rief, als wollte sie das Salutieren an die richtige Adresse leiten: „Herr von Thumen!“ Da klangen wieder Kommandorufe, die Kolonne setzte sich in Bewegung. Man sah vom Reiter unten nur noch das Pferd, die weiße Zügelfaust, die Epauletten und den blitzenden Helm.

Benigna war rot geworden, tief beugte sie sich nieder und starrte dem Offizier nach, absichtlich den Kopf so weit als möglich wendend, damit Mamachen ihr nicht ins Gesicht blicken könnte.

Jetzt war aber der Höhepunkt überschritten, der verminderte Druck der von hinten sich auflehnenden Menschen machte es offenbar. Es kamen nur noch Truppen in sinnverwirrender Menge. Mamachen meinte ermüdet: „Sie sind alle gleich!“

Sie verließ ihren Platz vorn, den sofort die Geheimrätin Finckenschlag einnahm, und zog sich ans Sofa zurück, um zu frühstücken. Dabei aber machte sie doch noch die Bekanntschaft der Frau von Dobritz und ihrer Töchter.

„Der Offizier, den Herr von Thumen anrief, war nämlich mein Sohn!“ erklärte Frau von Dobritz. Man konnte es wohl glauben, denn die beiden Töchter, die tief knicksend der Gräfin Moosburg die Hand küßten, hatten das gleiche rosige Gesicht wie ihr Bruder; ausdruckslos, gleich hübschen Puppen.

Als die letzten Truppen vorübergekommen waren und sich die beiden Mauern der Zuschauer hinter ihnen, wie bei einem Dammbruch die Wogen zusammenbrausen, geschlossen hatten, verließ alles die Fenster. Benigna wurde vorgestellt. Mamachen war nicht zufrieden mit ihr, denn sie sprach nicht. Noch ganz benommen von dem, was sie gesehen, war sie nicht fähig, allgemeine Artigkeiten zu sagen. Als Fräulein Luttermann ihr leise zuredete, Unterhaltung zu machen, zuckten Benignas Lippen: „Ich kann nicht schwatzen, wenn, wenn ... mir das Herz voll ist.“

Doch als sollte der ganze Eindruck des Tages verwischt werden, begann plötzlich der alte Uhrmacher zu zetern, wer habe denn nur um Himmels willen an seine Uhren gerührt. Herr von Thumen eilte sofort zur nächsten Uhr, stieß das Pendel an, dann zur folgenden die ganze Wand hinab. Sofort lebte die ganze Tapete, fuhr hin und her, schwindlig zum Sehen, und das Zimmer erfüllte nun wieder ein betäubendes Ticken. Stolz klopfte Herr von Thumen dem Uhrmacher auf die Schulter: „Na, nu is der Schaden repariert!“

Doch der Alte rief verzweifelt: „Keene Spur! Seit vierzehn Tagen beobachte ich doch die Uhren, ob sie richtig loofen!“

6.

Herr von Thumen hatte sofort seinen Besuch in der Jägerei abgestattet und

erklärt, er würde gute Nachbarschaft halten. Das tat er denn auch. So wenig er sich frühere Jahre hindurch gezeigt, so oft kam er jetzt.

Mamachen unterhielt sich gern mit ihm, denn er saß oft zwei Stunden ganz still bei ihr, während der Graf, der General, jetzt wieder ganz ‚Zivilist‘, der Oberforstmeister und Benigna Whist spielten. Leise plätschernd floß des jungen Mannes Rede, vom hundertsten ins tausendste, wie Mamachen es von Fräulein Luttermann gewöhnt war. Dazu kannte Herr von Thumen die meisten Länder, in denen Moosburgs in der Diplomatenzeit geweilt hatten. Er machte auch Scherze, war wie General von Deemuth gesagt: „ganz ulkig veranlagt“, und konnte auch wieder Süßholz raspeln und durchblicken lassen, ihm habe manch Frauenauge hold gelacht.

Mit dem Grafen redete er ganz anders. Er versuchte auf dessen Kunstneigungen einzugehen. Der Oberforstmeister und er duldeten sich gegenseitig. Der seltsame alte Grünrock mit seinem fürchterlichen Sächsisch kam dem Manne der Riviera fast wie ein wandelnder Anachronismus vor. Der ‚Mossie‘ dagegen, der täglich einen anderen Schlips trug und mit seiner abgeschliffenen Weltmannssprache nach Ansicht des Herrn von Pontzau: „gar kee Deitsch redt“, dünkte jenem ein Mensch, gegen dessen Erscheinung und Wesen alle ehrlichen Sachsen streng ablehnend sich verhalten müßten. Zu General von Deemuth hatte Herr von Thumen von allerlei Zukunftsplänen gesprochen: er wolle ganz seßhaft werden, das Lengenberger Herrenhaus ausbauen. Er hätte eine dumpfe Sehnsucht, zu wissen, wohin er gehöre. Wenn er dann bei Mamachen saß und ihr „blauen Dunst vormachte“ — so bezeichnete es Graf Moosburg — dann sah der General, sobald er nicht am Spiel war und einmal zu den Damen blickte, wie Herr von Thumen unausgesetzt zwischen all den Redensarten hindurch Benigna nicht aus den Augen ließ.

Eines Abends verließen General von Deemuth und der Herr auf Lengenberg gleichzeitig die Jägerei. Sie hatten zwar verschiedene Wege nach Haus, doch Herr von Thumen begleitete den älteren Nachbar. Er wolle sich ein bißchen Bewegung machen, denn er sei heute noch gar nicht gegangen. Das Gespräch nahm eine eigene Wendung. Es lag im Ton des Lengenbergers etwas wie Erkundigungeinziehen. Kein Faden wurde weitergesponnen, immer wurden neue angeknüpft. Bis endlich der Mittelpunkt der von Fragen eingekreisten Stellung plötzlich erreicht wurde: Moosburgs lebten doch gewiß in sehr angenehmen Verhältnissen?

Der General dachte: ‚Aha!‘ Er machte ein bedenkliches Gesicht, und aus seinen hellen Augen schoß ein Blitz zu dem freundlich lächelnden Ausforscher: „Drei Kinder! Zwei Söhne, die kosten Geld!“

Herr von Thumen schwieg. Der General begann von dem Gerücht, daß nach Radeburg ganz in die Nähe das fünfte leichte Reiterregiment gelegt werden sollte. Aber mitten hinein fragte der junge Herr: „Was ist die Gräfin Moosburg doch für eine geborene?“

Der General blieb ganz ernst: „Das wissen Sie ja.“

Herr von Thumen war nicht so leicht festzunageln. „Gewiß, Herr General, eine Baben. Aber es gibt doch die reiche Linie und die anderen? Das meine ich.“

„Sie ist nicht von der gräflichen Linie.“

„So gibt es auch Grafen Baben?

„Ja!“

„Aber ich meine, welche der anderen? Es ist nur, weil ich neulich gefragt wurde.“

Der General schloß ein wenig die Augen: „Es gibt so viele, da findet man sich schwer durch.“

Einen Augenblick darauf standen sie dem „bon Marché!“ gegenüber vor dem Hause des Generals: „Gute Nacht, Herr von Thumen. Es war sehr nett, daß Sie mich begleitet haben.“

„Gute Nacht, Herr General!“

Am nächsten Tag saß General von Deemuth bei seinem alten Freunde: „Du, der erste Schmetterling ist da. Ein Nachtfalter, glaube ich . . .“

Der Graf beschloß, die Augen offen zu halten. Er fand jeden Heiratsgedanken verfrüht. Benigna war kaum siebzehn Jahre alt! Nein, sie sollte sich

erst in der Welt umsehen, Männer kennen lernen und dann wählen.

Bei Tisch sprach er plötzlich von Reiseplänen, als wollte er sie jeder Gefahr entführen. Benigna klatschte in die Hände, sie hätte am liebsten sofort die Koffer gepackt. Da wurde Papi lauer. Stand es so — dann ließ sie ja nichts zurück, das ihr gerade jetzt das Fortgehen schwer gemacht hätte. Wie der Reisegedanke aufgeblitzt, erlosch er. —

Benigna unterhielt sich königlich über Herrn von Thumen. Sie machte vor den Eltern nach, wie er schwänzelte und scharwenzelte, und da sie bei Mamachen nicht Gehör fand, gab sie dem Vater mit der Offenheit eines Kindes alles wieder, was jener ihr erzählte. Graf Moosburg merkte immer mehr: vor den Augen seiner Tochter bedeutete Herr von Thumen herzlich wenig.

Als nun der Frühling an den Moritzburger Teichen die Kastanienalleen zu begrünen begann, als im Walde die Erdbeeren abgeblüht waren und schon die ersten grünen Früchte sich zeigten mit Punkten übersät als wäre ihnen eine Gänsehaut über den kleinen spitzrunden Leib gelaufen, war Herr von Thumen abermals zu Besuch in der Jägerei.

Der Tag war so herrlich, daß man den Kaffee im Garten trank. Er lag an der großen Kastanienallee, die den Teich entlang zur Fasanerie führte. Der Abschluß zur Straße bestand aus hohen Sandsteinpfeilern mit Vasen darauf, zwischen denen ein weißgestrichenes Gitter aus runden Holzstäben lief. Draußen sah man alles vorüberkommen, Wagen, wie Fußgänger. In der Laube, einem Tempel in chinesischem Geschmack, saß man auf weißen Holzmöbeln. Auf dem Tisch stand neben dem Kaffeegeschirr Sandtorte und frischgeschnittener Stollen.

Mamachen war mit einer Kanevasstickerei beschäftigt, und während Herr von Thumen erzählte, holte sie, den zierlichen kleinen Finger abgespreizt, mit der Nadel lang aus. Ab und zu ließ sie die Arbeit ruhen, irgendeine Enthüllung, einen Schluß des Sprechers abzuwarten. Benigna saß dabei, gleichfalls mit einer Handarbeit. Doch sie tat eigentlich nichts anderes, als Herrn von Thumen verstohlen zu beobachten, gegen Papi ab und zu mit einem Seitenblick, der erwidert ward. Er sollte heißen: ‚Gott, ist er ulkig!‘

Er erzählte eben von einem neuen Ballspiel, an der Riviera vor kurzem aufgekommen, als Benigna zum Gitter deutete, das den Garten gegen die Landstraße abschloß: „Colditzens kommen!“

In jenem Flimmern des Bildes, wie ein sich bewegender Gegenstand durch ein enges Gitter erscheint, erkannte man einen offenen Wagen, in dem ein alter Herr und eine Dame saßen. Benigna war aufgesprungen und blickte sich um, als wollte sie fliehen. Der Graf tröstete, der Besuch bliebe gewiß nicht lange, und ging den Herrschaften entgegen. Man blieb in Erwartung. Mamachen stickte. Fräulein Luttermann hob den Deckel der Kaffeekanne ab, ob noch genug darin wäre, um eine Tasse anbieten zu können, und Herr von Thumen sagte, zu Benigna mit einem Blick des Einverständnisses, den diese jedoch nicht erwiderte: „Gott, wie fatal!“

Da kamen sie den Gartenweg herab: rechts ein kleines, gebückt schreitendes Männchen, mit hoher schwarzer Krawatte, links eine etwas größere Dame, mit langem, altmodischen Schal, der weiße Blumensträuße zeigte auf türkischgrünem Grunde. Dazwischen Papi, wie Benigna sich voller Stolz sagte: schön, aufrecht, groß, vornehm. Der Kammerherr ging eigentümlich: nie geradeaus gerichtet, sondern immer mit halber Front zum Grafen Moosburg gewendet. Dabei schien er unausgesetzt zu lächeln und immerfort klappte er zusammen, als müsse er vor einer Fürstlichkeit sich verneigen. Als er an den Gartentisch gekommen war, machte er vor den Damen, den Hut in der Hand, mehrere langsame Verbeugungen. Dann trippelte er auf Gräfin Moosburg zu, beugte sich tief auf ihre Hand und sagte gedehnt, als sei ihm die größte Gnade widerfahren: „Meine knäädigste Frau Grääfin, wie sind wir erfreit, daß es uns verkennt gewesen is, Sie zu Hause zu treffen.“

Benigna war schon den ganzen Nachmittag durch Herrn von Thumen in lachlustiger Stimmung gewesen, und heute steckte in ihr der Teufel des Alleskomisch-

findens ihrer siebzehn Jahre. Sie nahm alle Kraft zusammen, um nicht herauszuplatzen, dann machte sie dem Kammerherrn einen tiefen Knicks. Als er hin- und hertretend noch einige Male sich verbeugte, antwortete sie immer mit einer neuen Verneigung. Zuletzt war sie durch die Anstrengung, das Lachen zu verbergen, rot geworden wie eine Tomate, so daß Frau von Colditz, die kurzsichtig war, artig zu Mamachen sagte: „O, welch schöne Farben!"

Man setzte sich, was bei Kammerherrn von Colditz, dem ‚höflichsten Mann in Sachsen', nicht gleich gelang; nach unendlichem Edelmut um vermeintliche Bequemlichkeit und Rangfolge der Plätze wartete er, bis alle wirklich saßen.

Es kam von selbst, daß Benigna sich mit Herrn von Thumen unterhielt, denn die älteren Herrschaften hatten andere Anknüpfungspunkte. Sie wagte es nicht, den Kammerherrn anzublicken, der immer noch lächelnd sich verbeugte, wenn er nicht artig lauschend vorgeneigt saß, den Hut auf den Knien. Auch Frau von Colditz mit ihrem Vogelprofil vermied sie anzublicken, denn jedesmal, wenn die ein Stück Zucker oder Kuchen nahm, schloß sie die Augen wie eine Eule. Als nun gar Herr von Thumen gleichfalls den Hut absetzte und auf dem Schoße behielt und mit lächelnden Verbeugungen zu ihr sprach, Papi sie dazu noch ansah mit einem Augenaufschlag, als wolle er sagen: ‚Mein Gott, wenn doch erst diese Prüfung vorüber wäre!' — erhob sich Benigna plötzlich: „Herr von Thumen, haben Sie die Primeln schon gesehen?" Dabei lief sie den Gartenweg zwischen den Beeten hin, von einem entsetzten Blicke des Fräulein Luttermann begleitet. Herr von Thumen folgte, und sie eilten fort, bis der Weg eine Biegung machte; dann hielt Benigna, tief Atem holend, die Hand auf die Brust. Erschöpft vor Lachen, setzte sie sich auf eine Bank und stammelte: „Ich kann nicht mehr . . ."

Herr von Thumen stand vor ihr, die ihm mit ihrer jungen, schlanken Gestalt in dem engen, weißen Kleide so reizend dünkte, daß all die Frauen, denen er in südlichen Gestaden Artigkeiten gesagt, wesenlos versunken schienen. Wie diese weiße Haut schimmerte unter den schweren, schwarzen Flechten! Und diese schmale, kindlich feine Hand!

Er war wirklich ernstlich verliebt.

Noch nie war er mit Benigna allein gewesen. Eine Viertelstunde wie diese kehrte nicht sobald wieder. Aber den selbstsicheren jungen Mann überkam eine große Befangenheit: wie sollte er beginnen?

So verfiel er auf das nächstliegende: er begann vom Garten zu erzählen, der sich täglich neu mit Blumen und Knospen schmücke. Er schwärmte von den Kastanien, die ihre Fächerblätter schirmend über sie breiteten. Er sagte, er habe jetzt jeden Abend den Mond beobachtet, wie er sein kaltes, hartes Licht niedergösse auf den Tiergarten. Er gab sich Mühe in Bildern und Vergleichen die ganze Herrlichkeit der erwachenden Frühlingsnatur aufleben zu lassen.

Einen Augenblick war Benigna stutzig geworden. Solches hatte sie aus des ulkigen Herrn von Thumens Munde noch nie gehört. Ihre leicht hin- und hergestimmte Seele, mit jenem Jugenddrang, dem Schwermut und silberhelles Lachen wie aus einem Borne entsprangen, neigte zur Erinnerung an Abende auf dem Söller. Die rechten Worte aus dem rechten Mund hätten ihr Tränen ‚Du weißt nicht warum' aus den dunklen Augen gelockt, hätten sie zittern lassen in unbestimmter Ahnung schwebenden Glückes. Dem Ritter aus Nirgendland würde sie andächtig geglaubt haben, wenn er gesprochen hätte: „Es ist Nacht, siehst Du den Mond auf dem See?"

Aber ihr klang eine Stimme ins Ohr, der kein Gott gegeben zu sagen, was sie im scheuesten Winkel der Seele empfand. Kein Ritter aus Nirgendland sprach zu ihr, sondern Herr von Thumen-Lengenberg: „Und nun, Komteß, sehen Sie nur die Natur, sehen Sie dieses Grünen, dieses Erwachen. Ach, das ergreift mich immer so, daß ich ganz, ganz anders bin. Mir ist dann immer so . . . Wissen Sie, ich bin ja sozusagen heimatlos und würde doch, das merke ich erst jetzt, so gern mein ganzes Leben in der Heimat bleiben, im Moritzburger Winkel . . ."

Er hatte hastig gesprochen, als fürchtete

er eine Störung. Benignas Seele schwang nicht mit, der kurze Ernst war fort. Ein Lachen kam ihr wieder herauf, das sie zu bezwingen suchte, indem sie den Kopf neigte und mit der linken Hand die Augen überdachte. Die rechte ließ sie hängen. Sie griff in das Beet an der Bank und pflückte spielend einen Erdbeerzweig.

Herr von Thumen trat näher und redete dringender: „Ach, könnte ich hier bleiben! Hier im Moritzburger Winkel. Ich glaube, da würde es immer Frühling für mich sein. Frühling, der allerlei Gedanken weckt. Sagen Sie . . . bitte . . . bitte sagen Sie mir, geht es Ihnen nicht auch so? Was für Gedanken kommen Ihnen da wohl? Welche Wünsche?"

Benigna empfand seinen Atem wie einen leisen Wind. Sein Ton, sein Gesicht — denn sie lugte durch die Finger — erschien ihr mit einemmal so überwältigend komisch, daß aller Übermut, alle Keckheit, all das oft nicht zu bändigende Lachen, das in ihr steckte, nach einem Ausdruck rang. Die kleine Frucht zwischen den Fingern fühlend, rief sie, als noch eben seine Frage: ‚Welche Wünsche?' verklang: „Erdbeeren fressen!"

Dann fing sie an zu lachen, wie sie in ihrem Leben nicht gelacht hatte. Herr von Thumen war zurückgetreten, als hätte ihm einer Wasser ins Gesicht geschüttet. Er sperrte den Mund auf und die Augen. Benigna aber hielt sich das Taschentuch vor, lief hin und her, vornübergebeugt, heftig tretend, als schüttelte ein Krampf ihren zarten Körper. Da rief Papi von drüben: „Benigna! Benigna!"

Man hörte die predigende Stimme des Kammerherrn von Colditz, der wegen irgend etwas tausendmal „gehorsamst" um Entschuldigung bat. Der Besuch nahm Abschied. Benigna lief davon. Sie stürzte irgendwo ins Gebüsch. Sie schämte sich plötzlich. Wenn Mamachen das wüßte!

„Benigna! Benigna!"

„Ja, Papi! Ich komme!"

Herr von Thumen blieb fassungslos stehen —

7.

Herr von Thumen war aus dem Moritzburger Lande verschwunden. „Er hat das liebe Vaterland wieder einmal satt gekriegt," sagten die Nachbarn.

Graf und Gräfin Moosburg wußten es besser. Benigna hatte ihnen den Auftritt erzählt. Mamachen war zwar entsetzt über diese Früchte ihrer Erziehung, doch der Graf lachte bis zu Tränen, so daß schließlich Gräfin Moosburg auch anfing zu lächeln. Wenn es erst einmal so weit war, dann hatte man mit ihr gewonnenes Spiel. Aber sie nutzte die Gelegenheit, von ihrem Mann das Versprechen zu erlangen, ihre Tochter solle bereits nächsten Winter in Dresden ausgehen. Er fand zwar, dann würde Benigna schon mit zwanzig Jahren ein altes Mädchen sein, doch er beruhigte sich bald, denn es war ja noch lange hin bis zum Winter, und Graf Moosburg neigte dazu, immer den Augenblick gelten zu lassen.

Aber der Sommer verging, rasend schnell, wie der Graf fand, während Benigna meinte, er nähme gar kein Ende. Sie träumte von den Bällen, als stünden ihr märchenhafte Dinge bevor. Ein phantastisches Bild stand ihr vor Augen von hohen Sälen mit reichen Decken, aus denen Gemälde niederlachten, mit schön geschwungenen Rokokomöbeln und einem Gedränge von blendenden Frauen, von blitzenden Uniformen. Es war eine Traumwelt leise zitternder Wonne, stummer Seligkeit und buntesten Jubels. Ihr klopfte das Herz, sobald sie daran dachte, und ihr Märchenland Moritzburg schien ihr plötzlich ein wenig einsam. Und doch waren ja die Säle, die sie in Gedanken sah, nicht viel anderes als die des Schlosses drüben. Und die Menschen? Eigentlich doch niemand anders als Papi. Die Damen trugen Mamachens Züge. Die alte Hofdame war im Grunde Fräulein Luttermann. Sie schien ihr immer alt, und Mamachen jung, obwohl das Fräulein jünger war als die Gräfin.

Da ging der Oberhofmarschall, der Oberzeremonienmeister, der Oberstallmeister, der Oberkammerherr, die alle in Benignas Phantasie zu einem einzigen Oberhofbonzen zusammenflossen, mit silbernem, kugelgekröntem Portierstabe und den ganzen Körper mit blitzenden Sternen gepflastert.

Die Offiziere aber — ja wer waren die? Alte Generäle mit scharfen Adlernasen und grimmem Schnauzbart, die doch zu ihr sprachen: „Mein liebes Patchen ...“ Dann junge Reiter mit goldenen Epauletten und silbernem Helm, groß, schlank, mit rosigem Gesicht und kleinem Bärtchen. Alle gleich, als wäre es ein Mann. Es war ein Mann: der Leutnant von den fünften leichten Reitern, dem Benigna vom Fenster am Einzugstage zugewinkt.

Endlich hielt Graf Moosburg es für angezeigt, mit ihr über die Herren zu reden, denen sie begegnen würde. Er entwarf ein Bild, das die männliche Jugend darstellte als Windhunde und Trottelchen. Er schwankte sogar, ob er ihr nichts sagen sollte, sie seien größtenteils Mitgiftjäger, doch schließlich tat er es nicht. Nie hatte er mit seiner Tochter über seine Vermögensverhältnisse gesprochen. Aus reicher Familie stammend, pflegte er das Vorhandensein von Geld als etwas Selbstverständliches anzunehmen, und hatte von Leuten, die bedacht waren, eine gute Partie zu machen, eine an Verachtung streifende üble Meinung.

In der Gegend gab es freilich kaum einen, der als Mitgiftjäger hätte gefährlich werden können, ja es gab nicht einmal tanzfähige junge Herren. Und doch wollte Mamachen gern ein Lämmerhüpfen veranstalten, eine Art Generalprobe für das Ausgehen in Dresden. Benigna hatte ja noch nie getanzt außer in den paar Tanzstunden in Meißen mit den Töchtern des Amtshauptmanns von Lurich.

Da half Mamachen der Zufall. Längst liefen Gerüchte, das fünfte leichte Reiterregiment würde aus dem Erzgebirge fortgelegt werden, weil dort unter dem für Reiter wenig geeigneten Gelände die Ausbildung der Pferde litte. Schneller als irgend jemand gedacht, erfolgte die Entscheidung: am 15. September 1871 nach Schluß der Herbstübungen, sollte das Regiment nach Radeburg übersiedeln.

Der General brachte eines Abends im Sommer die Nachricht in die Jägerei.

„Das ist ja nur eine Meile zu fahren!“ sagte Graf Moosburg; und Mamachen fragte: „Herr von Deemuth, wissen Sie, ob viel Verheiratete beim Regiment sind?“

Deemuth konnte nicht genaue Auskunft geben. Der Graf holte aus seinem Zimmer die Rangliste und die einzelnen Namen wurden durchgesprochen. Nur wenige kannte man nicht, bei den meisten wurden Erinnerungen wach: ‚aha, Sohn von dem‘ und: ‚aha, der früher da stand‘, endlich: ‚aha, der die zur Frau hat‘. Einige Male verwechselte Mamachen die Generationen. Sie wollte sich nicht ausreden lassen, dieser Leutnant hieße Eduard, während ihr Mann und der General versicherten, daß er des Eduard Sohn und bestimmt Gotthold benamset sei.

Vom Kommandeur herab ward das ganze Regiment durchgesprochen, bis der Name Dobritz fiel. Der Graf sagte: „Der, den Thumen damals beim Einzuge anrief! Ein großer hübscher Mensch.“ Benigna senkte den Kopf auf die Rangliste.

„Mutter und Schwestern haben mir nicht sehr gefallen. Sie sind ein bißchen affig,“ fügte Mamachen hinzu. Benigna blätterte im Buch. Der General schloß: „Dobritz hat nichts Männliches. — Groß, ja, aber ein Puppengesicht.“

Benigna sah dafür den alten Herrn nicht eben freundlich an, doch als er vorschlug, gelegentlich nach Radeburg zu fahren, ‚daß man mal sähe, wo sie den Exerzierplatz hingelegt haben!‘ war sie Feuer und Flamme. Es kam jedoch nicht dazu, denn Graf Moosburg hatte eine seiner empfindlichen Stimmungen und fand, nach Radeburg fahren oder reiten, sähe neugierig aus. Es hieße abwarten, bis die Herren ihren Besuch gemacht hätten.

Das dauerte aber ziemlich lange, denn die Reiter drüben hatten für den Anfang mehr zu tun, als die Nachbarn aufzusuchen.

So kam der November heran. Man hörte, dieser und jener der Herren sei in Hainsdorff beim Kammerherrn von Colditz gewesen. Ein paar eifrige Jäger hatten dem Oberforstmeister von Pontzau in der Fasanerie ihre Aufwartung gemacht. Schließlich brachte der General die Nachricht: eine ganze Anzahl von Reiteroffizieren ist im Landstallamt und besieht unter Führung des Landstallmeisters von Weerth die Hengste.

Mamachen war in großer Aufregung:

würden die Herren bei dieser Gelegenheit kommen? Sie rückte mit Fräulein Luttermann die Möbel zurecht, guckte aus dem Fenster und entschloß sich im letzten Augenblick, ein anderes Kleid anzuziehen. Auch Benignas Anzug wurde begutachtet, jedoch passend gefunden, denn sie trug schon das Reitkleid, um mit dem Vater den täglichen Ritt in den Tiergarten zu unternehmen. Da der General versicherte, die Offiziere würden gewiß noch eine Stunde im Gestüte bleiben, ließ Graf Moosburg die Gäule vorführen und trabte mit seiner Tochter, am Landstallamte hin, der Meißener Straße zu. Doch gerade, als sie an das Haus des Torwächters kamen, bog von links ein ganzer Reitertrupp um die Ecke.

Man verhielt, man grüßte. Rittmeister von Wellenhofen, ein großer, rothaariger Offizier mit riesigem Schnurrbart, der in zwei niedergebogenen Enden dem sonst heiteren Gesicht einen melancholischen Ausdruck gab, machte seinen Kommandeur mit Moosburg bekannt: „Major von Schönau — Graf Moosburg."

Die beiden gaben einander über dem Pferdehals die Hand. Major von Schönau ließ sich Benigna vorstellen, und dann nannte er seine Herren, indem er mit dem weißen Handschuh auf sie wies.

Benigna neigte immer wieder den Kopf, etwas befangen, dadurch scheinbar ein wenig stolz aussehend in ihrer geraden Haltung und dem schwarzen Zylinder mit blauem wehendem Schleier.

„Herr von Höllach, Graf Forchheim, Rittmeister Unverzagt, — Leutnant Podemus, von Klee, von Fischrat, von Peritz, von Gutenborn, von Zschorten, Prinz Hohendollingen, von Mückenberg.."

Endlich kam, während Benigna die einzelnen kaum angesehen, so sinnverwirrend ging es hin und her: „von Dobritz."

Ihre Blicke begegneten sich, und in dem Ausdruck, mit dem er grüßte, schien etwas zu liegen wie: ‚ach Du!'

Der Kommandeur sagte, er habe mit einigen der Herren seine Aufwartung machen wollen. „Mit einigen," denn wie er lächelnd meinte, ‚sie könnten doch nicht die Frau Gräfin überfallen — zwanzig Mann hoch! Nun würden sie natürlich ein anderes Mal ...'

Graf Moosburg erklärte, sofort umzukehren. Nach üblicher höflicher Weigerung ritt man schließlich doch nach der Jägerei. Benigna mitten unter den Offizieren. Alle wollten artig sein. Aber es waren die Rittmeister und die Premierleutnants, denen Rang und größere Erfahrung die erste Anwartschaft zu geben schien, mit einer so schönen Nachbarin zu sprechen.

„Donnerwetter, ist das ein hübsches Mädel!" sagte hinten der kleine schwarze Leutnant von Gutenborn.

„Pst! Nimm Dich doch in acht, nicht so laut."

„Sie sieht aus wie die Andrée Lacombe in ... wie hieß das Nest?"

Leutnant von Dobritz antwortete ganz verächtlich: „Keine Spur. Die war nicht so vornehm. Die Komteß ..."

Er sprach nicht ganz natürlich, und Leutnant Freiherr von Zschorten, dem der Niedersachse aus den wässerigblauen Augen lachte, fing an zu spotten: „Na ja, Dobritz, wenn's nur 'ne Komteß ist, dann bist Du ja ‚tofreden'!"

Nun kamen sie an die Jägerei. Das Getrappel der vielen Pferde hatte sie längst angekündigt. Benigna blickte zum Fenster auf, an dem Mamachen zu sitzen pflegte, weil man von dort aus am besten die Straße übersehen konnte: der weiße Vorhang bewegte sich.

Bügel klirrten leise, Stiefel scharrten, Säbel stießen auf. Der Kutscher Joseph erschien, mit den Stallburschen und Friedrich, die Pferde zu halten. Dann gab es oben ein Gewimmel von blauen Uniformen mit rotem Kragen und den silbernen Tressen, die statt der Knopfreihe auf der Brust hinunterliefen.

Der General hatte einen Jungen fortgeschickt, um aus dem Dorfe Eisenberg noch ein paar Burschen zu holen, zum Pferdehalten, doch eben erschienen einige Stalleute aus dem Landstallamte. Mit ihnen Landstallmeister von Weerth. Er küßte Gräfin Moosburg die Hand: „Ich komme mit Hilfsmannschaften, denn ich ahnte den Überfall. Bei mir wollten die Herren nämlich nicht bleiben."

Der Major machte der Gräfin eine leichte Verbeugung: „Wir wollten doch hier angenommen sein!" Der Graf aber

flüsterte Mamachen zu: „Kann ich die Herren auffordern, zum Frühstück zu bleiben?“

Da verschwand denn also Fräulein Luttermann und stellte das ganze Haus auf den Kopf, um in aller Eile ein Frühstück anzurichten. Eine Viertelstunde darauf, als die Offiziere sich empfehlen wollten, sagte Mamachen zum Kommandeur: „Ich darf doch die Herren bitten zum Frühstück zu bleiben?“

Major von Schönau ging keinem Glase Wein aus dem Wege, doch Graf Forchheim, der älteste Rittmeister, meinte: „Gnädigste Gräfin, es sollte nur ein Kartenabgeben sein . . . wir kommen bald mit unseren Damen ...“ Aber dann legten die Herren, die vom Feldzug her noch eine gewisse Leichtigkeit des Quartierfindens hatten, doch die Säbel ab.

Vom Kreuzgewölbe des Speisezimmers schallte das Lachen wider. Der Hausherr war in rosigster Stimmung, wie immer, wenn ihn der Zwang aus gewollter Einsamkeit der Jägerei unter Menschen führte. Man stieß an auf gute Nachbarschaft, und gegen Benigna neigten alle Herren ihr Glas. Sie sagten über ihre kleine Fuchsstute Patience Artigkeiten, die auch auf die Reiterin übersprangen; doch von keinem einzigen wußte sie, wie er hieß. Nur den einen kannte sie, den der Zufall so gesetzt hatte, daß sie ihn nicht einmal sehen konnte, ohne sich vorzubeugen. Aber — sonderbar — sie dachte an ihn, wie an einen guten Freund, in der Verlegenheit, die sie überfiel: unter all den wildfremden Offizieren das einzige junge Mädchen.

Als endlich aufgestanden wurde und man in den Wohnzimmern oben sich eine gesegnete Mahlzeit wünschte, sagte er: „Wir haben uns schon gesehen, Komteß!“

„Ja, beim Einzuge!“

Benigna fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg.

Er stand vor ihr, groß, schlank, schmal, mit seinem feingezeichneten rosigen Gesicht, die Absätze geschlossen, fast dienstlich, wie der wohlerzogene junge Mann meinte mit einer Dame sprechen zu müssen: „Werden Komteß diesen Winter ausgehen?“

„Ja, zum erstenmal.“

„Ich gehe auch aus, Komteß.“

„Ach, das ist sehr nett . . .“

„Dann werden wir uns ja sehen, Komteß!“

„Ja, wir werden uns sehen . . .“

Man brach auf, und rings klirrten leise die Schwungriemenschnallen gegen die Säbelscheiden. Leutnant von Dobritz machte Benigna eine förmliche Verbeugung. Sie neigte den Kopf, dann reichte sie den Herren die Hand, und als der letzte gegangen war, hatte sie von allen mit einem Händedruck Abschied genommen, nur nicht von Leutnant von Dobritz.

Unten klang Wiehern, Scharren, dann Klappern der Hufe. Mamachen eilte an ihr Fenster. Benigna stand neben ihr im schwarzen Reitkleide und musterte die Schar der fortreitenden Offiziere. Der Graf war mitten unter ihnen. Benigna rief erregt: „Kann ich nicht auch mit?“

Mamachen schüttelte den Kopf: „Nein, besser nicht. Es ist das erstemal . . .“ Sie sah wieder hinaus: „Sieh nur, der hübsche Braune, den Herr von Schönau reitet!“

Benigna blickte nicht hin. Sie saß in einer dunklen Ecke und starrte zu Boden.

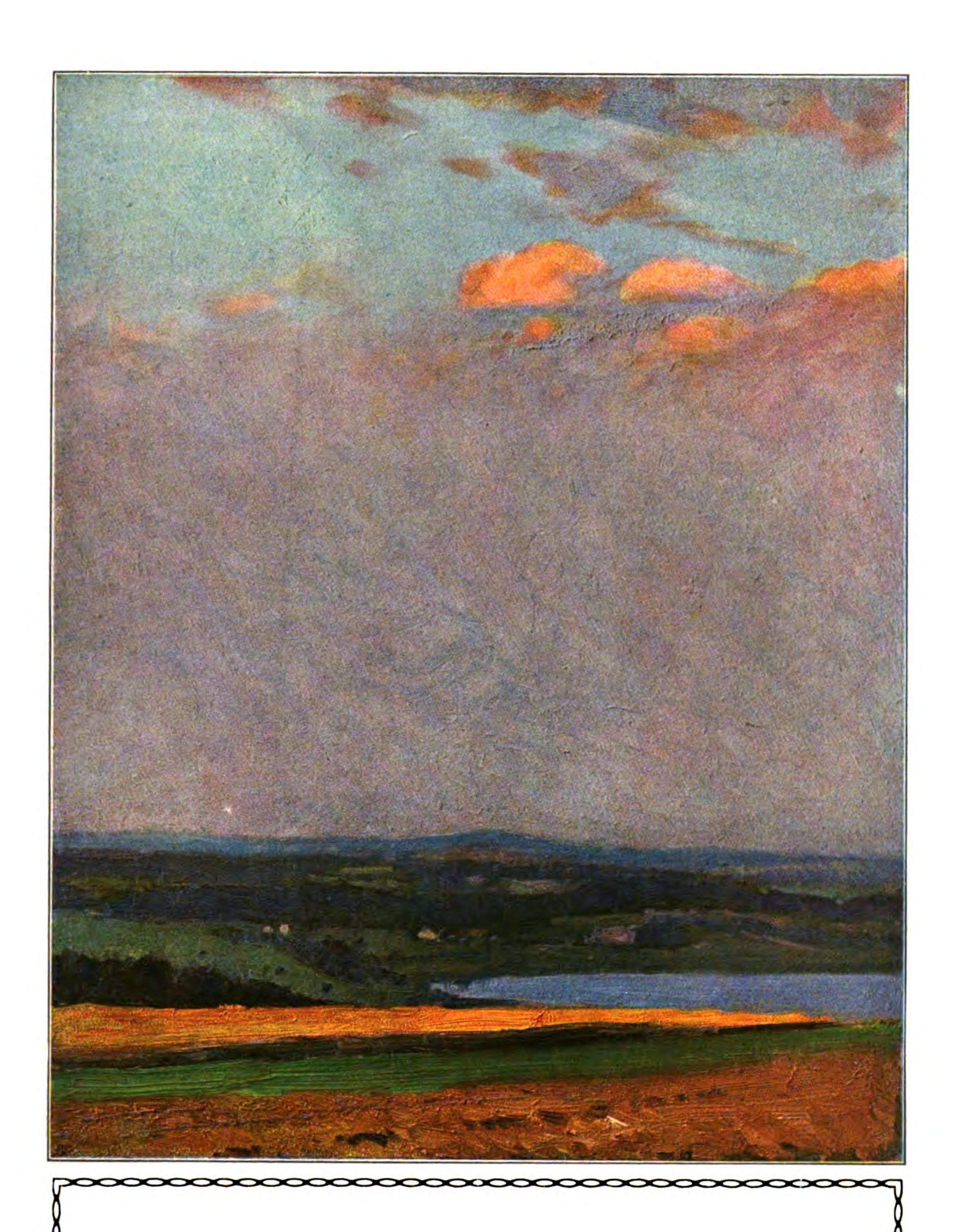
9.

Benigna konnte den Tag nicht erwarten, wo in Dresden der erste Ball sein sollte. Eine verborgene Unruhe war in ihr.

Ihre Gedanken waren weit fort von der Jägerei in unbestimmtem Sehnen nach dem Ungeahnten, Nieerlebten, all dem Glanz und Licht, der Herrlichkeit, die ihrer wartete.

Mamachen sagte zu Fräulein Luttermann, das Ausgehen schiene Benigna nicht eben viel Freude zu machen, denn sie spräche nie davon. Doch Papi ahnte, was im Herzen seiner Tochter vorging, aber es war ihm, als solle er nicht daran rühren, wie man die Traumwelt eines Kindes nicht stört.

Weihnachten war gekommen ohne „Lämmerhüpfen“, ohne Möglichkeit die Radeburger Reiter einzuladen. Es paßte hier nicht und da nicht. So würde der Hofball der erste Ball Benignas sein. Schon war alles zur Fahrt nach Dresden



Sommertag.

Ölstudie von Prof. Carl Marr.

vorbereitet, die eine halbe Übersiedlung ins „Quartier" bedeutete, als über Nacht Schnee fiel. Früh glitzerte er zu den Fenstern herein, daß Benigna zeitiger erwachte als sonst. Sie sprang aus dem Bett und lief mit bloßen Füßen an die Scheiben. Der Teich war gefroren, und auf der Eisdecke lag Schnee, so daß das Schloß ausschaute, wie von weiten, winterlichen Wiesen umgeben. Weiße Tücher deckten die Terrassen, die Dächer. Auf den Ästen der Kastanien lagen Schneelasten, locker geschichtet, und ab und zu fielen sie mit Rauschen nieder, wenn eine schwarze Krähe beim Abflug den Zweig erschüttert hatte, oder ein Windhauch dahergestrichen kam.

Benigna preßte den Kopf an die Scheiben. Trotz aller Sehnsucht nach der unbekannten Herrlichkeit des Hofballes, empfand sie die stille Schönheit des Wintertages gleich etwas Höherem als die Menschenfeste, die ihrer warteten. Als Papi an ihrer Tür rief: „Mach' Dich fertig, wir reiten in den Tiergarten!" da zitterte Sehnsucht nach den Märchen des bereiften Winterwaldes in ihrer Seele.

Kein Mensch außer dem Torwärter war zu sehen, kein Schlitten fuhr zu der frühen Stunde. Hinter dem Schloßteich bogen sie von der Meißener Straße ab, auf eine Schneise, wo der Schneepflug nicht gegangen war. Durch den stillen Wald ging es, hochragend, weißbestäubt. Nur ab und zu klang, wie Benigna es vom Fenster aus gesehen, das Abrutschen des Schnees von den Zweigen, scheinbar ohne Ursache, gleichsam durch einen Zauberwink.

Die beiden Reiter hatten nicht gesprochen. Es war, als bannte die Herrlichkeit des Wintermorgens jedes Wort. Benigna blickte sich um, und ihre Gedanken waren im Moritzburger Winkel, im Schnee, tief, tief im Schnee. Versunken der Hofball mit all seiner ungeahnten Pracht, sie sah nur einen jungen Offizier, der sie anblickte, und sie dachte: ‚Mein Gott, wäre er doch hier!' Ihr war, als müsse er ihr jeden Augenblick entgegenreiten, gerade im Sattel, wie sie ihn beim Einzuge erblickt. Ach, wäre er doch gekommen! Hierher, wo sie allein sein konnten!

Da sprengte Papi Galopp an, ohne ein Wort dazu zu sagen, daß die Schneeklumpen aus den Hufen hinter ihnen drein prasselten gleich einem Kartätschenhagel. Als sie die schnaubenden Pferde parierten, sagte er mit einem mal: „Und denken, daß man heute auf den Hofball muß!"

Er seufzte tief. Benigna schwieg. Er wandte sich zu ihr: „Wenn wir hier blieben?"

Sie dachte jäh wieder an den Hofball, an ihre Träume von Glanz und Herrlichkeit, und durch diese Träume ritt ein junger Offizier, hielt gerade vor ihr, knielängs den Säbel sinken lassend. Da bat sie plötzlich: „Papi, mein guter, lieber Papi, laß mir die Freude!"

„Kehrt!" rief er nur.

Ein Stunde darauf fuhr der Wagen vor, und als sie in Dresden die dunkle Treppe zum Quartier hinaufstiegen, fiel Benigna Papi um den Hals.

Dann, schneller als man gedacht, war es Zeit, Papi stand da, ungeduldig die Uhr in der Hand. Aus dem Otterkragen seines Pelzes schimmerte der goldgestickte österreichische Diplomatenrock sowie am Hals die bunten Bänder und glitzernden Emaillesterne der drei Komturkreuze. Benigna im Abendmantel, ein Spitzentuch über dem Kopf, wartete neben ihm und schob ihm die Orden zurecht: „Der da ist zugedeckt. Sonst denkt man, Du hast nur zwei!"

Dann fuhr der Landauer über die alte Brücke, dem Schlosse zu. Benigna war nicht fähig zu sprechen, ihr klopfte das Herz. Der Wagen hielt. Sie wollte hinaus, aber es ging weiter. Sie kamen in der sich stauenden Wagenreihe nur langsam vorwärts. Papi sah immerfort nach der Uhr. Sie bogen in den Schloßhof ein: von der Wölbung hallte es wider. Die Tür ward geöffnet. Im Treppenhaus erblickte man Damen, Herren in Hof-Landstands-Uniformen, Diplomatenfrack, Offiziere. Benigna ließ sich Abendmantel und Tuch abnehmen. Mamachen zog irgend etwas zurecht an ihrem Kleide. Dann stiegen sie langsam die große Freitreppe empor, auf deren Stufen die Hofdienerschaft stand in der gelbgrauen, silbergestickten Livree, mit

Kreuz und Medaillen auf der Brust und den unbeweglichen, glatten Gesichtern.

Und langsam vor ihnen, langsam hinter ihnen drein schritten die Uniformen, rauschten die Schleppen über Marmor und Läufer. In der Galerie, die zu den Sälen führte, stand im Paradeanzug die Ehrenwache der Gardereiter in ihren blauen Röcken mit den weißen Aufschlägen. Vor ihnen ein junger Offizier, den Stab in der rechten Hand. Er schien Papi zu kennen, denn er legte, als sie vorüberkamen, die linke Hand an den Helm. Benigna blickte nicht hin. Sie war nur mit dem Gedanken an ihren Eintritt in das Fest beschäftigt. Als nun, nachdem ein kleinerer durchschritten war, der große Ballsaal sich vor ihr auftat, mit der goldenen Decke, der Galerie hoch oben, wo die Musik saß, mit den Riesenlüstern, da war es trotz aller Pracht der Räume, der Gewänder, als hätte sie, Benigna, in dem reichen Bilde noch gefehlt.

Benigna in ihrer holden Mädchenlieblichkeit, mit ihren dunkelsten Augen, der schlanken, doch vollen Gestalt, dem lebenden Weiß der Schultern, über denen sich das schwarze Haar erhob, jetzt kein künstlicher „Chignon“ und Lockenbau, sondern schlicht geordnet, das Herrlichste, das den Menschen geworden ist auf Gottes weiter Erde: Natur.

⌘ ⌘ ⌘

Das wogte und wirrte hin und her. Das schwatzte und wisperte, das dienerte und begnadete einander, stellte sich vor und nickte und gab die Hand. Da standen Herren der verschiedenen Hofrangklassen, keine Tanzbeinschwinger, sondern Bureaukraten aus den Ministerien, sonst ein arbeitsreiches Dasein verbringend. Heute abend trugen sie weniger oder mehr Gold am Rock, alltäglich gingen sie von den Schreibtischen heim in bescheidenem Spießerkleide. Herren mit unbesternter Brust, oder mit sauer verdientem, einsam hängendem Kreuzlein. Sie säumten die Wände, fast Zuschauer nur, oder standen da mit der Frau Gemahlin, die, wenig bekannt, sich vom Gatten nicht trennen mochte. Allerweltsleute liefen herum; ihre Sicherheit verriet, daß solche Feste ihnen tägliches Winterbrot bedeuteten. Sie kannten jeden Menschen, sie begrüßten jeden Menschen.

Da irrte ein Kammerherr, mit dem Auftrag einen Leutnant zu suchen, als Tänzer zu einer Prinzessin befohlen. Hinter ihm drein, die Gasse nutzend, die er gebrochen, führte ein großer Reiterleutnant eine dicke Dame, im „manteau de cour“, von den Achseln an bis unten auseinanderklaffend, hinten in Puffen gerafft. Das Kleid schleppte auf dem Boden. Sie trug Frauenorden an der linken Schulter, sieben Perlenreihen um den starken Hals. Man sah aus den tiefen Knixen der jungen Mädchen, den Verbeugungen der jungen Offiziere, daß die Gewaltige, die wie ein Ozeandampfer dem Eisbrecher folgend durch die Fahrtrinne zog, Bedeutung beanspruchte.

Bunt waren die Uniformen: goldstrotzend die der Diplomaten, hellblau die Kavallerie, dunkel die Infanterie, grün die Artillerie, dann die Herren vom Forst, vom Bergfach, ein österreichischer General mit der eisernen Krone, ein preußischer Kürassier, zwei Bayern und ein Russe. Man nannte den Namen, keiner konnte ihn aussprechen. Da standen Landjunker, das Ordenskreuz der Johanniter an seinem vornehm einfachen schwarzen Bande um den Hals, daneben eine Hofuniform, derartig mit Großkreuzen gepflastert, daß man das Geschick bewundern mußte, die Sterne alle anzupassen auf nur einer Menschenbrust.

Zwischen der bunten Männlichkeit: die Damen. Brave Frauen, deren Ausschnitt kein Künstlerauge auf sich zog. Ehrgeizige, sich vordrängend, um ja in erster Reihe zu stehen, wenn der Hof kam. Verschrumpelte Weiblein, als Ersatz der Jugend behängt mit Gold und Edelgestein. Dann die vielen, die als Mädchen an Hof gegangen, vielleicht noch als junge Frau, nun nach Jahren häuslicher Behaglichkeit sich wieder in den Strudel gestürzt, des jungen Ebenbildes wegen, das neben ihnen stand, nun schon den wiederholten Winter wartend, bis einer käme, sie zum Tanz zu bitten, oder „er“, sie zu entführen an Haus und Herd.

Der jungen Ebenbilder gab es andere noch: die mit unerfahrenen Augen hin-

einstarrten in das bunte Ballgeschwärm, denen alles noch Rätsel schien und Unwahrscheinlichkeit, Prunk, Pracht, Jubel, Ereignis. Benigna war unter ihnen. Sie sprach zu keinem der anderen jungen Mädchen, mit denen sie doch bekannt geworden. Sie hatte soviel in sich aufzunehmen, daß sie nicht begriff, wie die neben ihr schwatzen konnten.

Die Leutnants und die Juristen, heute im Reserveoffiziersrock, schwirrten um die Jugend herum, die Tanzkarte in der Hand, sich die oder jene zu sichern. Der kleine schwarze Leutnant von Gutenborn von den Radeburger Reitern flüsterte seinem Freunde Zschorten, dem großen Hannoveraner, Bemerkungen zu. Er bezeichnete ein junges Mädchen mit starkgewölbter Brust: „Sieh mal, Peter, die dort, die in so gutem Futterzustande ist. Siehst Du?"

„Ja, Fräulein von Isel."

„Ja, die Isel. Die ist in zehn Jahren Bombe!"

Sie lachten, und Gutenborn setzte seine Bemerkungen fort. Die Kleinen nannte er Kroppzeug, die Großen: Elefantenweibchen. Von eines Mädchens dicker Nase sprach er als Lötkolben. Ein flaches, graues, gleichgültiges Gesicht erklärte er als Lehmhaufen, in das der Schöpfer mit dem Absatz ein paar Löcher getreten.

Zschorten hörte lächelnd zu, bis er plötzlich sagte: „Aber da ist ja die Komteß Moosburg!"

Er wollte eben auf sie zusteuern, sich einen Tanz auszubitten, als ein Klopfen auf dem Parkett tönte. Nun wieder und noch einmal. Jähe Stille. Der Hof trat ein. Die Herrschaften kamen ni streng geordnetem Zuge. Die Oberhofchargen mit ihren goldgestickten Uniformen, ihrer Amtsmiene, ihrer Ordensfülle. Dann den Herrschaften befreundete Fürstlichkeiten. Die Mitglieder standesherrlicher Familien. Die Gesandten und Großwürdenträger.

Bei ihrem Eintritt schien die Menge im Saal zu steigen: sie reckte die Hälse. Dann ging ein Rauschen durch die Versammelten. Alles neigte sich, dort am tiefsten, wo der Zug sich nahte. Und wie vor ihm die Menschenmauer niedriger gestanden, wuchs sie, als er vorüber, wieder empor. Kurz darauf begann abermals das Sprechen. Erst gedämpft, bald schwellend wie vorher. Nur die Klänge der Musik tönten lauter. Zur Quadrille waren die jungen Leute zurückgetreten, den Herrschaften, Ministern und Ministerfrauen, Gesandten und ihren Damen, der Generalität, allem großen Getier die Bahn freizulassen. Nun aber strömte die Jugend hinzu. Die Rundtänze begannen.

Benigna hatte zuerst nicht einen Namen auf ihrer Tanzkarte stehen. Sie bemühte sich nicht darum. Wurde ihr jemand vorgestellt, so nickte sie, trat in linder Verlegenheit unwillkürlich einen Schritt zurück und wendete sich ab, so daß die Herren kein Gespräch begannen. Sie empfand es nicht, ohne Tänzer zu sein. Sie fühlte sich in dem bunten Bilde, bei den Klängen der Musik, die unsichtbar aus ferner Höhe herabzuschweben schien, wie in ihrem Traumlande. In all ihrer mädchenhaft einfachen Schönheit stand sie da gleich einem Naturkinde, das sich nur freut über Licht und Glanz ohne Wunsch auch teil daran zu haben.

„Komteß, gibt es wohl noch einen Tanz für mich?"

Sie erkannte Herrn von Zschorten, aber sie wußte nicht seinen Namen. So zeigte sie ihm einfach ihre Karte. Der große Hannoveraner schien erstaunt, kaum einen Tanz besetzt zu finden, und steuerte mit ihr aus dem Gedränge der jungen Mädchen hinaus in den freien Tanzraum. Eine Mauer von meist älteren Zuschauern umstand ihn, von dem Vortänzer, jenem großen Reiteroffizier, der vorhin die dicke Dame geleitet, ab und zu mit höflichen, doch entschiedenen Worten zurückgedrängt.

Wie Zschorten dahinglitt über die spiegelnde Fläche, sicher sich windend durch die wirbelnden Paare, daß sie nie eines streiften, nie aber aus dem Schwunge kamen, folgten ihnen alle Blicke. Köpfe drehten sich, Lorgnetten wurden an die Augen gehoben. Man fragte, wer die neue Erscheinung sei. Man wußte es nicht. Nur hier und da meinte jemand es zu ahnen und nannte einen falschen

Namen, bis endlich ein Kundiger entdeckt ward: „Die junge Gräfin Moosburg.“

„Moosburg?“

„Ach so ... ja ... die Mutter ist 'ne Baden.“

„Gewiß. Er war österreichischer Diplomat ... Ein schöner alter Herr ...“

Rundum aber wurden die Herren aufmerksam auf die neue Tänzerin. Man verglich sie mit den anderen jungen Mädchen, die zum erstenmal ausgingen, etwa wie man jährlich die Remonten jahrgangsweise beurteilte auf Gebäude und Zukunft.

Der Walzer endete. Benigna ward sofort, als Leutnant von Zschorten mit ihr stehen blieb, von Herren umringt, die einen Tanz haben wollten. Ihre großen schwarzen Augen glänzten, als wären sie ein Spiegel, all die Farben und Lichter zurückzustrahlen. Sie hatte ihre Tanzkarte dem nächsten Herrn übergeben; die wanderte nun von Hand zu Hand, so daß sie sich bald mit Namen bedeckte. Wie sie an Benignas Ohr schlugen, neigte sie nur atmend den Kopf rechts und links, beinahe ohne die Vorgestellten anzublicken.

Ein Bangen stieg in ihr auf: wo blieb er, mit dem sie doch verabredet sich zu treffen? Fast erschrocken fuhr sie empor, als er vor ihr stand. Er verneigte sich. Wie groß er war! Wie schlank und aufrecht! Sie streckte ihm, dem ersten natürlichen Gefühle folgend, die Hand entgegen. Ein glückliches Strahlen ging über ihr Gesicht, und ohne Rücksicht auf scharfe Mäuler, deren dunkles Ehrabschneiden ihre reine Seele nicht kannte, sagte sie: „Herr von Dobritz, machen Sie schnell, daß Sie noch was kriegen!“

Ein Lächeln ging über seine weiße Haut, die rosigen Wangen, die wie mit einem Pinsel hingestrichenen Augenbrauen: „Ich habe schon den Souper!“

Hinter ihr, ohne daß sie es bemerkt, hatte er seinen Namen eingetragen zum Souperwalzer, was die anderen bei erster Bekanntschaft nicht gewagt. Sie meinten mit einer Art neidischer Bewunderung: „Ist der Kerl frech!“

Nun ging Benigna von einem Arm in den anderen. Atmend, strahlend stand sie da, glücklich, glücklich, glücklich! Gott, war das herrlich! Ja — so, so hatte sie es sich in ihren Träumen gedacht! Papi kam und fragte leise: „Unterhältst Du Dich?“

„Es ist wonnig!“

Dann nickte sie, denn eben hatte ein General, ein blonder Hüne, das Haar hoch aus der Stirn gestrichen, auf der Brust das eiserne Kreuz erster Klasse, sie um eine Extratour gebeten. Er setzte sie drüben ab in der Nähe der Herrschaften und erklärte ihr: „Ich bin ein alter Freund von Papa; von Ringlech. Wir waren in einem Regiment.“

Benigna nickte. Da kam von weitem ein weißhaariger Herr mit glattrasiertem violettem Gesicht, die Hofuniform gepanzert mit Großkreuzen, ein breites grünes Ordensband von der Schulter zur Hüfte. Seine Augen quollen ein wenig heraus, die hängende Lippe war ewig naß. Er trippelte und schurrte am Boden hin, als könne er die Beine nicht heben. Benigna hörte nur, wie er, den General von Ringlech Exzellenz genannt, irgend etwas zu ihm sagte, das ihr urkomisch vorkam, etwas von „schönstes junges Mädchen heute abend“. Die Exzellenz erschien ihr so lustig, daß sie ihr am liebsten ins Gesicht gelacht hätte.

Der General tanzte plötzlich zum zweiten Male mit Benigna. Er brachte sie nur ein Stück fort, als wolle er sie aus dem Dunstkreise des Alten entführen. Als sie eben fortflogen, sagte jemand. „Der alte Bröstorff muß doch jede erst mal beschnuppern.“

Benigna tanzte, tanzte, tanzte ohne Unterlaß. Nur einmal ward sie unterbrochen. Mamachen kam: „Ich muß Dich zur Ministerin bringen. Hat Dich Papi der Generalin Lumburg vorgestellt? Da sind noch ein paar Damen, Benigna, die Dich sehen wollen. Die Hofdame Gräfin Grahe, dann Frau von Rillenberg und ... kurz ... übrigens Prinz Adolf hat nach Dir gefragt ... kennst Du eigentlich den österreichischen Gesandten? Komm nur schnell! Wir waren mit ihm in Brüssel. Damals warst Du noch klein ... komm ...“

Benigna versäumte darüber einen Tanz. Erst ganz am Schlusse kam ein unbekannter Herr, bedauernd, daß er ihr

immerfort nachgelaufen sei. Sie tanzte mit ihm noch ein paar Schritte, dann brach die Musik ab. Er führte sie zurück: „Wohin, Komteß?"

„Dort steht Mama . . ."

Sie hätte beinahe Mamachen gesagt.

In einer Pause tauchte neben Benigna ein grauer Kopf auf mit pergamentartigem Gesicht in grüner Forstuniform, und Oberforstmeister von Pontzau sagte: „Nu mein gnäädichstes Gomteßchen, wie geht's, wie steht's?"

„Danke, Herr von Pontzau."

Er erklärte, nun habe er sich gezeigt und dürfe jetzt verschwinden. Dann sah man seine an längst versunkene Zeiten gemahnende Erscheinung untertauchen in der Menge der Offiziere und Damen, die neben ihm den Eindruck machten, als würden sie erst in kommenden Jahren erwachsen sein.

Benigna ward vorgestellt und küßte, wie ihr gelehrt, die Hände alter Damen. Sie mußte Wildfremden Red' und Antwort stehen. Und mitten in den Gesprächen, als ein Tänzer sie nicht gefunden, oder eine Verwechslung gemacht, sie vielleicht — sie verstand das alles nicht — gar keinen hatte, stand sie plötzlich ganz, ganz allein unter fremden Gesichtern. Als sie nun so angestarrt ward und die Menschen sich etwas zuzuraunen schienen über sie, schnürte ihr schmerzende Bangigkeit die Seele zusammen.

Da dachte Benigna plötzlich an eine einsame Kinderstreiferei im Moritzburger Tiergarten. Damals hatte sie sich verirrt beim Beerenpflücken, und eine fürchterliche Beklemmung hatte sie überkommen in dem riesigen Forste. Wie eine Vision stieg das vor ihr auf, hier mitten auf dem Hofball, und hielt fest gleich einer Zwangsvorstellung. Ihr war unter dieser bunten glänzenden Menschenmenge, die sie strudelnd umgab, zum Greifen nah und doch durch alle Abgründe weit, als stünde sie wie damals mutterseelenallein im grenzenlosen, angstschweren Schweigen des Waldes. Die Leute rundum waren stumm für sie wie die Bäume. Ihr ward bange zum Weinen.

Und wie ihre Angst wuchs und ihre Beklemmung, wie sie nicht ein bekanntes Gesicht in ihrer Nähe sah, schlich ihr ein brennendes Sehnen ins Herz nach ihrem stillen Moritzburger Winkel, nach ihrem heimlichen Stübchen in der alten Jägerei. Sie dachte an den Waldritt auf der beschneiten Schneise am Morgen, wo ihr Papi gesagt: „Und denken, daß man heute auf den Hofball muß!" All ihr Verlangen nach Fest und Glanz war dahin. Wäre sie doch daheim gewesen, daheim, wo niemand mit ihr tanzte, aber sie auch nie, nie mehr, sich verlassen und einsam gefühlt hatte, seitdem sie erwachsen war.

Da kam eine hohe Gestalt auf sie zu — weit entfernt — näher — gerade vor ihr. Eine Gestalt wie ein Erlöser, vom Gral der Ritter gesandt. Der junge Reiteroffizier schloß leise klirrend die Absätze: „Nun ist es gleich Zeit, Komteß!"

Sie lachte ihn an, die Tränen waren verschwunden, und sie nahm seinen Arm. Als wolle sie ihm allein Vertrauen schenken, schüttete sie ihr Herz aus, wie einsam sie sich gefühlt und daß er eben zur rechten Zeit gekommen. Er schien ein klein wenig erstaunt: einsam auf dem Hofball? Doch eine Befriedigung glitt über sein hübsches, etwas unbewegliches Gesicht wie gestreichelte Eitelkeit, und er führte seine Tänzerin fort aus dem Gedränge zu einem Fleck, wo wenige Menschen standen. Der Hof entfernte sich zum Souper unter Vorantritt der Oberhofchargen. In breitem Strom folgten die Paare zur Tür, die in die Säle zum Büfett führte. Benigna betrachtete Leutnant von Dobritz' glattes Gesicht mit dem kleinen dunklen Schnurrbärtchen, als warte sie auf seine Worte wie auf eine Offenbarung. Er meinte, er wolle sie dem unnützen Gedränge nicht aussetzen, und sie empfand dankbar seine Sorge um sie. Ihr war, als könne sie an seiner Seite vertrauensvoll gehen, wohin er den Weg nahm. Wie ihr Arm leicht auf dem seinen lag und sie am bloßen Arm das Tuch der blauen Uniform fühlte, neu, glatt, tadellos, war es ihr, als müßte sie den Stoff streicheln.

Die Tür sog die Menschenmenge ein, wie Sand, der durch das enge Loch einer Sanduhr rinnt. Bald standen beide fast allein da. Als das letzte Sandkörnleinpaar durch die Tür verschwunden war,

folgte der junge Offizier mit seiner Dame. Das Büfett erhob sich auf langer Tafel mit Prunkschaustücken und Tafelaufsätzen, Herrlichkeiten aus Hofsilberkammer und Grünem Gewölbe bedeckt. Dazwischen unter Blumenschmuck standen die Schüsseln, hohe Bauten tragend von roten Hummern, Pasteten in leise zitterndem Gallert gebettet, dunklen Rehrücken lustig aufgehellt durch künstliche Blumen, von trüffelbeladenen Silberspießen durchbohrt. Da waren Fasanen aufgebäumt in stolzem Federschmuck, schier lebend, doch mit knusprigem zerlegten Rücken. Berge von grauschwarzem Kaviar ragten aus fertigen Butterbröten, grellem Fruchteis. Hinter ihnen, steiler, höher, die Kuchen, die Torten, die Zuckertürme mit Wimpeln und Wappen aus der Hofkonditorei. Die Hofdienerschaft wartete hinter den Tischen in ihrer gelbgrauen Livree mit Silberstickerei, Kreuze und Denkmünzen auf der Brust, genau wie auf der großen Freitreppe. Es waren die gleichen, glatten, unbewegten Gesichter. Sie standen feierlich stumm oder reichten Speisen und Bestecke, schenkten ein.

Leutnant von Dobritz brachte seiner Dame Teller und Glas. In einer Fenstervertiefung blieben sie stehen. Ab und zu ging er zum Büfett, etwas zu holen. Und immer folgte ihm Benigna mit den Blicken. Sie sah, wie er vor Generälen tiefe Verbeugungen machte, wie er jeden älteren Herrn zu begrüßen schien, wie er den Exzellenzen Teller reichte, ja das eigene Besteck, das er eben in dem Gedränge sauer erobert, dreimal fortgab.

Aber Benigna hatte nur Augen für seine hohe, schmale Gestalt, sah nur sein hübsches Gesicht. Wenn er lächelte, war es ihr, als müsse auch sie lächeln. Nun blieb er bei ihr. Er hatte die Teller mit ihr getauscht: was er sich genommen, sei gesünder für sie. Mit einem dankbaren Blick ward er belohnt.

„Es ist schwer heranzukommen!" meinte er und deutete zum Büfett, das jetzt eifrige Esser umringten, ohne Damen, damit sie die Hände frei hätten, den Dreimaster zwischen die Knie geklemmt. Ein paar Dicke blieben gleich ganz dort und tranken an der Quelle. Ein Hoffourier in blauer Uniform stand dienstlich stramm vor einem hochgewachsenen, etwas gekrümmt sich haltenden Herren in reichgestickter Hofuniform, der ihm Weisungen zu geben schien. „Oberhofmarschall Graf Plant!" erklärte Leutnant von Dobritz, eine gewisse Ehrerbietung im Ton. Endlich begann man in den Ballsaal zurückzuströmen, Benigna am Arm ihres Herrn. Er blieb vor ihr stehen, leise klirrten die Tanzsporen aneinander, dann nahm er ihre rechte Hand, umschlang ihre Taille und sie schwebten über den Boden hin, leicht, indem sie schmiegsam jeder seiner Bewegungen folgte. Er tanzte gut, und wußte es.

Benigna trug den Kopf zur Schulter geneigt, die Augen senkte sie zu Boden. Sie sah nichts um sich, sie merkte nicht, wie lange sie im Walzer blieb, sie wußte nur eines, daß sie glücklich war.

Man wurde aufmerksam auf das Paar. Wieder kam die Frage, wer die neue Erscheinung sei, doch schon viel seltener, denn die meisten kannten jetzt ihren Namen. Ja, es hatte sich bereits eine Ausdrucksweise gebildet, indem einzelne sagten: „die schwarze Moosburg", als ob es eine andere als eine schwarze gegeben hätte. Ferner Stehende sprachen von „Komteß Moosburg" kurzweg, oder erweiterten noch: „die schöne Komteß Moosburg". Ältere Damen, Bekannte der Eltern aber und solche Herren, wie der lange Vortänzer, die mit allem auf nahem Fuße zu stehen schienen, was vornehm, schön, besonders war, kannten ihren Vornamen und redeten nur von: „Benigna Moosburg".

Von all dem ahnte die nichts, die da tanzte; Benigna, die so selbstverständlich leicht dahinglitt, scheinbar ohne Erdenschwere, unterstützt durch das Ebenmaß ihrer Glieder, den durch lange Ritte biegsam gewordenen jungen Leib, gekrönt von Anmut und Lieblichkeit, Benigna sah nichts um sich, sie hörte nichts, sie überlegte nicht, wer ihrem Tanze folgte, alles schien ihr vergessen in dem schmeichelnden Klange der Musik, in der Seligkeit, von dem mit sicherem Arme geführt zu werden, dem ihr Herz entgegenschlug.

Ja, es schlug für ihn. Sie würde alles eingetauscht haben gegen den Blick seiner Augen. Und als nun Graf von

Moosburg zu ihr trat, hatte sie nur den einen Drang, ihr Glück auszusprechen. Sie flüsterte Mamachen zu: „Es ist so schön, so schön, so ... so himmlisch schön!“

Aber die Mutter wollte ihre Tochter noch hier und dort vorstellen. Leutnant von Dobritz fragte Benigna, auf welche Bälle sie ginge? Sie nannte die nächsten, von denen sie wußte. Er wäre da, meinte er. Ihre Augen begegneten sich wieder. Sie wichen einander nicht mehr aus. Dann nahm Mamachen ihre Tochter mit, und ruhig ließ die es über sich ergehen, einem Dutzend Damen vorgestellt zu werden.

Es ging zu Ende. Der Hof hatte sich zurückgezogen. Die Fürstlichkeiten, die Minister, die Diplomaten, die Generalität brachen auf. Unterhalb der Freitreppe standen Diener mit Pelzen und Umhängen.

Als der Wagen gemeldet wurde, erschien noch General von Deemuth. Er küßte der Gräfin die Hand, half Benigna einsteigen und sagte dabei: „Gut gemacht, mein liebes Patchen!“ Dann flüsterte er seinem Freunde ins Ohr: „Eine Stimme: sie hat von allen Neuvorgestellten den Vogel abgeschossen.“

Die Wagentür schlug zu. Die Pferde zogen an. Benigna lehnte in ihrer Ecke. Als sie aber über die Brücke fuhren, beugte sie sich plötzlich vor. Leutnant von Dobritz ging mit dem großen Zschorten auf dem Bürgersteig. Er sah sich nicht um. Benigna aber lächelte vor sich hin, mit halbem Ohr nur Papi lauschend, der Mama die Namen der Menschen nannte, die er gesprochen.

Mamachen nickte und klappte mit den Lidern. Sie war müde. Da ließ er sie, beugte sich vor zu seiner Tochter und schloß all seine aufgeregte Freude über Benignas Triumph in die Worte, während er mit beiden Händen ihren Kopf zu sich zog und sie auf die Stirn küßte: „Mein liebes, liebes Kind!“

Des Grafen Freude über die Bälle hielt nicht an. Er sehnte sich bald nach der „Jägerei“, nach seinen Pferden, seinen Büchern, vor allem aber nach der Einsamkeit. Als eines Tages drei Bälle hintereinander in Aussicht standen und noch dazu ein Diner beim Justizminister, dem er nicht gut ausweichen konnte, erklärte er, die Jägerei so lange nicht ohne Aufsicht lassen zu können. Er müsse nach Tisch nach Moritzburg fahren — und fragte Benigna: „Kommst Du mit?“

Sie wollte nicht nein sagen — und doch: heute abend gerade traf sie ihn auf dem Ball. Der Graf merkte ihr Zögern und brummte etwas verstimmt: „Da Du lieber tanzen willst, bleib' nur ja hier.“

Sie senkte die Stirn: „Ich möchte gern, Papi ...“

„So! Nun dann geh!“

Auf dem Heimwege zum Quartier blieb Papi für sich. Benigna schlich hinterdrein, so daß die Familie im Gänsemarsch schritt, als ginge keiner den andern etwas an. Dann packte der Graf seine Reisetasche, während Mama den Nachmittagsschlaf hielt, sich von den vergangenen Bällen zu erholen und für die zukünftigen zu stärken. Da öffnete sich leise die Tür. Benigna trat ein. Papi blickte nicht auf. Sie fragte, scheinbar gleichgültig, während doch ihre Stimme zitterte: „Kann ich Dir helfen?“

„Danke.“

Er packte weiter. Da rief sie: „Papi, mein lieber, guter Papi!“ und fiel ihm um den Hals. Er umarmte sein Kind, sah Tränen in ihren Augen und wurde nun auch weich. Er streichelte sie und zog sie auf das hochlehnige, riesige Sofa mit seinem durch weiße Porzellannägel am Holz befestigten grünen Ripsbezuge. Eine Weile sprachen sie nichts. Dann fragte er, was sie hätte. Sie aber nur: „Bist Du mir bös?“

„Geh, Du Närrchen.“

„Ein bißchen!“

„Bist nicht g'scheit!“ gab er in liebem, österreichisch anklingendem Ton zurück. Sie nahm seine Hand und drehte den Verlobungsring hin und her, der, gleich dick wie der Trauring, sich von ihm nur durch einen kleinen Türkis unterschied. Als hätte es dieses äußeren Anstoßes bedurft, kam ihr das quälende Bewußtsein, daß sie ihre Liebe vor ihrem Vater verbarg. Sie wäre sonst gern, ach so gern mit nach Moritzburg gefahren, aber heute konnte sie nicht. Sie mußte i h n sehen heute abend, nur wenigstens sehen, wenn er auch nicht mit ihr tanzte. Dieser Drang erschien ihr unüberwindlich, alles

erdrückend, was sonst in ihr gewesen. Als sei ein süßes, seliges Gift in ihre Adern gespritzt worden, dachte sie nicht mehr an die alte, liebe Jägerei, sondern nur an ihn, immer nur an ihn.

Benigna empfand ihrem Vater gegenüber etwas wie Scham. Sie war sein ergebenes Kind gewesen, sie hatte ihm, seitdem sie denken konnte, alles anvertraut, und nun sollte er nichts ahnen? Er hatte sie an all seinem Leben teilnehmen lassen, ihr angedeutet, ihr allein, wenn ihm im Hause etwas nicht recht war, ihr sogar manches gestanden, was ihn und Mamachen betraf. Und sie fand kein Vertrauen?

Ja, sie schämte sich, aber sie hätte nicht gewußt wie sprechen. Konnte sie denn ausdrücken, was nur als Stimmung in ihrem Herzen zitterte?

Da zog der Vater Benigna an sich und begann mit ihr zu reden. Er sprach leise, um die Gräfin im Zimmer nebenan nicht zu wecken. Er fragte, wie sie sich auf den Bällen unterhielte, lobte ihr Tanzen, daß sie mit den älteren Leuten artig sei. Er wollte ihr keinen Vorwurf machen, daß sie gern ausginge: „Du bist jung, Benigna! Und es wäre traurig, ja, es wäre traurig, wenn Du in Deinen Jahren an solchen Dingen schon keine Freude mehr fändest. Aber Du verzeihst es dem alten Papi, wenn er mal ausspannen will.“

„Du, Papi, alt?“

Sie sah ihn strahlend an, wie früher. Er empfand es und sagte heiterer: „Ja, wenn ich noch ein Leutnant wäre!“

Benigna schlug die Augen nieder. Sie hatte an ihn gedacht: „Ich hätte Dich gern mal als Leutnant gesehen.“

„O, da war ich schlank! Das hättest Du mal sehen sollen! Man trug damals die Uniformen so eng als nur möglich.“

„Ja, Mama hat doch das Bild, das war doch dasselbe Regiment wie . . .“

Beinahe hätte sie „er“ gesagt. Der Vater blickte sie forschend an. Langsam ergänzte er: „Dobritz.“

Benigna schlug stürmisch die Arme um seinen Hals. Und ihr Vater, der im Herzen seiner Tochter gelesen von ihrer Kindheit an, barg sie an seiner Brust. Er versuchte nicht, sie zum Reden zu bringen. Er ließ sie ruhen, wartend, bis sie von selber spräche. Sie verbarg noch immer ihr Gesicht, sie kämpfte mit sich, und schließlich brachte sie doch nichts anderes heraus als ein gestammeltes: „Papi, ist das schlecht von mir?“

„Liebst Du ihn denn?“

Keine Antwort. Er liebkoste sie, und sie redete endlich, immer den Kopf an seiner Schulter versteckt, in abgerissenen Worten, während er leise dazwischen sprach: „Bist Du mir böse, Papi?“

„Weshalb?“

„Daß ich Dir's nicht gesagt habe?“

„Mein Kind! Meine kleine Benigna! Mein liebes, liebes Kind! Du sagst es mir ja! Und glaubst Du, ich wüßt' es nicht?“

Sie ließ ihn plötzlich los und sah ihn erschrocken an mit dunkelrotem Gesicht und zerstörtem Haar: „Du weißt es?“

Er lächelte: „Meinst, ich hätt's nicht gemerkt? Aber erst mußtest Du kommen!“

„Und wenn ich's nun nicht gesagt hätte?“

Er zögerte, sah sie an, lächelte, dann antwortete er bestimmt: „Du hättest es gesagt.“

„Aber . . .“

„Einmal doch!“

Sie breitete die Arme: „Dir, Papi, ja!“

(Fortsetzung folgt.)

Mein Herz —

O, noch hab' ich mein Herz!
Das kann noch wogen und zittern!
Und wenn ich's auch nicht auf die Gassen mehr trag' —
Nach brausendem Lenz kam sein Sommertag
Mit Ernten, Gluten, Gewittern.

O, noch hab' ich mein Herz!
Das hat noch Sturmvogelschwingen!
Leuchtfeuer locken von Meer und Sund,
Und muß es verbrennen, und brennt es sich wund:
Es wird in Flammen noch singen!

O, noch hab' ich mein Herz!
Das kann noch lodern und hassen!
Das will mir oft springen vor Zorn und Weh,
Und nehmt ihr mir alles, und tut es auch weh:
Mein Herz, mein Herz müßt ihr lassen!

Carl Busse.

Carl Marr. Von Fritz v. Ostini.

Im Sommer 1889 erregte im Münchener Glaspalast ein riesenhaftes Geschichtsbild bei Kunstverständigen und Laien großes Aufsehen: Die Flagellanten von Carl Marr, einem damals einunddreißigjährigen Künstler, von dem man bisher noch keine besonders bedeutsame Arbeit gesehen hatte. Nun erschien er vor der Öffentlichkeit mit einem solchen gewaltigen Gemälde, das um so stärker auffiel, als es einen in allen Teilen gelungenen Versuch bedeutete, das Problem der in Deutschland wenig mehr gepflegten „großen Historie“ mit den malerischen Mitteln der neuen Zeit, des „Pleinair“, wieder aufzunehmen. Der Kampf um das freie Licht war damals in den deutschen Kunstzentren entbrannt, in München natürlich zuerst, und alle Jüngeren huldigten der neuen Lehre, die Befreiung von allerlei verjährten Schulrezepten, vom Zwang alter Regeln und Schablonen brachte, aber für viele freilich auch lediglich eine neue starre Doktrin bedeutete. Zu den letzteren gehörte Carl Marr nicht. Indem er die Grundsätze der Freilichtmalerei an der großen und schweren Aufgabe ausprobte, die dieses Geschichtsbild mit seinen zweihundert und mehr Figuren war, machte er sich von allem Doktrinarismus los. Und das ist fortan ein bezeichnender Zug in Carl Marrs Kunst geblieben, daß er, auf kein malerisches Dogma eingeschworen, von keiner Richtung fortgerissen, vorwärts ging und den zuverlässigsten Richter im eigenen künstlerischen Empfinden erkannte. Eine hinreichend sichere Grundlage für diese, auf die eigene Meinung gestellte Kunst bot ihm sein ungewöhnlich starkes, mit heiligem Fleiße errungenes formales Können. Marr hat immer, so sehr er Maler war und ist, der Form, den Forderungen der Bildwirkung, der Komposition, ihr Recht gewahrt, auch in Zeiten, da die herrschenden Strömungen in der Malerei diese schönen Dinge vernachlässigen zu dürfen glaubten. Wie sehr er damit das Richtige traf, das wird sich gar bald wieder zeigen, jetzt wo die Kulturwelt des nurmalerischen Artistentums merklich müde zu werden beginnt und vielleicht



⊠ Professor Carl Marr. ⊠

eine neue Ära der dekorativen Malerei großen Stils bevorsteht. An vielen und stattlichen monumentalen Aufgaben hat Marr die Richtigkeit seiner künstlerischen Grundsätze selbst erwiesen. Wer große Flächen reich und rhythmisch füllen, figürliche Kompositionen in zureichender Weise bewältigen will, der braucht etwas anderes, als spielerisches artistisches Genie, das sich schon in ein paar geistreich nebeneinander gesetzten Farbflecken genug tut. Und das berühmte oder, besser gesagt, berüchtigte „große Bild", das nun einmal jeder Akademiker der früheren Generationen gemalt haben mußte, mochte es an sich für die Kunstgeschichte viel oder wenig bedeuten, — viel hat es immer bedeutet für den werdenden Maler! Er lernte dabei sich unter eine Aufgabe beugen, sich bis zum Äußersten mühen — und erfuhr mit unerbittlicher Gewißheit, was er nicht konnte! Daß die junge Malergeneration von heute solcher Plage gar so gern aus dem Wege geht, erfüllt auch die fortgeschrittensten und modernsten Künstler und akademischen Lehrer jetzt schon mit schwerer Sorge.



Zwei Freundinnen. Gemälde.
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Carl Marr war seinem ganzen Wesen nach dazu angetan, selbständig und in relativer Abgeschlossenheit seinen Weg zu verfolgen. Er war schon als Knabe viel allein, als er in Milwaukee, wo er am 14. Februar 1858 geboren wurde, zur Schule ging. Ein körperliches Gebrechen, hochgradige Schwerhörigkeit, veranlaßte ihn, sich von seinen Altersgenossen möglichst abzusondern und sich um so intensiver mit sich selbst zu beschäftigen. So kam er auch ganz von selbst zu künstlerischen Neigungen, zumal er von seinem Vater das reiche Talent geerbt hatte und Anregungen nach allen Richtungen von ihm erfuhr. Der Vater war Graveur, beherrschte das ganze Gebiet der Tätigkeit mit dem Grabstichel, zeigte eine außerordentliche Begabung für Bildhauerei und betrieb sie mit Leidenschaft. Auch Carl Marr war, der Schule entwachsen,



Die Flagellanten. Gemälde von Carl Marr. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

zunächst ein paar Jahre als Xylograph in der Werkstatt des Vaters tätig, dann wurde er von diesem selbst veranlaßt, nach Deutschland zu reisen und sich ganz der Kunst zu widmen. Er begann seine Lehrzeit in Weimar unter Professor Ferdinand Schauß, dann in Berlin bei Karl Gussow und trat schließlich in die Münchener Akademie ein, vorerst in die Malklasse, die Otto Seitz leitete. Sein erster Meister in der Komponierklasse, das heißt in der Meisterschule, in der die reiferen Akademiker ans Bildermalen gingen, war Gabriel Max, der für eine kurze Zeit eine solche Schule an der Akademie übernommen hatte, aber von seinem Lehramt den denkbar mäßigsten Gebrauch machte. Es hieß, er käme einmal im Jahre zum Korrigieren. Trotzdem hat Max merklichen Einfluß auf Carl Marr geübt, stand er doch damals in der vollen Blüte seiner Kunst, ein Meister, dessen Bilder wahrhaftig nicht nur durch ihre geistige Tiefe und Besonderheit wirkten, sondern gerade auch durch malerische Qualitäten hohen Rangs. Die zurückhaltende, fast menschenscheue Art von Gabriel Max, der Ernst, mit dem er die Verantwortung seiner Aufgabe ansah, brachte es mit sich, daß er sich nur schwer entschloß, die Arbeit anderer zu korrigieren. Die erste selbständige Arbeit Marrs, die unter dem Eindrucke von G. Max' fesselnder Eigen-



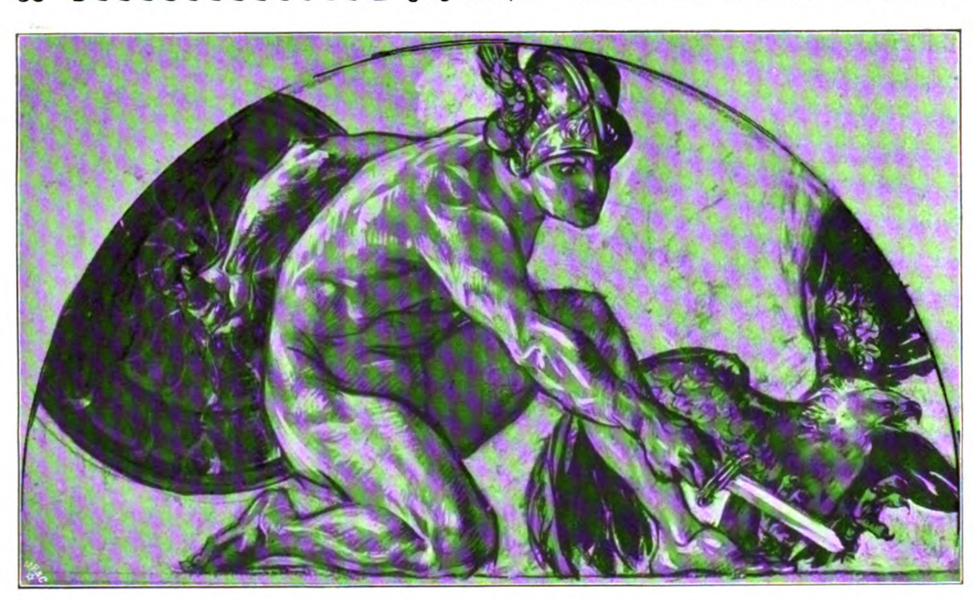
Das ist das Glück. Gemälde.
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.



Madonna. Gemälde.
Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, München.

art zustande kam, war der 1880 gemalte „Ahasver": der ewige Wanderer hat sich am Strande des wildbewegten Meeres verzweifelt über die Leiche eines jungen Mädchens gebeugt, die der Sturm ans Land getragen, er scheint die früh gebrochene Rose um ihr Schicksal zu beneiden. In der ganzen Idee spürt man die düstre Weltanschauung, das „Daseinsweh", das aus allen den schönsten Bildern von Gabriel Max redet, man erkennt den Einfluß dieses Meisters aber wohl auch an dem schönen Kopf des Mädchens und aus technischen Details.

Nach der Vollendung dieses Bildes hat Carl Marr wieder auf einige Zeit seine amerikanische Heimat aufgesucht; erst 1882 kam er zurück und trat an der Akademie in die Komponierschule Lindenschmitts ein, der das Talent des jungen Deutschamerikaners nach Kräften förderte. Als Ergebnis einer akademischen Preisaufgabe entstanden da das Bild „Die Spinnerinnen" — es war die Zeit der holländischen Interieurszenen — und dann, nach einer Reihe kleinerer Arbeiten, 1885 ein ziemlich umfang- und figurenreiches Geschichtsgemälde „Die Kinder von Bunzlau". Es handelt sich in dem Gemälde um eine Episode aus den Befreiungskriegen, ein Ereignis vom 22. Mai 1813, von dem Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit erzählt. Damals haben die Kinder von Bunzlau gefangene und hungernde französische Husaren mit Speise und Trank erquickt trotz des Protestes der grimmen russischen Kosaken, die jene bewachten. Das Bild, das jenen Vorgang mit großer Liebenswürdigkeit verewigt, ist im Verlaufe der Dinge, irre ich nicht, durch die Verlosung der Verbindung für historische Kunst, wieder nach München, und zwar in die Galerie des Kunstvereins gelangt — als Werk Carl Marrs würde es heute kaum einer erkennen. Der junge Künstler hatte es damals im Sinne des „Pleinairismus" in einem ziemlich kalten weißlichen Ton gehalten, der mehr von Überzeugung als von Beobachtung herrührte und mit der gesunden, warmen und volltönigen Farbengebung des reifen Marr nicht viel Gemeinsames hat. Weniger bekannt geworden ist ein, gleichfalls noch in der Lindenschmittschule gemaltes Historienbild „Frundsbergs Werbung", ein Kostümstück ziemlich charakteristischer Münchener Art — die Begeisterung für Landsknechttrachten und altdeutsches Wesen überhaupt war ja in den Kreisen der jungen Malerschaft, zumal von der Diezschule ausgehend, damals groß. Bemerkenswert ist an dem Bild das Geschick, mit dem die vielen Figuren im



„Der Krieg.“ Entwurf für ein Glasmosaik am Bayerischen Armeemuseum in München.

Raum untergebracht sind; Marrs großes Kompositionstalent zeigte sich schon auf dem besten Wege. Bald sollte er auch als Maler von Einflüssen der Zeit und des genius loci sich immer mehr emanzipieren. Die „Flagellanten“, die er jetzt vorbereitete, waren kein doktrinäres Pleinairbild mehr und ebensowenig zeigten sie die typische Münchener Marke. Volle drei Jahre hat der Künstler den Vorarbeiten zu dem Riesenbilde gewidmet; es war eine Menge von geschichtlichem Material zu bewältigen, zahllose Akt- und Kopfstudien waren zu malen und zu zeichnen. Wilhelm Lindenschmitt interessierte sich lebhaft für das Werden der Arbeit, und Marr zeichnete die Flagellanten auch noch in seinem Komponierschüleratelier auf die Leinwand; aber die Werkstatt war so klein, daß das sieben Meter breite Bild nur in der Diagonale des Raumes Platz fand und kaum die Möglichkeit blieb, daneben durchzuschlüpfen. Lindenschmitt trat bei Piloty, dem Leiter der Akademie, dafür ein, daß einem so hochstrebenden und begabten Schüler ein entsprechender Raum zur Vollendung dieser Arbeit zugewiesen würde — aber er fand unerwarteten Widerstand, d. h. ein kategorisches Nein! Die Art, wie Carl Marr seine Aufgabe in Angriff nahm, sagte dem berühmten Historienmaler nicht zu. Der Vorgang war ihm wohl zu streng und herb herausgearbeitet, die Darstellung zu realistisch, und es fehlte der Kostüm- und Stillebenpomp, der zu den Hauptrequisiten der Pilotyschule gehörte. Man wird über diesen starren Konservatismus eines, in seiner Art großen und eminent verdienstvollen Meisters nicht allzu strenge urteilen dürfen. Er sah den Glanz seiner Schule niedergehen und neue Sterne aufsteigen — ist's ein Wunder, wenn er sich dagegen wehrte, daß in seiner eigenen Anstalt solch ein schlagender Beweis für das gute Recht des neuen, andersgearteten Malergeschlechtes geschmiedet würde? Carl Marr konnte aber in seinem Schulatelier das Bild nicht fertig malen; so verließ er denn die Akademie, um das Werk auf eigene Faust zu vollenden. Das war im Frühjahr 1886 — schon im Juli darauf starb Piloty.

Marr hat als Schauplatz seiner Flagellanten eine italienische Stadt gewählt — einiges an der Lokalität läßt an Siena denken — in Italien brach ja auch im XIII. Jahrhundert zuerst der Geißlerunfug aus. Die Komposition mit dem, aus der Tiefe des Bildes sich entwickelnden Geißlerzug ist von außerordentlicher räumlicher Klarheit, und die Gruppen wirken

um so eindringlicher, als alles theatralische Pathos grundsätzlich vermieden erscheint. Keine konvulsivischen Gebärden, keine tableaux vivants! Mit einer erschrecklichen Ernsthaftigkeit und Feierlichkeit schreitet dieser Triumphzug des religiösen Wahnsinns heran, nahen Alte und Junge mit ihren halbnackten Leibern, verzückt, in irrer Inbrunst zu dem wunderlichen Gott betend, dem sie mit ihrer Selbstzerfleischung zu dienen glauben. Jede Figur ist fesselnd gekennzeichnet — am meisten von allen aber interessieren vielleicht zwei bekleidete Figuren des Vordergrundes, der verbissen zelotisch blickende Schriftgelehrte mit seinem Buch und der junge fanatische Mönch, der Buße predigt — diese Führer und Verführer schreiten ihren törichten Opfern voran und bringen durch ihre drastischen dunklen Gestalten im Bilde die lichten Gruppen der Geißler zu starker Kontrastwirkung. Nach welcher Richtung man auch dieses Werk analysiert, immer muß man wieder über die meisterhafte Durcharbeitung der Komposition staunen, über das glänzende Können des Zeichners und des Malers und über die phänomenale Arbeitskraft, die sich hier offenbart. Das Bild hat seinen Schöpfer mit einem Schlage in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus berühmt gemacht; aber es blieb der letzte „große historische Unglücksfall“, den Carl Marr gemalt hat. Die Zeit der großen Historie war vorüber — einstweilen, wollen wir vorsichtig sagen, denn auch sie kann wiederkommen im merkwürdigen Kreislauf der künstlerischen Prinzipien, in dem immer wieder das Gegenwärtige entthront und das Vergangene neu auf den Schild erhoben wird.

Einen geschichtlichen Stoff behandelte allerdings wieder des Künstlers nächstes bedeutendes Bild, das 1890 vollendet wurde und jetzt die Königsberger Galerie ziert. Es führt den Titel „Deutschland 1806“. Das geschichtliche Motiv gibt aber hier nur den äußeren Rahmen für eine Szene, die uns menschlich ergreift: eine verhärmte deutsche Mutter schreitet mit ihrem Kleinsten in ihrer Stube auf und ab, indessen einquartierte französische Soldaten daneben kartenspielend ihr übermütiges Wesen treiben. Marr überrascht nach dem herberen und strengeren Stil, den seine Flagellanten der Natur des Geschichtsbildes nach hatten, durch die weiche und saftige Malerei dieses Interieurbildes, das für die damalige Zeit ungewöhnliche Qualitäten des Tons aufwies. Er ist bei der starken und bewußten Selbständigkeit seiner Art begreiflicherweise keiner von denen, die sich bald in dieser, bald in jener Manier



„Der Frieden.“ Entwurf für ein Glasmosaik am Bayerischen Armeemuseum in München.



Aus dem allegorischen Triptychon „Ein Leben“ in Schloß Stein bei Nürnberg.

versuchen, weil der Tag ein neues Schlagwort aufs Panier schreibt. Aber er ist ebenso weit entfernt von einer stereotypen Ausdrucksweise und weiß seine Mittel außerordentlich beweglich den jeweiligen Aufgaben anzupassen; er findet stets mit sicherem Takt bei jeder neuen Arbeit heraus, wo hier das eigentliche malerische Problem steckt. Hier setzt er ein, und von diesem Punkte aus bewältigt er auch das Gegenständliche. So entzückte sein „Sommernachmittag“ (1891) durch das feine Spiel des Lichtes auf den Mädchengestalten in der Laube; Beleuchtungsprobleme sind es auch, die er in den in diesem Heft wiedergegebenen Figurenbildern „Zwei Freundinnen“, „Im trauten Heim“ und „Das ist das Glück“ mit ebensoviel Geschmack als virtuoser Geschicklichkeit erörtert. Dann hat er wieder „Knaben in der Sakristei“, „Betende Kommunikantinnen“ im Interieur gemalt, ein schmollendes Liebespaar, ein holländisches Ehepaar in traulicher Stube, das sich an spielenden Kätzchen ergötzt, eine junge Mutter mit ihrem Säugling, das Heim einer armen Familie am Weihnachtsabend. Ferner eine Reihe von Freilichtbildern, Hirten und Hirtinnen mit ihren Herden im Wald und auf der Heide, ländliche Begräbnisszenen, auch wohl rein Landschaftliches dazwischen — alles ist mit besonderer Liebe für das Studium der Wunder des Lichtes in stets wechselnder Ausdrucksweise gemalt. Ein anderer, Ernsterer, ist er wieder

in seinen Bildnissen, und Gedanken- und Formenreichtum verbindet er mit ebensoviel Farbenphantasie in seinen großen dekorativen Gemälden. Er weiß sich als Illustrator — seit Jahren ist Marr einer der geschätztesten Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter“ für Stoffe lyrischer Art — an die Reize des Tons allein zu halten, wie sie in einer verfeinerten schwarzweißen Gouachetechnik zur Geltung gebracht werden können; er zeigte sich als vornehmen Stilisten in etlichen Plakaten und ähnlichen Arbeiten und ist, wo er, vor der Natur Studien malend, lebhafte und leuchtende Farben sieht, ebensowenig um die stärksten koloristischen Akzente verlegen. Die hier wiedergegebenen farbigen Studien machen dies wohl jedem klar. In dieser Art ist ihm die Malerei ein so unendlich Vielfältiges, wie wenigen Berufsgenossen. Er hat absolut keine Spezialität, weder in bezug auf den Gegenstand, der für ihn nur als Objekt einer künstlerischen Darstellung wichtig ist, noch in bezug auf technische Virtuosenstücke. Eine besondere Vorliebe fühlt er in der letzten Zeit nur für dekorative Aufgaben, und ein freundliches Geschick will, daß ihm solche auch nicht fehlen. Vor die erste wurde er schon bald nach seinem Flagellantenbilde gestellt: es galt einen Plafond für eine Berliner Versicherungsgesellschaft zu malen. Marr wählte als Motiv den Sturz des Ikarus (1892) und schuf eine Komposition von gewaltigem Schwung der Bewegung, in deren Mittelpunkt eine originell gestaltete goldene Sonnenscheibe in rasender Drehung zu wirbeln schien. Das Ganze hatte die dekorative Verve eines guten Barockbildes und war doch in allem Einzelnen persönlich und modern. Noch viel umfangreicher waren die Deckenbilder für das neue Hamburger Schauspielhaus: im einen Teil eine Huldigung der Musen an die Hammonia, im andern Helios mit den Heliaden, Tierkreisfiguren usw. Seine umfangreichste dekorative Arbeit hat Marr für die Nürnberger Ausstellung im Jahre 1906 vollendet, als er einen großen Bogen der Halle mit Figuren von je drei Meter Höhe ausmalte. Man sah im Scheitel des Feldes die Krönung der Bavaria, überragt von einer lieblichen Madonnengestalt, der Patrona Bavariae. Die Künste drängten sich huldigend an die Bavaria heran, und unten bewegten sich in lebendig reizvollen Gruppen Bevölkerungstypen aller Art, links im Gewande von 1806, rechts im Kleide



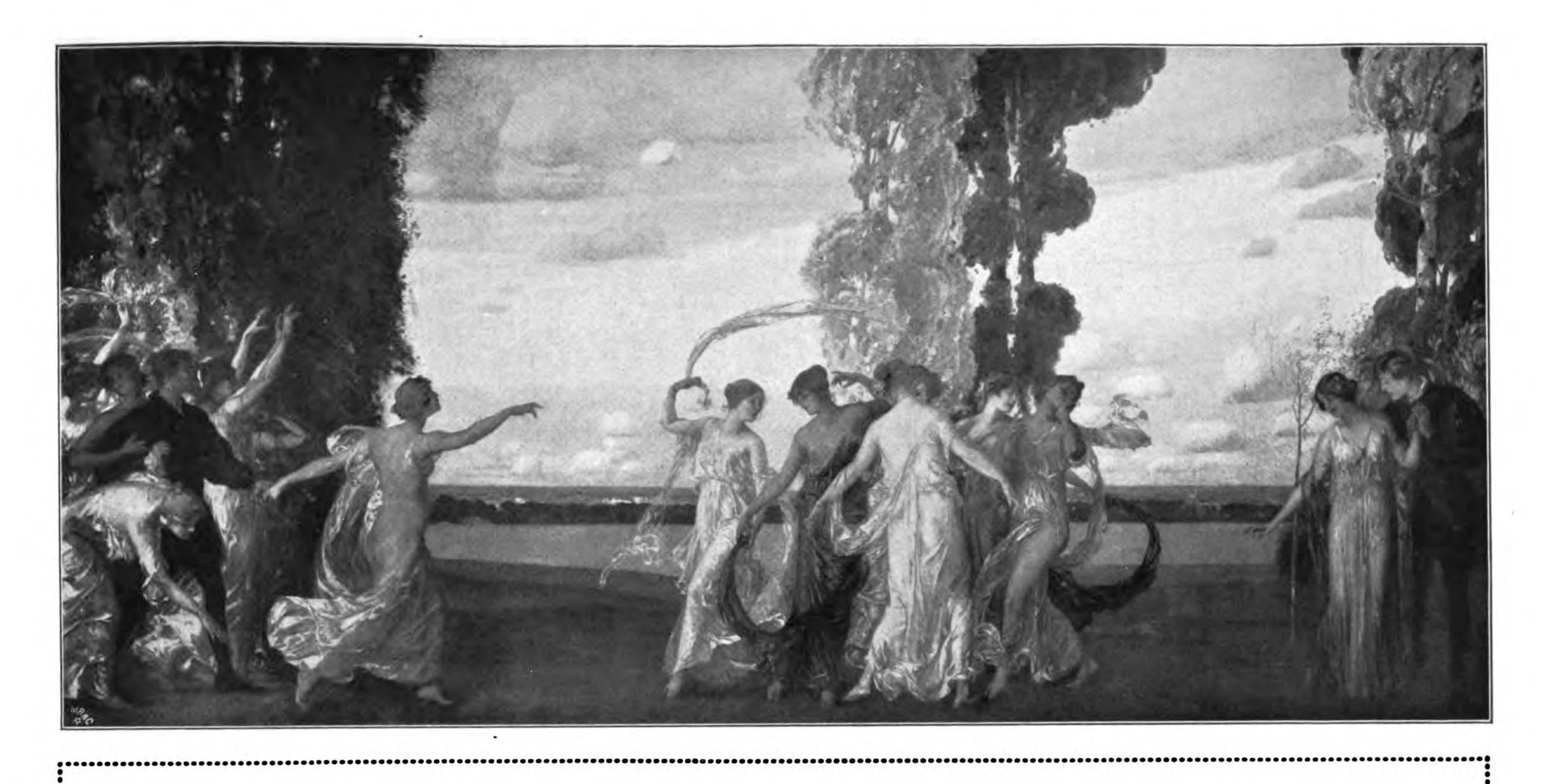
„Ein Leben.“ Allegorisches Triptychon in Schloß Stein bei Nürnberg.

unserer Zeit — es galt ja der hundertjährigen Jubelfeier des Königreichs. An dieser reichen Komposition erfreut besonders die heitere Fülle und Festlichkeit der Farben, die freilich an Ort und Stelle wegen der nicht ganz glücklichen Fassung der architektonischen Umgebung nicht voll zur Geltung kam. Die Figuren von Krieg und Frieden, in zwei halbkreisförmige Felder hineinkomponiert, die unsere Abbildungen Seite 38 und Seite 39 wiedergeben, prangen in Glasmosaik an der Fassade des Bayerischen Armeemuseums in München; man kann an den Entwürfen unschwer erkennen, wie der Künstler bestrebt war, dem Wesen jenes Materials gerecht zu werden, das schärfere Linien und derbere Flächenwirkung mit sich bringt, als die Malerei. Die Farben, namentlich das Blau im Mantel der Friedensgöttin, sind allerdings im Mosaik härter ausgefallen, als der Maler es wünschte.



Knabenbildnis. Gemälde.

Eine der malerisch gelungensten und sinnigsten dekorativen Schildereien Carl Marrs gibt die Abbildung auf Seite 41 wieder, eine Art von Triptychon, die der Künstler in diesem Jahre für den Speisesaal des Schlosses Stein bei Nürnberg vollendet hat. Das Mittelstück und den linken Flügel sieht man auf den Seiten 40 und 43 in etwas größerer Nachbildung. Während sich Carl Marr mit den ersten Entwürfen beschäftigte, wurde den Besitzern des Schlosses nach vier Mädchen der ersehnte männliche Erbe geboren — und das gab jenem nun die Idee für das ganze Wandbild, das er zu einer allegorischen Folge „Ein Leben“ ausgestaltete. Auf dem linken Flügel trägt ein geheimnisvoller Genius den, von seinen Geschwistern freudig begrüßten Knaben in die Welt herein; im Mittelbilde führen Musen und Grazien den Jüngling den Freuden und Schönheiten des Lebens entgegen; auf der rechten Seite dieses zweiten Bildes sehen wir den jungen Mann um seine Auserkorene werben, und der letzte Flügel zeigt das Paar dann, von Genien behütet, im Alter. Die schöne Bilderfolge hatte so sehr die Bewunderung der Besteller gefunden, daß der Künstler nun gebeten wurde, auch noch die drei übrigen Wände mit beziehungsreichen Bildern zu schmücken — keine leichte Aufgabe, denn in dem Triptychon war eigentlich das Programm „Das Leben“ schon erschöpft. So schloß denn Marr in seinen neuen Entwürfen das Dreiflügelbild in einen Kreis allegorischer Gestalten ein, schilderte die



„Ein Leben". Mittelbild aus dem allegorischen Triptychon in Schloß Stein bei Nürnberg.



Die Mutter des Künstlers. Gemälde.

bolisiert das Ganze das Menschenleben überhaupt — und schön genug!

Vielleicht hat Marr in dieser Bilderfolge das beste geleistet, was seine gereifte Kunst und Weltanschauung überhaupt je geboten. In ihrer Anmut, die Schönheit ohne Süßlichkeit, warmes, blühendes Leben ohne alle Derbheit gibt, sind diese Bilder von ähnlichem Geiste beseelt, wie die Madonna mit dem Knaben und Engeln, die 1897 fertig wurde (Seite 37) und die jetzt in der Münchener Neuen Pinakothek hängt. Die Reproduktion des liebenswürdigen Bildes spricht ausreichend

Poesie, die das Leben segnet, die Musik — einen schönen Zug musizierender Gestalten, geführt vom Geheimnis und geleitet von der Ewigkeit — die Erde mit Putten, die Blumen und Früchte tragen, das Paradies mit einer schönen Eva, die aber nicht von der biblischen Schlange verführt wird; Stimmen aus dem Garten Eden, verkörpert durch geisterhafte Erscheinungen, sprechen zu ihr. Dann stellen vollentfaltete Frauengestalten unter einer Rosenlaube mit Liebesgöttern die geheimnisvollen Naturmächte dar, die in allem Lieben und Werden tätig sind, und hieran schließt sich das erste Bild des Triptychons — aus den Rosen tritt der Genius mit dem Neugeborenen. Und auf die Darstellung des Alters folgt dann eine stille Allegorie der Kindheit, die mit Blumen auf der Erde spielt, mit Blumen, die vielleicht aus der Asche der Gewesenen emporwachsen. Eine monumentale Gruppe mit Putten und Blumen schließt die Reihe und leitet wieder hinüber zum Anfang. Hatte das erste Bild „ein Menschenleben“ bedeutet, so sym-

für dieses. In größerem Maßstab und ganz anderer Auffassung stellte Marr zwei Jahre später wieder eine Heilige Familie mit huldigenden Himmelsboten in einem von goldigem Schein übergossenen Lichtstück dar: rechts die Madonna mit dem Knaben, von dem alles Licht im Bilde ausgeht. Hinter ihnen Sankt Joseph. Vor ihnen kniet eine Reihe von Englein mit holdseligen Gesichtern, und hinter diesen steht eine zweite Reihe großer Engel mit mächtigen Schwingen.

Um die gleiche Zeit muß das große Bild der Hespiriden entstanden sein, drei nackte, nur von schmalen farbigen Schleiern umwehte Mädchengestalten von göttlicher Keuschheit der Auffassung. Das Bild, das Marr versuchsweise mit einer neuen Art von Ölfarbe gemalt hatte, ist noch in seinem Besitz; es hat einen merkwürdig feinen, matten Ton bekommen und wirkt jetzt fast wie ein Freskobild. Zu des Künstlers innerlichsten Werken darf man wohl ein ziemlich kleines, fast quadratisches Bild rechnen, die Schilderung eines Pflügers mit seinem Gespann

auf brauner Ackererde. Hinter ihm tippelt ein Kind die Furchen entlang. Das Bild packt ganz merkwürdig stark und schnell — man fühlt die tiefsinnige und doch so schlichte Symbolik des Lebens, die darinnen steckt, sozusagen auf Anhieb, noch ehe man ihr nachgedacht. Der blaue Himmel, die weißen Wolken und das braune Land — die drei Farben geben einen ruhigen, vollen und weichen Klang, und dieser vertieft die intensive gegenständliche Wirkung, die hier in ungewöhnlich schöner Harmonie mit der malerischen Arbeit steht. Das „Kind auf dem Acker" entstand gegen Ende der neunziger Jahre.



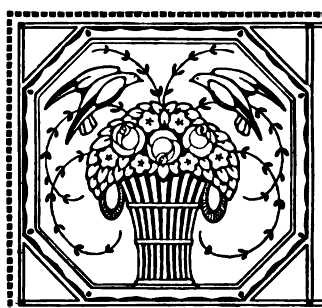
Der Vater des Künstlers. Gemälde.

Unter den Bildern Marrs aus dem letzten halben Jahrzehnt nimmt einen der ersten Plätze die große Tafel „Ein stiller Winkel" ein, schon wegen der überraschenden koloristischen Kraft, die der Maler hier entfaltet. Im stillen Winkel eines Sees sitzt ein junges Mädchen einsam im Kahn und liest, von den letzten flammend-goldigen Strahlen des Abends gestreift, in einem Buche. Die farbige Studie noch einer Dame am Wasser (zw. S. 8 u. 9) erinnert in ihrer koloristischen Wirkung lebhaft an dieses Werk. Aus den gleichen Jahren stammt auch das reizvolle Knabenporträt, das auf S. 42 wiedergegeben ist, stammt das lebensgroße Bildnis eines Landschaftsmalers, der mit Sack und Pack und seinem Hunde zur Arbeitsstätte wandert. Von sehr einfacher, auf tiefe braune Töne gestimmter Palette ist diese Gestalt so breit und fest wie ein Velasquez heruntergemalt. Das Bild darf man zu Marrs bedeutsamsten Arbeiten zählen, wenn es nicht überhaupt an der ersten Stelle steht! Auch sonst hat er viele gute, meist ganz schlicht aufgefaßte und immer sympathische Bildnisse gemalt — mit ganz besonderer Liebe und Wahrheit die seiner Eltern, an denen er mit so großer Innigkeit hängt.

Sein letztes großes Gemälde ist zurzeit im Saale der „Bayern" im Münchener Glaspalast zu sehen. Es führt den Titel: „Lux in tenebris" — eine Allegorie auf das Christentum, die weitab von allem Herkömmlichen liegt. Zwei lebensgroße Gestalten. In dämmeriger Landschaft ein schöner Engel mit blauschimmernder Aureole; er trägt das „Lamm Gottes" als Symbol der christlichen Lehre im Arm. Glühendes Leuchten geht von dem Lämmchen aus. Eine nackte Frauengestalt symbolisiert die Menschheit, welcher der Engel das Licht seiner Botschaft ins heidnische Dunkel bringt. Für solche sinnbildliche Gestalten hat Marr von jeher ein überaus feines stilistisches Empfinden gezeigt, wie es ja auch in seinen großen dekorativen Malereien immer zum Ausdruck kam. Er

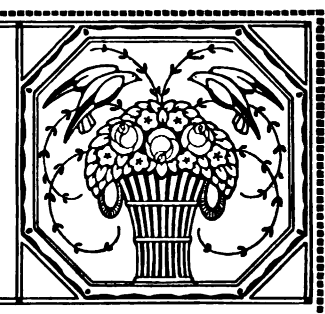
veredelt seine Gestalten, ohne sie akademisch unlebendig werden zu lassen, er macht sie seinen Ideen dienstbar, ohne daß das Künstlerische hinter dem Gedanklichen zurückträte. Man muß die Form freilich so souverän beherrschen wie er, um das zu können!

Und weil er dies kann, eignet sich Carl Marr auch vorzüglich zum Lehrer der künstlerisch strebenden Jugend. Seit dem Jahre 1893 führt er sein Lehramt an der Münchener Akademie, ein Professor, wie ihn die werdenden Maler sich nur wünschen können. Er kann ihnen den rechten Pfad zwischen Zucht und Freiheit besser weisen, als mancher andere — er, der sich seine Freiheit durch Selbstzucht mit so viel Sicherheit zu erobern wußte! Das junge Geschlecht könnte, wie gesagt, gar vieles von ihm lernen, gerade weil sein Entwicklungsgang ein so ganz anderer war, als ihn heute meist die angehenden Maler träumen. Nicht blenden mit leicht erworbener Bravour, mit technischen Fertigkeiten und allerhand Modespektakel, der so billig zu haben ist; die junge Kraft an großen Aufgaben stählen und dann sie frei und vielseitig nach allen Richtungen hin brauchen lernen: das war sein Weg und wird immer ein sicherer Weg sein, der zur Befriedigung, zu einer Harmonie von Wollen und Vollbringen im Kunstwerk führt! Die Zeit, da diese alte Weisheit wieder allgemeine Geltung haben wird, rückt mächtig heran. Von ihr wird uns vielleicht nur noch eine Periode großen Katzenjammers trennen!



Ein Lied vom Leben.

Von Margarete Bruch.



Es stand eine Wiege im Garten,
Umschattet vom blühenden Baum,
Die Blüten, die schmetterlingszarten,
Sie sanken dem Kind in den Traum.
Rings haben die Blumen geschimmert,
Es lachte Jung-Mütterchens Blick,
Die Wiege war frisch gezimmert,
Und Zimmermann war das Glück.

Noch quoll der Duft aus dem Holze
Wie Weihrauch aus scharlach'nem Schrein,
Die Eltern sahen mit Stolze
Ihr Kind in der Wiege gedeihn.
Und alles Werden und Weben
Vollzog sich in heiliger Ruh',
So wuchs das Kindlein ins Leben,
Die Engel halfen dazu. — — —

Dort oben über der Stiege
Im spinnwebgrauen Gemach
Liegt lange zerbrochen die Wiege
Und niemand fragt ihr mehr nach.
Die Nägel im Holze rosten,
Hat keiner mehr freudigen Glanz,
Es hängt am zerbrochenen Pfosten
Ein dürrer Totenkranz. — — —

Es fliegen die Sommer und Winter,
Eine Mutter wiegt wieder ein Kind,
Der Baum blüht wie einst. Dahinter
Sitzt ewig die Norne und spinnt.
Und jenseits der Mauer, der roten,
Da ist geheiligtes Land,
Dort schlafen die Toten, die Toten,
Vom gleichen Baum überspannt. — —

Ach Grüfte und liebliche Wiegen,
Ihr seid Euch so wunderlich gleich,
Der Menschheit Träume liegen
Verschleiert über Euch.
Und zwischen Euch, lärmend und leise,
Ziehn wir, ein trotziger Troß . . .
Gott segne Deine Reise,
Mein herzlieber Weggenoss'.

Otto von Bismarck und Freiherr Karl vom Stein.

Eine Parallele. Von Prof. Dr. Max Lenz-Berlin.

Man kann fragen, ob es richtig ist, den Versuch, den ich hier wage, die beiden größten Minister, die Preußens Könige gehabt haben, einander gegenüberzustellen, gerade als eine Parallele zu bezeichnen. Mit besserem Recht und schärferer Distinktion könnte man wohl von einem Kontraste sprechen. Denn in der Tat, selten sind zwei Lebensläufe reicher an Kontrasten gewesen, als die der beiden Staatsmänner, die wie zwei schildtragende Recken am Eingang und Ausgang ihres Jahrhunderts stehen. Eine Gegensätzlichkeit, die weit über ihre Lebensbahnen hinwegreicht, und die in ihrer Wirkung auf die Nachwelt, auf das Leben der Nation ebensosehr wie in ihren Ursprüngen, ihrem Herkommen, ja in ihren Vorfahren selbst sichtbar wird: dem tiefsten Kern ihres Wesens entspricht sie, und sie durchdringt ihre ganze Persönlichkeit, ihr Empfinden, Wollen und Vollbringen, die Welt ihrer Ideen und ihrer Ideale*).

In diesem Sinn wollen wir den Vergleich ziehen zwischen dem Reformator Preußens, der sich immer nur als Deutscher gefühlt hat und niemals ein rechter Preuße wurde, und dem Schöpfer des neuen Deutschlands, der niemals aufgehört hat, ein Preuße zu sein, und sich noch den Mann seines Königs nannte lange Jahre, nachdem er ihm die Kaiserkrone auf das greise Haupt gedrückt hatte.

Wollen wir aber historische Persönlichkeiten in ihrem Zusammenhang mit der Umwelt und in ihrem Unterschied von anderen recht begreifen, so müssen wir vor allem den Boden kennen, dem sie entstammen, in dem die Wurzeln liegen, welche Stamm und Krone tragen. Nirgends trifft dieses historische Gesetz mehr zu, als bei Stein und Bismarck. Bei diesem ist es der Osten, bei jenem der Westen des Reiches: hier der Boden der deutschen Kolonisation, dort die Gaue des ältesten Germaniens. Auch Bismarcks Stamm wurzelte in altdeutscher Erde, echtes Sachsenblut floß in seinen Adern: aber es war unseres ältesten Reiches Ostmark, hart an dem Grenzstrom, der jahrhundertelang deutsche und slawische Gaue voneinander schied. Den Blick gen Osten gewandt, im langen Kampf mit Liutizen und Heveller war hier unser Volk erstarkt: in den Zeiten, da der deutsche Norden zum ersten Male leitend und entscheidend in die Weltgeschichte eingriff, als Sachsen und Franken, Alemannen und Bayern zu **einem** Reiche zusammenwuchsen und sich ihrer nationalen Zusammengehörigkeit bewußt wurden. Wohl möglich, daß auch Bismarcks Vorfahren, ungenannte Generationen, einst an jenen Kriegsfahrten gegen die slawischen Dörfer und Ringwälle teilgenommen haben, von denen der Geschichtschreiber der sächsischen Könige, Widukind, der Mönch von Corvey, so manchen wilden Zug berichtet, und daß sie mit unter den Kolonisten gewesen sind, die mit Schwert und Pflug das Dunkel der märkischen Wälder gelichtet und das Kreuz in ihnen aufgerichtet haben. Dahingegen der Freiherr vom Stein fränkischen Geblüts, aus dem Stamme, der sich immer nach Westen hin ausgedehnt, ganz Gallien seinen Namen aufgedrückt hatte: in des Rheins „gesegneten Gebreiten" wuchsen ihm seine Saaten, seine Reben; an dem Strom, der längst von den neuen Franken bedroht gewesen, in den Westmarken des Reiches, die von ihrem Stoß eben jetzt getroffen und schwer erschüttert waren, war seine Heimat; dort lagen wie seine Güter so die Gräber seiner Ahnen, seine Erinnerungen und Traditionen, was er besaß und was er liebte.

Als Vasallen eines der rheinischen Grafengeschlechter waren die Herren vom Stein emporgekommen; dienend, so wie es noch heute die Trümmer der Burgen beider Geschlechter bezeugen: zu Füßen der alten Nassau, am Abhang des Berges, dessen waldigen Gipfel die Grafenburg krönt, liegt der Stammsitz ihrer Mannen. Aber auch den benachbarten Erzbischöfen von Trier und Mainz, den Fürsten von Hessen und der Pfalz, den Grafen von Wied waren die Herren vom Stein verpflichtet gewesen, und niemals hatten sie gleich den märkischen Edelleuten ihren Nacken ganz unter die Landesfürsten gebeugt. Diese Überlieferungen waren in Karl vom Stein noch ganz lebendig: sie gehörten zu den Wurzeln seiner herben und stolzen Kraft, des Selbstgefühls, mit dem er dem preußischen Adel wie seinem königlichen Herrn selbst gegenübertrat; in seine politischen Grundsätze und seine nationalen Ideale selbst ist etwas von ihrem Geiste übergeströmt.

Auch in Otto von Bismarck steckte noch ein Stück des alten Quitzowtrotzes. Nicht ungern erinnerte er daran, daß die Bismarcks schon vor den Hohenzollern in den Marken gesessen hätten, und er hat es diesen niemals ganz vergeben können, daß sie dereinst den

---

*) Das Thema ist, wie ich erst nachträglich bemerkte, schon einmal behandelt worden, von Dr. Neubauer im Bismarck-Jahrbuch VI, in einer längeren Abhandlung; doch wird dieser Essay daneben wohl noch eine Stelle finden. Für die tatsächlichen Angaben aus Steins Leben verweise ich auf seine jüngste Biographie, **Max Lehmanns** großes Werk.

Forst von Letzlingen seinen Vorfahren abgepreßt hatten. Auch das war Tradition des Hauses. Man weiß, wie schlecht noch Friedrich Wilhelm I. auf die ‚renitenten Junkers' der Altmark, die Bismarcks, die Knesebecks und die Alvenslebens zu sprechen war, denen man den Kitzel der Opposition austreiben müsse. Aber wenn auch die Bismarcks bereits vor den Hohenzollern im Lande saßen, so doch nicht vor den Askaniern. Die Herren vom Stein waren längst unter dem Adel des Reichs, als Bismarcks Vorfahren noch Mitglieder der ehrsamen Gewandschneidergilde zu Stendal waren. Im Fürstendienst erwarben sie Adel und Güter, um dann auf ihrer Scholle zu bleiben; erst seit Friedrich dem Großen wird ihr Interesse am Staatsdienst stärker und finden wir mehr Mitglieder des Geschlechtes als früher in den höheren Rängen der Armee und Verwaltung.

Die Besitzungen Steins waren kaum größer als diejenigen Bismarcks. Was davon auf dem rechten Rheinufer lag, und das war der weitaus größte Teil, umfaßte an 2400 nassauische Morgen. Aber sie setzten sich zusammen aus zwei Dutzend Gütern. Das größte darunter hatte nahe an 1000, das nächste wenig über 200 Morgen; dann folgten ein paar Stücke von 200 bis herab zu 50 Morgen, während der Rest noch darunter blieb. Alles aber mit fremden Besitzungen im Gemenge und mit dem weiteren Besitz an Rechten und Renten über 18 Quadratmeilen verstreut, in mehr als 50 Ortschaften, von dem wohlgepflegten Weinberge bei Lorch bis herab zum Westerwald, und von Engers bis an die Limburg-Frankfurter Straße. Ein kleines Reich für sich, das sich auch links des Rheins erstreckte, von Steeg abwärts bis Osterspay, und westlich bis Hatzenport an der Mosel. Sein Mittelpunkt war das „Freiherrlich Steinsche Amt" im Städtchen Nassau an der Lahn, unweit von ihrem Einfluß in den Rhein, unterhalb jener Burgen, in dem Haus und Garten, die seitdem das Wallfahrtsziel für viele Tausende und eine der heiligen Stätten für die Erinnerungen der Nation geworden sind. Unmöglich, solchen Streubesitz wirtschaftlich direkt auszunutzen. Er mußte in den Händen der Pächter, Bauern und Hörigen bleiben, die von jeher auf diesen Äckern saßen. Nur die Rechte und Renten, in Geldabgaben, Naturalien und Fronden, galt es festzuhalten und zu verwerten: verwaltend und richtend, schützend und schaltend, in steter Berührung, oft auch im Streit mit den Untertanen und mehr noch mit den Nachbarn, vorzüglich den Lehnsherren selbst, mit denen die Reibungen und Prozesse nicht abbrechen wollten. Genaueste Kenntnis des Herkommens und der eigenen Ansprüche, des Reichs- und Fürstenrechts, der Weistümer und Urbare der Landschaft, der öffentlichen und privaten, der weltlichen und kirchlichen Gerichtsbarkeit, an der man noch selbst Anteil hatte, war erstes Erfordernis: nicht Landwirtschaft. sondern Regierung war die Kunst, die der Besitzer verstehen und üben mußte. Er konnte sein Eigentum auch aus der Ferne administrieren, wenn er in der Stadt und im Staatsdienste lebte und tätig war.

Dagegen der Bismarckische Besitz: zwei oder drei Rittergüter, längst arrondiert und in straffe Eigenwirtschaft genommen, unter Ablösung der meisten öffentlichen Rechte durch den Staat, aber mit strikter Unterordnung der Bauern und Instleute unter den Herrn, der persönlich auf Pflug und Acker sehen, Landmann sein mußte, wenn er Genuß und Gedeihen von seinem Eigentum haben wollte.

Nicht ganz Laune des Zufalls war es, daß Stein und Bismarck dieselbe Universität bezogen haben. Denn auch die Schönhausener folgten der Standessitte, als sie ihren Sohn nach dem nahen Göttingen sandten, wo der norddeutsche Adel seit Jahrzehnten zu studieren pflegte. Im übrigen aber war die Art, wie der eine und der andere die akademische Freiheit ausnutzten, so verschieden wie nur möglich. In den zwei kurzen Semestern, die Bismarck der Georgia Augusta widmete, ist er, wie bekannt, im Kolleg kaum gesehen worden. Höchstens der politische Weitblick des Historikers der Universität, des feinsinnigen alten Heeren, regte ihn an; seine Fachprofessoren machten auf ihn keinerlei Eindruck. Seine eigenen Erinnerungen an diesen Zwischenakt seiner Laufbahn ranken sich im wesentlichen um Fechtboden und Kneipe. Seine Freunde ein paar Ausländer: Amerikaner, Engländer, ein baltischer Graf; dazu, jedoch zurücktretend, ein paar norddeutsche Edelleute und die Korpsbrüder, diese fast ausschließlich aus bürgerlichen Häusern. In Berlin auf der Universität und bei der Regierung in Aachen ward es kaum anders: weder zu den Professoren der Hauptstadt, noch zu dem Präsidenten in dem rheinischen Bezirk, obschon es ein Arnim-Boitzenburg war, gewann er ein rechtes Verhältnis; nicht einmal der große Savigny tat es ihm an, obschon er doch in seinem Hause verkehrte und den Sohn zu seinen Freunden zählte. Nichts wurde ihm leichter, als den Bücher- und Aktenstaub abzuschütteln, sobald sich ihm die Gelegenheit bot, auf dem Lande als Herr und in der Freiheit zu leben.

Als der junge Stein mit seinem Hofmeister Dr. Salzmann nach Göttingen kam, standen noch das alte Reich und sein Recht; nirgends wurden Begriff und Theorie derselben besser begründet, historisch und juristisch gelehrter entwickelt, als an der Universität der Gatterer und Meiners, der Pütter und Schlözer. Und wohl selten hatten sie auf ihren Bänken einen eifrigeren Studenten vor sich, als den jungen Franken, der von ihnen das deutsche Staatsrecht kennen lernen wollte, auf dem die Existenz auch seines Hauses ruhte. Sieben volle Semester, seine ganze Studienzeit, hat Stein an



Bildnis der Nanna.

Gemälde von Anselm Feuerbach.

Photographieverlag der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.

der Georgia Augusta verbracht. Dort fand er die Freunde langer Jahre, vornehme, junge Herren vom Adel oder Söhne gutbürgerlicher Beamten, meist Hannoveraner, Westfalen oder Rheinländer, die alle gleich ihm staatsrechtliche und historische Studien trieben, um sie im Dienste des Reiches oder ihrer engeren Heimat zu verwenden. Mit keinem Auge blickte Stein nach Preußen hinüber; wie denn kaum ein Preuße damals in Göttingen studierte, denn für die Untertanen Friedrichs galt noch der gegen die anderen deutschen Hochschulen streng abschließende Universitätszwang. Seine Gedanken richteten sich nach wie vor auf den Westen und Süden Deutschlands. Dort, im Reich, vielleicht auch in Österreich wollte er Dienste suchen. So kam er nach Beendigung seiner Studien, ohne einen akademischen Grad erworben zu haben (denn als Herr vom Adel hatte er den Doktortitel nicht nötig, er hat nie ein Examen gemacht), als Praktikant an das Kammergericht von Wetzlar, wo wenige Jahre vor ihm der junge Doktor Goethe gearbeitet und seinen Roman mit der schönen Tochter des Amtmanns Buff erlebt hatte. In den deutschen Süden führte ihn dann die Reise, die ihm Vertiefung seiner Anschauungen und Anknüpfung neuer Verbindungen verschaffen sollte; auch in das Elsaß und donauabwärts nach Österreich und Ungarn. Vor allem aber war Regensburg sein Ziel, als Sitz des Reichstags noch immer für den Sohn eines reichsritterlichen Geschlechtes das Zentrum der Interessen.

Es waren Wege, die ihn, sei es unter die Regensburger Perrücken, als Rat eines der deutschen Kleinfürsten, oder an den Reichshofrat nach Wien hätten bringen müssen. Mehr ein Zufall war es darum, wenn er 1780 doch den Weg nach Preußen fand. Verbindungen der Familie mit dem klugen und ideenreichen Minister Friedrichs des Großen von Heinitz gaben den Ausschlag; mitwirkend aber waren, nach Steins eigenem Zeugnis, die Sympathien, welche sich in eben diesen Jahren der alternde König Friedrich im Reich durch die Politik des Fürstenbundes gewann, die auf die Konservierung der von Kaiser Josephs Machtstreben bedrohten Reichsstände gerichtet war. Zum preußischen Kammerherrn ernannt, ward der Dreiundzwanzigjährige im Bergwerksdepartement, dem Minister selbst zur Seite, angestellt. Und nun hoben ihn Verdienst und Gunst rasch in die Höhe. Weite Reisen, meist mit dem Minister selbst, machten ihn mit dem Osten, dann auch dem Westen des Staates bekannt; sie führten ihn nach Königsberg und Warschau und bis zu den Salzwerken Galiziens, und später über die westliche Grenze hinaus nach Holland. Noch immer nicht hatte er seine Stellung fest genommen; noch im Jahre 1782 dachte er daran, den preußischen Dienst mit dem österreichischen zu vertauschen, oder es reizte ihn wohl der Gedanke, auf weiten Reisen (er dachte besonders an England) Blick und Kenntnisse zu erweitern. Erst die Anstellung beim Bergbau in Westfalen, der schon 1784 seiner Direktion unterstellt ward, zu Wetter an der Ruhr, wo ihm die Heimat nahe und die sozialen Verhältnisse vertraut waren, hat ihn an Preußen ganz gefesselt.

Hier im Westen, von Anfang an in leitenden Stellungen, bald Präsident, erst der märkischen, dann auch der klevischen Kammer, als Oberpräsident seit 1796 in Minden und seit 1802 in Münster, hat Stein die Grundsätze gewonnen und zuerst angewandt, die er in den Jahren der Krisis und der Katastrophe auf das Ganze des Staates übertrug, und die ihn zu dem Neuschöpfer seiner Verwaltung gemacht haben. Er entwickelte sie sich aus der sozialen Struktur jener Provinzen, in der er selbst wurzelte, und die im Gegensatz zu den im Osten erstarrten, durch den Willen der Krone selbst festgehaltenen, ihr unterworfenen Formen der Feudalität bereits gelockert oder zerbrochen war, die zum Teil auch wohl in den Resten ihrer ständischen Organisation ältere, freiere oder selbständigere Formen besser bewahrt hatte.

Im Osten waren Stadt und Land getrennt, und das Land im Besitz des Adels oder der Krone, in große Eigenwirtschaften zusammengefaßt; Latifundien, die, je weiter man kam, um so mehr intensiver Kultur entbehrten; die Bauern noch in strenger Hörigkeit gehalten oder (wie es gerade jetzt mehr als je geschah) „gelegt", d. h. ihrer Eigenwirtschaft beraubt und in völlige Abhängigkeit gebracht — und auf dieser sozialen Schichtung nun aufgebaut wie die Wirtschaft so der Staat selbst, Armee und Bureaukratie, Organisation und Verwaltung. Auch im Westen (wir sahen es an Steins eigenen Besitzungen) war noch die Hörigkeit weit genug verbreitet, aber sie war doch schon provinzenweise aufgehoben, und vielfach waren die sozialen Schichten ineinander geschoben oder genähert. Es gab wohl Rittersitze, aber kaum Rittergüter, und die wenigen erst durch die Willkür der Regierung selbst geschaffen. Es war ein Land der Bürger und der Bauern, und die Edelleute selbst mit ihrem Streubesitz waren in diese Wirtschaftsformen verflochten. Statt der Domänen Renteien, Amtleute statt der Landräte, und Stadt und Dorf ineinander verwachsen; die Gewerbe selbst auf das Land gewandert; und Alles, Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe, Handel und Fabriken, voll tüchtigen Lebens, kräftig erstarkend und durch den großen Strom den Straßen des Welthandels und den Industriestaaten des europäischen Westens zugewandt.

So die Welt, in der Stein von Jugend auf gelebt, die ihm vertraut war, und die nun seinem rastlos strebenden Eifer, seinem Verwaltungsgenie, dem das Kleine so lieb war wie das Große, immer neue und mannigfachere Aufgaben stellte. Auf diesen Wegen drang er vor: kein Revolutionär, aber ein Befreier, niemals den Edelmann verleug-

nend (denn nichts lag diesem Aristokraten ferner als Radikalismus), und stets im Bewußtsein, der Herr zu sein und der Regierer, aber dennoch bemüht, das Alternde neu zu beleben und nur das Abgestorbene hinwegzutun, die Gegensätze zu mildern, den hohen Sinn für Selbständigkeit und Selbstverantwortung, der in ihm lebte, auf die ihm Befohlenen, gerade auch auf die Bauern und die Bürger zu übertragen, Offenheit, Liebe und Vertrauen zu beweisen und zu nähren: Anschauungen, die in der Organisierung der Selbstverwaltung für Stadt und Land, vom Kreis zur Provinz, und von der Provinz zum Ganzen des Staates ihre natürliche Ausmündung und Gipfelung fanden.

⌘ ⌘ ⌘

Wenden wir von hier aus den Blick auf die gleichen Lebensjahre Bismarcks, so finden wir ihn auf seinem hinterpommerschen Gut, als den Junker von Kniephof. Er hatte gerade das Lebensalter erreicht, in dem Stein in den preußischen Staatsdienst eintrat, als er diesen quittierte und die Laufbahn, für die er bestimmt war, und zu der die für ihn ehrgeizigen Verwandten ihn zu überreden wußten, an deren Ende er mit Sicherheit die Exzellenz erglänzen sah, wie ein lästiges Kleid von sich warf, um ganz als freier Mann, fern von der Schreibstube und jedem Vorgesetzten, nur Gott und seinem König untertan, dazustehen: auf dem Lande zu leben und zu sterben ward nun sein Ehrgeiz. Denn dort allein konnte er das ausüben, was er wollte, wohin seine innerste Natur ihn trieb, Herr zu sein: Freiheitsgefühl und Herrschersinn decken sich bei Bismarck, sind bei ihm ganz ineinander verschmolzen. Während also Stein die steile Staffel der staatlichen Hierarchie rasch erstieg, versenkte sich sein Antipode in die Mühsal philosophischer und religiöser Skrupel und Zweifel, dachte er den Grundproblemen des Staates, der Gesellschaft, der Religion, kühn bis an die äußersten Grenzen des Rechtsbewußtseins und Gottempfindens vordrängend, nach, einsam und oft wie verloren sich fühlend inmitten rauschender Feste und des gedankenleeren Frohsinns adlicher Genossen, bis er in der Engigkeit reaktionärer und konfessioneller Parteianschauungen, jedoch auch zugleich in dem Kreise treu teilnehmender Freunde und in der Liebe einer gleichgestimmten Mädchenseele einen Halte- und Ruhepunkt und nach allen Stürmen, die ihn umhergeworfen, endlich den Hafen gefunden zu haben wähnte. Aus diesem Frieden heraus riß ihn die deutsche Revolution. Halb nur freiwillig, mehr dem Zufall folgend als eigenem Ehrgeiz und Entschluß, nahm er Platz unter den Repräsentanten des Staates, die sein König selbst berufen hatte. Nicht als Beamter, sondern als Vertreter seines Standes, seiner Kaste und ihrer Interessen, als freier Mann und Herrscher auch jetzt, als Führer der Partei, welche die Krone, auch wohl gegen den Willen ihres Trägers selbst, verteidigen wollte: der nationalen Woge, den liberalen Strömungen, die in der Epoche, ja in dem Wirken Steins ihren Ursprung hatten, warf sich der Jugendstarke mit breiter Brust und mächtigen Armen entgegen.

Auch in Steins Leben hat eine Revolution entscheidend eingegriffen: es war dieselbe, die das alte Frankreich umwarf, die bourbonische Monarchie vernichtete. Als Deutschland, das Reich, der heimatliche Strom von ihrem Stoß getroffen wurden, warf er sich ihr in den Weg: im Herbst des Jahres 1792, als Custines zuchtlose Regimenter über die Pfalz herfielen, Mainz eroberten und auf und ab am Rhein und Main Schrecken und Zerstörung verbreiteten. Niemand war damals eifriger, ihnen zu wehren, als der kleve-märkische Kammerdirektor: von Wesel schaffte er Vorräte und Ausrüstung herbei, mit Hannover, Hessen, selbst mit England setzte er sich in Verbindung; er eilte ins Hauptquartier, und seiner Energie nicht zum geringsten verdankten die Deutschen die Wiedergewinnung Frankfurts. Er kämpfte für Deutschland, für das alte Reich und für die eigenen Penaten. Auch für Preußen, denn noch standen des Königs Regimenter im Felde. Jedoch war schon der erste Riß in die Koalition gekommen; und dem Rückzuge, den sich häufenden Niederlagen folgte Preußens Abschwenken von dem Bündnis gegen die Revolution, der Friede von Basel.

Eine Politik, über die das Urteil der Nachwelt nahezu einmütig lautet, mag sie nun darin den Verrat am deutschen Vaterlande oder den Zwang unüberwindlicher Verhältnisse erblicken: als die kläglichste und schlaffste Periode der preußischen Politik haben von jeher die Jahre zwischen Basel und Jena gegolten. Wie Stein darüber urteilte, brauchen wir danach nicht mehr zu sagen. Aber bemerkenswert ist es, daß Bismarck (er vielleicht allein in seinem Jahrhundert) den Mut — so nennt er es selbst — gehabt hat, den Baseler Frieden an sich nicht zu tadeln und nur der Schwäche zu zürnen, die in dem gegebenen Moment, ein Jahr vor Jena, in den Wochen vor Austerlitz das schon gezückte Schwert wieder sinken ließ.

Immerhin, es waren Jahre, in denen gerade Steins Friedenswerke gedeihen konnten: in ihnen hat er seine Präsidentschaften geführt, an ihrem Schlusse, seit 1804, schon als Minister, im Zentrum der Staatsverwaltung gestanden: gerade ihn berief der König in den Tagen, als die Frage um Sein und Nichtsein zum ersten Male an Preußen herantrat, Ende September 1805, zur Führung der Geschäfte. Er sollte das Geld schaffen, ohne das die Armee des Friderizianischen Staates ein Körper ohne Muskeln war. Der Weg aber, um die Macht zu sammeln, war für Stein kein anderer als der ihm gewohnte: jene Reformen, die er in den Westprovinzen eingeleitet hatte. Die

sich überstürzenden Ereignisse der großen Politik und des Krieges, Napoleons dämonisches Genie und Haugwitz' und des Königs eigener Schwachmut machten alles unnütz. Stein aber, abseits von dem Kabinett und den Geheimgängen der Diplomatie, mußte in zornbebender Ohnmacht geschehen lassen, was geschah. „Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unsern Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß bei Austerlitz erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas geleitet und dieses wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlt. Ich kann dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, als Sie mich anklagen, nicht Newton zu sein: ich erkenne den Willen der Vorsehung, und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung" — in diesem Geständnis ratloser Resignation faßt er einem Freund gegenüber sein Urteil über die versäumte Gelegenheit zusammen.

Daß nun Preußen so nahe vor dem gänzlichen Versagen aller seiner Kräfte, vor dem völligen Zusammenbruch stand, hat doch auch Stein so wenig geahnt, wie irgendein Diener des Monarchen. Erst Jena hat auch ihm die ganze Schwäche des alten Staates enthüllt. Er stand nun als führender Minister dem König zur Seite; ihm folgte er auf der Flucht nach Ostpreußen; auch in dem Rat über die auswärtige Politik hatte er jetzt Sitz und Stimme. Und gerade in diesem Augenblick, in den Januar-Tagen, als die Franzosen Königsberg bedrohten und die schwerkranke Königin über die Kurische Nehrung in die äußerste Stadt des Reiches flüchten mußte, kam der unvermeidliche Konflikt zwischen dem Monarchen, der Herrscher bleiben wollte, ohne die Kraft des Herrschers zu besitzen, und dem Minister, der herrschen mußte, wenn er den Staat retten sollte, zum Ausbruch: mit Schimpf und Schande, schlimmer als ob er ein Bedienter wäre, jagte ihn der König davon.

Ein halbes Jahr später, und Preußens Geschick hatte sich vollendet: seiner Festungen, seiner Heere, der Hälfte der Provinzen beraubt, an allen Gliedern gefesselt, lag der verstümmelte Staat zu den Füßen des Siegers, der keine Gebote anerkannte als die der Macht, des Schwertes und der Politik. Schon handelte es sich für Preußen nicht mehr um die Künste der Diplomaten und die Kraft des Schwertes, sondern nur um die Wiederaufrichtung aller Stützen, die wie Rohrstäbe zerknickt waren, um die Erneuerung des Lebens, die Einflößung eines neuen Geistes: um die Reformen, die man zwar allseitig und seit Jahren gewollt und begonnen, jedoch niemals durchgeführt hatte. Nur eine Stimme gab es noch im Rate und in der Umgebung des unglücklichen Trägers der Krone: Stein allein könne retten. So forderte es Hardenberg, der von Napoleon verstoßene, und Königin Luise, so die Radziwills und Prinz Wilhelm von Preußen, Staegemann, Niebuhr und selbst Beyme, der Geheime Kabinettsrat, in dem Stein seinen stärksten Gegner grimmig haßte. Wie einen Messias begrüßten ihn seine Freunde. Und so mußte der König sich zu diesem Schritte verstehen, der für ihn fast demütigender war als alles, was er seit Jena erfahren hatte. Und noch ein Jahr, und abermals mußte Stein von dannen. Wiederum war er nur Anfänger gewesen, nicht Vollender; nur die Fundamente hatte er legen können, auf denen ein glücklicherer Nachfolger weiter bauen sollte. Gestürzt ward er aber diesmal nicht durch seinen König. Der hielt ihn nur nicht, als er ins Schwanken kam. Stein selbst gab den Anstoß: als er Napoleons Zorn durch eine unbegreifliche Unvorsichtigkeit reizte. Doch hätte ihm auch das vielleicht noch nicht geschadet: vom Platze stießen ihn erst der Haß des preußischen Adels und der Neid höfischer Rivalen. Er war schon nicht mehr Minister, als das Achtdekret des Kaisers nach Berlin kam, das ihn in die Verbannung trieb, an die er bis dahin nicht gedacht hatte. Und niemals ist er wieder preußischer Minister geworden. Seine größte Zeit, in der er das meiste für Preußen und Deutschland getan hat, erlebte er als Diener Zar Alexanders. So hat er Ostpreußen zur Erhebung gebracht, so den Bund Rußlands und Preußens vermittelt, so den Zaren durch die heiße Glut seiner Rede und seines Willens aus den Grenzen Rußlands heraus und bis über den Rhein gebracht, so als der Mandant sämtlicher Alliierten im Zentralausschusse die deutschen Länder regiert, die den Rheinbundfürsten entrissen wurden. Erst nach dem Abschluß des Friedens hat er von seinem König den Orden erhalten, der ihm seine Taten lohnen sollte.

⌘ ⌘ ⌘

Wir brauchen nur diese paar Daten an uns vorübergleiten zu lassen, um von neuem den Unterschied zu Bismarcks Lebensweg und Lebenswillen, zu seinen Zielen und seinen Taten vor Augen zu haben. Es ist wahr, auch der Junker von Schönhausen hat Jahre gehabt, wo sein junges Herz für die deutsche Idee glühte; burschenschaftliche Ideale erfüllten ihn, als er zur Universität ging, und ständisch-liberalen Formen hing er noch in der ersten Zeit von Kniephof an. Aber solche Gedanken und Stimmungen traten zurück, sobald er merkte, daß sie, zum Ferment breiterer Schichten geworden, das Wesen des Staates tangierten, mit dem er und sein Haus seit Jahrhunderten verbunden waren, dessen Ehre die seine und dessen Machtbewußtsein in ihm verkörpert war. Hier haben wir den Schlüssel zum Verständnis seines Tuns und Lassens, seiner Gesinnungen und seiner Taten, jeder Phase, jeder Wendung seiner Politik. Als Preuße stellte er sich vor den Thron seines Königs, dem die Revolution ihre Krone aufdrängen wollte, um in sie das Gold der alten Hohenzollernkrone einzuschmelzen. Alles unterwirft er

diesem obersten Interesse: die innere wie die auswärtige Politik, das Verhältnis zu Österreich, zu Rußland und zu Frankreich, zu den nationalen Fragen, zu den Parteien von rechts und von links, die idealen Interessen wie die materiellen. Er kannte, solange es nur erst ein Preußen gab und noch kein einiges Deutschland, kein anderes Vaterland als das, für das seine Väter gestritten, das seine Könige gebaut hatten, dessen Fundamente die Königstreue, die Tapferkeit, der sich selbst verleugnende Gehorsam und alle Ruhmestaten der Vergangenheit waren: den Embryo der Untreue, des Vaterlandsverrates entdeckte er in all den Plänen und Tendenzen, die in der deutschen Idee die preußische untergehen lassen wollten. Ausland ist ihm in diesen Jahren alles, was jenseits der schwarzweißen Grenzpfähle existiert, und er würde mit derselben Ruhe auf Bayern und Sachsen, Hannoveraner und Hessen schießen lassen, wie auf Russen und Franzosen. Niemals werden wir die Politik Bismarcks verstehen, wenn wir diesen Grundstein nur um eine Linie verrücken. Er machte es ihm möglich, mit Österreich und der ganzen Reaktion die Demokratie zu bekämpfen und gegen Österreich den Kampf um die deutsche Hegemonie zu wagen; er band ihn an Rußland, als der gesamte deutsche Liberalismus in Zar Nikolaus den Todfeind der Freiheit haßte; auf ihm stand er, als er im italienischen Freiheitskrieg sich von Österreich abkehrte, als er ihm die Versuche, das liberale Deutschland für sich anzuspannen, in Gastein verdarb: als er im Bunde mit dem Kaiser, aber wiederum gegen alle liberalen Parteien, den Krieg um Schleswig-Holstein durchführte und die Herzogtümer seinem König gewann; mit ihm behauptete er sich im Konflikt mit der preußischen Kammer und noch in dem Kriege, der Preußens König und Heer nach Königgrätz und Nikolsburg brachte. Ja, das neue Reich selbst ruht auf diesem Fundamente: in jedem Satze seiner Verfassung, in der Organisation des Bundestages, der Stellung der preußischen und der ihr verbündeten Kronen, in dem Steuersystem und der gesamten Gesetzgebung des Reiches und seiner Staaten, in dem Charakter der kaiserlichen Krone selbst und dem Maße der Macht, die sie ihrem Träger gegenüber seinen Mitständen im Reiche verlieh, tritt dies Prinzip zutage. Macht und abermals Macht ist die Summe Bismarckscher Politik. Der Glaube an die Macht, an die unzerstörbare Realität der Hohenzollernkrone gab ihm erst den Mut, die Schwindelfreiheit, die dazu gehörte, um hart an dem Abgrund her den Pfad zur Höhe zu suchen, umtost von dem Hasse der Demokratie, umringt von der Eifermacht der europäischen Mächte, unverstanden und beargwohnt von der eigenen Partei, von den alten Freunden, von den Kollegen im Ministerium, von den Nächsten an der Krone, ihrem Erben, der Königin, ja zuweilen von seinem königlichen Herrn selbst.

Einsam, in tiefer Verborgenheit schmiedete er seine Pläne. Niemand anders übersah alle Maschen der Netze, die er spann. Jedermann ward ihm zum Werkzeug, und unaufhörlich mischte er Mittel und Zwecke ineinander. Der König selbst folgte nur zagend und oft widerwillig dem kühnen Jäger: dreimal wurde er von ihm in den Krieg gerissen, ohne daß er ihn eigentlich wollte. Ja, bei dem Bau des Reiches, bei den Friedensschlüssen, die Preußens Größe, Deutschlands Einigung begründeten, den Bündnissen, welche die neue Schöpfung sicherstellten, stieß der Gewaltige auf den Widerstand seines Herrn: die kaiserliche Krone selbst nahm Wilhelm nur ungern aus seinen Händen.

An Macht des Willens läßt Stein sich Bismarck vollauf vergleichen. Und er hat in dem großen Jahre der Befreiung Mittel angewandt und Ziele angestrebt, die an revolutionärer Kühnheit alles hinter sich lassen, was Bismarck je versucht hat. Stein wollte nichts Geringeres, als den Aufstand in Deutschland gegen seine Dynastien selbst entfesseln. Die Fürsten des Rheinbundes waren ihm Despoten; er wollte sie von ihren Stühlen stoßen; die Rache des gerechten Gottes, des beleidigten Gewissens rief er auf sie herab. Lange dachte er an eine Neugestaltung Deutschlands von Grund aus, an eine Teilung zwischen Österreich und Preußen, sei es in der Form von Annexion oder Protektorat; und er wünschte jenem eher die deutsche Krone als diesem. Doch galten ihm beide im Grunde kaum als deutsche Mächte: er sprach wohl von den 15 Millionen Deutschen, die zwischen Rhein und Elbe wohnen, und bewegte sich damit noch in den Vorstellungen vom alten Reich. Aus dem ureigensten Geiste der **Nation**, so sagte er, müsse das Reich neu errichtet werden: desto verjüngter und lebenskräftiger werde Deutschland unter Europas Völkern wieder erscheinen können. Die Jahrhunderte der sächsischen und der salischen Kaiser, in denen die Fürsten vor der Kaisermacht nichts gegolten, waren ihm die große Zeit der deutschen Geschichte. Er fühlte sich mehr als je als Deutscher. Deutschland, so sagt er, ist mein Vaterland; ich kenne kein anderes. Und darüber hinaus lebt seine Seele noch in den Vorstellungen des weltbürgerlichen Jahrhunderts: das Ziel Steins sei das sittliche Wohl der Menschheit, sein Grundsatz in allem Handeln die strengste Tugend, so urteilt von ihm einer der ihm nächststehenden Räte*). Ein andermal plant er (noch ganz im Geiste absolutistischer Kabinettspolitik) eine Umgestaltung der Karte Europas, wonach Norwegen und die dänischen Inseln an Schweden, Jütland an England fallen, die Herzogtümer aber mit Deutschland vereinigt

*) Beguelin, Denkwürdigkeiten, S. 109. Vgl. Lehmann, III passim, und Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 152 ff.

werden sollen; England will er noch durch Holland vergrößern; von Rußland aber meint er, es sei zu groß und zu gerecht, um sich zu vergrößern, um das allgemeine Mißtrauen erregen zu wollen, es müsse nur von seinen Verbündeten einen Beitrag zur Unterhaltung seines Heeres fordern.

Phantasien, die uns lehren, wie unfähig Stein im Grunde war, das Schwergewicht in der Politik, das historisch bestimmte und darum konstante Interesse der Staaten zu erkennen, ihr individuelles Leben zu begreifen: wie sehr ihm das rechte Augenmaß für die Realitäten fehlte, in dem Bismarck das Geheimnis des politischen Erfolges sah. Auch gab es keinen schlechteren Diplomaten als ihn. Er selbst hatte einen Widerwillen gegen das Trugspiel der Diplomatie. Nur einmal, zur Zeit des Fürstenbundes, hat er diplomatisch eine Mission am Mainzer Hofe ausgeführt. Die Gesandtschaften im Haag und in Petersburg, die man ihm anbot, schlug er aus. Zweimal lehnte er auch das Auswärtige Ministerium ab, das ihm der König im November 1806 geben wollte. Und als er in seinem zweiten Ministerium auch dies Ressort in die Hand bekam, hat er in den Verhandlungen mit dem französischen Kaiser völlig Fiasko gemacht, und das Werk eines Stümpers, noch dazu aufgebaut auf einer völlig falschen Vorstellung von der Politik und den momentanen Absichten Napoleons, war jener Versuch einer Konspiration gegen die französische Gewaltherrschaft im August 1808, der ihn im weiteren Verlauf seine Stellung kosten sollte.

Dennoch dürfen wir wahrlich nicht sagen, daß Stein in dem großen Jahre der Rache schlecht gerechnet habe. Nur einer die Tiefen des nationalen Zornes, des vaterländischen Gemütes, die heiligsten Interessen deutscher Herzen aufrufenden und ausschöpfenden Kraft konnte es gelingen, Deutschlands Fürsten unter die Waffen zu bringen. Der Satz, daß Politik nichts sei als die kluge Benutzung der gegebenen Umstände, ist falsch. Das war die Politik Napoleons — und sie erlag. Die Kräfte, die ihn besiegten, waren wirklich vorhanden. Aber sie schlummerten in dem Herzen des Volkes, und nur wer sie weckte, konnte siegen: nur aus dem ureigensten Geiste der Nation konnte in Wahrheit das erhabene Ziel, die Befreiung von den Fremden, und mehr, die Einigung des Vaterlandes selbst erreicht werden.

Auch Bismarck hat diese Kräfte nicht unterschätzt. Auch er hat an sie, wenn es galt, appelliert. Es war die letzte Karte, die er im Spiel hatte. Als er Deutschland unter Preußen brachte, nutzte er sie noch nicht aus, aber er zeigte sie bereits allen Gegnern diesseits und jenseits des Rheines und der Weichsel. Und er warf sie auf das Spielbrett der Diplomatie hin, als er die Zeit gekommen sah: und das Echo, das ihm in den Tagen von Ems mit gewaltigem Brausen aus allen deutschen Gauen entgegenschlug, der Ruf „an den Rhein, an den Rhein" bewies der Welt und jedem Verächter der deutschen Idee, daß der Geist der Freiheitskriege in unserem Volke noch nicht erstorben war. Dennoch sollten auch diese Wogen dem Schöpfer des Reiches die Grundmauern nicht verrücken: nur in den gewaltigen Quadern, die er legte, durften sie fortan kreisen und wirbeln.

So stehen die beiden Helden einander gegenüber: als der Befreier des Vaterlandes der eine, als der Eroberer und damit der Einiger Deutschlands der andere. Die Substruktionen, auf denen Bismarck den Bau des nationalen Staates errichtete, waren noch dieselben, die nach dem Zusammenbruch des alten Reiches von Napoleon und von seinen Besiegern gelegt waren: Preußen und die Rheinbundfürsten (so viele die Krisis von 1866 überdauert haben) sind die Grundpfeiler unseres Reiches geworden. Auch der Wille der Nation kommt zum Gehör: jedoch im Reiche selbst, wenigstens nach seines Gründers Absicht, nur, soweit er Wille zur Macht ist, soweit es die Einheit des Rechtes und des Verkehrs, der Bedingungen für Arbeit und Produktion, der Steuern und der Zölle, der Waffen und der Diplomatie verlangen. Alles was innere Administration und die geistige Kultur einschließt, ist Sache der Einzelstaaten, die, in Jahrhunderten aus dem vermorschenden Reich erwachsen, im Kampf miteinander sich gebildet haben und nun dauernd im Frieden vereinigt sind.

Fragen wir, wer der größere beider Heroen ist, so müssen wir ohne Besinnen sagen: der Schöpfer des Reiches. Er hat nicht bloß begonnen, er hat vollendet; zerstört, was des Sterbens wert war, und gesammelt und geordnet, was lebenskräftig war im Volke, wie in seinen Dynastien. Immer tiefer senken sich die Fundamente, die er gelegt, in den Boden der Nation ein. Bei jeder Frage, die die Politik des Staates stellt, treten sie in ihrer Stärke und der Richtigkeit ihrer Maße neu hervor: sturmsicher nach außen und im Innern von einer Kraft, gegen die alle Leidenschaften der Tiefe immer noch nutzlos herantoben.

Wie aber Bismarck der größere Heros ist, so ist auch die Tragik größer, die wie jedes Heldenleben so auch das seine begleitet. Tiefer wühlend auch die Leidenschaften, ohne die kein Kämpfer denkbar ist. Auch Stein war ein Mann des Zornes, und wen sein blitzendes Auge traf, erzitterte und verstummte. Aber wie heiß sein Herz aufwallen konnte, von jenem Hauch der Finsternis, der die Hagen-gleiche Gestalt des großen Kanzlers umwittert, war doch nichts in ihm. Die Freunde, die er in der Jugend gewann, blieben ihm fast alle treu fürs Leben; wenige hat er verloren und viele gewonnen. Das Herz der Massen hat er niemals so besessen wie Bismarck, den die Liebe von Millionen immer voller umrauschte, je weiter er von der Höhe der Macht entfernt war — die-

selbe Menge, die ihn anfänglich verspottet, dann gefürchtet und gehaßt, und deren Herzen er sich auch erst erobert und unterworfen hatte. Aber der Kreis der Freunde, der Stein in wachsender Zahl umgab, ward um Bismarck immer kleiner, nachdem er die Gefährten seiner Jugend, denen er das größte Glück des Lebens und den Frieden seiner Seele selbst verdankte, verloren oder von sich gestoßen hatte. Und wie schwer Stein den Undank der Welt empfinden mochte, so ist er doch niemals wie Bismarck von jenem Geist der Menschenverachtung berührt worden, der die letzten Jahre des Schöpfers unseres Reiches umdüstert hat. Freundlich ging seine Lebenssonne unter. Bis ans Ende blieb er tätig und in führender Stellung; versöhnt mit seinem König und mehr und mehr von herzlicher Verehrung für ihn erfüllt; der Welt der Ideen und der Ideale, der er niemals untreu geworden, mehr als je hingegeben.

Dennoch würden wir auch Bismarck schwer verkennen, wenn wir in ihm, dem großen Wirklichkeitsmenschen, einen Verächter der Ideen erblicken wollten. Seine Idee, sein Glaube war der Glaube an Preußens Kraft, an Preußens Recht, an jene Verbindung altpreußischer Tugenden und deutscher Größe, deutscher Hoffnungen, die er glorreich wahr gemacht hat. Wenn einer, so ist er dem Boden treu geblieben, der ihn trug.

An sein Innerstes aber würden wir auch hiermit noch nicht herankommen. Der Mann, der imstande war, „den Gedanken, daß einst Rechberg und andere ungläubige Jesuiten über die altsächsische Mark Salzwedel mit römisch-slawischem Bonapartismus und blühender Korruption absolut herrschen sollten, ohne Zorn auszudenken und eventuell als Gottes Willen und Zulassung zu ehren", bewies damit, daß er seinen Blick über diese Dinge hinaus richten könne, daß nicht die Macht von dieser Welt, wie heiß er um sie kämpfte, das letzte war, was ihn gefangen hielt. „Wie Gott will," so schreibt er, „es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt." Und an anderer Stelle: „Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Österreicher, wenn sie gleich groß sind, wie etwa Schrenck und Rechberg, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehn, proper skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus." Worte, die man, wie bitter sie lauten mögen, schlecht genug mit dem Modewort des Pessimismus bezeichnet hat und an deren Horizont man noch nicht heranreicht, wenn man die spinozistische Weltanschauung, mit der der junge Bismarck, wie einst der junge Goethe, ein paar Jahre gespielt hatte und an die sie anklingen mögen, darin wiederfinden will: sondern die in Regionen hinüberreichen, welche ihm von Kindheit an vertraut waren, in die Ideenwelt, die seit drei Jahrhunderten sein Heimatland beherrschte. „Den spezifischen Patriotismus," so fährt dieser Sohn der preußischen Erde an jener Stelle fort, „wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären." Der Gott, an den er denkt, „vor dem unsere Staaten und ihre Macht und Ehre nichts anderes sind als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt" — es ist der Gott, auf dessen Namen er getauft war, zu dem er als Knabe gebetet hatte, der Gott seiner Väter, der Gott Martin Luthers, der deutsche Gott.

Uns Deutschen ist es nicht gegeben, zu den Schöpfern unserer Nationalität in einmütiger Verehrung emporzusehen. Der Riß, der durch unsere Geschichte geht, geht auch durch unser Empfinden und spaltet alle Grundlagen und Ziele unserer Bildung und des Glaubens selbst. Und alle Bahnbrecher unserer geistigen und staatlichen Größe, die lange Reihe der Ahnherren des neuen Deutschlands, haben die Kluft, die frühere Jahrhunderte gerissen, nicht schließen können; sie haben sie eher vertieft.

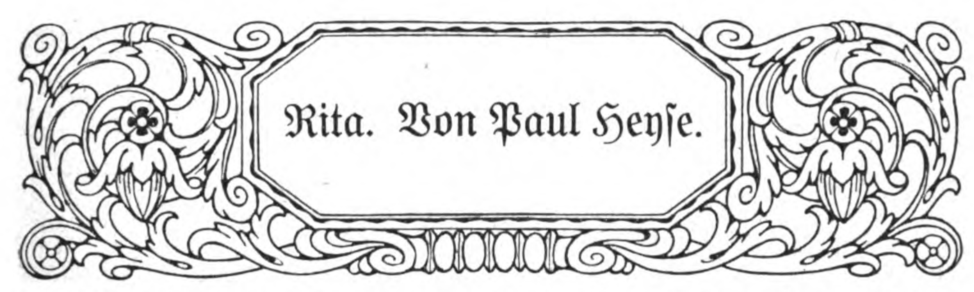
Wir wollen nicht darüber klagen. Auch der Kampf hat sein Gutes, und Stillstand ist Tod. Doch kämpfen wir nicht um des Kampfes willen. Das Ziel bleibt immer der Friede, sollten ihn auch erst Enkel oder Urenkel schauen. So möge denn einmal doch der Tag über Deutschland leuchten, an dem der Schöpfer des Reiches allen Kindern deutscher Erde so entgegentrete, wie er uns erscheint, die wir ihn kämpfen und schaffen sahen: in der heroischen Gestalt, die zu den Helden der deutschen Sage hinüberweist, als der Nibelungenenkel, den in der Morgendämmerung der deutschen Einheit der Prophetenmund des deutschen Sängers verkündigt hat.

Segen.

Ein Herz, das wir in Treue pflegen,
Und das in Liebe für uns schlug,
Das bleibt erhalten uns zum Segen,
Wenn man es auch zu Grabe trug.

Und die Gedanken alle schreiten,
Gebeugt und dennoch sehnsuchtsjung,
Zu jenem Grabe, dem geweihten,
Mit Kränzen der Erinnerung.

Alb. Roderich.



Rita. Von Paul Heyse.



Eine Stunde ostwärts von der Stadt L. entfernt liegt das kleine Dorf Birkenheide, in einer lachenden, baumreichen Gegend, die sich aus der kahlen und reizlosen Umgebung der Stadt als eine grüne Oase hervorhebt.

Das Dorf, das einer eigenen Kirche entbehrt, da die Bewohner in der nächsten Ortschaft eingepfarrt sind, besteht nur aus sieben oder acht Gehöften; niedere, schindelgedeckte Häuser, von Bauerngütchen umgeben, zwischen denen sich saftgrüne Wiesen erstrecken. Denn den Getreidebau haben die Insassen seit Jahren eingehen lassen und sich auf die einträglichere und minder beschwerliche Viehzucht verlegt, so daß auf den früheren Feldern nach und nach nur noch Gras und Heu geerntet wurde und eine stattliche Rinder- und Pferdezucht darauf gedieh; eine sehr glückliche Staffage für die heitere, mannigfach gegliederte Landschaft, die ein ansehnlicher Fluß in sanftem Gefäll durchzieht, unter schattigen Erlengebüschen und Uferweiden, hier noch völlig klar und ungetrübt, da er erst weiter unten mit seiner Flut in die Stadt eintritt.

Das Anmutigste aber in diesem idyllischen Weltwinkel ist ein kleiner, dicht begraster Hügel, der ein mit jungen Eichen durchsetztes Birkenwäldchen trägt, ein bescheidenes Gegenbild des berühmten Hains der Egeria. Andere Gruppen schöner Bäume sind durch den ganzen Bezirk verstreut, überall aber leuchten die silbernen Birkenstämmchen daraus hervor, so daß es erklärlich ist, warum das Dorf nach ihnen benannt werden konnte.

In dieser freundlichen Gegend hatte sich vor mehr als zwanzig Jahren ein wohlhabender Bürger der Stadt ein schönes Landhaus erbaut, von dem Dorf, wie der dortige Ausdruck ist, nur „einen Hundeblaff" entfernt, nah am Flusse gelegen. Ein einstöckiges Gebäude mit einem hohen Erdgeschoß und etlichen Dachkammern, auf der Rückseite ein Hof mit einem Stall für zwei Pferde und einem Wagenschuppen, vorn aber ein ansehnlicher Garten, dessen Bäume dem Wohnhaus bald übers Dach heraufwuchsen.

Hier dachte der wackere Mann mit seiner zahlreichen Familie seinen Lebensabend friedlich zu genießen. Doch nach wenigen Jahren lichtete sich der Kreis der Kinder und Enkel, der ihm die Gesellschaft der Stadt ersetzt hatte; die Söhne zogen fort, ihren eigenen Berufen nach, die Töchter verheirateten sich, und als der Tod ihm auch seine treue Lebensgefährtin von der Seite nahm, trauerte der einsame alte Mann noch eine Weile so hin, bis auch er sein geräumiges Haus mit einem engeren vertauschte.

Das schöne Besitztum ging nach kurzer Zeit in die Hände eines unternehmenden Menschen über, der das Haus zu Sommerwohnungen für die Stadtleute ausschrieb, auch etliche Zimmer vermietete. Da er aber für viel Geld nur unzulängliche Bewirtung bot, kam er bald in Verruf, und es fanden sich im Sommer nur einige Gäste ein, unter den schattigen Buchen und Platanen des verfallenen Gartens den Kaffee zu trinken. Im Winter hatte „das Eichhorn", wie er das Gasthaus getauft hatte, überhaupt keinen Zuspruch. Auch von den Dorfleuten, auf die der Wirt gerechnet hatte, stellte sich keiner bei ihm ein, da sie es in dem elenden Krug, den einer ihresgleichen aufgetan hatte, mehr nach ihrem Sinne fanden.

In dieser gott- und weltverlassenen winterlichen Öde fing der Bedauernswerte an, von den Vorräten seines eigenen Kellers zu zehren und, völlig untätig vom Morgen bis in die Nacht, erst seine Weine, dann die verschiedenen Spirituosen sich zu Gemüte zu führen. Bis seine alte

Magd, die einzige, die es bei ihm ausgehalten, eines Morgens ihren Herrn in einem tiefen Schlaf am Boden liegend fand, aus dem er nicht mehr erwachte.

⌘ ⌘ ⌘

Es sollte aber nicht lange dauern, bis das Haus einen neuen Besitzer gewann.

Wenige Wochen vor dem plötzlichen Tode des Eichhornwirts war in einem Hotel der Stadt ein weit vornehmerer Gast ebenfalls sehr unerwartet aus dem Leben geschieden, ein römischer Fürst, der sich auf einer Kunstreise durch Europa befand und auch das Museum der Stadt auf seiner Liste stehen hatte. Obwohl er so viel reichere und glänzendere Galerien gesehen hatte, schien die Sammlung älterer deutscher Meister, die hier sorgfältig geordnet hing, sein Interesse gleichwohl lebhaft zu erregen. Wozu die hübsche Wirtin des Hauses das ihrige beigetragen haben soll.

Nun waren es heiße Sommertage, und den jungen Herrn wandelte, nachdem er sein pranzo eingenommen, die Lust an, sich durch ein Bad im Flusse zu erfrischen. Die Folgen waren verhängnisvoll. Ein Herzschlag machte seinem Leben ein frühes Ende.

In seinem Gefolge befand sich außer dem Kurier und dem Kammerdiener auch noch ein Koch. Denn eine so gute Meinung der hohe Reisende von der deutschen Kunst, besonders von Alberto Durero und später von den Meistern der Villa Bartoldi hatte, gegen die deutsche Küche hatte er ein Vorurteil. So hatte er seinen römischen Koch bewogen, mit ihm zu reisen, um sich überall seine heimatlichen Gerichte bereiten zu lassen.

Es war nicht ganz leicht gewesen, den dicken, behäbigen Mann, der ein Künstler in seinem Fache war, von seinem Rom, wo er seine Frau und eine schöne junge Tochter hatte, wegzulocken, in fremde Länder, in denen der brave Sor Carlino — sein richtiger Name war Carlo Pandolfi — nach der Meinung der Südländer zu erfrieren befürchtete. Sein Herr hatte jedoch seinen Widerstand durch ein sehr ansehnliches Legat zu überwinden gewußt, das er vor seiner Abreise in dem Testament, das er zurückließ, dem treuen Diener und Reisebegleiter aussetzte.

Dies Vermächtnis war nun so unverhofft schon jetzt verfallen. Aber er beeilte sich nicht, es in Rom in Empfang zu nehmen. Dieses nordische Land hatte er weit besser gefunden als seinen Ruf, und als der Kammerdiener und Kurier den Sarg nach dem Erbbegräbnis in Rom zurückgeleiteten, blieb er selbst in L. zurück und gedachte, sich noch ein wenig im Deutschen Reich umzuschauen.

Er kam aber nicht weiter als nach dem Dörfchen Birkenheide, von dem soeben, da der Gastwirt dort gestorben, in der Stadt viel die Rede war und das ihm wegen seiner reizenden Lage gerühmt wurde.

Mit der Bahn, die von der Stadt nach Osten lief, erreichte man in zwölf Minuten das Dorf, das für alle außer den Schnellzügen die erste Haltestelle war. Hier stieg eines schönen Nachmittags Herr Carlo Pandolfi aus einem Wagen dritter Klasse, da er die Erbschaft noch nicht ausbezahlt erhalten hatte und darauf angewiesen war, was von seinem letzten Lohn noch übrig geblieben, zu Rate zu halten.

Übrigens nahm er sich in dem weißen Flanellanzug, der von der Reisegarderobe seines abgeschiedenen Herrn auf sein Teil gekommen war, sehr elegant und fast stutzerhaft aus. Ein Schneider hatte ihm die Sachen nach seiner untersetzten Statur zurecht machen und um den linken Ärmel einen breiten schwarzen Florstreifen befestigen müssen. Über die viereckige Stirn des kleinen Kopfes fiel eine schwarze Locke herein, die er sorgfältig zu einer sogenannten Napoleonslocke erzogen hatte, wie er überhaupt auf seine Ähnlichkeit mit dem Kaiser eitel war. Auch erinnerten die gelbliche Haut und die scharfe Nase in der Tat an den großen Korsen, und die etwas fetten Wangen waren glatt rasiert. Doch hatten die kleinen schwarzen Augen durchaus nichts Heldenhaftes, und wie er jetzt auf das Dorf zuwandelte, in der linken Hand ein Strohhütchen, von dem ein breites schwarzes Florband niederhing, in der rechten einen weißleinenen Sonnenschirm, ebenfalls mit einer schwarzen Schleife geschmückt, machte er einen durchaus friedlichen, biedermännischen Eindruck.

Auch er, der auf der Fahrt durch Deutschland den deutschen Wald bereits hatte

schätzen lernen, fand das idyllisch zwischen Wiesen und Baumgruppen hingelagerte Dorf sehr reizend. Er ging langsam auf dem glatten Wege an den Gehöften entlang, entdeckte aber nicht die Ähnlichkeit des Birkenwäldchens mit dem Hain der Egeria, da er niemals weit aus den Toren der ewigen Stadt herausgekommen war. Das Eichhorn-Gasthaus, von dem er gehört hatte, entzog sich seinen Blicken, da es draußen am anderen Ende lag.

Als er daher vor einem Bauernhause, das etwas stattlicher war als die übrigen, zwei junge Leute an einem Tische sitzen sah, näherte er sich unverlegen, um sich von ihnen Auskunft zu erbitten. Der eine hatte die langen Beine unter den rohgezimmerten Tisch gestreckt, eine Tasse Kaffee vor sich, wozu er träumerisch den Rauch seiner Zigarre in die klare Luft hinausblies. Der andere war beschäftigt, in ein großes Blockbuch das heitere Bildchen zu malen, das ihm gegenüber auf einem Grasanger stand, einen alten Ziehbrunnen, hoch überwachsen von einem Holunderbusch, auf dessen verwittertem Steinrande ein weißes Kätzchen schlief. Eine braune Stute mit ihrem Fohlen ging langsam grasend hin und her.

Herr Carlino war oft genug in Rom deutschen Kunstjüngern begegnet, und die beiden hier machten ihn zutraulich, als wären's alte Bekannte. Auch wußte er, daß die meisten dort seine Sprache lernten, und da er selbst außer den Vokabeln, die er bei seinen Einkäufen für die Küche brauchte, kein Wort Deutsch verstand, war er hoch erfreut, für sein Italienisch auf ein geneigtes Ohr hoffen zu dürfen.

Wirklich erwiderte der Malende, als er von dem Fremden höflich angeredet wurde, in derselben Sprache, da er schon ein Jahr im Süden zugebracht hatte. Auch sein Kamerad fuhr schläfrig aus seiner Siesta auf und betrachtete den weißen Ankömmling mit verwunderten Augen. Er selbst sprach nur deutsch, aber der andre dolmetschte ihm, so viel er brauchte, um der Konversation zu folgen.

Ein Blick, den Sor Carlino auf das angefangene Aquarell geworfen, und das sachverständige Lob, das er ihm erteilt hatte, gewannen ihm rasch das Interesse der beiden Jünglinge. Es kam zu einem ausführlichen Austausch der beiderseitigen Verhältnisse. Daß er seine Kennerschaft im Gefolge des kunstschwärmenden Prinzen erworben und jetzt ohne Beruf in der Welt dastehe, teilte er in der ersten Minute mit. Dagegen erfuhr er, die jungen Herren seien Eleven der städtischen Kunstschule, die vor zehn Jahren gegründet worden und erst langsam aufblühe. Für die Aktklasse habe man einen tüchtigen Meister engagiert, der leider halbblind sei. Komponieren tue jeder auf eigene Hand, das Malen lehre ein geschickter Praktiker, der nichts Eigenes zustande bringe, das Wichtigste aber sei die Landschaftsklasse, die auch stark besucht werde, da die Gegend um Birkenheide unerschöpflich an malerischen Motiven sei.

In den großen Sommerferien schlügen denn auch hier draußen die Malschüler ihre Werkstatt auf, und der Professor komme jeden Sonnabend heraus, um zu korrigieren. Das geschehe aber nicht vor Juli. Sie beide hätten sich schon jetzt herausgemacht, um ein paar Frühlingsstudien zu machen.

Wo sie denn wohnten? Oder ob sie abends wieder in die Stadt führen?

Sie hätten hier in diesem Hause Quartier gefunden, schlecht und recht, und würden auch von dem Bauer verköstigt, natürlich mit der Familie und den Knechten an einem Tisch.

Aber es solle ja hier sich ein großes Albergo finden, das — Eikorne, brachte er mühsam heraus.

Da hätte man freilich bequemer wohnen und besser essen können, aber die Preise seien zu hoch und für angehende Künstler unerschwinglich gewesen. So hätte man bei den Bauern unterkriechen müssen. Jetzt, da den Eichhornwirt der Schlag gerührt, stehe zu hoffen, daß das Haus in bessere Hände kommen und auch Gästen mit schmalem Beutel zugänglich sein werde.

Sor Carlino schwieg eine Weile. Hinter seiner bleichen Napoleonstirn schienen allerlei Gedanken zu brodeln. Dann fragte er, ob er das Haus in Augenschein nehmen könne, und erfuhr, nichts stehe im Wege; es sei zwar verschlossen, aber eben ihr Wirt, der Schulze, bewahre den Schlüssel auf und werde ihn gern ausliefern.

So machten die Drei sich auf und traten

bald durch das Pförtchen im Zaun, der den Eichhorngarten umgab, in das Innere des stattlichen Besitztums. Zunächst bewunderte der Fremde die mächtigen Bäume, durch deren Wipfel ein gedämpftes Sonnenlicht auf die verwahrlosten Wege und Beete herniederfloß. Auch das Haus erinnerte ihn an die Villen seiner Heimat, nach deren Muster es wohl gebaut worden war. Drinnen sah es freilich düster und unwirtlich aus. Als aber die Läden geöffnet waren, überraschte die Menge luftiger Zimmer, obwohl die alten Möbel den Eindruck größter Vernachlässigung machten.

Ohne ein Wort zu sprechen, stiegen die drei Herren zum oberen Stockwerk hinauf, wo an einem breiten Korridor zehn Zimmer lagen, nach Osten und Westen blickend. Am längsten aber verweilte der Fremde in der Küche unten, einem sehr großen, nach Norden gelegenen Raum, aus dem man in eine große Vorratskammer und hinunter in den Keller gelangte. Noch war der breite eiserne Herd in gutem Zustande und vom Kupfergeschirr und der anderen Kücheneinrichtung nichts fortgekommen. Als Sor Carlino endlich aus der Küchentür in den Hof hinaustrat, stand er wohl fünf Minuten, die Augen zugedrückt, vor der Schwelle und sagte dann, einen tiefen Seufzer ausstoßend: „Così sia!“

Dann verabschiedete er sich von seinen freundlichen Begleitern, ging allein, immer in tiefen Gedanken, nach dem Bahnhöfchen und fuhr mit dem nächsten Zuge nach der Stadt zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Vier Wochen später war Herrr Carlo Pandolfi glücklicher Besitzer des Gasthofs zum Eichhorn.

Er hatte von seinem Legat eine stattliche Anzahlung machen können. An eine Renovierung des Hauses und Ausbesserung der Zimmer dachte er nicht. Von seiner Heimat her war er an keinen sonderlichen Luxus des Mobiliars gewöhnt, und auch der Palast seines Prinzen hatte das vornehm kahle Ansehen wie die meisten herrschaftlichen Wohnungen der alten Römer.

Der einzige Kummer in seinem neuen Zustande war ihm der Name des Hauses. Da aber die Gäste ebensowenig die römische Übersetzung scioiattolo auszusprechen vermocht hätten, wie er den deutschen Namen, fand er sich endlich darein, zumal sein Unternehmen sich bald als sehr vorteilhaft und hoffnungsvoll erwies.

Nach der ersten Ankündigung in der Zeitung, daß der Chef des verstorbenen Prinzen N. N. im Eichhorn eine Gastwirtschaft eröffnet habe und den hohen Herrschaften und der hochgeehrten Garnison (inclita guarnigione) sein Haus nebst echt italienischer Küche zur Sommerfrische zur Verfügung stelle, fanden sich zunächst die beiden Kunstjünger draußen ein, die mit dem Wirt sich ja schon angefreundet hatten.

Sie wurden aufs beste empfangen und fanden die Nationalgerichte, mit denen Sor Carlino, jetzt in schneeweißer Kochtoilette, sie bewirtete, so vortrefflich, daß sie schüchtern fragten, wie hoch er ihnen die volle Pension berechnen würde. Als sie hörten, daß sie nur um ein geringes teurer bei ihm gehalten werden sollten, als sie bei ihren Bauern zu zahlen hatten, bestellten sie sogleich Quartier für den Juli und führten ihm auch etliche ihrer Kameraden zu, denen sie die Herrlichkeiten dieses gänzlich verwandelten Eichhorns gerühmt hatten.

Der verschlagene Römer konnte ihnen wohl so entgegenkommen, da er den Tisch sehr einfach hielt, nicht täglich Fleisch gab, sondern mit einem schönen Risotto oder einer großen Schüssel Maccaroni den Hunger der anspruchslosen Malerjünglinge sättigte und es an Käse und Früchten und herrlichem Salat nie fehlen ließ. Auch hatte er eine besondere Freude an dem munteren Völkchen, das sich bei ihm in allerlei tollen Humoren gehen ließ. Seinen Hauptverdienst aber fand er nicht in diesen bescheidenen Hausgenossen, sondern durch die Leute aus der Stadt, die sehr bald sich hergewöhnten, um zur Veränderung auch einmal all' Italiana zu speisen, und das Eichhorn zum Ziel ihrer Ausflüge machten, sogar häufig im Winter, wenn sie in schellenklingelnden Schlitten vor dem verschneiten Garten vorfuhren.

⌘ ⌘ ⌘

Dieser lebhafte Betrieb seiner Gastwirtschaft wuchs dem guten Manne aber bald dermaßen über den Kopf, daß er sich außer der Küchenmagd, dem jungen Kellner und einem rüstigen Hausknecht nach einer Hilfe umsehen mußte.

In Rom hatte er, wie gesagt, seine Frau und eine siebzehnjährige Tochter zurückgelassen. Zumal das Mädchen, das ohne besonderen Unterricht ein wenig Deutsch gelernt hatte, konnte ihm in seinem Verkehr mit Geschäftsleuten und Gästen von Nutzen sein. So schrieb er ihnen, indem er ihnen das Reisegeld schickte, sie möchten sich aufmachen und dem Babbo in seinem neuen Geschäft an die Hand gehen.

Die Frau, Sora Cecilia, war in ihrer Jugend wegen ihrer Schönheit hochberühmt gewesen, besonders bei den Künstlern, die sich um die Gunst rissen, ihren klassisch edlen Kopf nachbilden zu dürfen, in Marmor oder auf der Leinwand. Nur das erlaubte ihre wachsame Mutter, die ihr in den Ateliers, wo sie zum Modell diente, nie von der Seite ging. Unzählige Male erschien das schöne Gesicht des Mädchens auf den Ausstellungen, bald im Kostüm einer Ciociare, bald in dem der Mädchen von Albano, oder als Medea oder Iphigenie in weißem griechischen Gewande. Alle Versuche, ihr die strengen Falten abzuschmeicheln oder gar eine Liebschaft mit ihr anzuspinnen, scheiterten an der Unerbittlichkeit ihrer Tugendhüterin, und auch die Tochter schien für alle feurigen Blicke und zärtlichen Huldigungen unempfindlich zu sein und nicht einmal eitel auf ihre Schönheit, die ihr nur lieb war als ein Mittel, ihren Unterhalt zu erwerben.

Nun gesellte sich aber zu den vielen, die ihr heimlich nachschmachteten, ein Bewerber, der alle Mittel aufbot, das Ziel zu erreichen. Ein junger Nobile aus einer der ältesten päpstlich gesinnten Familien, selbst ein Kämmerer und besonderer Günstling Sr. Heiligkeit. Er galt ebenso für den schönsten jungen Mann in Rom — die Damen, deren keine ihm widerstand, nannten ihn den Apollino — wie Cecilia unter den Mädchen den Preis der Schönheit davontrug.

Ein so von der Natur für einander bestimmtes Paar mußte sich endlich finden. Die kühle, stolze Cecilia verliebte sich so leidenschaftlich in die schlanke Gestalt und das übermütige Lächeln des jungen Verführers, daß sie, nachdem er sie zweimal in der Kirche angeredet hatte, gegen sein schmeichlerisches Dringen wehrlos war.

Das überschwängliche Glück war aber von kurzer Dauer. Als der Sieger sich nach wenigen Wochen kaltherzig zurückzog, übermannte sein Opfer eine so tiefe Verzweiflung, daß es der Mutter, die sich ebenfalls von dem glänzenden Liebhaber hatte betören lassen, nur mit Mühe gelang, ihr Kind von einem Sprung in den Tiber zurückzuhalten.

Zum Glück fand sich ein Retter in der Not.

Der prinzliche Koch war einer von denen gewesen, die sich mit ernsten Heiratsabsichten dem schönen Mädchen genähert hatten und mit stolzem Kopfschütteln waren abgewiesen worden. Die Mutter wollte mit ihrer Tochter höher hinaus und dachte, der Herr des Sor Carlino sei für ihr Kleinod gerade gut genug.

Der ehrliche Biedermann mit der Napoleonslocke war aber zu tief von dem Pfeil der schwarzen Augen getroffen worden, wie er sich in einem Sonett ausdrückte, um auf sein Glück so rasch zu verzichten. Als er sich nun von neuem als Bewerber einstellte, wurde er zu seinem frohen Erstaunen nicht wieder fortgeschickt. Das trauernde Mädchen aber war zu stolz und gewissenhaft, um dem Freier nicht unter bitteren Tränen zu gestehen, daß sie schon einem andern gehört habe, auch zu dem zweiten, der sie heimführen wollte, noch keine rechte Liebe zu fassen vermöge, da ihr Herz zu tief verwundet sei, um einem freundlichen Gefühl Eingang zu gewähren. Wenn er sie also trotz dieser Beichte haben wolle —

Gewiß wollte er sie haben. Er vergötterte sie dermaßen, daß er es für ein Himmelsglück hielt, wenn er sie auch nur aus zweiter Hand zu der Seinen machen konnte. Vorausgesetzt, daß er in Zukunft ihrer Treue versichert sein könne. Das versprach sie ihm, gerührt durch seine Güte, und hielt es auch in ihrem ganzen späteren Leben. Die Hochzeit fand in aller Eile statt, und als ein Mägdlein

geboren wurde, empfing es der junge Ehemann mit solcher Freude, daß er bei allen Bekannten als das Muster eines zärtlichen Vaters betrachtet wurde.

Daß die liebliche Kleine, die nach der Königin von Italien Margherita getauft und dann Rita gerufen wurde, nicht einen Zug von seinem Papa im Gesicht hatte und schon mit vierzehn Jahren ihm über den Kopf gewachsen war, legte man ihr als Klugheit aus, da sie wohl daran getan, lieber der schönen Mutter nachzuschlagen. Ganz so junonisch war ihre Gestalt freilich nicht geraten, auch waren die Züge des reizenden Gesichts minder klassisch und monumental, immerhin aber von so edlem Schnitt, daß man an gewisse griechische Gemmen erinnert wurde. Und besonders reizvoll waren die strahlenden grauen Augen, die sie von keinem der Eltern hatte. Doch niemand dachte daran, daß ein gewisser päpstlicher Kämmerling aus denselben Augen sah.

Das Mädchen wurde nach römischer Sitte gut erzogen, das heißt, es lernte notdürftig lesen und schreiben und so viel Religion, als unerläßlich war, um täglich in die Messe zu gehen und von der Mutter Maria und den Heiligen ein wenig Bescheid zu wissen. Es hatte aber einen aufgeweckten Kopf, und da eine deutsche Familie, die im Nachbarhause Wohnung gefunden, das holde Geschöpf bald bemerkte und in ihren Kreis zog, hatte sie auch den gebildeten Töchtern dies und das abgesehen, wie man sich zu betragen, was man zu lernen habe, um unter weltläufigen Menschen nicht eine gar zu blöde Rolle zu spielen.

Sie war eben daran, zu ihrem bißchen Deutsch auch etwas Französisch sich anzueignen, als der Brief ihres Vaters kam, der sie aus ihren Studien abrief.

⌘ ⌘ ⌘

Gehorsam packte Frau Cecilia ihre Habe an Kleidern und Wäsche zusammen, nahm von allen Freundinnen und Gevatterinnen Abschied und setzte sich breit und mit der Miene einer kühnen Heldin, die auf ein großes Abenteuer ausgeht, in einen Wagen zweiter Klasse, wie ihr Mann es geboten hatte, da er als Hausbesitzer etwas auf die Ehre der Familie halten müßte. Rita stieg nach ihr ein, eine große Tasche mit ihren kleinen Mädchenschätzen in der rechten Hand, auf dem linken Arm eine schöne schwarze Angorakatze, Micio oder Micetto genannt — was völlig dem deutschen Miez und Miezchen entspricht — und die Blicke der Mitreisenden ruhig aushaltend, da sie schon gewohnt war, wegen ihrer Schönheit bewundert zu werden.

Ohne weitere Fährlichkeiten, da der Vater ihnen die Reiseroute deutlich vorgeschrieben hatte und Ritas Deutsch ihnen aus kleinen Verlegenheiten half, langten sie eines Septemberabends in L. an, wo Sor Carlino sie in Empfang nahm und sogleich nach Birkenheide weiterbrachte.

Die drei jungen Maler, die von der sommerlichen Kolonie im Eichhorn noch zurückgeblieben waren, um Herbststudien zu machen, sahen mit großem Erstaunen ihren Wirt mit den beiden Damen daher kommen. Die Ältere, die ihren Gemahl um Haupteslänge überragte, war noch eine imposante Erscheinung mit den echten römischen Schultern und der stolzen Büste. Auch hatte das Gesicht, obwohl es etwas verwittert war, den Adelszug der Rasse noch bewahrt, und das graue Haar über der gefurchten Stirn ließ sie als eine Matrone erscheinen, die auf Ehrerbietung rechnen konnte.

Völlig bezaubert aber wurden die jungen Leute durch die Tochter, die nicht so majestätisch wie die Mutter war, aber doch auch sofort bei der ersten Begrüßung eine Miene in dem jungen Antlitz zeigte, die alle Vertraulichkeit entfernte.

Wie eine Prinzessin neigte sie nur leicht den reizenden Kopf, ohne ein Lächeln an dem strenggeschürzten Mündchen, und schritt an den sie Bestaunenden vorbei, als nähme sie einen ihr schuldigen Tribut gnädig in Empfang.

„Cospetto!" rief der eine, der in Italien gewesen war, „die hat einmal eine Manier, als ob sie die Capitolinische Venus in Person wäre. Aber nur pazienza! Am Ende, wenn man's nur richtig anfängt, entpuppt sich in dem Götterbild doch auch ein süßes Mädel."

Er mochte doch wohl nicht verstehn, es richtig anzufangen.

Denn am andern Morgen — er hatte seine Arbeitsstunde hinausgeschoben, um Rita zu begegnen, die spät aufstand — fand er sie ebenso unnahbar, wie gestern, obwohl er sein bestes Italienisch und allerlei süße Worte aufbot, mit denen er bei Mädchen in Rom Gehör gefunden hatte.

Sie antwortete deutsch, als ob sie seine Sprache nicht verstände oder verstehen wollte, und so einsilbig, daß er sich bald empfahl und sich zu seiner Arbeit entfernte, wütend, daß er um das hochmütige Ding die schöne Zeit verloren hatte.

Auch das Mädchen war nicht in der besten Laune. Alles, was sie hier vorfand, hatte ihr mißfallen, das Haus, das die hohen Bäume verdüsterten, das gelbe Laub, durch das sie förmlich waten mußte, da der Knecht den Garten verwahrloste, vor allem ihre Kammer unter dem Dach, die in einen schmutzigen Hof und auf einen verfallenen Pferdestall hinabsah. Sie hatte auch in Rom nicht viel eleganter gewohnt, aber von der Terrasse des Hauses weit über die Nachbardächer und bis zur Kuppel des Petersdoms geblickt. Und dann war's ihr Rom und die Freundinnen und die schönen Laute ihrer Muttersprache, während hier eine plumpe Magd und ein naseweiser Kellner sie auf Schritt und Tritt neugierig verfolgten.

Nicht viel erfreulicher hatte Frau Cecilia ihre neue Heimat gefunden. Aber sie war mit den Jahren so phlegmatisch geworden, daß sie sich geduldig von ihrem Manne in seinem Besitztum herumführen ließ, ohne an irgend etwas eine unfreundliche Kritik zu üben.

Am meisten mit den neuen Verhältnissen zufrieden zeigte sich der Kater Micetto, da das alte Haus eine wahre Brutstätte für Ratten und Mäuse gewesen war und der flinke Italiener Gelegenheit hatte, hier nach Herzenslust der hohen und niederen Jagd obzuliegen.

⌘ ⌘ ⌘

Seine junge Herrin aber hatte nicht lange Zeit, ihren Heimwehgedanken nachzuhängen. Denn wenn ihr Vater geglaubt hatte, seine Frau werde ihm in seinem neuen Geschäft eine Stütze sein, erkannte er bald, daß davon nicht die Rede sein konnte.

Frau Cecilia war nie eine gute Hausfrau gewesen, was in Rom überhaupt nicht erforderlich zu sein pflegt. Da sie es nun nicht dahin brachte, auch nur so viel deutsch zu lernen, um sich mit den Dienstboten zu verständigen, hielt sie sich ihnen gänzlich fern, saß während der warmen Herbsttage stundenlang in einer Laube des Gartens, ihren Rocken zwischen den Knien, ein graues Tuch über den Kopf geschlagen, unter dem die schwarzen Augen unheimlich vorblickten, so daß, wer vorüberging, an den Blick einer Eule erinnert wurde, einer der Maler aber sie heimlich skizzierte, um sie zum Modell einer Norne zu verwenden.

Da mußte die Tochter an ihre Stelle treten und die Zügel des Hausregiments in die Hand nehmen.

Zunächst entließ sie den nichtsnutzigen Kellner und die Magd und sah sich nach besseren Leuten um. Dann fuhr sie in die Stadt, wo ihr Erscheinen Aufsehen machte, und kaufte das Nötige ein, um die Wäsche und das Geschirr, die beide große Lücken zeigten, wieder in gehörige Ordnung zu bringen. Der Hausknecht mußte den verwilderten Garten aufräumen, sogar die Zimmer setzte sie in einen sauberen und wohnlichen Stand, wie sie es in Rom bei ihren deutschen Freundinnen gesehen hatte. Den Papa, der sie trotz ihres Ursprungs väterlich liebte und für einen Ausbund aller Gaben und Tugenden hielt, verwies sie ganz auf seine Küche, was er sich dankbar gefallen ließ.

Die Gäste aus der Stadt waren höchlich erstaunt, die große Veränderung und die schöne junge Wirtin vorzufinden, die mit vollkommener Haltung ihr Amt versah. Nur wenn der Zuspruch der Besucher gar zu groß war, daß der eine Kellner für die Bedienung nicht ausreichte, ließ sie sich herab, ihm zu helfen. Sonst stand sie ruhig an der Tür des Eßzimmers und dirigierte die Bewirtung mit einem Augenwink oder einem leisen Wort.

Gegen alle Bemühungen, eine nähere Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen, verhielt sie sich herb und spröde, und wenn einer der jüngeren Herren sich herausnahm, ihr den Hof machen zu wollen, genügte ein Rümpfen der vollen Lippe und ein Zurückwerfen des Kopfes, als ob das schwere Nest blauschwarzer Haare ihn

in den Nacken zöge, jede Zudringlichkeit entschieden zurückzuweisen.

Auch die Maler, die im Hause wohnten, wußte sie mit so gelassener Manier zu behandeln, daß sie bald jeden Gedanken, ihr etwas abzugewinnen, aufgaben. Im nächsten Sommer, als die landschafternden Kunstjünger alle zehn Zimmer besetzt hatten, herrschte bei aller munteren Ungebundenheit ein so anständiger Ton in der kleinen Kolonie, daß Rita nicht mehr in den Fall kam, ihre Würde ausdrücklich wahren zu müssen. Dies blieb auch so, als Frau Cecilia, sobald wieder die Blätter zu fallen anfingen, die kleine Welt, in der ihr nicht wohl geworden war, verließ. Das rauhe Klima und ein nagendes Heimweh hatten ihre Kraft untergraben. Die Maler bereiteten ihr ein stattliches Leichenbegängnis, dekorierten das Grab auf dem städtischen Friedhof aufs feierlichste und wohnten der Einsegnung durch einen Priester ihrer Konfession vollzählig bei. Desgleichen fanden sich auch von den Stammgästen des Eichhorns nicht wenige ein, so daß Sor Carlino, der den Verlust nicht ertragen zu können glaubte, einen großen Trost in der ihm erwiesenen Ehre fand und sogleich ein Grabmal, das der geliebten Toten würdig war, bei dem teuersten Marmorarbeiter bestellte.

Das Leben im Hause ging dann aber ungestört seinen alten Gang, da Frau Cecilia nie daran teil genommen hatte. Auch ein Ereignis, das im nächsten Sommer vorfiel, ließ äußerlich alles wie es vorher gewesen.

Einer der Maler hatte endlich erlangt, wonach die anderen vergeblich gestrebt, das schöne Mädchen zu bewegen, daß sie ihm sitzen sollte. Er war der Reichste und Vornehmste der ganzen Schar, und da er sich während der Arbeit sterblich in sein schweigsames Modell verliebte und endlich sie fragte, ob sie seine Frau werden wolle, hatte sie ohne langes Bedenken eingewilligt, obwohl sie keine tiefere Neigung zu ihm fühlte. Doch als ein praktischer Charakter, wie sie war, leuchteten ihr die Vorteile der Heirat ein, zumal der Bräutigam versprach, sein Atelier in Zukunft ganz in ihrem Hause aufzuschlagen, so daß sie fortfahren konnte, ihrem Babbo die Wirtschaft zu führen.

Das übereilte Verlöbnis wurde aber nur allzu schnell wieder gelöst. Der verliebte junge Mann konnte sich nicht in die strenge Sitte junger Römerinnen finden, ihrem Verlobten keine zärtliche Gunst zu gewähren, da sie ihrem eigenen raschen Blut nicht trauen, wenn sie die Zügel locker lassen. So kam es erst zu leidenschaftlichem Streit und nach wiederholten Versöhnungen endlich zur Aufhebung des Verhältnisses.

Darüber vergingen dann noch zwei Jahre, Rita war ins einundzwanzigste getreten und ihre Schönheit zu herrlicher Blüte gediehen. Was sie aber erlebt, hatte den ernsten Zug des jungen Gesichts noch verschärft, und obwohl ihr Herz dem ersten Liebhaber nicht sonderlich nachtrauerte, hatte sich doch eine männerfeindliche Gesinnung in ihr festgesetzt, die sie auch die unschuldigen Kameraden des Entflohenen durch eine tiefe Gleichgültigkeit entgelten ließ.

⌘ ⌘ ⌘

Nun saßen am Abend eines heißen Julitages, der sich durch ein leichtes Gewitter abgekühlt hatte, sämtliche Bewohner des Eichhorns in der luftigen Veranda beisammen, die, an das Eßzimmer sich schließend, in den Garten hineingebaut war. Nur der Wirt, Herr Carlo Pandolfi, wandelte, nachdem auch die Abendmahlzeit vorüber war, durch die schattigen Gänge, in seiner weißen Tracht, die Hände auf den Rücken gelegt, einen roten Fes auf dem Hinterkopf, unter dem die schwarze Locke hervorkam. Er rauchte eine große schwarze Zigarre und träumte so vor sich hin, von seinem immer mehr aufblühenden Geschäft, dem bestellten Faß Olivenöl, das auf sich warten ließ, dazwischen wohl auch von der Frau, die nun schon drei Jahre unter der Erde ruhte.

In der Veranda selbst ging es sehr stille zu, nur hin und wieder drang ein geflüstertes Wort in die Nacht hinaus durch die schlanken Pfeiler, die das hölzerne Dach trugen. Ein langer Tisch nahm die ganze Länge des Sommerhauses ein, von zwei Lampen erleuchtet, die von der Decke herabhingen und ihr Licht eine Strecke weit auf den runden Grasplatz hinaussandten, in dessen Mitte ein Springbrünn-

chen leise plätschernd seinen glitzernden Strahl in die Höhe steigen ließ.

Drinnen am Tisch, auf dem Schüsseln und Teller abgeräumt und nur Bierflaschen übrig geblieben waren, saß eine bunte Künstlergemeinde: am oberen Ende drei ziemlich nachlässig gekleidete Jünglinge in ein Kartenspiel vertieft und heftig aus kleinen Pfeifen rauchend. Dann kam einer, dessen Gesicht man nicht sah, da er die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Hände gestützt hatte und von der Hitze des Tages in leichtem Schlummer ausruhte. Neben diesem ein seltsames Paar, ein nicht mehr ganz junger Mann, ziemlich beleibt, den runden, geistreichen Kopf mit seidenweichem schwarzem Haar an die Bretterwand zurückgelehnt, während er eine Zigarette nach der andern rauchte und unverwandt zur Hängelampe hinaufschaute. Sein Nachbar zur Linken, ein dünner zwanzigjähriger Blondin, redete beständig halblaut in ihn hinein, was der andere dann und wann mit Achselzucken oder einem kurzen Auflachen erwiderte.

Der nächste in der Reihe war ein stämmiger junger Mann mit einem häßlichen aber sehr anziehenden Gesicht und einer hohen Stirn unter kurz gehaltenem rötlichen Haar. Er hatte vor sich auf dem Tische ein Zeichenbuch liegen und war eifrig daran, eine Skizze zu vollenden.

Den Beschluß der Tafelrunde, die freilich nur die eine Seite einnahm, da alle gern in den Garten hinaussahen, bildeten zwei Malweibchen, bei denen die Tochter des Hauses saß, die ihnen Unterricht im Italienischen gab, da die Künstlerinnen darauf hofften, über kurz oder lang das gelobte Land zu betreten. Sie sagten ihre Lektion auf, die in einzelnen Sätzen der Umgangssprache bestand, wie Rita sie ihnen aus einem kleinen Lehrbuch auf deutsch vorsagte. Ihr Deutsch klang reiner und richtiger, als die Übersetzungen der beiden Fräulein. Sie hatte ohne viel Unterricht sich der fremden Sprache vollkommen bemächtigt, nur gegen das Sie im Plural bei der Anrede hegte sie eine unbezwingliche Abneigung und beharrte bei dem heimatlichen Ihr, mit dem sie sich auch am liebsten selbst anreden hörte.

Sie saß auf einem niederen Gartenstuhl, in einer alten Jacke von roher Seide, schief über der vollen Brust zugeknöpft, da die Gesellschaft ihr nicht wichtig genug war, auf ihren Anzug besondere Sorgfalt zu verwenden. Das weiche, glänzende Haar war im Nacken in einen dicken Knoten zusammengenommen, den ein silberner Pfeil festhielt. Der schöne starke Hals von der Farbe des alten Elfenbeins hob sich frei auf den reizend gewölbten Schultern, und in den bräunlichen Wangen schimmerte ein leichtes Rot. In der einen Hand, die nicht klein, aber von edler Bildung war, hielt sie das Büchlein, mit der andern strich sie leise das dichte Fell ihres Micetto, der spinnend in ihrem Schoße lag.

Ein größerer Gegensatz war kaum zu denken, als zwischen dieser königlichen Prachtgestalt und den beiden deutschen Malerinnen ihr gegenüber.

Die eine zwar hatte einen runden blühenden Kopf mit ein Paar feurigen braunen Augen und einem roten Mund unter dem herausfordernden Stumpfnäschen. Dazu gab ihr der krause, schwarze Tituskopf, nach dem ihr die Kollegen den Spitznamen „der Pudel“ angehängt hatten, den Anstrich eines kecken Jungen, der aus Versehen Mädchenkleider angezogen hätte. Ihre Figur war nur leider auch wenig weiblich geraten, wenn auch nicht ganz so dürftig, wie die ihrer Freundin. Diese war ein blasses, blutarmes Wesen mit zierlichem Kindergesicht, doch ohne jugendliche Frische. Das blonde Haar trug sie frei bis auf die schmächtigen Schultern herabfallend, oben an der Stirn gescheitelt. Die Maler nannten sie das Madönnchen, doch ohne sonderlich andächtige Verehrung. Ihre bürgerlichen Vornamen waren Lorchen und Lucinde.

Schon eine Stunde hatte die kleine Gesellschaft in der gleichen Verfassung verharrt, da erklangen auf dem Kiesweg, der zu der Veranda führte, rasche männliche Schritte und das Geräusch eines Karrenrades, und in den Lichtkreis, der von den beiden Lampen hinausgeworfen wurde, trat eine hohe, schlanke Gestalt in grauem Reiseanzug, von einem Bahndiener gefolgt, der auf einer Karre einen Koffer und verschiedene Sachen, die zur

Ausrüstung eines Malers gehören, dem Herren nachgefahren hatte.

Dieser blieb vor den Stufen der Veranda einen Augenblick wie geblendet stehen. Dann nahm er das Strohhütchen ab, schwenkte es nach innen und rief: „Guten Abend, Wilm! Kann man hier noch unterkommen?“

Auf den plötzlichen Anruf fuhr der junge Mann, der an der Skizze gezeichnet hatte, in die Höhe, breitete beide Arme aus und rief: „Ist er es wirklich? Gerhard, altes Haus, also hast Du meinen Brief doch erhalten und warst nur zu faul, wenigstens ein Telegramm an mich zu wenden! Na, Gott sei Dank, daß Du die Ermahnungen Deines alten Sozius doch nicht in den Wind geschlagen hast. Hier, meine Herrschaften, habe ich die Ehre, Ihnen meinen Freund und Dresdener Akademiegenossen vorzustellen, Herrn Gerhard Lürsen, famosen Tiermaler und holsteinischen Koller, den ich beredet habe, sich einmal den Birkenheider Viehstand anzuprobieren. Du sollst hier Augen machen, mein Sohn. Und auch was den Menschenschlag betrifft, können wir uns hier sehen lassen.“

Er warf einen blinzelnden Blick nach Rita, die ruhig zu dem Fremden aufgeblickt hatte. Auch die anderen hatten sämtlich seine Erscheinung mit scharfen Maleraugen gemustert, und die stille Bewunderung seiner Gestalt und des schönen Kopfes mit dem reichen, blonden Haar und den leuchtenden, blauen Augen war allgemein. Das Anziehendste an dem zartgefärbten Gesicht war ein gewisser, schwermütiger Zug, der dem übrigen fast knabenhaften Ausdruck fremd zu sein schien. Zumal wenn er die blonden Brauen zusammenzog und die Augen dann unter der weißen Stirn sich verdunkelten, kam man zu der Vermutung, daß irgendein Schicksal ihn älter machte, als seine Jahre.

Wilm hatte ihn herzlich umarmt. „Wie ist es, Fräulein Rita?“ fragte er. „Habt Ihr für meinen Freund noch ein Zimmer, oder sind die beiden leeren schon anderweitig bestellt?“

Das Mädchen war aufgestanden, hatte den Kater sanft von ihrem Schoß abgeschüttelt und erwiderte mit ihrer klangvoll dunklen Stimme: „Nummer Neun ist noch frei. Ich werde es sogleich bereit machen lassen. Wenn der Herr vorher noch etwas zu speisen wünscht —“

Er habe schon in der Stadt gegessen, bitte nur um ein Glas Bier.

Sie neigte leicht den Kopf und verschwand im Hause. Gleich darauf kam der Kellner und stellte Flasche und Glas auf den Tisch, einen Stuhl heranrückend. Der neue Gast aber blieb stehen, und Wilm beeilte sich, ihn mit den übrigen Kollegen und Kolleginnen bekannt zu machen. Er gab dabei gleich sein ganzes curriculum vitae zum besten, wie er als Sohn eines Gutsbesitzers in der Marsch aufgewachsen sei, dort seinen Tiersinn entdeckt und nach Husum gekommen sei, neben der Schule Zeichenunterricht zu nehmen. Auch ein famoser Landschafter stecke in ihm, und hier, wo beides sich vereinige —

Gerhard legte ihm die Hand auf den Mund und verbat sich alle freundschaftliche Überschätzung. Er hoffe hier von den Herren Kollegen zu lernen, da er sich ganz ruiniert haben würde, wenn er länger auf der pedantischen Akademie geblieben wäre.

Damit traf er es bei den jungen Herren, die sich gegen jeden Schulzwang sträubten. Man trank ihm zu und war von seinem bescheidenen Auftreten sehr freundlich berührt, wie auch sein Äußeres, besonders auf die beiden Kolleginnen, sofort einen gewinnenden Eindruck machte.

Dann kam auch der Wirt aus dem Garten herein und begrüßte in seinem wunderlichen Deutsch den Fremden. Und nach einer halben Stunde erschien Rita wieder und meldete, daß das Zimmer bereit sei. Wenn etwas fehle, möge er es der Magd mitteilen.

⁂

Wilm begleitete den Freund hinauf. Schon auf der Treppe konnte er sich nicht enthalten, zu fragen, ob er wohl gesehen habe, welch ein famoses Exemplar der italienischen Rasse sie an ihrer jungen Wirtin besäßen. Er möge sich aber nur hüten, sich in sie zu verlieben. Bei all ihrer Schönheit sei sie ein Bild ohne Gnade und trage unter der hochgewölbten Brust einen Stein statt des Herzens.



Bildnis.

Gemälde von Prof. Wilhelm Trübner. Große Kunstausstellung Dresden, 1908.

Freilich, sie habe eine üble Erfahrung mit deutschen Malern gemacht — und er erzählte die Geschichte von der gelösten Verlobung — und man könne es ihr nicht verdenken, wenn sie sich an allen Mannsbildern durch verächtliche Kälte dafür räche. Aber selbst die geringste Vertraulichkeit strafe sie wie ein Verbrechen. „Siehst Du," sagte er, da sie eben in Nummer Neun eintraten, „gerade in diesem Zimmer hat einer unserer anständigsten Kameraden gewohnt, und als er einmal etwas zu viel Asti spumante getrunken hatte — die Perle unseres Kellers — und auf der dunklen Treppe der Rita begegnete, ließ er sich einfallen, sie auf den Hals zu küssen. Noch denselben Abend mußte er, obwohl er kniefällig um Verzeihung bat, das Haus verlassen."

„Sei ganz unbesorgt," versetzte der andere. „Das Mädchen ist allerdings eine Schönheit, doch nicht mein Geschmack, und überdies werde ich nicht in Versuchung kommen, da ich verlobt bin."

„Verlobt? Und davon hast Du mir nichts gesagt, heimtückischer Mensch?"

„O, es ist eine alte Geschichte."

„Hoffentlich bricht sie Dir nicht das Herz entzwei. Denn ehrlich gesagt —"

„Du brauchst mir keine weisen Vorstellungen zu machen über das Unheil zu früher Verlobungen, zumal junger Künstler. Ich bin so sicher, wie meines Daseins, daß diese Verbindung mein Glück sein wird. Ich habe Lottchen schon als kleines Mädel gekannt, sie war die Tochter unseres Pfarrers, und als der Vater starb, zog sie mit der Mutter nach Husum. Da, während meiner Schulzeit, hab' ich die Bekanntschaft fortgesetzt, bis wir dann beide einsahen, daß wir fürs Leben zusammengehörten. Natürlich haben wir noch drei, vier Jahre zu warten. Ich muß erst meine Studienzeit gründlich durchmachen."

„Hm!" brummte der andere. „Also eine Pfarrerstochter! Unter unsern Pfarrerstöchtern pflegt in der Regel nicht viel Kunstsinn zu herrschen. Hoffentlich aber interessiert sich die Deine nicht bloß für Dein angenehmes Äußere, sondern auch für Deine Malerei."

„Darüber kannst Du ganz ruhig sein. Wenn Du gesehen hättest, wie sie schon als ganz kleines Ding mir nicht von der Seite wich, wenn ich ein Schaf oder eine Ziege zeichnete! Das eigentliche Kunst*verständnis* freilich, das kann ich noch nicht von ihr verlangen, das wird erst in der Ehe nachkommen. Und sie hat Augen, die das Schönste erwarten lassen. Willst Du sie sehen?" Er zog eine kleine Photographie aus der Tasche.

„Das ist die letzte Aufnahme, vom vorigen Jahr. Ich gestehe, daß sie mir etwas fremd geworden ist. Ich habe sie, seit ich auf die Akademie kam, nicht wieder gesehen, aber ich finde, sie ist seitdem noch schöner geworden. Wie gefällt sie Dir?"

Wilm betrachtete mit einer Miene, aus der nicht klug zu werden war, das ziemlich alltägliche zwanzigjährige Mädchen in einer unvorteilhaften Kleidung, mit hellen, großen Augen, die einen etwas verhimmelten Ausdruck hatten.

„Sie ist recht hübsch," sagte er, indem er das Kärtchen zurückgab.

„Die Mutter schrieb, alle Bekannten fänden, daß das Bild unvorteilhaft sei. Ich würde mich selbst bald davon überzeugen, da sie gesonnen sei, mit Lottchen mich zu besuchen."

„Hier?"

„Ja, hier, da ich ihr nach Deiner Beschreibung Birkenheide wie ein kleines Paradies geschildert habe."

„Nun, dann wünsche ich viel Vergnügen. Jetzt aber — es ist nachtschlafende Zeit, ich möchte Dich morgen früh abholen, da gewisse Lichteffekte gerade in der Frühe sehr interessant sind. Gute Nacht, mein Sohn! Schlaf wohl. Fräulein Rita hat Dir ein blütenweißes Bett zurecht gemacht."

So ging er aus dem Zimmer.

⌘ ⌘ ⌘

Er war drei Jahr älter als der Freund und hatte, da er mit der Akademie fertig war, es in Dresden nur noch ausgehalten, weil er dem Zauber dieser schlanken Siegfriedsgestalt und der Unschuld seines Wesens bei dem größten Talent nicht widerstehen konnte.

So hatte er eine Art mütterlicher Autorität über den Jüngeren ausgeübt, der dieser sich willig unterwarf. Als er nun in seinem Zimmer bei einer einzelnen

Kerze zurückgeblieben war, beschlich ihn eine seltsame Verstimmung. Was der Freund über seine Verlobung gesagt oder zu sagen sich gehütet hatte, klang unerfreulich in ihm nach. Zum ersten Male ertappte er sich auch darauf, das Bild seiner Braut ‚unvorteilhaft' zu finden. Er steckte es hastig in seine Brieftasche zurück und wollte daran gehn, seinen Koffer auszupacken und das Bündel der zerlegbaren Staffelei und des Feldstühlchens aufzuschnüren. Mitten in diesem Geschäft ließ er wieder davon ab, kühlte sich noch im Waschbecken Gesicht und Hände und legte sich nieder, ohne doch das Licht schon auszulöschen.

Er ließ seine Augen in dem Zimmer herumgehn, das geräumiger und durch die einfachen hellen Möbel und weiße Vorhänge freundlicher war, als sein Stübchen in Dresden. Gleichwohl war ihm nicht heimlich darin zumute, er wußte nicht recht warum. Er konnte sich nicht darüber beklagen, wie er im Hause empfangen worden war, auch die neuen Bekannten hatten ihm gute Gesichter gezeigt. Nur das schweigsame, junge Mädchen war unnahbar geblieben, fast, als wär' es ihr unlieb, den neuen Gast herbergen zu müssen. Doch was ging sie ihn an? Daß er sich bemühen würde, sie sich geneigter zu machen, sollte sie nicht denken. Und daß ihre Schönheit ihm gefährlich werden könnte? Ein lächerlicher Gedanke.

Gleichwohl mußte er sie sich immer vorstellen, wenn auch mit wachsender Abneigung. Er suchte sie durch das Bild seiner deutschen Liebe zu verscheuchen; es gelang ihm nicht. So lag er aufgeregt und horchte in die Nacht hinaus. Er hatte das Fenster geöffnet und vernahm allerlei unheimliche Stimmen und Geräusche draußen. Nachtvögel schwirrten vorbei, eine Fledermaus huschte ins Zimmer, vom Lichtschein geblendet, und schoß gleich wieder hinaus; im Stall unten — sein Zimmer lag nach dem Hof hinaus — rührte sich ein Pferd, er mußte endlich aufstehn, das Fenster zu schließen, löschte das Licht und legte sich wieder zu Bett. Sein letzter wacher Gedanke war, daß er es bereute, hierhergekommen zu sein.

Als er aber am andern Morgen erwachte, fühlte er sich frisch und ruhig in Erwartung der Dinge, die er hier erleben werde. Er fuhr rasch in die Kleider und trat ans Fenster. Da sah er unten im Hof den Knecht damit beschäftigt, ein schönes, junges Pferd zu waschen und zu striegeln, das sich, obwohl es an einen Ring angehalftert war, in hitzigem Aufspringen und Mähneschütteln gegen das Bad sträubte. Es hatte ein ganz reines, silbergraues Fell, an Stirn und Brust einen weißen Fleck, ein Prachtgeschöpf, das den kundigen Beschauer oben zu einem lauten Ausruf der Bewunderung hinriß.

„Hast Du Dich schon in Orlando verliebt?" hörte er Wilm lachend sagen. „Nicht wahr, der lohnt allein schon die Wallfahrt nach Birkenheide?"

Gerhard hatte sein Eintreten überhört. Er gab ihm jetzt die Hand und sagte: „Ist das die landläufige Rasse hier in der Gegend?"

„Wo denkst Du hin! Orlando ist ein Unikum, die Krone seines Geschlechts. Ein fremder Pferdehändler brachte ihn eines Tages nach dem Eichhorn, den Bauern, die einen schwereren Schlag vorziehen, hatte er ihn umsonst zum Kauf angeboten. Signorina Rita aber — das Pferd sehen und den Arm um seinen Hals schlingen und dem Alten zurufen: ‚Der muß mein sein!' war eins. Der Wirt hatte ohnehin ein Pferd kaufen wollen, da in der Remise eine alte Kalesche seit Jahren unbenutzt stand, und so kaufte er das schöne Tier um schweres Geld, da der Händler sich die Passion des Fräuleins zunutze machte. Für den Wagen taugte er nicht, er schlug unbändig gegen die Deichsel, so oft man ihn einschirren wollte. Aber Rita war das ganz recht. Er war nun wirklich für sie allein da und sie auch die einzige Person, die ihn zu zügeln wußte. Sie fing gleich am ersten Tage an, ihn ihre Herrschaft fühlen zu lassen, schwang sich rittlings in den Sattel und sprengte mit ihm davon. Der Papa war außer sich vor Angst und Schrecken, als aber die tolle Amazone nach einer Stunde wieder in den Hof einritt und sich von dem schaumbedeckten Pferde herabschwang, war er nur Freude und Bewunderung für sein Kind, und seitdem vergeht kaum ein Tag,

wo sie nicht ihren Orlando sattelt und ins Weite jagt. Du wirst sehen, wie sie sich dabei ausnimmt. Man muß sein Herz festhalten, um nicht ein Narr zu werden. Aber nun komm, es ist spät, und wir müssen erst noch frühstücken."

⌘ ⌘ ⌘

Das geschah in der Veranda unten, wo der Kellner, ein stiller, etwas ältlicher Mensch, sie bediente. Die anderen Kollegen waren schon ausgeschwärmt, wie Bienen, sagte Wilm, die auf den Wiesen draußen ihren Kunsthonig einsammeln. „Wir leben sehr verträglich, wirst Du sehen. Ein bißchen Motivneid natürlich, aber an dem Recht des primi occupantis wird nicht gerührt. Alle Sonntag beim Nachmittagskaffee ist große Ausstellung im Speisesaal. Da hängt jeder an die Wand, was er in der Woche gesündigt hat, und es wird offenes Gericht darüber gehalten. Jeder sagt seinen Spruch, und niemand nimmt es übel, da man doch immer am meisten von den Mitstrebenden lernt. Sor Carlino, der ein ganz guter Kenner ist, noch von seinem Prinzen her, gibt seine Meinung nur ab, wenn er gefragt wird. Es fragt ihn aber jeder. Auch Fräulein Rita besichtigt die Ausstellung, sagt nie ein Wort, aber an ihrem leisen Achselzucken und Naserümpfen erkennt man, was sie denkt. Bricht einmal unwillkürlich ein Oh bello! bravo! aus ihrem schönen Munde, so ist das für den Betroffenen wie eine erste Medaille."

Indem gingen an der Veranda zwei Verspätete vorbei, der Dicke mit seiner Zigarette und sein blonder junger Gefährte. Sie grüßten die Freunde höflich und verschwanden auf dem Gartenweg, der ins Freie führte.

„Da siehst Du," sagte Wilm, „unsern Hauptbahn, den einzigen unter uns, der schon ein fertiger Meister ist. Er lebt nur im Sommer in L., das heißt im Eichhorn, im Winter in Paris, wo er sehr geschätzt wird. Auch ist er selbst ein halber Franzose, von der Mutterseite, der Vater war ein jüdischer Bankier, Abraham Solms, der fallierte und den Sohn ziemlich mittellos zurückließ. Das kümmert den wenig. Die Kunsthändler reißen sich um seine Sachen, und er verkauft alles von der Staffelei weg. Der Blonde, der sich immer an ihn hängt, ist nicht ohne Talent. Aber vor lauter ‚Richtungen', für die er sich interessiert, hat er verlernt, seiner eigenen Nase nachzugehen, die den guten Menschen in seinem dunklen Drange in gerader Richtung zur Natur zu führen pflegt. Solms hat Mitleid mit ihm und duldet sein Geschwätz, hält ihn aber bei seinen Studien zu redlichem Nachmachen dessen an, was ihm vor der Nase liegt. Aber nun trink aus und laß uns gehen."

Rita hatte sich nicht blicken lassen. Nur Sor Carlino war einen Augenblick erschienen, um zu fragen, wie sein neuer Gast geschlafen habe. Dann gingen die beiden hinaus, und Wilm machte den Cicerone bei allen Sehenswürdigkeiten der sommergoldenen Landschaft.

Er freute sich, daß Gerhard mit seinem Sinn aller Schönheiten inne wurde, an denen sie vorbeikamen. Nicht zum wenigsten fand er an den Rindern Gefallen, die auf einem schon abgeernteten breiten Grasanger weideten, in malerischen Gruppen beieinander liegend oder schwerfällig herumwandelnd. Es war ein ganz anderer Schlag als in seiner Heimat, leichter gebaut und kleinhörniger, und zwischen den rotgescheckten standen einzelne ganz schwarze mit breiten Hörnern, die ein wenig an Büffel erinnerten.

„Hier wird es Arbeit geben," sagte Gerhard. „Und die lieblichen landschaftlichen Hintergründe! Ich danke Dir, daß Du mich hergelockt hast."

Wilms kluges Gesicht überflog ein glückliches Lächeln. „Ja, mein Sohn," sagte er, „greif nur hinein ins volle Tier- und Wälderleben. Du wirst in einem Sommer nicht fertig werden. Sieh, da sitzen auch unsre Schwestern in Öl- und Wasserfarben. Den guten Mädeln, die sehr wenig Geld und nicht allzu viel Talent haben, wird hier wohl, wie Vögeln im Hanfsamen. Sie wohnen in einem Zimmer und bezahlen nur die halbe Pension, da sie bei den Bauern ein Abonnement auf saure Milch und Schwarzbrot haben und die cena entbehren können. Die Schwarze da, unser Pudel, schickt dann und wann einen Kitsch nach irgendeiner Ausstellung, der seiner Billigkeit wegen leicht einen Lieb-

haber findet. Auch ist sie übrigens ganz geschickt, nur daß sie eine Schwäche hat für Sonnenuntergänge und Gewitterstimmungen, für die ihre Kraft nicht ausreicht. Ihre Freundin, das Madönnchen, ist von Haus aus Blumenmalerin, und die Lucinde führt sie zum erstenmal ins Landschaftern ein, wofür sie vielleicht mehr Talent hat als für Rosen und Vergißmeinnicht."

„Sprich nun auch endlich einmal von Dir," sagte Gerhard. „Hast Du hier schon viel fertig gebracht?"

„O ich," rief der andere, „von mir laß mich lieber schweigen. Mich hat der Herrgott in seinem Zorn zum Maler werden lassen. Ja, wenn ich ohne Hände geboren wäre, wäre ich der größte Landschafter aller Zeiten und Völker geworden. Siehst Du, mein Sohn, wenn ich mich hierher setze und dies reizende Stück Wiese am Fluß und drüben den jungen Eichenhain mit der weißen Wolke darüber sehe, gerate ich vor Entzücken außer mir, fange geschwind eine Studie danach an und nehme mich höllisch zusammen, alles säuberlich aufs Blatt zu bringen, so wie ich's sehe. Dann, hab' ich's nach Hause gebracht, merk' ich, daß alles kalt und tot und höchstens mit etwas Schick und Schmiß wiedergegeben ist, kein Hauch vom eigentlichen Zauber der Natur. Aber durch Schaden wird man nicht klug. Am andern Morgen roll' ich wieder das Sisyphusrad den Berg hinauf. Da lob' ich mir meine Karikaturen für Witzblätter und Zeichnungen für illustrierte Zeitungen, die keine künstlerischen Ansprüche machen, deren brauch' ich mich nicht zu schämen, und sie schützen mich doch vor dem Verhungern."

⌘ ⌘ ⌘

Zum Mittagessen, um zwölf Uhr, fand sich die ganze Kolonie in der Veranda wieder zusammen.

Gerhard saß neben Wilm, dem Garten den Rücken zukehrend, den beiden Malweibchen gegenüber, von denen der ‚Pudel' ihm beständig bewundernde Blicke zuwarf. Auch fing sie eine Unterhaltung mit ihm an, die er nur aus Höflichkeit fortsetzte. Das Madönnchen schwieg und hielt die Augen beständig auf ihren Teller gesenkt. Es wurde während des Essens überhaupt nicht viel gesprochen. Alle waren von der Arbeit ermüdet und hungrig. Der Kellner trug die Schüsseln herein und setzte sie auf den Tisch, indem er es den Gästen überließ, sie herumzureichen. Es waren einfache, aber vortrefflich zubereitete italienische Gerichte, unter denen auch Fleisch nicht fehlte. Seit das Eichhorn in Flor gekommen war, wandte Sor Carlino etwas mehr auf den Tisch seiner lieben Maler, ohne die Pension zu erhöhen.

Den Beschluß machte ein riesiger Klumpen eines Gorgonzola, den der Wirt aus Italien bezog und niemals fehlen ließ. Auch einige Frutti di stagione wurden aufgetragen. Am Wein aber konnte er nicht zu seinem Schaden kommen, da nur Solms einen Schoppen vor sich stehen hatte, alle übrigen Bier oder Wasser tranken.

Gleich bei der Suppe war auch Rita in der offenen Tür des Eßzimmers erschienen, nicht, um dem Kellner an die Hand zu gehen, sondern ein Auge darauf zu haben, daß es an nichts fehle. So stand sie regungslos an der Schwelle und überblickte die Tafel, ohne bei einem der Gäste besonders zu verweilen. Sie war nicht in der nachlässigen Toilette von gestern abend. Eine Bluse von leichter, hellgrauer Seide umschloß ihre Brust und die Arme bis an die Ellenbogen, von einem eigenen Schnitt, den sie, da sie ihre Kleider selbst machte, nach ihrem Geschmack sich ausgedacht hatte. Um den Hals lag ein ziemlich breiter Kragen von alten Spitzen, mit einer goldenen Nadel zusammengehalten, und große Ringe von dünnem Gold hingen in den Ohren. Bei ihrem Eintritt richteten sich alle Blicke auf sie.

„Donner und Doria!" raunte Wilm dem Freunde ins Ohr. „Schau nur einmal, wie unsere gestrenge Padrona sich herausgeputzt hat! Soviel wendet sie sonst nur an hohen Feiertagen an sich. Wenn sie's heut mitten in der Woche getan hat, so tat sie's Deinetwegen, damit Dir endlich die Augen aufgehen, die bisher blind gewesen sind. Du mußt wenigstens gestehen, daß sie Stil hat."

Gerhard warf einen flüchtigen Blick auf das schöne Geschöpf und zuckte die

Achseln. „**Mein** Stil ist es nicht!" murrte er vor sich hin.

„Nun ja," lachte der andere, „den Deinen kennen wir. Er mag auch seine Reize haben, obwohl er nicht so klassisch ist."

Dann sprachen sie von anderem und beachteten das Bild an der Tür mit keinem Wort und Blick.

Als der Kaffee in kleinen Tassen herumgereicht wurde und die meisten zu rauchen anfingen — auch der ‚Pudel' zündete eine Zigarette an, die Solms ihm ritterlich angeboten —, erhob sich Gerhard unter dem Vorwand, er wolle einen kühlen Winkel im Garten suchen, um zu schlafen, ging aber auf sein Zimmer hinauf und warf sich mißmutig aufs Bett, ohne über den Grund seiner Verstimmung ins Klare zu kommen. Er suchte sich dann zu beschäftigen, indem er endlich auspackte. Als das geschehen, fing er an, einen Brief an sein Lottchen zu schreiben, kam aber nicht weit damit, da er ihr nicht gestehen wollte, so schön er es hier gefunden, sei er doch nicht recht seines Hierseins froh.

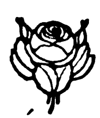
Er warf die Mappe in den Koffer zurück, nahm seinen Hut und ging in den Hof hinunter.

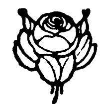
Der Hausknecht stand vor dem Stall. Gerhard bat, ihn zu dem schönen Pferde hineinzulassen, das er vom Fenster aus bewundert habe. Damit gewann er das Herz des Burschen, der auf seinen Zögling stolz war. Sie traten in den Stall, und Gerhard studierte lange und liebevoll alle die einzelnen Schönheiten des jungen Hengstes, der ungebärdig an seiner Halfter zerrte, die rosigen Nüstern blähte und mit dem ungestutzten Schweif sich die feinen Flanken peitschte.

„Er ist ungeduldig, weil ihn um die Stunde gewöhnlich das Fräulein ausreitet," sagte der Knecht.

In diesem Augenblick erschien das Gesicht Ritas im Rahmen der Stalltür. Doch da sie Gerhard erkannte, verschwand sie sofort. Er wollte ihr nach, sich zu entschuldigen, wenn er ohne ihre Erlaubnis hier eingedrungen wäre. Als er aber in den Hof hinaustrat, war nichts mehr von ihr zu sehen. (Schluß folgt.)

Freite. Von Karl Freye.





Mein Haus ist leer, mein Herz ist leer,
Und der Frühling wartet länger nicht mehr,
Die Wände stehen voll Sonnenschein —
Ich mach' ein Ende — ich will frein.

Und die ich nehme, wenn ich sie find',
Muß mit mir spielen wie ein Kind,
Muß horchen mit mir am Feuerherd,
Wie nachts der Wind in den Schornstein fährt,
Muß wissen, wie böse Geister es gibt,
Und wie groß der gute, der uns liebt,
Muß wissen, warum ich nur sie genommen,
Und daß unser Kind vom Himmel gekommen.

Und wir haben ein Zimmer, das keiner kennt,
Darauf die letzte Sonne brennt.
Da wiegen wir unsern Sohn in den Traum,
Da pflanzen wir einen goldnen Baum,
Einen grünen Baum mit Früchten von Gold,
Und die Seele darin ist dem Kinde hold.
Und wenn das Zimmer abends glüht,
Dann singen wir drum und tanzen uns müd.

Ihr Jungfraun all, nun hebt das Kinn,
Nun schaut, ob ich der rechte bin.
Wer hat mich lieb, wer will mich ganz,
Wer hat den leichten Schritt zum Tanz?

Aus dem Leben einer großen Tageszeitung.

Von W. Fred-Wien.



Die mächtigen Betriebe, wie sie unsere moderne Existenz erzeugt hat, sind lebende Organismen, wie Mensch und Tier, Pflanze und Meer es sind. Durch gewaltige Lungen strömt die Luft, wird der Sauerstoff nützlicher Kräfte aufgenommen, aus tausend Poren stößt die Arbeit der rastlos tätigen Kräfte den Überschuß und gar das Schädliche, das sich eingedrängt hat, aus; Blut pulst in jedem Glied des großen organisch geteilten Betriebes, wie Blut in unseren Adern schlägt. Und Kopf wie Herz muß gesund sein, wenn das Werk gelingen soll, wenn nach tausend Erschütterungen, hundertmal sich wiederholenden Erregungen, die alle Stufen vom Hochgefühl bis zum kleinlichsten Ärger einschließen, jener Erfolg zutage treten soll, den die große Welt meist gedankenlos als selbstverständlich erwartet.

Unser Leben, — man hat es oft schon gesagt und wird es trotzdem, angesichts der immer verzweigter werdenden Arbeitsbetriebe, wiederholen müssen, — ist heute unsäglich komplizierter, als man es je geahnt. Wir gehen rasch, oft allzu rasch die Straße unseres Daseins, und mancher fällt am Wege. Der Rhythmus aller Existenz hat sich verändert. Behaglichkeit, Gemütlichkeit vermag, wie auch der Menschen Sehnsucht danach trachten mag, in seltenem Glücksfall das gut nach allen Seiten hin abgegrenzte Haus, die Familie zu bieten; das Feld der Arbeit aber ist ein Schlachtfeld, ist ruhlos immer wieder umgeackerter Boden, wenn man ein anderes, das Positive zeigende Bild will. Die letzten Betriebe kleiner Meister schwinden mählich, aus der Hauptstadt wird die Werkstatt mit ihren im Guten und Schlechten familiären Verhältnissen verdrängt, und der Sieg gehört den mächtigen Werken, in denen tausend Räder ineinandergreifen, der Mensch immer mehr zur Leistung einer bestimmten Arbeit gedrängt, zum Spezialisten gemacht wird. Das Produkt mag unscheinbar sein: ein Stück Seife, ein Zündholz, ein Briefumschlag, ein Zeitungsblatt — stammt das Ding aus einem jener ganz großen Betriebe, für deren Leitung und maschinelle Einrichtung Amerika unsere Schule war, so mag man gewiß sein, daß der Verbraucher, der harmlos seine Ware kauft, nicht ahnt, welche Arbeitsleistung, welch farbiges Treiben, welch gewaltiger Kampf menschlicher und von Menschen unterjochter und überwachter mechanischer Kräfte nötig war, um das Ding herzustellen, das vielleicht einen Groschen kostet und dem Erzeuger, wenn alle Kosten des Zwischen- und Einzelhandels abgezogen sind, höchstens einen oder zwei Pfennige ins große Haus zurückführt.

Von den Millionen Menschen, die früh am Morgen beim Kaffee oder auf der Fahrt zur Arbeit *ihre* Zeitung lesen, von den Tausenden und Tausenden, die es in der kleinen oder mittleren Stadt für selbstverständlich halten, daß sie in den ersten Tagesstunden schon die Zeitung aus der mehrere Eisenbahnstunden entfernten großen Stadt bekommen, mit den Nachrichten über Ereignisse, die erst um Mitternacht oder gar später geschehen sind, und vielleicht gar Bemerkungen dazu, Erklärungen, die manchem faulen Hirn oder Autodidakten das kurze Telegramm auch schon auf seine Bedeutung hin auslegen, — von ihnen weiß keiner, wie die Sache wird, der Bau geschieht, das Kind auf die Welt kommt. Ja selbst Leute von Bildung, die Tag für Tag mehrere Blätter lesen oder doch durchsehen — denn eine unserer großen Zeitungen wahrhaftig lesen vom Anfang bis zum Ende, das könnte sich nur ein Müßiggänger leisten und auch der hätte dann auf diesen Titel keinen Anspruch mehr — also auch von den Nachdenkenden, ja gar von Leuten, die selbst schon hie und da etwas haben drucken lassen, weiß doch fast keiner, wie die Räder gehen, wie der Hase läuft, hat kaum einer, wenn er vor einem jener Riesenpaläste steht, die in Berlin die Verleger einiger reichen Blätter sich erbauen ließen, eine Ahnung von der Verzweigtheit journalistischer, kaufmännischer und mechanischer Arbeit, die geschehen sein muß, damit sie zur rechten Zeit erfahren, was im Reichstag ein Zwischenrufer zu bemerken sich gedrungen fühlte, was in China die Hofkamarilla dem Kaiser befahl, wie weit die Polizei auf der Spur des Kindermörders in der Stadt X ist, wie gestern die Première im Berliner Theater dem Rezensenten gefallen, ob in Paris eine Soubrette ihren Schmuck verloren hat oder verloren zu haben behauptet; wie's mit den Kursen, dem Bankzinsfuß, den amerikanischen Minen steht, ob im Warenhaus ein günstiger Ausverkauf winkt, ob Fischers ein Kleines bekommen, eine Waschfrau ihre Dienste anbietet ... die Liste ginge viele Zeilen und Seiten fort. Denn *das* ist ja das Charakteristische der modernen deutschen und österreichischen Blätter großen Stils (und nur von denen soll hier eine flüchtige Farbenskizze zu geben versucht werden), daß sie drei Eigenschaften unbedingt vereinen müssen, um selbst den Kampf ums Leben aushalten zu können: Aktualität der Nachricht, Fülle verschiedener Themen und unter ihnen doch immer wo ein Sensatiönchen (ob's wahr, zeigt der folgende Tag, und das Dementi gibt schließlich oft genug wieder eine interessante Notiz). Dazu kommen dann noch die Reste von literarisch-wissenschaft-

lichen Neigungen. Früher, etwa als Herr von Cotta seine Augsburger (die spätere Münchener) Allgemeine Zeitung als erstes deutsches National- und Weltblatt in Ruhe drucken ließ, war von Aktualität in unserm Sinne keine Rede. Die Hauptsache war damals die wissenschaftliche Beilage; dazu traten politische und diplomatische Nachrichten. Die Hast um Nachrichten ist neuen Datums, amerikanischer Geburt.

Die tausend Wichtigkeiten und Nichtigkeiten und gar die Deutung des Ereignisses und den Stimmungsbericht, das lieferte bis zum letzten Jahrzehnt der Korrespondent, der schrieb und seine Briefe der Post gab. Erst Ende des XIX. Jahrhunderts, mit der Verbilligung der Telegrammgebühren, kam die Kaste der nicht mehr schreibenden, sondern telegraphierenden Journalisten auf. Und das XX. Jahrhundert hat dem Korrespondenten die Feder aus der Hand genommen: jetzt wird telephoniert oder, wie man beim „Bau" sagt, „geblasen", und am anderen Ende der Welt sitzt ein Stenograph, hat die Hörmuscheln um den Kopf gehalten oder gebunden und „nimmt auf". Dadurch kann man um drei Uhr nachts noch eine Nachricht „ins Blatt bringen", wenn man sie um 1/2 3 Uhr tausend Kilometer weit weg weiß oder — zu wissen glaubt, während ein Telegramm doch seine zwei bis drei Stunden Weg machte. Und dann: man kann in ein paar Minuten soviel dem Stenographen „geben", daß spaltenlange Berichte über politische Verhandlungen, große Prozesse oder auch Theatervorstellungen Wort für Wort mit allen Floskeln, Stilkünsten und Bosheiten, zu gleicher Zeit im Berliner wie im Pariser oder Londoner Blatt erscheinen können, gleichviel ob sich der Fall in Berlin, Paris oder London zugetragen hat.

Ist derlei wirklich unseres Herzens Not? Könnte nicht Wesentlicheres durch die gleiche Macht einer weitverbreiteten Presse mit den aufgewandten, Jahr für Jahr Millionen verschlingenden Mitteln, mit dem dazu gehörigen Aufwand höchst gespannter Energie dafür geschaffen werden? Das ist eine Frage, die den kulturkritisch Veranlagten innerhalb des Metiers oft genug plagt, deren Beantwortung auch die verschiedenen Formen der großen Presse gezeugt hat. Da haben wir das Nachrichten- und Depeschenblatt par excellence (Lokalanzeiger), das politisch in eine bestimmte Richtung eingestellte oder gar blind dem Wunsche einer Partei gehorchende Blatt, das die Nachricht rasch und kurz gibt und in der Folgerung aus ihr: der Beeinflussung des Lesers, der oft glaubt, selbst zu urteilen, wo er geschoben wird, den wichtigeren Teil der selbstgestellten Aufgabe sieht (Typen: Frankfurter Zeitung, Berliner Tageblatt, vielleicht Tägliche Rundschau); da haben wir das Blatt der literarischen Ambition, wo alles aus literarisch-journalistischem Trieb und Ehrgeiz geschieht (Typen: Der Tag, vor allem aber die österreichischen Blätter: Neue freie Presse, Neues Wiener Tagblatt). Hier gilt es, jeden Tag etwas ganz Besonderes zu haben. Ein neues Stück gibt es immer wieder zu spielen, und wenn auch manches dieser Blätter politisch-soziale Richtungen von einiger Festigkeit besitzt, so sind sie doch vor allem Organe publizistisch hochveranlagter Naturen, die jeden Tag eine starke Wirkung zu erzielen suchen, gleichviel ob diese Wirkung heute auf diesem Gebiet, morgen auf jenem, heute über, morgen unter dem Strich zu holen ist. Solche Blätter sind Rednern vergleichbar; ihr Ehrgeiz ist nicht mehr ein volles, aus tausend und abertausend Pünktchen hergestelltes Weltbild in Haß und Qual einer Nacht herzuzaubern, sondern e i n Licht anzuzünden, zu wirken. Alle diese Typen finden ihre Freunde, und unsere Sache ist es nicht, zu urteilen, ist ja auch nicht, persönliche Sympathie zur einen oder anderen Gattung auszusprechen. War hier von diesen Entwicklungen die Rede, so mußte es sein, um den Grund zum Bilde anzulegen, das jetzt vom lebendigen Hin und Her innerhalb eines Zeitungsbetriebes ohne Haß und Vorliebe gegeben werden soll.

Sehen wir also zu, wie eine Zeitung, eine einzige Ausgabe wird. Früher einmal — im Provinzblatt mag's noch so sein — hatte ein jedes Blatt seine unerschütterlich wie aus Erz gegossene, in Rubriken geteilte Form, in die die spärlich einlaufenden Telegramme der meist staatlich kontrollierten Depeschenbureaus oder Korrespondenzen, die wenigen Nachrichten über Geschehnisse von örtlichem Interesse, d e r stete Leitartikel, d i e Rezension ohne viel Drängen und Qual der Entscheidung geschoben wurden. Da mag der Drucker und irgendein im Alltagsdienst ergrauter Redakteur ruhig Stück für Stück der Setzerei überantworten; die politische Weisung kommt von der Partei, zumeist versteht sich die Stellung, die man nimmt, von selbst. Da ist Ruhe, aber solche Blätter stellen nicht die Weltorgane jener Macht vor, von der wir sprechen. Bei denen scheidet durch die Größe der Anlage sich von vornherein die Arbeit des Verlags, der Administration und Expedition von der der wahren „Zeitungsbauherren".

In der Administration geschieht das Kaufmännische, wird der Inseratenagent empfangen und ausgesandt, hieher kommt der Bürger seine kleine Anzeige tragen, wenn der Schoßhund sich verlaufen hat, eine Magd gesucht wird. In der Expedition sorgt man für die richtige Zustellung der Zeitung, sei's daß Frauen und arme Kinder frühmorgens sie austragen, sei's daß unzählige Postschleifen rasch um die Blätter gelegt werden, daß diese frankiert, auf die Post getan oder daß die Provinz- und Auslandauflagen der Eisenbahn zu scharf ausgeklügelt schnellster Beförderung übergeben werden: das ist so Tagesarbeit neben der Auszahlung aller Kosten, die Redaktion und Setzerei machen und über deren richtige Bilanzierung der Verlag

natürlich wacht. Nur bei inniger Zusammenarbeit der höchsten Beamten beider Betriebsabteilungen gelingt ein Blatt. Die rechte Propaganda muß gemacht werden; man muß herausfühlen, welchem Menschenkreis gerade dieses Blatt dienen soll. Im Verlag erfährt man auch aus mancherlei Zeichen, wie der Abnehmer über das Blatt denkt; aus dem Verlag kann in die Redaktion oft genug ein wertvoller Wink kommen, was für das Blatt Wichtiges bisher versäumt, was unnötigerweise gar zum Schaden geschehen ist. Denn hier kennt man die Leute, die das Geld bringen; hier wird der Taler groschenweise gemacht, der drüben in der Redaktion ausgegeben wird. Hier fließt's zu, dort wird nur fortgegeben. Immerhin, der Verlag einer Zeitung mit allen seinen Sonderheiten ist eine kaufmännische Anlage, nicht allzuverschieden von anderen industriellen Organisationen. Daß hier das Leben bunter erscheint, manche groteske Figur auftritt, mancher sonderbare Wunsch geäußert wird, ist freilich richtig. Das große Publikum weiß ja oft nicht, an welche Adresse es seine Fragen oder Wünsche richten soll.

Aber die Zeit läßt auch dies seltener werden. Die Verlagsräume der modernen Zeitungspaläste erinnern mit den vielen Schaltern, den Laufburschen, dem streng vorgezeichneten Arbeitsgang oft mehr an Bankgeschäfte; und auch wo in alten Häusern das Geschäft etwas weniger amerikanisch vor sich geht — das Hauptinteresse des Laien ist doch gefesselt von der Türe, auf der das Schild „Redaktion" steht.

Wir Journalisten, die in manchem Hause saßen und an manchem Ort das Handwerk grüßten, wissen von manchem Bild, das einem vor die Augen tritt, wenn diese Türe geöffnet und hinter einem ins Schloß gefallen ist. Da ist die alte Redaktion, einem Fuchsbau zu vergleichen, wo Zimmer an Zimmer stößt, Bretterwände die Räume teilen, in manchem Gelaß zwei und vier Herren zusammensitzen, wo der Staub jahrzehnte alt ist. Heut sind es ja nur noch wenige Weltblätter, die sich von ihren alten umgebauten Räumen nicht trennen können; fast wehmütig sieht man sie verschwinden und die neuen Bureaus entstehen, wo die Ressorts streng geteilt sind, wo fast jeder hervorragendere Redakteur sein eigenes Zimmer hat und der Besucher sein Wartezimmer, wo viele Gänge zu Archiv und Post und Sekretariat und Telegraphenamt führen, wo das Telephon unablässig klingelt, die Diener laufen, die Setzerburschen ihre Fahnen bringen und man schon einen kundigen Führer braucht, um als Fremder sich zurecht zu finden. Freilich tritt hier auch keiner unangemeldet über die Schwelle des Vorraumes. Hier hängt wohl auch eine Tafel „Zeit ist Geld", hier führen eigene Treppen vielbeläftigte Menschen ungesehen in ihre Arbeitszimmer — die Gemütlichkeit alter Redaktionsstuben hat eben weichen müssen infolge der Zudringlichkeit manches Besuchers, in notgedrungen scharfer Abwehr des gehetzten Schreibers, der nicht zu seinem Blatt Papier kommen kann, so oft wird er gestört. Mit der Eile und Größe der zu leistenden Arbeit haben die Plauderstuben aus den Redaktionen weichen müssen, wenn auch damit manche anregende Stunde aufgehört hat. Heute kommt keiner in eine große Redaktion, der nicht Bestimmtes „bringt" oder will. Aber was wollen sie heute nicht alles! Worauf glauben sie nicht in ihrer oft rührenden Naivität Anspruch zu haben. Doch davon später!

Die Türe ist offen. Ein Besucher erscheint. Er möchte, ist er ein Neuling, stets den Chefredakteur selber oder gar den Begründer der Zeitung, wenn dessen Name auf dem Blatte steht, sprechen, auch wenn der längst zu Asche oder Staub geworden ist. Da hilft der Diener aus! Du lieber Gott, wenn eine große Redaktion nicht ihre alten eingearbeiteten, mit dem Blatte verwachsenen und sich verwachsen fühlenden Diener hätte! Wie viel unnötige lange Wege sparen die dem Redakteur und dem Besuch, wie gut wissen sie alles, und wie gut verstehen sie zu schweigen und auch zu — lügen, wenn irgendeinem empfindlichen Gast die Pille des „der Herr Doktor bedauert" — versüßt werden soll. Doktoren sind wir ja alle für diese braven Helfer, die alle schweren Zeiten mitmachen, hin- und herrennen, radeln, fahren und oft genug weit über ihre Dienstzeit arbeiten müssen und wahrhaftig nicht Diener, sondern Faktota (wenn es die Mehrzahl sprachlich gibt) sind. „Nicht hier", „Nicht zu sprechen" und „Bitte vielleicht zu warten; aber es kann lange dauern" — das sind Auskünfte, die der Besucher einer Redaktion oft genug zu hören bekommen muß. Denn hier wird nicht nur viel gearbeitet, sondern jede Minute und Sekunde, die ein Artikel, eine Notiz früher in die Druckerei und dann in die Presse gelangt, ist oft Geld wert. So kommt's, daß von manchem Chefredakteur oder Verleger die Sage geht, es sei schwerer bei ihm eine Audienz zu erlangen als beim Papst. Mag sein, muß wohl sein. Aber ein Redakteur oder Sekretär ist in jedem Blatt immer zur Verfügung des Besuchers. Der hat kein heiteres Leben und muß mit Geduld gewappnet sein und die Kunst, ein Gespräch abzubrechen, wohl verstehen, sonst käme er nie ans Ende der unerschöpflichen, sich stets neu ergänzenden Besucherkette. Sie empfangen aber muß man alle, soweit einzelne nicht schon alte Bekannte sind, von denen man weiß, daß ihnen nicht zu helfen ist und sie uns nicht helfen. Denn neben den hundert Überzähligen gibt es den und jenen, der eine gute Nachricht, die Stütze zu einer Kombination, wohl auch ein brauchbares Manuskript bringt. Und auch das Heer jener, die ganz offen nur verlangen, darf nicht schroff aus dem Hause gewiesen werden; denn so großzügig und maschinenmäßig unsere Zeitungsbetriebe auch aus-

sehen, der gute Journalist weiß sehr wohl, daß der „langjährige Abonnent" von seinem Blatt nicht nur erwartet, was alle bekommen, sondern darüber hinaus ganz persönlichen Rat und Hilfe. Und wenn auch die Redaktionen versuchen, persönliche Fragestellungen einzuschränken oder in gewisse, genau festgelegte Sprechstunden des Rechtsanwaltes oder Arztes zu bannen, und wenn man lieber eigene Kräfte in den Betrieb einschaltet, die mit Hilfe von Nachschlagewerken und dem Archiv, aber auch mit eigener Bildung, die wohl den Grund bilden muß, die schriftlichen Arbeiten für „Briefkasten" und „Sprechsaal" ausarbeiten — es hilft nichts. An Besuch fehlt es keiner Redaktion. Und der so da sitzt, weil er eine Auskunft will oder eine brühwarme, für ganz ‚neu' gehaltene Nachricht im Busen hat, hört's klingeln, telephonieren, sieht laufen, kommen, gehen, grüßen, Briefträger und Paketträger eintreten, lugt in den Verkehr, bis an ihn selbst die Reihe kommt. Er wird ins Sprechzimmer geführt oder in die Stube des Ressort-Redakteurs, und während er seinen Spruch aufsagt, schnurren die Räder weiter. Der Journalist, mit dem er spricht, hat seine Arbeit im Kopf, während er das Angebot oder die Frage abwägt; das Telephon, diese wunderbarste Hilfe und teuflischeste Qual des Zeitungsmenschen, läßt eine fremde Stimme in das Gespräch hineinfahren; ein Laufbursche verlangt eine Korrektur oder das noch unfertige Manuskript — — denn das ist ja das Peinvolle an der Arbeit des Tagesschreibers, der wirklich in der Küche sitzt und das Blatt macht, daß die Arbeit nie stockt. Solange man am Tische sitzt, hetzt eins das andere, und was ein rechter Journalist sein will, hat auch zu Hause keine Ruh' — — was mag noch geschehen sein, wie bringt man's in die Form, was machen wir morgen? Und wenn auch jeder vom Metier weiß, daß man immer zu viel Material, ja ganze Haufen von „Übersatz" (so nennt der Drucker das Gesetzte, das im Blatt keinen Platz gefunden hat) haben wird — manchmal steht sogar das Teufelchen der Angst auf und raunt einem zu: Sonntag wird Dir der große Artikel fehlen oder für die Wochenbeilage das Bild von Miß Vanderbilt, über die jetzt gerade alles redet — und so ist keine Ruhe, bis der Urlaub des Jahres kommt oder gar der große Urlaub, die wohlverdiente Pension, wie sie unsere großen Blätter und Standesverbände längst ihren Arbeitern geschaffen haben. Aber auch dann läßt es den wahren Zeitungsschreiber nicht los; es braucht nur etwas Wichtiges zu geschehen, und er spürt's im Blut, möchte gleich wieder schreiben, disponieren, und wenn morgen die Zeitung kommt, staunt er wohl über die neue Generation, die es ganz anders gemacht hat, als er's gemacht — hätte. Die meisten aber enden auf der Walstatt.

Kein leichtes Leben. Der Redaktionsbummler, der so kommt und ein paar Minuten redet, wohl auch erhascht, wie eine Notiz mit der Schere wo ausgeschnitten, auf ein Blatt gepickt, mit einem „Kopf" (Titel) versehen und eine kleine Bemerkung angehängt und das dann in die Setzerei geschickt wird, denkt sich: ‚Das könnt' ich auch. So einfach ist die Sache? Der eine schneidet vom andern das Interessanteste aus, dazu kommen aus der großen Menge des Eingesandten ein paar vom Zufall gewählte Artikel, die ständigen Berichte laufen zu ihrer Zeit ein und — Schluß.' O Du naives Kind! So geht's nie und nimmer. Wenn Du um zwölf oder ein Uhr auf die Redaktion zur Sprechstunde kommst, ist schon ein gut Teil Arbeit getan. — Von selbst wird die Zeitung der großen Stadt nicht, wenigstens keine interessante. Seht mal ein paar Stunden zu!

Da kommt ganz früh der Redaktionssekretär und sieht die erste Post an. Hilf Himmel, die Post! Was für Stöße bringt jede Stunde der Bote, welche Stöße werden aus dem Postfach geholt! Briefe, Zeitungen, Pakete, Bücher; dazu Telegramme, die man ins Haus bringt, so daß ein Junge dem anderen die Türklinke in die Hand gibt, wenn nicht, wie das manche Redaktionen haben, die Telegraphenverwaltung eine eigene Beamtin in die Redaktion gesetzt hat, so daß ohne Berührung der Zentrale die Nachrichten aus aller Welt in die Redaktion geklopft werden und man nur die Streifen von der Morse-Maschine zu lösen braucht. Aber die Telegramme sind ja, wie schon erzählt, jetzt vielfach von den Telephonogrammen abgelöst; so hat heut fast jede Redaktion eine eigene Telephon-Zentrale, wo nicht wenig zu tun ist. Innerhalb des Hauses will der jenen sprechen, aus der Stadt kommen Nachrichten, dann reißt der Dienst von und nach anderen Städten ein Gespräch auseinander — „Köln, Paris spricht." Aber kehren wir zum Einlauf zurück. Wo nicht ein Name auf dem Umschlag steht, öffnet der Sekretär, der eine einflußreiche Vertrauensstellung hat, den Umschlag. Aber allzuviele Mitarbeiter glauben unglücklicherweise besser zu fahren, wenn sie statt an die Redaktion (Politischer Teil) oder an die Redaktion (Feuilleton) einen Redakteursnamen schreiben. Der stimmt denn oft genug gar nicht, was ein paar Stunden Verspätung bringt, oder der betreffende Herr ist gerade auf Urlaub, ist als Spezialkorrespondent da- oder dorthin geschickt worden, und nun reist eine Nachricht oder ein eingeschicktes Manuskript ihm nach, verliert an Aktualität und Wert, geht gar verloren, und der Einsender klagt. Er könnte wirklich ruhig an ‚die Redaktion' adressieren: jeder Ressortchef bekommt, was ihm zugehört. Da stehen Körbe, liegen Mappen vor dem Ordnenden. Das geht den lokalen Teil an, dies sind Feuilletons, Börsenberichte für den Finanzteil (die Abruzzen nennt man das Ressort gern noch in der Erinnerung und leider auch zur Mahnung an Blätter, bei denen dieser Teil des Blattes nicht von reinen Fingern gemacht

wird), jenes geht den Chefredakteur an. Da hat sich eine Klage wegen verspäteter Zustellung in die Redaktion verirrt — marsch zur Expedition. Dafür schickt die zur freundlichen Kenntnisnahme ein paar Abbestellungen, weil der jetzt erscheinende Roman nicht spannend oder ‚ihre Stadt' nicht genügend berücksichtigt wird. Und so fort. Bücher gibt's, Zeitschriften und Zeitungen — von den wichtigen muß jedes Ressort übrigens ein eigenes Exemplar haben, denn da wird ausgeschnitten; die andern aber wandern von Tisch zu Tisch, und für französische, englische, italienische Blätter, für Revuen ist meist noch ein eigener Redakteur da, der lesen und jedem Ressort das dort Interessierende geben soll. Ja es wird ausgeschnitten! Und das Höhnen und Witzeln über den Journalisten, der mit Schere und Kleistertopf, aber ohne Bleistift und Feder arbeitet, zeigt nur, daß man keine Ahnung davon hat, wie ein Blatt wird. Denn die Zeitungen sind gleichsam Briefe, an die Redaktionen geschrieben. Es gibt nicht wenige politische Organe, die mehr für die Publizistik als für die winzige Zahl von privaten Abnehmern geschrieben werden. Die Ernennung und das Handschreiben des Monarchen, das im amtlichen Blatt steht, die offizielle und offiziöse Note werden in einer Zeitung von geringer Auflage veröffentlicht, damit die Presse der übrigen Fraktionen und auch die sogenannte parteilose Presse — eine Geburt des letzten Jahrzehnts — diese Mitteilungen nachdruckt, den weiten Kreisen des Volkes bekannt macht. Und aus der fremden Zeitung schneidet der Redakteur des anständigen Blattes, — ein paar Ausnahmen kränken niemand mehr als den Schriftstellerstand — ja nichts heraus ohne Quellenangabe und auch nicht gedankenlos. Aus den Organen der Gegner, der Andersgesinnten muß der Schriftsteller erfahren, in welchem Ton gerühmt oder angegriffen wird, was ihm teuer oder schädlich scheint. Ob es sich nun um eine politische oder eine künstlerische Frage handelt, der Journalist hat geradezu die Pflicht, von der anderwärts geäußerten Meinung Kenntnis zu nehmen, sie in seinem Blatt mitzuteilen, zu bekämpfen oder zu unterstützen. Verschweigen, was in der Welt tönt, nur seine eigene Stimme gelten lassen, ist durchaus häßlich, und eine der wenigen großen Stunden eines Publizisten ist es ja, wenn er mithelfen darf, das falsche oder gar gehässige Urteil, das andere über einen Menschen der Öffentlichkeit gefällt haben, zu vernichten oder doch wenigstens im Gleichgewicht zu halten. Das sind so Nebenbemerkungen aus Redaktionsstunden — in denen gerade niemand einen zu sprechen wünscht, und man auf eine Druckkorrektur, eine Depesche wartet.

Aber wir müssen zurück zu jenem Augenblick des Morgens, wo, in Körben und Mappen geordnet, für jeden Ressortchef die Post daliegt und die Arbeit beginnt. Nun hat die härteste Arbeit jener Redakteur, den der lokale Teil, d. h. die in der Stadt geschehenden Dinge angeht. Eine Notiz ist mit der Polizeikorrespondenz gekommen: in der Brückengasse ist ein Mord geschehen. Sofort müssen die Reporter — oder höflicher und besser deutsch: die Berichterstatter — ans Werk. Außer den zufälligen, die wir noch kennen lernen werden, hat jedes große Blatt einen Stab von Berichterstattern, manche so gewandt und schlau wie Geheimpolizisten, und in der Tat stehen sie sich mit der Polizei auch gut, wie anderseits manche Untat nur mit Hilfe der Presse aufgeklärt worden ist. Das ist natürlich nur e i n Beispiel aus der Tätigkeit des Lokalredakteurs, der dafür verantwortlich ist, daß nichts im Umkreise der Stadt geschehen ist oder geschehen wird, das er nicht weiß. Inzwischen hat die Redaktion sich gefüllt. Der „Auslands"-Redakteur nimmt Kenntnis davon, wie die französische Politik sich entwickelt, liest die Depeschen, die Berichte, die von den Korrespondenten inzwischen nach und nach einlaufen. Das muß alles in die druckfertige Form gebracht, auf seine Wichtigkeit und Aktualität untersucht, so und so oft mit einer erklärenden Bemerkung versehen werden, die dem Leser erst den Zusammenhang klar macht. In den anderen Ressorts geht's ähnlich — aus der ungeheuren Zahl der in den verschiedensten Weisen einlaufenden Nachrichten, Korrespondenzen, angebotenen Manuskripte scheidet für das Auge des geübten Redakteurs eine Zahl von unbrauchbaren Mitteilungen aus. Schicksal: Papierkorb, im besten Falle: das Sekretariat, das nach verschiedenen Schemen mit gedrucktem, auf der Schreibmaschine vervielfältigtem oder gar handschriftlichem Bedauern ablehnt.

Dabei häuft sich auf jedem Tisch ohne Unterlaß der Berg des interessanten Materials. Der Feuilletonredakteur so gut wie der „Innere Politiker" haben dreimal so viel Stoff, als im Blatt bestenfalls untergebracht werden kann. Platzmangel also, — das ewige Unglück aller Redaktionen. Wieder wird gesichtet, nicht rein systematisch; von selbst tauchen nun aus der Masse jene für den Tag wichtigen Dinge hervor, die man drucken und — ausgestalten, im Detail erfahren muß. Daher bedeutet das Wörtchen „muß" auf Manuskript oder Druckfahne: Das m u ß im nächsten Blatte stehen. Anderes ist nicht so sehr an die Aktualität gebunden, wird vielleicht morgen kommen oder liegen bleiben, bis es tot und ohne Kraft ist. Inzwischen ist der Chefredakteur eingetroffen, hat mit den einflußreichen Redakteuren das morgige Blatt besprochen. Heute brauchen die Wahlen in England, morgen eine Theateraffäre, Sonntag der Artikel eines großen Politikers den ersten, vielleicht auch nur den größten Platz. Allmählich gewinnt das Blatt Gestalt, wenn der Chefredakteur mit seinen Adjutanten besprochen hat, worüber heute geschrieben wird, was mit ein paar kurzen Worten abgetan, von wem man eine Information über

eine eben telegraphierte wissenschaftliche Entdeckung erhalten kann; in manchem Falls muß sich aus den Ansichten der zwanglos tagenden Redaktionskonferenz auch die Stellung des Blattes irgend einem Ereignis gegenüber herauskristallisieren. Wiederum sind neue Arbeiten nötig; jetzt wird ernsthaft angefangen zu schreiben, nun ist aber auch die Stunde, wo alle Vorräume, alle Sprechzimmer voll sind von Leuten, die ihren Besuch als äußerst wichtig für die Existenz des Blattes betrachten. Da ist der Eckensteher, der irgend einem Vorfall zugesehen hat; vielleicht glaubt ihm der lokale Teil seinen mündlichen Bericht, auf ein Zehntel reduziert natürlich wird er notiert. Man kennt ja seine Leute, kennt die Lügner, die Entenjäger, und die anderen, die wirklich etwas erspäht haben, woraus man fünf, zehn Zeilen ‚machen' kann. Der Eckensteher bekommt gleich seine Anweisung an die Kasse, eine Mark oder zwei oder auch zwanzig, wenn's was „Großes“ ist. Dann ist ein Komitee da, eine Abordnung aus dem Verein „Thalia“, der seine 25jährige Gründungsfeier begeht. Die Herren erbitten eine Notiz, die „ehrende Gegenwart eines Redaktionsmitgliedes“: ein jüngerer Journalist notiert die Sache für die betreffende Rubrik. Aber auch düstere Geister nahen. Ein Anonymus, der durchaus den ersten Redakteur sprechen muß und sich nicht abweisen läßt. Er, sagt er, weiß etwas von höchster Bedeutung — unwahrscheinlich, zumeist ist's Zuträgerei, Rache eines entlassenen Beamten, aber manchmal läuft doch Wissenswertes unter: so muß man ihn anhören, wenigstens ein Weilchen, nur tut's natürlich nicht der Chef, sondern ein Redakteur, der seine Leute kennt. Jetzt wartet ein Offizier oder Beamter a. D. Er möchte seine Kenntnisse verwerten, selten genug ist seine Mission von Erfolg begleitet. In der Regel vertröstet man ihn wie so viele auf vage Empfehlungen hin kommende Stellensuchende auf eine ferne, schöne Zukunft und notiert höflicher Weise ihre Adresse — sonst gingen sie ja nie weg. Dann sind die Armen da, verschämte und unverschämte, oder ein Arzt, ein Pfarrer, der für eine unglückliche Familie Hilfe durch die Zeitung sucht. Wenn die Richtigkeit der Angaben sicher ist, tut man's ja gerne, setzt ein paar Zeilen ins Blatt, das die besondere Not anzeigt, macht selbst Kollekte und hat fast immer die Genugtuung, daß etwas Geld einfließt oder, was besser ist, Arbeit sich findet. Es erscheint eine seidenrauschende Dame; sie wird morgen im Stadttheater spielen, singen, möchte ihre Aufwartung machen. Diese, wie versichert wird, peinliche Sitte kommt ab. Der Kritiker ist ja fast nie in der Redaktion, er arbeitet meist zu Hause, und ist er da, so empfängt er kaum.

Nun kommt (in ein wenig fettigem Rock) ein Herr, der alle Taschen weit aufgebauscht hat. Er bietet Photographien, Klischees an, Aktualitäten, die Berühmtheit des Tages natürlich; er kennt auch seine Kunden, schätzt dieses Blatt auf das und jenes auf dies, wandelt von Pontius zu Pilatus und macht seine Geschäfte. Ein Kollege tritt ein, das Handwerk zu grüßen. Ein Kind bringt das Manuskript seines Vaters ... und dann sind die vielen Klienten des Feuilletonredakteurs da, denn er ist der Gesuchteste. Er hat ja nicht nur Geld zu vergeben für irgendeine akzeptierte Arbeit, er öffnet den Weg zum Ruhm. Zum kleinen Ruhm des Tages — ein Meister unseres Metiers, Ludwig Speidel, hat das Feuilleton die Unsterblichkeit eines Tages genannt — und vielleicht zum großen auch: Denn in seiner Hand liegt die Entscheidung, welche Romane gebracht werden — und das ist nicht nur die Frage von einigen tausend Mark, sondern auch die sichere Straße zur Berühmtheit. In einem von Hunderttausenden gelesenen Blatt durch Monate, Tag für Tag, an erster Stelle genannt und gelesen sein, das scheint manchen vergeblichen Weg und manche durcharbeitete Nacht wert. Darum ist der Feuilletonredakteur der gesuchteste, aber auch — geplagteste von allen Kollegen.

Er ist meist selbst Feuilletonist, schreibt die sonntäglichen Betrachtungen über die Kulturgeschichte des Tages, die in vielen Blättern beliebt sind, oder besorgt das Theaterreferat. Fast immer kommt er von der Dichtung oder doch Literatur her, von des Lebens Nöten zum journalistischen Amt gezwungen, und gar oft spricht in seiner Seele eine versteckte Sehnsucht nach dem Freisein von Bureaustunden, von unwillkommenen Störern, mag er auch einen noch so starken und geschärften Sinn für die Notwendigkeiten seiner Zeitung haben. — — Darum ist er auch der Herr im Blatte, der am leichtesten Ruhe, wohl auch den Humor verliert. Denn ihn bestürmt die Schar der Talentlosigkeiten, die Legion der nichts als Ehrgeizigen. Zu den andern Redakteuren treibt Not, treibt der Wunsch, etwas zufällig Gesehenes in blankes Geld umzusetzen, — ihm setzen die lächerlichsten, tragikomischesten und manchmal auch Zorn herausfordernden Dichterlinge, Dilettanten und Größenwahnsinnigen zu. Was für Gestalten hat in diesem Zimmer der Stuhl neben dem hoch mit Manuskripten und Briefen beladenen Schreibtisch und Regal schon getragen! Ständig, unermüdlich, trotz aller Abweisungen wiederkehrende Gäste, die auf den Nerven des Feuilletonredakteurs tanzen, zufällig Mut fassende, aber von Natur aus schüchterne Leute mit dem dicken Manuskript als Dolch im Gewande, langhaarige Dichter, die regelmäßigen externen Mitarbeiter des Blattes, die da kommen, um ihre Stoffe mit dem Chef zu besprechen und das Technische darüber (lang, kurz? heute, morgen?) zu erfahren. Dann die vielen Frauen. Gott ehre, der Himmel schütze das weibliche Geschlecht, es bringt uns Sonne ins Leben. Aber nicht in die Redaktion. Hier ist die Frau meist,

um nicht zu sagen immer — Quälgeist. Am häufigsten tritt sie in der Gestalt der Übersetzerin auf. Alt, jung, mit allen, fast allen Künsten zu wirken bereit. Die Arbeit des Übersetzers scheint ja am leichtesten getan. Ein paar Brocken der fremden Sprache kann doch jedes gebildete Mädchen, und nun los! Aus alten französischen Zeitschriften, neuen Romanen, aus der englischen, italienischen, aus der skandinavischen, bisher noch ungeschützten Literatur wird übersetzt. Meist schlecht genug. Denn die große Frage geht ja nicht nach dem besten Ausdruck für ein fremdes Dichterwort, sondern nach der besten „Placierung" der Übersetzung. Und wer weiß, wie viele Gänge nötig sind, um etwas anzubringen, wie wenige Übersetzerinnen genügend journalistisches Gefühl und vor allem genügende Einsicht in den Wert der Originale haben, wer zudem überlegt, wie schlecht so eine Übersetzung bezahlt wird, und daß die paar einträglichen fremden Literaturwerke von Agenten und Verlegern angekauft werden, die dann pro Bogen ein paar Mark Übersetzungsgebühr zahlen — der malt sich wohl gelegentlich die Nächte aus, die so ein armes, oft schon grauhaariges Ding am Tische sitzt; er würde nicht spotten — wenn nicht die Übersetzerinnen so unmäßig viele Sünden gegen den heiligen Geist der deutschen Sprache begingen.

O Ehrgeiz, Ruhmsucht, o traurige Befangenheit im Dichterwahne — euch lernt man in der Feuilletonredaktion kennen. Vom Morgen an, wo die Post ihre Schleusen aufgetan hat und ein paar Romane, ein Schock Skizzen und Feuilletons, ein paar Dutzend lyrischer Gedichte (nie kommt eins allein, immer mindestens zehn) ausgeschüttet hat, bis zum Moment, wo der Redakteur für heute verzweifelnd die unendliche Arbeit abbricht, hält der Strom nicht ein. Von Briefen aller Varianten begleitet. Da ist der Berufsschriftsteller, der mit dem Blatt in guten Beziehungen steht, nur unglücklicherweise diesmal vergessen hat, vorher anzufragen, ob der Stoff paßt, und nun muß man sich den Kopf zergrübeln, einen Brief zu schreiben, der die dem Blatte wertvolle Verbindung trotz der heute nötigen Ablehnung erhält. Dann das Rundreisemanuskript mit dem Klischee-Begleitbrief, das zumeist ebenso schematisch durch den Sekretär zurückbefördert wird.

Weiter erscheinen, während sich der Vielgeplagte gerade müht, ein trotz unsrer Schreibmaschinenzeit elend gekritzeltes Feuilleton zu entziffern, die Dichter. Mit wallendem Haar nach altem Stil, modischer Eleganz nach neuem. Und legen vertrauensvoll in die Hände des schmerzlich Lächelnden schwere Stöße von Lyrik, die allzu oft fremde Töne, längst gehörte Rhythmen und Reime wiederholen. Ein Romanschriftsteller, der übermorgen „vorbeikommen" will, die Entscheidung über die Verwendbarkeit einer zweibändigen Erzählung hören, ein Naiver, der über die Premiere im „Deutschen Theater" etwas ganz Neues zu sagen weiß, also gar nichts von der Technik einer Zeitung ahnt, die ja mit den unbedingt nötigen Aufsätzen nicht auf den Zufall warten kann. Sie alle, fast alle verlassen enttäuscht, erbittert die Stube, und der Redakteur, der sein Amt getreulich verwaltet, hat wenig Hoffnung auf viele wahre Freunde unter den Literaten. Denn es ist wahr: Im Verhältnis zu der Zahl dessen, was einem Blatt persönlich oder durch die Post ins Haus gebracht wird, ist das auch nur Brauchbare, geschweige denn Vielversprechende gering, fast null. Viele große Blätter kommen allmählich auch dahin, ihre festen Mitarbeiter zu haben, die Aufsätze bei denen zu bestellen; wenn nicht ein Stoff sehr reizt, ist für den in einer Redaktion Unbekannten wenig Hoffnung. Das klingt sehr trostlos, ist es aber nicht. Denn alle, die heute innerhalb des Metiers bekannt sind, waren ja einmal Namenlose. Aber sie sind eben den Weg der Arbeit gegangen, und das ist, wie in so vielen Betrieben, auch bei der Zeitung der einzig erfolgreiche. Auf jede talentierte Zeile, die irgendwo erscheint, gibt der gute Redakteur acht, sucht den Autor, behält ihn im Auge, wartet die Zeit ab, bis ihm eine regere Mitarbeiterschaft oder gar ein ständiges Referat angeboten werden kann. Denn es hat sich, wie gesagt, herausbilden müssen, daß gewisse Gebiete des täglichen Lebens Schriftstellern auch außerhalb der Redaktion anvertraut werden, so die Theateraufführungen, Konzerte, Kunstausstellungen, wie anderseits die ärztlichen Neuheiten, wissenschaftlichen Fächer, Nationalökonomie usw. Das sind die festen Hilfen, mit denen das Blatt ebenso rechnet, wie mit der Auswahl aus den Telegraphenkorrespondenzen, Reichsrats- und Gerichtssaalberichten usw., die allen Blättern von der gleichen Quelle zugehen, wie endlich mit der Arbeit der Privatkorrespondenten.

So wird es Redaktionsschluß. Der „Spiegel" ist immer dichter beschrieben — der Spiegel: so nennt man nämlich die Übersicht der Artikel und Notizen, die ins Blatt kommen müssen oder doch sollen. Und nun möchte man, da alles gesetzt ist, das Blatt „umbrechen", d. h. den Stoff auf die einzelnen Seiten, Spalten, über und unter den Strich verteilen. Ja wohl! London hat eben telegraphiert: Der Gesandte geht von dort weg. Ein Revirement in der Diplomatie. Ist's auch keine Ente, die morgen beschämt? Das Telephon klingelt dahin, dorthin. Im auswärtigen Amt spricht man vorsichtig von einer Möglichkeit — ein anderer gut Informierter hat auch schon was läuten hören. Also ins Blatt. Und nicht nur die Nachricht. Jetzt muß auch ein anderer politischer Artikel kommen. Weg mit dem bisher vorgesehenen! Und eilig, eilig schreibt der Politiker, schickt Blatt für Blatt in die Druckerei, wo fieberhaft gearbeitet wird, damit die Ausgabe noch zur rechten Zeit fertig wird. Denn ein

Morgenzug in eine wichtige Provinz versäumen, heißt vielleicht 1000 Abnehmer verlieren.

In der Redaktion ist's dann ja für ein paar Stunden Pause ruhig geworden. Aber unten, wo die Setzer, Maschinisten, Revisoren, an ihrer Spitze der Metteur en pages und der Redakteur, der die richtige Fertigstellung des Blattes zu überwachen hat, an der Arbeit sind, geht jetzt der Teufel um. Oben ist nur noch der Verantwortliche; nicht jener Verantwortliche, der auf dem Blatte als dem Gesetze bürgender genannt ist, sondern der wirkliche Chef. So unglaublich es klingt, es gibt Blätter, in denen keine Notiz in die Druckerei darf oder doch ins Blatt, die nicht der Chef gesehen hat. Welche Arbeit das bedeutet — doch wir wollen den eigenen Stand ja nicht loben!

Unten in der Druckerei. Geschwärzte Hände und oft auch rußige Gesichter selbst in den neuesten Prachtbauten. Denn das Material, das Zinn, so schön es glänzt, gibt erst in der Berührung mit der Druckerschwärze den geheimen Sinn preis, und die Druckerschwärze ist einmal schwarz, fett, klebrig und — anhänglich. Die alte Druckerei hatte getrennt Setzerei und Gießerei und Druckerei; bei manchem großen Blatt wird auch noch so gearbeitet. Aber die neue Technik hat da durch eine anscheinend kindlich klare Erfindung die Arbeitsweise geändert, erleichtert hat sie auch, — was bei unsern Nachrichtenblättern, die noch bis in die Dämmerung Neuigkeiten empfangen, das Wichtigste ist, — ungemein rascher gestaltet. Es ist die Monoline- oder Monotype-Maschine erfunden worden, die eine Art Schreibmaschine zum Drucken ist. Der Setzer sucht nicht mehr seinen Buchstaben mit zwei Fingern aus dem Typenkasten heraus (nur für einzelne Rubriken des Blattes benützt man noch die alten Maschinen), sondern tippt wie auf der Schreibmaschine, und automatisch formt sich der Buchstabe, der Zwischenraum, der nächste, und eine einzige Masse bindet so das Ganze zum Guß. Die einzelnen so hergestellten Stücke der Manuskripte müssen nun natürlich korrigiert und revidiert werden. Da sitzen also die Korrektoren, je zwei, und der eine liest den — oft gar nicht lieblich — geschriebenen Text, der andere vergleicht, ob der Setzer sich nicht geirrt, die Orthographie des Landes beachtet, den Druckanordnungen Folge geleistet hat. Das ist die erste Korrektur. Der komplette Artikel unterliegt der Hausrevision, bei irgend wichtigeren Aufsätzen noch der des Autors oder Ressortredakteurs — und zum Schluß muß einer das ganze Blatt lesen, ob nicht trotz allem ein Unglück geschehen ist. Und alles das in 100 Minuten so ungefähr!

Aber diese Satzstücke, groß oder klein, auf Tafeln in Klammern festgehalten, sind ja lose Dinge. Aus ihnen muß eine Zeitung werden, in bestimmtem Format, so und so viele Spalten auf jeder Seite, so und so viele Seiten das Blatt. Das ist nun Arbeit des Metteur en pages, der die Seite herstellt, des Herausgebers und Administrators im Verein mit den Abteilungsredakteuren, die den Stoff auf eine möglichst regelmäßige Zahl von Seiten zu verteilen haben. Der Leser muß sein Recht bekommen, aber Papier ist teuer, und vor allem sollen die Rubriken im Einklang sein. Jeder hat seinen Teil, aber Wichtigkeit des Vorfalls, Interesse des Publikums bestimmen das Ausmaß, das man jeder Rubrik zuteilen darf; so fällt denn manches schon Gesetzte wieder weg, für morgen, oder für nie. — Die Bürstenabzüge sind gelesen, und dann geht es endlich ans „Umbrechen“, d. h. ans Einteilen in Spalten und Seiten. Ein österreichischer Erzherzog hat einmal sehr leutselig einen Journalisten gefragt: „Ja, wie machen Sie das, mit einem Feuilleton z. B., daß es gerade so viele Spalten hat und der Leitartikel drüber aufs Wort ausgeht und alles so Platz hat?“ Das ist eben die Kunst des Druckereileiters und seiner Metteure, die da einen Zwischenraum zwischen zwei Zeilen auflassen, dort ein paar Sätze weiter drucken und vor allem geschickt umbrechen, daß nicht die einzelnen Teile zu sehr zerstückelt werden.

Nun liegt das Blatt in zusammengepreßten Zinntafeln da; die werden stereotypiert, d. h. mechanisch so und so viele Male umgegossen; denn in den 2 oder 3 Stunden, die man fürs Morgenblatt, in der einen Stunde, die fürs Abendblatt zum wirklichen Drucken Zeit hat, könnte eine Maschine ja nicht die nötige Auflage herstellen. Es arbeiten also so und so viele Maschinen, die gleichzeitig drucken, das Papier biegen, falzen, kleben und — auf der anderen Seite kommt das fertige Blatt heraus.

Morgen. Die Setzer gehen nach Hause. Aber in der Expedition warten schon Austrägerinnen, Austräger, Kinder — die in die verschiedensten Teile der Stadt laufen und die frischgebackene Zeitung abgeben. Automobile und Wagen stehen bereit, bringen die Provinzauflage auf die Bahn, die Zeitungen zu den Kiosken. Kolporteure warten, besonders für die Abendblätter, haschen die Tagesneuigkeit aus dem ersten Blatt und stürmen kreischend durch die Gassen. Da oder dort wartet vielleicht schon einer sehnsüchtig auf die Zeitung, ein Dichter, dessen Drama gestern gespielt wurde, oder ein Schauspieler, der aufs „Urteil“ wartet. Oder einer, der die Weltgeschichte nicht rasch genug belauschen kann. Oder ein Börsenspekulant, dessen Vermögen von einer Nachricht abhängt.

Die das Blatt gemacht haben, schlafen. Der Morgen ist ihre Ruhezeit. Ein paar Stunden, bis das Tagewerk von neuem beginnt. Morgenblatt, Abendblatt. Dasselbe Tagewerk — und doch täglich ein anderes. — —



Wenn der Herr Präsident zur Hofjagd fährt . .

Von Karl Eugen Schmidt=Paris.

Sicherlich gibt es Leute, die den Kopf schütteln ob meiner Überschrift. Hofjagden in einer Republik! Dazu müßte es doch erst einmal einen Hof geben, und das gibt es doch ohne Zweifel nur in einer Monarchie! Aber diese Skeptiker irren. Überhaupt ist es sehr schwer, den Unterschied zwischen Monarchie und Republik streng und scharf hinzustellen. In der Theorie geht das ziemlich gut, aber in der Praxis ist die Sache nicht so leicht. Zumal wo es sich um die französische Republik handelt. Das ist, wenn man so sagen darf, einfach eine Monarchie mit republikanischer Etikette. Anstatt daß das Oberhaupt des Staates durch seine Geburt zu seiner hohen Stellung bestimmt würde, wird es gewählt, und anstatt bis zu seinem Tode in seiner Stellung zu bleiben, verharrt es nur sieben Jahre darin, es sei denn, daß es aufs neue gewählt würde. Das ist aber auch der ganze und der einzige Unterschied, in allem übrigen wird Frankreich genau ebenso regiert wie Italien, Großbritannien und das Deutsche Reich. Die französische Republik ist ja überhaupt nur durch Zufall entstanden, zur Verwunderung der Republikaner und erst recht der Monarchisten. Als man Napoleon nicht mehr wollte, war nicht der zwanzigste Teil der Bevölkerung republikanisch, und was davon wirklich eifrig und energisch die Republik wollte, wurde in dem Kampfe gegen die Kommune erschossen oder deportiert. Nur konnten sich die Monarchisten, die in überwiegender, in ungeheurer Majorität in der Nationalversammlung saßen, nicht einigen über ihren Kandidaten. Einige wollten Napoleon III. oder seinen Sohn, andere wollten den sogenannten legitimen König, das heißt den direkten Nachkommen Ludwigs XV., den Enkel Karls X., noch andere waren für den Nachkommen des Bürgerkönigs Ludwig Philipp. Und da sie sich nicht einigen konnten, ließen sie einstweilen Herrn Thiers als Präsidenten gelten, sozusagen provisorisch, gewissermaßen um den Thron warmzuhalten. Einen Augenblick hatten sie sich schon fast verständigt: die Imperialisten waren kleinlaut und wenig zahlreich, und die Orleanisten zeigten sich geneigt, für den ältern Zweig der königlichen Familie zu stimmen. Aber der harte Schädel des Grafen von Chambord, der auf seiner weißen Lilienfahne und auf der vollständigen Wiedereinführung des Königtums von Gottes Gnaden bestand, machte die Sache unmöglich. So zogen sich die Jahre hin, und die republikanische Etikette bürgerte sich ein, zumal die im Herzen monarchistisch gebliebene Bevölkerung zu ihrem großen Erstaunen merkte, daß in der Republik alles genau so blieb wie unter der Monarchie und daß von einer allgemeinen Umkrempelung und einem großartigen Kopfabschneiden nicht die Rede war.

Hätten vor dreißig und vierzig Jahren die Dinge so gelegen wie heute, dann wäre es nie zu einer französischen Republik gekommen, denn inzwischen ist mit dem Grafen von Chambord der legitime Zweig der königlichen Familie ausgestorben, und es gibt nur noch einen einzigen ernst zu nehmenden Prätendenten: den Urenkel Ludwig Philipps, der den Titel eines Herzogs von Orleans führt. Damals wäre dieser Herr ohne weiteres auf den Thron des französischen Königreiches gestiegen, aber damals hätte er nicht nur den legitimen Konkurrenten, sondern auch den bonapartistischen Prätendenten in seinem Wege gefunden. Jetzt zählt der Erbe Bonapartes eigentlich nicht mehr, und die andere Konkurrenz ist ausgestorben, also daß der Herzog von Orleans die allerbesten Aussichten hätte, wenn es augenblicklich überhaupt monarchistische Aussichten in Frankreich gäbe.

Die französische Republik konnte also nur darum zustande kommen, weil die monarchistischen Parteien uneinig waren. Man ließ die Republik als provisorisch und vorübergehend gelten, und so ist sie allmählich heimisch geworden. Die Bauern, die zuerst durchaus monarchistisch waren, weil sie eben konservativ waren und von der Republik eine allgemeine Umwälzung befürchteten, sind republikanisch geworden, sobald sie merkten, daß die Republik genau ebenso konservativ war wie die Monarchie, und jetzt haben die Monarchisten überhaupt keine Aussichten mehr in Frankreich. Diese Entstehung der französischen Republik zeigt aber, daß wir es im Grunde hier mit einer etwas maskierten Monarchie zu tun haben, einer Monarchie, deren Monarch auf sieben Jahre gewählt wird, anstatt durch die Geburt lebenslänglich dazu bestimmt zu werden. Und da muß es doch selbstverständlich auch einen Hof

und Hofjagden in Frankreich geben. Der Präsident der Republik hat eben alle Pflichten und Rechte der Könige und Kaiser übernommen und muß sich während der Dauer seiner Amtsführung als Nachfolger der Monarchen benehmen.

Damit ist schon gesagt, daß ein Präsident auch die Eigenschaften des Monarchen besitzen muß. Gewöhnlich bildet man sich ein, irgendein erfolgreicher Politiker könne Präsident werden, aber das ist ein Irrtum. Denn es sind ganz andere Eigenschaften, die den Politiker und die das Staatsoberhaupt kennzeichnen. Nun brauchen zwar die Kandidaten zur Präsidentschaft kein Examen zu bestehen, aber man führt sie vorher schon zu den Proben und gibt acht, wie sie sich dabei benehmen. Man macht sie zum Beispiel zu Ministern oder zu Präsidenten der Kammer oder des Senats und läßt sie so eine Vorschule durchmachen, die sie eventuell zum Elysée führen kann. Schon in dieser Stellung müssen sie mit fremden Diplomaten und Potentaten verkehren, müssen offizielle Empfänge veranstalten und müssen, um endlich zu dem Kapitel zu kommen, das uns hier vorzüglich interessiert, die Hofjagden mitmachen.

Die Könige und Kaiser von Frankreich besaßen ausgedehnte Waldungen, die seither zwar als Nationaleigentum gelten, die aber darum doch genau wie früher dem Staatsoberhaupte zur alleinigen Nutznießung überlassen bleiben. Und wie früher der König oder der Kaiser seine Hofjagden mit genau vorgeschriebenem Zeremoniell abhielt, so macht das heute der Präsident. Um also ein ordentlicher Präsident der französischen Republik zu sein, muß man sich auf die Jagd verstehen. Damit man dies verstehe, ist der jeweilige Präsident gehalten, alle diejenigen Leute, die irgendwie für seine Nachfolge in Frage kommen könnten, zu den Hofjagden einzuladen. Er muß eine oder mehrere Jagden veranstalten, zu denen die Senatoren eingeladen werden, dann gibt es eine oder mehrere Jagden für die Deputierten, eine Jagd für die Oberrichter und sonstigen höhern Beamten des Justizpalastes, eine Jagd für die Armee usw. Außerdem dienen natürlich die Jagden dazu, um den ausländischen Gästen der Republik eine Höflichkeit zu erzeigen.

Wie der deutsche Kaiser auf dem Besuche in Österreich oder Bayern von den dortigen Landesherren zur Jagd eingeladen wird, so lädt der Präsident der Republik die russischen Großfürsten, die Könige von Serbien, Norwegen oder Griechenland oder wer sonst immer zum Besuche in Paris weilt, zur Hofjagd ein, und selbstverständlich werden alljährlich besondere Hofjagden für das diplomatische Korps veranstaltet. Die Jagd ist also eine der Pflichten des Präsidenten der Republik, denen er sich nicht entziehen darf, so wenig er sich etwa weigern dürfte, die fremden Diplomaten im Elysée zu empfangen oder andere offizielle Empfänge zu veranstalten. Wir sehen damit schon, daß es doch nicht so leicht ist, die Geschäfte eines Präsidenten der Republik ordentlich auszufüllen. Gewöhnlich bilden sich die Leute ein, es gehöre dazu weiter nichts als die Kunst, seinen Namen zu schreiben. Diese Leute meinen, nachdem der Präsident sich um zehn oder elf Uhr morgens aus dem Bette erhoben und seine Schokolade geschlürft habe, reiche man ihm eine Feder und zwanzig, fünfzig oder hundert Schriftstücke, die er unterzeichne, ohne sie zu lesen. Dies ist in der Tat eine Hauptbeschäftigung des Präsidenten, aber das ist bei weitem nicht alles, was er zu tun hat. Sehen wir nun, wie er seiner Jagdpflicht genügt.

Der erste Präsident war noch kein ordentlicher Präsident. Herr Thiers war vielmehr Premierminister, der in Abwesenheit des Königs das Land verwaltete. Also durfte er eine Menge Dinge, die vor ihm zu den Pflichten und Vorrechten des Staatsoberhauptes gehörten, und die nach ihm wieder zu dessen Obliegenheiten gezählt wurden, nicht ausüben. Er durfte weder offizielle Reisen machen, noch ließ man ihn große Hofjagden veranstalten. Er war der Hausmeier. Der König war nicht zur Stelle, aber er war nur verreist, und der Verwalter durfte sich natürlich keine königliche Würde anmaßen. Wenn also Herr Thiers überhaupt auf die Jagd gegangen ist, was ich nicht weiß, so geschah das jedenfalls privatim, gerade wie der Leser oder ich auch einmal einen Hasen schießen dürfen, wenn uns ein Jagdbesitzer einlädt.

Anders wurde es unter Mac Mahon, der das volle Vertrauen der Monarchisten besaß und verdiente. Sein Sohn hatte eine Prinzessin von Orleans geheiratet, und der Marschall erklärte jedem, der es hören wollte, daß er sich nur als Stellvertreter des Königs betrachte und seinem Herrn und König den Platz räumen werde, sobald man über die Person des rechtmäßigen Herrschers einig geworden sei. Da diese Einigkeit nicht zustande kam, bemühte sich der Marschall, inzwischen den Platz einigermaßen standesgemäß zu füllen, und so kamen die ersten republikanischen Hofjagden heraus. Seine Gäste waren die Mitglieder des royalistischen Adels, die man seither bei den offiziellen Hoffesten der dritten Republik nicht mehr gesehen hat. Nur unter Felix Faure zeigten sie sich vorübergehend im Elysée, sobald aber die Herrschaft des großen Felix ein Ende genommen hatte, war es vorbei mit diesen aristokratischen Gesellschaften.

Wie andere große Herren war der Marschall ein Massenjäger, das heißt, er erblickte seinen Triumph in dem Niederknallen einer möglichst großen Anzahl behaarten und befederten Wildes. Nun ist das weiter keine Kunst bei den Hofjagden. Der Laie stellt sich die Sache gewöhnlich ganz anders vor, als sie ist, und wundert sich deshalb außerordentlich, wenn er liest, daß dieser oder jener

hohe Herr auf einer einzigen Jagd sechshundert Hasen, Fasanen usw. geschossen habe. Da denkt der Laie, der gesehen hat, wie der als Jäger verkleidete brave Bürgersmann am frühen Morgen auszieht, sechs Stunden lang Feld und Busch durchstöbert und schließlich vielleicht einen Hasen oder zwei Rebhühner nach Hause bringt, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen, und so ein hoher Herr müsse gleichzeitig aus wenigstens drei Dutzend Flinten schießen, mit sechs Dutzend Augen sehen und mit verhältnismäßig ebenso vielen Beinen und Armen arbeiten.

In Wirklichkeit ist die Sache weder wunderbar noch romantisch.

Die Hofjagden der französischen Republik finden zumeist in Rambouillet statt. Dort ist ein hübsches Schlößchen, worin der König Franz, der nämliche, der in seinem Löwengarten des Schauspiels wartete, gestorben ist und worin Karl X., der letzte direkte Erbe des französischen Königreichs, seine Abdankung unterzeichnet hat. Hinter dem Schlößchen liegen ein großer Park und ein noch viel größerer Wald. Dahin pflegen die Präsidenten der dritten Republik ihre Jagdgäste einzuladen, und besondere Eisenbahnzüge oder Automobile bringen die Herrschaften hinaus. Felix Faure, der einen offiziellen Sommersitz haben wollte, ließ das Schlößchen wohnhaft einrichten und verbrachte einige Sommermonate daselbst, vor und nach ihm aber sind die Präsidenten nur zur Jagd nach Rambouillet gekommen, ohne dort längern Aufenthalt zu nehmen oder auch nur zu übernachten.

Dort in Rambouillet habe ich eines Tages entdeckt, wie es kommt, daß die hohen Herren gleich ein paar hundert Rehe, Hasen und Fasanen erlegen können. Zwar hatte man mich nicht zur Hofjagd geladen, und es war auch gar nicht Jagdzeit, als ich den Park und Wald von Rambouillet durchstreifte, aber darum habe ich doch eine Menge Jagdwissenschaft aufgegriffen. Im Walde liegt dort eine wunderhübsche Försterwohnung, die mit allen großen und kleinen Nebenbauten fast wie ein großer Bauernhof aussieht. Und sie ist auch so was Ähnliches, denn der Förster hat da einen riesigen Hühnerhof, und seine Arbeit besteht im Grunde darin, diese Hühner und andere Tiere zu füttern. Die vermeintlichen Hühner aber, die auf dem Hofe herumscharren und in den kleinen Hütten rings um das Försterhaus wohnen, sind keine Gockel und Hinkel, sondern Fasanen. Natürlich sind sie so zahm wie irgendeine Hühnerschar auf dem ersten besten Bauernhofe, aber trotzdem sind es diese armen Tiere, die der Jagdwut des Hofes von Frankreich ausgeliefert werden. Am bestimmten Tage werden sie in Körbe gepackt und an der zur Jagd vorgesehenen Stelle losgelassen, damit die Hofjäger sie totschießen können. Die Tiere sind, wie gesagt, genau so zahm wie gewöhnliche Hühner und denken gar nicht daran, sich vor den Menschen, von denen sie bisher nur Gutes, nämlich Futter, erhalten haben, zu retten. Bei einer solchen Jagd muß der Jäger also genau ebensoviel Geschicklichkeit besitzen, wie wenn er sich vor den ersten besten Hühnerstall stellte und die auf der Hühnerleiter herunterkletternden Hennen herabschösse.

Das ist nicht alles, was ich in dieser Försterei von den Geheimnissen des modernen Hofjagdvergnügens erfahren habe. Der Förster hatte da einen großen Eber, der frei herumlief und seinem Herrn wie den andern Hausgenossen folgte, wie jedes andere Haustier. Das Tier hieß Jacquot, und wenn man seinen Namen rief, kam es heran. Ich fragte den Förster entsetzt, ob er am Ende gar seinen Jacquot den Jagdgästen des Präsidenten ausliefere, und dieser Barbar erwiderte achselzuckend: „Was wollen Sie, gerade auf diese große Jagdbeute sind die Herren erpicht."

Und als er sah, daß uns das gar nicht gefallen wollte, milderte er den Tatbestand etwas durch die Erklärung, zu gewöhnlichen Gelegenheiten gebe er natürlich den Eber nicht her, wenn aber ausländische Potentaten, russische Großfürsten oder ähnliche hohe Herrschaften kämen, dann müsse schon etwas Besonderes geschehen. Und außerdem könne man die Eber doch nicht lange behalten, denn wenn sie ein Jahr oder mehr alt seien, würden sie kollerig und könnten ihrer Umgebung gefährlich werden.

Also ist auch wohl dieser arme Jacquot den gewaltigen Nimroden der Hofjagden zum Opfer geworden. Übrigens wollen die Tiere sehr oft nichts wissen von dem drohenden Verhängnis. Als vor zwei Jahren der König von Spanien mit dem Präsidenten in Rambouillet jagte, flüchteten sich die armen Hasen immer wieder in die schützenden Körbe hinein, nicht weil sie das königliche Blei fürchteten, sondern weil draußen Schnee lag und ein kalter Wind pfiff, während sie in ihren Körben warm beieinander saßen. Die Forstgehilfen mußten die Tiere an Ohren und Beinen packen und direkt vor die Gewehrläufe schleudern. Und das nennt man dann ein edles Jagdvergnügen und dichtet Lieder über die Weidmannslust. Wenn die Herrschaften in die Schlachthöfe von La Villette in Paris gingen und dort ihre Kunst an den Ochsen, Kälbern, Schafen und Schweinen ausübten, so wäre das sicherlich genau ebenso ruhmvoll.

Zehn Minuten von der Försterei ist eine Schäferei, die dem Staate gehört und die dereinst von Marie Antoinette, die bekanntlich auch im Trianongarten die Schäferin und Bäuerin spielte, gegründet wurde. Die ersten Merinoschafe Frankreichs stammen aus dieser Schäferei. Nachdem wir die Ställe besucht und die Tiere beschaut hatten, konnte ich mich nicht enthalten, des Fasanenhofes der Försterei eingedenk, den uns herumführenden Mann zu fragen: „Sind diese Tiere auch für die Hofjagden Seiner Exzellenz des Präsidenten bestimmt?"



Das Petriquartett. Gemälde von Prof. Robert Sterl. Große Kunstausstellung Dresden, 1908.

Aber der Mann sah mich dumm an und hielt mich für verrückt.

Als der Marschall Mac Mahon sein Amt niedergelegt hatte, hörten die Massenschlächtereien im Walde von Rambouillet auf, denn sein Nachfolger Grévy haßte alles offizielle Zeremoniell und somit auch die Hofjagden. Er ging zwar selbst ganz gerne auf die Jagd, aber das machte er wie andere brave Bürger auch. Allein oder nur von einem oder zwei Leuten begleitet, streifte er durch den Wald, und wenn er dabei mehr Wild zur Strecke brachte als andere gewöhnliche Menschen, so kam das eben daher, daß er in dem mit Wild vollgestopften Walde von Rambouillet jagte. Aber wenigstens ließ er sich das Wild nicht vorfahren und vor die Flinte halten, um es dann niederzuknallen, wie es unter Mac Mahon geschah, und wie es später wieder Mode geworden ist.

Herr Carnot, der Nachfolger Grévys, hatte noch weniger Gefallen an der Jagd als Herr Grévy, aber er war sich seiner Pflichten bewußt und tat alles, was man von einem Präsidenten verlangen darf. Unter ihm wurde das ganze Hofzeremoniell ordentlich ausgearbeitet und festgestellt, und dann führte er alle Vorschriften mit der Genauigkeit eines sehr gewissenhaften und pünktlichen Beamten aus. Die Sache machte ihm zwar kein Vergnügen, da aber der Präsident auf die Jagd gehen muß, tat er es. Aber natürlich nicht allein. Er ließ sich nur dann in Rambouillet sehen, wenn das Zeremoniell eine Hofjagd vorschrieb, und diese Hofjagden wurden ungefähr so arrangiert, wie vorher unter Mac Mahon und wie nachher unter den andern Präsidenten der Republik. Die Förster und ihre Gehilfen suchten am Tage vor der Jagd die nötige Anzahl von Hasen, Fasanen, Rehen, Wildschweinen usw. zusammen und brachten sie in Körben, Kasten und Käfigen an den Ort, wo das Hofgemetzel stattfinden sollte. Herr Carnot, der bekanntlich immer aussah wie ein Leichenbitter, ließ dann seine Gäste drauflosknallen, solange wie das Zeremoniell einer Hofjagd es vorschreibt, und knallte auch selbst die vorschriftsmäßige Anzahl Schüsse ab. Da man ihm die Hasen vor den Gewehrlauf hielt, konnte er nicht umhin, etwas zu treffen. Mitunter aber ging der Schuß daneben, und einmal mußte der Ordonnanzoffizier Brugère eine Ladung Schrot absorbieren. Das ist allerdings kein Unglück, wie man aus den deutschen Witzblättern so gut wie aus der französischen Geschichte erfahren kann. Die Treiber bei den deutschen Treibjagden wissen, daß das Angeschossenwerden ein einträgliches Geschäft ist, und in Frankreich gibt es eine Familie, die seit anderthalb Jahrhunderten alljährlich 6000 Franken Pension erhält, weil ein Ahnherr auf der Jagd von dem Dauphin, dem Sohne Ludwigs XV. und dem Vater Ludwigs XVI., erschossen worden ist. Auch dem Obersten Brugère hat die Schrotladung aus der Präsidentenflinte nichts geschadet; er wurde gleich darauf zum General befördert und auch weiterhin mit möglichst schnellem Avancement bedacht, also daß manche Kameraden in der französischen Armee seither nicht aufgehört haben sollen, für sich selbst ein ähnliches Glück zu wünschen.

Aber Herr Carnot wurde nachher äußerst vorsichtig, und auch seine Nachfolger haben bisher keinen Offizier angeschossen. Herr Casimir Périer hatte gar keine Gelegenheit dazu, denn er war nicht lange genug Präsident, um irgendeine Hofjagd geben zu können.

Mit Felix Faure nahm der Hof der französischen Republik ein Gepränge an, wie man es seit den Tagen Napoleons III. nicht mehr gesehen hatte. So aristokratisch war dieser einstige Gerberlehrling, daß er sogar die Herzen der alten Aristokratie für sich gewann. Die Mitglieder des alten Adels, die man seit dem Abschiede des Marschalls Mac Mahon nicht mehr im Elysée gesehen hatte, fingen wieder an, sich einzustellen, und in allen monarchistischen Gemütern regten sich freudige Hoffnungen. Bei diesen Leuten, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, bildete man sich nämlich ein, gerade wie man sich das gleiche anfangs von Napoleon Bonaparte eingebildet hatte, Herr Felix Faure werde die Monarchie vorbereiten und freiwillig zurücktreten, um den echten Thronerben auf seinen Platz zu lassen, sobald das französische Volk in seiner Mehrheit reif für diesen Umschwung sei. Natürlich irrten sich die Monarchisten: wenn eine Monarchie zur Zeit Felix des Großen wirklich möglich gewesen wäre, so hätte es der große Felix ohne jeden Zweifel genau ebenso gemacht, wie vor ihm Bonaparte. Er hätte einfach die königliche oder kaiserliche Krone auf sein eigenes Haupt gesetzt. Abzudanken zu gunsten irgendeines andern wäre ihm niemals auch nur im Traume eingefallen. Sein unerwarteter plötzlicher Tod schnitt alle monarchistischen Hoffnungen ab, und die Erbitterung über diese Vereitelung ihrer Wünsche trieb die Monarchisten in die große Wut, die das sogenannte Attentat von Auteuil zur Folge hatte. Bei diesem Attentat wurde bekanntlich dem Präsidenten Loubet von dem Baron Christiani der Hut eingetrieben.

Unter Felix Faure wurden also auch die Hofjagden so fürstlich wie möglich eingerichtet. Felix selbst wachte über die genaue Ausführung des Zeremoniells. Keiner seiner Gäste durfte vor ihm schießen, und wer gegen diese Regel verstieß, wurde nicht mehr eingeladen. Die seinen Hofjagden beiwohnenden Minister, Senatoren, Deputierten usw. ärgerten sich darüber um so mehr, als alles Zeremoniell aufhörte, sobald ein allerhöchster ausländischer Gast erschien. Die russischen Großfürsten, die damals zu den ständigen Gästen am Pariser Hofe gehörten, und einige andere Mitglieder fremder Herrscher-

häuser fanden bei Felix Faure, der eben eine echte Parvenünatur war, genau ebensoviel Unterwürfigkeit, als er seinen eigenen Landsleuten Selbstüberhebung zeigte. Unter Felix gab es bei der Hofjagd, wie bei allen andern Hoffestlichkeiten eigentlich nur für die ausländischen hohen und höchsten Herrschaften, sowie für die Angehörigen des alten französischen Adels, die sich allmählich heranziehen ließen, ungemischte Freude. Die Volksvertreter und Staatsbeamten, die Herr Faure dem republikanischen Hofzeremoniell gemäß einladen mußte, fühlten sich dagegen recht unbehaglich, und jede diese Veranstaltungen machte den Präsidenten unbeliebter bei den Parlamentariern.

Unter Herrn Loubet und seinem Nachfolger, dem jetzigen Präsidenten Fallières, ist die Sache dann wieder etwas ins Gleichgewicht gebracht worden. Beide verstehen es zwar, wenn es sein muß, mit allerhöchsten Herrschaften zu verkehren, aber unter ihresgleichen fühlen sie sich mehr zu Hause, und auch als Präsidenten haben sie nicht aufgehört, ihre früheren Kollegen in Kammer und Senat für ihresgleichen zu halten. Auch haben weder Loubet noch Fallières das Beispiel Felix Faures befolgt, der in Rambouillet seinen Sommerhofstaat eingerichtet hatte. Herr Loubet verbrachte die Sommerferien auf seinem Gute bei seiner Vaterstadt Montélimar, und da war jede Etikette streng verbannt, und Herr Fallières geht ebenfalls im Sommer in seine Heimat, wo er seine Weinberge inspiziert und von irgendwelchem höfischen Zeremoniell nichts wissen will.

Die schönen Tage von Rambouillet sind also mit Felix Faure verschwunden, und nur noch in den Jagdmonaten, besonders im Oktober und im November, wird es wieder lebendig in dem Städtchen, im Park und im Walde, und dann belebt sich auch das Schlößchen wieder, damit die Gäste des Präsidenten ihren Jagdimbiß zu sich nehmen können. Die Sache ist jetzt gemütlicher und demokratischer, aber nicht nur die Großfürsten, sondern auch die Bewohner des Städtchens Rambouillet wären gar nicht unzufrieden, wenn wieder ein Präsident vom Schlage Felix' I. im Elysée einzöge. Leider sind die Hoffnungen, die sie seinerzeit auf den schönen Paul Deschanel gesetzt hatten, in die Brüche gegangen, und nun ist eigentlich kein Kandidat zu sehen, der sich als Felix II. auf den Präsidententhron schwingen könnte. Die französischen Hofjagden werden also vorläufig ihren republikanischen Anstrich behalten müssen.

Insomnia.

Ich kann nicht schlafen. Das Sternenlicht
Macht alle Fenster blau. Die Nacht
Schaut mir so furchtbar ins Gesicht
Und wacht und wacht.

Die Stunden taumeln ohne Sinn
Hinab, hinweg — ins andere Land,
An dessen unerforschtem Strand
Ich bald auch bin.

Morgen, morgen, da will mein Herz
Wieder leben und unbedacht
Sich erlaben an Lust und Schmerz
Bis in die Nacht.

Morgen, ach, da leb' ich nicht mehr,
Da bin ich drüben am bleichen Strand.
Schlummer winkt mir von ferne her,
Vom anderen Land.

Hermann Hesse.

L'Assunta.

Heiß brennt die Sonne auf die breiten Platten
Des Markusplatzes, und laut girrend schwirrt
Die Schar der Tauben, flattert, fliegt und irrt
Und findet Ruhe dann im Domesschatten.

Wie alles leuchtet, gleißt und flammt und flirrt!
Das Auge, das wir kaum erschlossen hatten
Zum Schaun und Staunen, will uns schon ermatten,
Von soviel Licht und Glänzen ganz verwirrt:

Da winket uns ein gastlich-offenes Tor —
Vor Deinem Werk, umstrahlt von mildem Licht,
Wird, Tizian, unser Schauen zum Gebet.

Maria steigt zum Himmelszelt empor,
Und heiliger Friede liegt auf dem Gesicht
Der Mutter, die zu ihrem Sohne geht.

Hans Caspar von Starken.

Mondaufgang.

Es drang ein Rauschen grüßend aus der Ferne,
Von Blütenträumen war die Nacht gewiegt,
Und auf den Wäldern lagen tausend Sterne,
Wie Silberschmuck auf jungen Locken liegt.
Und meine Sehnsucht spannte ihre Flügel
Und flog empor — und wußte nicht wohin:
Mit Lächeln auf dem schönsten Rosenhügel
Erschien die stille, blasse Tröstерin.

Hans Bethge.



Karikatur auf die Hutmode des Jahres 1804. Lithographie von Haller von Hallerstein.



Der Frauenhut. Von Dr. Walther Hoof.

In Berlin wird alles ruppig," pflegte der alte Fontane zu sagen, der doch der liebevollste Schilderer war, den dieses Milieu gefunden hat. Auf die modischen Hüte trifft das harte Wort in übertragener Beziehung ohne Zweifel manchmal zu. In Paris, noch mehr in London und Kopenhagen hat die entsprechende Schicht des kauffähig gewordenen Publikums schon mehr beruhigte Lebenskultur, regt sich nicht so nach der Modepfeife auf, handelt selbständiger und gelassener. Wien ist alter Kulturboden, mit viel Tradition für Feinheit und natürliche Grazie, aber freilich auch zum Teil mit krampfhaften ästhetischen Versuchen, sich jugendlich und modern zu zeigen. In Rom gibt es die hier in Frage stehende Schicht des Publikums eigentlich nicht. Dort gibt es die Wenigen mit dem Hute und die Vielen mit dem Kopftuch und dem Schleier. Italien hat ja seinen hohen Rang vor allem in Männerhüten. Daneben sieht man in den eleganten Läden der Via del Corso sehr modische und sogar sehr ihre exquisite Eleganz betonende Damenhüte. Aber sie erregen keinen Hohn. Die wirklich gebildete Germanin, sei sie Deutsche oder Engländerin, empfindet vielleicht, daß sie solchen Hut nie tragen würde. Er gehört in den Rang der allzu sichtbaren Schmucksachen, und er schreibt auch zu viel vor. Aber noch in seinem Superlativ ist dieser Hut vornehm, von einer noblen und zarten Feinheit, ich möchte sagen, von einer empfindlichen Sauberkeit in der Harmonie seiner gewählten Farbe, seines Putzes und seiner Form. —



Griechische Kopfbedeckung einer Tanagrafigur.

Von jeher hatte es kostümgeschichtlich der



Basler Patrizierin.
Ausschnitt einer Zeichnung von Hans Holbein.

Hut an sich, am augenfälligsten zu charakterisieren. Schon den frühen Königen der Ägypter wurde ihre kegelförmige Kopfbedeckung zum stilisierten Abzeichen, das man nachträglich daher ihre Krone nennt, obwohl es noch keine war. Der Hut ist denn auch weitere Jahrtausende ein Hauptsinnbild aller Arten von Herrengewalt, wie jedermann aus dem Wilhelm Tell von Geßlers Hute auf der Stange weiß und wie u. a. gewisse Lehnsformalien zeigen. Deshalb tut man den herrischen Hut ab, wenn man sich demütigen will, wenn man in die Kirche tritt oder, in abgeschwächter Bedeutung, gegen andere höflich sein will. Aber nicht bloß auf die erwähnte Weise oder als Doktorhut, Kurfürstenhut, Kardinalshut usw. wird die Kopfbedeckung zum Symbol. Sondern sie wird auch im Verhältnis der Geschlechter so verwendet, der Hut wird zum Sinnbild der eheherrlichen Stellung. Diese Rolle vertrat er sinngemäß bei den älteren Verlobungsformen. Der junge Mann band die Braut an sich durch den Ring, diesen schenkte er ihr —

Und das liebende Mädchen zur Gegengabe dem Jüngling
Einen prunkenden Hut und stattliche Bräutigamshemden,

wie der auf dem Lande wohlbewanderte Hölty singt. Der Prunk wird erst wesentlich, wenn die Hauptsache verblaßt. Im alten Sprichwörterschatz bedeutet noch „der Frau den Hut überlassen“ dasselbe, wie das Überlassen — der Hosen.

Beides trugen und hatten die Frauen eben nicht allezeit. Die Kulturgeschichte des Damenhutes ist jung. Viel jünger, als gemeinhin vorausgesetzt wird. Sein Aufkommen ist ein Hauptmerkmal für die Gleichachtung der Frau neben dem Manne. Sie hatten rechtlich und sozial schon vieles erreicht, als ihnen doch noch immer dieses typische Abzeichen einer eigenen Freiheitlichkeit versagt blieb. Sie trugen Kopftücher und Hauben von kostbarster Herrichtung und ziervoller Form, aber noch immer kam ihnen der Hut, den der „Herr“ trug, nicht eigentlich zu.

Diese Verspätung ist für das Wesen des weiblichen Hutes von entscheidender



Maria von Burgund als Braut des späteren Kaisers Maximilian. Unter Benutzung einer Handzeichnung im Germanischen Museum.

Bedeutung geworden. Als die Damen Hüte zu tragen begannen, war es längst vergessen, weshalb eigentlich der Mann den Hut vor anderen abnahm. Der Sinn der Zeremonie war erloschen. Und deshalb übertrug sie sich auf die Frauen nicht mehr. Die Dame kann mit dem Hut auf dem Kopf ihrer Königin entgegentreten. Sie hat auch im Hut ihre älteren Grußformen beibehalten, das freundliche Nicken oder die tiefe Verneigung. Nur in einigen Rudimenten berührt die Auffassung vom abzunehmenden Hute auch die Frau: zum Papst oder zu den Kardinälen in Rom gebietet die Vorschrift, mit dem schwarzen Spitzenschleier zu gehen. In die Kirche mag sie mit dem Hut gehen. In Spanien allerdings sieht man die Damen, die sonst Hüte tragen, noch viel mit der Spitzenmantille aus der Kirche kommen. Weshalb, weiß auch dort niemand mehr. Freundinnen mit Hut und mit Schleier gehen nebeneinander.


Fuggerin mit Barett. Nach einer Statuette des XVI. Jahrhunderts.

Da also bei den Frauen von vornherein das Grüßen mit dem Hut wegfiel, brauchte er nicht, wie bei dem unseren der Fall ist, so aufgestülpt zu werden, daß er durch die Kopfform selbst, und nur durch diese, festsitzt. Das hat die Frauen vor den bestenfalls praktischen Gebilden aus Pappe und Filz bewahrt, die unser Geschlecht zieren, und hat ihrer Erfindungskraft so ziemlich jede Form oder jedes Material anheimgegeben mit Einschluß jeder Zutat und Phantasie. So kann denn eigentlich aus allem ein Damenhut werden, vom Metallgestell bis zum Seidenfaden und zur zarten Spitze. Und bis zum zarten Kreppapier, woraus jetzt in England und auch schon bei uns junge Mädchen sich ihre billigen und hübschen Hüte zurechtstecken. Sie haben den weiteren Vorteil, daß man über die Vernichtung durch einen plötzlichen Regenguß lachen kann, und dadurch steigt bemerkbar die Bereitschaft zum Mittun bei fröhlichen Ausflügen zu Fuß oder Rad. In der Tat ist dem weiblichen Hute jede Zweckmäßigkeit und jede Poesie freigegeben, sie braucht — nur zu kommen. Vielleicht kommen denn auch einmal die holderen Charitinnen, denn Ceres, Pomona und Abundantia sind ja längst schon da.

Nun darf das vorhin Gesagte von der Jugend des Damenhutes nicht so verstanden werden, als habe es vor den neuesten Jahrhunderten keine Hüte für die Frauenwelt gegeben. Schon im Altertum gab es sie und gab sie zahlreich im Mittelalter. Nur waren sie noch nicht „Tracht“, noch kein Stück des schicklichen Anzuges für den Ausgang. Bei diesem gehörte sich der züchtig über den Kopf gezogene Mantel, der von der Antike aus seine Fortsetzung in der kopfverhüllenden spanischen Mantille findet, oder es gehörte sich das selbständige Kopftuch des Mittelalters und die daraus erwachsene Haube. Der Hut dagegen war, seinem behütenden Namen Ehre machend — während der heutige nur ein sogar recht empfindliches Ornament ist — eine Schutzvor-


Kopf der Judith aus dem gleichnamigen Gemälde des Lucas Cranach.

richtung gegen Unwetter und Sonnenbrand. Er entsprach also in jeder Hinsicht dem Schirm. Solche Schutzhüte, auf den übergezogenen Mantel gesetzt, verwendete die griechische Dame, wenn sie, was bei ihrer Einengung ins Haus selten vorkam, durch eine Reise oder anderen Anlaß genötigt war, sich länger der Sonne auszusetzen. Durch einzelne der reizenden Tanagrafiguren ist uns die genaue Vorstellung hiervon überliefert worden. Und aus demselben Zweck trugen manchenorts die bäuerlichen Feldarbeiterinnen im Mittelalter Hüte. Damals war Niederdeutschland, das alte „Sachsen", die Gegend, wo das lose Laub- oder Strohgeflecht, das man sich als billigsten Schutz um den Kopf tat, zu einer regelrechten Strohhutfabrikation geführt hatte. Sächsische Strohhüte waren seit den Ottonenkaisern berühmt und sind bis nach Italien gehandelt worden. Sie wurden zu einer Konkurrenz für die Kopftücher, und wir sehen die Leute oft mit ihnen abgebildet in den hübschen Miniaturen der mittelalterlichen Kalender, die die Jahreszeitenarbeit in Haus und Feld darstellen. Aber sie bleiben eine Zutat, die mit den Überstreifärmeln der Erntebinderinnen und solchen Dingen rangiert. Also gerade von der Dame wird sie abgelehnt. Ausnahmefälle sind nur scheinbare. So der der heiligen Magdalena in den spätmittelalterlichen Passionsspielen, die nach einem üppig-galanten Leben, das sich im Kostüm der Patrizierin vollzieht, alle Eitelkeit abtut und in die ägyptische Wüste geht; da ruft sie der Magd, die sie in diesem Moment noch hat, zu:

Nun gib mir her den Scheibenhut,
Der ist mir vor der Sonnen gut.

Der Hut in seiner Legendenwidrigkeit bezeichnet diesem Publikum, was die Legende will: das Verlassen des müßig-leichtfertigen Lebens und das büßende Herabsteigen in die Dienstbarkeit. — Nur indirekt haben die alten Strohhüte dennoch auf die Entwicklung eingewirkt und ihren praktischen Wert durchgesetzt.



Johanna von Aragonien.
(Anfang des XVI. Jahrhunderts.)
Ausschnitt eines Gemäldes von Raffael.

Rubens mit seiner Frau Helene Fourment und Sohn im Garten spazierend.
Ausschnitt des Gemäldes in der Münchener Pinakothek.



Elisabeth, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz im Wallensteinhut.
Ausschnitt des Gemäldes von Adriaen van der Venne im Reichsmuseum zu Amsterdam.

Im ganzen kommt es auf diesen praktischen Wert in der Mode ja weniger an. So in der Geschichte der Frauenhüte auch. Der Hut nimmt zwar die verschiedensten Anläufe, um im Zeichen des Vernünftigen, Einfachen die Frauenwelt zu erobern, vom XVI. bis ins XVIII. Jahrhundert. Aber immer noch vergebens. Man empfindet zu sehr das Bäuerinnenhafte in ihm, die ländliche Arbeit; das macht ihn unmöglich. Wir haben also eine Sachlage, die die wandelreiche Mode dann gerade umgekehrt hat. Später im XIX. Jahrhundert unterscheidet der Hut die Dame von dem Dienstmädchen, das in bloßen Haaren oder im gekrausten Häubchen geht, soweit es sich nicht neuestens auch den Hut schon beigelegt hat — und was für einen oft! In den älteren Jahrhunderten dagegen lehnt die Dame immer wieder den in der Tracht auftauchenden Hut auf die Dauer ab, um bei der Haube zu bleiben. So will er sich in den kalvinischen Niederlanden einbürgern, dann bei den Frauen der englischen Independenten, aber es sind Episoden. Gerade in Holland erringt die Haube einen vollen reaktionären Sieg, der bis heute in den Bürgerständen nachzuspüren ist.

Es hilft auch nicht viel, daß die Maler den Hut der Frau lieben und sich geflissentlich um seine Einführung bemühen. Denn sie empfinden das kompositionelle Mißverhältnis, das den weiblichen Körper mit einer prächtig vollen Tracht umgibt und gerade dann den Kopf ohne Gegengewicht läßt. Wie Holbein seine wundervollen Kostümfiguren Baseler Patrizierinnen entwirft, setzt er der einen einen großen federgeschmückten Landsknechtshut auf. Aber die Frau Dorothea Meyer geb. Kannengießer und die beiden knienden Frauen des Bürgermeisters auf der Darmstädter Madonna muß er doch bei ihrer großen Haube lassen, ebenso wie die vornehmen Ladies in England. Cranachs Experimente mit seinen großen roten Hüten entsprechen dem realen Verhältnis nicht besser, weshalb er auch ganz tolle Streiche damit wagt; sie sind ihm eben nur eine Spielerei, wie die Goldketten seiner Venusdamen auch. Später ist es Rubens, der nacheinander seine beiden Frauen mit dem Hut darstellt, Isabella Brant in dem hohen Spitzhut mit der aufgeschlagenen breiten Krempe und Helene Fourment mit dem großen „Rubenshut“ mit Feder. Und Rembrandt etliche Jahre später genau so. Aber es sind eben ihre eigenen Gattinnen, denen sie



Saskia im Rembrandthut.
Ausschnitt aus dem Gemälde Rembrandts in der Königl. Galerie zu Kassel.

ihre eigenen Hüte aufsetzen, sind Frauen und Modelle eines Künstlers. Wo dieser jedoch stilvolle Ehepaare als Pendant für die Familie zu malen hat, bekommt der Mann den Hut und die Frau die Haube oder allenfalls die bloße Frisur. So von Rubens' Königinnen bis zu Rembrandts bürgerlichen Amsterdamerinnen.



Ausschnitt eines Gemäldes von E. Vigée-Lebrun.

Etwas anders liegt es schon, wenn ein Motiv der Keckheit die Frauen lockt, der dämmernden ersten Emanzipation. Da wirft das munter geschürzte Landsknechtsliebchen das schickliche Kopftuch ab, schämt sich nicht, die dicken, blonden Flechten zu zeigen, und setzt darauf einen der feinen Federhüte von ihrem Schatz. Und nicht lange, da erfolgt der Angriff gegen die zudeckende große Kopftuchhaube auch bei den ehrbaren Frauen, sie greifen zum feinen Haarnetz und kokettieren mit der Kopfbedeckung der Männer. Das ist also im XVI. Jahrhundert. Im großen und ganzen ist es mehr das Barett der Männer, an das sie sich wagen, obwohl auch der damalige spanische Hut in der Frauenmode herumflackert. Der Ausgang des Unternehmens ist aber weder Barett noch Hut. Sondern ein unvermuteter: durch den Sieg über das verhüllende Kopftuch wird die Bahn frei für die „Frisur".



Schäferin.
Ausschnitt eines Gemäldes von A. Watteau.

In ihrem Zeichen stehen das XVII. und XVIII. Jahrhundert, stehen die Modezeiten Louis quatorze, quinze, seize. Der Hut mit Straußenfedern, Agraffen und Edelsteinen wird nun vorläufig erst recht zum Männerattribut. Er kostet ungeheure Summen, und dabei gehört es zum schicklichen und noblen Edelmann, ein Dutzend oder mehr verschiedene in Schränken und Truhen vorrätig zu haben. Dagegen schließt die Frisur der Dame einen gnädigen Kompromiß mit dem Rest der unterlegenen Haube. Das ist die „Coiffe", die man doch nicht ganz entbehren will, um sie putzend mit verwenden zu können. In mächtigen, schwankenden Wellenlinien zieht die Frisur durch die Modebewegung dieser beiden Jahrhunderte ihre Bahn. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und van Dycks ist sie bei breitstattlichen Kleidern ganz niedrig, die Löckchen rollen gedreht auf Stirn und Nacken herab. Dann steigt und schwillt sie an bis zur Fontange, die im ganzen von 1680 bis 1720 währt, senkt und hebt sich in neuen Kurven. Und endlich erreicht sie unter Marie Antoinette die abenteuerlichste Extravaganz, zu der sie es in der gesamten Weltgeschichte, allen Festschmuck der Samoanerinnen und Otaheitierinnen eingerechnet, gebracht hat.

Bis zu 60, ja, wie schwer glaublich behauptet wird, zu 150 Zentimetern Höhe türmen sich diese Gebäude auf, die wir hier ja nicht zu beschreiben haben. Kurzum, es wird erreicht, schon damals, was heute wieder das Endziel des Hutes zu sein scheint, das Gesicht gegen die Mitte der Figur herabzudrücken. Wei unsinnig angezogene Kinder oder kurz-



Marie-Antoinette.
Ausschnitt aus dem Gemälde von E. Vigée-Lebrun.

beinige Zwerginnen sehen diese Prinzessinnen und Marquisen auf den Darstellungen aus. Natürlich sind solche Haargebäude nicht möglich ohne ausgiebige Verwendung von Zutaten, von „coiffe“. Und daher überflügelt auf einmal der Coiffeur, was ihm ja noch jetzt in unserer deutschen Muttersprache nachgeht, den bloßen Friseur, den Haarkräusler nebst dem Perückenmacher. Man gründet sogar eine exklusive Académie des coiffeurs, und diese Herren mit besserer Kundschaft fahren wie die Sanitätsräte im Wagen zum Besuch ihrer „Klientinnen“ umher.

In Marie Antoinette, der Tochter Maria Theresias, steckten anfänglich Vorsätze von wohlmeinender Einfachheit, wie das auch bei anderen Fürstlichkeiten vorkommt. Aber allzu willig verzichteten sie, sich gegen die größere Lust des Gegenteils, des Schwelgens in luxuriös „geistreichen“ Erfindungen zu behaupten. Erst als die Haare der Königin dünner und die Zeiten schreckhaft deutlich wurden, sank die Coiffure à la monte du ciel rapide wieder ins Menschliche herab, und damit war nun dieser ganze Paroxysmus auf einmal erschöpft. Um die Zeit der beginnenden Revolution trägt man niedere Frisuren und auf ihnen — irgend etwas. Genauer läßt es sich nicht sagen. Auch die höfische Vorschrift, die 150 Jahre lang von Versailles aus Europa regiert hatte, ist erschöpft. Anstatt der Vorschrift übernehmen plötzlich die Tendenzen die Führung.

Oben auf der Riesencoiffüre waren zuletzt Bedachungen von bunter Seide gespannt gewesen. Diese bleiben zum Teil. Sie erreichen jetzt die unmittelbare Nähe des Kopfes, als Turbane und als große, topfförmige oder lampenschirmartige Hauben mit oder ohne Spitzen. Schon in ihnen liegen verschiedene Motive, die wir auch später und gerade allerneuestens in Damenhüten wiederkehren sehen. Vor allem aber wird nun wirklich Raum für den Hut. Es ist nicht nur der Platz verfügbar geworden, wohin er gesetzt werden könnte, sondern auch die Gesinnung für ihn ist da, eben durch die Revolution. Wie man sagen kann, das Jahr 1848 habe mit Sicherheit eines gebracht, das Rauchen auf der Straße, so hat die große Revolution, die den Köpfen, männlichen und weiblichen, an sich ungünstig war, doch den Hut für die letzteren durchgesetzt.

Bekanntlich ist unser Deutschland das Land, das die wertvolle Gelehrsamkeit oder Dichtung und Kunst der einzelnen Völker erst zum universalen Weltgut macht,



Mrs. Siddons.
Ausschnitt aus dem Gemälde von Thomas Gainsborough in der Nationalgalerie zu London.

von Homer und Shakespeare an. Eine ähnliche Rolle vertritt wieder Frankreich auf allen Gebieten, die sich zur breitesten Öffentlichkeit eignen, von den politischen Ideen bis zur Kleidertracht. Aus England bezogen war das ganze Arsenal und Zubehör der Revolution. Von dort hatte Montesquieu seine politische Anschauung genommen, Rousseau seine durch ihn radikalisierte Rückkehr zur Natur, Voltaire und die Enzyklopädisten die Naturwissenschaft als Grundlage einer Weltanschauung. Durch England, dessen bürgerliche Familienromane man verschlang, entstand in Frankreich die sentimentale Bürgerfreundlichkeit des herrschenden Kreises, deren schlaffen Unwert ihm bald genug der tiers état zum Bewußtsein brachte. Aus England kamen ferner das Reiten und die Ballspiele im Freien, die vor Ende des XVIII. Jahrhunderts



Modekupfer von D. Chodowiecki zum Göttinger Taschenkalender. 1778.

eifrige französische Mode wurden, und nicht anders ist auch von dort über Frankreich der endliche Sieg des Damenhuts gekommen.

England hatte eine andere Gesellschaft als das absolutistische Frankreich. Sie war weniger höfisch als aristokratisch, sie drehte sich um kein Versailles, sondern lebte und besuchte sich auf ihren Landsitzen. Diese Männer und Frauen erschöpften ihre Festlichkeiten und Vergnügungen nicht im Ballsaal, im Visitenmachen oder gar im „Lever", das nach dem Vorbild des Hofes in Frankreich die festländischen Damen bis in den Bürgerstand herunter als Besuchszeit ansetzten, die drum doch nicht unbequem früh am Morgen lag. In England kam man nicht bloß in der Sänfte oder Kutsche ins Freie, wie die gebückt mit ihren hohen Coiffüren darin kauernden französischen Damen. Hier ritt und jagte man, stand früh auf, spielte im Park frische Jugendspiele und ging spazieren. Wenn die Männer aus dem französischen Just-au-corps — denn die Tracht in den Grundzügen kam nun einmal aus Frankreich — sich einen derben, am Kragen aufzuklappenden Reitrock zurechtmachten, so übernahmen die englischen Damen aus den Versailler Frisuren nur so viel sie wollten, und setzten darauf anstatt Coiffe und Haube einen ländlichen Hut, den sie geschmackvoll genug zu tragen wußten. Diese Damen im Hut sehen wir auf den Bildnissen und Familienbildern der bekannten feinen englischen Porträtisten in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts.



Ausschnitt aus einem Gemälde von B. Hilaire im Louvre zu Paris.

Alles Hüte, die, so verschieden sie sind, uns anheimeln. Ja, die geradezu wie die sind, die man in den jüngeren Jahren getragen hat, ob leicht oder schwer, ob aus schwankem, feinem Geflecht



Mme. Louise-Elisabeth de France.
Ausschnitt des Gemäldes von Mme. Guiard im Museum zu Versailles.

gewichts nicht um ihren Sinn gebracht werden, mit anderen Worten, die Silhouette darf im oberen Teil keine bedrohlich kippende Überfracht erlangen. Sofern jene das vermeidet, wird sie die immer wieder siegende sein, und deshalb liegt im kompositionellen Schwergewicht des Hutes eine dauernde Norm, die viel mehr als beim Kleide die ständige Wiederkehr der beinahe gleichen Formen verbürgt.

Aus England kommt dann die Liebe für diesen Hut nach Frankreich. Aber was dort Sachsinn und einfacher Geschmack gewesen, wird in Frankreich, wie so oft, Effekt, Schlagwort, Prinzip. Drum tragen den Hut, noch zur Zeit des Königtums, zuerst die Damen mit stärkerem Esprit, die Parteigängerinnen der geistigen Vorrevolution, die Sensationellen. Nicht so auf den Geschmack als auf das Bekenntnis kommt es an, und auf letzteres ausschließlich seit dem Siege der Revolution und des Jakobinertums. Man macht und schmückt den Hut von Anfang beflissen auffällig, weil er an sich beachtet werden soll. Oder umgekehrt wieder macht man ihn möglichst simpel, um die Egalité zu dokumentieren. Ja man setzt ihn oben auf die Haube,

bestehend und zart mit Tüll umkraust, oder ob mächtig garniert. Die Hüte der Herzogin von Cumberland (Gainsborough) oder der Mrs. Siddons trug man um 1904 wieder; den der Lady Peel (Lawrence) könnte man jetzt tragen, und bei Romneys Amy Lyon sieht man einen richtigen Glockenhut mit — Automobilschleier, der hier natürlich das alte Bindeband gegen den Wind ist. Diese Hüte sind groß und mehr oder minder kräftig garniert, aus einem richtigen Verständnis der Frau für sich selbst. Das ganze System der weiblichen Tracht mit dem Rock, die körperliche Form selber in ihrer Überkleidung verlangt ein richtig abgemessenes Gegengewicht, und deshalb ist — der Kapotthut so schrecklich. So erfüllen denn diese englischen Damen zuerst mit sieghaft bleibender Geltung, was die Holbein, Rubens, Rembrandt gewollt. Natürlich darf diese Ästhetik des Gleich-



Zuschauerinnen beim Einzug Napoleons in Berlin am 27. Oktober 1807.
Ausschnitt eines Gemäldes von Charles Meunier.

weil diese so bürgerlich ist. Allmählich sondern sich dann zwei Richtungen heraus. Entweder man trägt als Dame einen hohen, zylindrisch-kegelförmigen Hut mit breiterer Krempe. Das ist das Pendant zum Zylinder, zum leichtumbänderten englischen Männerhut, der damals auf dem Festland zum Abzeichen der politischen Aufgeklärtheit, zum Gegensatz gegen Hof und Zopf, Dreispitz und Dreimaster wird. Oder man wird als Dame ländlich, markiert die treuherzige Suzon und die fleißige Jeannette, was nun auch mit dem Strohhut geht und nicht bloß mit dem Häubchen.

Den Sieg des Hutes hält jetzt nichts mehr dauernd auf. Man ist schon veraltet, wenn man — wie zwar viele tun, auch Frau von Staël — das ehemalige Seidendach der Coiffüre als Turban trägt, à la turque. Selbst die plötzliche Griechenmode im Kostüm, hervorgehend aus einem Gemisch von Sehnsucht nach Rousseauscher Natur nebst Entkleidung und von offizieller nationeller Inszenierung, vernichtet den Hut nicht wieder. Die einen der vergnügten schönen Pseudogriechinnen tragen zwar Bänder und priesterliche Binden oder vestalische Schleier im antik frisierten Haar. Die minder von der vermeintlichen Wissen-



Lady Amy Lyon.
Ausschnitt aus dem Gemälde von George Romney in der Galerie des Barons v. Rothschild in London.



Mme. Sériziat im Costume à la grecque.
Ausschnitt des Gemäldes von J. L. David im Louvre zu Paris.

schaft regierten, die bald die Mehrzahl sind, finden, daß auch zu der „Chemise“ sehr kokett ein leichter, niedergebundener Strohhut steht, ein idealer Bäuerinnenhut. Und er übersteht dann auch, mit einiger Mühe, das Empire, die steife kaiserliche Stilisierung des angeblichen Griechengeschmacks. Denn das Empire poussiert zwar wieder mit bewußter Absicht die Turbane, Schleier und feinen Kopftücher, weil sie jetzt minder naiv, minder demokratisch als die Strohhüte sind. Diese Kopftücher des Empire werden auf eine enge Weise umgewunden, die bei praktischer Bequemlichkeit nicht ohne Reiz ist. Man sieht sie in der Gegenwart ganz ähnlich bei jungen Däninnen in den Gärten und im sommerlichen Seebad.

In dieser runden Verengung ums Gesicht stimmen somit nun Seide, Musselin und Stroh als Kopftuch und Hut überein. Und damit wird der letztere zur „Kiepe“. Schon bei den Merveilleusen des Directoire um 1795 hatten sich dieses Stutzen der hinteren Krempe und das runde Verlängern der vorderen angekündigt; einzelne Hutgestelle von damals sehen ganz wie lächerlich vergrößerte Jockeimützen aus. Die Kriege der Republik und Napoleons gegen England nebst den von England in die Front geschickten Fest-





Hutmoden aus einem deutschen Modenblatt des Jahres 1825.

landsmächten machen dann der Britenschwärmerei der Franzosen ein Ende. Das Festland aber geht, trotz des Kriegszustandes, mit der Republik und dem Kaiserreich in der Mode. Und deutscher Geschäftsinstinkt sucht nun das originale Frankreich, dessen Modejournale nicht so bequem in Masse über die feindlichen Grenzen kommen, stellvertretend abzulösen, indem die kupfergestochenen Almanache und Trachtenbüchlein von Göttingen, Augsburg, Leipzig, Berlin die Rolle der europäischen Modequelle für französische Neuerungen übernehmen. Allgemein aber siegte jetzt mit diesen der Strohhut.

Er drang deshalb weiterhin auch in die Volkstracht ein, die ja die Eigentümlichkeit hat, sich ruckweise immer zum Spezialitätenmuseum verschollener Moden zu machen und sie in Einzelheiten eine Zeitlang starr aufzubewahren. Denn eigentlich ist der Strohhut keine ländliche ‚Tracht‘. Nur ein Schutzmittel war er gewesen. Volkstracht war das Kopftuch (Haube) in vielen charakteristischen Anordnungen. Das ist es weitverbreitet heute noch, im Osten und in Skandinavien, Holland, Belgien, Frankreich, Italien mehr als bei uns, auch im Elsaß ist die Flügelhaube vielleicht gerade durch die Herrschaft Frankreichs bewahrt worden. — Wer heute die „Kiepe“ so, wie sie vor hundert Jahren Mode war, getragen sehen will, der muß nach Mecklenburg und Pommern gehen. Dort tragen sie die Bäuerinnen, wenigstens die am Herkommen haltenden, als Tracht, und ebenso tun es die Warnemünder Fischerfrauen. Sonst noch hat der Sieg der weiblichen Strohhüte die hauptsächlichsten Einflüsse auf die Volkstracht geübt in den Vierlanden und anderseits im Schwarzwald.



Sommerhut vom Jahre 1825.
Ausschnitt aus einem Pariser Modeblatt.

Mit dem Beginn des XIX. Jahrhunderts haben wir den Damenhut der Mode bis an den Punkt geführt, wo am besten die Illustration seine unmittelbare Veranschaulichung übernimmt. Wieder überdauert er etwas, nämlich den Versuch nach 1815, eine Art vorrevolutionäre Mode ins Werk zu





Sommerhüte aus „Le Moniteur de la Mode", Paris, 1825.

setzen. Bekanntlich gelang dies auch beim Kleide nicht. Das Empirekleid blieb und wurde nur ratlos nervös, wie man es am besten ausdrücken kann. Der zuversichtlichere Hut blieb gelassener Sieger und entnahm sich aus den rückwärts gewendeten Versuchen nur, daß er selber, der Hut, sich ja ebenfalls aus den feinen gewobenen Stoffen und Spitzen der Hauben und Coiffen herstellen lasse, daß er auf das Flechtwerk allein nicht angewiesen sei. Daneben verbündet er sich bereitwillig mit der Blumenliebe der Biedermeierzeit. Und mit dem sotanen Sinn für größeren Putz, der über die Bänder oder Schleier hinausgeht, gelangt er dann zur Feder und ganz weiterhin zum toten Vogel.

Die Kiepe bleibt immer. Also eine Grundform, bei der die Krempe unregelmäßig, sozusagen heftig mondförmig ist. Im einzelnen duldet sie freilich die mannigfachsten Variationen, die den Eindruck gänzlich zu verändern vermögen. Die Größe und Öffnung des Krempenrandes wechseln stark. Mehr als einmal, am drastischsten von 1830 ab, steht er den Damen wie der Schalltrichter der neuesten grammophonischen Höllenmaschinen ums Gesicht. Was aber in allem Wechsel für die Kiepe unerläßlich ist, das sind die Bindebänder ums Kinn, die sie im letzten Ursprung aus England hatte, obwohl sie dort nur aus praktischem Grunde angewendet worden waren. Sie bleiben deshalb auch — vorläufig — dem Kapotthut, der das wohlgeborene Kind des alternden und erlöschenden Kiepenhutes ist.

Und damit ergründen wir, weshalb der Kapotthut sich für die verheiratete Dame ziemt. Er ist, schön oder nicht, der legitime Hut, der den geraden Weg des Herkommens wandelt. Mag er, wie



Damenhüte des Jahres 1837. Ausschnitt aus dem Gemälde „Die Parade vor Friedrich Wilhelm III." von Franz Krüger. Original im Königl. Schloß zu Berlin.

sonst nur der Stromerhut tut, seine Krempe im Laufe der Jahrzehnte verloren haben, es bleiben ihm noch die Bänder. Dann vergißt die heute erwachsene Generation auch dieser. Aber nun lebt er, wie ein zäher Wurm, nach Verlust all seiner Glieder weiter, lediglich ein verstümmelter Hutkopf oder ein Rest von ihm. Seine Lebenskraft kommt aus seinem guten Gewissen. So bleibt er eines der erfreulichsten Wahrzeichen für die Zeitbeständigkeit des gedankenlos Korrekten.



Moderner Hut.
Aus dem Atelier von M. Gerstel in Berlin W. 56.

Der inkorrekte Gegner nun aber, der begehrliche Neuerer, der offenbar etwas denkt, das ist der runde Hut. Um die Zeit, als der alte Kaiser Prinzregent von Preußen wurde, tritt er auf. Schrecklich emanzipiert, bänderlos, unerhört! Was „will er“? Denn man setzt natürlich voraus, wie bei Revolutionären oft sehr irrtümlicherweise, daß er etwas will. Und mit dem Scharfsinn, der den Hütern des Herkommens innewohnt, entdecken sie es: dieser ungebundene Frechling von einem Hut soll natürlich den Damen die Männer erobern helfen. Namentlich denjenigen Damen, die schon besorgt werden, weil ihre Lenze so ergebnislos hinrinnen. Deshalb tauft ihn der Witz der Entrüstung: „letzter Versuch“. Oder im — verheirateten, noch schlimmeren Fall: „Amazonenhut“.

Aber keine noch so gute Sitte hält die Mode auf. Und in der Mode wird jedes aufkräuselnde Wellchen zur Flut. Ein Friedrich Wilhelm III. zog lange Hosen (anstatt seidener Kniehosen) an, Päpste werden Luftballon fahren und Institutsvorsteherinnen mit ihren jungen Entlein am Wannsee baden. Nicht lange, und das verworfene Sinnbild schamloser weiblicher Koketterie sitzt auf den ehrwürdigen Häuptern der eifrigsten Klatschbasen. Und auf denen der unschuldigen Backfischlein. Nebenbei gesagt, war sein Ursprung nicht so unmoralisch gewesen. Denn eigentlich wollte er nur ein schattender Sommerhut ohne hitzende Kinnbänder sein, und als solcher war er allerdings eine Anlehnung an den männlichen Calabreserhut. Genau dasselbe Spiel hat sich seitdem wiederholt, indem der gewöhnliche hartkantige, kleine Strohhut der jüngeren Männer teils aus Billig-, teils aus Bequemlichkeit von englischen und anderen jungen Damen aufgesetzt und mit der Hutnadel festgesteckt wurde.

Der Männerhut siegt also auf den weiblichen Köpfen, wenn er dort nett und hübsch ist. Sonst aber nicht. Anita Augsburg mit dem schwarzen Melonenhut hat auf diesem Gebiete noch keine Erfolge zu verzeichnen gehabt.





Rosen- und Federnhut von M. Gerstel in Berlin W. 56.

So setzt also um die Zeit, da Bismarck das preußische Steuer in die Hand bekam, der neuere runde Damenhut sein Daseinsrecht neben dem Kiepenhut oder der Kapotte durch. Die weitere Geschichte wird auch hier bezeichnet durch Indemnität, mit nachfolgender Versöhnung von rechts und links. Die konservative Kapotte und der fortschrittliche Ungebundene bekommen Verständnis füreinander, sie tauschen Ideen aus. Der runde Hut zieht zunächst die demokratisch breite Krempe ein. Er hat noch kein Jahrzehnt seines Alters erreicht, da ist er mit dem kleinsten Plätzchen an der Sonne, bald über der Stirn, bald über dem Chignon, zufrieden, so genügsam, wie nur je die gute Tante Kapotte. Und diese wohlerzogene Dame denkt schon halb und halb daran, die Bänder loszumachen ... So tänzeln sie aufeinander zu, und eines Tages liegen sie sich in den Armen.



Mlle. Jeanne Prévost von der Comédie française.

Dann erschrecken sie doch. Höflich sanft löst sich ihre Umarmung, und sie wenden sich wieder voneinander. Aber die Kapotte erfährt nun, daß man derlei nicht ungestraft begeht. Wie in der Politik — solche Umarmungen sind tödlich für den älteren Teil, wenn er auch die Ehren davon hat. Die Kapotte starb daran.

Dem „runden Hut" aber, wie die nachhinkende Kostümgeschichte ihn noch nennt, gehört die Zeit. Er hatte sich so niedlich gemacht, damit die alte Madame Kapotte auf seine verehrungsvolle Annäherung eingehen sollte. Sein Ernst war das nicht. Sobald er nur eben aus der Umarmung heraus war, durch die er gesellschaftlich legitimiert wurde, zeigte er rücksichtslos, wes Geistes Kind er sei. Er wuchs und wuchs. Damit beschäftigt er sich noch.

Er hat die Schlagworte der Zeit erfaßt und das von den unbegrenzten Möglichkeiten, wenn man nur dreist ist, nicht zuletzt. Die Krempe, oft an Größe den Schraubenflügeln der Linienschiffe gleichkommend, hat die gleichmäßige Rundung wenigstens als Prinzip aufgegeben. Oder sie geht auch zurück, und dafür wächst der Hutkopf zum nachthaubenähnlichen Ballon oder breiten Topfzylinder. Wir spüren, daß dieser Moderne der glückliche Universalerbe ist, nicht bloß in direkter Genealogie, sondern auch der Erbtanten bis zum Revolutionshut, ja bis zur Coiffe à la monte du ciel zurück ...

In der Tat, man weiß nicht, was noch werden mag. Ein Kostümhistoriker hat einmal den Satz hingeworfen, daß immer den großen Umwälzungen der Geschichte eine besondere Extravaganz der weiblichen Kopfzier vorausgegangen sei. Etwas scheint daran wahr —: die Frisuren des spätkaiserlichen Rom erzählen davon — die burgundischen Hauben vor der Zeit des untergehenden Rittertums und der Reformation, die Unersättlichkeiten Marie Antoinettes und der Untergang des ancien régime. Man braucht aber darum noch nicht mobil zu machen. Immerhin fehlt auch die innere Logik jener Beobachtung nicht ganz. Denn für jede Zeit sind ihre Moden ein Spiegel, und die Signatur der unseren ist allerdings die Hast des Überbietens, das augenfällige Versagen der Maßstäbe und viel, viel leichtwiegender breitspuriger Bombast.





Ein Sommertag. Gemälde von Prof. Walter Conz. Große Kunstausstellung Dresden, 1908.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wie ich Schriftsteller wurde. Von Ernst Zahn.

Wie ich Schriftsteller wurde? Ich weiß es augenblicklich selbst nicht, aber laßt mich besinnen. Wo lag der Anfang? Schau, schau, nun bin ich schon auf dem Wege in die Jugend zurück, in die ferne, ferne Jugend. Wie tief hinein das geht! Wie in einen Wald, in dem die Erinnerungen die Bäume sind! Immer wieder öffnet sich ein Pfad und immer wieder, so viele, daß man gar nicht weiß, welchen man zuerst betreten soll. Und man möchte sie doch alle gleichzeitig gehen. Jeder lockt, jeder ist einem lieb, auf jedem liegt eine Sonne, wie man sie lange, lange nicht gesehen. Nun werden Menschen in diesen Waldgängen sichtbar. Die seltsame köstliche Sonne liegt auf ihren Scheiteln und Stirnen. So schöne, gütige Menschen, denen das Herz entgegenbrennt, gibt es heute nicht mehr. Das sagt die Erinnerung, die gerne zu viel sagt, die alles Ferne ins Übermaß verschönt.

Aber diese Menschen! Laß sehen! Da ist die eine! Eine hohe, dunkel und einfach gekleidete Frau! Ihr Gesicht ist ernst und blaß, der Mund herb, der Scheitel glatt gekämmt und grau. Sie reicht mir die Hand. Ich weiß, wie sie mich liebt, denn die Hand zittert jetzt von einem leisen Empfinden der Scheu und war doch einst stark und voll Macht über den Knaben. So haben sich die Zeiten gewandelt, die Werte verschoben.

Mutter! Wie war ich zaghaft vor Deiner Strenge, und nun bebt Deine Hand, und ich weiß, daß Du noch immer nicht recht begreifst, wie Dein Sohn, dem Deine Führung so not war, vor andere hinaus getreten, etwas geworden ist. Nun ist die heimliche Zaghaftigkeit an Dir!

An die Gestalt der Mutter knüpft die Erinnerung an, wenn sie mir erzählt, wie und wann ich zuerst — geschriftstellert habe. Damals war das Schriftstellern noch ein Schönschreiben, ein mechanisches Hinmalen schöner, tönender Worte, ein Zusammenfügen fremder Gedanken, daß sie wie etwas Selbgedachtes erschienen. Es ist bezeichnend, daß das erste Gedicht auf dem gelben Umschlage eines Kalligraphieheftes stand. Das Herz schlug mir, als ich es, dessen Stoff bei Freiligrath gestohlen, dessen Reime ein Muster von Ungeschicklichkeit waren, in der Mutter Nähkorb schmuggelte. Die Verse habe ich längst vergessen, die Umstände, unter denen ich sie zu „veröffentlichen" gedachte, weiß ich noch wohl. Da steht der Mutter kleiner Nähtisch am Fenster. Sie selber sitzt davor und entnimmt ihrem Arbeitskorb mein Gedicht. Die Sonne fällt auf ihr kummervolles Gesicht — sie hatte damals viel Kummer, die Mutter —, sie liest und legt das Blatt beiseite. Weder Freude noch Unmut steht in ihren Zügen ausgedrückt, aber sie spricht: „Du würdest besser mehr Fleiß in der Schule zeigen, als Dich mit dergleichen beschäftigen."

Wie blind so ein zwölfjähriger Junge ist! Zornig geht er beiseite, weltschmerzlich bewegt, weil man ihn nicht versteht, ihm Schwingen lähmt, die ihm wachsen wollen. Nun er längst ein Mann geworden, sieht er viele Dinge, die ihm damals verborgen gewesen: Die Muttersorge und die Mutterliebe, vielleicht auch schon die Mutterfreude. Sie lagen in denselben Worten, um derentwillen er sich damals verkannt glaubte.

So weit zurück also mußte ich gehen, um herauszufinden, wie „ich Schriftsteller wurde".

Jenem Gedichte in der Mutter Nähkorb folgten andere. Es waren zumeist gereimte Huldigungen an Menschen, für die des Knaben Herz sich entzündete. Auch diese Menschen tauchen aus den Waldwegen der Erinnerung auf, nun ich die schauerlichen Verse neu durchstöbere, die ihnen gewidmet waren. Da ist die gütige und ängstliche Großmutter, die die Kirchenglocken nicht läuten hören konnte, ohne daß ihr die Augen feucht wurden. Sie ging früh aus meinem Leben hinaus, und eines meiner ersten Gedichte besingt die Tote. Ein ehrlicher Schmerz bebt in dem unbeholfenen Gereimsel. Diese früh verstorbene Großmutter aber hat dem Enkel ein Erbteil hinterlassen. Ihm fließt, wie ihr, das Blut schwer durch die Adern. Wie ihr das Läuten der Kirchenglocken, wühlt ihm alles Schöne und Hohe, alles Schwere und Dunkle die Seele auf. Ein Wort, über das andere lächeln, ein bedeutungsarmes Geschehnis vermögen ihn in allen Seelentiefen zu treffen, ihm alle Mühen der Lust oder Qual zu schaffen. Viel weiter also noch als in die Knabenjahre geht das Werden des Schriftstellers zurück. Es begann, als er seine überempfindsame Seele empfing.

Das Nähkorbgedicht und seine Nachfolger vergingen. Wie der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert sein soll, so waren die Wege durch die Schulklassen aufwärts mit heimlichen Versen besät. Wie habt Ihr des überspannten Kameraden gelächelt und von Herzen gelacht, Ihr Jugendfreunde, gespottet und Euch verächtlich gewandt, je nachdem Euch die Laune stand! Und Ihr hattet recht; denn er war ein Spinner und Träumer, und Ihr ließt ihn in der Schule weit hinter Euch. Das Herz war ihm zu unruhig, der Kopf zu wirr für die rüstige Arbeit, die ihm unter Euch fortgeholfen hätte. So war er lange ein schlechter Schüler. —

Eines Herbstes kam ich in das Breidensteinsche Institut in Grenchen, wo wir an die neunzig Schüler beisammen saßen. Da fand ich den ersten Lehrer, der mich zu packen wußte. Das alte Glücksspiel des Verstehens von Lehrer zu Schüler! Jener Lehrer verstand mich. Er erteilte den Deutsch-Unterricht. Ich weiß nicht, wann er zuerst meinen Aufsatz lobte, aber er warf etwas in meine Seele, das zündete. Auf einmal brannte der Ehrgeiz, wo früher Gleichgültigkeit gewesen. Noch standen ein paar Kameraden über mir. Nun holte ich sie ein, einen nach dem andern, bis zuletzt nur einer übrig blieb. Mit diesem rang ich ein Jahr lang um die Palme, wer den besten Aufsatz schriebe. Dann blieb mir der Sieg. Es war ein kindisches Spiel, bei dem der Fleiß mehr als die Begabung den Ausschlag gab, aber es war doch ein früher Abschnitt im Werdegang des — Schriftstellers.

Es gärte in mir während der Schulzeit. Viele leben diesen Sturm und Drang im Innern und kommen doch nicht dazu, für die Übermacht ihres Empfindens einen Ausfluß zu suchen. Sie zwingen das Wogen in ihrer Brust und werden gesetzte, tüchtige, klaräugige Menschen, ergreifen einen Beruf oder ein Studium und lächeln bald über die Zeit, da ihre Seele eine Harfe war und — der Hand wartete, die ihr Töne entlocke. Doch ich vergaß, eines entscheidenden Ereignisses Erwähnung zu tun, das sich unmittelbar an meinen zürcherischen Schulbesuch schloß. Eine Winterfahrt in die Berge leitete es ein. Der neue Schienenweg über den Gotthard war gebaut. Mein Vater war zum Pächter der Bahnhofrestauration in Göschenen gewählt worden. Noch ahnten nicht viele den gewaltigen Aufschwung, den die neue Bahn nehmen würde. In Göschenen stand ein kleines Bahnhofgebäude, und mein Vater wurde Inhaber der schlichten Wirtschaft. Ich kannte Göschenen nicht und die Berge nicht. Ein fünfzehnjähriger Knabe, ein mühsam und voll Unlust sich nacharbeitender Schüler des zürcherischen Gymnasiums, wurde ich anfangs Dezember 1880 von meinem Vater dieser Schule entnommen und dazu ausersehen, ihn nach dem Gotthard zu begleiten. Schweren Herzens verließ ich Zürich. Weihnachten stand vor der Tür. Für Mutter und Geschwister sollte in wenigen Tagen im Hause des Großvaters, wo sie wohnten, der Weihnachtsbaum brennen! Ich sehe mich noch: Der Kopfhänger senkte die Stirn noch tiefer als sonst, und neben der heimlichen Spannung und Freude auf die große Veränderung seines Lebens brannte in seinem Innern die alte Qual eingebildeten Mißkanntseins.

Eines unruhigen Dezembermorgens hieß es Abschied nehmen. Es war ein tränenreiches Scheiden; der weichherzige Knabe weinte ohnehin bei allem, was wider seine Hoffnung ging.

Der Vierwaldstättersee, damals noch der Zuweg nach Uri, lag schwarz und herrisch zwischen den Bergen, als wir Luzern erreichten. Wir hatten eine stürmische Fahrt, als zürnten die Wasser dem jungen waschlappigen Menschen, der sie befuhr, packten und schüttelten ihn: Du da, sieh zu! In dem rauhen Land, wo du hinziehst, ist der Ort nicht für flennende Weichlinge!

Über dem Reußtale lag es wie grauer, am Boden schleichender Rauch. In Flüelen wartete die Schlittenpost. Dann begann eine lange, mühselige Fahrt durch Schnee und Sturm bergzu. Fröstelnd, körperlich und seelisch krank, lag ich in einer Ecke des Schlittens, den Kopf gegen das offene Fenster geneigt. Das Flockenwirbeln, das dicht hinter Flüelen angehoben hatte, wurde toller, je höher die Schlitten zogen. Das Geräusch der Pferdehufe, der Glocken an den Halftern der Tiere hörte auf. Der gewaltige Schnee verschlang die Laute. Nur zuweilen knarrte die Straße unter schwerer Schlittenkufe, und zuweilen wieder sprang der Sturm heulend am Schlitten vorbei. Und der Sturm langte durch das Fenster nach meinem Kopfe, wehte das Haar in die Stirn, und kühle Flocken machten einen jungen Scheitel weiß. Mein Vater saß neben mir, sprach nicht viel, wechselte nur dann und wann mit den übrigen Passagieren ein paar Worte und blickte sonst still aus dem Fenster, nicht in die Gegend wohl, sondern in eine Zukunft, die dem vom Glück nicht Verhätschelten noch so unklar war wie der Nebel, den sein Blick nicht durchdrang. Die Fahrt schien endlos. Die Nacht brach herein, und immer noch zogen die Schlitten lautlos durch den Schnee, und immer noch umsausten sie Sturm und Flockengetriebe. Als wir Göschenen erreichten, schlich ich ins Gasthaus und zu Bett, ein müder, mürber Mensch.

Mein Vater und ich bewohnten ein schönes, großes, schwer zu erheizendes Zimmer. Am andern Morgen erhob sich mein Vater früh, um talabwärts unserem Hausrat entgegen zu fahren. Der Möbelwagen war stecken geblieben, der Schnee versperrte ihm den Weiterweg. Das rauhe Land faßte die fremden Eindringlinge hart an. Nun saß ich den ganzen Tag allein im Gasthause, das körperliche Übelbefinden hatte sich etwas gehoben, allein die seelische Qual wuchs. Zwischen dem kleinen Speisesaal des Hotels und dem kalten Zimmer ging es an diesem Tage hin und her, und das Heimweh schlich flüsternd hinter mir. Hei, wie es das zu rühmen wußte, was ich im Tale zurückgelassen! Die Lippen zuckten mir. Der tränenverschleierte Blick suchte das Fenster. Draußen brauste der Sturm noch immer. Der Schnee wuchs und wuchs. Und wenn die schwarzen Nebel sich für kurze Zeit hoben, so gaben sie dunkle Mauern frei, die das Tal eingrenzten und dem Blick die Ausschau wehrten. Schwarz stand der Wald dort unterm weißen Schnee, und düstere Wände dräuten nach dem Dorfe nieder. Das drückte. Das engte die ohnehin geängstigte Seele ein.

Wir hatten einen kleinen Kanarienvogel mitgebracht. In seinem Holzkäfig stand er im kalten Zimmer, plusterte die Federn und hing das Köpfchen. Vogel und Knabe froren bis ins Innerste.

Das war der erste Eindruck, den ich von der neuen Heimat empfing. Er verstärkte sich noch mit der Zeit. Das Verlangen nach den offenen Weiten des Tals, nach den Freuden der Jugendzeit, nach Geselligkeit begann sich immer mächtiger zu regen, und als es nicht erfüllt wurde, hob des Knaben Seele, gepeinigt von den Schmerzen unerfüllter Wünsche, wieder an zu klingen, wie sie schon früher in Liedern geklungen hatte. Es war noch dasselbe stammelnde Reimen, aber in den Versen aus jenen Zeiten schrie ein mächtiges Empfinden, ein wirklicher, nicht mehr nur ein eingebildeter Schmerz.

Die Zeit ging. Reisen nach der französischen Schweiz, nach England, auch nach Italien unterbrachen den Aufenthalt im dunkeln Bergland. Dann aber hieß es seßhaft werden. Da lernte, der sich zwischen den düsteren Bergen so fremd gefühlt, zu ihren Füßen eine Heimat finden. Noch blieb ihm das unklare Verlangen nach der Freiheit des Ausblicks, das Empfinden drückender, kerkerhafter Enge, aber andere Eindrücke traten hinzu. Der Gefangene begann seinen Kerker zu sehen, nicht mehr nur, was unerreichbar außer ihm lag. Und, siehe, dieser Kerker war erträglich.

Abermals ein paar Monde, und, siehe, der Kerker hatte seine stillen, heiligen Schönheiten:

Den letzten Sonnenstrahl, der wie ein goldgefiedertes, flugbereites Vögelein auf einer hohen Felsenspitze saß!

Die stumme, weiße Nacht, da das Lampenlicht in den Dorffenstern, die kleinen, roten Funken im Schnee und hoch oben im schwarzen Himmel das Blinken der Sterne das allein Lebendige waren!

Und wiederum den Frühlingssturm, der Tannen warf und Lawinen löste und dessen Stimme wie Hornruf durch Dorfgasse und Felsenschluchten schrie!

Allmählich versuchten die Lieder des Jünglings ein Echo für diese gewaltigen Stimmen der Natur, ein Spiegel des wundersamen Landes zu werden. Er, der bisher nur in sich selbst hinabgesehen, der geglaubt hatte, daß das Lied seiner eigenen unreifen Seele der Welt etwas zu bedeuten vermöchte, lernte schauen, was Großes und Hohes in seiner Umgebung lag. Wohl dauerte es auch dann noch lange, bis der Blick genügend geschärft war, bis er auch das Kleine in der Natur und bis er den Menschen zu sehen lernte.



Ernst Zahn.

Die Lehre für das väterliche Geschäft war beendet. Ich wurde zur Mitarbeit darin herangezogen. Kaum hatte ich nun in Göschenen festen Wohnsitz genommen, so wurde ich in den Gemeinderat des Dorfes gewählt. Es war eine Zufallswahl. Der Vater war vorgeschlagen worden und hatte die Wahl abgelehnt. Da rückte der Sohn an seine Stelle. Wie wichtig der junge Mensch sich damals dünkte! Dann traten die ersten Amtspflichten an mich heran. In die erste Zeit meines amtlichen Wirkens fiel die Einweihung des Denkmals für den Erbauer des Gotthardtunnels auf dem Dorffriedhofe. Ich sprach bei der Denkmalenthüllung ein Festgedicht und hielt meine erste Rede. Ein gütiger Freund brachte das Gedicht in eine Zeitung, und sein Verfasser wagte es von da an, dem gleichen Blatte von Zeit zu Zeit Verse, auch Prosastücke einzusenden, die Annahme fanden und gedruckt wurden. Damit war äußerlich der Weg zum Schriftstellertum angebahnt. Das, was inzwischen zur innerlichen Förderung und Ausbildung beitrug, bemerkte ich damals kaum, weiß es erst jetzt, da ich in Gedanken die Tage noch einmal erlebe. Im Umgang mit den Bauern, mit ihnen arbeitend, meine gegenteilige Ansicht gegen sie verfechtend, lernte ich das

Volk kennen und verstehen, unter dem ich lebe. Ich sah auch da zunächst, wie früher in der Natur, nur Äußerlichkeiten: den stämmigen Körper, die hohe, kluge Stirn, den wallenden Bart des Mannes aus dem Volke. In den heldenhaften Körper hinein dichtete ich eine starke und große Seele. Aus dem schmächtigen, durch äußere Gebresten oder Mißgestaltetheit gezeichneten Menschen, mit den kleinen, schlauen oder bösen Augen, mit dem Ausdruck von Verschlagenheit um den Mund, formte ich, obwohl er vielleicht der harmloseste Gesell der Welt war, den Bösewicht. Aber während ich so Menschen zeichnete, die mir überlebensgroß an Kraft und Güte oder unnatürlich und unbegründet schlecht von Charakter gerieten, lernte ich, ohne es zu ahnen, weiter. Da saß ich im Gemeinderat, hielt mich vermöge meiner bessern Schulbildung für überlegen und meinte Großes für die Gemeinde zu bedeuten. Langsam, langsam aber lehrten die Bauern, die mit knapper, stockender jetzt und jetzt mit zorniger, ungeschlachter Rede über das Wohl der Gemeinde beratschlagen halfen, den Städter, daß ein gesunder Menschenverstand, Erfahrung und festes Selbstbewußtsein mehr sind, als alles in der Schule Angelernte. Er stutzte, wurde kleinlauter, begann mit anderen Augen in sich hinab und um sich zu blicken.

Im Jahre 1892 beteiligte ich mich an einem Preisausschreiben eines schweizerischen Familienblattes und erhielt mit der Erzählung „Kämpfe“, meiner ersten längeren Arbeit, einen Preis. Allerlei Selbsterlebtes war in dieser Erzählung mit Gehörtem und Geträumtem zu einem Ganzen gesponnen, das vor einer ernsthaften Kritik nicht stand zu halten vermochte. Alle die tränenfrohe Weichheit des noch nicht in sich gefesteten Jünglings kam in der Novelle zum Ausdruck. Etwas Theatralisches war an ihren Helden. Das Bedürfnis war noch immer nicht überwunden, in die wundervolle Natur Menschen zu setzen, die an äußeren Vorzügen mit ihr Schritt hielten.

Mit der Veröffentlichung des ersten Buches fiel ein anderes Lebensereignis zusammen: meine Verheiratung.

Es steht ein kleines Gut hinter dem Dorfe Göschenen am Weg nach der Göschener Alp. Dort haftet eine der Wurzeln, aus denen der Schriftsteller Kraft zum Schaffen saugt. Zwei Dinge machen neben der Veranlagung den Künstler: die Gabe des äußerlichen Sehens und die innere Klarheit. Wer aber zum Frieden, zur inneren Klarheit kommen will, der scheide sich vom Wirrwarr der Welt, nicht einsiedlerisch, nicht für immer, aber doch für den Hauptteil seines Lebens und sammle ein paar liebe Menschen um sich, mit denen und für die er lebt.

Die Gründung eines eigenen Hausstandes beeinflußte mein Schaffen wohl anfänglich kaum. Ein paar Liebesgedichte, wie sie in der, 1894, ein Jahr nach der Veröffentlichung der Erzählung „Kämpfe“ erschienenen Gedichtsammlung „In den Wind“ stehen, gelingen jedem warmherzigen Menschen ähnlich oder besser. Aber ich glaube zu wissen, daß die Ruhe der Anschauung, eine gewisse Milde in der Beurteilung der Menschen, die man späteren Werken nachsagt, damals ihre Keime empfingen, damals, als mein eigenes Haus entstand, und daß sie wuchsen mit dem Empfinden der Ruhe und des Glücks, das den Ehemann und Vater mit den Jahren überkam.

„In den Wind“, das Bändchen Gedichte, dessen zweite Auflage längst vergriffen ist und das keine weitere erleben soll, enthielt, wie gesagt, eine Sammlung von unfertigen und durch keinerlei Eigenart sich auszeichnenden Versen. Ihm folgte ein kleiner Novellenband „Echo“, in dem neben vielem Minderwertigen eine kurze Erzählung „Der Lug“ Aufnahme gefunden hatte, die zum ersten Male bei der Kritik eine lobende Erwähnung fand. Für „Kämpfe“ hatte ich mein erstes Honorar erhalten. Zum Ehrgeiz, sich gedruckt zu sehen, trat die Freude am eigenen Erwerb, und neben den beiden durfte sich allmählich das Bewußtsein heranbilden, daß es Leute, Redakteure, kleine Zeitschriften gab, die meinen Erzeugnissen einen gewissen Wert beizumessen schienen, sie gerne entgegennahmen. Welch eine Welle freudigen Stolzes quoll damals in der Seele auf! Das spätere Leben hat nichts so Ursprüngliches und nichts so Mächtiges mehr.

Schritt für Schritt ging es weiter. Die Redaktion der „Neuen Zürcher Zeitung“ nahm eine kleine Skizze „Treulos“ an. Damit hatte dem Schriftsteller ein Blatt seine Spalten geöffnet, das auf ein literarisch wertvolles Feuilleton sieht. In der gleichen Zeitung erschienen dann nacheinander zwei größere Erzählungen: „Der Guet“ und „Der Büßer“, die in der engeren Heimat Anerkennung fanden. Mit einer dritten Novelle vereint, gab der Verlag von Th. Schröter in Zürich sie ein Jahr später als Buch heraus, und der Erfolg war insofern nennenswert, als bald eine zweite Auflage nötig wurde. Auch die Kritik hatte von dem Buche, das den Titel „Bergvolk“ führte, mancherlei Gutes gesagt. So war ich voll Hoffnung und voll Arbeitsfreude. Es entstand zunächst mein Roman „Erni Behaim“. Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, täglich eine Stunde im Göschener Tal mich zu ergehen. Die Wege sind wenig begangen. Das Tosen der Reuß dringt zu ihnen empor und erstickt die Laute vollends, mit denen Menschenschritte oder Menschenstimmen sie beleben könnten. Die Tannen rauschen im Winde, und gewaltiges Leuchten blendet den Wanderer, wo im Westen der Dammagletscher ihm den Weiterweg vermauert. Um jene Zeit las ich in alten Chroniken von Göschenens vergangenen Zeiten, vom Wirtshaus am Wasen, wo die Pest gewütet, vom dunkeln und mächtigen Bielwald, der einst das jetzt durch Lawinen und Menschenhände gerodete Tal be-

deckte und den Weiler Abfrutt vom Dorfe Göschenen schied. Vor meinen Blicken, während ich tagtäglich einsam meine Gänge tat, wuchs eine versunkene Welt empor. Sie bevölkerte sich mit Menschen, und die Menschen lebten ihre Geschichte. Mit heißem Eifer ging ich an mein erstes, umfangreicheres Werk. Als es vollendet war, wagte ich den großen Schritt und bot es einem angesehenen deutschen Verlag an. Es wurde angenommen. Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, bei der beinahe alle meine Bücher erschienen sind, hat es verlegt. Allein sie wagte nicht, eine größere Auflage zu drucken. Das Buch wurde in nur 500 Exemplaren hergestellt. Wie recht der Verlag hatte, bewies der Erfolg. Der Roman wurde kaum gekauft, und als ich bald darauf dem Verleger eine Novellensammlung anbot, wurde mir der humoristisch-höfliche Bescheid, daß jener mir keineswegs zürnen würde, wenn das neue Buch anderswo erschiene. Ich wendete mich darauf mit meinem neuen Buchmaterial an den Huberschen Verlag in Frauenfeld, den angesehensten, den die Schweiz besaß, und daß ich das tat, habe ich als einen besonderen Glücksfall zu betrachten gelernt. Huber verlegte die Erzählungen unter dem Titel „Neue Bergnovellen", und sie fanden ordentlichen Absatz. Ein Jahr später ließ ich bei der Deutschen Verlagsanstalt, mit der ich inzwischen die Fühlung nicht verloren hatte, die Novellensammlung „Menschen" erscheinen. Dann aber übergab ich Huber in Frauenfeld meinen Roman „Albin Indergand". Wiederum waren es das Land, das ich durchstreifte, und seine Geschichte, die mich zu diesem Buche anregten. Der Schauplatz seiner Handlung ist das Dorf Wassen mit seinem auf grünem Hügel ragenden weißen Kirchlein, seinen Lawinenschrunden und mit seiner Erinnerung an die schweren Kämpfe des Jahres 1799, da ein Trüpplein Urner todesmutig und lange die Übermacht der Franzosen in Schach gehalten. Das Buch wäre vielleicht wie seine Vorgänger mit keinem oder einem halben Erfolge über den Büchermarkt gegangen. Sein Verleger aber hat „es gemacht". Ich freue mich, hier eine Dankesschuld abtragen und erzählen zu können, wie der damalige Inhaber des Huberschen Verlags, der jetzt sich längst in den verdienten Ruhestand begeben, mit tiefer und ernster Anteilnahme das Buch las und wieder las, dem Verfasser zu Änderungen riet und Korrekturen mit ihm besprach, wie er feilen und glätten half, und wie dann sein Sohn des Vaters Freude zu seiner eigenen machte und während jener bei der Herstellung des Buches unermüdlich mitgeholfen, dieser nun zur Verbreitung seine ausnahmsweise, freudige und wirkungsvolle Hilfe lieh. Der Roman erlebte einen großen Erfolg. Seine Auflagen wachsen noch immer. Der Verleger öffnete ihm weite Wege.

Das äußere Werden des Schriftstellers ist mit dem Vorhergesagten erzählt. Es möge mir gestattet sein, von der inneren Entwicklung noch weiter zu sprechen, wie sie sich mir selbst jetzt — vielleicht irre ich ja — darstellt.

Zur Zeit, da „Albin Indergand" entstand, war es noch immer die Freude am äußeren Geschehnis, die mir die Feder führte, noch gingen überlebensgroße Menschen durch meine Erzählungen und lebten gewaltige Schicksale. Das plastische Bild war mir mehr, als das innere Erlebnis. Vielleicht vermied auch der Schaffende, während er arbeitete, nicht ganz, an den Leser zu denken und sich im voraus der Wirkung einzelner Szenen auf diesen zu freuen. Da kam wiederum das Leben, der Alltag und nahm den Menschen in seine harte und gesunde Lehre, dämpfte Hoffnungen, versagte heißen Wünschen die Erfüllung, zerschellte Luftschlösser, die er hoch ins Blaue baute, und ließ manche Sehnsucht ungestillt. Ehrgeiz machte er klein, und Stolz wandelte er in Demut. Und je mehr der Mensch lernte und erlebte, je bescheidener er wurde, um so mehr gewann der Schriftsteller. Sein Schaffen verlor den Charakter eines Ringens nach Erfolg und wurde zum Trost in Kummer, zur Zuflucht in Rastlosigkeit, zum Feiern nach Mühe und Tageslärm. Aus seinen eigenen Zweifeln und Nöten und Lasten heraus lernte der Mensch die Menschen verstehen. Es war ihm, als sänken Schleier von seinen Augen, und immer tiefer sah er hinab in die Gründe der Seelen. Da erst erkannte er den Wert seines Berufes, seine Heiligkeit und seine Schwere. Er weiß, daß er ihn nie auslernen wird, aber er will auch des Lernens nie müde werden. Er sah, daß nichts der Untiefen, des Verschleierten mehr birgt als eine Menschenseele, aber auch, daß es nichts Schöneres gibt, als ihren Rätseln nachzusinnen. Während er die Menschen zu verstehen strebte, wurden sie ihm lieb, und während er nun von ihnen schreibt, Gutes oder Böses von ihnen erzählt, ist keiner, an dem nicht sein Herz hinge. Denn auch das hat der Schriftsteller erkannt: Keines Menschen Sündhaftigkeit ist so groß, daß ihm nicht in einem Herzenswinkel eine Reue bliebe, und niemand ist, der so gut und stark und rein wäre, als daß nicht auch an ihm Schlacken hafteten.

Was sind wir Menschen doch ein törichtes Geschlecht, das vor einander ewig in Masken geht! Bruder und Bruder! Vater und Sohn! Weib und Mann! Keiner kann über sich selbst hinaus, keiner vermag sich völlig zu vergessen und im andern aufzugehen. Wir schlagen Brücken zueinander und eilen, uns mit leidenschaftlichem Verlangen in des anderen Arme zu werfen. Unser Sichfinden ist Seligkeit und — einander zu halten vermögen wir nicht. Eigene Gedanken und Wünsche, Sorgen und Hoffnungen sprießen uns ewig. In sie versponnen geht jeder wieder über seine Brücke zurück, und jeder lernt es einmal, wie er im Grunde inmitten aller Liebe einsam ist.

Wie manchem, der mir feind ist, sehe ich mit geheimem Lächeln ins finstere oder drohende Auge: Wozu unsere Feindschaft? Sie kann nicht länger dauern als unser Leben, und das ist ein Nebel, den jeder Wind zerbläst. Über wie manchen, der mich liebt, muß ich sinnen: Wann werde ich Dich verlieren, mein Freund? Wohl möchten wir Freude und Not miteinander teilen, aber es wird der Tag kommen, da meine Not Dir eine fremde Not sein und da mein Herz bei Deiner Freude nicht vermögen wird mitzuklopfen!

Ich lernte an den Menschen. Ich suchte diejenigen, in deren Land ich wohnte, zu verstehen. Dann ging ich anderen nach, aus den Bergen hinaus, ins Tal, in die weite Welt. — —

Soll ich noch weiter davon reden, wie meine Bücher entstehen?

Einst brauchte ich Geschehnisse und Schauplätze, stellte Menschen in diese und ließ sie von jenen mit fortgerissen werden. Jetzt habe ich nur Menschen und gehe ihnen nach, sehe sie durch das Land wandeln, in das ihr Schicksal sie führt, und sehe ihre Schicksale aus ihnen selbst sich gestalten.

Und woher ich die Menschen habe?

Heute begegnet mir einer am Wege, vom Zufall hergeführt, sein Blick fällt mir auf, sein Gesicht, vielleicht auch seine Not oder sein Glück, und nun läßt er mich nicht. Nun muß ich hin und muß von ihm erzählen, habe nicht Ruhe, bis ich mich von ihm und seinem Leben freigeschrieben habe. Und wiederum gehen viele andere Gestalten wie in Nebeln an mir vorbei, tauchen jäh auf und verschwinden. Man weiß kaum, daß man sie gesehen. Aber nach Jahren vielleicht steht ihr Bild plötzlich auf dem Spiegel der Seele: Sieh' mich! Schildere mich! Fremde Menschen werden so zu lieben Bekannten.

Im Grunde aller Schilderung freilich steht noch immer das eigene Erlebnis; ein eigenes Leid weint hier aus scheinbar fremdem Leid, ein eigenes Glück jauchzt dort aus der Erfüllung fremden Wunsches, nur liegt immer eine gewisse Gefahr darin, eigene Seelenzustände, eigene Erfahrungen und Schicksale seinen Romanhelden unterzuschieben. Man täuscht sich zu leicht über den Wert dessen für Dritte, was einem selbst wichtig dünkt. Die Versuchung liegt nahe, bei der Schilderung von Kleinigkeiten liebevoll zu verweilen, und damit die Gefahr, langweilig zu werden.

Ich bin Schriftsteller geworden. Wenn ich so zurücksehe, so ist mir, als hätte ich selbst kaum etwas dazu getan. Es war ein innerer Drang, der sieghaft sich auswuchs. Die Stille und Größe der Natur, in der ich lebe, ließ ihn gedeihen. Und immer größer wird die Freude an meinem Berufe und die Ehrfurcht vor ihm. Ich habe mir einen zweiten daneben erhalten, den ich nicht gering schätzen möchte, dessen ich mich freue, als meines eigentlichen, den Körper ermüdenden Tagewerks. Ich führe das von meinem Vater übernommene Wirtsgeschäft. Auch diese Arbeit ist mir lieb geworden. Dafür erzogen, in langen Jahren hineingewachsen, habe ich das Bedürfnis, ihm treu zu bleiben. Man wundert sich darüber. Ich aber sage: Der Wechsel von Arbeit zu Arbeit ist besser, als der von Arbeit zur Ruhe, und meine mehr körperliche Tätigkeit im Geschäfte hat bewirkt, daß die andere, die des Schriftstellers, mir als Erholung erscheint. Nun gibt es auch Menschen, die sich fragen, wie man Zeit finde, und wieder andere, die mit dem Wort Überproduktion rasch bei der Hand sind. Ihnen möchte ich antworten: Die Verhältnisse haben mich gelehrt, meine Zeit einzuteilen, die Stunde zu nutzen, wo sie sich mir bot. Not macht fleißig. Es kam allmählich, daß die Mußestunden des Schriftstellers selten wurden, daß ich sie suchen mußte. Aus dem Suchen wurde Erwartung, Sehnsucht. Und siehe, wenn man die Zeit suchte, fand sich doch manche Stunde. Sie reihen und reihen sich in einem Jahre. So wundert Euch nicht, wenn das Ergebnis eines Jahres ein scheinbar großes ist, nach dem Quantum der geleisteten Arbeit gemessen, wundert Euch vielmehr, daß das Leben so viel Zeit hat, so viel herrliche Zeit, die sich nützen läßt.

Immer größer, sagte ich vorhin, wird die Freude am Berufe. Daran ist einesteils die innere Befriedigung, der Arbeitstrieb und die Arbeitsfreude schuld. Aber es wäre töricht zu leugnen, daß auch der äußere Erfolg seinen Anteil daran hat. Ich meine damit kaum den geschäftlichen, den man nach Auflagen berechnet. Ich meine damit die stille Anerkennung, welche die Arbeit des Schriftstellers bei seinen Lesern findet. Als ich vor einiger Zeit für die arme Familie eines verunglückten Bergbauern mich an die Mildtätigkeit meiner Lesergemeinde wendete, da flossen mir — mir wurde bang vor Freude — so reiche Mittel zu, daß ich jene Armen ein für allemal der Not des Lebens zu entheben vermochte. Das war ein Dank, vor dessen Größe ich fast erschrak, weil er nicht nur Anerkennung, sondern auch neue Forderung barg und ich nicht sicher bin, ob die Kraft ausreichen wird, die Forderung zu erfüllen. Aber auch dieser Dank noch ist es nicht, an den ich dachte, als ich von dem Werte des Erfolges für den Schaffenden sprach ... Ich will von stillen Briefen ein weniges verraten, von denen Schichten und Schichten in meinen Schränken liegen.

Da schreibt eine Frau aus dem Volke, schlicht und herzlich und kurz: „Lieber Ernst Zahn, Du hast mir Freude gemacht!"

Und ein Mann, der an einer der höchsten Stellen seines Landes steht, gibt der Genugtuung Ausdruck, die das Wirken für die Heimat ihm bringt, spricht von geistiger Kameradschaft, und sein Dank klingt aus in das wohltuende Wort: „Arbeite jeder an seinem Ort und für die Größe seines Vaterlandes!"

Da spricht ein anderer: „Ich war daran, mein Leben weg zu werfen. Aus Deinen Büchern habe ich mir Kraft geholt, es weiter zu tragen.“

Eine Mutter schreibt: „Ich habe einen Sohn, ein liebes und hochbegabtes Kind, das sein inneres Gleichgewicht nicht finden kann. Alles habe ich an ihm versucht, alles schlägt mir fehl. Der Sohn droht mir zu verkommen. Weißt Du mir nicht Rat, Mensch, der Du die Menschen kennst?“

Und eine andere Frau öffnet ihr schuldgepeinigtes Herz und will ein Urteil, ein Wort, das ihr hilft, das Bewußtsein ihrer Sünde zu tragen.

In diesen heimlichen Briefen liegt der Segen meines Berufes. Sie bringen viel Ernstes, das Gefühl der Verantwortung, das Empfinden der Unzulänglichkeit alles Könnens, die Sorge um fremdes Geschick, aber sie stärken auch und erquicken, sie erheben und sie machen milde. — — — — — — —

Nun ruft mich andere Pflicht vom Schreibtisch ab, wo ich eine Stunde gesessen, um über mich selbst nachzudenken und von mir selber zu erzählen. Ich schrieb und schrieb, Gedanken um Gedanken, wie sie in wirrem Gemisch sich boten. Ich schrieb und versuchte, das wahr und ehrlich zu sagen, was ich empfand. Ich dünkte mich nicht wichtig genug, um andern von mir zu sprechen. Weil aber andere mich wichtig gemacht haben, versuchte ich zu sagen, was von mir selbst mich dünkt.

Indessen leuchtet das herrliche Heimatland, und das reiche Leben wogt durch seine Fluren und Städte. Staunend und mit klopfendem Herzen sehe ich seine Schönheit und seines Lebens trübe und heitere Bilder. Ich werde — wenn mein Tag noch weilt — vieles zu erzählen haben von dem, was ich sehe. Ob mein Weg weiterführen darf zur ersehnten Höhe, weiß ich nicht. Doch weiß ich eines mein eigen — und es gibt mir Kraft und gibt mir Freude: den Willen zum Guten.

Herbstlicher Baum.

Mein Frühlingsrausch ist lang vorbei,
Nun soll ich Früchte tragen.
In vollen Blüten stand mein Mai:
Wird nicht mein Herbst versagen?

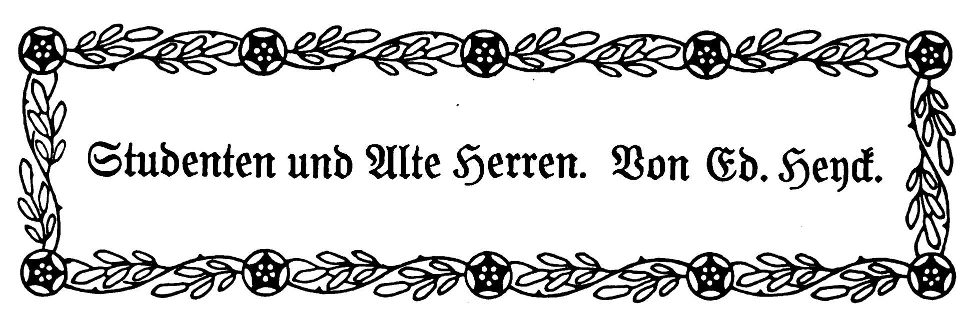
Im Lenz, da ward der Sonne Huld
Zum allgemeinen Blühen,
O holde Frühlingsungeduld
Zu glühen, ja, zu glühen!

Da konnt' vom Drängen in der Brust
Ich blühend nur genesen.
Am Ende ist die Zeit der Blust
Auch schon mein Herbst gewesen?

Vielleicht so gibt es Bäume, die
Versprühn in Duft und Farben?
Der Sommer geht, dann stehen sie
Und fröstеln leis und darben?

Ich lausch', im Innersten beirrt,
Auf meiner Säfte Gären,
Ob wohl ein Morgen kommen wird,
Mir Früchte zu bescheren . . .

Hugo Salus.



Studenten und Alte Herren. Von Ed. Heyck.

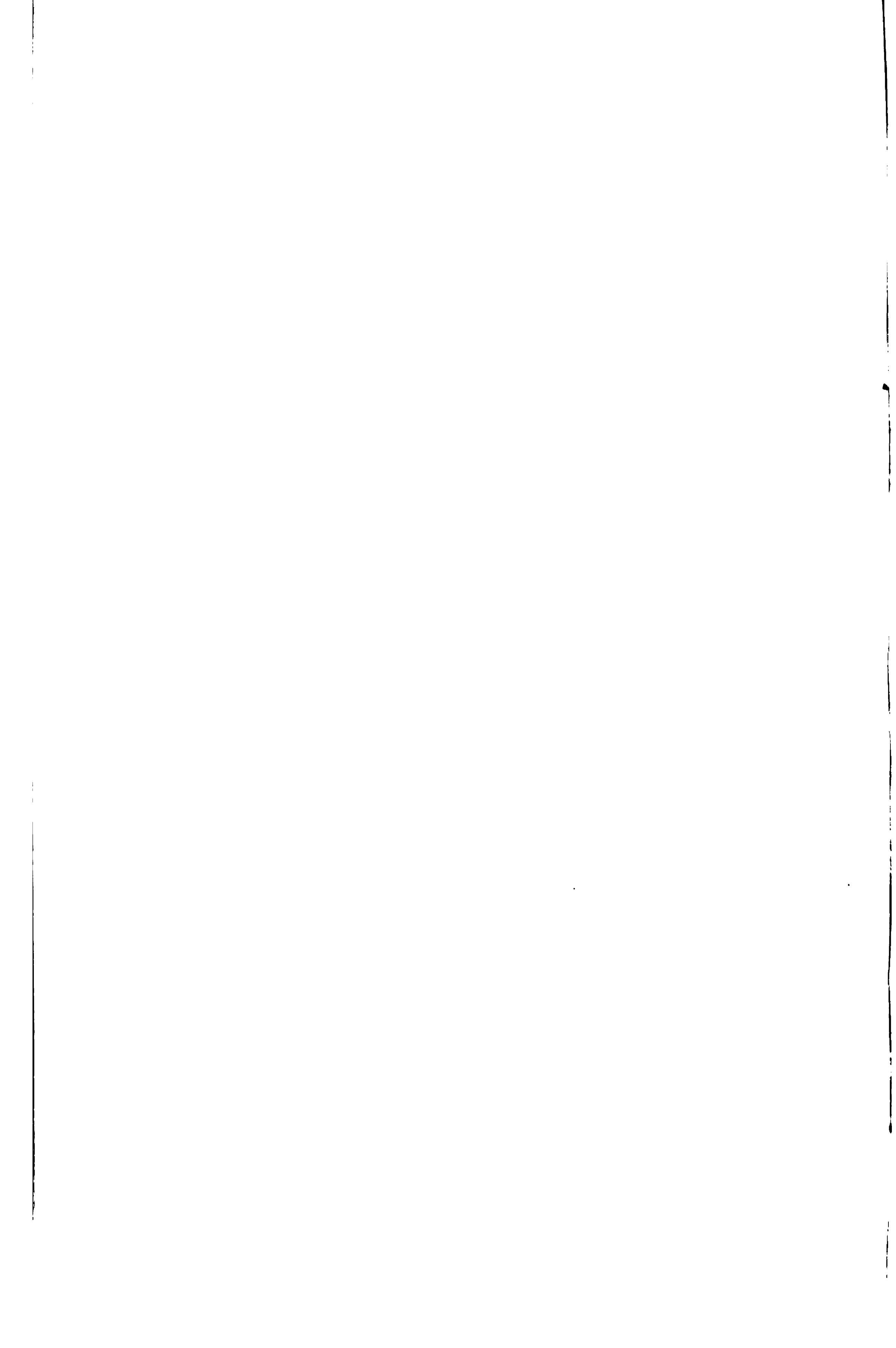
„Alter Herr", allerdings einer mit Gänsefüßchen, wird man, wenn man ungefähr das zweiundzwanzigste Lebensjahr erreicht und sich bis dahin etliche Semester studierenshalber — bei gewissen Verbindungen auch mit Gänsefüßchen; das übrige besorgt dann der juristische Einpauker — auf Deutschlands hohen Schulen aufgehalten hat. Früher, als das Studententum in seinen Ausdrücken drastischer gesonnen war, nannte man Lebewesen der bezeichneten Art ein „altes Haus". Das hatte den Vorteil, daß man sich nicht ohne weiteres so anreden zu lassen brauchte. Bei seiner vielseitig fortschreitenden Kultur ist aber auch das Burschentum ausgezeichnet gebildet in der Betitelung geworden. Und so braucht man sich nur im Kreise seiner annoch den Wissenschaften obliegenden Korps- oder Bundes- oder sonstigen Bandes-Brüder sehen zu lassen, um mit der Kraft eines Maschinengewehrs aus allen Ecken angeredet, angerufen, angeprosittet, angesungen zu werden: Alter Herr, Dein Spezielles! — Alter Herr, mit sechs Halben honoris causa in die Luft gesprengt! usw. Übrigens immer noch angenehmer, als vor etlichen Jahren, wo alles rief: Aha, Soundso — was jedoch, wie man allmählich herausbrachte, heißen sollte a. H., im Plural a. H. a. H.; denn damals schrieb der studentische Duden eine höchst verwickelte Sigelsprache vor, wie heute zur Abwechslung die aufgelöste Kurrentschriftbetitelung.

Das an die akademischen Verbindungen anknüpfende Alte-Herren-Wesen ist eine Zeiterscheinung, die längst nicht nur geselligen, gemütlichen, romantischen (oder wie man das sonst nennen will), Charakter, sondern in einem Maße auch schon öffentliche Bedeutung gewonnen hat, daß es der kindlichsten Seele nicht verborgen bleiben kann. Es hieße den Witzblättern nachhinken, wollte man auseinandersetzen, daß zur Übernahme eines Verwaltungsamtes in Preußen nichts so sehr befähigt, als der Unterricht des Fuchsmajors, den man in einem möglichst geeigneten Korps genossen hat. Höchstens mag für die darüber empörten „linksstehenden" Kreise hinzubemerkt werden, daß man wieder einmal keinen Grund hat, sich über Preußen besonders aufzuregen. Denn das gleiche Krocketspiel der Karriere wird auch sonst zwischen Frankreich und dem Böhmerwald betrieben, und beispielsweise in einem bekannten liberalen Musterlande soll es eine sogenannte „schwarze", das heißt keine Farben tragende und nach außen wenig hervortretende Verbindung zu einer nicht schlechter funktionierenden Würdigung ihrer Mitglieder gebracht haben — von der selbstverständlich an maßgebenden Stellen auch hier niemand nichts weiß.

Fallen solche Nebenzwecke oder nebenamtlichen Hauptzwecke bei anderen Verbindungsgattungen weg — und doch keineswegs bloß, weil ihnen derzeit die Möglichkeit zum Gunstschinden fehlt, sondern aus ehrlich stolzeren Gründen —, so ist ihnen dagegen sämtlich gemeinsam, daß die Verbindung aufgehört hat, ein bloßer wechselnder Kreis von Studierenden zu sein. Die ins „Philisterium" übergetretenen Mitglieder fassen ihre Zugehörigkeit genau so vollgültig auf wie die „Aktiven", und sie haben über diese sogar das Übergewicht erlangt. Die Alten Herren sind nicht mehr der zernebelnde Schweif des Kometen, sondern sind sein verdichteter Kopf geworden. Auf solche Weise haben sich die Verbindungen von heute, mögen sie sich Burschenschaften, Korps, Landsmannschaften, Turnerschaften oder einfach schlagende Verbindungen nennen, zu klubartigen oder an die alten Orden erinnernden



Lautenschlägerin. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr.



Lebensbünden durchgeformt. Es liegt im spezifisch deutschen Bildungswesen begründet, in der Maßgeblichkeit des „Studiums“, wenn so die Mutterhäuser und Präparandenanstalten dieser deutschen Klubs in den Studentenstädten stehen. Nämlich als stattliche eigene Häuser, die von den Alten Herren erbaut und eingerichtet werden, mit Festsaal, Trinkstube, Beratungszimmer, Lesezimmer usw. und mit eigener Wirtschaft. Was nicht ausschließt, sondern vielmehr zur Folge hat, daß Filialen dieser Vereinigungen alter Akademiker in anderen Städten entstehen, wo je eine Anzahl Zugehöriger ihren Wohnsitz hat. Insbesondere das große Berlin stellt einen selbständigen Schwerpunkt jeder Verbindung dar, ob diese nun eigentlich in Heidelberg oder Jena oder Bonn residiert oder wo sonst in einem kleineren Universitätsorte das Leben, mit Simrock zu reden, den jüngeren Mitgliedern am lieblichsten eingeht. Beispielsweise in Heidelberg besteht eine Verbindung, von der sich niemals weniger als ungefähr hundert ältere Zugehörige — Alte Herren und „inaktive“ studierende Burschen — in Berlin befinden. Diese Berliner Mitglieder haben gewisse Zusammenkünfte, und zu ihrem jährlichen Festessen kommen andere Norddeutsche und sendet auch die aktive Verbindung aus Heidelberg eine Vertretung herüber. Da macht es sich dann ganz von selber, daß reichlich so sehr in Berlin wie in Heidelberg, zum mindesten in der Weise eines Vorparlaments, über Finanz- und andere Angelegenheiten entschieden wird, die die größere Gemeinsamkeit angehen. Ferner hat die Erweiterung der studierenden Verbindung zur Lebensvereinigung der überall verstreuten Alten Herren es mit sich gebracht, daß die einschlägige Jurisdiktion nicht länger, wie früher der Fall war, entweder überhaupt nicht besteht, oder den Jüngsten, den Aktiven, überlassen bleibt. Diese Organisation grenzt in dem Falle, welchen wir zugrunde legen — dem einer Verbindung, die seit mehr als einem halben Jahrhundert norddeutschen und süddeutschen Nachwuchs hat und damit in sehr glücklicher Weise die Temperamente und Begabungen ausgleicht — zwei Sprengel ab, mit einem süddeutschen und einem norddeutschen Ehrenrat, von denen der erstere aus angesehenen Alten Herren in Heidelberg und der näheren Umgegend gebildet wird, der zweite wiederum in Berlin seinen Schwerpunkt hat.

Alle diese Dinge sind erst so geworden, durch einen kaum merklichen, aber nicht gleichgültigen sozialgeschichtlichen Vorgang, und schon deshalb finden sie sich mit den altüberkommenen Formen oder Benennungen ab. Aber es würde auch nichts so einhellig abgelehnt werden, als wenn an diesen Formen etwas Wesentliches anders akzentuiert werden sollte, und manchem treufesten Alten Hause erscheint überhaupt jede Betrachtung dieses goldenen Weins durch langstielige moderne Gläser als Blasphemie. Der eigentliche Zweck bleibt in der Tat, daß den im Leben stehenden ehemaligen Musensöhnen auch fernerhin in der Studentenstadt, an der Erinnerung und Liebe hangen, ein Asyl für die Einkehr bei der eigenen Jugend offen steht. Das ist das Selbstverständliche, das Wesentliche und Echte. Indessen schließlich ist auch dies wieder Neuerung und hat erst geschaffen werden müssen. Wie sehr es so entbehrt worden war, das hat in mehr als einem Zeugnis seinen herzbewegenden poetischen Niederschlag gefunden.

Wohl jeder der Leser kennt das erzählende Gedicht Emanuel Geibels, wie er als älterer Mann Bonn besucht, seine Universitätsstadt, wo er einst im Verein mit Justus Lyra, Hermann Schauenburg und anderen tüchtigen und besonderen Menschen studiert hatte. Aus diesem jungen Kreise war ja der Kranz von Liedern und Melodien hervorgegangen, die sehr bald zu den schönsten Volksliedern der Kunstpoesie, wenn man diesen Ausdruck brauchen darf, geworden sind. So kehrt er zu den Stätten jener jungen Jahre wieder, durch die sein ganzes Leben die Zieldeutung empfangen, und daran schließt er eine Fahrt auf dem Rhein, im Boot, das ein weißhaariger, alter Schiffer rudert. Sie fahren rheinaufwärts, im Abendschein, der frühlingsmilde auf den oberen Bergen liegt. Da kommt ein anderes Boot, das rasch zu Tal gleitet, entgegen. Studenten sitzen darin, laut und fröhlich singend, mit Maien-

laub bekränzt, und gedankenlos lustig winken und grüßen sie zu dem unbekannten Herrn hinüber, der langsam und allein mit seinem Schiffsmann aufwärts zieht. Aber was die helle sorgenlose Schar in ihrem Frühlingsjubel singt, das ist „Der Mai ist gekommen . . .“ — es geht dem stummen Manne, der das Lied gedichtet hat, durch und durch, und uns mit ihm . . .

Es ist aber, abgesehen von dem Erlebnis des Dichters, noch etwas allgemein Ergreifendes hierin. Die Einsamkeit der Wiederkehr auf solche Art, die abendstille und abendmilde Verwaisung an denselben Stätten, wo einst das Leben rauschte und klang, wo der Student als ein König seines Lebens mit blitzenden Augen durch die Gassen schritt und durch die Rebenorte mit den Freunden schwärmte, wo er ein feuriger und stolzer Gebieter der Welt war um ihn her und alles Philister nannte, was kein souveräner Student war wie er. Unzählige haben dieses tiefere Weh eines Wiedersehens empfunden, von dem sie jahrzehntelang in voraussehnender Erinnerung geträumt. Bloßes Traurigwerden haben sie gehabt durch das, was alle jungen Freuden wiederwecken sollte, das enttäuschende und schmerzende Gefühl, heimatlos und überflüssig geworden zu sein an der maiumgrünten Schwelle des eigenen persönlichsten Seins. Von all den Studentenstädten, soweit sie überhaupt Studentenpoesie haben, sind solche Wehempfindungen aufgeklungen, denen anderes beschieden ward, als die Ausfahrt des Mannes in seine Jugend erhofft hatte — „so traurig und stumm“, wie es in dem bekanntesten dieser Lieder, „Auf den Bergen die Burgen“, heißt, das 1842 zu Jena von dem Hamburger Leberecht Dreves gedichtet ward.

Gewiß haften jene eine Abendstunde Geibels oder der melancholische Erinnerungsspaziergang des Hamburger Advokaten und Dichters tiefer in uns und interessieren uns mehr, als wenn heute ganze vergnügte Bahnladungen voll Alter Herren nach Bonn oder Jena fahren und sich im Hotel die Mütze aufsetzen. Aber diese vielen sind eben das Gros, das es immer gibt. Wenn sie ziellos durch Straßen und Umgebung ihrer ehemaligen Musenstadt umherpilgern und sich schließlich im Stern oder bei Frau Hanfried in Ziegenhain als besserer Fremdling bei einer verstimmten Flasche festsetzen würden, so hätten wir auch nichts davon. Wohl aber haben sie ein persönliches Recht auf einen Inhalt und eine sie begeisternde Schönheit des Wiedersehens. Für die Wehmut, die aus diesen Dingen verloren ward, ist eine herzenskräftige Dosis Lebenstrost und verjüngende Fröhlichkeit eingetauscht worden. Und die eben erwähnten Eisenbahnen sind es, die das bewirkt haben. Denn wie wenige kehrten vormals je wieder an die Stätten ihrer Studentenzeit zurück! Galt doch von letzterer zumeist dasselbe, wie von der Wanderzeit des Handwerksgesellen: einmal im Leben, in der frischen Jugend, sollte man tüchtig und weit hinauskommen, um „die Welt“ zu sehen, bis Göttingen oder Halle und Jena, ja sogar bis Tübingen und an den Rhein! Aber von diesem Gewinn hieß es dann auch das übrige Leben zehren, und Vermittlung war allein noch die Erinnerung. Erinnerung, die an die Ausreise des von Schule und Elternhaus entlassenen Fuchsen anknüpfte, diese herzklopfende Ankunft auf der hohen Schule, im vornehmen Falle mit dem Postillon, allermeist aber mit dem Ranzen auf dem Rücken und dem Wanderstab in der Hand. Und dann nach inhaltsvollen Semestern der ergreifende Schlußakkord in dem Abschied von der Studentenstadt, das Komitat, das dem Exmatrikulierten die Freunde gaben. Arm in Arm mit denen, die er Bruder nannte, durchzog der Bursch noch einmal die Stadt, die er so oft mit Sang und Sporenklang durchtönt, am Kollegienhause, am Karzer, am Fechtboden, an manchem lieben Hause vorbei . . .

Mit heimlichster Poesie hat Uhland es geschildert, wie der singende Zug vorbeikommt an dem Fenster, nach dem der Scheidende so oft verstohlen — es weiß auch heute keiner der Freunde — hinaufgeschaut. Sein Herz krampft sich zusammen, er sieht es nicht, wer hinter den Goldlack- und Rosenstöcklein steht, es fällt kein Sträußchen zum Gruß herab;

„Weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang,
Und das Mägdlein lauschet und horchet noch lang ...“

„Da steh' ich, ach, mit der Liebe mein,
Mit Rosen und mit Gelbveigelein;
Dem ich alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne.“

So geht das Komitat bis an das Dorf, wo die Freunde am bekanntesten gewesen und am liebsten eingekehrt sind. Dort im Wirtsgarten, wo die Kannen nachmittags geklungen, wo man im dörflichen Saal des Sonntags mit den Landmädchen getanzt oder am Wochentag die scharfen Schläger ausgelegt, da wird noch einmal gemeinsam gerastet, noch einmal trinken sie von *einem* Wein. Und dann der letzte Händedruck, das Scheiden, das Tücherschwenken, sie wissen's, auf Nimmerwiedersehn ...

Ja, das Nacherinnern ist es, das bleibt.. Und ob auch die Goldfäden der topfgroßen alten Cerevismütze erblinden, die einst der Student getragen und die nun in der Schublade liegt: von dieser Erinnerung erblindet und verstaubt doch nichts. Da mag es dann wohl geschehen, daß, wie bei Reuters Pastor im „Hanne Nüte“, dem einstigen Jenenser Burschen, ein ausziehender junger Handwerksgeselle hinreicht, um den alten Herrn gar seltsame Quart-Terz-Lufthiebe mit der abgebrochenen Bohnenstange ausführen zu machen ...

Falls die neuere Sachlage weniger romantisch oder poetisch scheint, namentlich für Unbeteiligte, so hat sie, wie den letzteren zu sagen ist, dafür greifbare Vorteile. Zum Beispiel hat das endlose Immatrikuliertsein Einzelner ein Ende gefunden, es gibt nicht mehr jene ehedem so häufigen „ewigen Studenten“, die sich niemals loszureißen vermochten, weil nachher ja alles zu Ende sei. Und ob heute die Rückkehr des alten Burschen, dem es mit Scheffel drauß' zu kahl wird, so viel ärmer an subjektiver Poesie geworden sei, das mag an dieser Stelle das Lied eines alten Heidelberger Burschenschafters beantworten, Percy Webers, eines Sohnes des „großen, mittleren und kleinen“ Geschichts-Weber, den früher jeder Gymnasiast, in der Regel in der mittleren Form, besaß. Das Lied ist ein rechtes allgemeingültiges Zeugnis der in Betracht kommenden Stimmungen, und aus ihnen wird es gesungen, in seiner voll Kraft und Schönheit hinwogenden Lachnerschen Melodie, die die innere Fülle des Gemeinten erst richtig herausbringt:

„Reicht mir das alte Burschenband
Und reicht die alte Klinge,
Daß ich zum Ritt gen Heidelberg
Mich jetzt aufs Rößlein schwinge.
Heut fühl' ich heiß Studentenblut
Durchs Herz noch einmal wallen,
Mir ist, als hört' ich Becherklang
Und Schlägerklirren schallen.

Mir ist, als säh' ich jugendfrisch
Die alten Freunde wieder,
Als hörte ich von Lieb und Wein
Die alten frohen Lieder.
Und wie von jungem Liebestraum
Die alten Lieder tönen,
Mir ist, als säh' ich wieder sie,
Die Schönste aller Schönen.

Da streut noch einmal auf die Welt
Der Frühling seine Blüten,
Wie damals, als in Lieb und Lust
Die jungen Herzen glühten.
Füllt mir den Becher bis zum Rand,
Und hell sei angeklungen
Zu Ehr und Preis von Heidelberg,
Dem alten, ewig jungen!“

„Da streut noch einmal auf die Welt der Frühling seine Blüten ...“

Der Zauber des Studententums liegt ja einmal nicht so sehr in der Sache selbst, als im Wesen der Lebensepisode, die es ausfüllt. Jungsein und Begeistertsein, Keckheit und stolze Kraft, „Verstand und Torheit mischt zusammen und setzt es, daß es lustig schäume, dann auf der Lieb' und Freundschaft Flammen“; und vollends die Freiheit, so groß, wie das Leben sie niemals wiederbringt, diese absolute, nach innen und außen vollkommene Selbstverantwortung, die dem Studenten, dem Abiturienten so blendend plötzlich aufgetan wird. Kürzlich noch der immer ein und selbe Mühlengang des Gymnasiums, heute die Wahl, die weit und frei wie die ganze Welt erscheint: Willst du in Heidelberg, Freiburg, München deine Lebenssonne aufgehen sehen? Wie lange ist es, da warst du wehrlos gegen die Witze deiner pädagogischen Autoritäten; heute stehst du als stolzer chargierender Bursch vor dem Rector magnificentissimus, der dich mit einer seltsam neidvollen Höflichkeit behandelt, oder du

kämpfst als Redner in der Versammlung der verschiedenfarbigen studentischen Vertreter, und auf der feingeprüften Schneide jedes Wortes, das du sprichst, zuckt die Pro-patria-Suite oder die Säbelmensur. Wahrlich, das ist Lebenssteigerung, das braust wie Schillers Reiterlied durch den Tag; wann jemals wieder spüren wir ein solches Gegenüber Auge in Auge mit dem Schicksal, aber auch eine solche Selbstherrlichkeit? Nein, man halte das nicht für übertrieben, meine auch nicht, hier sei an Übermut und Leichtsinn gedacht. Der tüchtige Verbindungsstudent ist bald am Ende mit der noch so holden Leichtherzigkeit der Fuchssemester; es gibt allein schon in der eigenen Korporation Verantwortungen und Konflikte genug, die sachlich den Außenstehenden gleichgültig sein mögen, aber darum doch mit ihrem ganzen Vollgewicht erlebt werden. Da gibt es heimlich sorgenschwere Spaziergänge ganz allein über die Berge im heftigsten Ringen: ‚der und der wird auf die Dauer unsere Vereinigung ruinieren, wird unsere redliche Tradition verpfuschen, die Unkritik hält zu ihm, und jedes Mittel ist ihm recht; wahrscheinlich bin ich's, der fällt, wenn ich's zur Entscheidung bringe, und daß ich das Band darüber verliere, das übersteh' ich nicht!‘ Aber wie er droben auf der Höhe des Königsstuhls steht, im freien Bergwind, den Himmel hoch darüber und all die anderen Kuppen kleiner und niedriger um ihn her, da hat der Bursch sich zurecht gefunden, da schauert durch ihn sein entschlossenes: ‚aber ich tu' recht, und es muß sein!‘

Gewiß, auch das spätere Leben bringt derlei. Aber es drängt nicht so gehäuft und vielgeartet vieles zusammen, als wie dem Burschen und dem Studierenden, der er doch in erster Linie bleibt, ein paar schmale, schon durch den Wechsel der Kulissen überreiche Semester umschließen von Forderung und sieghafter Erfüllung. Ein Allegro des Lebens ist das, so daß es gerade zum Empfangen, gerade zum möglichst rechten Handeln und Ausnutzen reicht, aber zum Besinnen und Nachempfinden noch kaum. Darum aber braucht man das Lied, drum eben muß man als Student immer singen: damit diese von stimmungstarken Dichterstunden geborenen Weisen den Ausdruck hergeben, den man aus sich selber so rasch noch gar nicht erreichen kann. Ein feiner Taumel, ein inneres Dahinstürmen, „ein kurzer Traum war Burschenglück“ — ein Traum im geradezu technischen Sinn, schrankenlos in der Phantasie, im Tempo sekundenschwer. Und der phantasielose Lebenstag mit seinem nüchtern harten Licht will uns den Traum vergessen machen, noch ehe er richtig von dem Wachgewordenen nachbegriffen ist.

Die Abwehr hiergegen, das seelische Nachmühen um den jäh abgebrochenen Traum des reichsten Lebens, das ist der Alte-Herren-Sinn, der jeden, der studiert hat, erfüllt, auch wenn er gar nicht aktiv war. Findet man das unlogisch den Anforderungen des neuen Tages gegenüber, kindlich gar, so müßte man schon die Universitäten aufheben, wie sie sind. Dann mache man mattherzige Drillanstalten daraus, weltliche Lehrschulen der Berufssimpelei und der Bureaustreberei, — wo doch an Stockfischen wahrlich ohnedies kein Mangel ist. Aber solange die blühenden Rosen um die romantisch aus Altem und Neuem zusammengewinkelten Mauern unserer Universitäten sich ranken dürfen, solange schüttele man nicht den weisen Pedantenkopf über die, die ihrer sich auch erfreuen. Indessen, wer schüttelt ihn denn? Und wer auf der anderen Seite würde sich daran kehren? Das Recht des alten Burschentums hat sich, angefangen von sehr hohen und entrückten Instanzen, so ungescheut durchgesetzt, daß es dessen — beinahe schon wieder zu viel wird. Denn es gibt hierbei auch wieder die feinen Unterschiede, die zu wahren, und eine Menge von Klippen, die zu vermeiden sind. Nicht bloß das kommt in Betracht, daß in jeder sich derart betonenden Gemeinsamkeit von vielvermögenden Persönlichkeiten und jungen Studierenden der Spießer allzu leicht eine Beförderungsgenossenschaft erblickt, und um so mehr sollte alles vermieden werden, was dem Verdacht eine nicht unberechtigte Nahrung zuführen muß. Unter den Studenten mit besserem Wechsel gibt es schon von selber fade Seelen genug, für die man die Sammelpunkte nicht erst künstlich zu vermehren

braucht. Was wir im staatlichen und öffentlich bewegten Leben brauchen, sind nicht jene Gliederpuppen, deren in der Regel einzig nennenswerte Leistung die Handhabung einer vorsichtigen Geschicklichkeit ist, schon von der Wahl ihrer Eltern an. An Persönlichkeiten fehlt es, und diese erzieht am besten ein Kreis von Kommilitonen, der frei von Schielen nach auswärts und frei von einer Überhebung ist, zu der alle vernünftigen Ursachen fehlen. In jeder guten Verbindung wird die menschliche Überwachung und Weiterbildung ihrer Mitglieder ernst genommen, und daß es knapp erwachsene Leute sind, die über einander in dieser Weise Kontrolle üben, mindert den Wert nicht. Denn wenn je, so schlagen in diesen jungen Jahren die Herzen frisch und natürlich, und das Ideal ist ihnen kein Spottbegriff, mag davon zuweilen noch so unklar Gebrauch gemacht werden. Noch ist die Seele von des Lebens unbekannten Engungen und Lasten unverwirrt, und die Instinkte, welchen Freund man wert halten und nicht schelten lassen will, sind kräftig und gesund. Diese Verbindungserziehung ist keineswegs eine tuerische Kinderei, wie der glauben mag, der die bemützten Studenten nur aus den Fliegenden Blättern kennt oder den Simplizissimus zu seiner weltbürgerlichen Fortbildung liest. Sie stählt gar manchem das Rückgrat nach, wo die Art der Eltern zu weich oder zu allerweltsdemütig war, und wieder schleift sie die spröden und unangenehmen Kanten ab und bessert, was die Pedanterie gesündigt, durch Freundschaftlichkeit aus; ganz zumal tut sie dies durch den gutsinnig neckenden Humor, der als sprudelnd ergiebiger Quell zu der studentischen Geselligkeit gehört. Eine farbentragende Verbindung wird zugrunde gehen, wenn sie nichts taugt; sie wird spärlich werden und erlöschen durch ihren Mangel an Werbekraft für neue tüchtige Mitglieder. Das ist eine hundertfältig gemachte Beobachtung, in der, wie in so viel größeren Beispielen, wieder einmal eine Rechtfertigung des Glaubens an den beständigen Sieg des Guten als des Lebenskräftigeren liegt. — Das deutsche Wesen hat einmal die Tendenz zu dem, was ihm fremde Leute mit verurteilendem Ton Romantik nennen. Man hat ihm zwar unzählige Imponderabilien schon weggebeizt durch den zielbewußten Verhöhnungsgeist. Aber es wachsen dafür immer neue nach. Zu diesen gehört die Befestigung der studentisch begründeten Zusammenhänge über die Universität hinaus, jenes sich frei bestimmenden Burschensinnes, dessen Hauptmerkmale sind: jugendlich entgeltlose Treue, unbedingte Bereitwilligkeit für das Ganze und die Einschätzung der bestmöglichen freiwilligen Leistung als einfacher Selbstverständlichkeit. Vom Verbindungsleben an sich sollte in diesen Zeilen ja nicht gesprochen werden; dumme Moden, Begriffsverwirrungen, Geschmacklosigkeiten und Überstiegenheiten fehlen dort gewiß nicht. Aber sie gelangen auch hier nur bis an den Punkt, wo sie abgesägt werden, und die vermehrte Fühlung mit den Alten Herren, die für die letzten Jahrzehnte charakteristisch ist, hat die Scheu des Studenten überwinden helfen, Dinge abzustellen, die er „müssen" zu müssen meint, auch wenn sie unvernünftig sind.

Eben dadurch hat sich dieser Einfluß vermehrt, daß die Alten Herren unter sich solidarischer geworden sind. Früher, ehe dies war, kam wohl bald der eine, bald der andere einmal in seine Studentenstadt. Nun ist das ja auch recht schön, mit den Aktiven, die dieselben Farben tragen, ein paar Tage zu verbringen. Aber das Eigentliche ist es doch nicht. Es gehört schon, wenn nicht eine Portion Alte-Herren-Eitelkeit, die es nämlich gibt, so doch ein ungewöhnlicher Illusionismus dazu, um hierdurch befriedigt zu werden. Der feinnervigere und mit sich selbst aufrichtige Ältere wird nicht lange imstande sein, sich auf eine Weise zu unterhalten, die ihn von diesen höflichen und herzlichen jungen Leuten heimlich eher wieder entfernt, zu denen er als der ihre der Gesinnung nach gekommen war. Was sie begeistert, erregt, was sie anbeten und bewundern, ihre Schwärmereien, ihr Geschmack, ihre Selbsttäuschungen, ihre vom Leben noch nicht belehrten Vorurteile, aber auch ihre Aufdämmerungen und Erkenntnisse, alles das liegt allzusehr als zurückgelegte Strecke

hinter ihm. Am ehesten möchte er immer antworten: „Ja, ja, das haben wir seinerzeit auch gedacht.“ Wer 40 und 60 Semester mehr auf dem Rücken hat, kann mit den Jungen über die Berge wandern und lustig mit ihnen sein, Humor mit Humor erwidern, aber er wird schon leichter auf ihrer Kegelbahn einen Abend mit ihnen sein, als auf der stillsässigen Kneipe, wo man, nebenbei gesagt, bei den tüchtigeren Verbindungen schon längst keine Kommentreitereien mehr treibt oder gar Bierjungen trinkt, sondern sich eben sehr lebhaft und fröhlich unterhält und dazwischen Lieder singt. Kurzum, der Alte Herr als Soloerscheinung zwischen den Jungen, das geht sehr hübsch und befriedigend einmal als kurzer Einakter, aber mehr verträgt es nicht. Ausgenommen den Fall, daß der Ältere in der Universitätsstadt wohnt. Denn dadurch lernt er die einzelnen Studenten voneinander unterscheiden; und dann auf sie einzugehen, dem Ganzen hier und da einen Fingerzeig zu geben und einzelnen auf geeignete Weise ein Mentor im Persönlichen zu sein, das ist schön und durch Wechselwirkung lohnend genug.

Aber zum Gelegenheitsbesuch in seiner Jugendstadt kommt man nicht deswegen, um es bis zur Schmerzlichkeit zu fühlen, daß man der von „damals“ nicht mehr ist. Sondern man kommt, um das „damals“ auf eine Weise wieder zu finden, aus der sich das „jetzt“ erfrischt. Und dazu gehören Gleichfühlende, gehören die persönlichen Freunde; da bringt man einander den Sinn zurück, durch den man sich einst verband. Das macht diese Zusammenkünfte der alten Burschen zum unvergleichlichen Jungbrunnen, und nun erst wirkt auch das ganze Milieu umher richtig mit: das Universitätswesen in seiner allsemestrigen Selbstverjüngung, die Farben und Fahnen, die lachenden Gesichter der Aktiven, die „Buden“, wo man gewohnt, die Wirtschaften, wo man fröhlich eingekehrt, die altvertrauten Wege und Straßen, die von ihren Haustüren grüßenden Philister, die selten ein Gesicht vergessen, das sie einmal unter dem Stürmer oder der Mütze gekannt haben... Darum feiert man alljährlich diese „Stiftungsfeste“, die längst nichts mehr mit dem Stiftungstage zu tun haben und in den geschwungenen Reden kaum noch von ihm ein Wort erwähnen. Es sind Gelegenheiten des Wiedersehens, um die Zeit gelegt, da überall in Bureaus und Schulstuben schon Ferien sind, aber von den Studenten noch die Fiktion des Semesters aufrecht erhalten wird. Nur einen Haken haben diese sogenannten Stiftungsfeste. Das ist die zum Unsinn gewordene Ausgiebigkeit, womit sich die Verbindungen innerhalb ihrer größeren Verbände gegenseitig einladen. Hierdurch wird eine Überschwemmung des Festes von auswärts her mit vielleicht persönlich sehr netten, aber fremdmützigen und nicht näher bekannten Gästen herbeigeführt, die zwar die jüngsten Semester entzücken mag — denn auch in dieser Form gibt es die deutsche Fremdseligkeit —, aber längst den Alten Herrn zum Greuel geworden ist, da kein Gefühl, unter sich zu sein, aufkommt, von Kosten, Rücksichtnahmen und Überflüssigkeiten ganz abgesehen. Das hat denn schon, weil man lieber ausweicht als ungastlich ist, die etwas verdrehte Folge gehabt, daß bei manchen Verbindungen das „Stiftungsfest“ den auswärtigen Studenten preisgegeben wird, die die Stiftung gar nichts angeht, und daß dafür die Alten Herren sich lieber einmal zu anders verabredeter Zeit im ungestörten Zeichen des genius loci zusammenfinden.

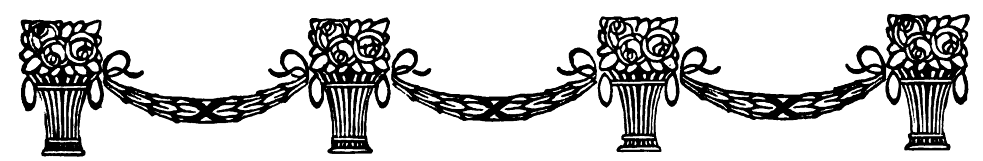
Durch all diese Einrichtungen hat nun aber auch der zölibatäre Charakter der ursprünglichen Studentenverbindungen ein Ende genommen. In der Regel hat der Alte Herr eine mehr oder minder junge Frau. Ihr bleibt in Ausnahmefällen die studentische Eigenschaft ihres Gatten eine unbekannte Welt, in die sie auch nicht einzudringen gewillt ist; es sind dies die von vornherein geschmackvolleren und feiner besaiteten Frauen, die aber deswegen noch nicht sogleich die klügeren sind. In den anderen Fällen aber reisen sie außerordentlich gerne mit zum studentischen Fest, und der Gatte selber hat die ganze Freude nur, wenn auch sein liebster Kamerad mit ist und seine alten Freunde näher kennen lernt. Ferner wachsen mit den zunehmenden Semestern zumeist auch tanzbare Töchter heran. Von diesen gilt

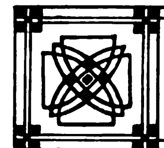
aus obigen zwei Eventualitäten unumstößlich die zweite, daß sie nämlich fürs Leben gerne mitfahren, manchmal sogar samt einem studentisch unbeteiligten Bräutigam, was sehr scherzhaft ist. Endlich hat der Besitz eigener Häuser seitens der studentischen Verbindungen sie in den Stand gesetzt, sich besser für die gesellschaftliche Aufnahme zu revanchieren, die ihre Mitglieder in den Familien der Universitätsstadt finden. Auf sotane mannigfache Weise geschieht es, daß man neuerdings bei Verbindungs-Festlichkeiten so viele junge Damen und zugehörige Mamas zu finden pflegt, wie man früher nur bei theologischen Vereinigungen beobachten konnte, und bei den unvermeidlichen photographischen Aufnahmen, den sogenannten Semesterbildern, überfluten rettungslos die hellen Kleider das schlägerschwingende Geschlecht.

Dabei reißt freilich auch manche kleine Sitte von zweifelhaftem Geschmack ein. Die jungen Damen haben es bald heraus, wie kokett ihnen so eine saubere, bunte Studentenmütze steht. Oder ein Bursch im vierten Semester, der sich nicht mehr so rigoros der Disziplin der Aktiven unterworfen fühlt, ist selig, wenn er sein farbenschimmerndes Band um die liebliche Brust einer heimlich oder auch unheimlich angebeteten jungen Dame schlingen darf. Derlei ist Unfug; denn das Burschenband zu tragen ist nach einer Einschätzung, welche allerbesten Männern in grauen und weißen Haaren unantastbar ist, ein Vorrecht, das nicht leicht verdient wird und das auch im Scherz nicht verzettelt werden darf. Meyer-Försters „Alt-Heidelberg" behalte nur sein Publikum in Regionen für sich.

Nun, das sind Einzelheiten, und sie rütteln sich immer von selbst zurecht. Im ganzen kann man zufrieden sein mit diesen neueren Hinzutaten zum Verbindungsleben, die dessen geselligen Inhalt nicht mehr so vorwiegend wie früher auf Kneipe, Fechtboden und Dorfwirtshaus isolieren, sondern jenes zu der allgemeinen Kultur in intimere Beziehung setzen. Gewiß, die alte insulare Umschlossenheit der Universitäten und die für die Außenwelt schwer durchdringliche Mystik des Verbindungswesens, die in dem Studenten-Rotwelsch und den Kommentreitereien älterer Jahrzehnte ihren grotesken Ausdruck fanden, sind damit noch weiter durchlöchert worden. Aber das liegt ohnedies im Zuge der Entwicklung. Das Hochschulwesen dezentralisiert sich nicht erst seit der akademischen Gleichberechtigung der polytechnischen Korporationen, seit dem Studieren der jungen Mädchen, seit dem Dr.-Ing. oder dem Aufkommen der Hochschulkurse für Nichtakademiker. Dieser Logik müssen auch die Studenten der alten Fakultäten und ihre Organisationen Rechnung tragen. Welchen Neuerscheinungen und Konsequenzen gegenüber das gilt, davon zu handeln ist hier nicht der Ort. Jedenfalls, die Zeit ist vorüber, wo sie das „ewige" Vivat, crescat, floreat mit stolzer Exklusivität in Anspruch nahmen. Dafür aber dürfen sie sich sagen, in einer Weise, die zur Zeit des alten akademischen Pennalismus kein Mensch für möglich gehalten haben würde, moralische Eroberungen gemacht zu haben: durch ein günstiges Zusammenwirken von Herzenstreue gegen überlieferte Eigentümlichkeiten und von gleichzeitiger Entwicklungsfähigkeit, deren sie vielleicht sich nicht so bewußt sind.

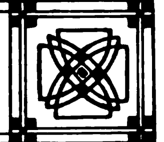
Auf den Geist, der in ihnen nicht fossil, sondern lebendig ist, wird es auch fernerhin ankommen. Und wenn dieser Geist stolz und fröhlich, wenn er anspruchsvoll nach der Seite der persönlichen Tüchtigkeit und Bildung bleibt, werden sie in ihrer alten Geschichtlichkeit auch weiterhin gelassen die Wandlungen mit ansehen können und ohne Eifersucht beobachten, welche Einflüsse und Nachahmungswürdigkeiten sie selber über die engeren Hegungen des alten Universitätswesens hinaus zur Geltung gebracht haben.





Alte und neue Gartenkunst.

Von L. Deubner-München.



Die Hast unserer schnell lebenden und schnell vergessenden Zeit steht im schroffen Gegensatz zu der Behäbigkeit und dem gemütlichen Tempo, in dem sich das Leben noch vor einem Jahrhundert abspielte. Was damals Jahre brauchte, um nur den zunächst Interessierten bekannt zu werden, wird dank der Vervollkommnung unserer Verkehrsmittel und anderseits auch der neuen technischen Reproduktionsverfahren heute in wenigen Monaten Gemeingut der Gebildeten. So hat auch der Gedanke, daß Kunst nicht ein Luxus für die Reichen, sondern wieder etwas werden soll, an dem das ganze Volk Anteil hat, längst seine anfangs fast verblüffende Neuheit verloren und ist wieder selbstverständlich geworden. Der Siegeslauf der modernen kunstgewerblichen Bewegung hat in der Geschichte der bildenden Künste kaum seinesgleichen, so schnell und kräftig haben sich hier die neuen Ideen durchgesetzt.

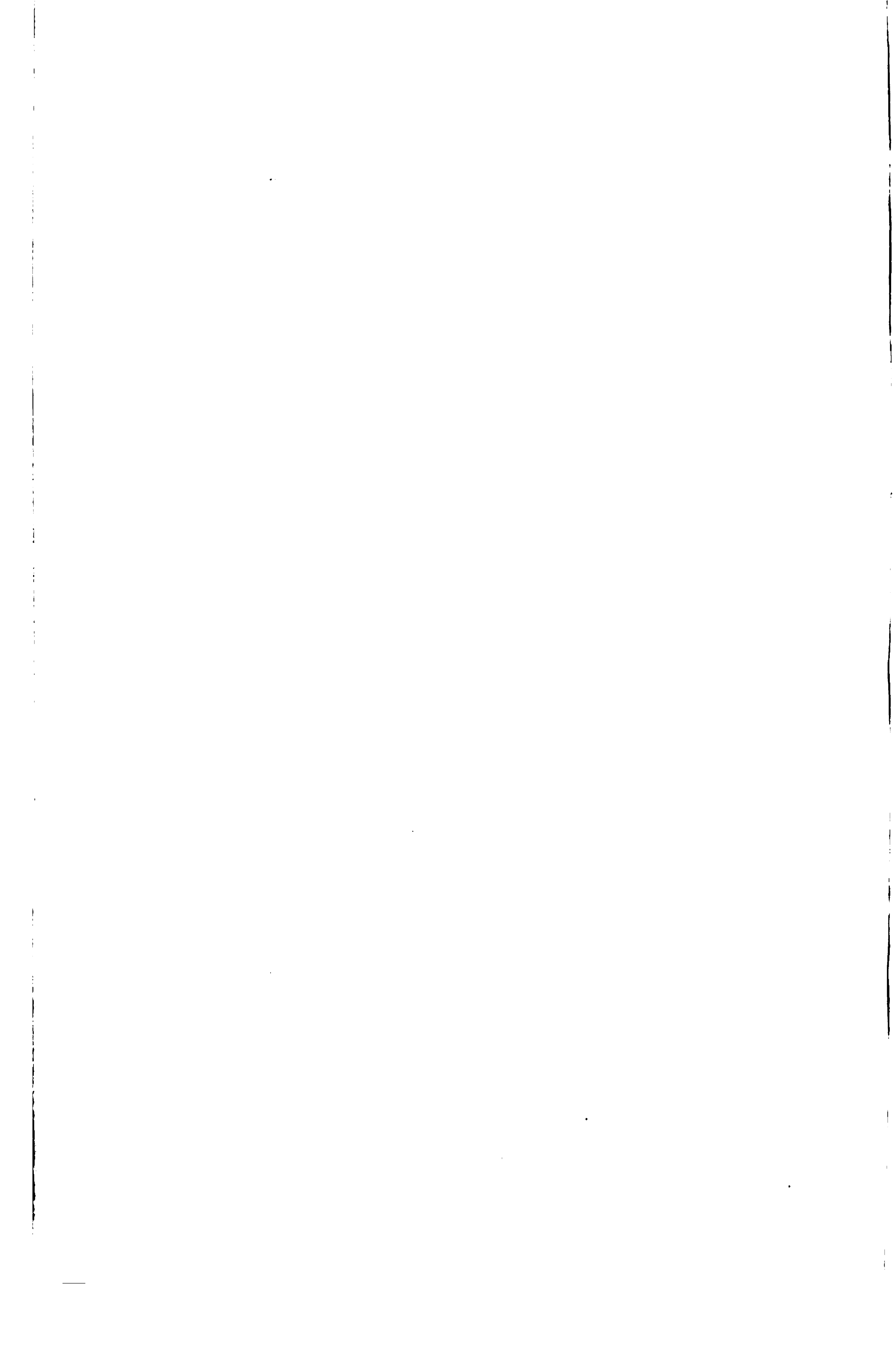
Man weiß, daß diese Bewegung von ein paar Dutzend Künstlern ausging, die vor etwa 15 Jahren mit der stürmischen Begeisterung jugendlicher Weltverbesserer gegen alles Überlebte und Morsche, gegen gedankenlose Nachahmung, Heuchelei und Fälschung zu Felde zogen, Künstler, in denen ein starker Wille und der Mut zum Neuen lebendig war, und die doch von dem „Wie", dem Wege zum Ziel kaum eine Ahnung hatten. Sie wußten, was sie wollten, und verließen sich darauf, daß wo ein Wille ist, sich auch ein Weg finde. Sie ließen es sich nicht verdrießen, daß sie von Zünftlern und Fachleuten als unklare Köpfe mit Spott und Hohn überschüttet wurden, wie dies denen, die ausgefahrene Geleise verlassen und auf neuen Wegen neuen Zielen zustreben, ja von jeher ergangen ist. An gehässiger Anfeindung, an Hindernissen und Schwierigkeiten hat es den ersten Pionieren einer neuen Kultur wahrlich nicht gefehlt, aber wie aller Widerstand zur Anspannung der Kräfte herausfordert, so hat er auch hier zum Zusammenschluß aller „Jungen" geführt. Was damals als aberwitzige Künstlerlaune bespöttelt wurde, ist heute zu einer Macht geworden, der sich auch die heftigsten früheren Gegner, ja selbst die Industrie nicht mehr entziehen können; die Bewegung ist heut innerlich so gekräftigt, daß sie sich auch über Irrwege und durch Verballhornisierungen, wie den kläglichen „Jugendstil" hindurchgefunden hat.

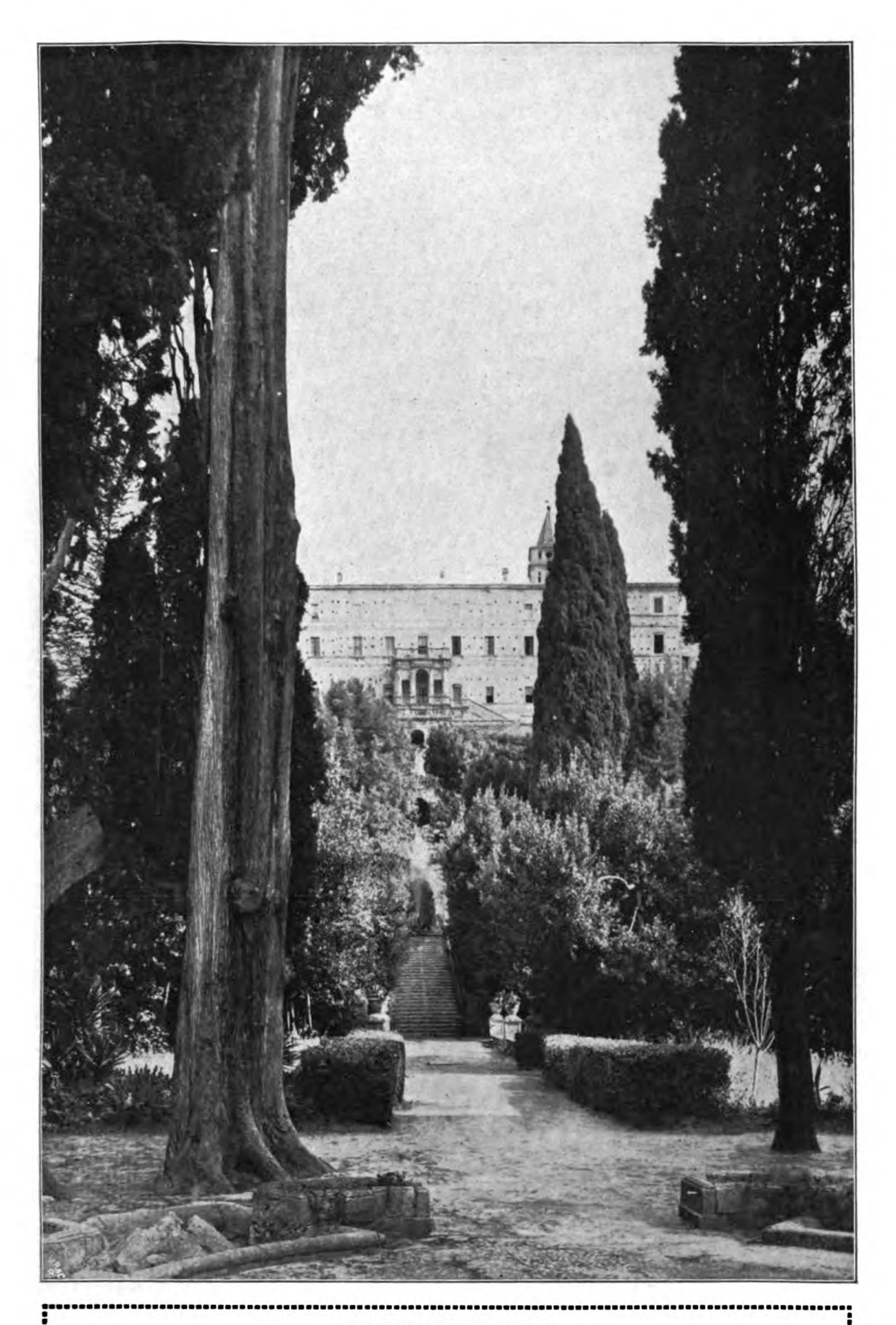
Vom Kleinlichen, vom spielerisch zwecklosen Ornament, von Stickereien und Buchdeckeln nahm die Bewegung ihren Anfang. Nur langsam hat sie sich das Kunstgewerbe, daran erstarkt auch die Architektur erobert und ist nun dort angekommen, wo eigentlich ihr Ausgangspunkt hätte sein sollen. Wir haben schon heute eine stattliche Zahl guter, zweckmäßiger Wohnhäuser, Monumentalbauten, die keine Renaissancepaläste sind, und Messel schuf uns den Typus des Warenhauses. Aber das alles darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir immer noch am Anfang stehen. Was wir heute als neue Kunst schätzen und bewundern, sind aus subjektivem Empfinden geborene Gestaltungsmöglichkeiten eines impulsiven Schöpferdranges einzelner. Den „neuen Stil", dem all dies Streben gilt, haben wir noch nicht. Ihn zu schaffen, übersteigt auch die Kräfte einzelner, ist die Aufgabe von Generationen. Welch ein Unterschied klafft zwischen den Arbeiten eines Behrens und Pankok, eines Bruno Paul und Riemerschmid, eines van de Velde und Obrist, eines Schultze-Naumburg und Olbrich! Und doch arbeiten sie alle auf dasselbe Ziel eines zweckmäßigen, vernünftigen Gestaltens hin, ein jeder nach seiner Weise und in der ehrlichen Überzeugung, daß der eingeschlagene Weg der richtige sei. Ob diese Wege alle in die breite Straße einmünden werden, auf der spätere Geschlechter bequemer zu jener Übereinstimmung zwischen innerem Wesen und äußerer Erscheinung kommen werden,



Hochzeitsgäste.

Gemälde von Prof. Otto H. Engel. Große Kunstausstellung Dresden, 1908.





Die Villa d'Este in Tivoli.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

die man Stil nennt, ist eine müßige Frage. Es ist ratsamer, sich der Früchte zu freuen, die der Baum der jungen deutschen Kunst schon heute zu oft köstlicher Reife bringt.

Die Architektur, sagte ich, ist für die neue Bewegung gewonnen, und es sind mit ihre besten Vertreter und stärksten Begabungen, die sich ihr angeschlossen und nicht wenig dazu beigetragen haben, das Kunstschaffen unserer Zeit von unfruchtbarer Stilnachahmung zu befreien. Um so mehr mag es auf den ersten Blick überraschen, daß die eigentliche Schwester der Architektur, die Gartenkunst, von den neuzeitigen Bestrebungen noch fast unberührt geblieben ist. Es wird aber erklärlich, wenn man bedenkt, daß beide seit einem Jahrhundert getrennte Wege gehen, daß die Gartenkunst in diesem Zeitraum von dem aus England übernommenen Landschaftsgarten beherrscht wurde, während sich die Baukunst in ohnmächtiger Stilhetze erschöpfte. Derselbe Kampf, der sich vor einem Jahrzehnt auf dem engeren Gebiete des Kunstgewerbes abspielte, wiederholt sich freilich seit einigen Jahren auch im Gartenbau. Wieder waren es Außenstehende, die sich unbefangen von fachwissenschaftlichen Vorurteilen den freien Blick gewahrt hatten, Künstler und Architekten, die der landschaftlichen Gestaltung des Hausgartens den Krieg erklärten und forderten, daß Haus und Garten eine architektonische Einheit bilden sollten. Und wieder wurden sie von den Fachleuten als aufdringliche Störenfriede bekämpft.



Garten am Gärtnerhaus in Ashridge Park. Photographie von W. J. Day-London.
Aus: „The Gardens of England," Special Winter-Number of „The Studio" 1907/8.

Nur ganz wenige Gärtner haben das Gesunde der Reformideen erkannt und eingesehen, daß nur von der gemeinsamen Arbeit des Künstlers und des Fachmanns die Wiedergeburt einer wirklichen Gartenkunst zu erwarten ist. Die große Menge der Fachleute sieht in der eifrigen Nachahmung der frei schaffenden Natur noch immer das Endziel ihrer Kunst, in dem architektonischen Beiwerk ein fremdes Element, das nicht in den Garten gehört, und in der regel-



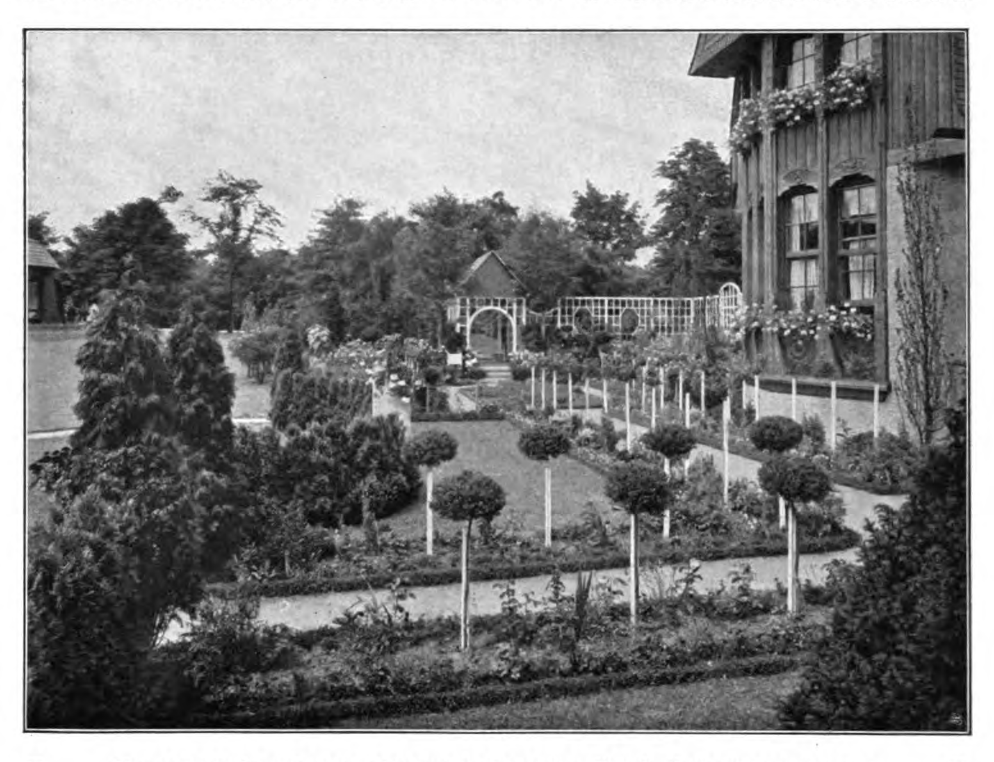
Entwurf zu dem Wohnhaus R. Willmanns in Bremen. Gartenseite.
Von Runge & Scotland-Bremen.

mäßigen Gliederung einen unnatürlichen Zwang, den sie allein im vielgeliebten Teppichbeet, diesem kläglichen Gebilde gärtnerischer Kunst, noch gelten lassen will. Der Durchschnittsgärtner glaubt noch heute, „modern“ zu sein und künstlerisch zu schaffen, wenn er statt des ewig wiedergekäuten Sternmusters im Teppichbeet nun Pflanzen und Blüten im „Sezessionsstil“ aneinanderfügt; er ahnt nicht, wie sehr er damit sein Unvermögen beweist, den tieferen Sinn der ganzen Bewegung zu erfassen, die jede gedankenlose Nachahmung verurteilt. Überschaut man heute all die Villengärten, die jahraus jahrein allerorts erstehen, mit ihren das Grundstück willkürlich zerschneidenden Schlängelwegen ohne Ausgangs- und Zielpunkt, mit Felsgruppen und Grottenanlagen in kleinsten Abmessungen, mit womöglich aus Holzknüppeln gebauten Brücken, die über einen künstlich angelegten Graben ohne Wasser führen, mit Wassertümpeln in der Form von Hochgebirgsseen, mit ungeschützten Sitzplätzen und Gartenhäuschen, die oft an der zugigsten Stelle des Gartens stehen, mit dieser Überfülle einander erdrückender landschaftlicher Motive auf engstem Raum, so offenbart sich jedem, der sehen will, darin die ganze Unbeholfenheit und Ohnmacht unserer heutigen Gartenkunst. Aber trotz solcher zahllosen Armutszeugnisse beherrscht der Landschaftsgärtner auch im Hausgarten noch das Feld, mag auch theoretisch der Sieg der Lichtwark, Muthesius, Schultze-Naumburg und anderer Führer der neuen Bewegung längst entschieden sein.

Es liegt dies hauptsächlich daran, daß den Männern, die das Neue wollen und Gutes schaffen können, so selten Gelegenheit geboten ist, zu zeigen, worin eigentlich das Neue und Gute liegt, das sie erstreben. Gewiß, die Kunstausstellungen der letzten Jahre haben uns auch Gärten vorgeführt, und in Darmstadt und Mannheim gab es ganze Gartenausstellungen, die mancherlei nutzbare Anregung brachten; aber durch Ausstellungsgärten läßt sich das Problem nicht lösen. Ihnen fehlt die Hauptsache, das ihre Anlage bestimmende Haus, und damit die Möglichkeit, überzeugend zu beweisen, daß der Garten so, wie sie es wollen, angelegt werden mußte, um das Haus erweiternde Aufenthaltsräume im Freien zu bieten und damit seinen eigentlichen Zweck gut zu er-



Entwurf zu dem Wohnhaus R. Willmanns in Bremen. Straßenseite.
Von Runge & Scotland-Bremen.



Aus dem deutschen Garten. (Ausstellung Dresden.) Von J. P. Großmann-Dresden.

füllen. Es ist nicht nötig, etwas durchaus Neues zu schaffen, vielmehr ratsam, an die Überlieferungen früherer Epochen anzuknüpfen und aus ihnen neue Gartenformen zu entwickeln. Aber der Garten, der unseren heutigen Lebensgewohnheiten entsprechen soll, muß anders sein, als der auf Repräsentation zugeschnittene französische Garten der tändelnden Reifrockzeit, anders auch als der sentimentale Garten der Werther-Jahre, anders als der bescheidene Bauerngarten, der sich durch Jahrhunderte treu geblieben ist: es ist notwendig, daß der Garten aus lebendigen Bedürfnissen unserer Zeit herauswachse. Das kann aber nur im praktischen Leben dadurch geschehen, daß kunstverständige Bauherren einem künstlerisch empfindenden Gestalter die harmonische Anlage von Haus und Garten anvertrauen und ihm so die Möglichkeit bieten, aus bestimmten Aufgaben gute vorbildliche Beispiele zu schaffen, die allein wirklich nutzbringend wirken können.

Wie der seßhaft gewordene Nomade die ersten Furchen für die Aufnahme der Saat regelmäßig zog, so wird auch der Mensch, der zuerst auf den Gedanken kam, neben seiner Hütte ein Stück Erde mit den Kräutern zu bepflanzen, die ihm Nahrung boten, diese Anpflanzung regelmäßig gestaltet haben. Zum Schutz vor den Tieren des Waldes umgab er sie mit einer Einfriedigung und pflanzte Bäume hinein, die ihm nach den Stunden der Arbeit einen schattigen Ruheplatz und wohl auch genießbare Früchte boten. Erst später wird das erwachende Schönheitsgefühl ihn dazu geführt haben, dies Stückchen Erde auch mit Blumen zu schmücken, um den Aufenthalt im Freien angenehm und behaglich zu machen. So mag der erste Garten in seiner Vereinigung von Gemüse-, Obst- und Blumengarten entstanden sein, und es spricht alles für die Annahme, daß er regelmäßig gestaltet war. In Wirklichkeit waren auch die Gärten des Orients, von denen sich Beschreibungen erhalten haben, wie auch die griechischen und römischen Gärten des Altertums regelmäßig angelegt. Zumal in Rom gelangte

die Gartenkunst schon früh zu einer erstaunlichen Vollkommenheit, und die Garten-Architekten der Renaissanceperiode wußten nichts Besseres zu tun, als diese alten Anlagen in allen Einzelheiten nachzubilden. Mit welchem Feingefühl sie einer architektonischen Idee künstlerischen Ausdruck zu geben wußten und auch die natürlichen Mittel, die Bäume und Buschwerk bieten, zur rhythmischen Gestaltung des Gesamtbildes ausnutzten, zeigt ein Blick in den Garten der Villa d'Este in Tivoli, der ein unübertroffenes Meisterwerk reifer Gartenkultur ist. Das hügelige Gelände, auf dessen beherrschendem Punkte das Haus steht, führte von selbst zur Terrassenbildung und rein archiktonischen Gestaltung. Breite, vielstufige Treppen mit Vasen und Statuen, hohe Mauern mit Sitzplätzen in geschützten Nischen, Springbrunnen und Kaskaden, mit Buchsbaum eingefaßte gerade Wege zwischen den Rosen- und Blumenbeeten der Terrassenflächen, schattige Alleen mit weiten Durchblicken und hohe, dichte, regelmäßig geschnittene Hecken — in dieser Vereinigung von Pflanzenwuchs, Architektur, Plastik und Wasser zeigt sich der Garten der Renaissance, der am Anfang des XVI. Jahrhunderts auch in England an Einfluß gewonnen hat. In einem Lande, das selbst eine jahrhundertealte Gartenkunst hinter sich hatte, konnte sich dieser Einfluß allerdings nur darin äußern, daß man neue Ideen des italienischen Gartens den auf der heimischen Scholle gewachsenen Formen anpaßte, und selbst wo die Neuheit zu unbedachter Nachahmung verführte, kam man schnell genug wieder davon ab. Die regelmäßige Gestaltung der ganzen Anlage galt für selbstverständlich. Eine hohe Mauer oder eine dichte Hecke umschlossen den Platz, der in sich durch eine niedrigere Hecke wieder in Ziergarten und Gemüsegarten geteilt war; jener mit von geraden Wegen eingefaßten Blumenbeeten, beschnittenen Bäumen, schattigen Sitzplätzen, Brunnen, Sonnenuhren und anderem Schmuck, dieser in seiner ganzen Einteilung auf die größte Ausnutzung des Bodens berechnet.

So groß auch der Einfluß Le Nôtres, des Schöpfers der Parkanlagen von Versailles, auf die Gartenkunst seiner Zeit



Aus dem deutschen Garten. (Ausstellung Dresden.) Von J. P. Großmann-Dresden.

war, bei den für die Wirkung seiner Schöpfungen bedingten Riesenmaßen fanden seine Bewunderer und Nachahmer naturgemäß nur wenig Gelegenheit, es ihm nachzutun. Der kleinere Hausgarten wurde davon wenig berührt. Mehr trug der holländische Garten zu seiner Umgestaltung bei, aus dem man die bis zur Lächerlichkeit übertriebene, jahrhundertealte Anwendung beschnittener Bäume und Hecken übernahm, die dem Gartengestalter von jeher als das wichtigste Mittel für regelmäßige Anlagen galten. Anfangs beschränkte man sich nur auf rechtwinkligen Schnitt, Kugel- oder Pyramidenformen, die bei sparsamer Verwendung zur rhythmischen Gliederung viel beizutragen vermögen, in solcher Häufung aber, wie sie z. B. in Wien der Fürstlich Liechtensteinsche Garten jener Zeit zeigte, ihn um jede Wirkung bringen. Dann aber kam eine ausschweifende Phantasie zu so unnatürlichen und sinnlosen Spielereien, daß damals ein Schriftsteller von einem „hervorragenden Stadtgärtner" spotten konnte: er sei in seiner Kunst zu solcher Vollendung gelangt, daß er ganze Familienbilder, Männer, Frauen und Kinder ausschnitte und Damen, die ihr eigenes Bildnis in Myrte und das ihrer Gatten in Hagebuche haben möchten, dies alles wohlfeil bei ihm bekommen könnten. Ja, er rühmt aus dessen Katalog (ich zitiere noch „The Guardian" 1712): „Adam und Eva in Eibe, Adam noch ein bißchen ramponiert durch den Fall vom Baum der Erkenntnis bei dem großen Sturm, Eva und die Schlange aber von blühendem Aussehen; der Turm zu Babel noch nicht ganz fertig; St. Georg in Buchsbaum, sein Arm ist noch nicht lang genug, aber im nächsten April wird er den Drachen erwischt haben; eine Königin Elisabeth in Steinlinde, ein wenig zur Bleichsucht neigend, aber in vollem Wuchs; eine alte Ehrendame in Wermut; mehrere berühmte Dichter in Lorbeer, etwas entblättert, aber immer noch ihr Geld wert; eine lebende Hecke als Sau, schon mehr Stachelschwein, da sie eine Woche bei regnerischem Wetter vergessen wurde."

Daß der Mißbrauch und die spielerische

Terrassengarten. Von J. P. Großmann-Dresden.



Terrassengarten mit Blick auf das Wohnhaus. Von J. P. Großmann-Dresden.

Entartung des Baumschnitts nicht nur zu solchem Hohn herausforderten, sondern den formalen Garten überhaupt schnell in Mißkredit brachten, war nur natürlich. In der Tat wurde sehr bald der Ruf nach einer natürlichen Gartengestaltung laut, die in England vor allem in William Kent, dessen Lebenswerk in die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts fällt, ihren eifrigsten und erfolgreichsten Verfechter fand. Kent war mehr Maler als Architekt, und in dem Streben nach malerischer Wirkung, im Verbessern und Hervorheben natürlich gewachsener Formen sah er das Hauptziel aller Gartenkunst. Daher verbannte er aus seinen Gärten jede quadratische Einteilung, alle geraden Linien und das Beschneiden lebender Hecken; ja er beschränkte sich nicht darauf, die Natur möglichst getreu nachzuahmen, er suchte sogar ihre Unregelmäßigkeiten auszugleichen und gefiel sich darin, die Landschaften Claude Lorrains oder Poussins in seinen Gartenanlagen nachzuschaffen. Zur Erreichung malerischer und natürlicher Wirkungen scheute er auch davor nicht zurück, ihnen abgestorbene Bäume und künstliche Ruinen

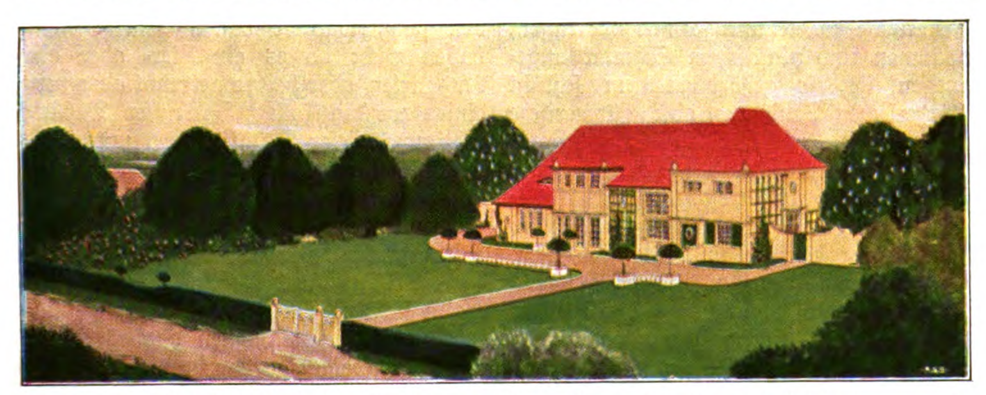
einzufügen, und er geriet so in Künsteleien, die denen der Baumschnittkünstler ebenbürtig waren. Dennoch machte er Schule, und in einer Zeit, wo Rousseau die Rückkehr zur Natur predigte und das Schwärmen für die „unberührten Reize der Natur" Modesache war, mußte seine Lehre vom natürlichen Garten auch auf dem Kontinent auf fruchtbaren Boden fallen. Die Formen des englischen Landschaftsgartens fanden vor allem in Deutschland bewundernde Anhänger, wo gültig, daß auch die Traditionen des kleinen Hausgartens ihnen nicht widerstehen konnten und es heute dahin gekommen ist, daß der Gärtner keinen größeren Ehrgeiz kennt, als die Schönheit einer sich endlos ausdehnenden Landschaft auf kleinstem Raum naturgetreu nachzuahmen. Bei der Unzulänglichkeit unserer Mittel muß aber, was bei großen parkähnlichen Anlagen seine Berechtigung hat, im engen Raum notgedrungen zur Unnatur und zu lächerlichen



Brunnen des Terrassengartens. Von J. P. Großmann-Dresden.

sich die regelmäßige Gestaltung des Bürger- und Bauerngartens trotz der mancherlei Wandlungen im Zeitgeschmack noch erhalten hatte. Hier war es Fürst Pückler, der, nach den kuriosen Spielarten der „melancholischen", „feierlichen" und „heiteren" Gärten jener schwärmerischen Zeit, die Lehre vom landschaftlichen Garten zu Einfluß und Ansehen brachte, und dessen eigener Garten in Muskau für Generationen vorbildlich wurde. Seine Lehren wurden für die Fachwelt maßgebend und so allgemein- Spielereien führen, die eine Umkehr zu vernünftigerer Gartengestaltung gebieterisch fordern.

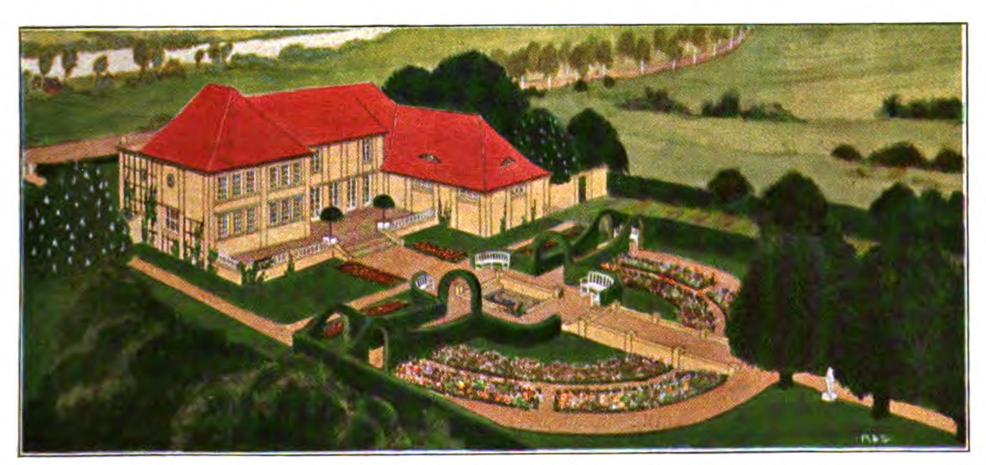
Auf welchem Wege sich zu den neuen Gartenformen kommen läßt, die den Anschauungen und Bedürfnissen unserer Zeit entsprechen, kann man nur aus der Entwicklung des neuen deutschen Kunstgewerbes ersehen, für das die Forderung: „materialgemäß, sachlich und zweckmäßig" maßgebend wurde. Erkennt man diese Bedingung auch für die gärtnerische Umgebung unserer Wohnhäuser als berech-



Straßenansicht des Landhauses Koepp in Rekum-Farge. Von Runge & Scotland.

tigt an, so gibt man ohne weiteres die dringende Notwendigkeit einer durchgreifenden Änderung zu. Gewiß haben auch die Gärtner im letzten Jahrhundert große Fortschritte auf dem Gebiet der Blumen- und Pflanzenzucht gemacht, wie sich auch das Handwerk gerade in der Zeit der Stilnachahmungen rein technisch außerordentlich entwickelt hat, aber diese Errungenschaften hatten dort wie hier die Pflege des Fremdartigen auf Kosten des Heimischen zur Folge. Wie der Architekt im Beherrschen aller architektonischen Stilarten den Gipfel der Vollendung sah, der Schreiner im Nachbilden eines Rokokosalons eine künstlerische Tat bewunderte, so galten dem Gärtner die Kultur und das Akklimatisieren exotischer Pflanzen als Triumph. Bei dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit unserer einheimischen Blumen- und Pflanzenwelt lassen sich Exoten in deutschen Gärten aber leicht entbehren, und so wird schon die Bevorzugung und Pflege des Bodenständigen das Aussehen des neuen Gartens beeinflussen.

Das Hauptmoment liegt jedoch in der Grundform, in der zweckmäßigen Anlage, wie sie sich aus den besonderen Eigenschaften des Grundstückes und der durch sie bedingten Lage des Hauses im Garten ergibt. Haus und Garten sind die unzertrennlich zusammengehörenden Teile einer ländlichen Wohnung. Es ist daher notwendig, daß beide nicht nur aufs bequemste miteinander verbunden, zu einem gemeinsamen Ganzen vereinigt sind, dieses Gemeinsame muß auch harmonisch sein, dadurch daß das Aussehen des Gartens dem Charakter des Hauses entspricht. Wie einem weiträumigen Herrschaftsschloß auch eine



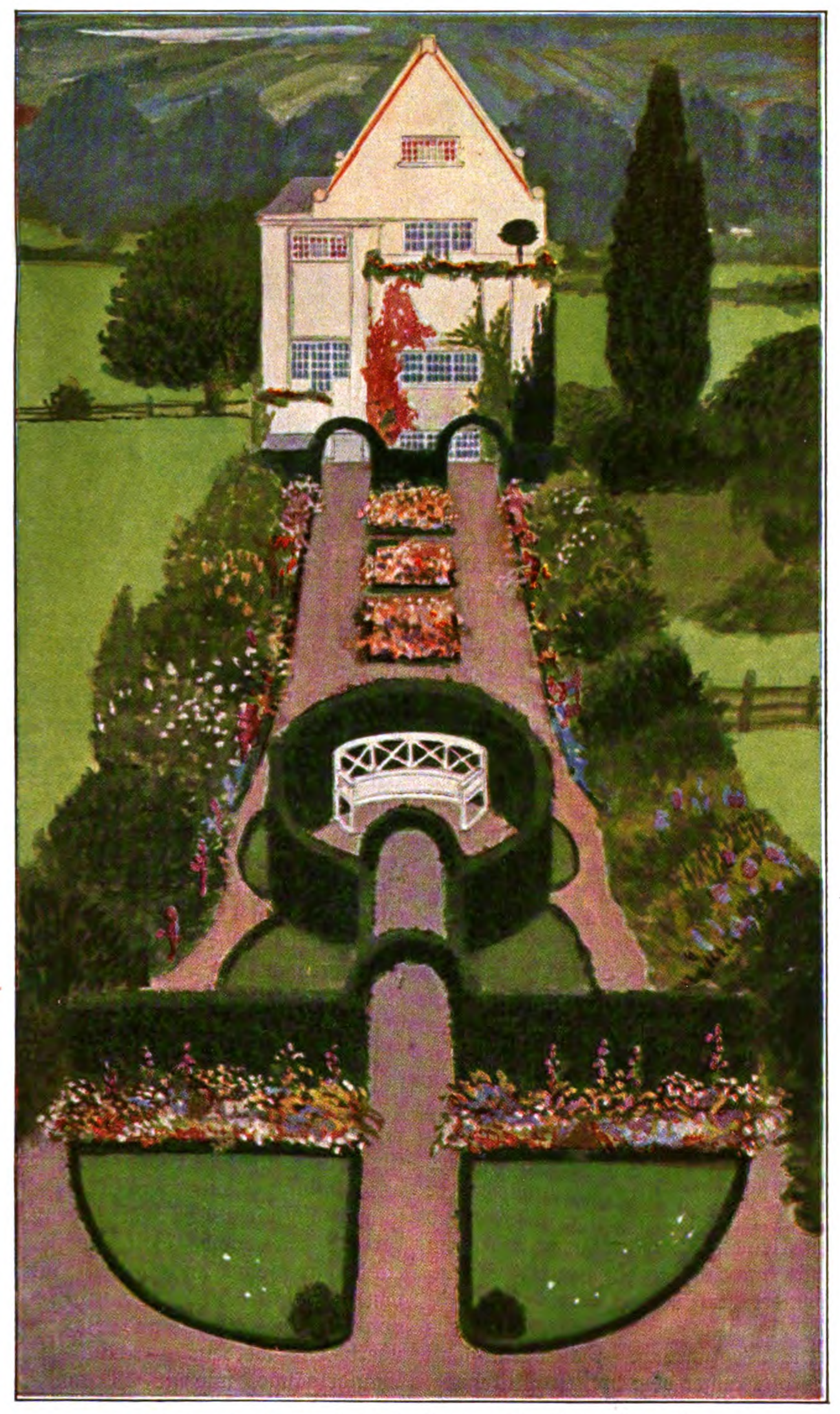
Gartenansicht des Landhauses Koepp in Rekum-Farge. Von Runge & Scotland.

prunkvolle Gartenanlage mit Terrassen, Bäumen und plastischem Schmuck angemessen ist, so gehört zu dem schlicht bürgerlichen Landhaus eine gärtnerische Umgebung, bei der die Schmuckform hinter der praktischen Nutzbarkeit zurücktritt. Aber „ob groß, ob klein, der Garten soll“, wie William Morris fordert, „ordentlich und reich aussehen. Er soll von der Außenwelt gut abgeschlossen sein, keineswegs die Willkür oder die Wildheit der Natur nachahmen und immer wie etwas ausschauen, das man nirgends sieht, außer neben dem Hause“.

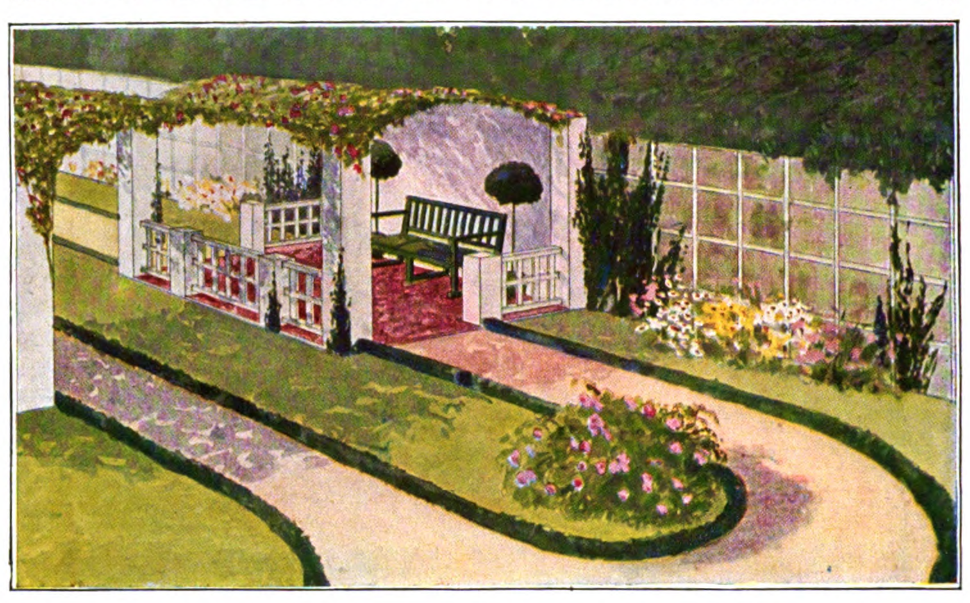
Wie der Rahmen ein Bild abschließt und von der Wand abhebt, auf der es hängt, so ist auch der regelmäßige Garten eine neutrale Zone, die das Haus aus dem umgebenden Gelände heraushebt, und es ist daher notwendig, daß die Grenze scharf hervortritt. Das beste Mittel ist die lebende, beschnittene Hecke, die sich, dicht gepflanzt, nicht übersteigen läßt, daher den größten Schutz gewährt und, zumal wenn man Heckenrosen, Rot- und Weißdorn verwendet, den Singvögeln sichere Brutstätten bietet. Dadurch wird nicht nur das Bild des Gartens belebt, sondern auch seine Reinhaltung von Ungeziefer außerordentlich gefördert. Allerdings ist die Sicherheit in den ersten Jahren nicht groß, daher ist manchmal auch eine Mauer, die von einem für Schlingpflanzen berechneten Holzgitter aus starken Latten durchbrochen wird, am Platze und jedenfalls den meist recht häßlichen Schutzgittern aus dünnspitzigen Eisenstäben vorzuziehen. Innerhalb dieser Einfriedigung empfiehlt sich dann eine Einfassung aus blühenden Sträuchern, die den Abschluß für das Auge vervollständigt.

In diesem umhegten Raum ist die Lage des Hauses das Bestimmende. Daß der Garten das Haus von allen Seiten umschließt und ihm so gleichsam Basis gibt, läßt sich nicht immer ermöglichen, da es naturgemäß wichtig ist, die für den Garten vorhandene Bodenfläche möglichst auszunutzen, und weil eine unnötige Zersplitterung in kleine Teile vermieden werden muß. Der Besitzer muß sich daher vor allem selbst darüber klar geworden sein, was er von seinem Garten haben will: ob es ein Zier- oder ein Nutzgarten oder beides getrennt oder vereinigt werden soll. Ist unter Berücksichtigung dieser Wünsche und unter Beobachtung der besonderen Eigentümlichkeiten des Grundstücks — Sonnenlage, Bodenbeschaffenheit, Höhenunterschiede, Zufahrtswege, Wasserverhältnisse u. a. m. — der Platz für das Haus bestimmt, so ergibt sich die Teilung des Gartengrundstückes am zweckmäßigsten dadurch, daß man den Gemüsegarten in die Nähe der Küche und des Wirtschaftshofes, den Ziergarten aber vor die Fenster der Wohnräume oder an eine den Zugang zum Haus vermittelnde Terrasse legt. In diesem Fall empfiehlt sich eine Abgrenzung beider Teile des Gartens durch eine Hecke, durch Spalierpflanzungen oder eine Rabatte mit blühenden Stauden.

Auf dem Grundstück vorhandene ältere Bäume sollten, wo es nur irgend geht, mit in die Anlage des Gartens einbezogen und eigentlich nur entfernt werden, wo es nötig ist, dem Hause Licht und Luft zuzuführen. Oft wird es auch notwendig sein, einzelne Bäume zu einer dichten Gruppe zu ergänzen, um die Wohnung vor kalten Winden zu schützen. Derartige Baumgruppen stehen auch der architektonischen Anlage durchaus nicht im Wege, die ja immer nur die Grundform bildet, innerhalb deren Grenzen dem freien Pflanzenwuchs voller Raum gegönnt ist. Baumgruppen erfüllen vielmehr eine der wichtigsten Bedingungen, die wir an den Garten von heute stellen müssen, schattige und angenehme Aufenthaltsräume zu bieten; und wenn bei ihrer Auswahl auf die Art des Wuchses und die Farbe des Laubes Rücksicht genommen wird, können solche Baumgruppen außerordentlich viel zum guten Aussehen des Gartens beitragen. Auch Strauchwerk läßt sich in dem regelmäßigen Garten zu guter dekorativer Wirkung verwenden, wenn man auf die Verschiedenheit von Formen und Farben Bedacht nimmt. Wie die Farbe in der Architektur und auch in unseren Wohnräumen wieder zu einem wichtigen Faktor und zu einem künstlerischen Mittel von feiner Wirkung geworden ist, so wird sie auch im



Garten des Landhauses Friese in Bremen. Von Runge & Scotland.



Aus einem kleinen Hausgarten in Bremen. Von Runge & Scotland.

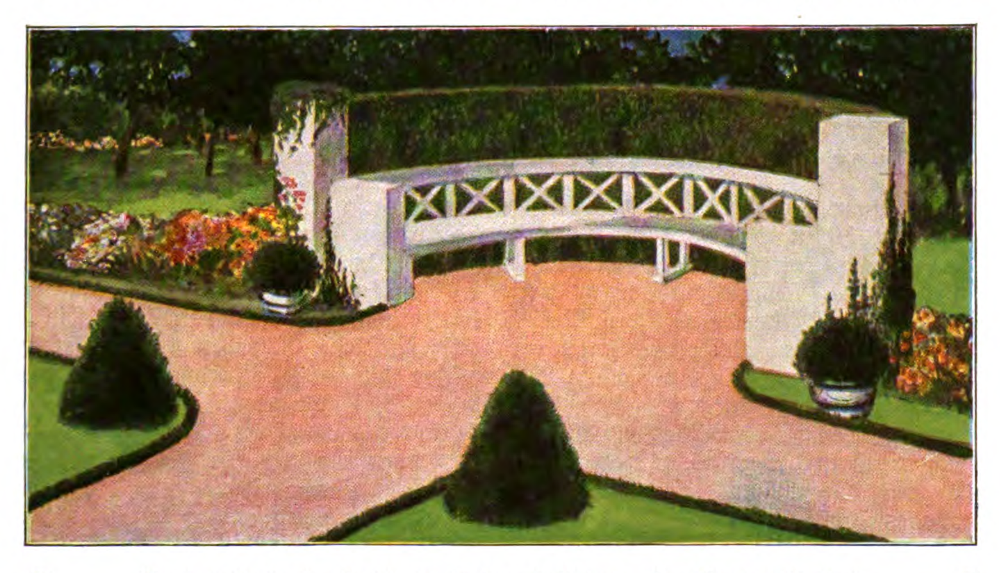
neuen Garten eine große Rolle spielen. Welche Möglichkeiten sich hier der gärtnerischen Gestaltung bieten, zeigten Olbrich in seinen Darmstädter Farbengärten und auch Läuger in einigen der Mannheimer Ausstellungsgärten, Versuche, die jedoch für den bürgerlichen Hausgarten weniger Bedeutung haben. Immerhin werden bei der Berechnung farbiger Wirkungen künftig nicht nur die Verwendung von Blumenbeeten in ruhigen, großen Flächen, sondern auch die Farbunterschiede von Baumkronen und Buschwerk berücksichtigt werden müssen. Da überdies unsere Landhäuser aus Sparsamkeitsrücksichten und Gründen der Raumausnutzung meist mehrstöckig gebaut werden, sind einzelne hohe Bäume gar oft ein willkommenes ausgleichendes Moment. Sehr gut veranschaulichen dies die Abbildungen nach den Entwürfen der Bremer Architekten Runge & Scotland für ein kleines Landhaus, das mit großem Geschick in das Landschaftsbild hineinkomponiert ist (S. 121).

Die eigentliche Struktur des Gartens gibt die Wegführung. Dabei empfiehlt es sich oft, außer dem breiten Mittelweg, von dem die Nebenwege zu den einzelnen Beeten abzweigen, bei kleineren Anlagen rings um den Garten einen Weg zu führen, der einen immer interessanten Überblick gewährt. Die weitere Anlage der Wege ergibt sich aus den Zugängen: Haustür, Terrassentreppe, Gartentor u. a. — und aus den Zielpunkten, wie sie Brunnenanlagen, ein Gartenhaus, eine Laube oder auch nur ein schattiger Sitzplatz bieten. Auf die Zweckmäßigkeit der Wege sollte ferner auch in ihren Ausmessungen Rücksicht genommen werden, wie überhaupt bei formalen Gärten alle Linien und Maße in ihrer Wirkung genau berechnet werden müssen, sodaß die einzelnen Teile nicht nur untereinander, sondern auch zu der Gesamtanlage in gutem Verhältnis stehen. Für die Einfassung der Wege und der sie umsäumenden Rabatten und Beete bietet der winterharte Buchs eines der besten Mittel, für das auch Back- oder Grottensteine nur ein unvollkommener Ersatz sind. Geschmacklosigkeiten, wie die Verwendung der Böden von Selterswasserkrügen richten sich selbst und können kaum noch von dem Gartenschmuck in der Gestalt von tönernen Tier- und Zwergfiguren überboten werden. — Auch schattige Wandelgänge, wie sie die von Kletterpflanzen übersponnenen Pergolen aus kräftigem Lattenwerk oder aus Steinpfosten mit starker Balkenlage bieten,

sind ein wichtiges Mittel architektonischer Gestaltung, wobei nur von vornherein auf eine geeignete, Schatten gebende Bepflanzung — wilder Wein, Pfeifenstrauch usw. — zu achten ist. Kletterrosen, die unten bald kahl werden und immer nur oben an den frischen Trieben blühen, wären dazu wenig geeignet.

Liegt das Haus auf einem größeren Grundstück, von dem nur ein Teil als Garten dienen soll — und es ist immer ratsam, diesen nicht größer zu nehmen, als Mittel zu seiner guten Anlage und Arbeitskräfte zu seiner Instandhaltung zur Verfügung stehen —, so sollte man stets das an die gärtnerische Anlage angrenzende Gelände in seiner natürlichen Verfassung, sei es nun Wald, Wiese oder Heide, belassen und sich darauf beschränken, es durch die Anlage von Wegen, Entwässerung, Lichtung oder dergleichen nutzbar zu machen. In vielen Fällen wird sich daraus auch ohne große Kosten ein Obstgarten mit Rasenboden schaffen lassen, der, mit Wald- und Wiesenblumen besetzt, nur in guter Ordnung und Pflege gehalten zu werden braucht, um einen stets erfreulichen Anblick zu bieten.

Eine der besten Leistungen neuzeitlicher Gartenkunst voll herzerfreuender Farbenpracht und einer so ausgeglichenen, harmonischen Gesamtwirkung, wie sie in keinem der mancherlei „Künstlergärten“ der letzten Jahre erreicht wurde, war „der deutsche Garten“ auf der Dresdener Ausstellung 1906, der auch in diesem Zusammenhang nochmals gezeigt zu werden verdient. In dieser Anlage, bei deren Gestaltung ein Fachmann, Garteningenieur J. P. Großmann, von den wertvollen Überlieferungen einer gesunden, heimatlichen Gartenkunst ausging, tritt das eigentlich Architektonische ganz in den Hintergrund. Der breite Hauptweg, der von dem Garteneingang zu der ihm gegenüberliegenden Laube führt, die Nebenwege, die von der Hausterrasse ausgehen oder zu dem erhöhten Ruheplatz an der Gartenmauer hinleiten, gliedern das Grundstück vernünftig und zweckentsprechend; aber die sie umsäumenden Rabatten und Blumenbeete, auf denen Pflanzen und Stauden, nach ihren Lebensbedingungen, Formbildungen und farbigen Wirkungen verteilt, zu voller Geltung gebracht sind, nehmen dieser Zweckmäßigkeit alles Steife und Strenge. Nicht eine architektonische Idee hat hier die Form des Gartens bestimmt, sondern die Pflanze in all ihrer Buntheit und Mannigfaltigkeit, und dadurch ist etwas Behagliches, ja Gemütliches hineingekommen, das des Gartens Aufgabe, ein Wohnraum im Freien zu sein, vortrefflich entspricht.



Aus dem Garten des Landhauses Vaßmer in Bremen. Von Runge & Scotland.

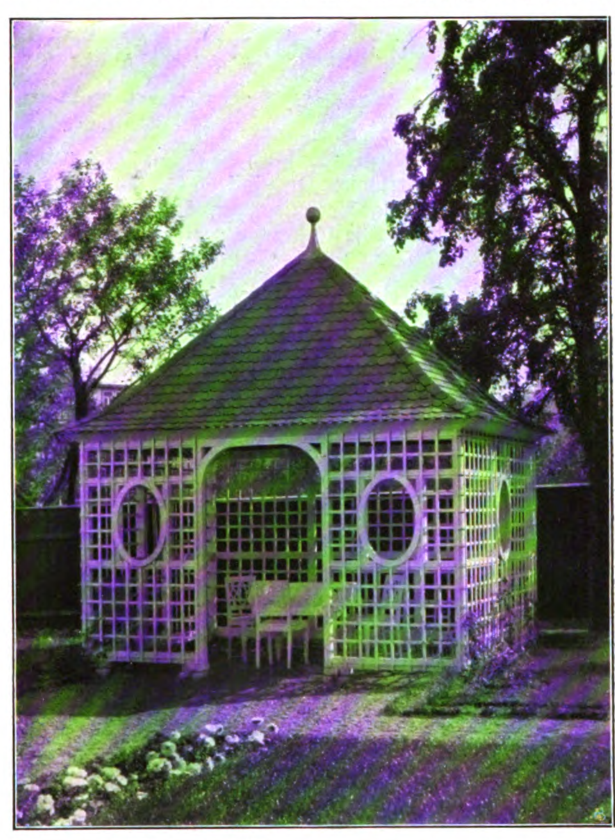
Ein paar Schatten spendende Bäume, die ihr schützendes Blätterdach über die von blühenden Stauden umgebene, einladende Laube breiten, daneben das Spalier, das den Küchengarten abtrennt und zur Zucht guter Obstsorten Gelegenheit bietet, hier und da ein paar Gruppen immergrüner oder blumiger Sträucher, dazwischen die Rabatten und Beete mit den üppigen und dankbaren Blühern wie Herzblume, Mohn, Phlox, Nelken und den vielen anderen bekannten Sommerblumen, der Wandbrunnen, dessen fließendes Wasser sich mit leisem Plätschern in ein steinumfaßtes Becken ergießt: das ist alles so einfach und selbstverständlich, und in dieser ungekünstelten, natürlichen Vereinigung alles dessen, was einen Garten verschönt und belebt, liegt der ganze Reiz dieses deutschen Gartens.



Garten an einem Wohnhaus in Wernigerode. Von Prof. Paul Schultze-Naumburg, Saaleck.

Nicht weniger interessant und abwechslungsreich ist der auf S. 118 abgebildete Garten Großmanns. Die Lage des Hauses am abschüssigen Hang eines Waldrandes forderte eine kräftige Terrassenbildung durch starke Futtermauern, die dem hier gepflegten Spalierobst Schutz vor kalten Winden bieten. Das so gewonnene Gartenland ist mit eingefaßten Rasenflächen, Blumenbeeten und Rabatten besetzt, zwischen deren hochstämmigen Rosen üppige Stauden blühen, und von dem Mauerwerk ranken aus weißgestrichenen Holzkästen die ebenso dankbaren wie in der Pflege anspruchslosen Efeugeranien mit ihren leuchtenden Farben. Die Wege sind genügend breit, für schattige Sitzplätze ist durch das Lattenwerk gesorgt, das von Kletterpflanzen übersponnen werden wird, und auch der plätschernde Laufbrunnen fehlt nicht. Die Eigenart gibt diesem Garten die kräftige Gliederung der Höhenunterschiede; seinen Reiz und seine Schönheit aber erhält er wieder durch die Anordnung und den bunten Reichtum des Pflanzenmaterials.

Auch das Landhaus Koepp (S. 121) ist ein gutes Beispiel für die einheitliche Gestaltung von Haus und Garten. Der Zufahrtsweg führt durch breite Rasenflächen, die nur der natürliche Schmuck der Wiesenblumen belebt, zu



Gartenlaube. Von Paul Schultze-Naumburg, Saaleck.

einem dem Hauseingange vorgelagerten Wendeplatz; der eigentliche Garten aber ist durch seitliche Mauern gegen die Straße und durch lebende Hecken gegen die umgebenden Felder abgeschlossen und den Blicken der Vorübergehenden entzogen. Die Einteilung entspricht den einfachen Formen des ländlichen Hauses. Eine Terrasse mit glattem Geländer, dessen Pfosten Gelegenheit zur Aufstellung von Pflanzenkübeln bieten, gestattet den Zutritt zum Garten unmittelbar aus dem Zimmer heraus und gewährt einen willkommenen Überblick über den tiefer liegenden Blumengarten, dessen Mittelpunkt ein von einer Hecke umschlossenes Wasserbecken bildet. Der Küchengarten grenzt an den Seitenflügel mit den Wirtschaftsräumen und ist von dem Ziergarten durch eine Hecke getrennt.

Die Möglichkeit abwechslungsreicher und mannigfaltiger Gestaltung bietet auch die Teilung des Gartens durch Hecken in einzelne Nischen, wie dies unsere Abbildung auf Seite 123 erkennen läßt; doch sollte sich solche Unterteilung immer nur auf den äußeren Rand eines Gartens beschränken, dessen erste Aufgabe es ja ist, einen möglichst freien Raum zu unbehindertem Ergehen und Genießen von Luft und Sonne zu bilden. Am Gartenrand aber lassen sich je nach der Sonnenlage derartige Nischen als Sondergärten mit einer bestimmten Pflanze — Rosen, Lilien, Nelken — oder auch als Farbgärten mit verschiedenen Blumen gleicher Grundfarbe freundlich und reizvoll schmücken.

Von schlicht bürgerlicher Art ist das Gärtchen, mit dem Prof. Schultze-Naumburg das Haus eines Arztes in Wernigerode umgab. Heute, wo die Anpflanzung noch zu jung ist, sieht das Ganze ja noch etwas dürftig aus. Wenn aber die Bäumchen heranwachsen, Kletterpflanzen den Laubgang überspinnen und blühende Stauden die Rasenflächen umkränzen, dann wird der Garten durch seine anspruchslose Schönheit und Behaglichkeit erfreuen. Und so sei hier nur auf den bequemen Zugang von der Gartenterrasse, auf die vernünftige Gestaltung von Gartenzaun und Bank und vor allem auf die köstliche Gartenlaube hingewiesen.



Was das Kind erzählte. Von Marx Möller.

Wenn ein Kindchen, so erst Monate alt,
In seinen Kissen da liegt und lallt,
Als ob es allerhand klöhnend erzählt,
Da hat manchen schon das Verlangen gequält:
„Ach könnte man doch die Geschichte verstehen!“

Mir aber ist einmal ein Wunder geschehen
Als Belauscher so lieben Gelalles:
Denn auf einmal verstand ich alles!
Ich begriff die Sprache im Nu!
Nichts ist rätselhaft mir geblieben!
Und ich hörte getreulich zu
Und hab' alles gleich nachgeschrieben!

Und da sagte das Kind:
„Und ich schlief und ich schlief
Ganz fest und ganz tief
Da unten im Teich im Märchenreich,
Und da weckte mich Einer, und sagte zu mir:
„Du, ich Dein Schutzengel, stehe bei Dir,
Und ich lege auf Deinen Kopf meine Hand,
Das gibt Dir eine unsterbliche Seele
Und für einige Zeiten Menschenverstand!
Und nun wähle!
Nun wähle für ein und für allemal:
Zwischen drei Müttern hat jedes die Wahl!“

Und als ich dieses vernommen,
Sind auf mich zugekommen
In feierlichem Trabe
Ein Flamingo, ein Storch und ein Rabe,
Und weil der Rabe in der Schar,
Wie man ihm ansah, der älteste war,
Hat er zuerst mich angekräht:
„Mach' schnell, mach' schnell, ehe es zu spät!
Deine Mutter wartet schon lange!
Die Feier ist im Gange!
Versammelt ist der Krieger Zahl!
Versammelt ist der ganze Kral,
Und die Krieger tanzen um das Zelt,
Und der Zauberer Singsang gellt,
Um die Teufel wegzuspotten!
Und die Fürstin der Hottentotten
Deine Mutter sitzt schön geziert,
Und mit heiligem Lehm beschmiert,
Und im Halsband aus Menschenknochen,
Und erwartet Dich seit Wochen!“

Und da sah ich in ein niedres Zelt,
In das man Götzenbilder gestellt,
Und wo ein Feuerchen blinkte,
Und wo eine Frau mir winkte! — —

Und dann trat der Flamingo vor
Und er sang: „Das hohe Tor
Ist umwunden mit Kränzen
Die lotosblumig glänzen!
Und schimmernd an allen Kanten
Ist die weite Wiese zu schauen
Von weißen Elefanten
Und den flimmernden weißen Pfauen!
Und Deine fürstliche Mutter tragen
Sie in einem goldenen Wagen!
Der ist bunt wie ein Regenbogen,
Und wird von Königstigern gezogen!“

Und da sah ich einen bunten Zug,
Der eine fürstliche Herrin trug!
Ihr Gewand war glitzernde Seide,
Und wie Maientau ihr Geschmeide!
Und um sie war ein Dröhnen
Von Gongs und Posaunentönen!

Und da sagte der Storch: „Horch!!
Hörst Du von weither den rufenden Ton?
Die beiden, die lieben Dich lange schon!
Und die warten auf Dich!“

Und da sah ich
Eine Frau, die am Fenster stickte
Und emsig auf ihre Arbeit blickte,
Und wenn sie einmal den Kopf erhob,
Und der Sonnenschein sie leuchtend umwob,
Dann glomm in den Augen, den sehnsuchtfeuchten,
So ein opferheiliges Leuchten!
Das war grade so warm und rein
Wie meines Schutzengels Heiligenschein!
Und dann stand auf einmal daneben ein Mann.
Und sie nähte weiter Stich um Stich ...

Und da trat der Storch an mich heran,
Und sagte: „Das näht sie nun alles für Dich!
All die niedlichen Strümpfe!
Hemden, Jacken und Rümpfe!
Würdest Du da nicht erkenntlich sein,
Das wäre doch wirklich einfach gemein!“

Mutter aber lächelte still
Wie eine, die gerne dulden will,
Und zog durch die wollene Mütze, die kleine,
Das Band, das bläulich geringelte feine,
Und wiegte und schmiegte, was sie gemacht,
Und hat es gestreichelt und angelacht!

Und da hab' ich gar nicht länger gedacht
An den Negerlärm und die indische Pracht,
An den Flamingo und den Raben!
Und meine Augen haben
Nur immer gesehen in ihr Gesicht!
Und ich bat den Storch: „Komm, warte nicht!
Sonst ängstet die sich zu Tode fast!
Und ich möchte doch sehn, ob die Mütze mir paßt!“

Und da hat er mich auf den Rücken genommen.
Und so bin ich zu meinen Eltern gekommen.

Fräulein von Göchhausen.

Von Karl Hans Strobl.

An der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts pflegte sich jeden Sonnabend vormittag in den beiden kleinen Mansardenzimmern eines häßlichen, verwachsenen Hoffräulisen der Herzogin-Mutter Anna Amalia zu Weimar eine auserlesene Gesellschaft zu versammeln.

Es waren wirklich ganz vortreffliche Menschen, nicht gerade ausschließlich erleuchtete Geister, aber Menschen von wahrhafter Herzensbildung, von angenehmen, doch keineswegs preziösen Manieren, von freundlichstem Entgegenkommen, begabt mit dem Geschick, allen peinlichen Fragen auszuweichen, und gründliche Kenner der großen Kunst, ebenso geschmackvoll zu sprechen als taktvoll zuzuhören. Man war in diesem Kreis immer gern bereit, Neues zu vernehmen und zu lernen, man war stets darauf aus, den Umfang seines Wissens zu erweitern, aber man verschmähte auch nicht, kleine Anekdötchen unter der Hand weiter zu verbreiten oder irgendeine eben aufgetauchte Klatschgeschichte zu besprechen und mit lächelnden Mienen selbst über gefährliche Dinge in pikanten Andeutungen seine Meinung abzugeben. Darüber, daß den Menschen dieses Kreises Kopf und Zunge auf dem rechten Fleck saßen, soll nicht vergessen werden, daß auch das Herz an seinem richtigen Ort war. Die Liebenswürdigkeit, von der das ganze Wesen dieser Männer und Frauen überstrahlt war, darf keineswegs als bloßer Glanz, als Glätte der Oberfläche angesehen werden, sondern sie drang ihnen wirklich aus dem Innern ihrer Natur, sie war eine Äußerung ihres seelischen Reichtums, ein herzhaft empfundenes Bedürfnis, sich gefällig zu erweisen und Gefälligkeiten als selbstverständlich entgegenzunehmen.

Bei aller Zwanglosigkeit lag der Unterhaltung doch ein festes Programm zugrunde. Es bestand allerdings nur aus einem einzigen, ganz allgemein gehaltenen Punkt: sich von allem, was in Kunst und Literatur an bedeutsamen Dingen Neues auftauchte, zu unterrichten und selbst mitzuteilen, was man davon wußte. Jedes der Mitglieder jenes Kreises suchte ohne besondere Aufforderung zur Durchführung dieses Programmes beizutragen. Man bereitete sich sozusagen auf jene Zusammenkünfte vor, und es war Ehrensache, nicht mit leeren Händen zu kommen. Und so wurde von allen Seiten zusammengetragen, was einer angeregten Unterhaltung als Nahrung dienen konnte: Kleine Gedichte, die man auch wohl selbst zu machen verstand oder in deren Beurteilung man ausgebildeten Geschmack und gründliche Kennerschaft bewies; neue Kompositionen, für die sich bald irgendein Sänger fand oder auch jemand, der sie auf dem in dem größeren der beiden Zimmer stehenden Klavier vorspielte; Briefe von bedeutenden Persönlichkeiten, die der, an den sie gerichtet waren, mitbrachte, um sie den Freunden vorzulesen; Kupferstiche und Zeichnungen, Zeitungen, Karten und Kunstgegenstände. Und wer nicht anderes zu bringen hatte, der steuerte wenigstens eine lustige Geschichte, eine artige Anekdote oder ein gelungenes Bonmot bei.



Luise von Göchhausen.
Büste im Wittums-Palais in Weimar.
Photographie von Louis Held, Weimar.

Zu den ständigen Teilnehmern an jenen geselligen Zusammenkünften gehörte Kammerherr von Einsiedel, eine der sympathischsten Gestalten des ganzen Weimarer Hofes, ein Mensch von ungemein umgänglichem Wesen und bestrickender Harmlosigkeit. Seine reiche Begabung, seine lustige Laune und sein Temperament verführten ihn niemals dazu, sich anderen unangenehm zu machen. Er war stets da, wenn man ihn brauchte, drängte sich aber auch niemandem auf und wußte sich auf sehr würdige Art vor dem etwas lästigen Ruf eines Allerweltskerls zu bewahren. Man rühmte an ihm seine Herzensgüte und seine Gefälligkeit und gab ihm den Ehrennamen „l'ami"; man fand sogar, daß ihn seine Zerstreutheiten ungemein gut kleideten und daß sie einen Reiz seiner Persönlichkeit ausmachten.

Gerne gesehen war

auch Graf Karl Brühl, der spätere General-Intendant des Königlichen Theaters in Berlin, der sich oft in Weimar aufhielt und bei seiner Anwesenheit niemals versäumte, seine reichen musikalischen und deklamatorischen Talente der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen. Als Erzähler war Heinrich Meyer, der „Kunschtmeyer", vorzüglich geschätzt, und er belustigte seine Zuhörer ebensosehr durch seine Naivität und seinen trockenen Humor als durch seinen eigentümlichen Schweizer Dialekt. Dann gehörten in den Kreis noch der Geheime Sekretär und Schatzmeister Joh. Justus Bertuch, der Prinzenerzieher Ridel, die Brüder von Fritsch, Rat Krause, Kammerherr von Wolfskeel, Leo von Seckendorf, Dr. Herder d. J., Weyland, Froriep und als einer der eifrigsten Konsistorialrat Karl August Böttiger, der Archäologe und Philologe, der nicht müde wurde, Studienmaterial aus aller Welt zusammenzutragen.

Bisweilen kam auch der alte Wieland aus seiner Klause hervor, um sich ein wenig in diesem heiteren Zirkel zu erfrischen.

Von Damen waren unter den Stammgästen die graziöse und liebenswürdige Henriette von Wolfskeel, die Goethe zärtlich „Kehlchen" zu nennen pflegte, die übermütige Frau Hofmarschall von Egloffstein, Amalie von Imhof, die als Dichterin und Malerin nicht ohne Geschick dilettierte, Fräulein Mimi von Oertel und eine der geistreichsten und schönsten Frauen des Hofes, Gräfin Henriette von Egloffstein.

Als Wirtin aber waltete inmitten des glänzenden Kreises die Bewohnerin jener beiden Mansardenzimmer, das unscheinbare ältliche Hoffräulein Luise von Göchhausen. Ohne daß sie in irgendeiner Weise hervortrat, beherrschte und belebte sie die Geselligkeit; mit einem vorsichtigen Lächeln wies sie der Unterhaltung ihre Bahnen und wußte es ihren Gästen bei sich so behaglich zu machen, daß diese allwöchentlichen „Freundschaftstage" ein ganzes Jahrzehnt hindurch Bestand hatten. Vom Herbst bis zum Frühjahr, zum Mai, in dem die Herzogin Amalia ihr Schlößchen in Tiefurt zu beziehen pflegte. Man sprach von diesen Freundschaftstagen in ganz Weimar. Es galt als ausgemacht, daß man bei Fräulein von Göchhausen den besten Kaffee der Stadt bekam. Und ihren „Freundschaftsbrötchen" spendeten alle Kenner ein aufrichtiges und uneingeschränktes Lob. So kam es, daß sich am Sonnabend die beiden kleinen Zimmerchen des alten Fräuleins gefährlich zu füllen pflegten. Für die regelmäßig Erscheinenden hätte der Raum vielleicht eben noch gerade ausgereicht, aber es hatte jeder das Recht, interessante Fremde einzuführen. Vor allem waren Reisende beliebt, die aus fremden Ländern zurückkehrten. Für Griechenland, für die Ausgrabungen auf der trojanischen Ebene, für Leben und Sitten des Orients fand sich hier stets eine ungeheuchelte und atemlose Aufmerksamkeit. Künstler von Ruf rechneten es sich zum Vergnügen an, vor diesem Publikum zu erscheinen. Der berühmte Klavierspieler Wölfel, der Komponist Himmel gehörten oft genug zu den Gästen des Hoffräuleins, und der große Schröder war bei seinem Aufenthalt in Weimar gerne bereit, Stücke aus „Nathan", vor allem die zu seinen Meisterleistungen gehörige Parabel von den drei Ringen vorzutragen.

In der dichtgedrängten Menge der Gäste ging es, wenn nicht eben eine allgemeine Debatte alle in Anspruch nahm oder ein Vortrag stattfand, manchmal recht übermütig her. Da waren eine Menge von Menschen und viel zu wenig Stühle. Und nun suchte einer den anderen zu überlisten und durch allerlei kleine Künste zum Verlassen seines Platzes zu bewegen, um sich selbst rasch dessen zu bemächtigen. Diese Manöver brachten oft einen Teil der Gesellschaft in Bewegung, erregten ein lachendes Für und Wider, man geriet mit scherzhaften Worten aneinander, focht mit scharfgeschliffenen Bosheiten kleine Zweikämpfe aus und beruhigte sich endlich wieder, um sich größeren und interessanteren Dingen zuzuwenden.

Um diesem Kreis vorzustehen und seinem Leben immer neue Anregungen zu geben, war dem kleinen Fräulein von Göchhausen nichts von der Natur verstattet worden, als ein wenig Geist und ein tapferes Herz. Sie hatte auch eine tapfere Zunge und konnte bisweilen recht unbequem werden. Man findet oft bei verwachsenen Menschen eine verbissene Manier, allem und jedem mit scharfem Witz zu begegnen. Sie sind bis in die Fingerspitzen wie mit ätzenden Säuren gefüllt und geben bei jeder Berührung von ihrem Gift ab. Es gab in der Umgebung des Fräuleins von Göchhausen viele, die sie ohne weitere Prüfung diesen Unglücklichen zurechneten. Ohne Zweifel war sie von vielen gefürchtet, zumindest bei vielen unbeliebt. Und doch war nichts von jener Bosheit der Verkrüppelten in ihr. Aber es machte ihr Vergnügen, ihre Überlegenheit zu zeigen und durch einen guten Einfall, durch ein Wortspiel, durch einen plötzlichen Pfeil zu verblüffen. Sie wußte aber auch, wenn sie jemand unrecht getan hatte, durch doppelte Gutmütigkeit wieder einen Ausgleich herbeizuführen. Und das ist ein Beweis, daß die Seele, die in diesem schwächlichen und verunstalteten Körper wohnte, vollkommen gesund und stark war. Es waren nicht die ohnmächtigen Ausbrüche einer durch das Leben Verbitterten, sondern die Angriffe einer Fechterin, die an ihrem Sport ein großes Vergnügen findet. Sie suchte und liebte den Kampf, aber wenn sie der Stöße und Paraden müde war, dann reichte sie dem Gegner die Hand. Geistreichen Menschen gewährte deshalb ihr Umgang einen großen Genuß, nur die Dumpfen und Überempfindlichen zogen sich von ihr zurück. Man konnte mit ihr über alle Dinge sprechen, denn sie hatte eine umfassende Bildung und

eine lebhafte Art, sich das Neue zu eigen zu machen. Dabei versuchte sie, wenn sie einmal in einer geregelten Debatte begriffen war, niemals, die Führung ganz an sich zu reißen. Sie kam den anderen auf halbem Weg entgegen, gab ihnen Gelegenheit, in das Gespräch einzugreifen, Kenntnisse zu entfalten und sich an das Licht zu rücken. Jedem war es vergönnt, in ihrer Gesellschaft gerade mit dem zu Worte zu kommen, worin er sein Bestes geben zu können glaubte. Sie war vielleicht die beste Psychologin ihres Kreises. Denn es erfordert nicht wenig Erfahrung, sich in fremde Menschen einzufühlen und zu erkennen, auf welchem Gebiete man sie ohne Gefahr für das Wohlbefinden eines Dritten frei sprechen lassen darf.

Sie war ein klarer und überlegener Geist, der nicht an Kleinlichkeiten hing und keiner übertriebenen Empfindlichkeit unterworfen war. Wie sie es liebte, anderen mit ihrer scharfen Zunge zuzusetzen, so war sie auch gern bereit, Neckereien über sich ergehen zu lassen. Selbst die derben Scherze, die sich Herzog Karl August manchmal im jugendlichen Übermut mit ihr gestattete, nahm sie durchaus nicht übel auf. Auch Goethe beteiligte sich an allerlei Ulken und drolligen Mystifikationen, überzeugt, daß das Hoffräulein, dessen Geist er sehr wohl zu schätzen wußte, auch allen Späßen gewachsen sein würde.

So wird erzählt, daß der Herzog und Goethe eines Abends, als das Fräulein Dienst bei der Herzogin hatte, die Tür ihrer Wohnung vermauern und die neue Wand überstreichen ließen. Man kann sich die Verlegenheit der in der Nacht Heimkehrenden denken, als sie vor der Mauer stand, suchte und suchte — und nicht fand, was sie suchte. Die halbe Nacht soll sie umhergeirrt sein, bis endlich eine mitleidige Seele kam und sie erlöste, d. h. zu einem provisorischen Nachtquartier geleitete.

Amalie von Voigt, eine jüngere Zeitgenossin des Fräuleins von Göchhausen, glaubt jene lustigen Streiche entschuldigen zu müssen; nachdem sie mit Nachdruck bemerkt hat, daß man viele jener Vorfälle grell ausgeschmückt und allzusehr übertrieben habe, fährt sie fort: „In jenen harmlosen Zeiten konnte man sich schon einen Scherz und mitunter auch einmal einen ausgelassenen erlauben. Man wog nicht ängstlich ab, ob sich's auch vollkommen schickte und was die Nachbarn dazu sagen würden; es gab noch keine Klatschblätter ex professo, die in jedem Winkel von Deutschland es herumgebracht hätten, daß Herr N. N. dem Fräulein O. wirklich beim Nachhausegehen einen Kuß gegeben habe. Man übte Nachsicht und nahm sie auch für sich in Anspruch."

In ihrem Kreis war Luise von Göchhausen übrigens nicht die einzige, die sich trotz allem Mangel an äußeren Vorzügen eine Stellung errungen hatte und sie zu behaupten wußte. Fräulein Mimi von Oertel war ebenso häßlich, vielleicht noch häßlicher als sie und gleich ihr häufig die Zielscheibe übermütigen Spottes. Aber die Art, wie sie sich ihrer Bedränger erwehrte, wie sie sich in bester Laune immer für die Unterhaltung einzusetzen wußte, gewann ihr die Zuneigung aller.

Nur eines konnte Luise nicht ertragen. Sie wollte um keinen Preis übersehen werden. Es mag sein, daß sie in einem solchen Übersehen ein Zeichen des Mitleides erblickte. Wollte man sie etwa schonen, weil man glaubte, sie fühle sich unglücklich und den anderen nicht ebenbürtig? Wollte man damit das Bedauern über ihre körperlichen Fehler andeuten und ihr sagen, daß sie besser tue, sich nicht in die erste Reihe zu wagen? So wandte sie erst recht allen Witz auf, um zu zeigen, daß sie sich dessen wohl bewußt sei, in ihrem Geist einen Ausgleich für alle körperlichen Mängel zu besitzen.

Es mag ihr bei alledem zum besonderen Verdienst angerechnet werden, daß sie sich an diesem Hofe, wo es genug der Versuchungen gab, in dieser oder jener Kunst zu dilettieren, niemals dazu verleiten ließ. „Genie genug, kann aber nichts machen!" sagt sie scherzend von sich. Ähnlich wie Bettina von Arnim, die dem Drängen ihres Bruders Clemens Brentano, sich als Dichterin zu versuchen, auszuweichen wußte, indem sie darauf hinwies, daß sie außerstande wäre, sich an feste Formen zu binden. Die Begabung des Weimarer Hoffräuleins hatte nicht die tropisch reiche Fülle der Genialität, wie sie in den Briefbüchern der quecksilbernen Frankfurterin wuchert. Sie war begrenzter, und Luise von Göchhausen war sich dieser Grenzen vollkommen bewußt. Wenn den hübschen und eleganten Damen des Weimarer Hofes so manche poetische Sünde nachgesehen wurde, weil ein Paar schöne Augen und ein Paar unter der Puderschichte leicht errötende Wangen selbst einen Kritiker wie Goethe freundlich zu stimmen vermochten, so konnte sich Luise auf keine solchen Fürsprecher verlassen.

Sie mußte sich darauf beschränken, nicht eine Priesterin, sondern eine Dienerin der Kunst zu sein. Sie konnte die heilige Flamme nicht selbst hervorrufen, aber sie durfte die Schätze der Tempel treu bewahren, eine verläßliche Hüterin der göttlichen Offenbarungen. Unter den vielen Menschen, die dankbar und andächtig an jenem Hofe vor den Altären standen, war sie einer der dankbarsten und andächtigsten. Und von dem Punkte aus will ihr Leben betrachtet sein. Es war kein verlorenes Leben, wenn es auch wenig von dem aufwies, was sonst das Leben der Frauen ausmacht. Denn es ging in einer großen Klarheit hin, in einer verdünnten Luft, die ihr die Formen der Schönheit von Nebeln unverhüllt zeigte, in einer Höhe, die nichts von dem Drängen der Tiefe weiß. Es war, als ob alle guten Kräfte, die in Weimar für das Gedeihen der Genialität Goethes vorhanden waren, in ihr zusammenströmten.

Sie war ein Genie der Rezeption, wenn anders man einer nicht schöpferischen Kraft den Namen Genie geben darf. Goethe hatte einen ganzen Stab von Menschen um sich versammelt, von denen viele an sich unbedeutend waren und nur durch ihre willige Unterordnung unter seine Führung sich ihren Anteil an seinem Glanz sicherten. Luise von Göchhausen aber gehörte zu jenen, die ihrer Bedeutung und ihrer Kräfte gewiß waren und sich dennoch vor ihm aller kleinen Eitelkeiten entledigten. Sie war in diesem Belang sozusagen der Gegenpol Herders, dessen Lebenstragik darin liegt, daß er es nicht zu verwinden vermochte, Goethe an der ersten Stelle zu sehen.

Es ist möglich, daß ein langes Ringen vorher ging, ehe Luise zu dieser Höhe und Klarheit gelangte, und daß erst in der Atmosphäre des Weimarer Hofes die Erkenntnis ihrer Stellung durchdrang. Es scheint, daß sie in Karlsruhe, wo sie vor der Berufung nach Weimar als Hofdame der Markgräfin Luise von Baden lebte, die unangenehmen Seiten ihres Wesens mehr hervorgekehrt hat. Sie war als Tochter des Sachsen-Eisenacher Schloßhauptmanns Wilhelm Ernst Friedrich von Göchhausen 1752 zu Eisenach geboren und also von vornherein auf den Weg des Hofdienstes gewiesen. Man erkannte auch in Karlsruhe ihre Vorzüge an, man rühmte sie als munter, aufgeweckt und gebildet, und sie besaß so viel funkelnden Witz, daß sie Mundt, der Biograph Knebels, der sie irrtümlich für eine Straßburgerin hielt, von ihrer ‚französischen Leichtigkeit‘ sprechen konnte. Aber sie war keineswegs beliebt. Ihre Indiskretionen machten sie gefährlich, und da man ihr auf offenem Kampfplatz nicht zu begegnen wagte, verflocht man sie in allerlei Intrigen. Dennoch fand Knebel, als er 1774 als Begleiter des Erbprinzen Karl August von Weimar nach Karlsruhe kam, an dem Umgang mit ihr großen Gefallen. Dem geistvollen und für alle Künste interessierten Mann, der in der Umgebung Friedrichs des Großen französisches Wesen schätzen und vielleicht überschätzen gelernt hatte, mußte das kleine Hoffräulein, das sich diesem Wesen so verwandt zeigte, auffallen. Es entwickelte sich eine geistige Zuneigung, die von dem stets gegen Fräulein von Göchhausen gerichteten Hofklatsch in erotischem Sinn umgedeutet wurde. Man mochte mit Schmunzeln und unterdrücktem Lachen von einem Verhältnis der beiden gesprochen haben. Zu keinem anderen Zweck, als um der gefürchteten Spötterin und dem Mann, der ihr Freund zu werden vermochte, durch die Tragikomik eines solchen Bündnisses zwischen dem eleganten Offizier und dem verwachsenen Fräulein den Boden zu untergraben. Die „Abenteuer“ des Majors am Karlsruher Hof sind aber nichts als eine Erfindung der Schwätzer. Er selbst, der mit dem Geradehalter preußischer Disziplin versehen und mit den Panzerplatten moralischer Grundsätze ausgerüstet war, rühmt den „streng moralischen“ Charakter des Fräuleins.

Um ein weniges später ist Luise schon in Weimar an der Seite der Herzogin Anna Amalia, die kurz vorher ihrem Sohn die Regierung abgetreten hatte. Die Herzogin war wohl die gebildetste Dame ihres Hofes, eine jener merkwürdigen Frauen des XVIII. Jahrhunderts, denen sich die Bewunderung ihrer Zeitgenossen zuwandte und die auch für uns einen seltsamen Reiz haben, weil sie bei ausgesprochen männlicher Begabung doch nichts von weiblicher Grazie vermissen lassen. Sie kann mit einigem Recht mit Katharina von Rußland und Maria Theresia zusammen genannt werden. Nur ging der Wuchs ihres Wesens weniger in Breite und Höhe, als vielmehr in die Tiefe. Ihre Tatkraft hätte sie gewiß befähigt, die Schicksale eines weit größeren Reiches zu leiten, als des kleinen Weimar. Sie mochte aber mit einer Berufung eher zufrieden sein, die sie nicht ausschließlich mit politischen Dingen erschöpfte und ihr Zeit ließ, sich mit Literatur, Musik und bildender Kunst zu beschäftigen.

Daß dieser Fürstin eine Luise von Göchhausen eine willkommene Gefährtin und Vertraute werden mußte, ist verständlich. So hatte der neue Ankömmling recht bald festen Fuß gefaßt, und — wenn eine Wandlung ihres Wesens notwendig war — so ging sie nun vor sich, in dieser Luft, die sich leichter atmete als die Hofluft von Karlsruhe, unter diesen Menschen, die zugleich schlagfertiger und harmloser, bedeutender und unbefangener waren als die Ränkeschmiede und Intrigenspinner ihrer früheren Umgebung. „Man übte Nachsicht und nahm sie auch für sich in Anspruch“ — das war das Motto über den leichtgeschwungenen und blumenbekränzten Toren der Weimarer Gesellschaft jener Tage. Zu den ernsten und stets ein wenig abseits stehenden Figuren der Herzogin und der Frau von Stein bildete Luise von Göchhausen einen possierlichen Gegensatz. Sie war immer mitten im Wirbel, immer voll drolliger Launen, so daß sie als die neckische „Gnomide“ des Hofes einen Ruhm bekam. In seltsamem Widerspruch zu diesem Wesen stand ihr anderer Spitzname „Thusnelda“, den sie wegen ihrer Verehrung Klopstocks erhielt. Sie litt es aber auch nicht ungern, von ihren Bekannten freundschaftlich ‚Thusel‘ genannt zu werden. Nicht immer freilich war eitel Sonnenschein in diesen seligen Gefilden zu Weimar. Die Individualitäten der Menschen, die hier beachtet sein wollten, waren zu scharf ausgeprägt, als daß es nicht gelegentlich zu Reibungen hätte kommen müssen. Nicht anders als in bürgerlichen Häusern gab es auch in Weimar zwischen der Herzogin und ihrer Schwiegertochter manchmal Spaltungen. Die Gattin Karl Augusts mochte im Anfang nicht gleich auf den ihr gebührenden Platz geführt worden sein, sie fand einen Hof, der es gewohnt war, sich vor allem des

Beifalls der Herzogin-Mutter zu versichern. In diesen schwierigen Lagen galt es für Luise von Göchhausen als Hoffräulein Anna Amalias oft allen Takt aufzuwenden, um Zusammenstöße ernsterer Art zu verhüten. Daneben liefen allerlei andere Intrigen und Klatsch obendrein. Knebel, der große Moralist, liebte es, Goethe die Ungebundenheit seines Lebens mit dem Großherzog vorzuwerfen. Er vermochte selbst gegenüber dem Dichter, der auf der Höhe seines Ruhmes stand, seine schulmeisterlichen Neigungen nicht zu unterdrücken. Und als er eines Tages besonders entrüstet war, machte er Goethe Vorstellungen über die unsittliche Tendenz seiner „Wahlverwandtschaften“. Worauf ihm Goethe mit souveräner Ruhe entgegnete: „Ich habe es ja nicht für Dich geschrieben, sondern für die Mädchen!“ Solche launige Repliken wurden ernst genommen, weiter getragen, mit Zutaten versehen und bildeten nun, vergröbert und bunt herausstaffiert, den Gesprächsstoff für Hof und Stadt. Es ist nicht zu verwundern, daß der Klatsch sich besonders mit Goethe zu beschäftigen liebte. Nächst den Streichen des Großherzogs waren seine Abenteuer und Eigenheiten vorzüglich Gegenstand der Aufmerksamkeit. Mit Vorliebe erzählte man von ihm, daß er alles mitzunehmen liebe, was ihm bei seinen Freunden gefalle. So sollte er einmal von Knebel mehr als hundert Stück von Handzeichnungen Albrecht Dürers fortgetragen haben, ohne sie jemals wieder zu bringen.

Niemand war geeigneter als Luise von Göchhausen, die Verstimmungen der Betroffenen wieder zu beseitigen. Mit einem Witzwort, einem Sarkasmus, einer jener feinen ironischen Bemerkungen, vor denen schwächere Geister zu zittern pflegten.

Im ganzen aber stand der Weimarer Hof weit über allen anderen Höfen rings in deutschen Landen. Es gab hier ein einigendes Band, ein Gravitationszentrum, zu dem alle Eigenbewegungen zurückstrebten: die Kunst. Und niemals gerieten die Menschen dieses Kreises in die Gefahr, in der Kleinlichkeit der Interessen zu ersticken. Luise von Göchhausen stand mitten im Strom und nahm alles in sich auf, was da an ihr vorüberglitt. Und was ihr besonders wertvoll und groß erschien, das trug sie bei sich daheim in ein Buch ein. Dieses Buch fand Professor Erich Schmidt, der Berliner Literarhistoriker, 1887 bei den Verwandten des alten Fräuleins, und in diesem Buche war ein merkwürdiges Fragment enthalten: „Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt.“ Damit war der lange vergebens gesuchte „Urfaust“ entdeckt, jenes „höchst konfuse Manuskript“, von dem Goethe an Schiller 1798 schrieb, daß es noch vorhanden sei. Ob man in diesem Fragment wirklich den Urfaust zu sehen hat, ist eine Gelehrtenfrage; aber so viel ist gewiß, daß es jene Gestalt der Dichtung gibt, die Goethe bei seinem Eintreffen in Weimar fertig hatte. So hat er dem literarischen Zirkel bei Hofe seinen Faust vorgelesen. Und Luise von Göchhausen hat das Manuskript entliehen und genau kopiert, Wort für Wort, mit der ganzen absonderlichen Orthographie, die es zeigte. Das ist die große Tat des mokanten, verwachsenen Hoffräuleins für unsere Literaturgeschichte. Und — sobald man das Stück Literaturgeschichte, das an Goethes Werden und Reifen hängt, für mehr als bloße Fachwissenschaft ansieht, sobald man in ihm ein Stück Darstellung deutschen Seelenlebens erkennt — auch ihre große Tat für die Erfassung unserer eigenen Entwicklung.

Goethe hat die kleine Hofdame (sie war so klein, daß die Herzogin in einem italienischen Brief des Fräuleins bei der Beschreibung der Pompejusstatue in Rom nicht unterlassen kann, die eingeklammerte Bemerkung beizufügen: „Thusneldens Nase stieß gerade an den großen Zähe“) immer gern in seiner Gesellschaft gesehen. Ihr wunderliches Wesen gab ihm einmal einen artigen Vers ein. Es war am Abend des 30. Dezember 1778, als er in Gemeinschaft mit dem Kammerherrn Siegmund von Seckendorf in Apolda, wo sich Karl August eben wegen der Jagd aufhielt, für seine engeren Bekannten bei Hofe gereimte Neujahrswünsche „schmiedete“. Dem Fräulein Göchhausen galten folgende Zeilen:

„Der Kauz, der auf Minervens Schilde sitzt,
Kann Göttern wohl und Menschen nützen,
Die Musen haben Dich beschützt,
Nun magst Du sie beschützen.“

Er zog den „Kauz, der auf Minervens Schilde sitzt“, auch zu seinen Mittwochabenden heran, die er im Oktober 1801 begründete, als er nach schwerer Krankheit wieder neue Lebenskraft gewonnen hatte. Man kam nach dem Theater zu einem intimen Nachtmahl zusammen. Es war eine Art Picknick, zu dem die Damen die Speisen und die Herren den Wein beistellten. Sieben Paare bildete diesen „cour d'amour“, diesen Liebeshof, der indessen nur den Angelegenheiten der Kunst Zugang gewährte: Goethe selbst hatte sich die schöne Henriette Gräfin von Egloffstein gesellt. Die anderen waren Schiller und Frau von Wolzogen, Herr von Wolzogen und Schillers Frau, Kammerherr von Einsiedel und Frau Hofmarschall von Egloffstein, Hofmarschall von Egloffstein und Fräulein von Wolfskeel, Hauptmann von Egloffstein und Amalie von Imhof, und dem wunderlichen Fräulein von Göchhausen war der originelle „Kunschtmeyer“ als Partner gegeben worden. Man findet hier also zum größeren Teil die Stammgäste der Freundschaftstage Thusneldens wieder. So war man in steter Berührung miteinander, so fand ein immerwährender Austausch statt, und die Lieder, die Goethe seinem „Liebeshof“ widmete und zuerst vorlas, wie: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie ...“, „Stiftungslied“, „Generalbeichte“, „Dauer im Wechsel“, „Sehnsucht“, „Frühlingsorakel“ — gerieten auf diesem Wege rasch

in Umlauf. Hier wurden die Pläne der Maskenzüge und Redouten, an denen man so viel Gefallen fand, zuerst entworfen und durchberaten. Hier vergnügte man sich mit kleinen dramatischen Aufführungen und poetischen Rätselspielen, und aus diesen Kreisen setzte sich die nicht ungeschickte Dilettantentruppe zusammen, mit der man sich auch manchmal an größere Aufgaben wagte. Thusnelda fand mit der Darstellung komischer Rollen ungemeinen Beifall. Welcher Leistungen diese willigen Kräfte unter der Leitung Goethes fähig waren, beweist die Geschichte der Aufführung von „Palaeophron und Neoterpe". Zum Geburtstag der Herzogin Anna Amalia am 24. Oktober 1800 sollte schnell ein neues Stück geschrieben und einstudiert werden. Man hatte kurz vorher die „stolze Vasti" einige Male so entzückend gespielt, daß Goethe ganz begeistert war und den Mitwirkenden versprach, ihnen trotz der Kürze der Zeit etwas Neues zu machen. Er wählte seine Darsteller aus und lud sich bei den Hofdamen zu einem Punschfrühstück ein. Während er im Zimmer auf- und abschritt, diktierte er dem Fräulein von Göchhausen seine köstliche Improvisation, in der er sich auf poetische Art von „Griesgram"-Klopstock und „Haberecht"-Herder lossagte. Sobald ein Stück einer Rolle fertig war, wurde sie sogleich ihrem Darsteller übergeben und mußte auswendig gelernt, und wenn die zweite Rolle fertig und memoriert war, mit dieser zusammen probiert werden. Goethe diktierte rastlos weiter, hielt dabei die Lernenden zum Eifer an, spielte ihnen vor und durchdrang das Ganze mit so lebendigem und frischem Geist, daß das Stück an zwei Vormittagen fertig und einstudiert war.

Es war der Ehrgeiz aller bedeutenden Fremden, in den Kreis um Goethe eingeführt zu werden. Aber Goethe wußte die Leute, die ihm nicht paßten, mit kaltem Blut fernzuhalten und selbst die Zudringlichsten zu verscheuchen. Als Kotzebue nach Weimar kam, wollte er um jeden Preis in den „Liebeshof" aufgenommen werden. Und damals hätte der gutmütigen Thusnelda ihre große Leidenschaft zu versöhnen, auszugleichen, zu vermitteln, fast einen schlimmen Streich gespielt. Kotzebue steckte sich hinter sie und wußte ihre Unterstützung zu gewinnen. Aber Goethe blieb unerbittlich. Er verwendete als praktischer Bühnenmann zwar Kotzebues „vorzügliches aber schluderhaftes Talent" für das Theater, weil seine Stücke „Kassa" machten und die Weimarer Philister nicht um ein Haar anders waren, als die Philister an anderen Orten und zu anderen Zeiten; aber sonst wollte er von dem Eindringling nichts wissen. So weit es an ihm lag, sollte Kotzebue keine Brücken zu den Hofkreisen finden. Man weiß, wie sich der eitle Possenschreiber rächte, indem er Schiller gegen Goethe auszuspielen versuchte.

Bis zu ihrem Lebensende hat Luise von Göchhausen an Goethes Wirken Anteil genommen. Sie gehörte zu den ständigen Besucherinnen seiner naturwissenschaftlichen Vorlesungen, die er Mittwoch von 10 bis 1 Uhr zu halten pflegte. Sie nennt diese Vorträge „lehrreich und unterhaltend" und schreibt an Böttiger darüber: „Er verleugnet hier das Genialische seines Geistes nicht, der da weiß, einen großen Gegenstand groß zu behandeln. Die Vorträge sind sich nicht alle gleich; aber er hat uns vortreffliche gehalten."

Wie sehr sie im Abglanz dieses Genialischen lebte, wie es sie durchströmte und den Rhythmus ihres eigenen Wesens erhöhte und beflügelte, bewies sie durch nichts so deutlich, als durch die Art, wie sie Italien sah und es schilderte. Sie sah es mit Goethes Augen, und von seiner Gabe anschaulicher Darstellung haben ihre Briefe Farbe und Blut erhalten. Im Sommer 1788 trat die Herzogin Anna Amalia die Reise in Begleitung des Kammerherrn von Einsiedel und Thusneldens an. Die Herzogin lebte zwar unter dem Decknamen einer Gräfin Altstädt in Rom, aber noch weniger als Goethe vermochte sie sich auf die Dauer den Ansprüchen der Gesellschaft zu entziehen. Und Luise, in ihrem stets wachen Bedürfnis, neue Menschen kennen zu lernen, psychologisch zu durchdringen und in ihren Vorzügen und Schwächen zu erfassen, gab sich diesem volleren und großzügigen Leben mit aller Inbrunst hin. Ihre Briefe aus Italien gehen an ihren Freund Wieland und berichten voll Jubel über die Herrlichkeiten jener Tage. Vor allem galt der Musik ein großer Teil ihres Interesses, und die Ausdrücke des Enthusiasmus über Sänger und Virtuosen erinnern an den Weimarer Klatsch, der sich an die Reise der Herzogin knüpfte. Man sprach dort davon — und selbst Schiller trug das Gerücht weiter — daß diese Reise eigentlich bloß unternommen wurde, um den weimarischen Kammersänger Grave nach Italien zu begleiten. Wirklich traf auch die Herzogin mit ihm in Mailand zusammen. Aber man hat keinen Grund, eine andere als eine aus künstlerischen Beweggründen entspringende Begeisterung anzunehmen. Ebensowenig wie heute wußten die klügsten und geistvollsten Frauen von dazumal die Kunst vom ausübenden Künstler zu trennen, und auch Luise gerät, wenn sie einen der großen Sänger Italiens erwähnt, in Siedehitze. Von dem Neapolitaner Casaciello spricht sie, in den alle verliebt sind und der einen „alles Erdenweh vergessen machen könnte", von dem berühmten Geiger Antonio Lolli, der „würcklich außerordentlich" ist. Sie lernt auch Angelika Kauffmann und Lord Hamilton kennen. Anfangs hat sie noch ein wenig Heimweh, und der Gedanke an ihr „armes Stübchen" zu Weimar ist ihr auch inmitten des Großen und Guten, von dem sie umgeben ist, teuer und lieb. Aber immer herz-

hafter umklammert sie das Land der Schönheit mit schwärmerischen Sinnen, und wenn sie sich auch bisweilen in das und jenes nicht finden kann und sich über die Hitze beklagt und über „die vielen 1000 Schweiströpfchen“, die täglich aus ihrem „magern Körper gepreßt werden“, so liebt sie Italien endlich doch so, daß sie sich beinahe schämt, zu sagen, wie sehr sie an diesem Land und an diesen Menschen hängt. „Dieser milde Himmel würckt nur zu wohlthätig auf die Geister und die Herzen dieser Menschen, und welch ein Genuß ist mit solchen Umgang zu vergleichen. Hier scheinen die Originale von der Sonne und dem Mond, die uns bisweilen besuchen.“ Und dann kommt wohl ein Stoßseufzer: „Liebster Hofrath, was soll aus Ihrer Thusel werden, wenn es dereinst heißen wird, anstat von Ischia nach Neapel: von Weimar nach Tiefurth.“ Doch sie nimmt rasch alles wieder zurück: „Aber der Himmel verhüte, mich so zu versündigen, daß das im Ernst gesagt sey! Vielmehr fühle ich lebendig, was es für mich seyn wird, Ihnen und noch einige Menschen in Weimar wieder zu sehn.“ Das Osterfest des Jahres 1789 verlebte sie in Rom, und von der großen Szene des päpstlichen Segens über Volk und Stadt entwirft sie eine so lebendige Schilderung, daß Wieland an die Herzogin schreiben konnte: „Von Fräulein Luisa, ehmals Thusnelda genannt, ... habe ich vor einigen Wochen einen Brief aus Rom erhalten, der von der Feinheit ihrer inneren und äußeren Sinne ein sehr vortheilhaftes Zeugniß ablegt, und worin besonders ein Gemählde von dem berühmten Segen des Heil. Vaters von der Höhe der Tribone von St. Peter herab, dem größten Schriftsteller Ehre machen würde; so, daß Goethe selbst, dem ich diese Stelle vorlas, ihr einen sehr warmen Beyfall ertheilte ...“

Die Korrespondenz des kleinen Fräuleins war zu jeder Zeit ihres Lebens nach allen Richtungen ungemein rege ausgebreitet. Sie umstrickte alle Welt mit ihrer Liebenswürdigkeit und munteren Schreibseligkeit und wußte sich auch die Frau Rat, ihre „gute, liebe Herzensmutter“, durch allerlei kleine Berichte über das Treiben und die Arbeiten ihres Sohnes zu gewinnen. Aus den letzten Jahren von Thusneldens Leben sind eine Anzahl von Briefen an Böttiger erhalten, in denen sich ihre ganze Art ungebrochen zeigt. Es fehlt auch hier nicht an kleinen Bosheiten: daß die Jagemann, von deren Verhältnis zum Großherzog jedes Kind wußte, gezwungen gewesen sei, eine „notwendige Reise“ zu machen, daß zwei der angesehensten Damen der Gesellschaft es unternommen hätten — einen Gasthof anzulegen ... Dann kamen die schweren Kriegsjahre über Deutschland. Als Napoleon nach Weimar kam, entzückte sich Luise für ihn. Sie findet, daß er ein schöner Mann sei, daß man in seinem Gesicht Offenheit und Güte lesen könne, und sie rühmt ihm auch Höflichkeit nach. „Man spricht von Friedenshoffnungen oder fürchterlichem Krieg. Möchte doch der Kaiser der Mann sein, der die Welt wieder in ihre Angeln rückte!“ Die Friedenshoffnungen wurden zunichte, und schwer litt das ganze Land unter dem fürchterlichen Zusammenbruch nach Jena. Anna Amalia war achtundsechzig Jahre alt geworden, um alles das zu erleben. Sie, die einst die Regierung ihres Landes geleitet hatte, erkannte besser als Luise die Größe des Unglücks: Weimar verwüstet, Preußen vernichtet, ihr Bruder, der Befehlshaber bei Jena, geschlagen und tot. Dazu das Gefühl, jetzt ganz von der Hand Napoleons abhängig zu sein, eine Herrschaft von heute auf morgen innezuhaben ... „Ihr durch die Strapazen der Flucht geschwächter Körper konnte so großem seelischen Leid nicht Widerstand leisten,“ schreibt Goethe. Sie starb am 10. April 1807.

Und wenige Monate später starb auch Luise von Göchhausen, am 7. September 1807. Ihr langjähriger Freund, der inzwischen zum Obersthofmeister beförderte Einsiedel, hat ihr einen Nachruf gewidmet, der von aufrichtigem Schmerz zittert, trotz aller Versuche, männliche Fassung zu bewahren: „Fräulein von Göchhausen ist allerdings ihrer guten Fürstin bald gefolgt ... Ihre moralische Existenz war mit dem Tode der Herzogin sehr zerrüttet, doch glaubte man sie nicht so krank, als sie sich fühlte. In dem Kreise ihrer Freunde und Freundinnen lebt ihr Andenken, und ihr Verlust ist Allen fühlbar. Ihr Geist war dem gesellschaftlichen Leben wohlthätig und belebend, auch war sie dauernder Freundschaft fähig — eine Tugend, die in unseren Zeiten nur selten leuchtet.“

Ihre Feinde freilich erwarteten sich von „Thusnelda“ auch nach ihrem Tode nichts Gutes. Man wußte, daß sie eine große Menge von Aufzeichnungen und Papieren besaß, deren Veröffentlichung viele mit Zagen entgegensahen. Wer konnte denn wissen, ob sich unter diesem Nachlaß nicht die niederträchtigsten Enthüllungen befanden? Aber das kleine Hoffräulein, das sein Leben lang immer das Unerwartete geliebt hatte, das Überraschende, hatte dafür gesorgt, daß man sich noch nach ihrem Tode über sie verwundern sollte ... Ein Artikel ihres Testaments ordnete die Vernichtung aller ihrer Papiere an! Nur jenes große Buch mit den Abschriften der Dichtungen, an denen sich Luise während eines halben Lebens immer wieder erfreut hatte, war von dem Gebot ausgenommen, das Buch, in dem achtzig Jahre später eines der wichtigsten Dokumente unserer Literaturgeschichte aufgefunden werden sollte ...





Das Zugstück.

Von Paul Oskar Höcker.



Man kann's kaum erwarten hinzukommen. Das Haus ist auf Wochen hin ausverkauft. Kein Wunder: nach dem Jubel bei der Premiere, nach den Fanfaren in der Tagespresse! Die Theaterbilletts sind nur mit hohem Aufschlag bei den Händlern zu haben. Es ist die Sensation des Winters. In jedem Gespräch wird das Stück genannt. Zumeist voll ehrlicher Bewunderung. Und hernach gibt's im ganzen Rest der Spielzeit kaum eine einzige zünftige Literatenkritik, die nicht einen boshaften Seitenhieb darauf brächte. Also: ein echtes, rechtes Stück für die große Menge. Ein Stück, das man gesehen haben muß. Ein Zugstück.

Einige sehen sich's sogar zweimal an. Das zweitemal sind sie aber enttäuscht. Und am Schluß der Spielzeit gehört's in den großstädtischen Gesellschaften schon gar nicht mehr zum guten Ton, davon zu sprechen. Es ist etwas Selbstverständliches geworden — wie etwa die Influenza. Und beginnt erst der neue Winter, so ist man erstaunt, daß „das alte Ding noch immer zieht".

Aber nun zeigt sich's gerade, ob das Stück nur der Schlager einer Saison war, oder ob es das Zugstück eines Lustrums wird, das Zugstück, das man in die fremdesten Sprachen übersetzt und in das auch der bühnenfremdeste Spießbürger schließlich hineingeht. Das Zugstück, das noch drei Jahre nach der denkwürdigen Uraufführung dem verkrachtesten Theaterdirektor der östlichsten Provinz aus dem großen Schlamassel heraushilft. Das Zugstück, das man sich aus Verzweiflung sogar noch im vierten Winter, wenn einen das Schicksal nach Schmienekneichen verschlagen sollte — was der Himmel verhüten möge! — im Theatersaal des alten Gasthofs am Markte von einer Truppe fünften Ranges ansieht.

Dann erkennt man's freilich gar nicht mehr. Und man faßt sich an den Kopf und kann's und will's nicht glauben, daß man diesem elenden S c h m a r r e n einstmals naiven Herzens mit zugejubelt hat!

Ja, war denn damals alle Welt so kritiklos, so lächerlich anspruchslos? Das soll Humor sein? Ich hab' nicht lachen können, meiner Seel' nicht. O Du liebes, liebes, dummes Theaterpublikum, wie grausam hast Du Dich an jenem Premierenabend blamiert!

Apropos: da hat's vor ein paar Wochen im X-Theater zum ersten Male seit langer Zeit wieder einen Bombenerfolg gegeben. Eine Affenschande, daß man das neue Ding noch nicht gesehen hat. Das Haus ist Abend für Abend ausverkauft. Man wird dem Händler wieder ein schönes Aufgeld zahlen müssen. Märchenhafte Ziffern werden genannt. Aber alle Welt spricht von nichts anderem mehr als von dem neuen Zugstück ... Es ist die Sensation des Winters ...

ꕥ ꕥ ꕥ

Gelegentlich kann auch ein wirkliches Kunstwerk zum Zugstück werden. Das ist Opern wie der „Cavalleria rusticana" oder wie „Hänsel und Gretel" oder wie der „Salome" passiert. Auch ihnen gegenüber ändert sich die Haltung des Publikums. Das einstmals „vom Himmel gefallene Stücklein Musik", das Intermezzo, ist heute dem Ohr des Kulturmenschen eine Tortur. Der Leierkasten und die Spielwut der Dilettanten haben ihm den Garaus gemacht. Und damit ward die Stimmung gegen die ganze Oper immer lauer, immer lauer, schließlich geradezu gereizt. Aber gleich dem Kinderliederspiel Humperdincks und dem Sensationseinakter von Richard Strauß hat die Preisoper Mascagnis zuletzt doch noch den Weg in den eisernen Spielplan der ständigen Bühnen gefunden, wo ihnen die Klassizität eines Vierteljahrhunderts sicher ist. Aus diesen Zugstücken sind Repertoirstücke geworden — trotz des Bombenerfolgodiums.

Auch einzelne Dramen von literarischem Anstrich sind unter den Zugstücken der letzten beiden Jahrzehnte zu nennen: Sudermanns „Ehre", Wildenbruchs „Quitzows", Fuldas „Talisman", Halbes „Jugend", Maeterlincks „Monna Vanna", Gorkis „Nachtasyl" — und etwa noch Hartlebens „Rosenmontag". Gerhart Hauptmanns Theateragent, der die Einnahmen verbucht, wird bestreiten, daß der große schlesische Dramatiker ein Zugstück im Sinne der Abendkasse geschrieben habe. Sämtliche Aufführungen seiner „Versunkenen Glocke" reichen noch bei weitem nicht an die Aufführungsziffer eines einzigen Saisonschlagers der G. m. b. H. Blumenthal, Kadelburg & Co. heran.

Von Sudermanns, Fuldas, Halbes, Maeterlincks Zugstücken, die auch die allerhöchste Billigung der verschiedenen Literaturpäpste Deutschlands gefunden haben, ist's ein weiter Schritt zu der zweiten Kategorie: den Sensationsdramen jener Bühnentalente, die der blinde Zufall eines geschickten Griffs bei der Stoffwahl in den Mittelpunkt mehrerer Spielzeiten gerückt hat. „Der Fall Clémenceau", „Madame Sans-Gêne", „Alt-Heidelberg" und „Zapfenstreich" haben bei ihrem ersten Auftauchen im allgemeinen eine leidliche Presse gehabt. Man gönnte den gerade von viel Mißwachs heimgesuchten Bühnenleitern und deren Truppen die gute Ernte, man gönnte vor allem den beiden jungen deutschen Auto-

ren den Erfolg: Meyer-Förster und Bayerlein. Die Kritik der Berliner Tageszeitungen gewährte ihn wohlwollend, gewissermaßen als Wechsel auf die Zukunft. Von der „furchtbaren“ Verbreitung, die diese grob zusammengezimmerten Stücke finden sollten, ahnte damals noch niemand etwas. Auch die Verfasser selbst glaubten nicht an das zähe Rampenleben dieser Arbeiten, die die skrupellose Frucht nur geringen Bemühens gewesen waren. Und all das Nette, Gutbeobachtete, Amüsante, das stofflich Packende und im Tempo des theatralischen Vortrags Mitreißende, das diese Zugstücke fraglos besitzen, ward vergessen. Nicht nur von der Kritik, nein, auch vom größeren Teil der Theatergänger. Längst hat der große Undank eingesetzt. Keiner will ergriffen, bezwungen, amüsiert oder aufgeregt worden sein. Sie zucken die Achseln, sie lächeln mitleidig — und schimpfen über den Niedergang der dramatischen Produktion.

Das sind aber dieselben Leute, die nun wieder der „Lustigen Witwe“ und dem „Walzertraum“ zu dem beispiellosen Erfolg verhalfen.

Es ist ja wahr: sieht man von den paar vorhin angezogenen Publikumserfolgen literarisch höher einzuschätzender Taten neuerer Dramatiker ab, so bewegt sich der Geschmack, der Zugstücke ins Leben gerufen hat, auf mäßigem Niveau. Und gerade um ihrer künstlerischen Eigenschaften willen haben Sudermanns „Ehre“, Fuldas „Talisman“ und Maeterlincks „Monna Vanna“ die Schaulust der breiten Kreise gewiß nicht gereizt. Sudermanns herbes Künstlerdrama „Sodoms Ende“ steht viel, viel höher als das vielbesprochene Hinterhausstück: lediglich die Tendenz, die gegen den Begriff von „zweierlei Ehre“ (so lautete der ursprüngliche Titel) zu Felde zog, errang den lauten Sieg bei den Unentwegten, die immer die lautesten sind. Der schüchtern angedeutete Bismarckkonflikt im „Talisman“, die feinen Lehren, die ein unverantwortlicher Ratgeber dem temperamentvollen Kaiser eines Fabelreiches gab, sie besaßen für jene mildere Zeit, die noch keinen Simplizissimus mit gröberer Tonart kannte, eine starke Pikanterie. Und in „Monna Vanna“ — Hand aufs Herz — war's doch wohl hauptsächlich der Mantel, dessen Sein oder Nichtsein die Neugier der Millionen reizte, die sich da plötzlich — halb unbeabsichtigt — in einem klug gemachten, fein geschliffenen Renaissancedrama sahen. Ganz allein das militärische Milieu, der Abklatsch aus dem der Mehrzahl der Parkettbesucher verschlossenen Kasinoleben gab dem in seiner Fabel unwahrscheinlichen, in seinem Aufbau unlogischen „Rosenmontag“ Interesse für so große Kreise. Und Bayerleins „Zapfenstreich“ schließlich hatte von vornherein den Beifall aller antimilitaristisch Gesinnten für sich, einer breiten Menge heutzutage. Auch Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher“ und Max Dreyers forscher „Probekandidat“ paßten in die Zeit, kamen keinen Tag zu früh oder zu spät und fanden der Idee wegen, die sie vortrugen, den zündenden Beifall, der das Zugstück in die Welt setzt.

Aber die Psychologie des Bombenerfolgs all der anderen Stücke, die weder literarische Meriten noch eine dem Tag schmeichelnde Tendenz aufweisen?

Adolf L'Arronge war vielleicht der einzige Bühnenschriftsteller, der das Geheimnis kannte. Durch zwei literarische Revolutionen hindurch, die ihm nebst manchem andern rückfälligen Lieferanten von Zugstücken den Garaus machen wollten, wußte er sich durchzusetzen. Und sein Rezept war immer dasselbe: ein gemütlicher, breiter Philisterhumor, viel, viel Anklänge an das familiäre Alltagsleben eines auf mäßigen Etat angewiesenen Mittelstandes, und mehrmals am Abend Rührung, tüchtige Rührung, eine Rührung, die die Benutzung des Taschentuchs bei der weiblichen Hörerschaft zwingend erheischt.

In den meisten Fällen ist es ihm gelungen. Den Rekord der Zugstücke des letzten Vierteljahrhunderts hat er geschlagen. Als er starb, hinterließ er eine reichliche Millionenerbschaft. Seine Erfolge verdankte L'Arronge nie dem Zufall. Als genialer Bühnenpraktiker der alten Schule und als schlauer Publikumkenner berechnete er sie mit Fleiß; es war sein einziges literarisches Prinzip: nur Zugstücke zu schreiben.

Denselben Weg, mit ebenso guter Theatererfahrung, gingen viele der Schwänkeschreiber, die das Erbe der alten Wallnertheater-„Hausdichter“ übernommen haben: die Blumenthal, Kadelburg usw. Aber deren Premierensiege brachten wohl Saisonschlager zuwege — das „Weiße Rößl“, „Großstadtluft“, „Zwei glückliche Tage“, „Familientag“, „Husarenfieber“ und wie die liebenswürdigen Ulkiaden sonst heißen — aber keine Zugstücke, die eine ganze Epoche überwinden.

Indessen: das Rüstzeug für das Zugstück, so wie es L'Arronge seinem Pegasus anzulegen pflegte, das brachten sie alle mit. Hauptvorschrift dabei war: in irgendeiner Szene des Mittelaktes mußte „auf die Tränendrüse gedrückt werden“. Kein Schluchzen durfte dabei herausgefordert werden, beileibe nicht, denn das hätte dem Lacherfolg des Schlußaktes geschadet, es war nur die stille Rührung beabsichtigt, die Wehmut, „etwas fürs Herz“. Und meistens ward es eine verschämte Anleihe bei anderen Autoren, bei Stellen, die schon irgendwann irgendwo einmal gewirkt hatten, und wenn's auch schließlich bloß ein Bissel Birch-Pfeiffer war.

In diese Rubrik gehört — neben den Schöpfern des Versspielchens „Renaissance“, des Tingeltangelösendramas „Zaza“ usw. — auch Felix Philippi. Daß seine Schlager die Saison so selten überlebt haben, daran war gewöhnlich seine Stoffwahl schuld. Er gibt seiner Fabel gern die Anlehnung an ein Tagesereignis, an ein alles beherrschendes Tagesgespräch. Eifrig kocht er nach diesem Rezept, braut mit viel Präambulum einen

pikanten, heiß zu genießenden Trank. Die Berliner Premierentiger stürzen ihn hastig hinunter und sind berauscht. Aber der Kater folgt. Das Tagesereignis von heute wird morgen eines von gestern. Und der hyperaktuell gewesene Philippi wird antiquiert, sobald ein neues Tagesgespräch Mode geworden ist. Nach der Premiere wurde über ein jedes seiner Stücke ausführlich gesprochen — aber dann nicht mehr. Nicht einmal die boshaften Seitenhiebe der zünftigen Kritik setzten nachträglich ein. Philippi war eben schon immer erledigt, ein toter Löwe, bevor sein billiger Erfolg das übliche Mißbehagen der Literaturretter auslösen konnte.

Die Literaturretter —!

Stücke ernsten Charakters, deren Verfasser literarischen Ehrgeiz besitzen, haben es viel schwerer, Zugstücke zu werden, als oberflächliche Farcen. Daran ist weniger das Publikum schuld als — — die Kritik.

Die Tagespresse übt am Morgen nach der Premiere eine Art Polizei aus. Jedoch nur über die ernstzunehmenden Darbietungen. Alles andere straft sie mit Verachtung. Diese Einseitigkeit des Verfahrens aber ist gefährlich für alle Literaten, die sich nicht in der Alltagsgosse des breiten Schwänkesudelstromes wälzen. Jeder Angriffspunkt in einer feinen Komödie, einem anspruchsvolleren Drama wird ausgenutzt; je nach Kunstrichtung und Geschmackshöhe — oft genug auch nach politischer Stellung — mißt der Rezensent seine Kräfte mit dem Debutanten des gestrigen Abends. Die dramatische Wirkungslosigkeit dieser Szene, die Mutlosigkeit seiner Tendenz usw. wird ihm zum Vorwurf gemacht. Und wehe, wenn da oder dort eine Konzession an das Publikum geargwöhnt wird. Dann nimmt der Rezensent den Dichter an den Ohren, gibt ihm Rippenstöße von links und rechts, zwingt ihn in die Knie und liest ihm die Leviten: Was, bei Deinem Talent wagst Du's . . . ?! Und das Publikum, das ehrfürchtig dieser literarischen Morgenandacht gefolgt ist, sagt sich in den meisten Fällen: ‚Es scheint ein faules Stück zu sein, ich werde mir's lieber nicht ansehn; gehn wir heute abend ins Metropol; das muß man sehn.'

Dies Ergebnis hat der scharfe Rezensent aber gar nicht beabsichtigt. Im Gegenteil. Er hat den Dichter von gestern abend ja nur deswegen so stark gezaust, weil der eine seiner wenigen Hoffnungen ist, weil er ihn auf die Höhe der wahren Kunst führen — weil er ihm helfen, ihn retten will.

Vorläufig hat er ihm bloß dazu verholfen: daß sein Stück abgesetzt wird.

Aber all dem Unsinn in den Nikotintheatern und auf den Possenbühnen blüht der Weizen. Weil hier die literarische Polizei vollständig fehlt.

Den Bericht über die gewöhnlich herzlich blödsinnige „Revue" des Ausstattungstheaters überläßt der keusch empfindende literarische Mitarbeiter der Tageszeitung verachtungsvoll dem Reporter. Dem Reporter, der frei ist von jeder Verzweiflung über vergeudetes Talent. Dem Reporter, der im Bureau und Couloir des Variété eine Größe ist, der sich Freund all der Herrschaften nennt, die am Zustandekommen eines solchen dramatischen Sammelsuriums beteiligt oder mitschuldig sind: Direktor, Finanzier, Komponist, Hausdichter, Coupletlieferant usw. usw. Eine Trivialität im Walzertakt und eine più lento, ein paar platte Kalauer über Tagesereignisse, ein Schuß Gemüt — anzubringen bei der Apotheose eines der großen Volkslieblinge, wo Zischen einer künstlerischen Opposition an Landesverrat streifen würde — und dann gar noch dreihundert Mädchenbeine im seidenen Trikot — all das gefällt. Es stört wenigstens keine Menschenseele beim Genuß eines Pschorr, einer gemütlichen Abendzigarre. Für die Hervorrufe sorgt das gutgeschulte Heer der Claqueure, und für die Fanfare, die diese Hervorrufe in die Welt hinausschmettert, sorgt im Morgenblatt der Reporter. Vielleicht streicht ihm der Lokalredakteur ein paar „wunderprächtig", „exquisitester Schick", „faszinierendster Humor" — aber der Posaunenton bleibt. Das Zugstück ist fertig. Und wenn der Rezensent im Laufe des Winters Gäste aus der Provinz hat, so muß auch er sich den Unsinn ansehn. Er sträubt sich zuerst, aber sein Besuch sagt ihm: ‚Ja, in Eurer Zeitung hab' ich's doch selbst gelesen, es soll großartig sein, ein sensationeller Erfolg, das einzige Zugstück, — denn alles andere, was gegeben worden ist, das ist bei Euch ja furchtbar 'runtergemacht worden! Heut abend ist die hundertste Aufführung!'

Vielleicht ist es auch schon die zweihundertste. Mit gänzlich neuer Ausstattung. Zwanzig, dreißig, vierzig Hervorrufe. Und unermeßlich viel Blumen. Diesmal beteiligt sich sogar Publikum — ganz aus freien Stücken — an den Ehrungen. Wenigstens am Applaus.

Und bei dem Festmahl, das die Gruppe der Jubilare den um den Erfolg verdienten Herrschaften gibt, fehlt selten der Reporter. Ja sogar ein Toast wird ausgebracht auf ihn — als den Vertreter der Presse.

Selten, sehr selten haftet der Erfolg eines Stückes an der Leistung oder der Person eines einzelnen Künstlers. Niemals in Berlin — etwa von Thielschers groteskkomischer Schöpfung in „Charleys Tante" abgesehen. Aber ab und zu in Wien.

Die schaudervolle Zimmermannsarbeit z. B., die an Daudets wundervollem Roman „Fromont junior und Risler senior" zu dessen dramatischer Ausschlachtung verbrochen worden ist, hätte anno dazumal nie und nimmer eines der kräftigsten und langlebigsten Zugstücke des Wiener Burgtheaters werden können, wenn eben nicht Sonnenthals Lächeln, Sonnenthals Schluchzen, Sonnenthals nasale Rührung, Sonnenthals feuchter Kinder-

blick gewesen wären. Das Wiener Karltheater hätte vor Jahr und Tag den poesieverlassenen „Walzertraum“ dem ewigen Dauerschlaf im Archiv überlassen müssen, wenn nicht die pikante, fesche Franzi mit ihren hübschen Waden, ihrem lieben Gesichtel und ihrem goldenen „Weaner Herz“ die schon halb verlorene Schlacht gewonnen hätte: den schwierigen Kampf gegen das Andenken an die viel lustigere Witwe Lehárs.

So etwas ist an der Spree unmöglich. Die allerersten Lieblinge der Berliner können mit den glänzendsten Meisterleistungen ein Stück nicht retten, über das die Presse den Stab bricht. Man geht in Berlin ins Theater, um das Stück zu sehen, nicht der Darsteller wegen. So kann es geschehen, daß der Hauptheld eines Zugstückes — ist der Erfolg erst gesichert — von einer zweiten oder dritten Kraft gemimt wird. So daß man sich entsetzt fragt: Und das hat den gefürchteten Berliner Premierentigern gefallen?

Auch über diese Seite des Theaterlebens übt der Berliner Kritiker keine Polizei aus. Grund: die Berliner Rezensenten befassen sich mit wenigen Ausnahmen fast gar nicht mit der Würdigung der schauspielerischen Leistungen. Den meisten liegt dies Gebiet auch gänzlich ferne. Sie behandeln das Stück, sie treiben Literatur und nicht Theater.

Der Theaterwinter 1908, künstlerisch einer der ergebnislosesten der letzten zwanzig Jahre, zeigt die Richtung an, in der die Erfolgspekulanten sich zu bewegen drohen.

Das kriminalistisch gefärbte Sensationsdrama dürfte noch mehr als bisher in Schwung kommen, der „Sherlok Holmes“-Unfug, Henry Bernsteins Diebesgesindel, der dreiaktige Unglücksfall, die einaktige Katastrophe, bei der uns die Haare zu Berge stehen. Nächstdem lockt die goldene Lorbeerkrone des Walzerkönigs à la Lehár. Die Operette ist tot, mausetot. Wer etwas kann, dem ist dieser Genre zu minderwertig, er schreibt lieber eine komische Oper — die dann nicht aufgeführt wird. Und unter den Operettenschreibern herrscht dasselbe Geschmackselend, dieselbe Geistesarmut nach wie vor. Nur daß künftighin in jeder Operette ein Liebespaar einen Walzer tanzen wird. So ist denn auch in der Berliner Sommerspielzeit die jungfräuliche Dollarprinzessin eines neuen Operettendioskurenpaares, sklavisch der verwitweten Multimillionärin Lehárs nachgeahmt, richtig wieder Zugstück geworden. An diesem fetten Erbe kann also noch jahrelang fortgewurstelt werden. Letzte Todeszuckungen des überlebten Genres. Die sicherste Möglichkeit eines raschen und durchschlagenden Erfolges bietet da noch das gute alte Schwankrezept der Moser und Lauffs, dem aber ein neuer Pariser Ehebruchspossentrick nicht fehlen darf. Auf die „Stubenreinheit“ wird nur noch beim Berliner Schauspielhaus gehalten. Anzüglichkeiten, stark erotische Szenen, unmoralische Verhältnisse werden am Gendarmenmarkt nur im historischen Kostüm geduldet. Alle übrigen sogenannten Familientheater — d. h. die Theater, die von Familien besucht werden, wie z. B. Lustspielhaus und Trianontheater, im Gegensatz zum Residenztheater und zu den Kammerspielen, wo Papa alleine hingeht — sie suchen sich neuerdings durch eine möglichst gepfefferte Kost ihren Anteil am Theaterhunger der großen Menge zu sichern. Ein einziger Schlager garantiert die oft schon recht schwankende Existenz des Direktors — ein wirkliches Zugstück macht einen reichen Mann aus ihm.

Es ist die Jagd nach dem Glück, die Hetze nach dem Dollar. Und — zu Experimenten ist keine Zeit. Das Messer steht ihnen an der Kehle. Einen durchschlagenden Erfolg her — ein Zugstück! — oder die Pleite ist da.

... Und das deutsche Lustspiel, das poetische, schalkhafte Dichtwerk, nach dem sich die ganze Nation sehnt — es wird wohl wiederum nicht geschrieben werden. Und wenn's geschrieben wird, nicht aufgeführt. Keinesfalls so aufgeführt, so schlicht und deutsch, wie es geschrieben sein müßte! ...

Also schreiben Sie nur Schwänke, junger Mann, schreiben Sie ein Zugstück. Sie haben eine feine Feder, Sie haben Gemüt, Humor, Phantasie, gut. Aber machen Sie davon keinen Gebrauch. Wenn Sie schreiben, wie's Ihnen Ihr Genius eingibt, so werden Sie von der Presse freundlich gelobt werden (aber natürlich auch gezaust, denn was mußte sich Gustav Freytag über seine „Journalisten“ anhören!), doch im ganzen erlebt Ihr Stück kaum das Jubiläum der ersten fünfundzwanzig Aufführungen. Das Publikum lächelt und sagt sich: wie fein! Aber Lächeln steckt nicht an. Das ist nicht der Boden, aus dem die Zugstücke wachsen. Ein liebes, feines, poetisches Lustspiel? Hm. Das ist etwa so, als wenn ein Buchkritiker von einem Roman schreibt: ein ernstes, gutes, nachdenkliches Buch, geschaffen für eine stille Stunde. Das liest kein Mensch. Das Buch ist tot. Lassen Sie die Kerls lieber schimpfen: „Das Gewagteste, was uns je auf einer deutschen Bühne geboten worden ist ... Man fragt sich: wie ist es möglich ... Ich erinnere bloß an die Szene mit dem Strumpfband ... Man kann das gar nicht schildern!“ — Am andern Abend ist kein Billett mehr zu haben.

Und überhaupt: „Lächeln!“

Mit „lächeln“ können Sie bestenfalls in die Literaturgeschichte kommen. Kleingedruckt natürlich. Wo's niemand findet. Und findet man's, dann ist's noch ebenso: Sie sind längst begraben.

Nein, lachen müßt Ihr den Herrn Publikus machen. Er muß lachen, laut lachen, wiehern vor Lachen, Tränen muß er lachen und sich auf die Schenkel patschen.

Sehen Sie, dann können Sie's vielleicht zu einem Bombenerfolg bringen.

Nebenbei: was das Stück enthält, ist selbstverständlich gänzlich belanglos. Aber es muß eben ein Zugstück sein! — — — —

Ein einfältiges Herz. Von Clara Viebig.



ie schafften jetzt den ganzen Tag auf den Feldern, schon seit heute früh um vier waren sie draußen gewesen; die Hitze der letzten Wochen hatte den Roggen so schnell gebleicht, der war alle auf einmal totreif geworden. Sie hatten sich, müde und glühheiß, eben am Mittag die erste Rast gegönnt, da war vom Dorf her ein Geschrei zu ihnen gedrungen. Noch war es fern, sie achteten seiner nicht, aßen weiter an ihrem Brot und Speck und tranken ihren Schnaps dazu.

Die Mütter waren die ersten, die aufmerksam wurden, sie drehten die Köpfe zum Dorf zurück: die Kinder waren allein zu Haus, nur ein paar Alte bei ihnen — die fingen doch wohl keinen Unfug an?!

Da sahen sie die Kretzschmern mit hocherhobenen Händen daherstürmen. Sie winkte in einem fort. Wo kam die denn jetzt her, war die nicht mit dem Sohn und dem Knecht auch zu Acker gefahren? Nein — jetzt fiel es einer Nachbarin ein — die Kretzschmern, die hatte heute morgen geklagt über Schmerzen im Leibe, sich förmlich gekrümmt — ärgerlich, grad jetzt bei der vielen Arbeit! — sie hatte daheim bleiben müssen. Aber nun kam sie daher gerannt, barhaupt, das Haar in Strähnen unter der weißen Nachtkappe flatternd. Was fiel ihr denn ein? Sie schrie in eins fort, man verstand kaum ein Wort.

Aber nun: „Es brennt, es brennt!"

Wo brannte es? Die es gehört hatten, blickten auf und schauten blinzelnd hinaus ins sonnenflimmernde Land: „Wo denne?!" An das eigene Dorf dachte niemand.

Aber die Kretzschmern schrie wieder und wieder und winkte heftig, und nun kam auch ihr Sohn, der Jakob, gelaufen und schrie auch: es brannte im Dorf, sein Haus, sein Haus brannte lichterloh! Die beiden schrien um Hilfe. Da rannten sie alle mit zum Dorfe zurück, im Nu waren die Felder von Menschen leer; von nah her, von weit her, von allen Äckern rasselten die Gespanne heim in wilder Hetze, und die Leute schrien.

„Seid Ihr versichert?"

„Nä. Aber Ihr?"

„Woll, woll. Aber schlechte!"

„Jesus Christus, Herre im Himmel, es tut doch bei mir nich gar ooch brennen?"

„Mutter Maria, bitte für uns! Heiliger Florian, heilige Nothelfer!"

„Brennt's ooch nich bei mir?"

„Oder bei mir?"

„Bei mir doch nicht etwa?"

Der Jakob Kretzschmer wurde bestürmt, er sollte Näheres sagen. Sein Roggenstück war dicht beim Dorf, aber er hatte so fleißig geschafft und es sich nicht gegönnt, den Kopf aufzuheben. Die Pioscheks, die Mädchen, die er zur Ernte gedungen hatte, rafften hinter ihm und dem Knecht. Eine Hitze war's zum „verblischen", sie hatten aber noch nicht Mittag gemacht wie die anderen, da kam's ihn an, akkurat wie die Mutter, er konnte nicht weitermähen vor Schmerzen im Leibe. O, es tat ihm gar fürchterlich weh und schnitt durch den Magen wie mit Messern. Er hatte sich im Wäldchen ein wenig verschnaufen müssen — der Martin hatte ihn ja da gesehen im Schatten liegen — grad hatte er daran gedacht, lieber heim zu gehen, sich von den Choleratropfen zu holen, die die Mutter eingenommen hatte, da kam sie auch schon auf den Acker gelaufen, rannte gegen ihn an und schrie ihm was zu und rannte dann weiter, immer weiter und schrie immerfort: „Es brennt, es tut brennen!" Auf dem Bette gelegen hatte die Mutter, hatte ein wenig geschlafen, vom

Knistern und Knastern war sie aufgeweckt worden — o, da tat's schon hell brennen!

Der Bursche erzählte es, hastig, ganz außer Atem, mitten im Rennen, aber doch ziemlich ausführlich und flüssig, wie eingelernt. Und die Mutter zeterte immer das letzte Wort nach und nickte dazu bekräftigend: ja, ja, so war es, so war's gekommen, den Martin konnten sie fragen und die Pioscheks auch, so war's gewesen!

Die Kretzschmern war noch blaß von ihren Schmerzen, und die Augen irrlichterten ihr im Kopfe umher; dem Jakob erst recht, er war in großer Aufregung — kein Wunder, wenn einem das Haus abbrannte!

Ein Entsetzen packte die Nachbarn, als sie vor Kretzschmers Gehöft ankamen: das brannte ja lichterloh, an allen vier Ecken! Jesus Maria, wie war das nur ausgekommen?!

Rettet das Vieh! Schnell! Die eingesperrten Tiere brüllen im Stalle.

Aber wie sie noch dabei waren, die Türen zu öffnen, die Kühe loszubinden und die Ochsen — der Jakob war gar nicht dabei zu gebrauchen, der rannte bald hierhin bald dorthin und drehte sich immer im Kreise — da gellte auch schon ein neuer Schrei auf: „Nebenan tut's ooch brennen!"

Vom Kretzschmerschen Dach war ein Funke herübergeflogen zum Pioschek; der hatte nur Stroh gedeckt, war ein armer Teufel. Im Hui waren die ausgedörrten Strohlagen von Flammen beleckt und brannten wie Zunder.

„O Herre, mein Haus, mein Haus, wer hilft mer?! Mein Haus, mein Haus!" Der Arme schrie kläglich, und die beiden Töchter schrien noch kläglicher, durch Mark und Bein gellte ihr Jammern. Viele Hände packten zu, man versuchte das niedrige Strohdach abzureißen, es herunter zu zerren mit Haken und Harken. Der Pioschek kletterte auf den First, von oben hoffte er nachzustoßen, aber die Flammen schlugen ihm ins Gesicht, er schluckte ein paar Mundvoll davon, verlor die Besinnung, taumelte rücklings und torkelte niederwärts vom brennenden Dach. Da lag er nun unten, und Stroh und Dachsparren schütteten feurigen Regen über ihn. Die Töchter, die keine Mutter mehr hatten, knieten rechts und links von ihm und hielten sich schreiend die Augen zu.

Wer sollte da retten?! Wohl versuchten Beherzte dem Feuer Einhalt zu tun, denn bis der Reiter, der sich aufs erstbeste Pferd geschwungen, vom Feuer Meldung getragen hatte rund in die Dörfer, bis die Hilfe kam, konnte längst alles verbrannt sein! Sie zerrten die Spritze aus dem Spritzenhaus, sie spannten sich selber vor in der Eile. Der Propst, ein greiser Mann, aber einer, der schon einmal hatte Gollyn halb abbrennen sehen, rannte mit flatternder Soutane umher und kommandierte die Spritze. Aber was vermochte ihr dünner Strahl bei solchen Flammen?!

— — — — — — — — — — — — —

Der Meldereiter trabte jetzt durch den Wald. Und wie er trabte! Hoch wurde er vom Rücken des Gauls, den kein Sattel drückte, in die Höhe geschleudert und wieder nieder; sein zähes, braunes Bauerngesicht, die festen Wangen schütterten, als wären sie schlottrig. Die Mütze flog ihm vom Kopf, er ließ sie fliegen: nur rasch hin zum nächsten Dorf! Jetzt war er zum Walde heraus, jetzt sah er schon den Kirchturm über dem Ährenfeld steigen. Er stieß seinem Gaul die Hacken in die Weichen, das erregte Tier blähte schnaubend die Nüstern, seine schweren Hufe stampften den Boden. Links, rechts Wolken von Sand; kleine Steine, Moos, Kiefernadeln wie sprühender Regen.

Dem Manne hingen die Haare ins Gesicht, verweht und verschwitzt, er keuchte, rang nach Luft, der Atem ging ihm aus beim rasenden Ritt. Der Gaul schäumte in den Strick, den er statt des Zaumes im Maule trug; mit der Rechten packte der Bursche in die flatternde Mähne, reckte sich in die Höhe und stieß ein Geschrei aus, fast war's ein Gebrüll: „Feurio!"

Hinter ihm über dem Kiefernwald hing eine dunkle Wolke; schwer lagerte sie über den Wipfeln, bewegte sich nicht, sondern stand und stand. Einen scheuen Blick warf der Reiter zurück. Nun schien der Wind drein zu blasen. „Feurio, Feurio!"

Furchtbar gellte der Ruf über die mittäglich-stillen Felder. Hinter den aufgesetzten Mandeln lagerten die Schnitter im dürftigen Schatten und verschliefen die schwülste Zeit. Nun fuhren sie auf. Wie erschrecktes Hühnervolk flatterten die Weiber untereinander. Wo brannte es, wo?! Wie ein Spuk flog der Reiter vorüber — „Feurio!“ — Schon schlugen des Gaules Hufe dröhnend das Pflaster der Dorfstraße, sprühend flogen unterm klappernden Hufschlag Funken auf. Wer zu Hause war, eilte erschreckt ans Fenster.

„Feurio, Feurio!“

„Wo brennt es?“

„Zu Gollyn!“

Und weiter jagt der Feuerreiter zu diesem Dorf hinaus und dem nächsten Dorf zu: „Zu Hilfe, zu Hilfe, Feurio, zu Gollyn brennt's!“

Vom Felde kamen die Männer jetzt hereingelaufen, kein Mensch dachte mehr daran, daß man am Nachmittag die ersten Mandeln hatte einfahren wollen. Jetzt gab's etwas anderes zu fahren: Wasser. Wenn nur der Tümpel nicht ausgetrocknet war zu Gollyn! Die Hitze war arg gewesen in den letzten Wochen. Ob es ein großes Feuer war?! Durch den Wald getrennt, eine Stunde weit war man von Gollyn, man konnte nichts sehen. Nur in der Luft war eine Witterung; drehte man den Kopf nach der Richtung von Gollyn, so roch man es: Brand. Brenzliger Gestank kam mit dem Wind, man spürte den Rauch auf der Zunge.

Die braunen Bauerngesichter wurden fahl: Gott sei gepriesen, gelobt die heilige Mutter, daß es nicht das eigene Dorf war! Aber: zu Hilfe! Vom Schuppen her, wo die Spritze stand, hörte man's poltern. Gleich darauf vernahm man ihr schwerfälliges Rasseln; der Bauer, der vorne aufsaß, hieb auf die vier Gäule, und der Landjäger neben ihm schrie dazu wie toll. Aus den Pferdenüstern schien Dampf zu fahren, sie schnaubten, sie prusteten; die Gäule ahnten das Feuer.

Was an Männern im Dorfe war, rannte gen Gollyn. Auch Weiber machten sich auf den Trab, viele barfuß, sie hatten Verwandte zu Gollyn wohnen, eine Mutter, einen Vater, einen Bruder, eine Schwester, Söhne, Töchter vielleicht. Ihr Jammern lief vor ihnen her und ihr Beten. —

Eine ganze Karawane zog durch den Wald. Im tiefen Sand fuhr sich's nur langsam, fast kamen die Fußgänger den Rossen vor. Der Bauer auf der Spritze peitschte unsinnig, der Landjäger schrie: „He, he!“ und schnalzte anfeuernd mit der Zunge. Vom Landrat war es bekannt gemacht: diejenige Spritze, die als erste am Platze war, kriegte die Prämie.

Glühend heiß war's im Wald, zum Verschmachten stickig, der Kiefernwald saugte alle Sonnenglut ein. Jeder Stamm troff von Harz; aber es war nicht der Harzgeruch, der die Kehle so reizte. Stärker und strenger wurde ein Rauchgeruch, ein beißender brenzliger Rauchgestank. Es mußte ein mächtiges Feuer sein! Die Fußgänger fingen an, Trab zu rennen, immer Trab hinter den Pferden her.

Es wurde finster mit einemmal; noch kam längst nicht die Dämmerung, aber der Sonnenschein verdunkelte sich. Jetzt überm flachen Feld sah man ungehindert das Sonnenrund, aber rot war das blanke Gesicht geworden, blutrot, und schimmerte unheimlich durch dichte Rauchschleier. Abend schien's mitten am Tag; der reife Roggen der Felder wurde bleichgrau, alles Grün schien verstaubt, alle Farben waren verschossen. Und jetzt — unablässig bimmelte das Glöckchen vom Gollyner Turm! Laut schrien die zu Hilfe Eilenden in das Gebimmel hinein, und ein Geschrei antwortete ihnen von weitem. Zu Hilfe, zu Hilfe! Ganz Gollyn schien zu brennen.

Hinter der Bodenwelle, an die sich das Dörfchen schmiegt, lohte es auf. Und ein wüster, ein wilder Tumult, ein Jammern und Kreischen, ein Brüllen und Blöken, ein verzweifeltes Lärmen, ein sinnloses Rufen stieg auf zum verdunkelten Himmel. Es waren der Spritzen schon mehrere am Platz. Von der Warthe herauf aus dem Städtchen war eine ganz große gekommen; man sah ja den lodernden Brand jetzt meilenweit. Aber was sollten Spritzen und Spritzen, wo das Wasser so knapp war?!

Vom großen Pfuhl an, beim Eingang des Dorfes, auf dem Enten und Gänse lustig rudern zur Regenzeit, die Schweine sich baden und die Kinder gern patschen, stand's in langer Reihe: Männer und Weiber, die ganze Straße herauf. Eimer um Eimer flog die Kette entlang, aus einer Hand in die andere, die Spritzen wurden fleißig bedient. Aber wenn der Tümpel nun ausgeschöpft war?! Ein Grauen lähmte den Leuten die Arme. Sie konnten nicht atmen mehr vor glühender Hitze, sie konnten nicht sehen mehr vor dickem Rauch, es tränten die Augen, die Wimpern versengten, Kopfhaar und Bärte knisterten schon. Wem gilt's, Dir oder mir?!

Eine lange Straße hinab ein Feuerherd neben dem anderen. Mit vollen Backen blies ein starker Südwest, als hätte er nur darauf gelauert, daß die Menschen ermatteten. Wie Irrlichter ließ er die Flammen tanzen — jetzt waren sie hier, jetzt waren sie dort — das Feuer sprang. Jetzt überschlug es ein Dach in der Reihe und nahm Platz auf dem übernächsten; mitten zwischen zwei brennenden Häusern stand ein Haus unversehrt. Aber nicht lange. Das fliegende Feuer kam noch einmal zurück. Feuer, Feuer, Feuer!

Die Kretzschmers lamentierten am lautesten von allen Betroffenen, sie schrien immerfort und waren doch gut versichert. Plötzlich fiel's einem Nachbar ein: wo war denn die Mine, Kretzschmers Mine, daß man die gar nicht sah?! Aber in der eigenen Sorge, in der Hast um das eigene Gut, um das Vieh, um das Weib und die Kinder hatte kein Mensch jetzt Zeit, an die Mine Kretzschmer zu denken.

Man hatte die Stalltüren aufgemacht, das Vieh stürzte brüllend hervor; aber auch manch ein Stück, von Lärm und Feuerschein gescheucht und geblendet, stürzte wieder zurück an seine Raufe. Die Schafe zumal waren blöde, kaum hatte man sie vor dem Stall, so drehten sie um und rannten blökend wieder hinein, von wo sie gekommen.

Verworrenes Gemisch von Menschenstimmen und Tiergebrüll, von Knistern und Knastern und krachenden Balken, von Knacken, von Poltern, von Stürzen und Zusammenbrechen, von anrasselnden Spritzen und gellenden Kommandorufen, von klatschenden Peitschenhieben und wütendem Pferdewiehern. Gäule, abgetrieben und abgehetzt, gepeitscht von Unsinnigen, bäumten sich scheuend; krachend donnerten ihre Hufe gegen die Spritzenwagen. Unbestimmtes Getöse, das sich anhören mochte aus der Ferne wie das Getümmel der Schlacht, stieg auf zum verdüsterten, drohend verdunkelten, nächtlichen Nachmittagshimmel. Alle Laute untereinandergemischt, untrennbar ineinander verwoben, überbraust, übersaust vom Brausen des Windes, vom Sausen der Flammen. Und dazu des Glöckleins unablässiges Gewimmer: zu Hilfe, zu Hilfe!

Und noch eine Stimme schrie jetzt: „Hilfe!" so laut, so furchtbar laut, daß sie allen Tumult durchgellte.

„Helft mer doch, helft mer doch!" Das war eine Weiberstimme. „Macht uff, macht mer uff!"

Wo kam das her?! Mit Blitzesschnelle sah ein jeder sich um: gottlob, sein Weib war hinter ihm, und dort schleppten die Kinder noch etwas aus dem Hause! „Laßt nur, laßt alles verbrennen, wenn Ihr nur da seid, wenn von Euch keens im Feuer umkommen tut!" Jeder Mann überzählte die Seinigen rasch — alle da — Maria, Meerstern, sei gepriesen!

„Helft mer, helft mer!" Das klang schon erstickter, aber fast noch entsetzlicher als das erstemal. Die es hörten, grauste es.

„Mer möcht' sprechen, 's is irgendwo eenes ingesperrt," sagte der alte Schäfer; er war ruhig wie immer, er hatte nichts mehr zu verlieren auf dieser Welt. Er packte den Jakob Kretzschmer, der gerade mit einem dreibeinigen Schemel und mit einer alten Tranktonne, die zu nichts mehr taugte, bei ihm vorüberrannte, am Wams: „He, Jakob, wer schreit denn esu? Is etwa Deine Mine noch derheeme?"

„Meine — Mine — ?! De Mi — ne — ?" Der junge Mensch ließ Stuhl und Bottich fallen.

„Ju, ju, de Schwester — wo tut se denne sein?"

„Ich — ich — weeß nich — se — se — ich — — was weeß ich, wo de Mine tut sein," sagte der Bursche dann rasch, sein Gestammel beendend auf einen Ruck.

Der Alte blieb beharrlich. „Mer möcht' meinen, sie wär'sch, die da tut esu schreien!"

„Was Ihr wieder hört!" Der Jakob lachte auf, fast höhnisch und doch verlegen. Und blässer als er schon war, wurde er dabei.

„Helft mer! He — — lf — t —!" Ein langgezogener, ersterbender Schrei noch, dann nichts mehr.

„Ju, ju — da drinne!" Der Schäfer, der dagestanden hatte, den Kopf vorgeneigt, die Hand am Ohr, ließ sich nicht abbringen. Wenn auch der Jakob meinte, da sei niemand, er rief ein paar Männer an: „Hört Ihr'sch? Da unten — da!" Und er stand starr und wies mit vorgestreckten Armen auf das Kellergeschoß des Kretzschmerschen Hauses.

Der Schäfer Thomas war gewohnt, in Wind und Wetter zu lauschen, sein Ohr, das hörte mehr, als andere Leute hörten; von denen, die in den Lüften sind, unsichtbar in Winden und Wolken, um uns zwischen Himmel und Erde, von denen empfing er oft ein Zeichen.

„Hier unten — hier!" Wenn es auch nicht mehr nach Hilfe schrie jetzt, er wußte, er fühlte, da unten war etwas, da unten saß eine arme Seele, die nach Erlösung jammerte. Er hatte eine Axt ergriffen, die unfern am Boden lag, mit ungeahnter Kraft tat er den ersten Streich. Die schwere hölzerne Klappe, welche die Luke, durch die man die Kartoffeln gleich aus der Karre hinabschütten konnte in den Keller verschloß, barst mit einem Krach. Splitter flogen nach rechts und links; von oben goß das brennende Haus einen ganzen Schutt von Feuer auf den Alten herunter. Aber er stand, als wäre er gefeit, von einem roten Dunst feurig umwoben. Schon schwang er wieder die Axt.

Von einem schier abergläubischen Gefühl angewandelt, sahen sie ihm zu — der Jakob war weggelaufen — aber dann packten auch sie an, und Hacken und Stangen und Forken, was sich gerade in der Hast nur ergreifen ließ, donnerten gegen die Kellerwand. Weiß Gott, der Thomas hatte auch diesmal mehr als andere gehört. Durch die geöffnete Luke klang deutlich ein Winseln; es wurde freilich jetzt übertönt vom Krachen gewichtiger Balken — Jesus Maria, der ganze Dachstuhl des Kretzschmerschen Hauses stürzte nieder, zum Glück nach der Giebelseite, hier war noch zu stehen! — aber man hatte das Winseln doch gehört. Jetzt beeilten sie sich noch mehr.

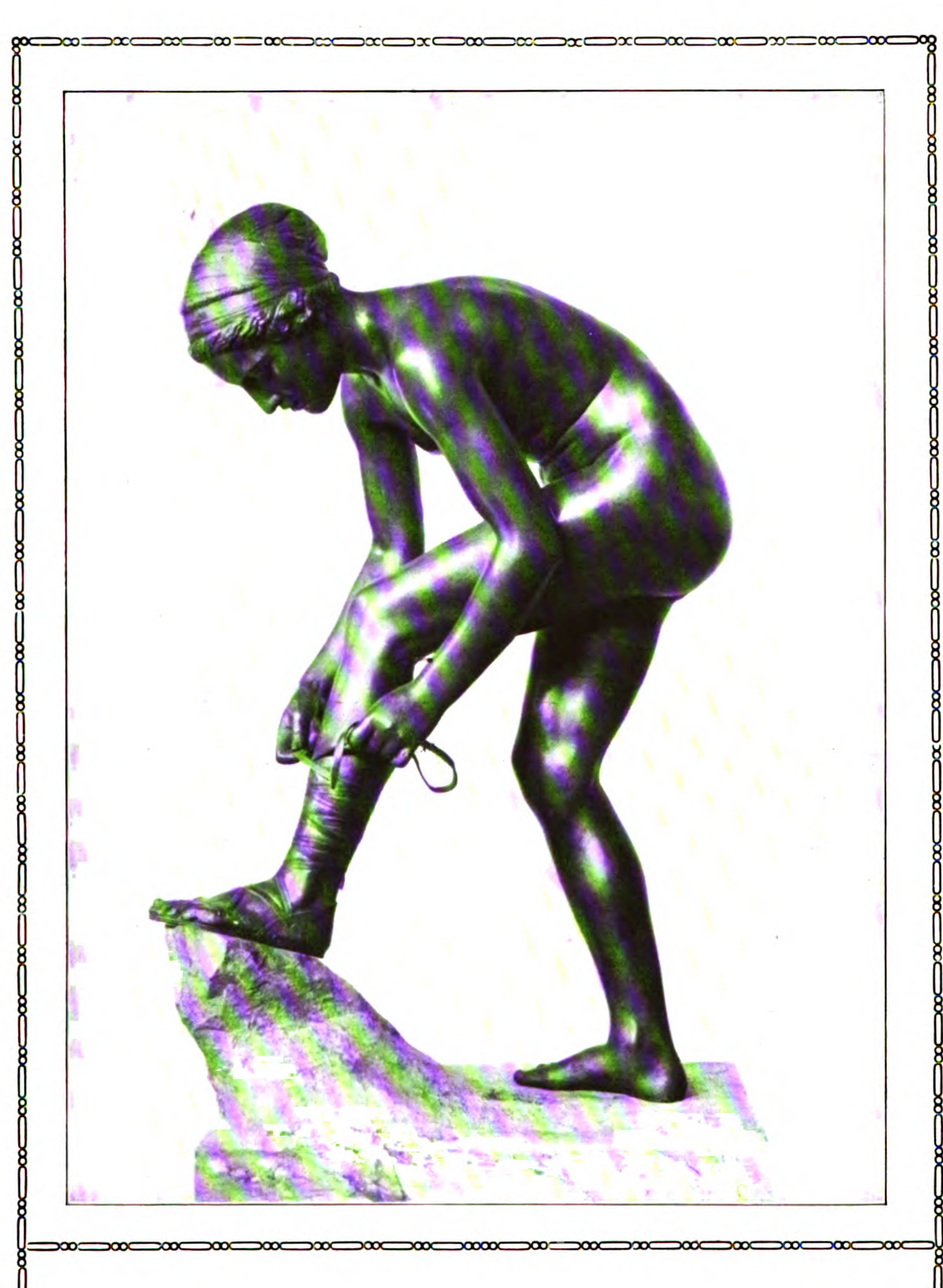
Schon waren ihnen Gesicht und Hände wie Köhlern geschwärzt, die Hitze, der Widerstrahl vom brennenden Haus ward zu fürchterlich, lange konnte man's hier nicht mehr aushalten. Aber da unten, grade unter der Luke, da lag ja ein Mensch!

Ein Kecker, der den Kopf in die Luke gesteckt hatte und hinuntergeguckt, fuhr voller Entsetzen zurück: da hieß es schnell helfen! Schon schlug der Rauch in mächtigen Schwaden zum Keller hinein. Schnell, schnell, ehe es zu spät war!

„Schlagt die Wand vollends ein!" Starke Arme, von Angst noch gekräftigt, ließen ihre Werkzeuge rechts und links von der Luke hinsausen — schon klaffte in der Lehmwand ein großes Loch. Und das Loch erweiterte sich geschwind und geschwinder, es wurde eins mit der Luke. Nun war es so groß, daß einer hindurchkriechen konnte, hinab in den Keller.

Der Thomas tat's selber, er vertraute auf verborgene Kräfte. Die Köpfe ausgestreckt, mit vorquellenden Augen harrten die anderen vorm Loch: wenn der Alte nicht bald wieder 'raufkam, dann blieb er wohl drunten, erstickt, samt jenem andern! Schon fraßen die Flammen von oben immer tiefer herab — da, ein Strom Feuer! — krach, die ganze Wand klaffte, der Lehm platzte ab, nackte Sparren traten zutage, glimmten, kohlten. Huh, die Hitze! Man mußte zurückweichen. Aber jetzt — heilige Mutter, sei gepriesen! — da war auch der Schäfer! Er kroch aus der Luke, ganz unversehrt, und wie ein Bündel unterm Arm schleppte er eine Weibsperson, die hatte die Augen geschlossen. Sie halfen ihm.

❧ ❧ ❧



Sandalenbinderin.

Bronze von August Kraus. Große Kunstausstellung Dresden, 1908.

Was von Gollyn zu retten gewesen war, das war gerettet; die eine Längsseite des Dorfes war stehen geblieben. Die halbe Nacht noch hatte der Brand gehaust; die Flammen hatten geleckt und gefressen, als wären sie gierig, bis gleich nach Mitternacht ein Regen niedergoß, den der starke Wind längst verkündet, ein Regen, der das löschte, was die Spritzen nie hätten löschen können, denn der Dorfpfuhl war ausgeschöpft. Gegen Morgen konnten die Spritzen heimziehen; es schwelte nur noch. Vom roten Feuer war nichts mehr zu sehen, nur wo einer stökerte im Schutt seines Hauses, da zuckte noch hin und wieder ein Flämmchen auf. Die ganze Nacht über hatte der Himmel sich rot gefärbt vom Widerschein der Flammen; weit, weit in die Runde, überall auf dem platten Land hatte der Bauer sich schaudernd bekreuzigt, und die Flößer auf der Warthe hatten die Lohe auch emporwabern sehen. Nun aber waren die Gluten erstorben. Der Himmel war tot; schwer, fahl und trübe der Morgen.

Auf ihren Trümmern hockten die Dörfler. Sie jammerten nicht laut mehr, sie waren wie betäubt. Kein Nachbar sprach mit dem andern; überall wankten einsame Menschen umher, die noch etwas zu finden trachteten von dem, was sie gestern um diese Zeit noch ihr eigen genannt hatten. Die Gärtchen des Dorfes waren vertrampelt, die Zäune umgestoßen, die Stämme der Obstbäume angekohlt, die Blätter wie im Spätherbst braun verkrumpelt. Verscheuchtes Vieh rannte im Durcheinander umher, noch dachte kein Mensch daran, es zu füttern; hungrig schnupperte es auf den Hofstätten herum. Wo der gewohnte Stall gestanden hatte mit seiner dunstigen Wärme, da ragten jetzt schwarze, zerbröckelnde Mauern in den schaurigen Tag. Vor mancher Raufe lagen, schwarz aufgeblasen, zu unkenntlichen Klumpen gekohlt, die Ochsen, die Kühe, die man nicht mehr hatte herausbringen können. Es war so still, so entsetzlich still in den ausgebrannten vier Wänden, bis die Schwalben mit schrillem Schrei die Trümmer durchirrten: wo waren ihre Nester geblieben, deren so viele hier an den Balken, in den Nischen gehangen hatten? Wo ihre Jungen?!

Beim Schwalbenschrei weinten die Weiber auf. Nun kam's ihnen erst zum Bewußtsein, das ganze Unglück. Aber mußte man nicht den Heiligen danken, daß einem wenigstens nicht die Kinder verbrannt waren, wie den armen Tieren? Ach, und die Sau, die heut nacht hier gelaufen war, eine lebende Fackel, brennend am eigenen Schmer, der die Ferkelchen quietschend folgten! Lauter weinten die Frauen. Doch gepriesen sei Gott, wenigstens kein Mensch war hin und verloren! Selbst die Kretschmers Mine war lebendig davongekommen. Da ging sie!

Aller Augen folgten dem Mädchen. Es kam jetzt langsam, schwerfälligen Schritts von der Propstei her. Dort hinein hatte man es bewußtlos getragen, und die alte Zilla, des Herrn Propsts Haushälterin, hatte sich seiner angenommen. Halb erstickt war die Mine freilich, den Kopf und die Hände hatte sie sich blutig geschlagen von Rennen und Hauen wider die Kellertür und Kellerwände; mochte wohl hinausgewollt haben in ihrer Angst. Aber sie hatte eine gute Natur; der alte Thomas hatte etwas über sie hingesprochen, heimlich ein Zeichen über ihr gemacht, und die Zilla hatte sie ein wenig mit Wasser bespritzt, da war sie auch schon wieder zu sich gekommen und hatte gesagt, daß sie in den Keller hinab gestiegen wäre, um Kartoffeln heraufzuholen. Die Tür hatte sie hinter sich offen gelassen, um was zu sehen, da war die Tür auf einmal zugeklatscht, gerade als sie sich über die Kartoffeln im Winkel beugte; sie hatte sie nicht mehr aufbringen können trotz aller Gewalt.

Geschrien mochte die Mine freilich haben — aber wer sollte sie hören? Der Keller war tief; alle waren draußen auf dem Felde, und die Kretschmern lag oben zu Bett in der Giebelkammer und schlief. Die Mine mußte sich in Geduld schicken.

Was eigentlich weiter gewesen war, wußte sie nicht zu erzählen, geschlafen mochte sie wohl auch eine Weile haben so im Dunkeln auf den Kartoffeln.

„Nun, wie war's denne, wie kam's denne?" fragten die Gollyner immer wieder begierig. „Haste 's auch arg mit der Angst gekriegt, Mädel?" Sie hätten

gern etwas Näheres gehört, aber die Mine schüttelte nur verneinend den Kopf und zeigte dann ihre breiten Zähne: „Nä, fürs erschte gor nich — erscht später!“

Eine einfältige Person! Sie schien ganz vor den Kopf geschlagen. Als die Zilla sie daran gemahnte, daß es nun an ihr sei, sich hin auf die Knie zu werfen, der heiligen Mutter vielmals zu danken für den gnädigen Schutz, den die ihr gewährt hätte, da faltete die Mine nur stumm die Hände und guckte ohne ein Wort vor sich hin. Die Lider fielen ihr zu.

Auf dem Bett der mitleidigen Alten lag das Mädchen, das beinahe verbrannt wäre und dem man doch kaum die Erregung mehr anmerkte, und schlief fest. Es hörte nichts mehr von dem Feuerlärm draußen; die Propstei lag gar nicht fern von den brennenden Häusern, der rote Schein machte die Stube ganz hell. Aber Mine Kretzschmer war weitab von dem Schreien und Klagen, von dem Feuerlärm und der Flammenhelle, sie wiegte sich in einem schönen Traum. Der trug sie auf seinen Flügeln so fernab all dem Schrecken und Jammer, daß ihre Seele nichts davon spürte, nicht einmal ahnte; daß Mine Kretzschmer nichts hörte und sah. Kein Gedanke an ihr Gefangensein unten im Keller des brennenden Hauses beunruhigte ihren Geist mehr. Die Hand hielt sie in der Tasche ihres dürftigen Rockes, es steckte ein Brief darin, den sie vor ungefähr einer Woche bekommen hatte, und den sie seitdem nie mehr von sich ließ weder bei Tag, noch bei Nacht. Ihre Finger befühlten ihn auch im Schlaf.

⌘ ⌘ ⌘

Mine Kretzschmer hatte einmal einen Schatz gehabt, Knecht war er bei ihnen gewesen, noch zu ihres Vaters Lebzeiten. Sie und der Gustav Schwatz hielten treu zueinander, trotzdem der Gustav arm war und sie, die Mine, damals recht hübsch war und mit dem schönen Erbteil von ihrer Mutter selig wohl einen reichen Bauern zum Mann kriegen konnte. Aber sie hatte sich's in den Kopf gesetzt: nur den Schwatz-Gustav. Vielleicht, daß der Vater es doch zugegeben hätte, aber als er plötzlich starb, sagte die Witwe Kretzschmer zum Knecht: „Scher' Dich,“ und hielt die Mine immer bei sich im Haus, so daß der Gustav Schwatz sie gar nicht mehr zu sehen und zu sprechen bekam. Da war ihm ganz Gollyn verleidet. Er ging fort zum Militär, und seinem Schatz ließ er sagen, sie solle nur warten, er käme wohl mal wieder.

Damals war die Mine ganz jung; sie hätte sich auch danach mehrmals verheiraten können, aber sie wollte es nicht, und die Stiefmutter wollte es auch nicht: sie könne nicht fertig werden ohne die Tochter im Haus. Die Mine war rasch ältlich geworden, sie mußte zu viel schaffen. Sie tat's ohne Muck. Und zu keiner Lustbarkeit kam sie. Die Gollyner wunderten sich erst darüber, daß eine, die doch eine vermögliche Bauerntochter war, so wenig auf sich verwendete, aber jetzt hatten sie sich längst daran gewöhnt: die Mine war eben so eine, die nur ans Arbeiten dachte, ans Sparen, ans Racksen, für nichts anderes Sinn hatte mehr auf der Welt. Nicht einmal alle Sonntag mehr kam sie zur Kirche; man sah sie überhaupt wenig und immer weniger. Sie hockte immer im Haus; selten, daß, wenn Mutter und Bruder mit dem Knecht draußen im Felde waren, ihr schmales Gesicht sich für ein paar Augenblicke am Straßenfensterchen zeigte. Sie war nicht gesund.

Es ahnte niemand, daß Mine Kretzschmer noch immer des Schwatz' Gustav gedachte. Das heißt, denken konnte man es eigentlich kaum mehr nennen; sie empfand nur dumpf jeden Abend, wenn sie in ihrem kalten Bette lag, daß da einer in der weiten Welt herumging, für den sie zu beten hatte. Und das tat sie denn auch, die Hände wie ein Kind vor sich auf der Brust gefaltet; aber stumm, ganz ohne Worte. Sie durfte ja niemals, niemals mehr von dem Gustav Schwatz ein Wort sprechen, seinen Namen gar nicht nennen — so traute sie sich auch jetzt nicht, es zu tun. Sie schreckte zusammen, wenn die Mutter, die mit ihr die Kammer teilte, über diesem seltsam stummen, wort-, ja fast gedankenlosen Gebete zukam, oder wenn der Bruder nebenan seine Türe zuwarf. Dann duckte

sie sich ganz tief unter ihrer Decke und hielt den Atem an, daß man nichts von ihr sah noch hörte.

Viele Jahre hatte Mine nichts mehr vom Gustav vernommen. Erst hatte sie wohl gedacht: er hat Dich vergessen, und soviel heimliche Tränen geweint, daß das blanke Braun ihrer Augen ganz verwaschen war zu einem mattgrünlichen, trüben Grau. Aber nun weinte sie längst nicht mehr. Es war, als ob sie keine Tränen mehr hätte. Früher, als die Mutter sie in der hinteren Kammer einschloß, wenn sie und der Jakob an Sonntagen zur Kirche oder an Festtagen zum Jahrmarkt im Städtchen gingen, hatte sie wohl geweint; jetzt lachte sie vor sich hin. Einzuschließen brauchte man sie jetzt auch nicht mehr, sie ging nicht fort, keinen Schritt; sie war dem Hause so treu wie die Katze, die nicht von der Schwelle zu verjagen ist, selbst wenn das Haus leer geworden ist und öde. Und wenn der Jakob sie puffte, lachte sie auch vor sich hin. Bei allem Schimpfen, Stoßen, Schlagen und Einsperren behielt sie immer ihr Lachen bei. Es war aber kein rechtes Lachen mehr, eigentlich nur ein Lächeln; auch das nicht gerade, es war nur ein Ziehen des Mundes in die Breite, eine geduldige, demütige, furchtsame Grimasse.

„Wie se lachen tut," sagte die Zilla, die mit ihrem Gevatter, dem Schäfer Thomas, noch einmal in die Stube kam, um nach der Geretteten zu schauen. Der Flammenschein von außen huschte über das blasse, schmale Mädchengesicht mit der scharf vortretenden Nase unter der niedrigen Stirn und lieh ihm rosigere Farben.

Sie beugten sich beide über die Schlafende. „Se weeß von nischte," flüsterte die Alte. „Herre im Himmel!" Sie seufzte. „'s tut doch woll esu sein, wie die Kretzschmern ofte klagt, alle Fünfe, sagt se, hat ihre Mine nich mehr beisammen!"

„Ju, ju," der Schäfer nickte bedächtig. „Das soll woll sein. Aber weeß mer'sch denne, warum se nich alle ihre Fünfe mehr beisammen hat?!" Er machte eine Pause, und als die Zilla ihn erstaunterwartungsvoll ansah, murmelte er geheimnisvoll, langsam dabei den Kopf wiegend: „Nä, mer weeß es nich. Ihr nich und andre ooch nich. Aber ich, ich sag: da is 'was nich richtig!"

Die Mine lächelte im Schlaf; es war nicht die alte, traurige, demütiggeduldige, furchtsame Grimasse mehr, es war ein wirkliches Lächeln. Sie las jetzt im Traume den Brief, den sie vor einer Woche bekommen hatte, den Brief, den sie hier in der Tasche trug und den sie verstecken mußte, sollte die Mutter ihn nicht zerreißen. Jetzt las sie ganz ruhig, ganz ungestört, was der Schwatz-Gustav ihr geschrieben hatte, sie brauchte es nicht in ängstlicher Hast herauszubuchstabieren. Mit Genuß durfte sie's lesen, mit allen Sinnen es zu begreifen suchen, mit einer solchen Freude, daß es sich von ihrer Seele heben wollte wie eine Last. War's möglich, war's wirklich so, der Gustav kam, der Gustav kam wieder?! Da stand es ja, da schrieb er's ja: das Militär hatte er nun gründlich satt — drei Jahre Westafrika, das war auch nicht ohne — in Hamburg waren sie nun eingetroffen — er war noch gesund, und gespart hatte er auch was — in acht Tagen vielleicht schon kam er nach Gollyn.

„. . . und wenn Du noch willst und Du bist noch ledig, mir soll's denne recht sein. Sei kein dummes Mädel mehr, laß Dir nich abbringen, Du bist ja lange mündig.

Mit Gruß und Kuß

Dein lieber Gustav."

Mine Kretzschmer hatte im Traum gelächelt, sie lächelte auch noch am Morgen, als sie, ein wenig schwerfällig, mit zitterigen Füßen noch, von der Propstei her ihrer Hofstätte zuschritt. Das Haus stand nicht mehr. Alles heruntergebrannt. Ein großer Haufen Trümmer war hier, wo sie gewohnt hatte; vom Stall standen nur ein paar Mäuerchen noch, von der Scheuer war gar nichts mehr übrig, nur die Häckselmaschine ragte noch mitten aus dem Schutt. Da wo die Tonne sonst gelegen hatte, in der der Sultan auf seinem Stroh den Tag verschlief und des Nachts wachsam kläffte, lag jetzt ein Stückchen eiserne Kette, ein eiserner Ring und noch ein Etwas, zu unkenntlichem schwarzen Häufchen zusammengebrannt — sonst nichts mehr.

Die Mine ging bei allem herum und sah es sich an; ihr war's wie ein Traum, daß hier einstmals ein Haus gestanden hatte, in dem sie lange und traurige Jahre verlebt hatte. Das war alles vergessen — der Gustav kam ja! Sie ging auf den Jakob zu, der sich über einen Schutthaufen beugte und mit eisernem Stochereisen darin wühlte, daß der Rauch hochaufstieg und noch Funken sich zeigten.

„Was machste?"

Da schnellte er auf, sein tiefgebückter Rücken wurde kerzengerade, er stand so steif und starr, als wäre er aus Stein, und das Stochereisen war seiner Hand entfallen. „Du — Du?!" sagte er.

Er konnte nicht anders, er mußte ihr auch die Hand geben, aber er tat es mit innerem Widerwillen. O diese blöde Person, um derentwillen das alles hier so gekommen war! Wenn sie nicht wäre, wäre der Brand nicht, diese schreckliche Nacht, vor der ihm noch heute am Morgen graufte und die er nie, nie wieder vergessen würde! Das Angstgebrüll der Tiere hatte ihm ins Herz geschnitten. Wo war der treue „Sultan"? Man hatte es versäumt, ihn loszuketten — da lag er verbrannt. Und die Mine, die stand vor ihm und grinste ihn an! Und merkte nicht einmal, daß sie hier übrig war!

Er sah sie böse an. Alt sah er aus, eingefallen, die Augen waren wie Schlitzchen hinter den rotgeschwollenen Lidern; ein Zittern hatte er in allen Gliedern und im Herzen auch ein beständiges Zittern. Der Schrecken, der war ihm gewaltig in die Beine gefahren, so hatte er sich das doch nicht gedacht — nein, so schrecklich nicht. Daß auch so viele Häuser mit verbrennen würden! War's nicht schlimm genug, daß er das eigene Haus hatte hinopfern müssen — wegen der, wegen der da?! Wieder schoß er einen Blick von unten her auf die vor ihm Stehende. Er hätte ihr an die Gurgel fahren mögen — wart' Du! Das Haus, das gute, alte Haus hin, wer weiß, ob man je wieder ein so gutes kriegte?!

Der Jakob hatte längst davon gefabelt, ein neues und besseres aufzubauen, wenn er einmal freite; aber mit dem Freien hatte es ja noch gute Wege, dazu war er noch viel zu jung, das alte Haus hätte es noch lange getan. Das gute alte Haus, es war alles darin so paßlich gewesen! Und wer weiß, was einem die Versicherungsgesellschaft zahlte?! Schöne Scherereien würde man mit der noch kriegen; die schnoberte ja alles nach bis auf den Grund, und dann —! Eine plötzliche Angst fiel den Burschen an: dann — dann —! Er strich sich mit zitterigen fünf Fingern den buschigen Haarschopf aus der Stirn und jappte nach Luft; der Atem war ihm ausgegangen.

„Was haste?" fragte die Mine. Sie stand noch immer da. Der Bruder sah elend aus, sie fühlte Mitleid: es mußte dem Jakob doch arg sein, daß das Haus verbrannt war! „Tu der nich gar zu sehre grämen," sagte sie sanft.

Da fuhr er auf wie ein Rasender. Das Stochereisen, mit dem er im Schutt gewühlt hatte, packte er wieder und hob's hoch empor, er drohte ihr: „Mach', daß de fortkommst!" Die Adern an der Stirn schwollen ihm dick, sein Gesicht wurde dunkelbraunrot, die Augen funkelten in ihren Höhlen, er knirschte mit den Zähnen.

Langsam ging Mine von ihm fort: den mußte man heute ruhig lassen! Sie suchte die Mutter.

Die Kretschmern hatte gegenüber in einem Hause Obdach gefunden. Nun, da sie die Tochter auf den Trümmern herumsteigen sah, kam sie angeschossen: „Jeses, Mine, nä, Mine — gelobt sei Jesus Christus — daß De nich zu Schaden gekommen bist! Nä, Mine!" Sie packte die Tochter an und drehte sie hin und her, wie um sich zu überzeugen, daß auch nichts an ihr zu sehen war. Hoch erhob sie dabei ihre Stimme und schrie ganz gewaltig: „Nä, de Mine, de Mine, meine Mine!" Die Hände überm Kopf zusammenschlagend, pries sie alle Heiligen laut, man hörte sie weit die Straße hinunter.

Und alles, was da zuwege war, was tatenlos herumlungerte oder eifrig im Schutt wühlte, kam herbei. Und gegenüber aus den Häusern kamen auch die Leute gelaufen: „Nä, de Mine, de Mine!"

Nun sollte die aber auch erzählen. Ei, wie war's denn gekommen, daß sie im

Keller drinne saß, wie die Maus in der Falle? Wenn die Tür ihr zugefallen war, so brauchte sie die doch nur von innen aufzudrücken. Dummes Mädel, was hatte sie sich denn nicht tüchtig dawider gestemmt? Nur von außen sind doch Riegel zum Verschluß an den Kellertüren, und die können sich doch nicht von selber zuschieben?!

Aber das mußte der Riegel doch wohl getan haben — wie konnte es anders denn sein?! Die Kretzschmern wurde ganz heftig, daß man so dumm fragen konnte. Und dann faßte sie ihre Mine am Arm und führte sie hinüber ins Haus der Nachbarn, die ihr ein Kämmerchen eingeräumt hatten. Sie ließ keinen an die Mine heran: das Mädel sollte und mußte nun Ruhe haben; wenn die Leute was wissen wollten, sollten sie nur sie, die Kretzschmern, fragen oder den Jakob. Platz da! Unsanft schob sie die Neugierigen beiseite; die Haube saß ihr ganz schief auf dem Kopf, die schwarzen Haarsträhnen, mit grauen untermischt, hingen darunter hervor. Sie war sehr unwirsch. Ihr herbes Wesen war den Nachbarn bekannt, es wunderte sie weiter nicht, daß die Kretzschmern so grob war; aber daß sie der Mine so schmeichelte, das verwunderte sie. Wer hatte je gesehen, daß sie dem Mädchen die Backen gestreichelt hätte?!

Die Mine war hocherfreut. Sie kam gar nicht zur Trauer über das verbrannte Haus, sie fühlte nur der Mutter Liebkosung. Diese hatte sie überredet, sich noch ein wenig niederzulegen — wer weiß, es kam sonst nach dem Schrecken noch etwas nach, und Mine wurde krank — nein, krank, krank wollte die Mine um keinen Preis werden. Gesund, kerngesund mußte sie sein, wenn der Gustav kam! So streckte sie sich denn hin auf der Mutter Geheiß, und diese saß bei ihr am Bett, bis sie schlief.

Vor den Spiegelscherben, der blind und klein am Fensterpfeiler der Kammer hing, trat dann die Mutter und starrte ins Glas. Sah man's, sah man's ihr auch nicht etwa an?! Ihre Mienen verzerrten sich; in leidenschaftlichem Ingrimm hob sie beide Fäuste und drückte sie sich in die glühenden Augenhöhlen: verwünscht, daß ihr nichts Klügeres eingefallen war trotz allem Nachdenken! Nun war alles beim alten: die Mine war noch da, und der Gustav kam, wie er im Briefe verheißen hatte, und es würde ein Kampf werden, viel härter als dazumal! Denn nun war die Mine längst mündig, und die Mutter hatte kein Recht mehr, dem Freier zu sagen: scher' dich. Der Gustav würde sich wohl auch kaum ein zweites Mal abweisen lassen; und ob er's wohl glaubte, wenn sie ihm sagte, daß die Mine so dämlich war? Und wenn sie's auch beschwor, es nutzte nicht, die Mine hatte eben was, einen hübschen Batzen, den konnte der Gustav gut brauchen. Der bestand doch auf ihr!

Schweiß brach der Frau aus. Es schüttelte sie. Nein, nein, ihrem Sohn, dem ließ sie den Besitz nicht so entgehen! Wenn die Mine ihr Erbteil herauskriegte, dann war die Kretzschmersche Wirtschaft keinen Dreier mehr wert. Dann waren die schönsten Äcker weg. Die besten Stücke hatte die erste Frau vom Kretzschmer, der Mine ihre Mutter, zugebracht, und wenn die Mine die heraus kriegte, dann lohnte es sich ja kaum mehr, noch den Rest zu bestellen. Und wenn sie auch alles zusammenschrapen würde an Bargeld, um der Mine die Äcker für den Jakob abzukaufen — ha ha — sie lachte bitter auf: so viel Geld brachte sie ja nun und nimmer zusammen!

Eine ohnmächtige Wut überkam das Weib, es ballte die Fäuste, es kniff die Augen zu, und einzelne Tropfen begannen zu sickern; es weinte vor Enttäuschung. Daß auch das so mißlungen war! Aber der Jakob war auch ein Tölpel gewesen, ein rechter Esel, viel zu dumm hatte er's angefangen. Das Haus oben an den vier Ecken des Daches anzustecken, anstatt zuerst in den Keller hinunter den brennenden Wisch zu werfen! Nun war alles umsonst! Sie fiel in die Knie und rang die Hände. Wie zum Gebet hob sie sie empor, aber es war kein Gebet, was ihre Lippen bewegte, Verwünschungen waren es, die sie stammelte.

Und dann rutschte sie auf den Knien bis hin zum Bette. Sie mußte doch noch einmal lesen, was der Gustav ge-

schrieben hatte. Schon mehr als einmal hatte sie den Brief der Mine aus der Tasche gestohlen und ihn heimlich immer wieder hineinpraktiziert. Aber heute hielten der Mine Finger den Brief so fest umschlossen, daß ihn herausziehen auch hieß, die Mine aufwecken. Die Stiefmutter gab den Versuch auf. Ah, es hatte ja auch gar keinen Zweck, wenn sie's noch so und so oft las, oder den Brief zerriß oder ihn verbrannte! So dumm war die Mine denn doch nicht, die behielt schon, was in dem Briefe stand, das war nur mit ihr zusammen aus der Welt zu schaffen!

Stöhnend richtete sich die Kniende auf und verließ leise die Kammer. Sie mußte den Jakob sprechen, vielleicht war der jetzt gescheit, wo sie nichts mehr wußte. —

Hinter die Überreste des Stallgemäuers verkrochen sich Mutter und Sohn. Aber den Halt, den die Mutter am Sohne zu finden hoffte, fand sie nicht. Jakob war erdfahl und schlottrig; er hatte Angst vor der Kommission aus Posen: wenn die nun kamen und Nachforschungen hielten, auf welche Weise das Feuer ausgekommen war?! O weh, was sollte er dann machen?! Wenn sie's nun 'rausbrachten, wie das Feuer entstanden war?!

„Du Esel, Du Schafskopf!“ Die Mutter hob die Hand, die Schwäche des Sohnes gab ihr die Kraft wieder; sie hätte ihm beinahe eine hingeschlagen wie dem dummen Jungen, der er vor nicht gar so lange noch gewesen war. „Wer hat denn 'nen Verdacht uff Dich? Keen Mensch hat's gesähn. Kann ein Haus denne nich abbrennen? Mer weeß nich warum, 's tut eben brennen. Halt Dir grade, duck Dir nich so, den Kopp ufrecht! Soll mersch Dir vielleichte glei uff zwanzig Schritte ansähn: ich bin's gewesen —?!“

„Du warsch't's ebensogutt wie ich,“ murrte der Gescholtene. „Nä, Du ganz alleene! Biste ihr nich nachgeschlichen? Haste nich die Tür zugeschlagen, als se drunten war, un hast zugeriegelt?! Ich wär' nie nich uff den Gedanken gekommen mit der Mine — nä, nie nich, Gott sei mer gnädig! Du, Du alleene! Nä —“ er spreizte die Finger beider Hände vor sich und schüttelte sich — „lieber totschlagen, offen un ehrlich, als uff so 'ne Weise! Geh mer, geh mer weg! Immer hör' ich, wie's Vieh tut brüllen. Un unser Haus, unser Haus, wo is das nu hin?! Un die Häuser alle, 's halbe Dorf is kaput — bleib' mer vom Leibe, ich will Dir nich sähn!“ Er wandte sich brüsk von ihr, und als sie ihn beim Ärmel fassen wollte, sich flüsternd zu ihm neigen, machte er sich unsanft los: „Laß mir!“

„Jakob,“ sagte sie streng.

Aber er ließ sich nicht einschüchtern, wie ihn sonst dieses „Jakob!“ immer gezwungen hatte. Beide Hände schlug er sich vors Gesicht und stöhnte: „Du verfluchtes — o Du — Du —!“ Und dann stieß ihn ein Schluchzen: „Du — Du hast mer geraten derzu!“

Sie verzog keine Miene, sie war jetzt ganz kalt. Wenn der Jakob so den Verstand verlor, mußte sie den Kopf doppelt oben behalten. Sie mußte denken für ihn, wie sie lange genug schon für ihn gedacht hatte. Kann's eine Mutter denn ruhig mit ansehen, wie ihr Kind, ihr einziges Kind, so hintangesetzt ist?! Die Mine, die ledige Frauensperson, das dummliche Mensch, was sollte die denn mit den schönen Äckern?! Auf den Hund kämen die nur. Aber ihr Sohn, ihr Jakob, der stattliche Bursche, der hatte Verstand von der Wirtschaft, in dessen Hand konnte sie wohl gedeihen. Aber ob sie gedieh oder nicht, das war erst das Zweite. Die Kretschmern hatte es immer empfunden, vom ersten Augenblick an, als sie das Testament vom Kretschmer selig zu hören gekriegt hatte, und immer bitterer empfunden, mit jeder Stunde mehr, daß der Mann seinen und ihren Sohn der Tochter aus erster Ehe so nachgestellt hatte. Mochte der Mine ihre Mutter auch gut was in die Ehe gebracht haben und sie nichts — das war gleich, Frau ist Frau und Kind ist Kind — es war eine Ungerechtigkeit, eine Niederträchtigkeit von dem Kretschmer, teilen mußte er zwischen den Kindern ganz redlich! Nein, dem Sohne mußte er noch ein Teil mehr zuerkennen, denn was sollte die dämliche Mine mit soviel Land?! Nein, — die Frau reckte sich jetzt entschlossen auf, eine unbeugsame Energie lag in diesem Strecken des Nackens, in

diesem Heben des Kopfes — was sie getan hatte, bereute sie nicht!

Es war kein Funke von Reue in dem Blick, mit dem die Kretzschmern ringsum die Trümmerstätten streifte. Heute würde sie wieder tun, was sie gestern getan hatte, ihrem Jakob zuliebe. Es war nur schade, zu furchtbar schade — die Wut fing an, sich wieder in ihr zu blähen und so groß zu werden, daß sie fast erstickte daran — daß es nicht so geglückt war! Sie atmete hastig. Aber wer weiß, wenn der Gustav nur nicht schon gleich morgen hier war — wer weiß! Nur Zeit, nur ein bißchen Zeit noch! Sie beruhigte sich.

„Halt Du nur 's Maul," sagte sie trocken zum Sohne. „Laß se nur kommen, die Herren, ich wer' schon druf antworten, wenn se fragen tun. Se wer'n schon hören, was nottut, un weiter nischte. Aber Du, Du —" sie zog ihn ein wenig zu sich heran und puffte ihn ermunternd in die Seite — „biste en rechter Mann? Nä, en altes Weib biste, schämen sollste Der, Du schlappiger Kerl!"

Er sagte kein Wort. Aber als sie ihn nun am Arm rüttelte: „Nimm Der zusammen, was De getan hast, haste getan," da riß er sich los, packte sie bei den Schultern und schüttelte sie hin und her, daß ihr die Zähne klappten. „Du — Du —" er schrie ganz laut — „Du!" — Ein furchtbares Schimpfwort fiel. Und dann gab er ihr einen Stoß mit der Faust unter die Nase, daß sie taumelte, rücklings hinfiel, und stürzte davon wie ein Verzweifelter.

Sie raffte sich auf, das Blut quoll ihr aus Nase und Mund; sie wischte es ab mit der flachen Hand — was machte ihr das?! Aber sie schrie hinter ihm drein vor Seelenschmerz und Empörung. Alle Besinnung hatte sie jäh verlassen — was, ihr Kind, ihr Jakob, ihr einziger Sohn, der wagte es, seine Hand gegen die Mutter zu heben?! Sie haschte nach seinem flatternden Kittel und schrie gellend auf.

Da machte er halt und kehrte sich gegen sie: was — was wollte sie noch von ihm?! He, sich noch beklagen?! Recht war ihr geschehen — recht — was ließ sie ihn nicht in Frieden?! Heut nicht in Frieden, wie sie ihn seit Tagen schon nicht in Frieden gelassen, wie sie ihm in den Ohren gelegen hatte, des Morgens, des Mittags, des Abends, selbst bei der Nacht: Ei, tu es doch, was is denne derbei — an der Mine is nischte gelegen — fort mit der, fort — laß se doch brennen! Seine Augen rollten, er heulte es laut in Angst und Verzweiflung: „Un wenn se's gewahr wern, ich sag' es, Du warscht es, ich hab' keene Schuld dran, ich nich, nä, bei Gott nich, Du hast mersch geraten, ich sollt's Haus anst — —"

„. . sst!" Soviel Besinnung hatte sie doch noch, die kam ihr jetzt wieder; rasch legte sie dem Sohn die Hand auf den Mund und riß ihn warnend am Kittel: „Stille biste!" Sie zwinkerte ihm mit den Augen.

Auf der Hofstätte standen jetzt zwei. Sie mußten gerade eingetreten sein; nun sahen sie sich um, und der Herr zog ein dickes Notizbuch hervor. Die Kretzschmern kannte ihn nicht, aber sie bekam einen Schrecken: was wollte der hier?! Und der Thomas war bei ihm, der zeigte mit dem Finger. Den Schäfer konnte sie so schon nicht leiden; das Herz erzitterte ihr: ä, der Thomas, der Alleswisser!

„Tag," sagte der Herr leichthin und faßte an seinen Hutrand. „Sie sind die Besitzer vom Anwesen hier — Kretzschmer?"

„Zu dienen." Die Kretzschmern machte eine Art Kratzfuß. Der Bursche sagte keine Silbe, er stand ganz starr, nur sein unsicherer Blick ging unruhig glitzernd immer an dem Fremden vorbei, als suche er das Weite.

„Sagen Sie mal" — nun machte der Herr sein dickes Notizbuch auf, leckte am Bleistift und guckte bald die Kretzschmern, bald ihren Sohn an — „ich komme von der Posener Versicherungsgesellschaft — Sie sind ja bei uns versichert — sagen Sie mal — also hier ist das Feuer ausgekommen?" unterbrach er sich und wendete sich an den Schäfer.

„Woll, woll," der Alte bejahte.

„So — also hier?" Es wollte die Kretzschmern bedünken, als sähe der Herr sie durchbohrend an. Seine Kneifergläser funkelten, er leckte wieder am Bleistift und fragte weiter: wann und wie?

Ganz genau wollte er alles wissen, ganz genau, er fragte und schrieb ins

Buch, fragte, fragte, fragte. Der Frau begann es zu schwindeln. Das Fragen verwirrte sie, sie fühlte, wie ihr der Schweiß auf die Stirn trat. Verstohlen sah sie nach dem Sohne hin: wenn der sich nur nicht verriet! Aber der Jakob antwortete nicht, auf gar nichts; die Lippen zusammengepreßt, die Brauen zusammengezogen, stand er stumm, die Augen hielt er beharrlich zu Boden gesenkt. Und totenblaß war er.

Da begann auch sie blaß zu werden.

⌘ ⌘ ⌘

Es war eine Aufregung im Dorf, so groß und so furchtbar fast, als da es brannte. Nein, das konnte und wollte man doch nicht glauben, das war doch nicht möglich, es konnte und konnte nicht sein, daß die Kretzschmern und der Jakob das Feuer angelegt hatten! Das Feuer, bei dem fast ihre eigene Tochter, die eigene Schwester, die Kretzschmers Mine, mitverbrannt wäre. Heilige Mutter, war so etwas möglich?!

Drei Tage war es nun her, seit der Brand aufgeloht war, aber es schien beinahe, als sei es schon länger her, denn wo ihrer zwei, drei zusammenstanden und sprachen, sprachen sie nicht vom Brand und ihren Verlusten, sie sprachen nur von den Kretzschmers und entsetzten sich. Ja, es war doch so, die hatten es getan! Der Schäfer hatte ja gleich was gespürt, aber nun war er dabei gewesen und hatte es gehört, als der Agent der Versicherungsgesellschaft die beiden vornahm. Ein paar Winke mochte der Thomas dem Agenten wohl schon gegeben haben, aber der sah's auch gleich selber — o, dumm war so einer lange nicht — daß die beiden was auf dem Gewissen hatten. Und uneins waren die Halunken sich auch noch; das war das Schlimmste für sie, aber sonst das Beste, dadurch verrieten sie sich.

Jetzt saßen die Kretzschmers beide im Spritzenhaus, der Landjäger hielt draußen Wache; johlende Kinder belagerten bis spät in die Nacht hinein die Bohlentür, und auch Erwachsene fanden sich ein, die sich aufstellten, Fäuste machten und heftige Reden führten. O, die Halunken, die Mordbrenner, keine Strafe war für die hart genug, die mußten gehenkt, gerädert, gevierteilt werden, der Tod durchs Beil war für die noch viel zu gelinde! Einem das Dorf anzustecken, einen so ins Unglück zu bringen! Die Leute kannten in ihrer Wut keine Grenzen mehr: ei was, die da drinnen sollten's nur hören, könnte man ihnen nur an den Leib, da sollten sie es noch anders zu fühlen kriegen!

Der Landjäger mußte mehr als einmal die Schimpfenden forttreiben und Ruhe gebieten; immer wieder fand sich ein Haufe ein, der drohte und Verwünschungen schrie und erst zögernd und murrend davonging, wenn der Landjäger blank zog und mit der Waffe fuchtelte.

Hätte man die Kretzschmern und ihren Sohn nicht gleich abgeführt und fest eingeschlossen, sie wären in der ersten Wut zu Tode geschlagen worden. Eine Erregung war im Dorfe, eine allgemeine Empörung, die nichts, aber auch gar nichts anderes mehr aufkommen ließ. Es gab keinen Zweifel mehr; und auch kein Erbarmen. Selbst die Mine, die doch gewiß unschuldig war, bekam scheele Gesichter — sie war auch eine Kretzschmer — man mied sie. Aber sie merkte es nicht.

Wie sollte sie es auch merken?! Ihre Seele, all ihre Gedanken, ihr ganzes Wesen war erfüllt von dem einen: der Gustav war wieder im Dorfe! Die Frau, bei der sie die Unterkunft gefunden hatte, ihrem einstigen Haus gegenüber, hatte ihr's erzählt, als sie erwacht war aus einem langen Schlaf. Fast den ganzen Tag hatte Mine verschlafen, es ging schon auf die Nacht. „Mine, wißt Ihr'sch denne, se sagen, der Schwaß-Gustav sei eben gekommen?" Da hatte die Mine ihre Hand um den Brief in der Tasche gekrampft und im Glück hell-laut aufgeschrien; aber das Glück war so groß, zu groß für die so wenig daran Gewöhnte. Mit weitgeöffneten Augen, mit Lippen, die sich leise zitternd immerwährend bewegten, war sie auf den Schemel beim Bett gesunken. Da saß sie nun. Und sie hörte gar nicht, was die Frau ihr sonst noch sagte; kein Wort vernahm sie davon, daß man Mutter und Bruder der Brandstiftung beschuldigte, daß man beide ins Spritzenhaus geschleppt und dort eingesperrt hatte. Sie wunderte sich auch gar nicht, daß die Mutter nicht wiederkam zu ihr in die Kammer. Ihr durch lange

Jahre der Knechtung, der Mißhandlung, der Vereinsamung stumpf gemachter Geist konnte soviel auf einmal nicht begreifen; sie mußte erst das erfassen, ihre Seele darein schicken, daß der Gustav nun wieder da war. Ein Rot stieg ihr in die Wangen, wie die es lange nicht getragen hatten. Bald würde er zu ihr kommen! —

Die Sterne waren aufgezogen, ein blanker Mond schien auf die Trümmerstätten, als Gustav Schwaß die Dorfstraße langsam herunterschritt. Hier war er oft gegangen. Und hier auf dem Kretschmerschen Gehöft, hier hinter dem Stall, von dem jetzt nur noch ein paar Mäuerchen standen, hatte er oftmals seine Liebste heimlich getroffen!

Er wischte sich mit der Hand über den Schnurrbart und stand dann nachdenklich, eine lange Weile. Jetzt hatte er ein wenig Angst vor dem Wiedersehen. Jünger war die Mine unterdes auch nicht geworden. Und komisch sollte die Mine geworden sein, so sagten die Leute. O Gott, was hatten sie ihm nicht noch alles erzählt! Er war wie betäubt. So lange, so lange hatte er auf diese Stunde gewartet. Er hatte sich auf einen Streit vorbereitet — natürlich, die Alte würde ihn wieder hinauswerfen wollen, und der Junge, der damals schon frech genug gewesen war, würde ihm wieder die Fäuste unter die Nase schwingen — und nun war alles, alles so anders! Die beiden durften kein Wort mehr sagen, die sollten nur erst für sich selber sehen, daß es ihnen den Hals nicht kostete. Und die Mine war allein und die Herrin über alles, und wenn jetzt auch das Haus in Trümmern lag, es ließ sich schon wieder aufbauen, und wenn nicht gerade hier, so doch wo anders!

Aber das war es doch nicht, was ihn mit so merkwürdigen Gefühlen erfüllte, bald Genugtuung, bald Schadenfreude — alles das, was sie ihm angetan hatten, ihm und der Mine, das wurde ja nun an ihnen gerächt. Aber auch daß die Mine so vermöglich war, das freute ihn jetzt nicht. Unklare Empfindungen stritten in ihm, in denen er sich selbst nicht zurechtfinden konnte. Es war doch ein eigenes Ding, nach so langer Zeit wieder zurückzukommen. Und warum war er eigentlich zurückgekommen? Was hatte ihn gezogen, die Mine oder die Heimat? Oder die Heimat und die Mine? Das wußte er jetzt nicht mehr, er hatte die beiden eben nie voneinander trennen können; und wenn er in der weiten Ferne an die Kornfelder des Posener Landes gedacht hatte, auf denen er in seiner Jugendkraft die Sense geschwungen, dann hatte er eben auch an das Mädchen gedacht, das er in seiner Jugend geküßt. O, wie sich alles geändert hatte!

Er stand wie angewurzelt zwischen den Trümmerhaufen. Das heiße Gesicht hob er auf und sah starr in den Mond; der beschien ihm hell die gebräunten Wangen und machte sie bleich. Das Herz fing ihm an zu klopfen. Und wenn die Mine komisch geworden war, war's denn ein Wunder? Wie eine Gefangene gehalten hatten sie sie, so sagte der Thomas. Und andere wußten noch anderes. Er hatte kaum zehn Minuten im Kruge gesessen, da wußte er: die beiden hatten's drauf angelegt, die Mine um die Ecke zu bringen — Donnerwetter, was hatte das Mädel wohl durchgemacht!

Ein Mitleid überkam den stattlichen Unteroffizier, er zwinkerte mit den Wimpern, die nicht gezuckt hatten drüben in Afrika. Es ist doch ein eigenes Ding, eine Menschenseele zu wissen, die einem unverändert zugetan ist!

Es eilte ihm gar nicht so sehr, er blieb noch immer stehen. Sein ehrliches Gesicht zeigte Besorgnis und zögernde Bangigkeit — ach je, 's war 'ne Weile her, daß sie sich hier gefunden hatten! Freilich, so wie damals stand auch er nicht mehr hier und harrte auf sein Liebchen, das sich herausgeschlichen hatte, allem Verbot zum Trotz — sie, die vermögliche Bauerntochter, zu ihm, dem armen Knecht! Die ihn so lieb hatte, daß sie sich gar nichts daraus machte, wenn der Vater sie schimpfte und die Mutter sie noch viel mehr schimpfte, die ihm um den Hals fiel in wortarmer Zärtlichkeit, die seine Hand so fest umfaßt hielt mit innigem Druck! — In der Mondscheinnacht tastete sich der Mann noch einmal zurück in die Tage der Jugend. So wie damals würde es freilich jetzt nicht mehr sein, o je, — er seufzte — denn die Mine — —

Er stutzte. In seinem Sinnen hatte er die nicht bemerkt, an die er eben mit Bangigkeit dachte.

Ihre Sehnsucht hatte Mine Kretzschmer aus der Kammer getrieben: wo blieb der Schwaß' Gustav denn so lange? Ihre Sehnsucht hatte sie richtig geführt — dorthin, wo sie einstens mit ihm gestanden hatte. Und sie fiel Gustav Schwaß um den Hals, heute wie damals in wortarmer Zärtlichkeit; heute wie damals faßte sie seine Hand mit festem Druck, der Mond beschien ihr Gesicht — heute wie damals. Nur das Gesicht war anders geworden, Mine Kretzschmers Liebe war heute so wie damals. —

Die halbe Nacht wandelten sie über die verlassene Hofstätte, immer auf und ab, hin und wieder; sie ließ seine Hand nicht los, und wenn sie müde wurden, setzten sie sich auf die übriggebliebenen Mauerreste. Gustav Schwaß hätte vielleicht gern geschlafen, aber er sagte es doch nicht: wahrhaftig, es war so, als wäre die Mine jahrelang stumm gewesen! Nun redete sie. Nur als er sie ausfragte über Mutter und Stiefbruder, wie die sie behandelt hätten, war sie nicht so beredt: o, ganz gut, die Mutter besonders war immer gut zu ihr gewesen!

In Mines einfachem Geist haftete keine Beleidigung lange. Ach, und sie war ja jetzt so unsäglich beglückt, so selig heute, sie hätte sich nun und nimmer etwas Böses über Mutter und Bruder zu sagen getraut. Und hatte die Mutter ihr erst nicht noch gestern die Backen gestreichelt und bei ihr gesessen am Bette, bis sie eingeschlafen war?! Mine wußte von nichts Bösem zu berichten, allem Gerede zum Trotz.

Das verwunderte den Gustav. Warum sagte sie's denn nicht, hatten die Leute denn gelogen? Oder hatte sie's etwa gar nicht gemerkt? Und sie wußte wohl auch noch von weiter gar nichts?! Es wurde ihm nicht leicht, sie aufzuklären, ein unbewußt-schonendes Empfinden legte ihm ihr gegenüber andere Worte in den Mund, als er sonst vielleicht gebraucht hätte in seiner Empörung über die Schurkerei. Er war nicht grob und auch nicht heftig. Nur als sie dabei blieb, den Kopf zu schütteln: „Nä, Gustav, Du kannst mersch glauben, das is alles nich wahr," fuhr er sie an: „Mädel, bist Du aber dumm! Glaubste es denne noch nich: in'n Keller haben se Der eingesperrt, verbrennen sollste mit dem Haus, im Weg warste ihnen, Deine Erbschaft wollten se! Vielleicht daß se Bange hatten, weil ich nu käm'. Das is ja alles so klar. Was sagste nu dazu?!"

Sie aber schüttelte auch jetzt noch den Kopf und sagte dann ernsthaft, mit einer sanften Betrübnis — man merkte es ihr an, wie leid es ihr tat, daß jemand sich so etwas ausdenken konnte: „Schämen sollste Der, Gustav, so was zu sagen. Das is doch Dein Ernst nich — gelle Du?" Sie strich ihm über die gekrauste Stirn und lächelte ihn an.

Er aber blieb unwirsch. Fast scheu sah er seine Braut von der Seite an, und als sie sich endlich trennten, drückte er ihr beim Gutenacht nur die Hand. Er küßte sie nicht. Hm, die Mine war doch ein bißchen merkwürdig geworden — so ganz unrecht hatten die Leute nicht!

⌘ ⌘ ⌘

Der Morgen war eben heraufgekommen, noch war die ganze Flur taubeperlt und die Lerchen sangen, da hielt schon ein Wagen vorm Spritzenhaus; ein Wagen, eigentlich ein Karren, so wie man ihn gebraucht, um schweres Vieh zu Markte zu fahren. Vorn auf dem Brett neben dem Kutscher saß ein Gendarm, und der Landjäger schloß die verrammelte Bolentür auf und führte die Kretzschmern heraus und dann den Jakob.

Sie gingen beide mit schlotternden Gebeinen. Aber das Weib war doch aufrechter als der Mann. Der junge Mensch sah aus zum Erbarmen. Zwei Nächte und einen Tag hatten sie drinnen eingeschlossen gesessen, das war noch so lange nicht; aber der an die freie Luft Gewöhnte ging so, als hätte er bereits ein Jahr im Kerker gesessen. Den Rücken hielt er gebückt, sein flächsernes Haar schien noch mehr gebleicht, es hatte keinen Glanz mehr, war fahl, und in den Backen hatte der Jakob Löcher. Als die frische Morgenluft ihn bestrich, atmete er auf; es war, als wollte er den Rücken strecken, seine Brust dehnte sich, aber dann schauerte er heftig zusammen. Er wagte

es nicht, den Blick aufzuheben — da stand ja seine Schwester und sah ihn an.

Nun hatte sich die Mine doch auch aufgemacht, nun war es ihr doch gekommen heute morgen, als alles an ihrem Fensterchen vorüberstürmte und schrie: „Se wern fortgebracht, jetzt wern se fortgebracht," als ihre Wirtin den Kopf zu ihr in die Kammer steckte: „Seht Ihrsch nu woll, Mine, de Schandarmen holen se jetzt!" Nun wollte sie Mutter und Bruder doch noch Lebewohl sagen. Wohin wurden die denn gebracht? Und wenn sie ins Gefängnis sollten, wie die Leute sagten, dann mußte sie, die Mine, doch erst recht zeigen, daß sie zu ihnen hielt.

Mit einem entschlossenen und raschen Schritt, den sie sonst nicht gehabt hatte, ging Mine zum Spritzenhaus. Sie kam eben recht. Aber die Mutter sah sie nicht an, und wenn sie der auch winkte und zunickte, die saß schon auf dem Wagen und stierte geradeaus, als ginge sie das alles nichts an. Sie war nicht gekämmt und gewaschen. Mine erschrak; so hatte sie die Mutter noch nie gesehen.

„Mutter!" Kein Zeichen zeigte der Tochter, daß ihr Ruf gehört worden war.

Aber der Bruder? „Jakob!"

Der junge Mensch zuckte zusammen.

„Jakob, Jakob!" Mine stellte sich auf die Zehen, um besser sehen zu können. Vor ihr standen welche, die sich mit dumpfem Gemurmel herandrängten und die der Landjäger immer wieder zurückstieß; hinter ihr drängten welche, von allen Seiten kamen welche angelaufen.

Eine aufrichtige Betrübnis war auf Mines Gesicht, als sie nun den Jakob so elend sah. Und wenn er auch nie freundlich sich zu ihr gestellt hatte, er war doch ihr Bruder, und er tat ihr so leid. O, jetzt wurde er eben auf den Wagen geschoben, er schien nicht imstande, allein hinaufzuklettern!

„Jakob!" schrie sie laut und puffte die vor ihr Stehenden zur Seite. „Hab' keene Bange nich, was se ooch sagen, Du hast nischte getan, ich weeß es, ich, de Mine!" Sie rief es ihm zu und streckte die Hände aus, um sie ihm zum Lebewohl hinaufzureichen.

Da machten sie ihr ein wenig Platz. Auch der Jakob wollte die Hände ausstrecken — „Mine!". Aber er konnte nicht, breite eiserne Reifen um die Handgelenke, von denen die Kette herabklirrte, schlossen sie ihm zusammen.

Sie sah es und sah, daß die Mutter auch so gefesselt war. „Herre im Himmel!" Mehr brachte sie nicht heraus. Aber die Tränen fingen ihr an zu stürzen, sie schluchzte laut.

Da fing auch der Jakob an zu schluchzen, und die nahe dabei standen und neugierig horchten, wollten's deutlich gehört haben, daß er leise stöhnte: „O Mine, Mine, verzeih mersch, Mine!" —

Die Mine war auf den Prellstein vorm Spritzenhaus niedergesunken, sie hielt sich die Schürze ganz dicht vors Gesicht und weinte bitterlich. Nichts, gar nichts mehr wußte sie jetzt von den vielen Schlägen, von Schimpfen und Püffen und Eingesperrtsein — das waren ihre Mutter, ihr Bruder. Ihre Mutter, die ihr die Backen gestreichelt hatte, ihr Bruder, der eben „Mine!" gerufen hatte, daß es ihr durch die Seele schnitt! —

Um Mine Kretzschmer hatte sich ein Trupp Menschen gesammelt, aber keiner sagte ein Wort. Das gute Mädel! Sie dachten's alle, aber laut sagten sie's nicht. Es war eine heilige Stille. Leise ging einer nach dem andern fort.

Nur Gustav Schwaß blieb neben der Mine stehen. Sie weinte und weinte. So hatte sie seit Jahren nicht mehr weinen können; alle Tränen, die sich seit lange, lange aufgesammelt hatten, flossen so dahin. Es war viel Unbewußtes in ihnen: Schmerz um so vieles, um die da, Mutter und Bruder, und um noch so manches andere, was sie nie, nie würde in Worten sagen können. Aber eine Wohltat waren diese Tränen für sie. Es schwamm etwas weg mit ihnen.

„Mine," sagte der Gustav leise. Sie nickte. „Biste mer gut?" Sie nickte wieder.

Da nahm er sie bei der Hand, zog sie auf vom Stein und in seine Arme. Auf offener Straße drückte er sie fest an sich und gab ihr einen Kuß — den Kuß, den er ihr heute nacht nicht auf die Lippen gedrückt hatte, aus Scheu, weil sie so merkwürdig war.

Jetzt hatte er auch eine Scheu. Aber eine andere — es war eine Ehrfurcht darin.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Jakob Wassermann, Caspar Hauser oder die Trägheit des Herzens (Stuttgart 1908, Deutsche Verlagsanstalt). — **Otto Erich Hartlebens Briefe an seine Frau** (Berlin 1908, S. Fischer). — **Paul Heyse, Menschen und Schicksale** (Stuttgart 1908, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger). — **Otto Ernst, Semper der Jüngling** (Leipzig 1908, L. Staackmann). — **Neu-Ausgaben: Rousseau, Montaigne, Richardson** (Berlin 1908, Wiegand & Grieben).

Die Geschichte der Völker erzählt von einigen rätselhaften Menschen, die, geheimnisvoll in ihrem Ursprung, tragisch in ihrem Schicksal, unklar und seltsam gemischt in ihrem Wesen, umstritten in ihrer Erscheinung, die Phantasie der Dichter von jeher beschäftigt und befruchtet haben. So reizt die Gestalt des falschen Demetrius bis zum heutigen Tage immer von neuem Poeten der verschiedensten Nationen, und unser brandenburgischer „falscher Waldemar" hat wenigstens in Alexis einen starken dichterischen Anwalt gefunden. Um so seltsamer könnte es auf den ersten Blick erscheinen, daß das Rätsel aller Rätsel, der geheimnisvolle Findling Caspar Hauser, für und wider den sich vor 80 Jahren ganz Europa erhitzte, noch keinen Mann der Literatur zur Verkörperung und Ausdeutung gelockt hat. Denn obschon im Leben der erste Freund, Lehrer und Helfer des merkwürdigen Geschöpfes ein Dichter war — der heut zu Unrecht fast ganz vergessene Georg Friedrich Daumer —, so fällt mir doch sonst nur „der arme Lelian" Paul Verlaine ein, der in schönen Versen mal an Caspar Hauser anknüpfte. Aber sieht man dann die Geschichte des Findlings ein wenig näher an, dann begreift man wohl, daß die Poeten trotz aller Lockung daran vorübergingen. Der falsche Demetrius und der falsche Waldemar waren, wie man sie sonst auch einschätzen mag, ob man ihre Echtheit verteidigen will, ob man sie für Betrüger, für Betrogene oder für beides zugleich hält, doch eben Menschen wie wir; aus ihrem Wollen und Handeln ergab sich ihr Schicksal; sie waren Schieber und Geschobne, und in ihrem Aufstieg und Sturz herrschte deshalb etwas Gesetzmäßiges, so daß der Dichter sie leicht zu tragischen und typischen Gestalten erheben konnte. Aber dieses Gesetzmäßige und Typische fehlt im Falle Caspar Hauser so ganz. Sein Leben ist gleichsam allen natürlichen Zusammenhängen entrückt, es ist ganz Rätsel und Unglück; er selbst, durch ungeheuren Frevel, nur bejammernswertes Opfer; sein Fall so exzeptionell, daß in der ganzen Geschichte der Menschheit uns kaum ein ähnlicher bekannt ist. Die Schlußfolgerungen liegen auf der Hand. Wohl wendet sich die Dichtung, was übrigens immer nur dem Leser, nie dem Schöpfer zum Bewußtsein kommt, stets dem Außergewöhnlichen zu, aber nur insofern, als dieses Außergewöhnliche die gesetzmäßige Erhöhung des Gewöhnlichen ist. Sie macht jedoch sofort vor *jenem* Außergewöhnlichen halt, das keinen Wahrheitswert mehr hat, sondern durch das Fehlen aller tieferen gesetzmäßigen Zusammenhänge nur einen bloßen Wirklichkeits-, kurz gesagt, einen Kuriositätswert. Eine Kuriosität und nichts weiter ist in solchem Sinne Caspar Hauser. Und während die willensstärkste der drei genannten noch heut rätselhaften Gestalten, der falsche Demetrius, als *dramatischer* Held durch die Dichtung der Völker geht, während der schon viel weniger aktive, viel mehr geschobene falsche Waldemar noch eine Rolle als *epischer* Held spielt, taucht der geheimnisvollste und passivste der Drei, Caspar Hauser, eben nur als blasses Symbol in den Versen eines *Lyrikers* auf...

Und doch hat nun **Jakob Wassermann** einem umfangreichen Roman seinen Namen gegeben. Aber es fällt allerdings sofort auf, daß dieser Roman nicht nur „Caspar Hauser" heißt. Sondern er heißt: „*Caspar Hauser oder die Trägheit des Herzens*" (Stuttgart 1908, Deutsche Verlagsanstalt). Und in diesem ungewöhnlichen Doppeltitel liegt schon die Andeutung, daß alle Bedenken, die sich gegen den Stoff richten, in dem Erzähler lebendig waren, liegt ferner ein Hinweis auf die Art und Weise, wie sie zu überwinden versucht wurden. Der doppelte Titel bereitet darauf vor, daß der Roman sozusagen ein doppeltes Zentrum hat: eins, das in Caspar Hauser selbst liegt, ein andres, das aus diesem „Helden" fort in die Umwelt verlegt ist, aus deren Herzensträgheit letzten Endes der Untergang des Findlings resultiert.

Jakob Wassermann folgt im wesentlichen den Ereignissen, wie sie sich abgespielt haben. Auch sein Caspar Hauser taucht an einem Maitage des Jahres 1828 in Nürnberg auf, lichtscheu, nur weniger Worte und kaum des Gebrauches seiner Glieder mächtig, erregt bald das Staunen der ganzen Stadt und wird nach manchem Hin und Her bei Professor Daumer untergebracht, der durch zarte und zuletzt doch verwirrende Experimente die scheinbar enormen Fähigkeiten des gleichsam vom Himmel Gefallenen zu entwickeln strebt. Hier, in der Darstellung dieser Entwicklung, hat Wassermann mit sehr viel Kühnheit und Feinheit operiert und mit dem Instinkt des Poeten den geheimnisvollen Weg zu erhellen gesucht, den jeder Weibgeborne einmal gegangen ist und den keiner mehr kennt. Die Hauptsache: wir geben dem Erzähler zu, daß

es so gewesen sein könnte, wie er es schildert. Aber so merkwürdig angeregt wir seinen psychologischen Kombinationen auch folgen — es liegt in der Art des gewählten, die Phantasie fast schmerzhaft reizenden Stoffes, daß wir in kaum bezähmbarer Ungeduld vorwärtsdrängen und vor allem eins wissen wollen: wer war denn nun Caspar Hauser? Vor dieser Frage versinkt alles andre; das rein Stoffliche, das „Was“, lenkt jedes Interesse mit so brutaler Gewalt auf sich, daß wenig mehr für das „Wie“ übrig bleibt. Auch das ist für einen Dichter nicht gerade verlockend. Vor einem quälenden Rätsel fiebern wir nach nichts andrem, als nach der Auflösung. Selbst der feinste Umweg dazu wird uns eben als Umweg erscheinen. Kommt nun noch dazu, daß wie hier eine restlose Lösung nicht möglich ist, so wird in dem Leser am Ende immer eine unbesänftigte Spannung, eine Verwirrung, eine leise Enttäuschung zurückbleiben.

Darauf mußte man also von vornherein gefaßt sein. Aber was man nicht erwarten konnte, war dies, daß Wassermann von den mannigfachen Lösungsmöglichkeiten, die sich ihm boten, gerade diejenige ergreifen würde, die uns heut am wenigsten zusagt. Er wärmt nämlich noch einmal die alte Legende von der fürstlichen Abkunft des Findlings auf, jene Legende, die, in romantischer Zeit entstanden, auch auf romantische Weise das Geheimnis erklärt und in Caspar Hauser einen von der Reichsgräfin Hochberg beseitigten badischen Prinzen sieht. Aber diese an sich nicht sehr wahrscheinliche Geschichte hat doch durch die, 1875 auf Anregung Kaiser Wilhelms I. erfolgte Veröffentlichung der amtlichen Urkunden aus dem badischen Hausarchiv jede Kreditfähigkeit verloren. Die allgemeine Annahme geht bekanntlich heut dahin, daß Caspar Hauser in einem Pfarrhaus Altbayerns von seinem natürlichen Vater verborgen gehalten wurde. Warum Wassermann sich dieser nächstliegenden Annahme verschloß, ist schwer zu begreifen. Denn sie hätte ihm wie jedem Dichter, der auf die psychologische Seite des Themas den Nachdruck legte, die größten Vorteile geboten, hätte ihn zwingend darauf geführt, die Handlung mehr in Caspar Hauser selbst zu zentralisieren, und hätte ihm vor allem erlaubt, die romantischen Ungeheuerlichkeiten auszuschalten, mit denen er jetzt operieren muß. Das Thema wäre dann etwa gewesen, zu zeigen, wie der dem plötzlichen Ansturm all der tausend neuen Eindrücke nicht gewachsene und vor allem sittlich gar nicht gefestigte Caspar Hauser durch das Interesse ganz Europas in die dumpfe Vorstellung der eignen ungeheuren Wichtigkeit förmlich hineingetrieben wird, wie er allmählich selbst an seine vornehme Abstammung glauben lernt, wie er durch die Erfindung des Überfalls das Märchen zu stützen und die schwindende Teilnahme der Welt wieder auf sich zu lenken sucht, wie er, als seine Sache immer aussichtsloser wird, vielleicht verworren in sich selbst, dem Unglück, der Lüge, dem Rätsel seines Lebens ein Ende zu machen versucht, um dann zuletzt doch wieder seine tödliche Verwundung irgendeinem geheimnisvollen Mörder in die Schuhe zu schieben...

Wassermann jedoch wollte es anders. Wie er nicht recht an des Findlings vielfach bezeugte Lügenhaftigkeit glauben mag, so will er noch viel weniger daran glauben, daß Caspar Hauser die beiden Überfälle erfunden und die Verletzungen sich selbst beigebracht hat. Die vermummten Mordgesellen waren nach seiner Meinung also wirklich vorhanden, und die Frage, wer sie gedungen, wer an der Beseitigung des Findlings ein so gewaltiges Interesse haben könnte, führte ihn eben auf die Prinzenlegende zurück. Vielleicht hatte er als Kind auch allerlei gehört, was sich ihm fest eingeprägt und ihn jetzt mit beeinflußt hat — denn seine Heimat ist ja jene Gegend um Nürnberg, in der Caspar Hauser einen Teil seines kurzen Weltlebens verbrachte. Trotzdem nimmt es wunder, daß ihm nicht selbst angst und bange geworden ist vor der fabelhaften Hintertreppenromantik, die auf diese Weise in den „psychologischen“ Roman kam und die keine äußerliche Zurückhaltung beseitigen kann. Mit Gift, Dolch, maskierten Mördern und ähnlichen Requisiten einer nicht eben hochzuschätzenden Literatur wird da gearbeitet, und wenn man sich in ganz nüchterner Prosa einmal klar macht, was Wassermann sich da zusammengebraut hat, welche Zusammenhänge er konstruiert und was er zwischen den Zeilen lesen läßt, dann schlägt man doch die Hände über dem Kopfe zusammen. In einem vielbändigen Roman von Sue — ich glaube im „Ewigen Juden“ — gibt es ein Jesuitenkomplott von geheimnisvollster Art und fabelhaften Dimensionen. Der moderne Erzähler bleibt nicht weit hinter Eugen Sue zurück. Die Haare stehn einem zu Berge vor der im verborgnen wirkenden, ungeheuer einflußreichen Macht, die durch eine Kette bezahlter Agenten über Caspar Hauser auf dem laufenden gehalten wird und Auftrag zur Beseitigung des Mannes gibt. Beim Lesen wird einem das alles nicht so klar, weil da vieles mit literarischer Geschicklichkeit verschleiert wird. Man fühlt nur dumpf, wie manchmal bei den Reden sehr routinierter Verteidiger, daß da etwas nicht ganz stimmt, läßt sich aber weiterführen. Erst nachträglich kommt einem die ganze Fundamentlosigkeit dieses Luftbaues zum Bewußtsein. Wassermann scheut sich dabei gar nicht, die in der Caspar Hauser-Sache operierenden Personen nach seinem Gutdünken zu modeln und ihnen, die sich nicht mehr verteidigen können, die tollsten Verbrechen aufzupacken. Nicht mal ihren Namen ändert er. So besinnt er sich keinen Augenblick, aus jenem Lord Stanhope, der sich einige Zeit für Caspar Hauser interessierte, nicht nur einen wilden Abenteurer zu machen, der im Solde der

„geheimnisvollen Macht“ steht, also doch wohl der badischen Thronerben, und der den Auftrag hat, Caspar Hauser verschwinden zu lassen, sondern er macht den edlen Lord auch zum Selbstmörder, der mit gräßlich verzerrtem Gesicht in der Schlinge hängt. Dabei ist dieser Mann, der Vater der Herzogin von Cleveland, 1855 sanft in seinem Bette gestorben. Und der Gendarmerieleutnant Hickel, dessen Aufsicht Caspar Hauser unterstellt wird, spielt eine noch schlimmere Rolle: er ist gleichfalls im Solde des großen Unbekannten, und man kann mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß er seinen Vorgesetzten, den unbequem werdenden Präsidenten von Feuerbach, durch Gift aus dem Wege räumt und seine Hand bei der Ermordung Hausers im Spiel hat. So will es Jakob Wassermann. Und das geht denn doch ein wenig über die Hutschnur.

Man sieht ja am Ende auch hier wieder: Solche Geister wie Jakob Wassermann vermögen einfach nicht objektiv zu sehn, bei aller subjektiven Ehrlichkeit ist das, was sie geben, immer objektiv unrichtig, und wo sie entwirren wollen, verwirren sie nur immer mehr. Ihr inneres, geistiges Auge, das Auge des Gemüts, um mit der „Aurora“ des alten Jakob Böhme zu reden, ist falsch eingestellt, und diesen natürlichen Mangel ersetzt und korrigiert keine Kunst. Wir wissen ja nicht erst aus den „Schwestern“, daß Wassermann Neigung und Talent für die Verkörperung des Anomalen, der seelischen und geistigen Verwirrung, des nachtwandlerisch auf schmalem Grat in einem Dämmerzustand Hinschreitenden hat. Auch der Caspar Hauser zeigt diesen Stich ins Krankhaft-Sensationelle. Goethe würde sich indigniert davon abgewandt haben, und daß überhaupt jedes natürliche Empfinden dem Roman einen passiven Widerstand entgegensetzen wird, ist mir nicht einen Augenblick zweifelhaft. —

Derselbe Daumer, von dem hier viel erzählt wird, taucht auch in den „Briefen von Otto Erich Hartleben an seine Frau“ auf, und Franz Ferdinand Heitmueller, der diese Briefe herausgegeben und eingeleitet hat (Berlin 1908, S. Fischer), berichtet, daß Otto Erich sich mit dem Plane trug, eine Auswahl der Daumer'schen Dichtungen zu veranstalten. Dieser Plan ist wie so viele andre des Dichters nicht zur Ausführung gekommen. Überhaupt kann man sich Otto Erich als Schaffenden und Arbeitenden nur schwer vorstellen, wenn man auch zehnmal weiß, daß seine in so konzentrierter Form auftretenden Novellen und Gedichte ganz gewiß nicht aus dem Ärmel geschüttelt wurden. Aber das Bild, das sich im weiteren Publikum nun einmal von dem Dichter des „gastfreien Pastors“ festgesetzt hat, ist nicht mehr zu verdrängen, ja, es unterwirft sich nach und nach auch die Kreise derer, die noch den schwachen und traurigen Hartleben kannten, die wohl wußten, welch tiefe, schmerzensreiche Schatten in sein „Sonnenleben“ und seine halcyonischen Tage gefallen sind. Am Ende fängt dieses Bild wohl auch das Typische, Eigentlichste und Persönlichste ein. Auch ich gehöre zu denen, die fest davon überzeugt sind, daß nur die Erscheinung Hartlebens, der Reiz seiner Persönlichkeit noch in die Zukunft wirken werden — nicht aber etwa seine poetische Hinterlassenschaft. Schon heut läßt sich ja das Gewicht seines Namens aus seinen Schöpfungen nicht mehr erklären. Es ward längst zu groß für sie . . .

Da ist es verständlich, daß die Episteln und Persönlichkeitsdokumente gerade eines solchen Mannes rascher und früher gesammelt werden, als diejenigen eines Dichters, dessen beste und eigentümlichste Kraft restlos in seinen Werken aufging. Der vorliegende Briefband gewährt uns einen Einblick in Hartlebens Liebe zu seinem „Moppchen“, in die Ehe der beiden, in die Wandlungen und Verhältnisse, die zu einer Trennung der Gatten führten. Einen Zeitraum von 18 Jahren (1887—1905) umfaßt diese Korrespondenz, und wenn in der ersten Hälfte ein immer festeres Zusammenwachsen der beiden erfolgt, so bringt die zweite Hälfte das schmerzensreiche Sich-von-einander-Loslösen. Im Jahre 1886 hat Otto Erich sein Moppchen kennen gelernt; sie ist seine Geliebte geworden, und er hat sie langsam und unablässig zur Ehe erzogen. Es ist rührend, wie geduldig er ist, wie er sich um sie, die häufig Kranke, sorgt, wie viel Aufmerksamkeiten er ihr in regulärer Verliebtheit erweist, wie er ihren Geschmack zu veredeln trachtet, die Bücher bestimmt, die sie lesen soll, ihre orthographischen Schnitzer berichtigt und alles tut, um aus ihr „ein gebildetes und vornehm empfindendes Weib zu machen“. Er hat sie dann 1893 geheiratet, weil ihn die schiefe soziale Stellung, die sie als seine Geliebte einnahm, kränkte, aber in diesem Ausnahmefalle wird man wirklich sagen können, daß der freie Liebesbund sittlicher und schöner war, als die spätere Ehe. „Moppchen“ war immer klug genug, ihren Erich an einer langen Leine laufen zu lassen. Sie war von ihm erzogen und tolerierte weitherzig, was nur irgend anging. Sie konnte lachend über die „äußere“ Untreue ihres Erich und seine sonstigen Streiche hinweggehen, solange sie wußte, daß sein Herz doch ihr gehörte. Das aber änderte sich seit etwa 1896. Eine andere Frau, über die der Briefwechsel keine Klarheit gibt, riß den Dichter in ihre Bahn, und mögen unter den Peinlichkeiten des „Dreiecks“ alle Beteiligten gelitten haben, am meisten gelitten hat doch wohl Moppchen, die rührend um die Liebe ihres Mannes kämpfte, die, wenn sie des Gatten Glück nicht mehr teilen konnte, wenigstens an seinen Schmerzen teilhaben wollte, die am Ende selbst, um ihn frei zu machen, die Ehescheidung vorschlug und einleitete, und dann doch alles wieder rückgängig machte, weil Otto Erich, der in Italien ruhig mit der andern seine Villa bewohnte, weinte, wenn er von der Ehescheidung hörte. Denn er hatte sein Moppchen immer noch

lieb und blieb bei alledem in beständiger Korrespondenz mit ihr, als ob er die Ahnung hätte, daß sie doch das Beste und Bleibende in seinem Leben wäre. Es ist ja auch merkwürdig, daß die Loslösung von ihr gleichzeitig die letzte und unerfreulichste Wegstrecke einleitet, die trübe Epoche, in der Hartleben sich so unvorteilhaft veränderte. Es scheint, als hätte er von da ab jeden Halt verloren; wie von innerer Unrast gejagt, irrt er in der Welt herum, noch immer ein wilder Zecher, aber kein behaglich-fröhlicher mehr, sondern einer, der auf der Flucht vor sich selbst ist, der etwas übertäuben möchte. Das Herz krampft sich einem in Mitleid zusammen, wenn man zwischen den Zeilen liest, wie unendlich jammervoll und traurig doch die letzten Jahre dieses „Sonnigen" gewesen sind, welch ein fahriger, kranker, schwacher, haltloser Mensch aus Otto Erich langsam geworden ist. Er war innerlich gebrochen, und der äußerliche Zusammenbruch kam dann auch. Aber an seinem Sterbelager konnte nicht Moppchen sitzen, sondern die „andere" drückte ihm die Augen zu.

Mit wehem Herzen legt man das Buch beiseite. Und man fragt sich trotz aller Erklärungen und Entschuldigungen doch, ob es wirklich nötig war, schon jetzt diesen Briefwechsel zu veröffentlichen. Gewiß: wir brauchen nicht päpstlicher zu sein, als der Papst, und man begreift zur Not, daß Hartlebens Witwe nach dem schrecklichen Streit, der sich noch vor dem Totenbett des Dichters erhob, den Wunsch hatte, sich durch diese Korrespondenz gleichsam zu legitimieren. Ohne Zweifel hat sie das erreicht; ihr gehört unser ganzes Mitgefühl. Und doch ... es wehrt sich etwas in mir aufs heftigste dagegen, daß alles Intime, was zwei Menschen verbindet und was, solange sie leben, nur ihnen gehört, so früh an die gleiche Öffentlichkeit gezogen wird, die Leben und Tod des einen Gatten mit angesehen hat. Auch der Herausgeber Franz Ferdinand Heitmueller mag mühsam ein ähnliches Gefühl in sich unterdrückt haben. Und ich möchte von dem Buche nicht scheiden, ohne seine kluge und taktvolle Einleitung nachdrücklich zu rühmen.

Unter den Erzählern, deren Werke Hartleben seinem Moppchen 1888 zur Lektüre empfiehlt, ist neben Dickens und Spielhagen auch Paul Heyse. Und dieser ewig Junge und Frische, der seine Jahre Lügen straft, läßt uns auch diesmal nicht im Stich: unter dem Titel „Menschen und Schicksale" hat er über ein Dutzend „Charakterbilder" gesammelt (Stuttgart 1908, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger) — kurze Skizzen, die nicht auf einer Handlung stehen, sondern auf irgendeiner interessanten und ungewöhnlichen Persönlichkeit. Fast alle sind in der Form der persönlichen Erinnerung gegeben, und angeregt durchwandern wir ohne Ermüdung die ganze Porträtgalerie, in der auch diesmal nicht ein spezifisch Heysisch-kniffliger Frauencharakter fehlt. Aber immer wieder kehren wir zu der Gestalt eines alten Weibleins zurück, das den Glanzpunkt dieser Galerie bildet: zu Lottchen Täppe. An dieses Lottchen verlieren wir unser Herz; von der Unscheinbaren geht ein warmes Leuchten aus, und es ist wundervoll, wie die beiden alten Menschen, die sich nicht haben angehören dürfen, in der letzten Nacht ihres Lebens nebeneinander gebettet werden und sich angesichts des Todes aussprechen. Paul Heyse hat in den letzten Jahren nichts Wärmeres und Schöneres geschrieben, und da ihn nun einmal alle unsere Bitten nicht bewegen können, seine Lebenserinnerungen weiterzuführen, so nehmen wir um so dankbarer die Abschlagszahlungen in dieser Form entgegen.

So kämen wir auf der diesmaligen Wanderschaft zu Otto Ernst, der seinem schönen Kindheitsroman „Asmus Sempers Jugendland" einen zweiten Teil nachgeschickt hat, den Bildungsroman „Semper der Jüngling" (Leipzig 1908, L. Staakmann). Der erste hat schon das 50. Tausend erreicht, der zweite wird es, obwohl bei Gott kein Ding unmöglich ist, nicht erreichen. Denn „Semper der Jüngling" ist kein gutes Buch. Es ist in der ersten Hälfte recht hübsch hingeplaudert, aber ganz anekdotisch. Und es zeigt in der zweiten Hälfte deutlich das Unvermögen des Hamburgers, eine Frauengestalt zu schaffen.

Der erste Teil, sagt' ich, sei anekdotisch. Allerlei Schüler- und Schulerlebnisse werden uns da geboten, die manchmal entzückend humorvoll sind und reizend erzählt werden. Aber man fragt sich doch bald, was diese Häufung der Details soll. Sie könnten schließlich endlos so weitergehen. Fataler noch wirkt die leise Bildungsprotzerei des Jünglings Semper. Es ist erschrecklich, was der Sechzehnjährige alles gelesen hat; wieviel französische und lateinische Zitate es da gibt, wie ein ganzes Kapitel dazu verwandt wird, eine Auseinandersetzung zwischen Herrn Semper einerseits und Kant und Spinoza anderseits herbeizuführen! In einem anderen Abschnitte schwelgt Asmus in Volksliedern, in einem dritten werden uns seine „Aphorismen" geboten, von denen ein paar zu seinem Wesen gar nicht stimmen und nur wieder bezeugen, welch bedeutsame Rolle der Jüngling im stillen vor sich selbst spielt. Man kann sich auch des Verdachtes nicht erwehren, daß er weniger erpicht auf den Nachweis seiner Kenntnisse gewesen wäre, wenn er statt durch Präparandenanstalt und Seminar durch Gymnasium und Universität gegangen wäre. Er ist vor allem durch die allzu dürftigen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, geschädigt und verbildet worden. Er hat niemals Geschmack, Objektivität und freie Überlegenheit, sondern immer gleich Haß. Er haßt die Pfaffen, haßt die Religion; er glaubt nicht an die Lehren der Geschichte;

die kriegerischen Großtaten, die jeden normalen Jungen begeistern, sind ihm gleichgültig; er steht noch immer zu den Tyrannenmördern, und Tyrannen sind ihm auch Wilhelm I., der in seinem väterlichen Hause nur der „Kartätschenprinz“ genannt wird, und Bismarck. Er hat für sie und ihre Größe keinen Blick und belügt sich selbst, wenn er ständig Goethe im Munde führt. Denn er ist ebenso ungoethisch, wie er unbismärckisch ist, und er meint eigentlich, wenn er Goethe sagt, immer Schiller. Es stimmt ganz dazu, daß er ein begeisterter Verfechter des Verstandes ist, und daß er eine Dichtung schaffen will, deren Held „ein König des Verstandes“ sein soll. So gerät er auch, sowie das Gefühl in Frage kommt, sofort aus dem Moralisch-Philiströsen-Verstandesmäßigen ins Sentimentale, und der Tyrannenblutlechzende schwelgt in Chamissos weichlich-süßlichem „Frauenlieb' und Leben“.

Das Charakterbild dürfte klar sein. Und daß die vorsichtigerweise an den Schluß gesetzte Liebesgeschichte den völligen Mangel an leidenschaftlich-schöpferischer Kraft beweist, braucht danach kaum noch wiederholt zu werden. Die Liebesszene zeigt den nicht auf die Liebe gestellten Otto Ernst von allen guten Göttern verlassen; er versucht sich durch unendlich viel Lyrikzitate aus der Verlegenheit zu helfen, aber er findet für die blasse Hilde Chavonne nur einen einzigen lebendigen Zug in den Worten, die sie spricht, als sie vom ersten Besuch beim alten Semper heimkehren. Sonst versagt er vollständig. Doch die kluge Marie von Ebner-Eschenbach hat nicht umsonst einmal gesagt, daß jede echte schöpferische Kraft sich in der Gestaltung des entgegengesetzten Geschlechts offenbare.

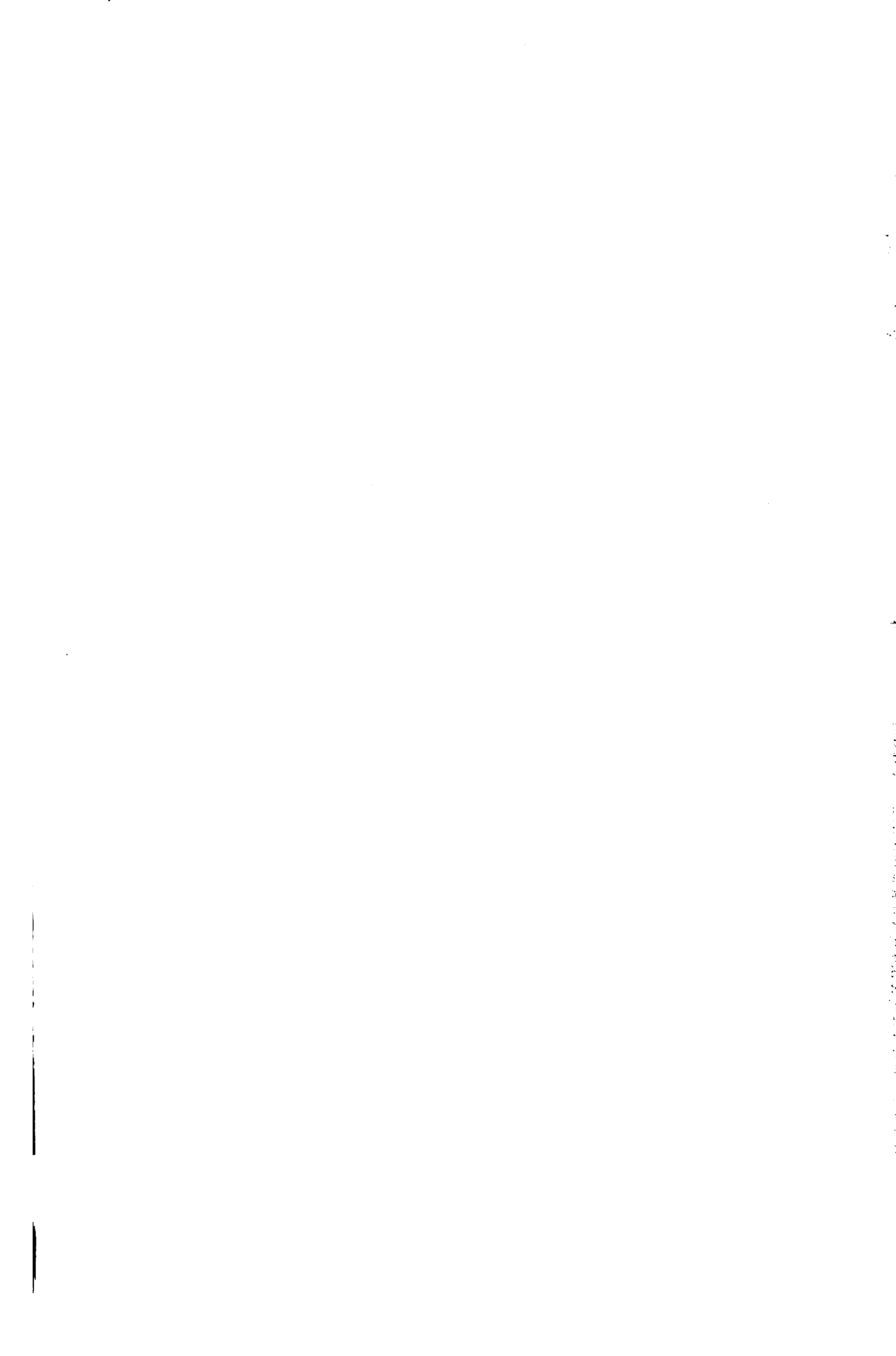
Der nächste Verwandte, den Otto Ernst im ganzen Umkreis der deutschen Literatur besitzt, ist Johann Heinrich Voß. Dieser begeisterte Verstandesmensch und Aufklärer, dieser Dichter und Schulmeister, der den Homer so prachtvoll kraft seiner niederdeutschen Mundart übersetzt hat wie Otto Ernst die Holger Drachmannschen Schiffergeschichten, dieser orthodoxe Freisinnige, der nach A. W. Schlegels Wort „die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Weltbürgersinn wie ein Kleinstädter pries“, dieser seltsamste aller literarischen Pedanten und Philister, der in Satiren fortwährend gegen Aberglauben, Dummheit, Junkertum Sturm lief und der das behagliche Familienleben wieder so schön geschildert hat, das eine prächtige Frau ihm verschaffte, dieser Mann, der letzten Endes doch nicht von den beklagenswerten Verhältnissen loskam, die ihn gebildet hatten, der ehrlich beschränkte Eiferer mit den Scheuklappen, der vor lauter Freisinn nie zur Freiheit gelangte — er reicht über ein Jahrhundert hinweg dem Hamburger Otto Ernst die Hand hin. —

Den Kopf in beide Hände vergraben, mit heißen und immer heißeren Wangen sitzt Asmus Semper einst vor einem Buch, dem er „die heiligste, größte Stunde seiner Jugend“ verdankt. Es sind „Rousseaus Bekenntnisse“. Natürlich sieht er nur den „erschütternden Wahrheitsmut“, nicht die selbstgefällige Eitelkeit des großen Plebejers der Weltliteratur, der ohne Erfahrung und historischen Sinn, mit dem ganzen Hochmut des emporgekommenen Autodidakten sich selbst für anders und besser und bedeutender hielt als alle Lebenden und, von der feinen Scham der Adelsmenschen unangefochten, aus diesem Hochmut die Kraft sog, sich selbst öffentlich zu entblößen und seine geheimen Laster auf offenem Markt auszurufen. Diese Rousseauschen Bekenntnisse, die ja immer eins der interessantesten menschlichen Dokumente aller Zeiten bleiben werden, sind, wie für Bücherfreunde erwähnt sei, vor kurzem in einer prächtigen, von Ernst Hardt übertragenen Neuausgabe erschienen (Berlin, Wiegandt & Grieben), und man begreift vor dem schön gedruckten, in schmiegsames Leder gebundenen Band den Jubelruf eines Bibliophilen, wie köstlich das sei, daß von Jahr zu Jahr mehr schöne Bücher in Deutschland herauskämen. Der gleiche Verlag bringt in nicht minder vornehmer Ausstattung auch eine Gesamtausgabe der „Versuche“ (Essais) von Michel de Montaigne — die erste deutsche seit mehr als 100 Jahren —, und wenn auch Rousseau gerade diesen Montaigne als einen „falschen Aufrichtigen“ charakterisiert hat, der täuschen will, indem er die Wahrheit sagt, so halten wir es doch auch hier nicht mit dem Bürger von Genf, sondern glauben eher mit Emerson, daß der französische Edelmann des XVI. Jahrhunderts, einer der glänzendsten Stilisten und freiesten Geister, „der freimütigste und ehrlichste aller Schriftsteller“ gewesen sei. Aber allerdings, so schonungslos er seine Fehler und Unvollkommenheiten aufdeckt — er tut es im Gegensatz zu Rousseau nur soweit, als es ihm „die Achtung vor dem Publikum verstattet“. Die dritte Neuausgabe, mit der ich heut schließen will, ist die von Samuel Richardsons „Clarissa“ (eigentlich „Clarissa Harlowe“), auch sie ist mit liebevoller Sorgfalt vom Verlage bedacht. Die epochemachende Bedeutung, die neben der „Pamela“ gerade der „Clarissa“ für die Weltliteratur zukommt, ist bekannt; von ihr, von dem moralisierend-empfindsamen bürgerlichen Briefroman, führt eine gerade Linie zu Rousseaus „Neuer Heloise“ und von da zu Goethe. Erich Schmidt hat diese Zusammenhänge meisterhaft gekennzeichnet.

Wie gesagt, solche Neuausgaben sind eine Freude, und daß sie mit so sicherem Geschmack ausgestattet sind, ist gerade dabei keine Nebensache. Denn viele Hunderte verführt erst das schöne Portal dazu, in die geheimnisvollen und versunkenen Gärten früherer Zeiten zu treten, an denen ihr Fuß sonst wohl achtlos vorübergegangen wäre . . . .



Im Hof der Burg Runkelstein bei Bozen. Gemälde von Prof. Peter Paul Müller.





Talfahrt. Farbholzschnitt von Hans Neumann in München.

Illustrierte Rundschau.

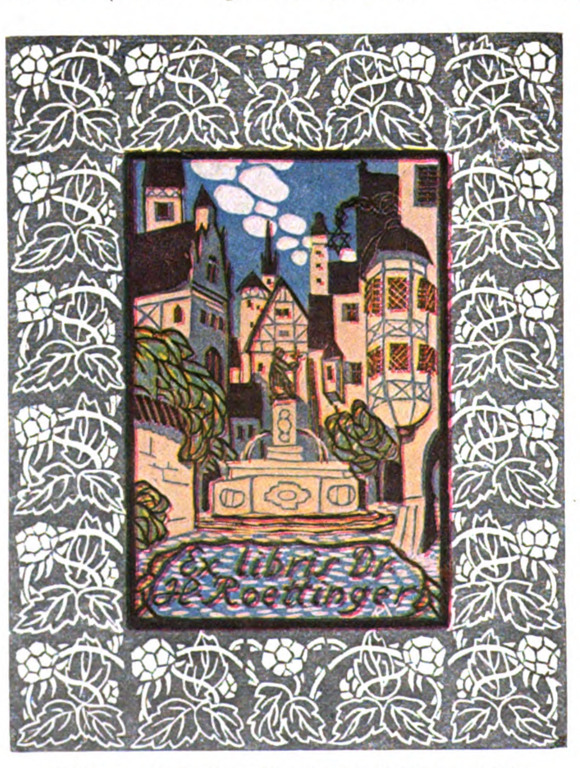
Farbige Holzschnitte von Hans Neumann, Walter Klemm, Rudolf Junk, G. von Becker und Dora Seifert. — Haus Sängerstein bei Eisenach von Architekt H. Schwab-Berlin. — Silberarbeiten von Prof. Ernst Riegel-Darmstadt. — Schmuckstücke von Max Pfeiffer-München. — Farbige Kunstblätter von Prof. Carl Marr. — Zu unsern Bildern.

Der Holzschnitt als Reproduktionsmethode, der in der Geschichte der Kunst, gerade auch der deutschen Kunst, eine so große Rolle spielte, hat in gewisser Weise ausgelebt. Man mag es schmerzlich bedauern, an der Tatsache aber ist nichts zu ändern. Neue Techniken, vor allem die erstaunliche Entwicklung der Zinkätzung, haben ihm den Garaus gemacht; auch Modeanschauungen spielten dabei ohne Zweifel mit, und es gibt ja auch heut noch Stimmen, die für eine spätere Zeit dem Holzschnitt eine neue Blüteperiode prophezeien, gerade weil sie die heutige Bevorzugung der Autotypie auch nur als eine Mode ansehen, die kam, siegte und wieder besiegt werden wird. Das mag dahingestellt bleiben; jetzt jedenfalls und auf absehbare Zeit hinaus bevorzugen Buchhersteller, bevorzugen auch die Künstler die rein mechanischen Reproduktionsverfahren, — die Künstler für die Wiedergabe ihrer Werke hauptsächlich deshalb, weil die Ätzung die „Handschrift" des Malers gewissermaßen unmittelbar wiedergibt, während sich beim Holzschnitt immer ein Dritter, eben der Holzschneider, zwischen den Künstler und sein Werk schiebt. Es gibt freilich auch noch andere Ursachen, die bei dem Niedergang des Holzschnittes wesentlich mitgesprochen haben. Sie hier, im engsten Rahmen, zu erörtern, ist unmöglich. Nur das sei wenigstens kurz erwähnt, daß die Holzschneider selbst nicht ganz ohne Schuld waren. Sie sind ohne Zweifel von der künstlerischen Höhe, die ihrer schönen Kunst innewohnte, herabgestiegen; allerdings zum Teil gedrängt durch äußere Umstände, die stärker waren als sie. Das Aufkommen der Photographie, dann das Drängen der Verleger nach glatten Schnitten, auch wohl die Notwendigkeit schnellen Arbeitens, bisweilen die Teilung einer Platte unter verschiedene ausführende Hände haben dabei eine bedeutsame Rolle gespielt. Jedenfalls hatte schon, als die Zinkätzung siegreich wurde, der Holzschnitt — von Ausnahmen immer abgesehen — sein wirklich künstlerisches Gepräge ver-



Truthahn. Farbholzschnitt von Walter Klemm in Libotz in Böhmen.

loren, war mehr oder minder zu einem Gewerbe herabgesunken, das in großen Anstalten recht fabrikmäßig betrieben wurde. Das Persönliche, das den edlen Schnitt auszeichnete, fehlte; man arbeitete nach der Schablone. Um die Gegensätze, die die Geschichte des Holzschnitts aufweist, zu erkennen, braucht man nicht einmal auf seine erste Blütezeit, auf Dürersche Schnitte etwa, zurückzugehn. Es genügt schon, einen der Holzschnitte, wie sie z. B. Fr. W. Unzelmann nach den Angaben Adolf Menzels fertigte, mit einem Schnitt zu vergleichen, wie ihn irgendeine gute illustrierte Zeitschrift etwa um 1880 brachte: dort der kernige und charakteristische Faksimileschnitt, der sich zwar willig den Absichten des Malers unterordnet, aber doch den Stempel der eignen Kunst wahrt — hier, bei sehr hoch entwickelter, vor keinem Hindernis zurückschreckender Technik, der stete Versuch, das wiederzugebende Kunstwerk in „malerischem Tonschnitt" völlig nachzuempfinden, eine freiwillige Sklaverei, eine charakterlose Glätte, die vielfach süß wie Zucker wirkt. —



Exlibris. Farbholzschnitt von Rudolf Junk in Wien.

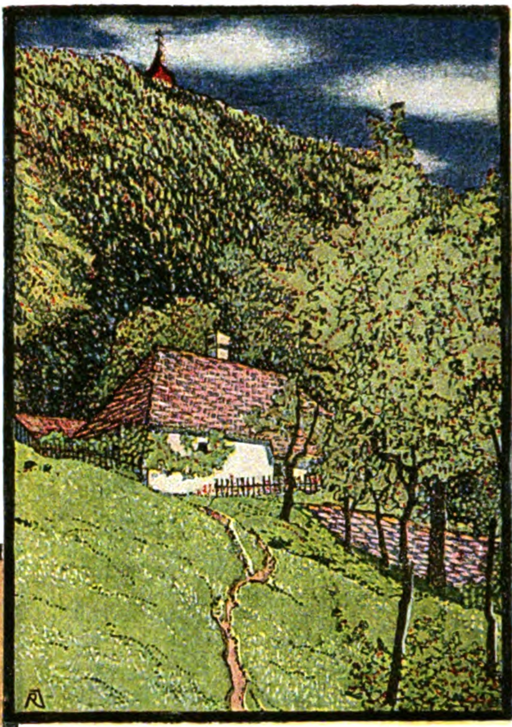
Wenn der Holzschnitt als Reproduktionsmethode sich ausgelebt hat, so mehren sich die Anzeichen, daß er als Kunstmittel an sich zu neuem Leben erwachen will. Das gilt zumal vom farbigen Holzschnitt. Die Anregung kam aus dem Osten, kam aus Japan. Verhältnismäßig spät wurden die wundervollen farbigen Schnitte des Nishimura Shigenaga (um 1743), des Okumara Masanobu, die Blätter von Harunobu († 1770), von Utamaro († 1815), von Hokusai († 1849) und Schiriusai Hiroshige († 1858) bei uns bekannt; noch später erst wurden sie recht gewürdigt. Dann aber wirkten sie mächtig nach. Zuerst in England, wo Fletscher, Lee und Lucien Pissaro bald verstanden, nach japanischem Vorbild die unendliche Fülle der natürlichen Farben in einigen entscheidenden Haupttönen zusammenzufassen und zugleich, doch auch wieder gleich den Japanern, mit sparsamen Linien für die Zeichnung auszukommen. Unsere deutschen Künstler folgten. Otto Eckmann, der leider zu früh Verstorbene, war auch auf diesem Ge-



Sommer. Farbholzschnitt von Gusty von Becker in Diessen am Ammersee.

biet Bahnbrecher; Emil Orlik schloß sich an, und heut ist es eine nicht große, aber reichbegabte Schar, die auf gleichen Pfaden wandelt. Der farbige Holzschnitt als Kunstwerk für sich — es kann nicht deutlich genug gesagt werden: nicht als Reproduktionsmethode! — gewinnt immer mehr Freunde und Verehrer. Die intimen Blätter, bei denen der Maler zugleich Holzschneider und meist wohl auch Drucker ist, sind die denkbar reizvollste Bereicherung der modernen Graphik, für den Kunstfreund, der gern einmal abseits vom großen Wege das Schöne sucht, etwas geradezu Herzerfreuendes. Wir geben in diesem Heft in außerordentlich gut gelungenen Reproduktionen sechs dieser Blätter wieder, die wir auf der diesjährigen Dresdener Ausstellung fanden, welche an Farbenholzschnitten besonders reich war. Sie zeigen am besten, welchem Ziele die Künstler mit dem farbigen Holzschnitt zustreben: auf verschiedenen Wegen wohl, aber doch unter einheitlichem Gesichtspunkt. Wir sehen hier eine Weichheit der Farbe (z. B. in dem Blatte „Talfahrt“ von Hans Neumann oder auch in dem Blatt „Sommer“ von G. v. Becker), die kaum eine andere graphische Technik gewähren kann, und wir sehen anderseits wieder ganz eigen tiefe, kräftige Töne (z. B. auf dem Blatte „Truthahn“ von Walter Klemm), sehen eine Eigenart der Gesamtwirkung, wie sie kein anderes Verfahren zu geben imstande ist. Es sind das freilich keine Blätter, die wie einst die alten Holzschnitte in ihrer kernigen Derbheit auf ein großes Publikum berechnet sind; es sind graphische Feinschmeckereien, und als solche müssen sie genommen werden. — — —

Man wird nicht müde, den Versuchen unserer Architekten nachzugehen, die uns das deutsche Landhaus schenken wollen: ein Haus, wohnlich und behaglich, nicht allzu kostspielig, kein Protzenbau, richtig in die Landschaft hineinkomponiert! Das deutsche Landhaus — aber um alles in der Welt willen nicht etwa in dem Sinne, daß Vater Usus und Mutter Schema wieder einen Typ für alle Fälle schaffen. Darum sei's noch einmal betont: richtig in die Landschaft hineinkomponiert. Was für die norddeutsche Tiefebene paßt, ist geschmacklos, wenn es im Tal, am Bergeshang steht; was am Rheinufer herrlich wirkt, erscheint in einer Villenvorstadt des Ostens übel am Platz; was in München herzerfreuend ist, kann in Hamburg stillos sein. Ein Landhaus, das wirklich in seine Umgebung paßt, bilden wir heut ab: das Haus Sängerstein im Mariental bei Eisenach. Wer



Försterei. Farbholzschnitt von Rudolf Junk in Wien.



Mädchen mit Orange.
Farbholzschnitt von Dora Seifert in Dresden.

diesen reizenden Erdenwinkel kennt, wird das nachempfinden. Das Haus, von dem Berliner Architekten Hans Schwab entworfen, zeigt schon äußerlich, zumal in der Dachanordnung hervortretend, eine famose Anlehnung an das alte Bauernhaus; es wirkt wie gutbeschützt und gutgeborgen zu Füßen der Wartburg, macht einen behaglichen, friedevollen Eindruck. Und auf Behaglichkeit berechnet ist auch die Anordnung der Innenräume. Es muß sich gut wohnen und leben lassen in diesem Hause, das nicht einer Repräsentation großen Stils dienen, sondern ein richtiger Ruhesitz sein soll. —

Wir haben schon früher in unsern Heften an der gleichen Stelle in Wort und Bild der Silberarbeiten von Ernst Riegel gedacht. Heut seien einige weitere Arbeiten dieses ausgezeichneten Künstlers wiedergegeben, der inzwischen vom Großherzog von Hessen unter glänzenden Bedingungen als Professor an die Großherzoglichen Lehrateliers in Darmstadt berufen wurde. Auch bei diesen neuern Arbeiten zeigt sich wieder, wie es ihm bei seiner großen Schaffensfreudigkeit fast mühelos gelingt, einen Glanz heiterer Schönheit allem zu verleihen, was seine kunstfertige Hand vollendet. Zu der kräftigen Eigenart, die sich in seinen Arbeiten ausprägt, gesellt sich eine natürliche Anmut, und zahllos sind die Motive, mit denen er die edlen Grundformen seiner Gefäße unaufdringlich zu verzieren weiß. Die Freude an Schmuck und

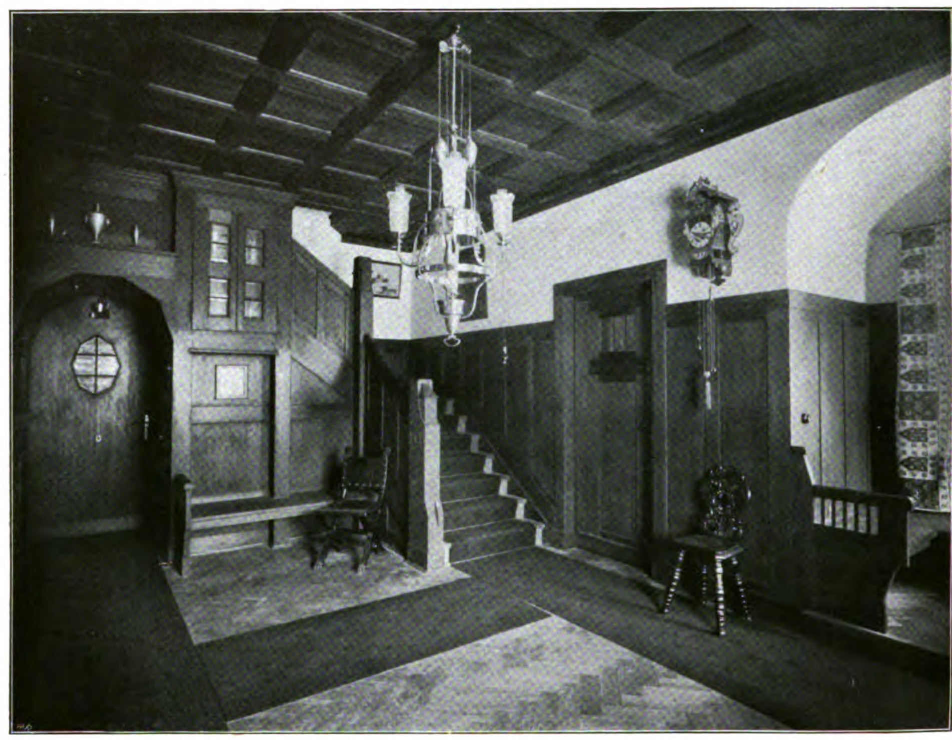


Haus Sängerstein im Mariental bei Eisenach.
Entworfen von Hans Schwab, Dipl. Architekt in Berlin W. 30.

Zierat steckt nun einmal in uns, und es kommt lediglich darauf an, zu erkennen, wo Schmuckformen berechtigt oder notwendig sind. Überraschend ist die Leichtigkeit, mit der Riegel für die gleiche Aufgabe immer neue Lösungen findet. So groß auch die Zahl seiner Pokale, Ehrenbecher und Obstschalen ist, nie wiederholt er sich. Der Reichtum seiner Phantasie und die Geschicklichkeit in der technischen Beherrschung der verschiedensten Materialien ergänzen sich zu wahrer Meisterschaft. Bewundernswert ist auch die skulpturale Behandlung seiner immer ganz flach gehaltenen Reliefs. Mögen es nun Putten sein, die auf dem Kokosnußbecher einen Korb mit Früchten heranschleppen oder — sein Lieblingsmotiv — Vögel in einem Kranz von Frucht- und Blütenzweigen, immer wieder überraschen die Lebendigkeit im Ausdruck, der Rhythmus in Linie und Form. Wie leicht und graziös bekrönt die „Flora“ den zierlichen Silberpokal, über dessen Deckel Rosen aus ihrem Füllhorn rieseln. Selbst in diesem schon so zahllos abgewandelten Rosenmotiv findet er noch neue Ausdrucksmöglichkeiten, die von der Selbständigkeit seiner Erfindung zeugen. Auch der Geschmack und die Sicherheit, mit denen er Farben und Leuchtkraft



Erker im Obergeschoß des Hauses Sängerstein.



Diele im Hause Sängerstein von Hans Schwab, Dipl. Architekt in Berlin W. 30.

edler Steine zur Erhöhung der festlichen Wirkung seiner Arbeiten verwendet, verdient außerordentliche Anerkennung. Ganz sicher wird er, gerade bei der Eigenart seiner Begabung, in Darmstadt wirklich erfolgreich wirken. — —

Die Reihe der Abbildungen in unserer diesmaligen Rundschau schließen Schmuckstücke von Max Pfeiffer in München. Pfeiffer ist ein Schüler von Hermann Obrist, und das Vorbild dieses trefflichen Meisters ist bei den Arbeiten des Schülers unverkennbar: im besten Sinne, denn daneben zeigt sich durchaus die Begabung zu eigenem Schaffen, zeigen sich eigene Ideen. Schließlich gehen aber Lehrer wie Schüler von dem gleichen aus, von der eingehenden Beobachtung der Naturformen. Pfeiffer war ursprünglich Forstmann, und man darf wohl annehmen, daß die Eindrücke, die er als solcher empfing, für ihn auch in künstlerischer Tätigkeit mitbestimmend blieben, indem er, bewußt hier, unbewußt dort, all die kunstvollen Gebilde in Gräsern und Moosen, Feldblumen und Ranken, Wurzeln und Zweigen, die er auf seinen



Silberner Pokal.
Von Prof. Ernst Riegel.

Wanderungen durch Feld und Wald empfing, künstlerisch in sich verarbeitete. So ward er zum Künstler, dessen Schaffen — fern von aller akademischen Weisheit — ganz in der Natur wurzelt. Pfeiffer ist in gewissem Sinne ein Poet, und gerade im Schmuck, in der wirkungsvollen Verbindung von glänzendem Metall und farbigen, leuchtenden Steinen, matt schimmernden Perlen und blitzenden Diamanten bot sich ihm die Möglichkeit zu „dichten“, das wertvolle Material zur freien Kunstform umzubilden. Für seine Arbeiten bevorzugt er das Silber, das für flächige großzügige Behandlung reichere Möglichkeiten bietet und als täglicher Gebrauchsschmuck vor dem gleißenden Gold auch mancherlei ästhetische Vorteile hat.

Der reiche künstlerische Schmuck des Heftes wird diesmal wesentlich bestimmt durch den feinsinnigen Artikel über das Lebenswerk von Prof. Carl Marr. Denn außer der Textillustration, die diesen Beitrag begleitet, gehören



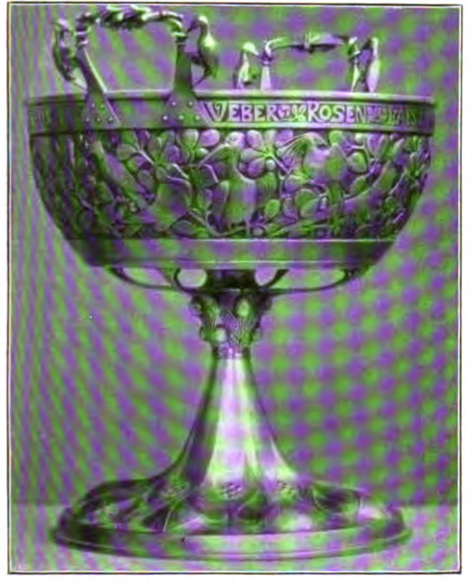


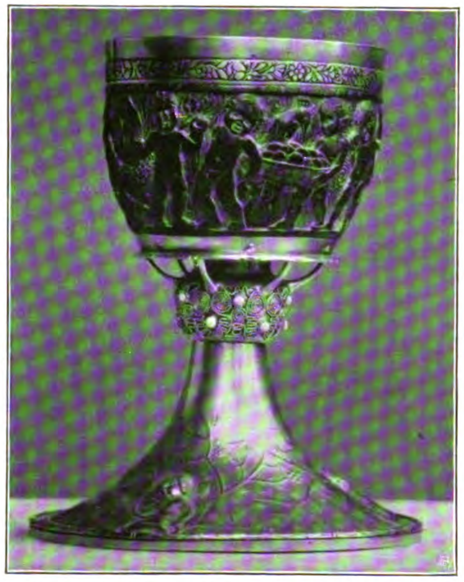
Eiserne Kästen, mit Messing tauschiert und mit gemeißelten Verzierungen. Von Ernst Riegel-Darmstadt.

zu ihm auch unser Titelbild und drei Blätter in vortrefflicher farbiger Reproduktion, die, in den Omptedaschen Roman eingefügt, Marr als Koloristen kennzeichnen. Welch Fortschritt ist es doch — unwillkürlich muß man immer wieder darauf hinweisen —, daß wir heute in der Lage sind, Gemälde und Studien der Meister, die wir den Lesern näherbringen wollen, in den Farben der Originale wiederzugeben. Unsere Hefte, die aller Vorwärtsentwicklung der graphischen Künste stets in erster Reihe, ohne jede Rücksicht auf Kosten, folgten, dürfen es sich zur Ehre anrechnen, diesem farbigen Faksimiledruck Bahn gebrochen zu haben, und sie werden auch im neuen Jahrgang den Lesern eine Fülle ausgezeichneter Reproduktionen in den Originalfarben vorführen. Gerade die Malerei unserer Tage, die — mehr oder minder — dazu neigt, die Kontur aufzulösen, führt und zwingt dazu, der Farbe auch in den Reproduktionen ihr Recht zu lassen. — Die zahlreichen Einschaltbilder des Heftes stammen im wesentlichen von den Ausstellungen dieses Sommers und geben daher einen Überblick über die herrschenden Richtungen der Zeit. Nur eine Ausnahme sei vorweggenommen. Es war schon lange



Silberne Obstschale mit vergoldeten Henkeln. Von Ernst Riegel-Darmstadt.





In Silber getriebene Fruchtschale mit Vergoldung und gemeißelten Verzierungen und Becher aus geschnittener Kokosnuß mit vergoldeter Silberfassung. Von Ernst Riegel-Darmstadt.



Halsschmuck. Silberoxydiert mit Rauch- und Weintopasen. Entworfen von Max Pfeiffer.



Halsschmuck. Silber oxydiert mit Mondstein und Turmelin. Entworfen von Max Pfeiffer.

unser Wunsch, seit Anselm Feuerbach wieder, und mit Recht, in den Vordergrund des Interesses gerückt ist, das Bild der Frau zu bringen, die in seinem Leben und für sein Schaffen eine so entscheidende Rolle gespielt hat, der Römerin Nana. Das einzige Porträt, das Feuerbach von ihr schuf, konnten wir diesmal endlich veröffentlichen; es ist zwischen Seite 48 und Seite 49 eingefügt. — Vielleicht ist es nicht uninteressant, neben diesem Frauenbildnis sogleich ein durchaus modernes Porträt zu betrachten, ein Bildnis von Prof. Wilh. Trübner, frisch, ja kühn zugreifend und von schärfster Charakteristik (zw. S. 64 u. S. 65). — Die Mehrzahl der Leser kennt das Petrie-Quartett. Prof. Robert Sterl hat die schwierige Aufgabe mit großem Geschick gelöst, diese um den großen Geiger gescharte Künstlergruppe lebendig zusammenzufassen, als ein Ganzes und doch die Bedeutung, den Qualitätswert jedes einzelnen Instruments scharf widerspiegelnd (zw. S. 80 u. S. 81). — Noch ein zweites „musikalisches“ Bild bringt unser Heft: die Lautenspielerin von Prof. Friedrich Fehr in Karlsruhe — sehr fein im Ton und in der Behandlung der beiden Gestalten, sowohl der Spielerin selbst wie der im Schatten sitzenden Zuhörerin (zw. S. 104 u. S. 105). — Das von jeher bei den Plastikern beliebte Motiv der Sandalenbinderin ist nie auszuschöpfen, von der Antike bis zur Neuzeit kehrt es immer wieder: die Stellung, die das Binden der Sandalenschnüre bedingt, ist eben der mannigfachsten Variationen fähig, und sie erscheint in jeder von neuem Reiz. Das zeigt wieder die famose Bronze von August Kraus, die wir zwischen S. 144 u. S. 145 wiedergeben, ein Werk von klassischer Schönheit. Der nackte Körper ist geradezu virtuos und dabei mit tiefster Keuschheit behandelt. — Von Prof. Walter Conz bringen wir eine prächtige Landschaft; wenn wir nicht irren, ein Stück norddeutschen Bodens, aus der Umgebung irgendeines Schlosses herausgeschnitten (zw. S. 96 u. S. 97); von Prof. Otto H. Engel ein lustiges Bild „Hochzeitsgäste“, junge Mädchen im Feststaat vor einem Bauerngehöft (zw. S. 128 u. S. 129). Und endlich noch ein Frauenbildnis von eigentümlichem Reiz: das Bildnis einer jungen Wiener Schauspielerin, die auf einem Diwan ruht — in der Anlage ein wenig an das allbekannte Bildnis der Madame Recamier erinnernd und doch wieder modern in jeder einzelnen Linie. Der Maler, Adolf Heller, hat seit einigen Jahren auf fast jeder Ausstellung im Münchener Glaspalast neue Erfolge errungen, immer mit seinen eigenartig fesselnden prickelnden Porträts. Er gehört der Gruppe „Bayern“ an, die sich vor Jahresfrist von der älteren Luitpoldgruppe abzweigte und in diesem Sommer auf allen größeren deutschen Ausstellungen glanzvoll debütierte.

H. v. Sp.



Ring aus Silber mit Kaprubin. Entworfen von Max Pfeiffer.



Armband aus Gold und Opal. Entworfen von Max Pfeiffer. Alle vier Schmuckstücke wurden von Leop. Eberth in München ausgeführt.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Bildnis der Frau von Radnay. Gemälde von Adolf Heller. Münchener Ausstellung 1908.

Velhagen & Klasings Monatshefte



Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXIII. Jahrgang 1908/1909  Heft 2. Oktober 1908

Südtiroler Burgen. Von Rudolf Hans Bartsch.

Mit Gemälde-Wiedergaben von Prof. Peter Paul Müller.



Was soll man sagen auf die Frage, mit welchem Volk die Geschichte der herrlichen Burgen Tirols begann! Wer ergründet die Fundamente dieser Felsennester, die schon in jenen Tagen ehrwürdig und urgrau waren, aus denen die Tiroler Reiserechnung des Bischofs von Passau stammt, in der als Posten ein Pelzrock als Almosen für Herrn Walther von der Vogelweide verzeichnet steht, den Südtiroler Sänger ohne Heimat und ohne „Bergfried?"

Ich glaube stets, daß am Brenner und dem Toblacher Hochfeld drei Rassen ihre Grenze haben. Nördlich wohnen die Bayern in Überzahl; jenseits des Arlberges wird der alemannische Einschlag unverkennbar; westlich und südlich vom Pustertal ist die Urheimat jenes rätselhaften Volkes, das seit den Jahren um Christi Geburt jenes verdorbene Latein erlernte und beibehielt, das noch heute ladinisch heißt. Ob seine Ahnen das Blut des hypothetischen homo alpinus oder des ebenso rätselhaften Etruskervolkes hatten, weiß heute niemand; aber jetzt noch weist der Tiroler bis über das Inntal hinaus oft eigentümliche Rassenmerkmale auf, die sicherlich manchem fremden Gaste schon aufgefallen sein müssen: das eigentümliche, fast dreieckige Auge mit dem schwer herabgezognen obern Augenlid, das kurz, und wie mißtrauisch, vom innern Augenwinkel ansteigt und dann zum äußern hin abwärts hängt. Auch die Schädelbildung hat ihr Eigentümliches.

Das Pustertal aber war einst slawisch, so wie es vielleicht das nördliche Tirol und ein Teil von Bayern war, wo sich im Bayreuthischen die Grenze des Gebietes der windischen Bevölkerung an die tschechische angeschlossen haben mag. Und vielleicht waren die Slawen in diesen Gebieten autochthon. Vielleicht existiert der Name der österreichischen Kelten nur in der Nomenklatur der Wissenschaft, denn sie haben uns in Österreich nicht einen einzigen Flurnamen hinterlassen, der neben der slawischen Deutung bestehen könnte!" (Ich verweise hier auf eine ausgezeichnete Arbeit von Martin Zunkovič: „Wann wurde Mitteleuropa von den Slawen besiedelt?")

Diese alten Urslawen trieben Bergbau und Viehzucht. Zahlreiche, namentlich berg- und hüttentechnische Fachausdrücke, deren Stamm slawisch ist, beweisen heute noch, daß der Slawe des Deutschen Lehrmeister im Bergbau und der Metallkunde war; sie lassen auch vermuten, daß er der urgewohnte Kenner des norischen (norja [Noreja?] heißt slawisch: Grube, Höhle, und ist mit dem Begriffe Stollen verwandt, dessen Urwort zdole [„nach unten, nach innen"] geheißen haben dürfte) Bergbodens war; daß er vielleicht den berühmten

chalybs noricus schmiedete und die Regenbogenschüsselchen (vorrömische Goldmünzen, die man im Lande findet) schlug.

Burgen aber, Burgen vermochte der Slawe nicht für die Dauer zu bauen, wenn auch alle mit „Straß" zusammengesetzten Namen auf das slawische straža: Wache, Hochwacht, zurückleiten und, in Steiermark, Graz noch heute den alten Namen „gradez" (Burg) trägt. Denn daß alle Burg- und Städtegründungen nach ihrer römischen Grundlage nur durch deutsche Organisationskraft weiterblühten, das spricht vernichtend gegen die Kulturfähigkeit der slawischen Rasse.

Hat dieses Volk wirklich in Europa gesessen, bevor die Römer sich das Land botmäßig machten — und dies behaupten ernst zu nehmende slawische Forscher — so hat es durch drei oder mehr Jahrhunderte den römischen Städtegründungen zuzusehen Gelegenheit gehabt. Es konnte sich in den Zivilstädten der bewunderungswürdig gebauten und verwalteten Residenzen Celeja und Carnuntum, in den Handelsemporien und Industriestätten Poetovio, Flavia Solva, Noreja, Vindobona, Ovilabis, Lentia, Juvavum, Amona, Brigantium und Dutzenden andrer Städte unterrichten, konnte dort beobachten und lernen. Und doch: Als die römische Bevölkerung bis auf geringe Reste, an die der Ortsname Walchen = Welschen mit seinen Zusammensetzungen heute noch erinnert, wieder nach Süden abflutete, da blieben im Slawenlande nur wüste Ruinen zurück, bis der Deutsche nach Süden drang, dem Windenvolke Burg neben Burg und Stadt an Stadt auf den Nacken baute, und hier die Ruinen der römischen civitas und urbs (die er in seiner Heimat, mit Namen wie Worms, Mainz, Köln, Augsburg blühend übernommen hatte) neu besiedelte, neu belebte und durch das größte seiner Talente, das der Organisation, zu herrlicher Blüte emporführte.

Wirklich haben viele der heute noch bestehenden Burgen Tirols römischen Untergrund; fast alle aber sind in der Gestalt, in der sie heute noch prunken, oder als Ruinen trauern, germanisches Bauwerk und zumeist auch deutsche Gründung.

Vom Brenner bis tief ins Etschland hinein stehen die reichgeformten, malerischen ja künstlerischen Schlösser der einheimischen bayrischen Adelsgeschlechter, am Gardasee beginnen die düstern Trutzburgen der langobardischen Zwingherren, zumeist die der Skaliger: düstergraue, steinstarre



Schloß Reiffenstein bei Sterzing.



Straßburg bei Gossensaß.

Rustikabauten, die an erbarmungsloser Eintönigkeit und Kriegszweckmäßigkeit nur mehr von den Normannenburgen des nördlichen Frankreich übertroffen werden: die Ruinen um Riva und Castell Tenno, die Burg von Malcesine und die finsterschauendste von allen, das alte Skaligerschloß von Sermione.

Nur das helle Garda, die Burg Garten altdeutscher Heldensage, die ist noch Amelungenwerk, ostgotische Gründung.

Welche Fülle von Geschichte liegt in diesem Namen!

Die Schlösser des Sarcagebietes wie Toblino, mehr aber noch jene des welschen Etschlandes, die Burgen von Rovereto und Trient, haben nicht mehr das steinnüchterne Antlitz der Skaligerburgen. Sie leiten hinüber zu deutscher Wohnlichkeit und zu den schönen Baulinien einer milderen Zeit.

Alle Schauer der Geschichte aber und alle Poesie einer Zeit voll Gesang und Kunst sind versammelt um die deutschen Burgen des südlichen Tirol. Der Reiffenstein bei Sterzing und der Straßberg bei Gossensaß sind Talsperren, die schon in der Zeit der alten salischen und schwäbischen Kaiserzüge den Eingang zum Süden bewachten, der von jeher das deutsche Gemüt wie mit Zugvogelsehnsucht erfüllte, der jedem Gekrönten des Nordreichs sein Sirenenlied sang und den meisten verderblich wurde.

Straßburg, das mag in den Zeiten der Vorgeschichte Tirols solch eine altslawische straža gewesen sein: ein Erdring mit Pfahlwerk und ein hölzerner Turm. Es ist Tatsache, daß in Österreich alle mit Straß- verbundnen Ortschaftsnamen an Stellen gebunden sind, die einen mühelos zu erreichenden Überblick über ein ganzes Tal und oft eine überraschende Aussicht in die Ferne, namentlich über Hauptverbindungswege gewähren. Dem Soldaten verbürgt jener Name noch heute eine gute Verteidigungsstellung und weiten Ausschuß. An unsrer Burg fällt der überschlanke, hohe Bergfried auf, der den Ausblick dieser Talsperre und Wachburg noch erweitern sollte.

Wohnlicher ist Burg Pallaus bei Brixen, der vielleicht das Haupt- und Wohngebäude des deutschen Burgbaus, der Pallas, den Namen gab. Vielleicht aber stammt der Name ebenfalls direkt vom ‚Palatium‘ des Lateiners, das der Deutsche sonst in ‚Pfalz‘ änderte.

Die Brixener Klause leitet hinunter in das Tal des Eisack, das in seinem

südlichen Teil in eine ganz neue Erde mündet, in das rechte Heim der Südtiroler Burgen, das herrliche Etschland von Meran bis Bozen mit dem Eingang des Sarntals!

Schon im Eisacktal steht da und dort die Zypresse, das Wahrzeichen des Südens, an den Berghängen und Sonnleiten, und die Trostburg bei Weidbruck könnte die Scheide zweier Welten bedeuten. Sie steht in der Nähe des Vogelweiderhofes, der, nach einer vielumstrittnen Annahme, Deutschland den süßesten und doch politikfrohesten, den liebenswürdigsten und doch kampfreichsten seiner Liederdichter gegeben haben soll, dessen schönes Denkmal auf dem Johannesplatz von Bozen steht, ernst und sinnend, Schwert und Fiedel in den Händen zusammengefaßt, der deutscheste der deutschen Dichter an der Grenze Welschlands, dem Jörg Wickram einen wundervollen Nachruf widmete, der heute noch gilt wie in der Zeit, da er entstand:

„Her Walther vô der vogelweide,
swer des vergaez, der taet mir leide!"

Und nun zu den Burgen des Etschlandes, des letzten und des schönsten Stückes deutscher Erde nach Süden zu, über das die Natur wie in heißer Liebe Fruchtbarkeit und Sonnenschein, Obst und Wein, wärmste Farben und heiterste Formung gezaubert hat, wo an der Sonnleite von Gries die Agave wild wächst, wo allein auf weiter Welt deutscher Mutterlaut heimisch mit dem Rauschen der Zypresse zusammen erklingt — und das doch so voll süßester Schwermut ist, wie von Abschiedsweh und Erinnerung an eine große, große Zeit.

Denn hier liegt sie noch fast greifbar deutlich am Tage, die alte Hohenstaufenfährte! Und hier, hier mußte der alte, großartige Weltreichsdrang deutschen Volkes seine Grenze finden. Die Burgen des Etschlandes, sie alle sahen dem Verstranden und Verbluten der größten Sehnsucht zu, die jemals das Volk eines freudloseren Himmels nach der Sonne zog. Und weil in jenen Gegenden ein Wein wächst, süß, geistig und heiß wie der Süden, stark und träumerisch duftend wie die Poesie des Nordens, so möchte mancher sich dort im wehmütig schönen Etschland in den Söller einer jener Burgen aus alten, großen Tagen setzen, nach dem ewiglich verlorenen Süden starren und trinken, trinken, trinken, bis das deutsche



Schloß Planta bei Meran.



Schloß Pallaus bei Brixen.



Schloß Lebenberg bei Meran.

Laster das wildschwermütige deutsche Herz überwältigt und alles Weh in süße Träume aufgelöst hat!

Wohin setzen wir uns? Etwa auf die Terrasse von Lebenberg mit seinem uralten Turm, mit seinem herrlichen Schloßgarten voll südlicher Pracht und üppigster Fruchtsüße und seinem weiten, weiten Blick ins treue Passeier und ins heitere, sonnige Etschtal? Ach, die Burg ist nicht einsam genug! Sie beherbergt eine Fremdenpension und ist zum Durchzugsquartier jener modernen deutschen Romfahrer geworden, die sich Italien so gerne gefallen läßt.

Planta, Schloß Planta, das wäre eher die Burg für alte Träume! Umsponnen von der eifersüchtigen Schlingrebe und vom Efeu wie ein Dornröschenschloß, ruft es einen alten, stolzen Namen zu den Nachbarburgen hinüber. Die Planta waren einst gewaltige Herren, und der Graubündner Zweig war nahe daran, eine kleine Schweizermonarchie von den Quellen des Rheins und von Thusis und Davos bis Chiavenna zu gründen, als der schreckliche und doch so gewaltige Volksheld Jürg Jenatsch, der Wallenstein Graubündens, die Dynastenträume blutig zerriß und sein Land gegen die übermächtigen Nachbarn Frankreich und Spanien-Österreich durch Geist, Größe, Verrat und Gewalt frei hielt.

Und Schloß Tirol, das Herz und Kronkleinod des Landes, die älteste und stärkste Burg, in drei Teilen auf zwei gewaltigen Felsen erbaut. Lange Zeit lag das Schloß in Ruinen und in der bayrischen Zeit, da der alte Landesname weggetilgt und in „Südbayern" verwandelt wurde, ward sie gar an einen Bauern verkauft, der sie als Steinbruch zu benützen begann. Von dem Tage aber, als sich der Führer des treuen Bauernstandes, der unvergeßliche Hofer, und der kluge Anwalt des österreichischen Hofes, Hormayr, in den ersten Befreiungstagen dort zu festlicher Demonstration ein Stelldichein gaben und den alten Namen des Landes feierlich von neuem verkündeten, von der großen Zeit des Jahres 1809 an, wagte niemand mehr an das heilige Symbol zu tasten.

Heute ist das Schloß in würdiger Wiederherstellung vor dem Verfall gerettet und zieht Tausende von andächtigen Besuchern zu sich hinan. Da ist der Urbestand der Burg, der römische Turm, der Rittersaal mit seinem schönen Portale, das wie jenes der Burgkapelle mit Bildwerken aus den Tagen Herrn

Walthers von der Vogelweide, dem XII. Jahrhundert, geschmückt ist. Die Kapelle selbst enthält Andenken aus grauer Vorzeit und Malereien aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, und den Fenstern des oberen Rittersaales liegt ein weites Stück dieser schönen Bergwelt zu Füßen: Die Meraner Gegend und das Etschtal, das gegen Süden von der Mendel und den Fleimser Bergen abgeschlossen scheint. Von hoch herüber schauen die Gletscher der Laasergruppe und die 3857 Meter hohe Königsspitze des Ortlerstocks, und weit reicht der Blick in den Vintschgau hinein.

Mir aber, mir sind die Burgen und Ruinen des Bozener Landes fast noch lieber: die herrliche Haselburg, die Ruine von Ravenstein, und die schöne kleine Sarntalburg Ried, ein wahres Bijou von einer Straßensperre. Oder Karneid, oder Maretsch, mitten in Obst und Reben, fast erstickend in Fruchtbarkeit und Farbenschönheit.

Gegen das südliche Etschland hinaus droht, auf majestätisch ruhiger Höhe über dem Zusammenflusse von Eisack und Etsch, das mächtige, breite, ernste Sigmundskron, nach Norden in Ruinen trauernd, nach dem Süden drohend, unzugänglich für den Fremden, und als Magazin für die Pulvervorräte dienend, die des Feindes warten, der etwa, rückdrängend, dem Norden ein Stück Landes entreißen wollte.

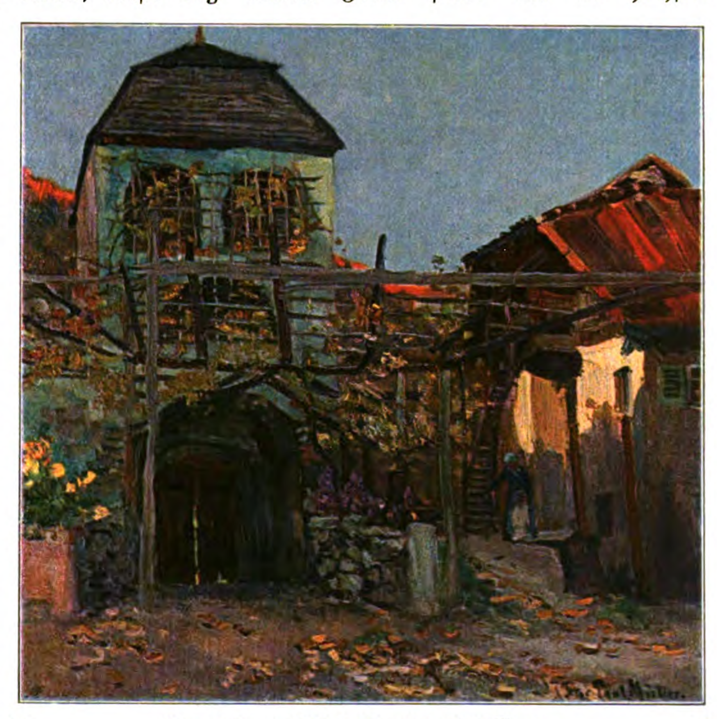
Tief unten rauscht majestätisch die Etsch, darin die Bozener Fischer der Aalbrut nachstellen, die aus dem Meer in die Bergströme aufwärts wandert.

All diese Burgen sind schön und traurig, farbenfroh und träumerisch; — voll großer Erinnerungen von gebrochener Macht, voll Poesie und Stimmung.

So geheimnisvoll, so von altem, verschollenem Sange nachzitternd, so aus den tiefen Augen der Vergangenheit schauend, so minnesängerhaft, so grau und doch so bunt, so bestrickend und so schmerzlich mahnend wie Runkelstein aber ist keine dieser Burgen. Sie ist das stehengebliebene Lied der Minnesängerzeit, der verschollene, verlöschende Traum sagenhaft gewordener Tage, der blasse, feintönig gebrochene Abglanz alter Farbenpracht, der Inbegriff des alten, wohnlichen Ritterhauses und doch auch des gedrängten Felsfalkennestes, das überlebende Bild alten Herrenlebens und feinster höfischer Poesie.

In jungen Jahren, an einem Karfreitag, dem Tage der Erkenntnis Parzivals, ging ich zum ersten Male den Weg zur alten Minnesängerburg, den ich seither oft gegangen bin. Da aber jener erste der schönste war, so will ich von ihm erzählen.

Der Morgen war still und wie schauernd vor Sonnenglück und vor Ehrfurcht über seine Geweihtheit. In verklärter Ferne stand der in höchster



Burghof von Schloß Lebenberg bei Meran.

Majestät ragende Rosengarten, König Laurins Reich, welches das Reich des starken Dietrich von Bern, des Ostgotenkönigs, überdauerte, in dessen Erinnerung von Gossensaß bis Garda noch heute das ganze Land zittert.

An der Wassermauer war reichlich frisches Holz geschichtet, dessen herber Duft mir noch heute die Erinnerung an jenen stillen, heiligen Tag erwecken kann. Dann roch es nach Ameisen. Denn an jenem Frühlingstage öffnete sich die Erde und gab all ihre kleinen Kinder der Sonne und der schmeichelmilden Luft wieder zurück. Der Winterschlaf war zu Ende, die weißen und rosenfarbenen Blütenflocken von Kirsche, Pfirsich und Mandel deckten das ganze Tal zu wie ein einziges Brautbett. Es gibt kein Tal so voll Wein und süßer Frucht mehr, wie dieses, in dem die Stadt Bozen mit ihren kühlen Laubengängen und rieselndem Wasser, mit ihren Erkern und Giebeln, mit ihrem schwerbehäbigen Bürgerreichtum und ihren Künstlerkneipen liegt, — das letzte große deutsche Gedicht dort, wo die deutsche Welt zu Ende geht.

Von der Wassermauer ging ich auf dem uralten, vielleicht noch aus Römerzeiten her gepflasterten alten Sarntaler Saumpfad, auf dessen rechter Seite in wildem Gewucher die Bergsträucher von steiler Halde herabschimmerten, voll grüner Sprenkelung, voll Blüten und streifigen Sonnenlichtern, die im Duft des Morgens wie durch Weihrauch über die schattige Straße hinwegschossen. Hier rochen die wilden Weichselbäume noch stärker als vorhin das frisch geschnittene Holz und die neu geöffneten Ameisenhügel.

Rechts Bergwaldrauschen, links das Brausen der wilden Talfer, — sonst kein Laut. Es schien, als hätten sogar die Waldvögelein großen, schaurigen Feiertag.

Dann, unter den Zweigen eines wilden Kirschbaumes hindurch, sah ich zum ersten Male das Schloß. Von der Bozener Seite vermag noch ein guter Saumpfad durch das Gewucher der Sträucher hindurch zur Burg aufwärts zu kriechen, die in blühender Überfülle den Steilhang hinunterwehten wie ein einziger Wasserfall von lauter Frühlingsreichtum. Gegen die Talfer zu, die tief unten ein Knie um den Burgfelsen macht, beginnt aber mit dem mächtig aufstrebenden Porphyrklotz, auf dem Runkelstein steht, die wilde „Sarntalschlucht“. Nur nach der Stadtseite hin scheint Runkelstein auf freundlicher Berghöhe zu liegen; nach dem Sarntal stürzen die Wände turmsteil ab, so steil, daß einst ein Stück der Burg, gerade dort, wo die berühmten Tristanfresken sind, mit einem Felsbruch in die Talfer hinunterstürzte.

Scheffel, der die Burg noch als Ruine sah, war zur Sommerszeit hier, denn er sang von ihr:

„Melodisch scholl aus der Tiefe empor
Des Wildbachs Schäumen und Tosen,
Am Burgpfad wehten in lustigem Chor
Glutnelken und wilde Rosen.“

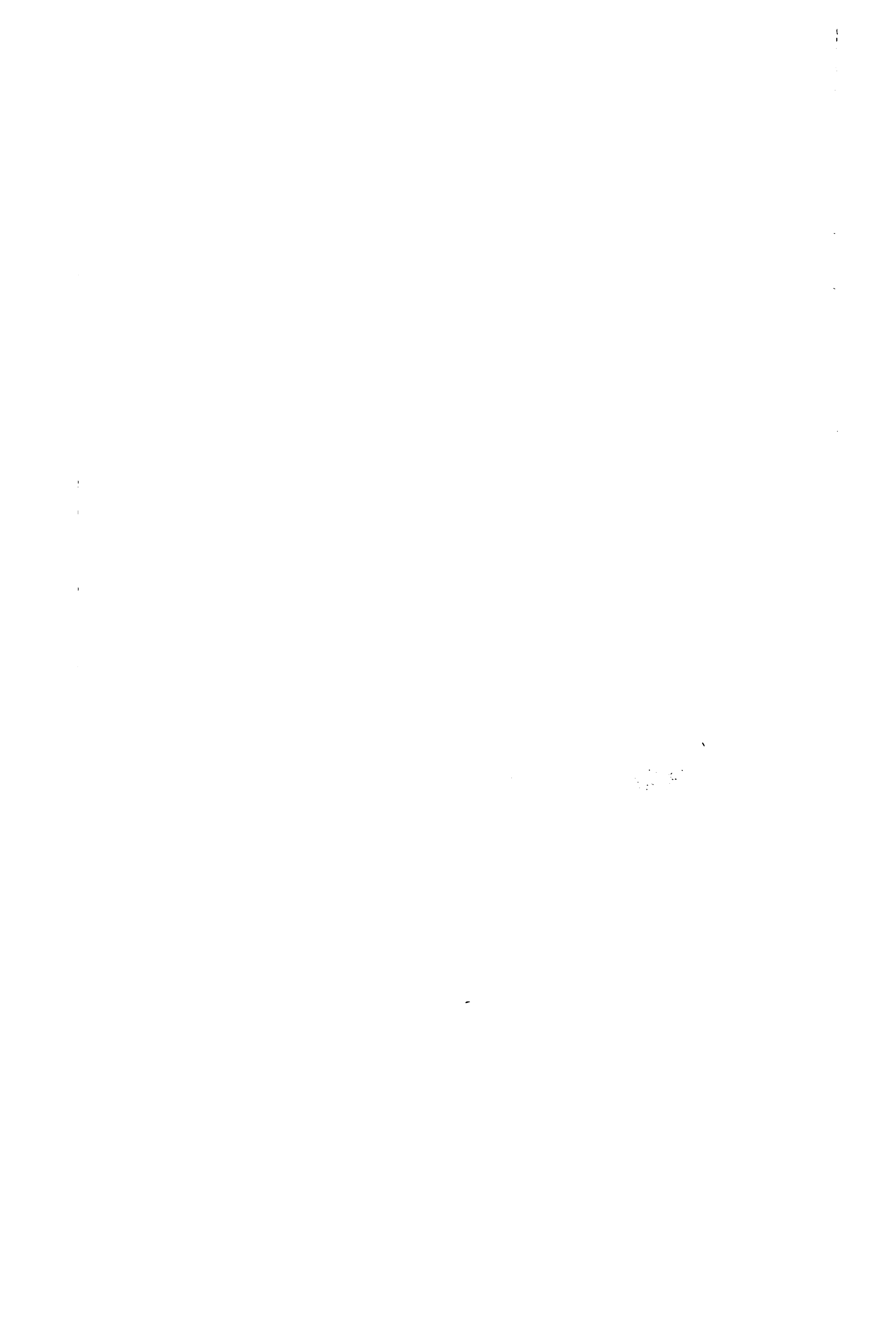
Damals aber blühten noch die Bäume, und nur die stattliche Zypresse an der Burgmauer stand in immergrüner Pracht. Über die Brücke des Schloßgrabens trat ich in den efeuumwucherten Hof, der im stillen Sonnengolde träumte. Ein heiliges Schweigen lag auch hier.

Und gegenüber dem Burgtor, von den Loggienpfeilern und von oben im Laubengang des Sommerhauses, grüßten uns, in blassen Farben oder graublau, die alten Fresken, die von dem erzählen, was den Menschen der Minnesängertage das Liebste war an Dichtung und Sage.

Da stehen die drei berühmten Riesen an der Wand, von denen ich etwa Fasold und Fafner zu nennen weiß, dann die drei besten Schwerter alter Tage: Balmung in Siegfrieds Händen, Eckesachs mit dem starken Dietrich von Bern, und noch ein Schwert und noch ein Held, der einer alten Zeit so bekannt und teuer war und den der Nachfahr ebenso vergessen hat wie den dritten Riesen und die Namen der drei berühmten Liebenden, die in der dritten Dreiergruppe gemalt sind. Auch die Künste und Wissenschaften sind, allegorisch gemalt: grau in grau, wie es die meisten verdienen: die Astronomia, die Mathematika, die Philosophia und andere Schulheiligkeiten, mit denen sich nur alte Leute gerne quälen.



Die Trostburg bei Waidbruck. Gemälde von Prof. Peter Paul Müller.



Oben aber, in den luftigen Sälen des Sommerhauses, aus dessen Fenstern man in einen Abgrund schaut, wie nur Dolomit- oder Porphyrwände ihn zu bilden vermögen, da drücken sich in feinen, schüchtern blassen Farben die Bilder aus der unvergeßlichen Tristansage, alle Gestalten in ängstlicher Schlankheit dicht zusammengedrängt, an den Wänden entlang.

Das ist so recht der Geschmack der alten Zeit gewesen:

„Besonders aber laßt genug geschehn!"

Stoff, Stoff! Recht viel Stoff, Handlung und Ereignis. Dem Maler waren die Wände zu kurz und zu klein, und er packte Personen und Schiffe, König und Volk, Wald, Wild, Meer, Perspektive und Zeitraum zusammen wie ein Heringshändler seine Fische: daß nur alles da war! Alles, was der teure Meister Gottfried von Straßburg zu erzählen wußte! So hatte es, sicherlich, der anschaffende Mäcen, der Herr von Vintl, gewollt.

Da ist kaum eine Geste der Hände, wo nicht die Ellbogen ängstlich an die Rippen gedrängt wären, weil gar so wenig Platz da und gar so viel zu malen ist. Unnötigere Dinge, wie Meer und Schiffe, sind so klein als möglich zusammengespart, damit der Maler Raum gewänne, um dafür König Marke, Herrn Tristan und Frau Isolden etwas größer zu zeichnen als die übrige Menschheit. Und über jedem Kopf steht in kindlicher Treuherzigkeit gleich der Name; er ist auch wirklich notwendig, denn die Gestalten stehen beisammen wie das Korn im Felde; ebenso dicht, ebenso gleichförmig, ebenso schlank. Sie sehen alle aus wie Mädchen unter fünfzehn Jahren: mit bartlosen, runden Kindergesichtern, runden, rührenden Schwalbenaugen, langen Schnabelschuhen, die stets in der Verkürzung und stets von oben gezeichnet sind, also herabzuhängen scheinen, und mit einer gänzlichen Abwesenheit jeglicher Schenkel- und Wadenfülle, die alle magern Jünglinge und Jungfrauen mit Sehnsucht nach der freundlichen Mode jener Tage durchdringen müßte.



Schloß Tirol bei Meran.

Und doch ist das alles so lieb, so plauderfroh und traut wie Kamingeknister!



Schloß Karneill bei Bozen.

bösen Melot und das Mißtrauen des sehr betrübten alten Königs. Es ist da zu sehen der wundervolle Equilibristensprung des Herrn Tristan aus seinem Bett in das der süßen Frau Isolde und wieder zurück, weil der Boden mit Asche bestreut ist, die Herrn Marke etwaige, geheime Fährten der Liebe verraten soll. Es ist ferner dargestellt die Szene, wo Isolde von dem als Bettler verkleideten Tristan, scheinbar strauchelnd, in den Armen aufgefangen wird, und gleich daneben das Gottesgericht samt Bischof und glühendem Eisen, wo Isolde schwört, daß außer Herrn Marke und jenem Bettler kein Mann sie je in den Armen gehalten habe, zu welcher Gelegenheit Herr Gottfried von Straßburg der damals einzigen Kirche das Kompliment machte,

„daß ihr viel tugendhafter Christ
zu wenden wie ein Ärmel ist.“

Und dann Tristan und Isolde im Walde, in Not und Tod. Und stets, auch in der Einsamkeit, genau so mager wie im Volksgedränge, und mit möglichst kreisrundem Antlitz, wie es uns durch die lieben alten Minnesängerhandschriften geheiligt ist.

Ach, und dann der Pallas!

Dort steht, im Gegensatz zum Sommerhause, welches das Leben vergangener, schönerer Zeiten verherrlichen sollte, das Leben der — damaligen — Ge-

Es ist der ganze Reichtum einer Sehnsucht aus den goldenen Kindertagen der Kultur, wo die Menschen nur gleich eine ganze Welt auf drei Wänden zusammendrängen wollten. — Spätere Meister werden ja doch so sehr sparen, daß sie etwa von einem einzigen Menschengesicht noch ein Stück Hirnschädel und ein Ohr wegsägen, weil auch der Bilderrahmen da sein muß!

Also, es ist da: die Meerfahrt des Herrn Tristan nach Irenland, und die Hochzeit Herrn Markes; der Verrat des

genwart gemalt. Turnier und Lanzenbrechen mit stürzenden Pferden, fliegenden Trunzuns (Lanzensplittern) und wehenden, bunten Helmdecken; dann Jagdszenen, Wildhatz und Netzfang, und das Bad.

Alles steckt in halber Figur im Wasser, beide Geschlechter entkleidet beisammen, beide so unbekümmert umeinander wie badende Kinder — und beide fast ebenso unkenntlich füreinander; ob aus Unkenntnis oder aus Taktgefühl des Malers, ist nicht mehr zu entscheiden.

Ja, so ist Runkelstein. Als alle Dichter Deutschlands zusammen über den Verfall der Minnesängerruine zu wehklagen begannen, da nahm der Kaiser von Österreich einige Hunderttausende in die Hand, ließ die Burg, redlich und ohne den berüchtigten Kunstsinn und guten Willen, der etwa das Heidelberger Schloß „so schön" wiedergebar, herstellen und schenkte es der Stadt Bozen.

Die errichtete droben eine kleine Weinkneipe, eine Art Ratskellerfiliale, so daß heute jeder Wandersmann dort oben tun kann, was einst zu Runkelstein Herr Joseph Viktor von Scheffel tat:

„— — — — — — am hohen Kamin
Saß lang ich, im Schweigen versunken,
Und habe im schäumenden Wein von Tramin
Des Vintlers Gedächtnis getrunken.

Wer immer ins sonnige Etschland fährt,
Halt' Einkehr in diesen Räumen,
Und ist ihm eine Isolde beschert,
Mag er von ihr hier träumen."

Ja, träumen, träumen. Das ist der Burgfeste zu Runkelstein bestes Teil, und das sind sie alle, die Burgen des mittägigen Tirol: schöne Träume aus alter Zeit . . .

Das war die Zeit, da sich der Deutsche Welschland eroberte und sich anschickte, das Weltreich aufzurichten, das man noch heute von seiner Kraft argwöhnt.

Italien ist ewiglich aus der deutschen Faust gewunden, und das deutsche Blut hat dort unten nicht mehr und nicht weniger vermocht, als zusammen mit dem italienischen im Fieber des mittelitalischen Rinascimento hochauf zu verbrennen.

Die deutsche Fahrt nach dem Süden dauert fort.

Ja, es ist charakteristisch, daß, wie einst die gewaltigsten Geister unter den Saliern und den Hohenstaufen von der



Schloß Maretsch bei Bozen.



Sigmundskron bei Bozen.

mächtigsten Sehnsucht nach jenem Lande heimgesucht waren, in den letzten Jahrhunderten, da auf der Erde nicht mehr das Schwert entscheidet, sondern der Geist — daß Deutschlands größte Geister den Weg auf der alten Hohenstaufenfährte tun mußten, magisch angezogen — „als ob in den Bergen hinter Rom der große Magnetstein säße!“

Sie tun das ohne Rücksicht auf die Reisemode, und keiner hat das Land zu Ende entdeckt: Winckelmann und Goethe nicht, Gregorovius und Mommsen nicht und Schopenhauer nicht, und weder Böcklin noch Nietzsche!

Jeder sah es neu und jeder sog sich an anderem Honig voll.

Und das heißt: Die Aufgabe für uns Deutschen ist, uns Italien wiederzuerobern. Die Welt dort unten läßt das Leben gänzlich anders empfinden, und das herrliche Volk, das der ganzen Erde einen Franz von Assisi und einen Dante Alighieri, einen Lionardo da Vinci und einen Michelangelo Buonarotti schenkte, das von der größten Innigkeit und Liebe bis zur herbsten Tiefe und zur größten Leidenschaft reichte, es ist noch heute da mit seinen reichen Gaben.

Mit unserm Herzen aber müssen wir Italien erobern, nicht mit der Schwertfaust.

Keine zwei Völker auf dem Erdboden, die sich so ergänzen wie Deutscher und Italiener.

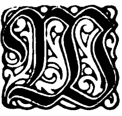
Ach, wenn ich wahre Heiterkeit des Umgangs, heitern Lebensgenuß bei größter Mäßigkeit, wenn ich die in unsern Landen fast gänzlich verschollene Urbanität suchen will, wie sie einst in den besten hellenischen Poleis geherrscht haben mag, dann ziehe ich hinunter nach jenem Land der Sonne und zu jenem Volke von Kindern und Weisen, dem die Meister der Renaissance ihre Engel entnahmen.

Keine schönere Schwelle aber, keine glücklichere Pforte gibt es, als die durch jenes gesegnete Burgenland, wo der Deutsche vergangener Zeiten ein Beispiel gab, wie man leben sollte: Hoch über dem Lärm der gedrängten Massensiedelung, in Nachbarschaft der Sonne und ihrer Kinder, der glutwangigen Früchte, den Blick nach dem befreiten Süden und Aug' in Auge mit einer Kunst und Kultur, die stets dann am vollkommensten war, wenn sich Nord und Süd verbanden.

Benigna. Leben einer Frau.

Roman von Georg Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

ie ein Traum gingen Benigna die Tage hin. Sie war glücklich, dem Geliebten ab und zu auf einem der Bälle zu begegnen. Höher stieg ihr Begehren nicht. Leutnant von Dobritz bat sie regelmäßig um den Souperwalzer oder den Kotillon. Manchmal auch, daß es nicht auffallen sollte, begnügte er sich mit einem Rundtanze. Er sprach artig mit ihr, wie er mit allen Damen redete. Aber sie meinte im Ton seiner Stimme mehr zu hören, als aus den Worten, und in seinen Blicken glaubte sie stummes Einverständnis zu lesen.

Sie lugte überall nach ihm aus, in der Stadt, wenn sie mit Mamachen Besorgungen machte, im Theater, ob er nicht unter ihrer Loge im Parkett säße. Auf den Bällen war die erste stumme Frage ihrer Augen: ist er da?

An eine Änderung dachte sie nicht. Der Graf aber fragte: „Hat Dir eigentlich Herr von Dobritz schon etwas gesagt?“

„Nein.“

„Nun, er müßte sich doch aussprechen mit Dir?“

Benigna sah ihn erstaunt an: „Wir verstehen uns so!“

Und das gleiche Lächeln wie jetzt immer schwebte auf ihren Lippen. An den Tagen, wo es keine Einladung gab und Mama sich ausruhen wollte, las sie abends in Gedichtsammlungen all die schwärmerischen Worte, die einmal eines Menschen junges Herz bewegten, „dem ein Gott gegeben es zu sagen“. Sie hatte aus Moritzburg ein dickes Buch mitgebracht, in das sie alles eintrug, was ihr gefiel: Worte der Sehnsucht, Glückesjubel, Mondenzauber, Wald- und Feldeinsamkeit. Ein paar Tage war es „Frauenliebe und Leben“, dessen Verse in ihrer Seele summten, dann aber gewann ein Satz Macht über alles andere, und sie sprach ihn vor sich hin, als sei er die Richtschnur ihres Daseins geworden: „Was ist das Leben ohne Liebesglanz!“

Der Graf aber hielt für seine Tochter die Augen offen. Er ging mit sich zu Rate, ob er seiner Frau von dem Gespräche mit Benigna erzählen solle, und dann dachte er — nein, denn eine leise Sorge zitterte in ihm: der junge Offizier könnte es vielleicht nur auf eine Hofmacherei abgesehen haben. Leutnant von Dobritz begrüßte ihn immer aus der Entfernung mit der gewissen förmlichen Verbeugung des jüngeren Herren, die abzuwarten scheint: „Wirst Du mir die Hand geben?“ Der Gräfin küßte er respektvoll die Fingerspitzen, aber so begrüßte er jeden älteren Herrn, und so küßte er allen verheirateten Damen die Hand.

Major von Schönau hielt darauf, daß seine Offiziere fleißig ausgingen. Am meisten von allen schien Leutnant von Dobritz auszugehen. Überall sah man seine schmale, hohe Gestalt mit dem wohlfrisierten Kopf, dem artig lächelnden fast mädchenhaften Gesicht. Er war gegen jeden von ausgesuchter Höflichkeit, und die älteren Damen sagten von ihm: „Ein reizender Mensch.“

Die Herren schienen weniger eingenommen von ihm. Er war ihnen nicht männlich genug. Das wurde in das Stichwort zusammengefaßt, das einer vom andern übernahm: „Puppengesicht“, wie ihn einst General von Deemuth bezeichnet hatte.

Der Graf wollte nun etwas von der Familie wissen. Der Vater Dobritz war Rittergutsbesitzer gewesen und schon seit Jahren tot. Die Witwe hatte erst vor kurzem den Grundbesitz verkauft und lebte mit ihren beiden Töchtern in Dresden. Über die Vermögensverhältnisse wußte niemand recht Bescheid. Die einen sagten: „Na, Sohn bei der Kavallerie — da muß Geld sein.“ Andere meinten: „Die Töchter sind überall, dazu so gut angezogen! Frau von Dobritz ist gewiß wohl-

habend!" Dann aber hörte der Graf wieder: „Der Sohn braucht höllisch viel!" Jemand meinte: „Die Dobritzmädel werden nur so gut herausgebracht, damit sie einen Mann kriegen."

General von Ringlech, des Grafen ehemaliger Regimentskamerad, der auf dem Hofball mit Benigna getanzt hatte, brachte Graf Moosburg auf die beste Spur. Zufällig sagte er auf einem Diner beim österreichischen Gesandten: „Moosburg, wie geht es eigentlich Deemuth? Seht Ihr Euch zuweilen?"

„Jetzt, wo wir hier sind, gar nicht. In Moritzburg fast täglich. Er kommt oft zu Tisch. So'n armer Junggeselle ..."

„Ja, er hat's verpaßt. Ich habe es ihm immer gesagt: Heiraten! Du wirst sonst zu alt, und bereuen wirst Du's noch! Aber seitdem es mit der Dobritz nichts wurde ..."

„Dobritz?"

„Na ja, das heißt Marie Lüdecke, wie sie damals hieß."

Papi forschte nicht weiter, aber am nächsten Tage fuhr er nach Moritzburg. Er hatte seinen Freund telegraphisch zu Tisch eingeladen. Es war ein Donnerstag, und da erst Sonnabend wieder ein Ball — einer der letzten — sein sollte, hatte er seiner Frau gesagt, er würde zwei Tage fortbleiben.

Als sie dann nach Tisch im Herrenzimmer saßen, der General rauchend, und auf dem Tisch eine zweite Flasche stand, als das Feuer im Ofen prasselte und die schönen bequemen Lehnstühle die beiden Freunde aufgenommen hatten, da fiel Graf Moosburg mit der Tür ins Haus. Er begann von dem Geständnis Benignas. Der General solle raten, wer der Gegenstand der Neigung des jungen Mädchens sei. General von Deemuth zögerte nicht einen Augenblick: „Dobritz."

„Das weißt Du?"

„Selbstverständlich."

Papi schob sein Glas fort, legte den Arm auf den Tisch und neigte sich zu seinem Freunde: „Man — redet also?"

„Wenigstens habe ich es gehört."

„Aber — nicht schlecht?"

„I, bewahre! Nur eben so, wie man in der Gesellschaft zum Zeitvertreib Paare macht."

„Ja aber, das ist ... das sollte man nicht."

General von Deemuth beugte sich nun auch über den Tisch: „Moosburg, Hand aufs Herz. Hast Du nicht auch mal so geredet und was weitergetragen?"

Graf Moosburg schwieg einen Augenblick, dann fing er an zu lachen: „Ist es etwa auch Klatsch, daß Du mal Fräulein von Lüdecke hast heiraten wollen?"

„Nein, die Sache stimmt. Damals warst Du schon nicht mehr beim Regiment, und ich habe nie wieder darüber gesprochen, seitdem es nichts geworden war. Weißt Du warum? Weil ich Esel zu stolz war!"

„Zu stolz?"

„Ja, zu stolz. Nie hätte ich zuerst gefragt. Ich dachte, sie muß mir's zeigen. Und sie tat es nicht. Und denke Dir, da kam der Esel, der Dobritz — Gott hab' ihn selig — aber er *war* ein Esel. Der Dobritz hatte, wie ich natürlich zu spät erfuhr, schon mal um sie angehalten, und sie hatte meinetwegen ‚Nein' gesagt. Als er nun zum zweiten Male kommt, sagt sie: ‚Ja.' Nach Jahren, als Frau von Dobritz schon alle ihre drei Kinder hatte, haben wir uns ausgesprochen. Ein Zufall gab es. Sie war da schon über dreißig. Und geweint hat sie — fürchterlich. Ja, Moosburg, ich habe auch geheult. Hast Du geglaubt, daß ich heulen könnte? Nee — nicht! Na und seit dem Tage sind wir uns aus dem Wege gegangen."

Graf Moosburg drückte dem Freunde die Hand, dann ließ er sich von den Dobritz erzählen.

Zum ersten Male hörte er Tatsachen: jedes der drei Kinder hatte vom Vater zwölftausend Taler geerbt. Das gab bei fünf vom Hundert siebenhundert Taler jährlich. Bei den Töchtern mochte es etwas mehr geworden sein, da sie länger minderjährig gewesen waren. Die Mutter aber verfügte über die Zinsen der Verkaufssumme des Gutes. Nach Abzug einer Hypothek gewiß noch jährlich ein paar tausend Taler.

Leutnant von Dobritz konnte von seinem Erbteil etwas verausgabt haben. Für wahrscheinlich hielt es der General nicht, denn der junge Offizier war von jeher

ein Mann ohne Leidenschaften und ohne Leichtsinn gewesen. Graf Moosburg fragte: „Wie steht es bei ihm mit dem weiblichen Geschlecht?“

Der General strich sich lächelnd den Schnurrbart: „So korrekte Gesellschaftsmenschen pflegen zu Ernstlichem keine Zeit zu haben ...“

Der andere nickte, und beide brüteten vor sich hin. Nach einiger Zeit fuhr Graf Moosburg auf und neigte sich zu seinem Freunde: „Und gesund sind sie doch? Ich meine ... Geisteskrankheiten ...“

„Ach Gott, mein Alter, nüchterne Menschen! Nee — überspannt sind die Dobritze nicht ...“

„An was ist denn sein Vater gestorben?

„Typhus! Sie hatten schlechtes Wasser auf dem Gut. Keiner trank davon, aber Dobritz wußte es natürlich besser. Ich sage es Dir: Gott hab' ihn selig, aber er war ein Esel ... Schöner Kerl. Die Kinder haben die Puppengesichter von ihm. Ich hätte ihnen die Visage nicht gegeben!“

Das Gespräch erstarb wieder. Der General blies den Rauch seiner Zigarre fort. Der Graf dachte an sein träumerisches Kind, das mit seinen achtzehn Jahren nur der Liebe Zauber sah und nicht, daß hinter dem jungen Jubel zweier Herzen das schwere, ernste, lange Leben steht.

Da trat Friedrich ein. Er wartete an der Tür.

„Nun?“

„Leutnant von Dobritz.“

Graf Moosburg blickte den General an. Sie erhoben sich.

General von Deemuth meinte: „Ich verschwinde. Leb' wohl.“

„Nein, bitte. Warte im Wohnzimmer.“

Der General wandte sich zum Gehen. Auch er dachte an Benigna; und dem alten Junggesellen schoß es durch den Kopf: das könnte nun Dein Sohn sein, der um das liebe Geschöpf bittet, wenn Du das Leben recht verstanden hättest. Graf Moosburg aber sagte, indem er sich den Rock zuknöpfte, als wolle er sich Haltung geben, zum wartenden Diener: „Ich lasse bitten!“

13.

Eine Verbeugung an der Tür, dann eine zweite, als ihm Graf Moosburg die Hand reichte, und Leutnant von Dobritz konnte beginnen. Er war ein wenig rot. Er erzählte, er sei von Radeburg herübergeritten und sprach vom Wege und von seinem Pferde. Endlich setzte er sich strammer hin: „Herr Graf, darf ich gestehen, daß mich eine bestimmte Absicht hergeführt hat?“

„Ah ...“

„Ich hörte, Herr Graf befänden sich hier, und da habe ich die Gelegenheit benutzt, daß Herr Graf allein sind. Ich möchte nämlich eine Bitte ... oder vielmehr eine Frage ...“

„Nun?“

„Nämlich. Ja. Ich gehe sehr eifrig aus. Einmal halte ich es für einen von unserer Familie für nötig, und dann hat es unser Kommandeur befohlen. Aber. Nämlich, ich bin von jeher der Ansicht gewesen, daß ein gut erzogener Mensch sich in der Gesellschaft zu bewegen hat, zu der er gehört. Ich habe gar kein Verständnis für solche, die ... leider gibt es Kameraden, die lieber Zivil anziehen und sich amüsieren, wie man sich eben in Uniform nicht amüsieren darf. Überhaupt habe ich Sinn für Häuslichkeit. Das muß ich vorausschicken. Ich glaube, Herr Graf werden mir beistimmen ...“

„Man kommt mit den Jahren dahin ...“

„Jawohl, Herr Graf. Nämlich ich bin ja noch jung. Ich bin fünfundzwanzig Jahre. Ich bin auch selbständig, da ich leider meinen Vater frühzeitig verloren habe. Ich habe zu leben. Ich bin auch, glaube ich, bei meinen Vorgesetzten gut angeschrieben. Nämlich, der Regimentsadjutant ist mir nach dem Manöver in Aussicht gestellt. Da habe ich nun in Gesellschaft eine junge Dame kennen gelernt, und ich habe für sie eine lebhafte Neigung gefaßt. Gestatten Herr Graf vorauszuschicken, daß ich mit ihr in keiner Weise gesprochen habe. Herr Graf werden mit mir einer Ansicht sein — ich halte es für korrekter, erst mit dem Vater der Dame zu sprechen ...“

Der Graf murmelte etwas, indem er

sich den Bart strich. Er hatte es nun freilich nicht so gemacht, sondern sich zuerst mit Mamachen geeinigt, und zwar mündlich — durchaus mündlich. Als aber der junge Offizier nicht weiter redete, sagte er: „Nun ja, sehr korrekt ist ja das . . .“

„Herr Graf werden erraten haben . . . um wen es sich handelt.“

„Ich kann es mir denken . . .“

Mehr sagte Benignas Vater nicht. Auch sein Gegenüber schwieg. Er saß da, rosig, patent, korrekt, und all das Rosige, Patente, Korrekte gefiel in dem Augenblick dem Grafen nicht. Er dachte: ‚Wenn er doch nur seine Handschuhe nicht anbehalten oder einen Knopf offen hätte!‘ Er fühlte: für sein Kind wünschte er einen anderen Mann. Der Ritt durch den schweigenden Hochwald im tiefen Schnee fiel ihm ein. Zu diesem tadellosen jungen Manne als Schwiegersohn hätte er nie gesagt: ‚Und denken, daß man heute auf den Hofball muß!‘

Er war im Begriff, Leutnant von Dobritz einen Korb zu geben. Ganz korrekt, wie jener es korrekt fand, die, die er zur Frau begehrte, gar nicht zu fragen, sondern ihren Vater. Und im Wunsch, den Mann abzuwehren, der ihm sein Kind nähme, sagte er: „Wissen Sie denn eigentlich, ob meine Tochter Ihre Neigung erwidert?“

Der Leutnant war verdutzt: „Ja. Nämlich. Ich hielt es, wie gesagt, für korrekter . . .“

Aber Benignas Vater hatte ein wenig schlechtes Gewissen. Er sah die Tochter vor sich, wie sie in holder Glückseligkeit jungfräulicher Liebe zu ihm aufgeschaut. Da kam ihm der Gedanke: ‚Wenn ich nur Zeit gewinne! Solch jungem Ding, das kaum einen Mann erblickt, erscheint der erste gleich der rechte, nur weil er zu Pferde sitzt, eine blitzblanke Uniform trägt und einen Schnurrbart hat. Sie vergißt ihn am Ende.‘ Und er richtete sich im Stuhle auf zu einer gewissen Feierlichkeit, die ihm sonst fern lag. „Herr von Dobritz, Sie haben den Weg direkt zu mir gewählt. Da möchte ich den gleichen Weg beschreiten. Ich will Ihnen nicht Ja sagen und nicht Nein. Was ich jetzt antworten werde, gilt jedem, der um meine Tochter anhält: das Mädchen ist mir noch zu jung.“ Leutnant von Dobritz behielt seinen unveränderlichen Ausdruck.

„Herr von Dobritz, meine Tochter ist achtzehn Jahre. Sie ist in ziemlicher Einsamkeit erzogen. Sie kennt kaum andere Herren als solche, die ihr jetzt auf den Bällen begegnet sind. Das genügt mir nicht.“

Einen Augenblick hielt der Graf inne. Er fühlte sich durch die völlige Ergebung, mit der sein Gegenüber diese Erklärung aufnahm, ein wenig entwaffnet. Da fand er etwas, an das er ursprünglich gar nicht gedacht hatte: „Herr von Dobritz, ich habe mir vorgenommen, meine Tochter vor ihrem zwanzigsten Geburtstag nicht heiraten zu lassen.“

Der Leutnant verneigte sich. Vielleicht wurden seine frischen Farben eine Schwebung dunkler. Nun fühlte sich der Graf ganz sicher: „Sie sind ein Mann, auf den man sich verlassen kann . . .“

Der junge Offizier schloß leise die Absätze, daß von den Sporenrädern ein silbriges Klirren erklang.

„Herr von Dobritz, so erwarte ich von Ihnen, daß Sie sich während dieser Zeit in Ihrem Verkehr mit uns so einrichten werden, als ob wir zusammen nicht gesprochen hätten.“

Der Graf stand auf. Sofort erhob sich auch der andere. Er war jetzt blässer geworden. In Grundstellung stand er da: „Herr Graf können sich auf mich verlassen.“ Dann reichten sich die beiden Männer die Hand. Eine Verbeugung, eine zweite an der Tür — Leutnant von Dobritz war verschwunden.

„Deemuth! Deemuth!“

Der General trat ein: „Nun?“

„Alles erledigt. Schonzeit bis 19. Januar 1874.“

„Recht so!“

Der Graf ließ anspannen. Als er sich von seinem alten Freunde trennte, sagte er, schon mit dem Fuß auf dem Wagentritt: „Ich an seiner Stelle hätte mich nicht beruhigt.“

„Was sollte er machen?“

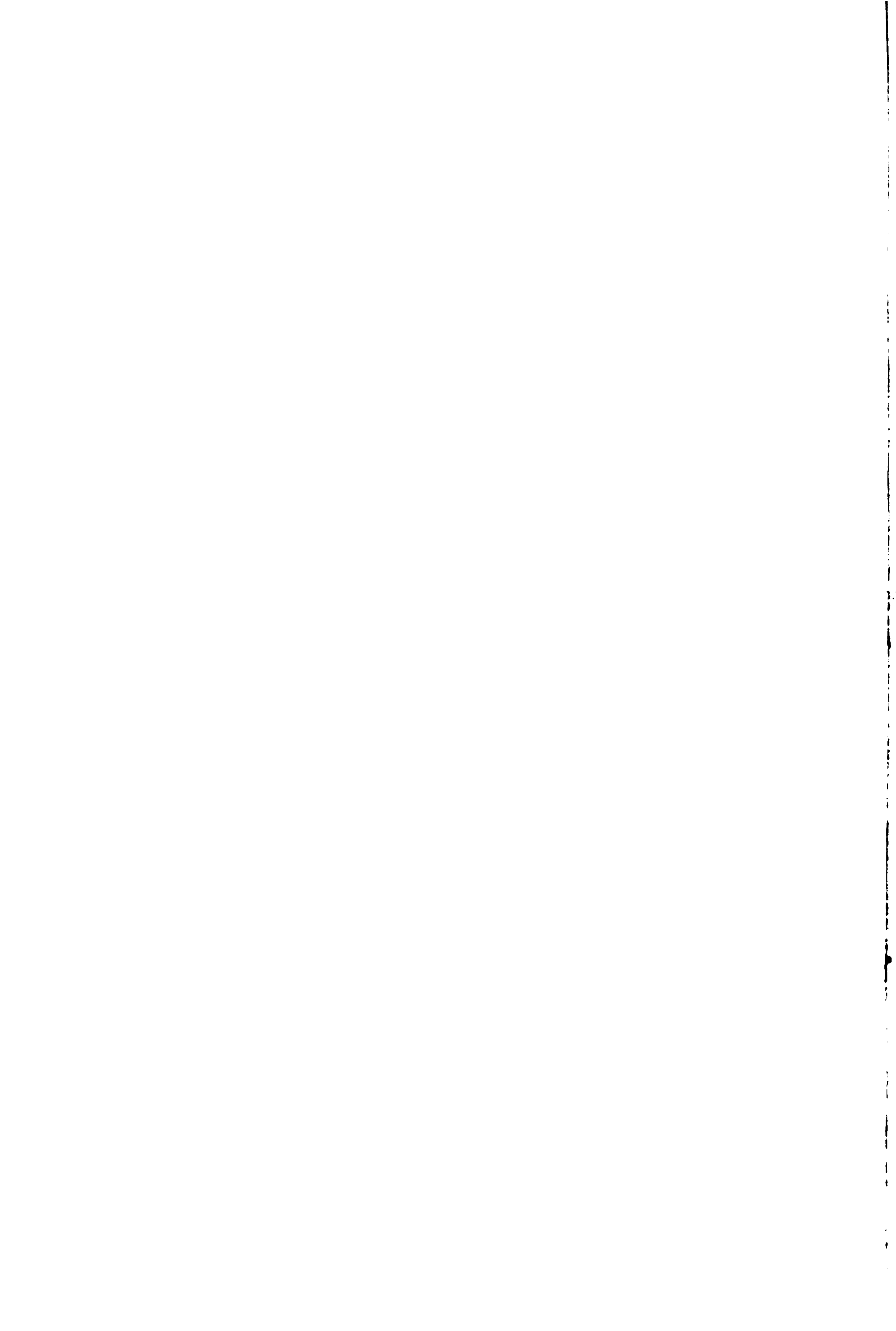
„Sagen: ‚Nee, ich will sie gleich haben‘.“

Im Quartier fand es sich, daß Benigna mit Fräulein Luttermann aus-



Die Schwestern.

Gemälde von Hans Borchardt.



gegangen war. Mamachen lag auf dem Sofa. Papi setzte sich zu ihr und erzählte von dem Besuch, den er gehabt. Sie war sehr bewegt. Dabei kam heraus, daß sie mit dem alles erratenden Gefühl der Frau und Mutter längst geahnt hatte, was vorging. Sie legte die Fingerspitzen zusammen und sah ihren Mann an, mit einem Glanz in den Augen wie vor zwanzig Jahren, als sie beide sich gefunden. Da wurde es ihm denn schwer zu gestehen, daß er den Brautwerber für den Augenblick abgewiesen hatte. Als er's doch gesagt, richtete sie sich auf, saß jammernd da und schüttelte den Kopf. Er meinte: er habe so handeln müssen, ward heftig, da es jetzt beinahe den Anschein gewann, als stünde er dem Glück seines Kindes im Wege, und rief plötzlich: „Mary, wer ist Herr im Hause?"

Sie nahm ruhig ihre Arbeit auf und verließ das Zimmer. Er besann sich sofort, ging ihr nach und küßte ihre schöne Hand, mit all der Ritterlichkeit, die ihm eigen war, wenn nicht die Geister des Zornes Herr über ihn wurden. Damit schien die Sache abgetan.

Als Benigna heimkehrte, zog Papi sie ins Eßzimmer: „Er ist dagewesen!"

Sie hatte von der frischen Luft zartgerötete Wangen. Nun strahlte sie ihren Vater an. Er wußte nicht, wie er es sagen sollte. Fast wäre er schwach geworden. Er streichelte ihre Wange, strich ihr das Haar aus der Stirn, und immer tiefer neigte sich ihr Kopf herab.

Benigna aber hatte sich eingesponnen in ihre Liebe mit dem Gedanken: sie schwebte über ihr, umduftete sie gleich dem erweckenden, seligen Sonnendunst erster Frühlingstage. Dies Warten, das Zögern, die Ungewißheit war Poesie.

Nun empfand sie, da das Kommende ihr bei den Worten des Vaters wieder ferner entglitt, keinen Schmerz. Es war ihr nichts anderes als Verlängerung des seligen Traumes ihrer Seele; sie hob den Kopf und sagte zu ihrem Vater, in der eigenen Sprache, die zu reden sie sich gewöhnt, indem ihre schwarzen Pupillen wie verschwimmend in all ihrem Glanze zu lächeln schienen: „Ich will seiner warten!"

14.

Leutnant von Dobritz hielt Wort. Graf Moosburg fand, daß er sich auf den letzten Bällen, die noch stattfanden, tadellos benahm. Und dennoch sickerte etwas durch. Mit jenem Instinkt, durch den die Masse stets ahnt, wo irgend etwas im Werke ist, wehte es in die Gesellschaft: ‚Dobritz hat es scharf auf Benigna Moosburg'. Doch Benigna huschte unbefangen durch die Ballsäle.

Es war ihr gleichgültig, wer mit ihr tanzte. Die Langeweile eines ganzen Abends bedeutete ihr nichts, wenn sie ihn nur sah. Hatte sie dann aber den einen Tanz mit ihm, den der korrekte junge Offizier sich gönnte, so wuchsen ihr diese Minuten zu Stunden unbegrenzter Seligkeit.

Nun fand sie eigentlich kein Interesse mehr an den Bällen, sie wünschte den Frühling herbei, sie sehnte sich nach der Jägerei. Wenn sie erst wieder dort waren, dann konnte sie mit Papi durch den Tiergarten nach Radeburg reiten, zu sehen, wie sein Regiment exerzierte, dann kamen die Offiziere wie damals zum Frühstück herüber, und unter ihnen war er, er, er.

Sie war sehr, sehr glücklich, als sie wieder daheim waren.

In ihrem kleinen Zimmer setzte sie sich ans Fenster, sah an den „See" hinaus, in dem sich das alte, liebe Schloß mit seinen dicken, runden Türmen spiegelte. Und alle Bälle, ganz Dresden schien versunken hinter ihr, angesichts des weltabgeschiedenen Schönheitfriedens ihres Moritzburger Winkels. Aber in diesem ruhigen Bilde war er. In ihrer regen Phantasie sah sie ihn reiten dort unten auf der Straße. Sie wollte ihn rufen. Er sollte bei ihr sein. Hier bei Papi und Mamachen. Was brauchte sie dann die Welt und die anderen Menschen?

Bald wurde sie vor Sehnsucht ungeduldig. Klein Glück mehr schien es ihr „seiner zu warten". Als Papi abends den Flügel öffnete — ein Fest, denn so schön er spielte, so selten tat er es nur, — da saß sie mit gesenktem Kopf dabei, im Schatten der tief niederhängenden Klavierdecke und fühlte sich unglücklich zum Weinen.

Der Graf hatte seinen erhobenen Tag. Er begann zu singen: „Die Rosen von

Jericho", dann: „Ich komme vom Gebirge her" und endlich den „Asra". Aus dem hatte sich Benigna früher nicht viel gemacht. Heute bat sie ein zweites Mal darum. Papi klappte aber den Flügel zu. Er sei müde und könne ja überhaupt nicht singen. Dabei sagte er: „Die Asra sterben gewiß nicht, wenn sie lieben. Das tut kein Mensch."

Benigna blickte zu Boden: „Es müßte schön sein, Papi."

„Mädel! Sterben? Du sterben? So jung! Und das ganze Leben liegt noch vor Dir! Und denkst Du nicht an Deine Eltern? Möchtest Du uns allein lassen?" Er zog die Tochter an sich, suchte ihren Kopf aufzurichten, und fragte unvermittelt: „Hast Du ihn denn so lieb?"

Sie nickte.

„So lieb, daß Du sterben möchtest?"

Sie nickte abermals. Papi schnürte es das Herz zusammen. Klavierspiel und Gesang zitterten noch in ihm. Und in seine Seele schoß ein Strahl wie aus der Jugendzeit, etwas das ihn erhöhte, ihn trieb, Benigna alles zu geben, was in seinen Kräften stand. Mit jähem Entschluß sprang er auf: „Sterben? Sterben sollst Du nicht! Du sollst lieben und glücklich sein. Willst Du ihn denn haben, Benigna?"

„Papi!"

„Soll ich ihn rufen? Gut, mein liebes, liebes Kind!"

Er ging zur Tür, klingelte und eilte dem Diener entgegen: „Friedrich, der Joseph soll sofort nach Radeburg reiten. Er soll Galopp reiten. Zu Leutnant von Dobritz soll er reiten. Der Herr Leutnant möchte kommen wie er ist. Ich hätte ihm etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Hörst Du: wie er ist, sofort kommen."

Dann ging der Graf hinaus. So weich er war, er liebte Rührszenen nicht. Nach unglaublich kurzer Zeit kehrte Joseph zurück. Sein Gaul war ganz naß: „Herr Leitnant war grad' eben beim Reiten, Herr Graf."

„Kommt er?"

„Bitt' schön, Herr Graf. Herr Leitnant will sich nur a bißl umzieh'n."

Papi dachte: ‚Umziehen? Ach was, ich wäre so gekommen.' Es dauerte aber nicht lange, da hörte man den Hufschlag eines Pferdes. Leutnant von Dobritz ließ sich melden.

„Herr von Dobritz, ich habe Sie bitten lassen, um Ihnen etwas mitzuteilen. Ich bin gewillt, von der Frist von noch fast zwei Jahren, ehe meine Tochter sich verloben darf, abzusehen. Haben Sie noch die gleiche Absicht, wie vor kurzem, als Sie zu mir kamen?"

„Es würde mir Ehre und Glück sein, Herr Graf ..."

„Dann heiße ich Sie in meiner Familie willkommen!"

Er reichte dem jungen Offizier die Hand. Eigentlich wollte er ihn umarmen, doch der andere machte eine so förmliche Verbeugung und sein: „Ich danke gehorsamst!" klang so steif, daß Graf Moosburg es unwillkürlich dabei bewenden ließ. Es war aber nur ein Eindruck gewesen, und in ihm blieb die gleiche gehobene Stimmung, mit der er jetzt die Tür zum Salon öffnete: „Benigna!"

„Papi!"

Sie trat ein, dem Geliebten entgegen. Sie schritt langsam, fast feierlich, und all ihr Wünschen und ihre Sehnsucht wandelte sich, angesichts der Wirklichkeit, in mädchenhafte Scheu. So blieb sie vor dem Manne ihrer jungen Liebe stehen. Der aber warf mit einemmal Drill und Wohlgesittung ab, wie etwas, das ihm anerzogen; seine frischen fünfundzwanzig Jahre brachen durch, das heiße Glück, jene zu besitzen, die er im Innersten seines Herzens vom ersten Augenblick ab ersehnt. Er breitete die Arme, er zog sie an seine Brust, er suchte mit den Lippen in einem glückseligen Kusse ihren Mund.

Papi war leise verschwunden.

15.

Der General wurde noch am Abend, als Adolph von Dobritz in seine Garnison hatte zurückkehren müssen, benachrichtigt. Er kam, als es schon anfing zu dunkeln. Zuerst traf er den Grafen allein, ein klein wenig befangen wegen seiner Schwäche, den festen Entschluß geändert zu haben. General von Deemuth meinte aber: „Moosburg, gegen den Mann ist nichts zu sagen! Und wenn sie sonst unglücklich würde? Na, und: jung gefreit! Ich

weiß, wie es tut, den Anschluß verpaßt zu haben."

Moosburg freute sich über diese Bestätigung seines alten Freundes. Er war ganz Hochstimmung, wurde nur für einen Augenblick nachdenklich, als der General hinzufügte, mit dem Adlerblick seiner glasklaren Augen: „Aber eins sage ich Dir: wenn er sie nicht glücklich macht, kriegt er es mit mir zu tun."

Benigna neigte mit einem seligen Ausdruck in jungfräulich schamhafter Freude den Kopf, als ihr Pate sie zum Glückwunsch auf die Stirn küßte. —

Nun kam der feierliche Besuch bei Frau von Dobritz. Davor hatte Benigna eine fürchterliche Angst. Adolph war von Radeburg herübergefahren, um Braut und Schwiegereltern nach Dresden zu begleiten. Das beruhigte Benigna ein wenig. Sie saß im Wagen ihm gegenüber, denn Papi ließ sie, seit sie lange Kleidung trug, auf dem Vordersitz Platz nehmen. Sie hielt Adolphs Hand und flüsterte mit ihm. Es lastete ihr auf der Seele, daß sie früher mit ihres Verlobten Mutter und Schwestern fast nie gesprochen hatte, aber sie fürchtete sich heranzudrängen. Er beruhigte sie lachend. Dabei sah sie ihn unausgesetzt an. Er fragte, als sei an seiner Kleidung etwas nicht in Ordnung: „Habe ich etwas?"

Sie ließ ihn nicht los mit den Blicken: „Ich liebe es so, wenn Du lachst."

Hand in Hand blieben sie sitzen, doch als sie sich Dresdens ersten Häusern näherten, machte er sich sanft los: „Wir müssen uns in acht nehmen!"

Frau von Dobritz wohnte in der Altstadt im Schweizer Viertel, das infolge der regen Baulust nach dem Kriege hinter dem Böhmischen Bahnhofe neu entstand.

Sie waren brieflich angemeldet, so wurde, ehe sie klingelten, schon die Tür geöffnet. Ein Mädchen mit kleiner weißer Haube nahm die Sachen ab. Benigna klopfte das Herz. Einen Augenblick mußten sie warten, denn Mamachen putzte sich noch vor dem Spiegel. Endlich traten sie in einen großen Salon, und gegen das Licht erblickten sie drei Schatten, die ihnen entgegenkamen. Benigna war es, als hörte, als sähe sie nichts. Dreimal wurde sie umarmt. Dreimal klangen Worte. Dann plötzlich saß sie, und alle rundum hatten auch Platz genommen. Papis Stimme klang. Sie wollte Adolphs Hand fassen, als sollte er ihr helfen. Doch der saß ihr gegenüber. Da redete Frau von Dobritz sie an, und Benigna hörte in ihrer Stimme *seine* Stimme wieder. Es war ihr, als fände sie auch in der neuen Mutter den Blick, den sie liebte. So wich ein wenig ihre Befangenheit, und sie antwortete ohne Zieren.

Dann erhob sich Frau von Dobritz, führte Benigna von den anderen fort und zog sie in ihr Schlafzimmer. Dort nahm sie beide Hände des errötenden Mädchens, das nicht recht wußte, was geschehen sollte, und sprach mit warmem Ton: „Und nun, meine liebe Tochter, wo wir einen Moment allein sind, möchte ich Dir noch etwas sagen. Habe immer Vertrauen zu mir. Teile mir mit, was Dir nur je das Herz bedrängt. Ich will dann versuchen, mich Deines Vertrauens wert zu zeigen, und Dir helfen, wo ich helfen kann. Wollen wir gute Freundinnen werden?"

„Ja, gern!"

„Sage Mama!"

„Ja, Mama!"

„Aber betrachte mich auch als Deine zweite Mutter! Willst Du, Benigna?"

Sie sah Benigna mit so liebem Ausdruck an, ihre Stimme klang so herzlich, daß die Braut alle Scheu abwarf und die Arme öffnete. Frau von Dobritz schloß die neue Tochter an ihr Herz, dann reichte sie ihr die Hand wie einem Manne: „Ich bin Gott dankbar, daß er Dich in unser Haus führt. Komm, jetzt wollen wir hinübergehen, sonst wird Adolph noch eifersüchtig!"

Als der Graf die in den Salon Zurückkehrenden Arm in Arm sah, lief ein freudiges Lächeln über sein Gesicht. Er trat zu Frau von Dobritz und bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf. Wenn aber bei ihm Tag und Stunde günstig war, hatte er noch jeden Menschen bezaubert.

Währenddessen hatte Mamachen Adolphs Schwestern ein paar Artigkeiten über ihr Tanzen, über ihren Anzug gesagt, obwohl sie doch in der Ballzeit kaum auf die beiden Fräulein von

Dobritz geachtet hatte. In dem hübschen Puppengesichtchen der Ältesten, Alexandra, in der Familie Lexa genannt, lachte die Freude über die angenehmen Worte. Die Jüngere, Ella, dagegen schien das Ganze als eine der gesellschaftlichen Notwendigkeiten anzusehen und betrachtete eingehend, wie sie ab und zu pflichtschuldigst lächelte, Benignas Kleid, etwa wie die Direktrice eines großen Schneiders, die ausgegangen ist, um Toiletten zu kopieren.

Als Moosburgs gingen, wurde noch ein Tag festgesetzt, wo Frau von Dobritz mit ihren Töchtern nach der Jägerei kommen sollte. Im Hinausgehen sagte sie zu ihrem Sohn: „Gott segne Dich, mein Junge, und Deine liebe kleine Braut dazu!“

Ella flüsterte ihrer Schwester zu, nicht bös, nur als Oberflächenmensch, der sie war: „Wer soviel Geld hat, kann sich schon gut anziehn!“

Lexa aber meinte: „Benigna ist so schön, die könnte anziehn, was sie will, und sähe doch gut aus.“

Das ärgerte die Jüngere: „Alberner Name Benigna! Das soll so was heißen!“

Frau von Dobritz aber dachte an ganz andere Dinge. Sie war lange Witwe und hatte in den Jahren, da sie ihre Kinder ganz allein aufgezogen, rechnen gelernt. Sie war glücklich über die Wahl des Sohnes. All die Liebe, die sie in ihrer Vernunftehe nicht gefunden, hatte sie auf ihn übertragen. Er war ihr mehr, als die Töchter; er war ihr Stolz, der Mann in der Familie, und sobald er in Frage kam, konnte die selbstlose Frau zum selbstischen Pfennigfuchser werden. Nun ging es ihr im Kopf herum, daß die Geldfrage nicht besprochen worden war. Das beunruhigte sie sehr, wenn sie auch wußte, daß Benigna für eine der besten Partien in Sachsen galt.

Sie schrieb also an Adolph, er müsse diesen Punkt klar stellen. Der Leutnant antwortete, daß könne er unmöglich, da er nun einmal den richtigen Augenblick verpaßt habe. Er bat seine Mutter, es zu tun, und die setzte sich augenblicklich hin zum Schreiben.

⁂ ⁂ ⁂

Der Graf kam aus seinem Zimmer, wo er die Morgenpost auf dem Schreibtisch vorfand, den Brief in der Hand zu den drei Damen, die im Eßzimmer beim Frühstück saßen: „Fräulein Luttermann, bitt' schön, gehen's doch einen Augenblick mit Benigna hinauf. Ich hab' was Geschäftliches!“

Als Papi sich mit seiner Frau allein befand, las er mit ironischer Betonung vor:

Geehrter Herr Graf!

Gestatten Sie mir als Mutter auf eine Frage zurückzukommen, die mein Sohn in seinem Glück nicht berührt hat. Ich meine die Frage: wovon wird das junge Paar leben? Mein Sohn hat siebenhundert Taler jährlich, dazu seinen Gehalt mit Kompetenzen, von etwa rund vierhundert Talern, also rund zehn bis elfhundert Taler. Was ich aus meinen Mitteln zuschieße, will ich nicht erwähnen, ich habe das immer als Aushilfe (Pferdeverlust usw.) gerechnet. Um nun die Zukunft des jungen Paares sicherzustellen, darf ich Sie wohl bitten, mir freundlichst mitteilen zu wollen, wieviel Sie Ihrer lieben Tochter jährlich zu geben beabsichtigen.

Indem ich bitte, Ihre Frau Gemahlin zu grüßen und indem ich Benigna umarme, bin ich

Ihre sehr ergebene
Marie von Dobritz
geb. von Lüdecke.

Papi hielt inne. Er meinte, Mamachen müsse entsetzt sein, doch die sagte freundlich: „Männchen, gib ihr nur recht schön!“

„Das ist doch keine Antwort.“

„Was willst Du denn wissen?“

Er rannte mit dem Brief im Zimmer auf und ab und zerpflückte ihn: „Eine Dame schreibt nicht: ‚Herr Graf‘, sondern ‚Graf‘ oder ‚Graf Moosburg‘. Eine Dame schreibt nicht: ‚geehrt‘ an einen Herrn. Sie mußte schreiben: ‚Verehrter‘ oder ‚Lieber‘. Du bist nicht ‚Gemahlin‘, sondern ‚Gattin‘ oder ‚die Gräfin‘, sie ist ‚Marie Dobritz‘ oder ‚Marie Dobritz-Lüdecke‘.“

Mamachen warf ruhig ein: „Ja, das sind wir von Österreich her so gewohnt. Hier in Sachsen ist es aber anders.“

Er hatte schon wieder den ersten Ärger vergessen, setzte sich neben Mamachen, legte den Arm um ihre Schulter und sagte, ganz wieder der vornehme Mann,

der gute Vater: „Frau von Dobritz hat mir sehr gut gefallen, und mit Benigna war sie reizend. Man muß ihr den Brief nicht anrechnen, nachdem jede Henne ihre Eier deckt! Geh, schreib Du ihr, Mary: Benigna bekommt dreitausend Taler pro anno und die Ausstattung. Und wenn sie ein ‚G'wand' braucht, kriegt sie's extra. So, und nun ruf die Lutter —"

Das „mann" verschluckte er gewöhnlich.

16.

Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Benigna mit Herrn Adolph von Dobritz, Sekondeleutnant im 5. Kgl. Sächs. leichten Reiter-Regiment, geben sich die Ehre hierdurch ergebenst anzuzeigen

„Jägerei" Moritzburg b. Dresden, im April 1872.

Alexander Graf Moosburg, Mary Gräfin Moosburg geb. von Baden.

Seine Verlobung mit Gräfin Benigna Moosburg, einzigen Tochter des Herrn Graf Alexander Moosburg und seiner Frau Gemahlin geb. von Baden, gibt sich die Ehre hierdurch ergebenst anzuzeigen

Radeburg, im April 1872.

Adolph von Dobritz, Sekondeleutnant im 5. Kgl. Sächs. leichten Reiter-Regiment.

Wie sie eifrig war in ihrer Liebe! Wie sie komisch war in all dem kleinen Getu! Wie sie eifersüchtig war, daß es dem Verlobten an nichts fehlen sollte! Sie lag Mamachen in den Ohren, wenn Adolph käme, dürfe es nur Sachen geben, die er gern aß. Dabei wußte sie doch nichts von seinem Geschmack, sondern bestellte bei Fräulein Luttermann alle ihre Lieblingsspeisen, als müsse er das lieben, was sie selbst bevorzugte.

Er kam fast täglich von Radeburg herübergeritten. Manchmal ging er zu Fuß, und dann ließ ihn wohl Papi abends mit seinem Wagen zurückfahren. Je mehr das milde Jahr fortschritt, desto häufiger bewegte man sich im Garten oder ging mitsammen spazieren. Dann begleitete sie Mamachen als Ehrendame. Sie liebte aber nicht, sich sehr anzustrengen; war also ein längerer Ausflug beabsichtigt, so gab der Graf das Geleite.

Auf diesen Spaziergängen schritten die drei meist nebeneinander; nur manchmal im Walde blieb Papi weit zurück. ‚Sie sollen sich aussprechen,' dachte er. Je näher nun die Hochzeit, die auf den 20. Mai festgesetzt war, rückte, desto mehr ließ er sie für sich. Da er aber nicht allein hinterdrein trotten mochte, begleitete ihn der General. Sie gingen in dieser Zeit überall hin. Benigna wollte Adolph alles zeigen: das Schloß, die Fasanerie, die Fütterung, die Teiche, den Schloßgarten. Vor allen Dingen aber sollte er den „Tunnel" sehen, etwas, das in Benignas kindlicher Märchenphantasie immer einen breiten Raum eingenommen hatte.

Er lag weit draußen an der Meißener Straße. Mitten im Tiergarten erhob sich ein bergartiger Hügel mit Jungholz bestanden, die Südlehne frisch abgeholzt, daß gleich großen runden Scheiben die Baumstrünke der gefällten Waldesriesen in der Sonne leuchteten. Dort war ein seltener Fundort von Beeren allerart. In dichtem Grün wucherten die Heidelbeerbüsche mit ihren kleinen, starren, halbrunden Blättern.

Benigna ging mit Adolph voraus. Da sie in eine Schneise eingebogen waren, hörten sie nichts von Papi und dem General.

„Sie werden schon kommen!" meinte Benigna. Adolph wollte warten, doch sie war ganz bei ihrem Plan: „Aber Du mußt den Tunnel sehen!"

Sie suchten den Eingang. Benigna schlich unter den tiefhängenden Tannen, sie kletterte über den zutage tretenden rötlichen Fels, sie kroch hin unter den Stauden und dem junggrünen Buschwerk, sie glitt über die glatten, niedrigen Beerensträucher am Boden, sie sprang über Lachen und Tümpel. Dann huschte sie um eine Ecke. Adolph blieb ein wenig zurück. Er schonte seine Uniform. Als nun alles schwieg, rief er. Keine Antwort.

Er lauschte. Alles still. Nun stieg er vorsichtig nach. Da zeigte sich, halbeingestürzt, halbverwachsen und beschattet eine große Öffnung im Berge. Mitten darin in halber Dämmerung, der Netzhaut noch stärker empfindlich durch den Gegensatz der strahlenden Helle draußen, stand regungslos Benigna in ihrem weißen Kleide. Sie war so schlank wie eine Tanne! So schön in ihrem schwarzen Haar! Ihre dunklen Augen strahlten ihm entgegen. Die Liebe regte sich in heißem Strom in seiner sonst so vorsichtigen, militärisch, gesellschaftlich korrekten Seele. Er war zum erstenmal überwunden, ganz überwunden, gefangen von ihr, als rauschte über ihm ein sinnverwirrendes Glück. Er fühlte sich erhöht, stark hinweggehoben: nicht der Sekondeleutnant von Dobritz, sondern ein Mensch, ein Mann, ein fünfundzwanzigjähriger, dem das liebste, schönste Mädchen gehört.

Adolph stürmte auf Benigna zu, er schloß die Arme um ihren zarten Leib. Er küßte sie, und sie gab ihm Wangen und Hals. Sie legte das Haupt an seine Schulter. Ihr Geist verließ die harte Wirklichkeit der Erde, ihre Gedanken irrten, sie wußte nicht, wohin. Nur eines empfand sie: ein übermenschlich hohes Gefühl!

Endlich richtete sie sich auf. Sie blickten sich um, mitten in der Wölbung des Gesteines stehend, und sie sagte feierlich: „Das ist der Tunnel! Hier geht es tief hinein in unergründete Erde!"

Er blickte sich um. Er fragte, was dieser Tunnel bedeute. Sie wußte nur die Legende, die unter denen in Moritzburg verbreitet war: August der Starke habe einst in seinem königlichen Willen befohlen, die Straße zu bauen mitten durch diesen Berg, der ihm im Weg lag. Ein König wich nicht aus. Wenige Schritte nach rechts abgelenkt oder nach links und die Straße hätte den Tunnel nicht nötig gehabt. Aber Durch! . . . hieß es für den König!

„Ist das nicht königlich — durch!?"

Sie schritt mit ihm weiter. Aber die Erdenschwere zog an den beiden: wild hing das Gestein herab, dessen Trümmer hoch die Sohle des Tunnels beschüttet hatten. Benigna dachte an Papis Verbot, zu tief sich hineinzuwagen, da man oft Gesteinmassen hatte niederstürzen hören.

Wie sie zögerte, blieb er stehen. Langsam wendeten sie sich um, und als ihnen statt des dunklen Schlundes das helle Frühlingslicht draußen entgegensah, kam über Benigna eine neue Sehnsucht: der Trieb nach der Sonne. Sie schritten zum Ausgang. Als sie nun draußen im Sonnenschein saßen, hatte sie flüchtig das Gefühl: das Leben bleibt immer hinter unserer Sehnsucht zurück. Und sie empfand dumpf den Abstand zwischen ihren goldenen Träumen und dem, was die Wirklichkeit uns bieten kann. —

Während das Paar im Tunnel geweilt, folgten Papi und der General der Schneise, aber sie verfehlten den Weg zum Hügel, den sie im Dunkel der Stämme nicht einmal ahnten. Immerfort riefen sie; keine Antwort klang. Die Herren gingen suchend weiter, bis der General sagte: „Weiß der Satan, wo wir sind! Wir haben uns verirrt."

„Wir müssen uns rechts halten, dann kommen wir am Schloßteich heraus."

„Und die beiden?"

„Die werden schon den Weg zurückfinden."

Das gab den Anlaß, über sie zu sprechen. Der Graf meinte, ihm grause vor dem Gedanken, Benigna herzugeben: „Ja, wenn ich bestimmt wüßte, daß sie glücklich wird! Aber wer soll das wissen!"

General von Deemuth blieb stehen und stützte sich auf seinen Stock: „Ach was! Sie wird glücklich! Sie muß es!"

„Muß?"

„Ja, Moosburg, sie muß! Gott gebe es! Aber wir wollen auch alles dazu tun!"

„Was soll man dazu tun?"

Der General meinte, es käme ihm vor, als täte Adolph alles, was andere richtig, anständig, gut und nützlich fänden. Nun, da müsse man ihm eben alles vorhalten, zeigen, ins rechte Licht rücken. So würde Adolph in gewissem Maße zu erziehen sein.

Der General sprach noch, als Graf Moosburg plötzlich stehen blieb: „Aber... aber . . . schau, es ist schrecklich — aber ich mag ihn halt nicht. Ich sage mir, es ist ein braver Mensch, man kann

nichts gegen ihn einwenden, er ist groß, gut gewachsen, er hat gute Manieren, er ist bescheiden, alles, alles sehr brav! Aber schau — ich mag ihn halt nicht."

Stumm gingen die Freunde weiter. Der General war kein Honigmund und Leisetreter, so wollte er dem Freunde nicht zureden, aber schließlich nach langem Schweigen sagte er ebenso zäh wie der andere: „Moosburg, ich mag ihn auch nicht."

Dann gingen die beiden alten Kameraden, die trotz aller ihrer Verschiedenheit so gut zueinander paßten, stumm weiter. General von Deemuth meinte endlich: „Na, die Sache ist nun mal so! Die ganze Lebensweisheit bedeutet sich abfinden —" und Moosburg fügte nachdenklich hinzu, den Stock in den auf dem Rücken zusammengelegten Händen, wobei er sich bei jedem Schritt auf die Absätze schlug: „Man soll nie mehr begehren, als man erreichen kann. Ich hatte nur gedacht, mein Mädel hätt' schon mehr haben können!"

„Aber, wenn ihr nun gerade der gefällt?"

„Kennt man sich je aus mit den Frauen? Sie sind Gefühl, Sinne, Triebe, Seele, Herz — und wir — Gehirn. Darin liegt alles verborgen. Sie sind große, liebe Kinder, und die es nicht sind, scheinen uns — mir wenigstens — zu männlich."

Der General sprach vor sich hin: „Kameraden sollten sie sein!"

Papi dachte an Mamachen: „Du mein Gott!"

„Nun und Benigna?"

„Die ist es! Mein Mädel! Mein liebes, liebes Mädel!"

Mit einemmal begann er vorauszulaufen, daß ihn sein Freund nicht einholen konnte. Dabei focht er mit dem Stock in der Luft, schlug Zweige ab und köpfte Gräser. Dann zog er das Taschentuch und schnaubte sich fürchterlich. Als der General ihn einholte, war er ganz ruhig.

17.

Schon am Morgen des neunzehnten Mai 1872 begannen die Hochzeitsgäste einzutreffen. Ein Polterabend sollte stattfinden, Mamachen meinte, sonst sei es überhaupt keine rechte Hochzeit. Papi aber fand: wenn sie einmal „solchen Unsinn" machten, so müsse es anständig sein, und darunter verstand er das Haus voller Gäste.

Von Mittags ab kamen die Besuche. Zu so unförmlicher Stunde mehr die Nahestehenden und die Verwandten. Deren besaßen weder die Moosburg noch Mamachen sehr viele. Jetzt durch Entfernung getrennt, in früheren Zeiten durch das Diplomatenleben nicht nahe gekommen, schrieb man sich, sah sich jedoch nur alle Jubeljahre einmal. Benigna kannte die meisten dieser Verwandten überhaupt nicht. Mamachen pflegte zwar manchmal zu sagen: „Tante Wally — Du weißt Benigna — Tante Wally . . ."

Benigna verband damit jedoch keinen rechten Begriff. Dann gab es noch „Onkel Hermann", von dem Benigna nur wußte, daß er ein Bruder von Mamachen war. Sie kannte seine Photographie auf Mamachens Schreibtisch: ein hübscher Offizier mit lustigen Augen und erstaunlich engsitzender Uniform. Man konnte seinen Namen nicht nennen, ohne daß irgend jemand, Papi oder Mamachen, oder auch der General gesagt hätte: „Schade um den!"

Aber Benigna hatte nie erfahren, warum es eigentlich schade um ihn war.

Die einzige Verwandte, von der Benigna mehr wußte, war die „Moosrose". Für deren Tochter interessierte sie sich sogar sehr, da sie im gleichen Alter stand. Und nun meldete Friedrich, als die Familie im Salon saß: „Frau Baronin Meiter."

Man blickte sich fragend an. Da klang draußen eine durchdringende Stimme, und der Graf rief: „Ach, die Moosrose."

Mamachen und Fräulein Luttermann lachten sich bestätigend zu: aha! Dann erklärte Gräfin Moosburg an Adolph: „Nämlich mein Mann hatte einen Vetter, und da war sie die Frau. Und sie wurde die Moosrose genannt, weil sie Rosa heißt und eine Baronin Meutterer von Bopfingen ist. Alle Welt kennt sie als Moosrose."

Doch Papi nahm seinen zukünftigen

Schwiegersohn beim Arm und erklärte ihm den wirklichen Zusammenhang, denn bei Mamachens ‚Dichtung und Wahrheit und keines von beiden‘, wie er es nannte, blieb der Spitzname im Dunkeln. Die Moosrose, eine geborene Gräfin Moosburg, ein Geschwisterkind mit Papi, während ihr Mann der württembergische Freiherr Meutterer von Bopfingen erst durch die Ehe verwandt geworden war. Der Name Moosrose, der ihr schon als Mädchen angehängt worden, barg aber dreifachen Sinn: einmal war diese Rosa die Tochter eines Vaters, der Moosburg hieß, dann war dieser Vater überreich mit „Moos" gesegnet, und endlich steckte eine kleine Niederträchtigkeit darin, denn dieses Röselein litt an einem verblüffenden Mangel an Liebreiz.

Da stand die Moosrose auch schon da. Neben ihr das Moosröschen, ihre Tochter. Beide groß, ungelenk, mit schlechter Körperhaltung vornübergebeugt, als wollten sie sich kleiner machen. Beide glichen einander wie zwei Eier, nur daß das jüngere Ei frischer schien.

„Gott, daß man sich einmal wiedersieht! Und dazu bei solch schöner Gelegenheit. Nun, was sagt Ihr denn, daß wir gekommen sind? Und da ist ja die Benigna! Komm, mein Kind, laß Dich umarmen. Ja, ja, Herr von Dobritz. Ah, Herr von Dobritz, so eine Braut läßt man sich gefallen. Mein lieber Alexander, ich gratuliere Dir. Komm, meine gute, gute Mary. Lange haben wir uns nicht gesehen. Aber wahrhaftig, Du bist gar, aber auch gar nicht verändert. Rosele, hast Du schon die Verwandten begrüßt? Sie ist groß, mein Rosele, was?"

So schwatzhaft die Moosrose war, so stumm schien das Moosröselein zu sein. Dafür beherrschte ihre Mutter die Unterhaltung. Papi lehnte sich ergeben in den Stuhl zurück und faltete die Hände. Mamachen machte ab und zu den aussichtslosen Versuch, auch etwas anzubringen, Benigna war es zufrieden. Sie blickte mit aller Sehnsucht und Liebe Adolph an, der wiederum, ein wohlerzogener Mann, der Moosrose gegenüber sich als aufmerksamster Zuhörer erwies.

Bald wurde neuer Besuch gemeldet: Tante Wally mit ihrem Mann, dem königlich preußischen Rittmeister außer Dienst, Kammerherrn von Windegg. Man sah ihm seine sechsundsiebzig Jahre nicht an. Er war groß, von jenem hellen Blond, in dem man einzelne weiße Fäden nicht bemerkt. An den Schläfen hatte er das Haar nach vorn gebürstet. Im Knopfloch des Überrockes blinkte ein kleines Ordensband. Seine Frau, obwohl erst im Anfang der Sechziger, sah viel älter aus mit dem gelben, runzeligen Gesicht und dem weißen Madonnenscheitel.

Durch die Ankunft von Tante Wally wurde die Moosrose ein wenig in den Hintergrund gedrängt. Tante Wally nahm Mamachens Handkuß ohne Abwehr entgegen, wenn sie auch dann die Nichte herzlich umarmte. Während man noch stand, erschien Frau von Windeggs Bruder Generalleutnant von Baben, auch er schon ganz weiß, mit kurzem Vollbart und ausrasiertem Kinn. Auf der linken Brust des Überrockes glänzte stolz und einfach das Eiserne Kreuz erster Klasse.

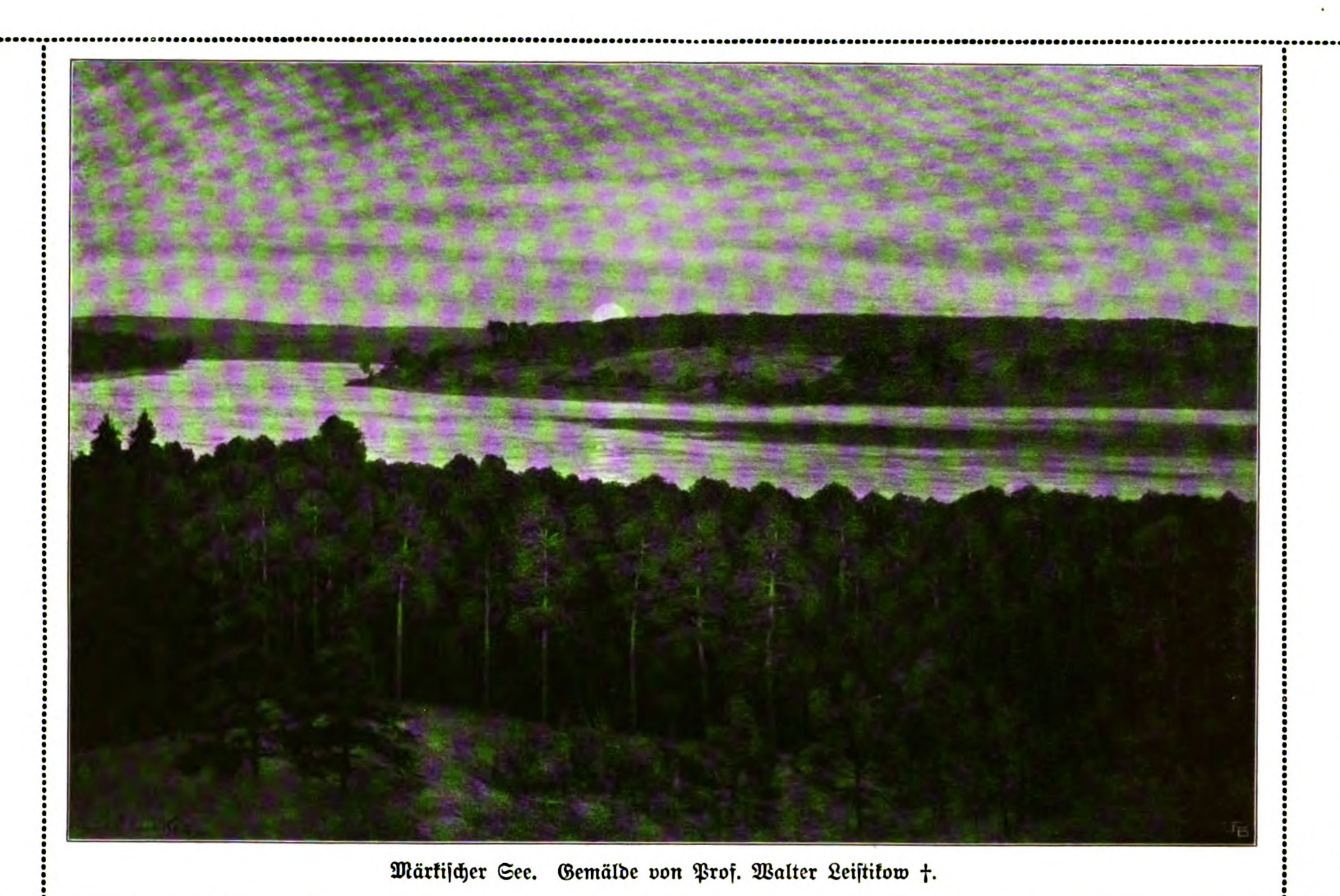
„Wie geht's? Gut? Was? Freut mich. Ebenfalls. Und Du? Gratuliere, Herr von Dobritz. Fünfte sächsische leichte Reiter, nicht wahr? Guten Tag, lieber Alexander. Immer gut gegangen? Danke. Ebenfalls."

Er war angezogen wie aus dem Ei gepellt, und während er mit den einzelnen redete, hatte er die Absätze geschlossen. Sobald er eintrat, schien er die Hauptperson zu sein.

In Begleitung des Generalleutnants war sein Sohn erschienen, ein kleiner, grätiger Gardedragoner mit der gleichen gelben Gesichtsfarbe. Er betrachtete durch sein Einglas starr die Gesellschaft, als wollte er sagen: Na, Ihr Bundesbrüder, wann jiebt's denn den Bliemchenkaffee?

Der Kaffee ließ nicht auf sich warten, doch er war österreichisch vorzüglich. Fräulein Luttermann stand am Tisch, bot an, schenkte ein. Mamachen nickte dazu, und Benigna saß dabei, die Blicke immer zu Adolph gewendet, als gehöre sie schon nicht mehr hierher, sondern nur noch ihm, — — ihm.

Sie fuhr erschrocken auf, als die Generalin sie etwas fragte. Frau von Baben, aus der Emigrantenfamilie der Pourvois



Märkischer See. Gemälde von Prof. Walter Leistikow †.

d'Elboeuf stammend und mit dem feinen, langen Gesicht, dem brünetten Typus ihren Ursprung verratend, wiederholte ihre Worte etwas ungeduldig: „Ich meine, wohin soll Eure Hochzeitsreise gehen?"

Benigna war erschrocken. Sie hatten doch ausgemacht, daß sie es nicht sagen wollten, und sie warf zu Adolph einen hilfeheischenden Blick. Doch er hörte dem General so andächtig zu, daß er auf seine Braut nicht achtete. Da kam unerwartete Rettung: die Tür wurde geöffnet, beide Flügel, so daß man merkte, etwas Besonderes ging vor. Mamachen blickte auf, Papi ging den Eintretenden entgegen: „Grüß' Sie Gott, lieber Graf! Grüß' Sie Gott!"

Eine große Dame erschien, ein Muster der Mode, in rehfarbiger Tunika, die Schoßtaille mit weißen Fransen besetzt, dazu ein weißer Hut, ein winziges „Toquet", mit blauer Schleife und hellgrauer Feder ganz vorn auf die Stirn herabgeschoben. Die nach hinten bauschende Krinoline vermochte nicht der Schönheit ihrer schlanken Gestalt Eintrag zu tun. Ein Paar kohlschwarze Augen beherrschten dermaßen ihr Gesicht, daß man nur eines wußte: „Donnerwetter, die Augen!" Hinter ihr kam ein stilles, schwarzgekleidetes Wesen, mit fast noch üppigerer schwellender Krinoline und riesigem gepufften Haaraufbau, doch ohne Schmuck. Das Wesen blieb zurückhaltend stehen. Die Dame mit den wunderbaren Augen umarmte Papi und klopfte ihm dabei auf den Rücken. Dann schloß sie Mamachen in die Arme: „Mein gut's Maruschkerl!" Sofort ging sie auf Benigna zu. Mamachen gab einen Wink, Benigna neigte sich zu ihrer Hand, aber auch Benigna bekam einen herzhaften Kuß, und darauf betrachteten sie die leuchtenden schwarzen Augen. „Grüß' Di Gott! Schön bist Du worden! Und herzig!" Und sie umarmte die leise Errötende ein zweites Mal.

Inzwischen hatte sich Generalleutnant von Baben erkundigt, wer die Dame sei, der man gut fünfzig Jahre geben konnte, während ihre Gestalt die einer jungen Frau schien. Der Graf flüsterte: „Fürstin Leuchs aus Wien" und General von Deemuth — inzwischen fast unbemerkt dazugekommen — erklärte lächelnd dem preußischen Kameraden: „Geborene Fürstin Abenstetten. Tochter des einstigen Gegners Metternichs. Palastdame. Sternkreuzordendame. — Das sind die ja alle. — Witwe. Alte Freundin Moosburgs."

Der Generalleutnant ließ sich vorstellen. Man setzte sich wieder im Kreis um den Tisch. Das schwarzgekleidete Wesen trat heran und entnahm einem Handtäschchen verschiedene Gegenstände, die vor der Fürstin aufgereiht wurden: eine Kanevasstickerei, ein silbernes Fläschchen, eine kleine Schale, eine langgestreckte Zigarrentasche, ein Feuerzeug. Zuletzt legte sie ein goldgefaßtes Einglas hin. Dabei fragte sie leise: „Haben Euer Durchlaucht noch Befehle?"

„Dank' schön, Theres'!"

Das Wesen verneigte sich und verschwand. Die Fürstin, die um eine Tasse Tee gebeten hatte, holte zum stillen Staunen der Babens eine lange, dünne Virginia aus der Zigarrentasche, setzte das Einglas auf und goß aus dem Fläschchen Spiritus in die Schale. Den zündete sie an und begann ihren Glimmstengel in Brand zu setzen, nachdem sie sich den Strohhalm, der darin gesteckt, wie eine Feder hinter die rechte Ohrmuschel geklemmt hatte. Dabei unterhielt sie sich mit natürlicher Liebenswürdigkeit. Sie wußte von Friedrich Hebbel zu erzählen und sprach von Grillparzers Tode vor einem Vierteljahre, wie von etwas, das sie persönlich betraf. Mit Anastasius Grün, dem Grafen Auersperg, hatte sie politische Gespräche gepflogen, und jetzt schwärmte sie für den jungen Maler Hans Makart, dessen „Sieben Todsünden" sie erregt schilderte, dabei spitze wütende Dampfwolken aus ihrer Virginia saugend und entstoßend.

Der Windegg, Baben und der Moosrose Teilnahme aber begann erst, als die Fürstin von Napoleon dem Dritten sprach. Sie war bei der Kaiserin Eugenie oft in kleinem Kreise gewesen. Dann sprang sie über auf Weimar zu Liszt, kam auf Wagner und über diesen auf Windsor und die „Queen". Auch am dänischen Hofe hatte sie geweilt. Das führte zu Rußland, und sie begann in unverblümter Weise

Skandalgeschichten von den Großfürsten zu erzählen. Da stand Mamachen auf, flüsterte mit Adolph und Benigna, und das junge Paar verschwand.

Als sie auf dem langen Gange standen, dessen weiße Tünche nur ab und zu von einem alten Schrank oder einer Truhe unterbrochen wurde, rief Benigna: „Endlich sind wir allein!"

Er war mit seinen Gedanken noch ganz bei der Fürstin Leuchs, die ihm großen Eindruck gemacht hatte: „So vornehm sieht die Durchlaucht aus!"

„Ach wenn es doch erst zu Ende wäre!"

„Was denn zu Ende?"

„Mein Gott, diese Hochzeit!"

Er verstand sie nicht. Ihm war es nicht unlieb, solche Menschen kennen zu lernen, hochgestellte Menschen, vornehme Menschen, die nicht Mühe und weiten Weg gescheut hatten, ihretwegen hier zusammenzukommen.

Sie machten einen Gang durch den Garten, und dort, wo sie niemand erblickte, zog der junge Offizier Benigna an sich. Als er in ihrer Augen dunkelnde Tiefen blickte, als ihr frischer Atem ihm entgegenwehte, da kam etwas über ihn wie eine ungeduldige Vorahnung dessen was seiner wartete. Mit einem Male beugte er sich, wo die dichten Büsche fremden Blicken wehrten, nieder zu seiner Braut und küßte sie tief in den Halsausschnitt ihres Kleides.

Benigna überließ sich ihm. Doch plötzlich schoß ihr die Röte in die Wangen. Sie machte sich los und rief, indem sie vorausschritt: „Wir wollen wieder hinaufgehen!"

Oben fanden sie alles verändert. Hatten vorher die Norddeutschen mit kühlem Staunen den Erzählungen der wienerischen Lebendigkeit, dem seltsamen Rauchgebaren der österreichischen Magnatenfrau beigewohnt, so schienen jetzt der Generalleutnant und der Kammerherr ein Herz und eine Seele mit ihr zu sein. Die Lösung der Wandlung war: man sprach vom alten Kaiser Wilhelm. Fürstin Leuchs verargte ihm das Jahr sechsundsechzig nicht. Sie hatte mehrfach in seiner Nähe geweilt und war von des Kronprinzen Friedrich Wilhelms Liebenswürdigkeit angetan.

Nun kamen immer mehr Besuche, zuletzt Frau von Dobritz mit ihren Töchtern. Sie redete mit Benigna von den Anstrengungen des Abends, die noch bevorstünden: „Nun, jede Frau muß das einmal durchmachen."

Ihr Ton klang so mütterlich, daß die Braut fragte: „Aber warum?"

„Wie meinst Du das?"

„Ich meine, wenn die Frauen selbst einsehen, daß es gräßlich ist, warum müssen sie es denn dann trotzdem alle durchmachen?"

Frau von Dobritz hob den Zeigefinger der knochigen, gleichsam abgearbeiteten Hand: „Weil es die von Gott eingesetzte Ordnung so verlangt." Und sie drückte der Braut zugleich die schmalen, kühlen Lippen auf die Stirn.

Da kam abermals Bewegung in die Gesellschaft. Die Menschen strudelten, schoben sich durcheinander. Zu den vielen Anwesenden, einer ganzen Anzahl Herren von den fünften leichten Reitern, war noch die hohe, ein wenig gebeugt schreitende Gestalt des Oberhofmarschalls Grafen Plant getreten. Mit ihm erschien ein kleiner hagerer Mann, mit gelblicher Hautfarbe und stechenden schwarzen Augen. In dem ausgearbeiteten Gesicht sah man einen pechrabenschwarzen, zu zwei Spitzen zusammengedrehten Schnurrbart. Das lockige Haupthaar schien sich über die Wangen herabzuziehen, um sich in einem ungepflegten dünnen Schifferbart unter dem Kinn zu vereinigen. Der kleine Herr hatte Mamachen einen Rosenstrauß in steifer weißer Papiermanschette mitgebracht. Mit der Fürstin umarmte er sich fast, und sie sagten zu allen der Reihe nach: „Aber das ist nett, daß der Elemér gekommen ist!"

Dann machte der Elemér genannte ungarische Ministerpräsident Graf Szény von Nagy-Szény mit größter Artigkeit die Runde, indem er allen, auch dem jüngsten Leutnant die Hand reichte.

Der Minister hatte einen jüngeren Landsmann mitgebracht, dessen Namen niemand verstand, der blond wie ein Niedersachse aussah, wie ein Wiener sprach und wie ein Franzos dem weiblichen Geschlecht Liebenswürdigkeiten sagte.

Als Graf Szény zu Adolph und Benigna kam, winkte er seinem Begleiter. Jener zog eine Kapsel aus rotem Leder hervor, und der Minister übergab sie der Braut: „Machen Sie auf, Komtesse! Wollen Sie nicht anschaun?“

Benigna ward blutrot, öffnete, stieß einen kindlichen Laut der Freude aus und zeigte Papi mit strahlender Miene das Geschenk. Der zeigte es weiter, und das breite goldene Armband, fast wie eine Gefangenenschließe, in dem aber ein Stern von großen Brillanten eingelassen war, machte die Runde, während Benigna rief: „Es ist viel zu schön für mich, Exzellenz.“

Inzwischen hatte die Fürstin ihre „Theres“ gerufen und überreichte nun der Braut gleichfalls eine Lederkapsel, so daß Benigna jetzt erst recht nicht zu öffnen wagte. Die Fürstin nahm also selbst eine mattglitzernde Perlenschnur heraus und hing sie dem Mädchen um den Hals. Damit war das Zeichen zu allgemeiner Bescherung gegeben, alle begannen jetzt ihre Geschenke darzubringen. Als Benigna die Schmuck- und Silbersachen, Stickereien, Lampen, Stoffe, Wirtschaftsgegenstände beieinander sah, erwachte ihr natürliches Wesen, und sie besah und untersuchte wie ein Kind. Sie schlug die Hände zusammen: „Aber wir haben ja nicht Platz für all die schönen Sachen!“ Adolph ging umher und bedankte sich für seine Braut. Major von Schönau hatte im Namen des Offizierkorps einen großen silbernen Vorlegeteller übergeben, auf dem rundum die Wappen und Namenszüge aller Herren des Regiments standen.

Inzwischen war es Abend geworden — der Polterabend sollte beginnen. Nun änderte sich allmählich die Kleidung der Gäste: aus unscheinbaren Puppen wurden farbenprächtige Schmetterlinge. Armbänder leuchteten, Halsketten und Broschen blitzten, es strahlte von weißen Nacken, über denen schöne Ohrgehänge pendelten. Dazwischen schoben sich die Uniformen mit Ordensbändern und Sternen. Stärker tönte jenes Summen, das dort schwirrt, wo viel Menschen festlich versammelt sind.

Fürstin Leuchs war eingetreten, förmlich strahlend von Brillanten, die in dem schwarzen Haar eine Krone bildeten, niederzutropfen schienen in ihrer glitzernden Pracht über ihre Schultern, den Brustausschnitt einfassend, an der linken Schulter, wo die Orden befestigt waren, zu einem Gießbach schwellend, der sich über den vollendet schönen Arm rieselnd ergoß. Der ungarische Begleiter des Ministerpräsidenten erklärte, sie sei einst die schönste Frau am Wiener Hofe gewesen. Ein paar Regimentsdamen fragten erstaunt: „Gewesen?“ Er lächelte: „Bitte, die Fürstin ist bei sechzig Jahr!“

Der Ungar meinte: „Aber die Augen werden nicht alt! Schauen's nur amol die Augen!“

Doch General von Deemuth erklärte: „Und doch kenne ich ein Paar Augen, die noch schöner sind!“

„Nun?“

„Die Augen der Braut.“

Da wandten sich alle Blicke zu Benigna, die eben eingetreten war, ganz einfach gekleidet, ohne andern Schmuck als ihre Jugend und die strahlende Anmut der Züge. Eine Aufführung sollte beginnen, von einigen jungen Mädchen und Herren in Szene gesetzt. Die ganze Gesellschaft bewegte sich nun zu einem Saal, in dem der Graf eine kleine Bühne hatte bauen lassen. Bretter, über Kisten und Zimmermannsböcke gelegt, bildeten den Boden, im Hintergrund sah man die Stirnwand des Saales: eine Gartenlandschaft, auf der ein dünner Wasserstrahl aus einem von Putten umsessenen Becken stieg.

Auf der ersten Reihe vor dem Souffleurkasten, der mit Goldpapier beklebten Hälfte eines Wäschekorbes, saß das Brautpaar. In seiner Nähe: die Eltern, Frau von Dobritz, die Fürstin in ihrer strahlenden Brillantenpracht, neben ihr Generalleutnant von Baben, Kammerherr von Windegg, dann Frau von Baben, Tante Wally, Oberhofmarschall Graf Plant, die Moosrose mit Major von Schönau, das Kammerherrenpaar von Colditz und der Ministerpräsident Graf Szény in der ungarischen Magnatenuniform mit dem malerischen pelzverbrämten Dolman, darauf die Kette des Goldenen Vließes.

Der Vorhang öffnete sich. Eveline

von Karlstein stand auf der Bühne als Botenfrau, die Kiepe auf dem Rücken. Sie sprach zwar der Berndten, deren Kleider sie geborgt, fürchterliches Sächsisch, aber das Gesicht alt zu machen, hatte sie ihrer Eitelkeit nicht abringen können. Was sie redete, war gut gemeint, doch schlecht ausgedrückt. Dennoch klang lautes Beifallklatschen, als sie geendet.

Es folgte ein kleines Stück, von Adolphs Kameraden mit Damen des Regiments gespielt. Den Titel erfuhr man nicht, auch der Verfasser blieb im Dunkeln, doch es sickerte durch, es stamme von der Frau des etatsmäßigen Stabsoffiziers, Frau von Grandt, der man dichterische Gaben nachsagte. Er steckte voller Anspielungen auf Geschehnisse, die nur die Beteiligten kannten, so daß sie nicht einmal Benigna verstand. Sie blickte Adolph fragend an, und er sagte: „Später erkläre ich Dir alles, jetzt kann ich nicht sprechen. Es stört . . .“

Inzwischen war die Hitze im Saal gestiegen, und die Fächer der Damen klapperten. Zum Schluß erschienen ein paar kleine Lüdeckes, Lausitzer Verwandte der Frau von Dobritz, sagten in wendischer Tracht Gedichte auf, ausdruckslos geleiert, mit eingelernten Gebärden. Als sie geendet, ward der Knabe rot und lief unter dem Gelächter der Zuschauer davon. Das kleine Mädchen aber, blaß, verhungert wie ein Weberkind, mit blauen Äderchen an den Schläfen, knickste beim Beifall einmal über das andere und wollte die Bühne gar nicht wieder verlassen. Da stand Benigna auf, nahm das kleine Geschöpf von dem niedrigen Bretterboden auf den Arm und strich ihm das Brusttüchlein zurecht, das sich verschoben hatte.

Die Theateraufführung endete, wie sie begonnen, mit dem Klavierspiel des Leutnants Podemus. Bei den Klängen des Hochzeitsmarsches aus dem Sommernachtstraum führten die Herren die Damen in die Wohnzimmer zurück, während im Theatersaal geschäftige Hände daran gingen, die Tafel zu decken.

Bald prangte eine blumengeschmückte Tafel in der Mitte des Raumes. Sie trug das wundervolle Moosburgische Silber.

Während Friedrich, unterstützt vom Kutscher Joseph und einigen in Moosburgische Livreen gesteckten Dresdener Lohndienern, bei der Arbeit war, erschienen Ernst und Fritz, die jungen Gräflein, fein sittsam, in Anbetracht der langen Hosen und schwarzen Jacken, die sie heute zum ersten Male trugen. Sie hatten sich von der Gesellschaft fortgeschlichen, deren Summen und Lachen man beim Öffnen der Tür vernommen. Schauderhaft verlegen fühlten sie sich, verletzend jungenhaft, angesichts der glänzenden Hochzeitsversammlung.

Da es eine Menge von Kerzen an den Leuchtern anzuzünden gab, halfen sie, jeder an einem Ende der Tafel. Bald strahlte der ganze Saal in heller Lichterpracht. Immer festlicher ward es, immer leuchtender. Aber der Schein wuchs fast unnatürlich, es ward warm von irgendwoher, als sei jäh die Tür eines Hochofens geöffnet worden, und plötzlich rief Friedrich: „Es brennt!“

Kleine Flammen schlugen von der Tischdecke empor. Sofort wurde aus den aufgestellten Tafelflaschen Wasser darauf geschüttet. Alles sprang zu, nur Ernst stand regungslos dabei, vor Schreck gelähmt. Fritz löschte. Er hatte zum Unglück Rotwein genommen. Nun ward das Tischtuch vom Bordeaux gefärbt, der am Boden in Bächen lief. Da ließ Friedrich erschrocken die Hände sinken: „Nu is allens hin!“

Die Jungen aber beschuldigten sich gegenseitig; einer von beiden mußte ein brennendes Zündholz auf das Tischtuch haben fallen lassen.

Wie sie noch stritten, tönte Papis Stimme: „Unnütze Bande . . .“

Er stand hinter ihnen mit einem älteren Herrn, dessen kurzer, schwarzer Bart an Kinn und Oberlippe rasiert war, so daß man ihn hätte für einen Kammerdiener halten können, würden nicht Komturkreuz des Franz-Josephs-Ordens und die Eiserne Krone dagegen gesprochen haben. Der Herr meinte mit einem Zucken um die Mundwinkel: „Die Buben haben halt a bißl erleuchten wollen!“

„Ja, aber der Teifel soll's holen . . .“

„Geh, Freunderl, dann wärst's an

einem Tag gleich Deine Kinder alle drei los worden!“

„Wie das?“

„Na, die Benigna beim Mann, die Buben beim Teifel!“

Da fing der Graf an zu lachen, und sein Freund, der k. und k. Sektionschef Dr. von Strohmayr, eigentlich Joseph Strohmayr Ritter von Gnadenfels, nahm ihn beim Arm und zog ihn fort. Die Diener würden schon andere Tischtücher finden.

Schneller, als Papi erwartet, ging es dann auch zum Souper. Hinter dem Vorhang auf der Bühne bliesen Trompeter von den Radeburgern lustige Weisen. Es war ausgemacht worden, daß keine Trinksprüche gehalten werden sollten. Auch saß das Brautpaar nicht in der Mitte der Tafel; heute noch wollten sie ganz wie die anderen sein. So war Benignas Wunsch, um unbeobachtet unter dem Tisch Adolphs Hand halten zu können. Er erwiderte wohl den Druck ihrer Finger, doch er versäumte nicht, um sich zu blicken. Als ihm sein Kommandeur zutrank, fuhr er empor und wäre wie im Kasino aufgestanden, hätte nicht Major von Schönau mit aller Gewalt abgewinkt.

Wenn Adolph die Fürstin, den Minister, den Oberhofmarschall, den Generalleutnant von Baben anblickte, war es, als gewänne er doppelte Haltung. Als der General gegen ihn das Glas erhob und Adolph seinen Spitzkelch wieder auf den Tisch gesetzt, flüsterte er zu seiner Braut: „Das ist doch nett!“

Sie nickte träumerisch. Aber als man sich erhob, hing sie sich an Adolphs Arm und wie sie dann im letzten — in Papis Zimmer — einen Augenblick allein standen, sagte sie mit der Einfalt eines Kindes, das seine Gedanken nicht verbirgt: „Wenn es doch erst morgen um die Zeit wäre!“

Er nahm ihre Arme in seine Hände und ließ die Finger daran niedergleiten: „Meine Liebe, Liebe, Liebe!“

Es war etwas in seinen Augen, daß sie verwirrt die Lider senkte: „Ich meine ... ich möchte nur die vielen Menschen nicht mehr sehen! Morgen — ja morgen —“

18.

In ihrem weißen seidenen Kleide stand sie da und neigte leise das Haupt für den Myrtenkranz. Mamachen setzte ihn ihr vorsichtig auf. Dann ward der lange Schleier befestigt. Es war ihr eigener, der wieder benutzt wurde. Das sollte Glück bringen, hatte Fräulein Luttermann gesagt. Sie träumte, seltsam: nicht vom Geliebten — dem gehörte sie ja an in wenigen Stunden — sie dachte an alles, was sie heute hinter sich ließ. Sie sah ihre Jugend wieder: die Ritte mit Papi, das Schloß mit seinem Federthron und den riesigen Geweihen, die Fasanerie mit dem Fliegenzimmer, dem Hafen, dem Leuchtturm. Friedrich stand vor ihr mit den weißen Zwirnhandschuhen, wenn er meldete, die Finger abgespreizt, daß die zu langen Spitzen wie des Struwelpeters Nägel abstanden: ‚Es ist angerichtet!‘ Josephs Stimme klang bei der Stallparade, und der kleine Fuchs drehte sich um in der Box und blickte sie an, daß sie deutlich das Weiße im Auge sah, und wieherte laut.

Sie hörte die Stare lärmen, sah sie in herbstlichen Winterzügen um die großen, alten Linden ziehen, und Benigna ward zu Sinn wie Abschiedsstimmung.

Sie wandte sich um zu Mamachen. Tränen in den Augen, fiel sie ihrer Mutter um den Hals.

„Aber Kind, was hast Du denn?“

Benigna sagte nur, während ihre Pupillen verschleiert glitzerten: „Ich muß ja fort!“

Da gab es auch von Mamachen Tränenströme. Und im Grunde freute sie sich doch über den Schmerz ihrer Tochter. Sie schickte zu Papi, er solle sofort kommen. Ganz erschrocken erschien er, und Mamachen flüsterte ihm mit erstickter Stimme ins Ohr: „Benigna will ... bei uns bleiben ...“

Er begriff nicht und antwortete ziemlich barsch: „Unsinn, das geht doch nun nicht mehr!“

Die Erregung der letzten Zeit, Liebe und Abschied trieben plötzlich heraus, was in den Tiefen von Benignas Mädchenseele noch ungeweckt schlummerte: die Leidenschaft. Mit zuckenden Lippen trat

sie vor ihren Vater: „Ich will nicht bei Euch bleiben!“

„Was?“

„Ich will heiraten!“

Sie stand zwischen den dreien, hochaufgerichtet in ihrem weißen Kleide und dem Myrtenkranz im schwarzen Haar, gleich einer beleidigten Prinzessin. Sie wußte selbst nicht wie das geschehen und schämte sich nun. Der Graf las in seiner Tochter Augen. Noch gehörte sie ihm, noch war sie sein Kamerad. Er breitete die Arme: „Benigna!“

Da kam gerade Adolph im Paradeanzug mit Helm und Bandelier, alles funkelnagelneu wie die weißledernen Handschuhe, denen eine Specksteinwolke entstäubte, als er in die Hände schlug beim Anblick seiner Braut: „Benigna, bist Du schön!“

Jetzt ging alles Schlag auf Schlag. Die Brautjungfern erschienen: beide Schwestern Adolphs, das Moosröselein und eine entfernte Nichte von Mamachen, eine Baben von der gräflichen Linie, ein rotblondes Wesen, das einen Eindruck nicht hinterließ. Zu Brautführern aber waren erkoren: der Gardedragoner Baben, der große Hannoveraner Leutnant von Zschorten, der kleine schwarze Leutnant von Gutenborn und als letzter, für den Bräutigam wichtigster: Premierleutnant Prinz von Hohendollingen. Er war wohlerzogen, bescheiden, aber nichts Besonderes, weder an Verstand noch an Gestalt. Hätte er Meyer geheißen, würde ihn Adolph nicht ausgesucht haben.

Die Trauung fand in Reichenberg statt, einem Dorf an der Dresdener Straße, denn dorthin waren die kirchenlosen Moritzburger eingepfarrt. Lange ging es auf der geraden Chaussee hin, begleitet von Kastanien in ihrem leuchtenden Lichterschmuck und von gaffenden Menschen, denn „alles, was Beine hatte“, war herbeigeströmt, die junge Komtesse zu sehen, ohne die man sich Moritzburg kaum denken konnte. Hier und da schrie ein Bursche: „Hoch!“ und die Mädchen starrten den geschmückten Damen, den bunten Uniformen nach und wehten mit ihren Taschentüchern.

Die Kirche war mit Laubgewinden geschmückt, zu denen das sächsische Grünweiß kleiner Wimpel und Fähnchen paßte, als sei es eigens zur Farbe der frischen Blätter und dem Kalkanstrich des Gotteshauses gestimmt. Als der Zug die Bankreihen durchschritt, setzte die Orgel ein und summte leise weiter, während die Hochzeitsgesellschaft die Sitze füllte.

Vor dem Altar saß das junge Paar mit den Brautführern und Brautjungfern. Hinter diesen ahnte man die Eltern. Man hörte, während Pastor Zieschang sprach, wie der Graf sich räusperte. Ein paarmal ganz wild, als ob er etwas im Hals stecken hätte. Die Gräfin aber schnaubte sich kurz wie feiner, leiser Trompetenansatz. Sie wendete sich zur Fürstin. Auch die weinte und neigte sich über den dazwischensitzenden Generalleutnant von Baben zu Mamachen: „Geh, Maruschkerl, es tut guat!“

Doch nun herrschte Stille. Die Worte des Geistlichen hallten in dem Gotteshause wider. Der Augenblick des Ringewechselns nahte. Benigna kniete an der Seite des Mannes, dem ihr Herz, und nun, als sie den kleinen goldenen Reifen an den Finger steckte, ihre Hand gehörte. Ihr war das alles wiederum gleich einem Traum, nicht der ihrer Mädchenjahre, sondern ein unsagbar süßes Geheimnis, ein unfaßbares Rätsel. War es nicht ein Rätsel, daß zwei Menschen, die vorher nicht einmal voneinander gewußt, nun zusammengehen sollten ein ganzes, langes Leben hindurch? Daß sie bestimmt war, diesem Manne untertan zu sein? Ach es wurde ihr so leicht, sich ihm zu unterwerfen.

Sie würde mit ihm leben wie in einer Selbstverständlichkeit. Ja, ihr schien, als erwartete sie nichts Neues, sondern als kännte sie ihren Mann seit unvordenklichen Zeiten. Und im Jubel ihres Herzens wollte sie sich an ihn schmiegen. Sie wußte kaum mehr, daß sie vor dem Altar knieten. Sie ward sich dessen erst bewußt, als Adolph sich umwendete, um vom Prinzen, dem er den Säbel beim Ablegen übergeben, die Waffe wiederzuerhalten. Als er sie nun zurückreichte — sei es, daß er zu früh losließ, sei es, daß Adolph nicht fest zugriff — fiel der Reitersäbel hin, und die hohe Wölbung gab grelles Klirren zurück.

Das brachte Benigna zur Wirklichkeit. Sie sah, daß ihr Mann dunkelrot wurde, als er sich bückte, und einen Augenblick gewahrte sie Papis Gesicht, der zugesprungen war. Ihr jähes Gefühl sprach: sie müssen immer gut miteinander sein, Papi und Adolph.

Der Geistliche verließ den Altar. Wieder dröhnte und zitterte die Orgel, dann schwoll sie ab, während die Gemeinde sich neigte zum Schlußgebet. Adolph erhob sich, und während nur noch ein Baß summte, gleich einem fortwährend angehaltenen tiefen Ton eines Fagottes, schritt das junge Paar die Stufen vom Altarplatze hinab auf dem Mittelweg zwischen den Bänken langsam hin. Er sorgfältig frisiert, mit seinem rosigen Gesicht, das die Erregung an den Wangen noch stärker gerötet hatte, aufrecht, stolz daß man ahnte: Ja, ja, ein Prinz ist unter den Brautführern, eine Fürstin gibt das Geleit, der Ministerpräsident eines fremden Landes folgt, Generäle schreiten im Hochzeitszuge des Sekondeleutnants Adolph von Dobritz.

Benigna neigte das Haupt mit den schweren, schwarzen Flechten. Das jungfräuliche Auge zu Boden gekehrt, ging sie, ohne an die zu denken, die seitwärts standen, die Braut zu sehen. Sie war mit ihren Gedanken nur bei dem, in dessen Arm sie ihre Finger gelegt. Musik zitterte in ihr, Akkordfolgen, wie wenn Papi Schumann spielte. Und doch hätte sie weinen mögen, weinen wie an jenem Abend, da ihre Tränen geflossen über die Schönheit der Welt.

Als sie im Wagen saß, allein mit ihrem Mann, als das Dorf hinter ihnen lag und sie auf der langen Moritzburger Chaussee unter den kerzenentzündeten Kastanienbäumen fuhren, da blieb sie sprachlos neben ihm sitzen. Er hielt ihre Hand und zog sie von Zeit zu Zeit an die Lippen. Es war ein wolkenloser Tag. Der Wind schwieg, als dürfte er nicht stören. Vom Walde wehten Tannenduft und köstliche Frische. Kein Wagen, kein Mensch zeigte sich, alles wollte die beiden allein lassen in ihrem ersten Eheglück. Nur ganz in der Ferne auf grüner Lichtung ästen ein paar Damhirsche und äugten ruhig herüber aus den dunkeln Lichtern, ohne sich zu rühren. — —

Das Festmahl war vorüber — Frau von Dobritz küßte Benigna auf die Stirn: „Meine liebe Tochter, Gott segne Deinen Eingang in unsere Familie. War die Feier nicht herrlich? Waren die Worte unseres lieben Pastors Zieschang nicht wahrhaft erbaulich? Hast Du auch wohl aufgemerkt? Trage sie in Deinem Herzen."

Dann dämpfte sie ihre Stimme, die noch wärmer klang: „Sei Adolph eine gute Frau! Habe ihn immer lieb und sei nicht ungeduldig, wenn er einmal nicht für recht halten sollte, was Du in dem Augenblicke gerade möchtest. Geduld ist für uns Frauen das beste Teil. Glaube es einer alten Frau, die Dich in ihr Herz geschlossen hat. Mache meinen Sohn glücklich, dann wirst Du selbst immer glücklich sein. Und dann, Benigna, bete! Du glaubst nicht, welche Überwindung, welche Kraft, welche Herrlichkeit im Gebete liegt, mein Kind. Zum Schlusse aber noch eines: wenn Du je eine Verstimmung gegen Deinen Mann empfinden solltest, lasse nie die Nacht darüber hereinbrechen. Macht immer Frieden, ehe ihr einschlaft, dann kann nie in Eurem Leben etwas Ernstes geschehen ..."

Benigna hatte die Blicke niedergeschlagen, während Frau von Dobritz ihre Hand hielt. Nun antwortete sie ebenso leise, wie ihre Schwiegermutter gesprochen: „Liebe Mama, es kann nie etwas zwischen uns kommen, denn ich habe ihn lieb. Aber ich danke Dir für Deine Worte."

Frau von Dobritz sah Benigna lange an, noch einmal ruhten ihre schmalen Lippen auf ihrer Schwiegertochter Stirn: „Der Herr segne Dich!"

Adolph, der sich ein wenig zurückgehalten, trat dazu. Strahlend vor Glück legte er seinen Arm um die Braut: „Ist meine Benigna nicht lieb und schön und gut, Mama?"

„Sie ist es, aber — bewahre sie Dir auch! Liebe sie, sei gut mit ihr . . . ja . . . Adolph — immer gut. Und haltet fest am Wort des Herrn. Nehmt ihn mit in Eure Ehe."

Frau von Dobritz griff in die Tasche ihres Seidenkleides, dann legte sie ein

kleines, schwarzes Buch in des jungen Paares Hände. Sie schloß mit starkem Druck die beiden Finger darum: „Lest!"

Adolph schlug die winzige Ausgabe auf. Es stand auf dem Titelblatt: „Das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi nach Dr. M. Luthers Übersetzung." — Und des jungen Paares Augen fielen auf eine derbe Schrift, die ohne Linien ein wenig abstieg nach rechts:

Laßt dieses Buch in Eurem Hause immer das erste sein, dann wird Euch stets begleiten der Segen

Eurer

Euch liebenden Mutter

Moritzburg, 20. Mai 1872.

Marie von Dobritz geb. von Lüdecke.

Da kam der Graf. Er drängte: „Es ist Zeit zum Umziehen."

Der leise Wunsch beschlich Benigna, den Augenblick hinauszuschieben. Papi setzte hinzu, indem er sie mitnahm: „Jetzt könnt Ihr unbemerkt fort."

„Muß ich nicht Adieu sagen?"

„Niemand."

Er schlug die Augen zu Boden, als möchte er sie nicht ansehen: „Leb' wohl. Und ... und ... schreibe mir mal ... und ... vergiß Papi nicht ..." Dann küßte er seine Tochter heftig auf die Wange und eilte davon.

Mamachen und Fräulein Luttermann halfen Benigna beim Umkleiden. Schleier und Brautkranz wurden sorgfältig verpackt. Bald trug die junge Frau das Reisekleid: eine rote Tunika mit kurzem Paletot und einen Hut mit weißer Feder. Es klopfte. Der Wagen wurde gemeldet. Mamachen, die bisher geschäftig vergnügt gewesen war, begann plötzlich zu weinen, umarmte Benigna und rief: „Vergiß uns nicht ganz!"

Dann setzte sie sich müde in einen Stuhl und nickte ihrer Tochter nur noch zu.

Es klopfte von neuem. Draußen stand Adolph — in Zivil, daß Benigna im ersten Augenblick ganz erstaunt war. Sie gingen allein die Treppe hinunter. Von oben klang ein Walzer. Die Jugend wollte tanzen, und so bemerkte im ersten Augenblick niemand, daß das junge Paar verschwunden war. Nur der Graf hatte sich fortgestohlen. Im Erker seines Zimmers lauschte er hinter den Vorhängen, und als der Wagen aus dem Hofe bog, preßte er die Stirn an das Glas und winkte langsam mit der Hand.

19.

Benigna fuhr durch den lichten Frühlingstag mit dem Erwählten ihrer Seele. Die Sonne schien so hell, wie die beiden meinten, sie habe nie geschienen.

Und es war Sonne in der beiden Herzen, der Himmel lachte in ihre Seele hinein, und all das Duften und Grünen und Blühen fand dieser beiden Menschen Augen offen, Augen, die heute alles sahen und doch nichts.

Benigna hielt ihres jungen Mannes Hand, sie barg in seinen großen Fingern ihre kleinen, und ab und zu neigte er sich zu ihr, nachdem er erst zum Kutscher geschaut, und küßte sein junges Weib auf die Wange und dann, als sie ihn bot, auf den Mund. Er fühlte ihr Herz klopfen an seiner Brust. Sie schloß die Augen. Es war, als ob ihre Gedanken ruhten; nur die Sinne wachten dumpf, in dunklem Drange einer ahnenden, reinen Mädchenseele ihn erwartend.

Dann ließen sie sich los. Sie erzählten einander von gestern, von heute. An die Reden dachten sie, an die Telegramme. Und er war anders jetzt, als habe er mit der Uniform alles Äußerliche, das an ihm hing, abgelegt.

Er sprach von Benignas Schönheit, ihren Augen, ihrem Haar, ihrer Gestalt und Stimme und ihrem lieben Wesen. Sie hörte zu, den Mund leise geöffnet, das Haupt nach hinten geneigt. Sie war glücklich, ihn sprechen zu hören, wie er noch nie geredet. Da sagte sie ganz natürlich, nicht eitel, nicht kokett: „Du findest mich schön?"

„Ja, Benigna ..."

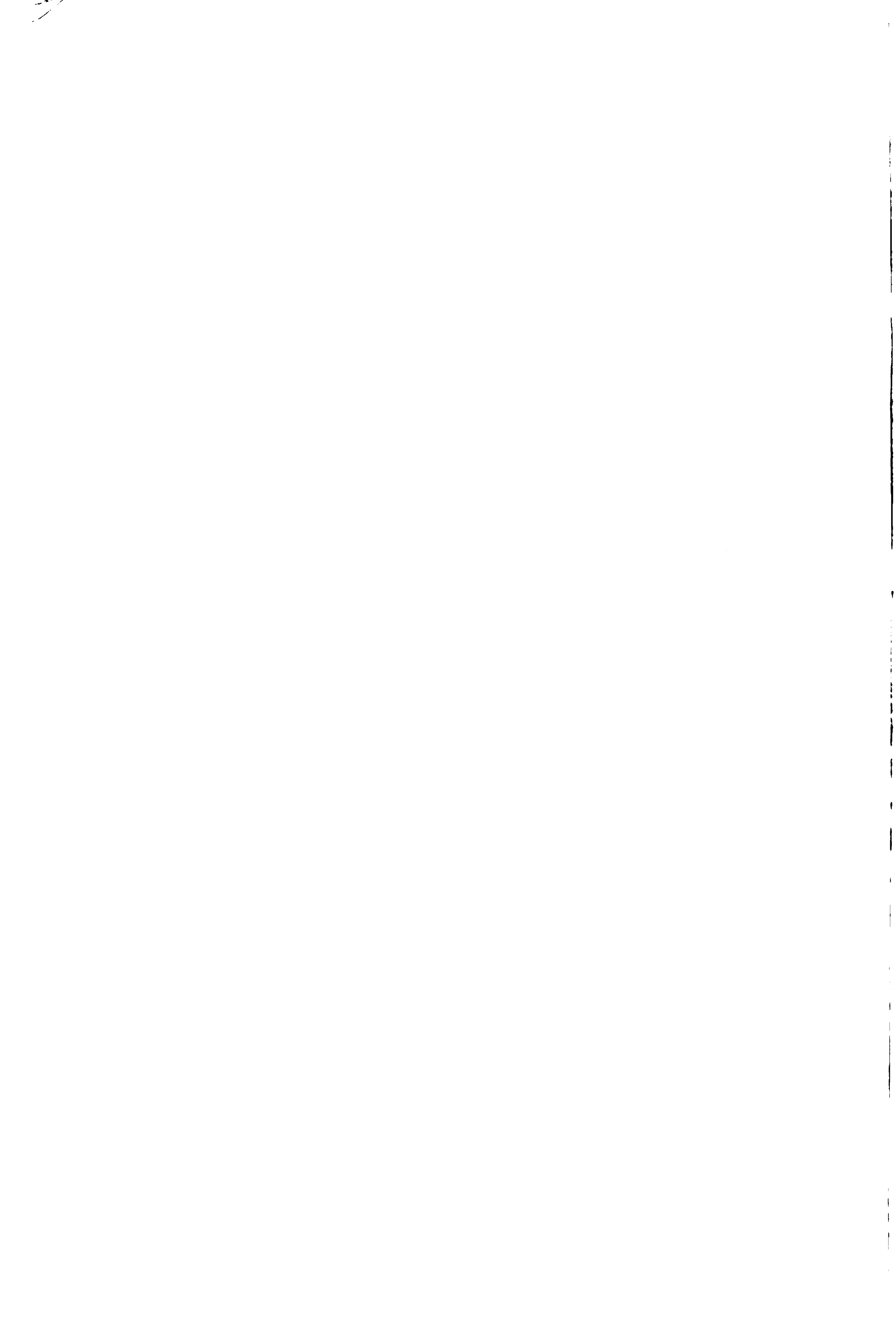
„Warum?" Und sie neigte lächelnd neckisch den Kopf. Er schwieg und ließ die heißen Blicke über sie gleiten. „Warum?"

„Weil Du schön bist, Benigna! Schön! Die Schönste von allen! Ich habe es



In Gedanken.

Gemälde von Prof. C. Albrecht.



Dir nie gesagt. Verzeih mir, ich kann nun einmal nicht große Worte machen."

Er umschlang sie mit aller Gewalt. Seine Hände hielten ihre runden Arme umspannt und glitten streichelnd daran nieder, Benigna durchrieselte ein Gefühl wie sie es noch nie empfunden: die Sehnsucht, nichts mehr zu wissen, als nur sein eigen zu sein. Sie versteckte ihr Gesicht an seinem Hals.

Der Wagen verlangsamte die Fahrt, denn es ging ein Stück bergauf, und die beiden trennten sich jäh. Benigna rieb sich die Augen. Adolph blinzelte geblendet vom strahlenden Licht des Tages zum Kutscher hinauf. Dann setzte er sich gerade: „Nun müssen wir vernünftig sein!"

Sie näherten sich bewohnten Bezirken; an der „Baumwiese" vorüber, kamen sie zum „Wilden Mann", dem stärksten Fall der Straße nach Dresden.

Inzwischen war die Sonne schon tief am Himmel niedergesunken. — Der Wagen fuhr durch die Meißener Gasse. Benigna zeigte das alte, liebe Haus: „Adolph, das Quartier!"

Nun ging es über die alte Brücke. Im Licht der untergehenden Sonne lag der Elbstrom da.

Nach rechts bog der Wagen ab, auf den Theaterplatz, umsäumt vom Zwinger, der Bildergalerie und dem umplankten Bauplatz des entstehenden riesigen Opernhauses.

Gleich darauf hielten sie vor dem Hotel Bellevue. Der Portier mit der Goldtressenmütze öffnete den Wagenschlag. Das Zimmer war bestellt, man wußte, wer die Ankömmlinge waren, und zum erstenmal hörte Benigna sich anreden: „Guten Abend, gnädige Frau!"

Es kam ihr so eigen vor. Ein wenig verlegen war sie, und doch stolz.

Als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, legte Adolph Benigna die Arme um den Nacken und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich habe Dich lieb!"

Sie versteckte sich an ihm. Und ein seltsames Gefühl zog in ihre Seele: etwas wie Angst, sie hätte nicht sagen können warum und wovor. Es war ihr fast eine Erlösung, daß es in diesem Augenblick klopfte. Adolph ließ sie los: „Herein."

Der Kellner fragte, ob die Herrschaften zu speisen wünschten. Das junge Paar sah sich an. Sie schüttelte den Kopf. Er redete ihr zu. Schließlich verstand sie sich zu einer Tasse Tee. Dazu ließ er kaltes Fleisch und für sich Bier kommen. Benigna deckte wie eine kleine Hausfrau den Tisch, machte den Tee und strich ihrem Manne ein Butterbrot.

„Das lasse ich mir gefallen!" sagte er und küßte, als sie ihm wieder etwas reichte, ihre Fingerspitzen. Dann zog er sie neben sich, und als er sie in die Arme schloß, kam etwas über sie wieder wie Furcht und doch Hingezogensein zu ihm.

Sie begannen auszupacken. Viel hatten sie nicht mit. Das große Gepäck war schon auf den Bahnhof geschickt worden, denn morgen sollte die Reise weiter gehen nach Wien, Papi hatte aus alter Anhänglichkeit die Reise nach Österreich mit einigen Hunderttalerscheinen unterstützt. Benigna war es eigen, ihr Nachtzeug aus dem Koffer zu nehmen. Sie legte schweigend alles zurecht. Adolph sah ihr lächelnd zu. Benigna fühlte nur, wie seine Blicke sie verfolgten, und da lachte sie: „Warum siehst Du mich an?"

„Darf ich nicht?"

„Doch!"

„Gehörst Du nicht mir?"

Sie kam zu ihm, und er hielt sie umschlungen. Er fragte: „Ganz?"

„Wie meinst Du das?"

Er sah sie an, sie begriff und ward rot. Er fragte wieder: „Bist Du nicht müde?"

Sie nickte und wandte die Augen ab. Er aber meinte einfach: „Lege Dich immer hin, meine kleine Benigna. Ich werde noch einmal hinuntergehen, um nach dem Gepäck zu sehen, damit morgen früh alles in Ordnung ist!"

Er küßte sie und ging. Sie war ihm dankbar für sein Zartgefühl. Dann packte sie aus, warf mit zitternden Fingern die Kleider ab, löschte das Licht und floh wie ein gehetztes Wild ins Bett. Dort blieb sie im Dunkel liegen mit offenen Augen, und ab und zu lief ein Schauer über den Körper. Sie dachte an Mamachen, der sie nicht recht Lebewohl gesagt, wie sie meinte. Und wie ihre Gedanken bei Papi weilten, war ihr weh ums Herz. Sie hätte ihn bei

sich haben mögen, denn sie fürchtete sich ein wenig mit ihrem Manne allein. Wenn sie ihn auch noch so sehr liebte, sie kannte ihn doch nicht genug. Und sie wartete mit Zittern darauf, daß die Tür sich öffnete und er einträte.

Da war es ihr, als nahe jemand draußen auf dem Gang. Sie drehte sich zur Seite und zog die Decke über den Kopf. Endlich klinkte die Tür. Adolph trat ein. Er schloß hinter sich ab. Auf den Zehen näherte er sich Benigna. Er tastete in der Dunkelheit nach ihr, und zog mit leiser Gewalt die Decke von ihrem Gesicht. Dann kniete er sich hin, umschlang sein Weib, und flüsterte ihr Worte der Liebe zu.

„Hast Du mich lieb?"

„Ich habe Dich lieb."

„Gehörst Du mir?"

„— — — — — — — — — — — — —"

Er bat von neuem: „Gehörst Du mir?"

Sie nickte. Aber er wollte es hören: „Sage es . . ."

Sie schwieg.

„Bitte!"

Sie schwieg.

Da fand er ein Mittel: „Du sollst nicht sprechen. Sage es mir — durch einen Kuß!"

Er kam ganz dicht an sie heran und wartete, bis sie sich entschlösse. Sie zögerte, endlich preßte sie ihn an sich und küßte ihn — wieder und wieder.

21.

Drei Wochen waren sie fern gewesen.

War das eine Freude, als sie sich auf der Moritzburger Chaussee der Stelle nun näherten, wo man zum erstenmal zwischen den Kastanienbäumen das Schloß erblickte. Benigna kniete auf dem Vordersitz des Wagens.

„Moritzburg," rief sie, und klatschte in die Hände. Sie kamen ins Dorf. Jetzt, zur Mittagsstunde, sah man keinen Menschen auf der Straße. Nur von weitem entdeckte Benigna eine weiße Lederhose, die blaue Jacke darüber: ein Stallmann, der bedächtig zu seiner Wohnung schritt. Als sie am Landstallamt vorüberkamen, wuchs die Unruhe der jungen Frau, daß sie ihren Mann in den Arm kniff bei jeder Beobachtung, die sie ihm mitteilte: „Herr von Weerth steht am Fenster, aber er dreht uns den Rücken. Er liest. Da das Torwächterhaus. — Sieh nur, Dolph, der Chausseebaum ist neu gestrichen! Das liebe Grün-Weiß! — Da, da, Dolph, das Gitter! — Das Dach! — Papi! Papi! Papi!"

Sie jubelte laut. Der Wagen bog ab. Mamachen winkte vom Fenster, Fräulein Luttermann hinter ihr. Da stand der Graf, und sie lag an seiner Brust. — „Mein Kind, mein liebes, liebes Kind!"

Er gab Adolph, der gemessen folgte, die Hand: „Ihr bleibt doch über Mittag?"

„Sehr gern!"

Mamachen weinte ein paar Tränen, dann führten die Eltern das junge Paar in Benignas Mädchenzimmer. Jetzt aber standen zwei Betten darin, und Papi erklärte: „Hier sollt Ihr wohnen, wenn Ihr uns besucht. Und ich hoffe recht oft."

Dann ließ er die beiden allein, daß sie sich zurecht machen könnten. Bei Tisch hielt Papi Benignas Hand und flüsterte seiner Frau zu: „Sie sieht gut aus!"

„Ein bißchen schmaler ist sie geworden!" klagte Mamachen. Dann mußte das junge Paar erzählen, erzählen, erzählen. Benigna tat es entzückten Geistes bis in alle Kleinigkeiten, während Adolph lächelnd nur ab und zu ein Wort einwarf.

Das junge Paar blieb nicht lange. Benigna selbst drängte fort: sie wollte „unsere Wohnung" sehen. „Unser", wie das klang! Ehe sie gingen, nahm Fräulein Luttermann noch einen Augenblick wahr, Benigna allein zu sprechen, und raunte ihr zu: „Schreiben Sie bald einmal! Frau Gräfin ist sehr traurig gewesen, daß so lange kein Brief kam. Herr Graf haben ein paar Tage gar nicht gegessen!"

Die junge Frau erschrak. Beim Abschied flüsterte sie in ihres Vaters Ohr: „Verzeih, Papi, ich will besser schreiben! Papi, lieber, lieber Papi!"

Der küßte sie stürmisch. Dann winkten noch die Eltern am Fenster, und zum zweitenmal verließ Benigna das Vaterhaus. Bald lag der Tiergarten hinter ihnen. Sie fuhren durch Berbisdorf. Wiederum weitete sich die Landschaft, und da sah man auch schon Radeburg

liegen. An einer Villa kamen sie vorüber, vor der ein Reiterposten auf und ab schritt mit gezogenem Säbel und klirrender Scheide.

„Da wohnt der Kommandeur!“ erklärte Adolph. Bald bogen sie rechts ab durch ein kurzes Stück geschlossener Straße, dann hielten sie vor einem einstöckigen Hause mit grüngestrichenen Läden. Es war nicht viel mehr als eine längliche Kiste, mit daraufgestülptem Dach, aber es war doch ihr Heim. Adolph meinte stolz: „Es ist das anständigste Haus nach dem des Kommandeurs. Und dann hat es einen famosen Stall.“

Als sie schon ausgestiegen waren, kam der Bursche.

„Guten Tag, Weigel!“

„Guten Tag, Herr Leutnant!“

Benigna gab ihm die Hand. Es folgten Köchin und Stubenmädchen, sauber mit weißen Schürzen. Frau von Dobritz hatte die beiden gemietet. Während sie die Handtaschen hinaustrugen, betrachtete sie die junge Hausfrau von der Seite. Ida, das Stubenmädchen, war groß, blond, mit blauen Augen. Die Köchin, eine ältere Person, hatte ein rotes Gesicht und einen starken Leib, daß sie beim Gehen im Kreuz lag, als müsse sie zu ihrer Dicke ein Gegengewicht finden.

Über der Tür hing, von Fichtenzweigen umrahmt, eine Inschrift „Willkommen!“ Benigna klatschte in die Hände: „O, das ist nett!“

Mit klopfendem Herzen betrat sie die Räume, in denen sie an der Seite ihres geliebten Mannes die nächsten Jahre verbringen sollte. Mit ihm durchwanderte sie die Zimmer. Nach der Straße zu lagen: Herrenzimmer, Salon, Eßzimmer, Schlafstube. Ein Ankleideraum leitete zur Rückwand der Kiste, wo Wirtschafts- und Dienstbotengelasse angeordnet waren. Als sie in der Schlafstube die Sachen ablegten, fragte Adolph als Mann der Ordnung und Soldat: „Welchen Waschtisch willst Du haben, Bena?“

Sie bat ihn zu entscheiden, und er beschloß seinen in den Ankleideraum rücken zu lassen, damit seine Frau besseres Licht hätte, sich anzukleiden. Dabei brummte er: „Und dann habe ich Uniformen, Stiefel, Reitsachen, Rasierspiegel alles zusammen und kann gleich meinen ‚Tubus‘ zum Baden aufstellen!“

Das war der Hauptgrund seiner Großmut.

Benigna begleitete Adolph in den Stall. Er ließ die Türen der Boxen polternd zurückrollen, und das Paar trat zu jedem der Tiere einzeln ein. Benigna kannte sie längst: die „kleine Charge“, den Fuchs, „Messidor“ und den „Goliath“, einen riesigen Gaul, zu groß fast, ihn vor dem Zuge zu reiten. Adolph hatte ihn billig bekommen und hoffte, dieses „geborene Kommandeurpferd“ gut und leicht verkaufen zu können. Der jungen Frau wäre es recht gewesen, denn sobald Platz im Stalle war, hatte Papi versprochen, ihr aus der Jägerei ihren kleinen Fuchs herüber zu schicken.

Dann wurde ausgepackt und eingeräumt, und darüber ward es Zeit zum Abendessen. Am nächsten Morgen hatte Adolph Dienst, deshalb gingen sie zeitig schlafen. Bald hörte sie ihres Mannes tiefe Atemzüge. Sie aber blieb noch lange mit offenen Augen liegen, ein glückseliges Gefühl in allen Sinnen: das Bewußtsein, sie war zu Haus, in ihren Räumen.

Während dann am nächsten Tage Adolph beim Dienst war, zog Benigna ein altes Mädchenkleid an und band eine Schürze um, die Möbel zu stellen, wie sie sich ihr Zimmer wünschte. Mit Ida räumte sie Vasen und Gläser beiseite, in denen Empfangsblumen dufteten, und begann Schränke, Sofas, Stühle, Tische umherzurücken. Ida war die Tochter eines Schneidermeisters. Ihre Mutter war früh gestorben, so hatte sie von Jugend auf tüchtig zugreifen müssen. Der Vater hatte wieder geheiratet, da war sie nun, wie sie sagte, „nich neetig derheem“, und hatte vorgezogen, der zweiten Frau das Feld zu räumen. Die Erzählung kam so selbstverständlich heraus, und doch schien hinter den Worten manches Leid zu klingen, daß Benigna der Gedanke durch den Sinn fuhr: ‚Wie gut hast Du es dagegen.‘

Sie ging in die Küche, um nach dem Essen zu sehen. Als sie eintrat, machte die Köchin eine tiefe Verbeugung, aber sie sprach nichts, sondern wirtschaftete so fürchterlich in ihrer Küche umher, daß

Benigna bald wieder ging. Sie hatte das Gefühl: „Der Alten paßt es nicht!"

Gegen Mittag erst kehrte Adolph zurück. Als sie das Hufgeklapper seines Pferdes hörte, lief sie ans Fenster, und nun sah sie ihn wieder reiten, nicht viel anders als damals beim Truppeneinzuge: groß, gerade, schlank, in wundervoller Haltung, das Pferd am langen Zügel, die rechte Hand wie ein Reiterstandbild in die Seite gestemmt. Und hoch schlug ihr Herz.

Er küßte sie, zog sich den Überrock zurecht und sagte: „Der Kommandeur war riesig liebenswürdig. Er läßt sich Dir empfehlen. Überhaupt: alle waren scharmant."

Dann mußte der Bursche das Pferd führen, und Dolph ging, um sich umzuziehen. Er erschien zu Tisch wie aus dem Ei gepellt. Den Kaffee tranken sie auf dem Balkon. Er hatte zwar keine Aussicht wie der Söller, aber auf der Straße gab es mancherlei zu sehen: Landleute, Spießer, der Arzt, ein Bursche, der einen Teckel spazieren führte, die Frau des Apothekers mit zwei Töchtern, der Briefträger, den Benigna aufgeregt beobachtete, ob er zu ihnen käme, der aber weiterging.

Und da machte sie: „Ach! Wie schade!"

Sie sah ihren Mann lachend an. Das Lächeln schwand von ihrem Gesicht — Er lag im Rohrschaukelstuhle, auf dem er eben noch gewippt, die ausgegangene Zigarre zwischen den Zähnen und — schnarchte. Benigna stand leise auf, schlich in das Herrenzimmer, holte vom Sofa einen roten Schal, den ihre Schwiegermutter gehäkelt hatte und deckte ihn behutsam über die langausgestreckten Beine. Sie betrachtete das hübsche, jetzt stärker gerötete Gesicht Adolphs, und eine Blutwelle ging ihr zu Herzen, im Gedanken daran, daß er ihr gehöre. War es nicht ein Rätsel, das alles: Mann und Frau, Liebe und Ehe? Ein Rätsel, daß sie gerade diesen liebte, und er gerade sie?

Dann schlich sie davon, in den Salon, räumte, stellte, summte ein Lied, ging ins Schlafzimmer, betrachtete ihre neue schöne Wäsche und setzte sich hin, um an den Hemden am Bund kleine lila Bändchen einzuziehen. Ida hatte jetzt, bis das Hauswesen in Ordnung war, genug anderes zu tun.

Als Benigna nach geraumer Zeit leise auf den Balkon trat, nachzuschauen, ob Adolph noch schliefe, fand sie den Stuhl leer. Die rote Decke lag am Boden. Weigel kam, das Kaffeegeschirr zu holen. Er meldete, der Herr Leutnant ließe der gnädigen Frau Adieu sagen, er habe zum Dienst gemußt!

Wieder Dienst? Auch nachmittags? Nun, es gab genug zu tun im Haus! Allein schon die Sorge um das Essen, denn Dolph sollte nichts abgehen.

Zwei Wochen vergingen. Immer hatte Adolph Dienst, war er aber nachmittags nicht beschäftigt, so galt es Besuche machen, bei den Verheirateten des Regiments, den Honoratioren, den Leuten, die zur Radeburger Gesellschaft gehörten. Da Benigna die Offiziersdamen und die Beamtenfrauen, jene einiger Industriellen und die Gattin des Amtshauptmannes kannte, so ängstigte sie das nicht. Die Besuche bei den übrigen machten ihr geradezu Spaß. Die kleinbürgerlich sächsische unnötige Artigkeit, mit Sofaanbieten und guter Stube, mit Wartenlassen, um das Schwarzseidene anziehen zu können, all das kleinliche Würdigtun, all die beschränkte Großmeierei mit engem Gesichtskreis, ja fast Armeleutegeruch, alles machte ihr unbändigen Spaß.

Da machten sie denn eines Tages „Apothekers" feierlichen Besuch. Sie wußten, daß sie sowohl, wie ihre beiden Töchter zu Haus waren, denn sie hatten sie noch eben in einer Barchent-Hausjacke am Küchenfenster gesehen. Nun dauerte es eine unendliche Zeit, bis sie erschien mit einem Hut auf dem Kopf, einem „Toquet", wie man ihn vor dem französischen Kriege getragen, winzig, kaum seine Bestimmung ahnen lassend. Er saß fast senkrecht mit dem Rande auf dem falschen Scheitel der Dame auf, hinter ihm die Riesenwürste eines Chignons, der quoll und sich wand, gleich zitternd quabbeligen Eingeweiden. Und der Hut von einem schreienden blauen Bande eingefaßt, stand da, gleich einer Schützenscheibe, förmlich zum Anlegen und Zielen herausfordernd.

Er machte es Benigna fast unmöglich, die Fassung zu bewahren. Am meisten

quälte sie, daß Adolph ihn offenbar noch nicht bemerkt hatte, denn sie konnte sich nichts mehr denken ohne ihn. Da kam sie auf ein Mittel, ihn aufmerksam zu machen, ein Mittel von einer kindischen Jungfrauenseele ersonnen. Sie warf in die Unterhaltung, nur für ihn bestimmt, das Wort „Chapeau“ mit einem Blick, in dem alle Lachteufel sprühten, ein „Chapeau“, das klang gleich einem seltsamen schmückenden Beiwort, etwa wie man „gnädige Frau“ sagte oder „o, bitte“. Benigna sagte: „Ja, Chapeau, wir sind mit unserer Einrichtung erst jetzt, Chapeau, ganz fertig geworden!“

Sie war glückselig, als Adolph endlich seinen Blick auf das abenteuerliche Gebilde auf dem Kopf der Apothekerin richtete. Aber er lachte nicht, sondern warf seiner Frau einen so finsteren Blick zu, daß ihr jäh das Lächeln auf dem Munde erstarb.

Sie empfahlen sich schnell. Sobald sie auf der Treppe standen, herrschte Adolph Benigna an: „Bist Du denn albern geworden? Was sollen denn die Leute von uns denken? Du verdirbst uns ja unsere ganze Stellung hier! Und wenn der Kommandeur so was hört — das kann mir höllisch ans Bein laufen.“

Seine Augen blitzten sie an. Er war völlig verändert, wie sie ihn nie gesehen, und so traf sie sein Ton, daß sie kein Wort fand zu erwidern. Sie gingen schweigend nebeneinander, er führte sie nicht wie sonst. Zu Haus blieb sie am Fenster sitzen, starrte hinaus, und immer war in ihr das quälende Bewußtsein: er hatte sie angeherrscht wie einen dummen Reiter. Sie weinte still vor sich hin und merkte erst, daß er gekommen war, als sich ihr eine Hand auf die Schulter legte. Leise sprach Adolph zu ihr. Mit keinem Wort erwähnte er zu ihr die eigene Barschheit, er machte nur seiner Frau sanfte Vorwürfe, aus denen die Bereitwilligkeit klang, großmütig zu verzeihen. Und in all ihrer Liebe ward sie weich unter seinen Worten, und ihre Lippen fanden sich in einem Kuß.

Gerade in dem Augenblick meldete der Bursche Graf und Gräfin Moosburg. Das junge Paar fuhr auseinander. Benigna wurde rot, strich sich das Haar zurecht und ging ihren Eltern entgegen. Wie sie den Vater in die Tür treten sah, stürmte sie auf ihn zu. Er hielt sie lange umfangen. Als er sie losließ, sagte er: „Wir konnten es nicht mehr aushalten!“

Dann begrüßten er wie Gräfin Moosburg kurz ihren Schwiegersohn. Die Tochter aber zogen sie beiseite, als sei Adolph gar nicht da. Er stand dabei, ein klein wenig befangen, daß er so gar nicht beobachtet wurde. Er besah seine schöngepflegten Nägel und lächelte, und es stand ihm gut, fast wie einem Mädchen. Als er sah, daß die Eltern noch immer ihr Kind liebkosten, ging er langsam in das anstoßende Zimmer. Sehr zartfühlend, denn er blickte nicht auf, sondern besah nur den dritten Finger der rechten Hand, an dessen Nagelmond ein Hautsplitterchen abstand, das er bisher noch nicht kannte.

22.

Im Regiment gab es nur drei Verheiratete außer dem Leutnant von Dobritz, nämlich den Major Freiherrn von Grandt, dessen Frau bei Benignas Polterabend bewiesen hatte, daß sie nicht umsonst im Geruche stand zu dichten; Rittmeister Graf Forchheim mit einer Cousine Forchheim der bayerischen Linie vermählt; Rittmeister von Höllach endlich, der glückliche Gatte einer Leipzigerin, im Regiment, wenn er nicht dabei war, „Aurora“ geheißen.

„Aurora“ war beurlaubt. Dienstlich zwar er, doch im Grunde sie, denn er hatte in solchen Dingen nichts zu sagen. Sie war schon fort, als Benigna in Radeburg eintraf, und die junge Frau empfand eine gewisse unbestimmte Beklemmung im Gedanken an diese Dame, die sie sich als Drachen mit guten Manieren vorstellte.

Gräfin Forchheim bekam man kaum zu sehen. Sie hatte immer mit ihren Kindern zu tun, die, ein grausames Schicksal, alle beide geistig nicht für normal galten. Es hieß: eine Folge zu naher Verwandtschaft der Eltern.

Adolph aber wünschte gerade besonders, daß sich Benigna zur Gräfin halten solle. Er hatte gesagt: „Sie stehen im Gotha in der zweiten Abteilung!“ Dabei machte er ein feierliches Gesicht, und

beim Schließen der Absätze klirrten leise seine Sporenräder. Als Gräfin Forchheim sie am Tage eines „Liebesmahles“ im Kasino zum Tee bat, sagte Benigna zu. Sie liebte die Regimentsdiners nicht, denn jede Stunde ohne ihren Mann schien ihr verloren. Und um so quälender war ihr der Tag, da Adolph ihren Vater und den General als Gäste hatte. Sie kamen schon eine Stunde vor der Essenszeit gemeinsam im Wagen von Moritzburg herüber.

Der General sah die Wohnung an von unten bis oben, von vorn bis hinten. Er lobte Einrichtung und Geschmack, fand den Stall tadellos. Im Salon plauderten die Herren mit Benigna, bis Adolph vom Dienst käme. Sie erzählte lebhaft von all dem Neuen, das sie hier umgab, in ihrem alten Ton mit absonderlichen Worten, die sie liebte; aber in ihrer Denkungsweise schien etwas verändert, ein Anklang, als rede ihr Mann: „Es tut mir so leid, daß Mamachen nicht mit ist. Nun ist sie so bluteinsam dort drüben. Aber Papi, ich konnte Gräfin Forchheim nicht gut absagen. Sie ist die erste Dame hier. Ihr Vater ist nämlich Reichsrat und Sankt Georgenritter.“

Der Graf lachte. Aber während er antwortete, kam die dunkle Stimmung über ihn: „So! Schau einmal, solche gibt's noch mehr. Hat er etwa die Lebensrettungsmedaille? Dann lass' ich ihn grüßen. Sonst nicht.“

Der General war für das Eiserne Kreuz erster Klasse, und im weiteren Gespräch stellte sich heraus, daß Benigna gar nicht wußte, was der Georgenorden eigentlich sei.

Als dann Adolph erschien und Benigna zu ihm ging, weil es schon spät war, ihm beim Umziehen zu helfen, tauschten die Freunde ihre Gedanken aus. Der Graf meinte: „Die Forchheim sind ja eine gute Familie, aber Benigna ist auch nicht hinter der Hecke gefunden worden.“

Und der General sagte mit rollenden Augen: „Weißt Du, Alex, ich hätte das Toilettenzimmer meiner Frau gegeben. Das kann ich Dir sagen, so alt ich bin, ich habe noch keins gehabt!“

Als aber Adolph erschien, war der alte Haudegen ganz freundlich. Im Grunde freute er sich, daß er wieder unter zweierlei Tuch kam. Sie gingen davon, der junge Offizier nicht wenig stolz auf seine Gäste, weil die anderen Leutnants doch gewiß nur Leutnants eingeladen hatten.

Es war schon fünf Uhr. Benigna begab sich zur Gräfin Forchheim. Sie hörte die verlegene, blonde, kleine Frau, die auch in ihren Blütejahren keine Schönheit gewesen war, von ihren Kindern sprechen, mit Wärme und Stolz, als ob es lauter gesunde, starke Sprossen seien. Dann erhob sich die Gräfin: „Liebe Frau von Dobritz, wollen Sie mal zu den Kleinen gehen?“

Als Benigna bejahend aufstand, eilte die Gräfin voraus. Sie schien sicherer geworden zu sein, und ihre Züge wurden fast hübsch, als sie, ein kleines Mädchen auf dem Arm, ihrem Gaste entgegentrat. An dem Kinde schien nichts ungewöhnlich zu sein, bis auf den blöden Ausdruck, ja es hatte ebenso wie eine andere Tochter von etwa zwölf Jahren ein auffallend regelmäßiges Profil. Die Große kam Benigna ganz langsam Schritt um Schritt entgegen und küßte ihr langsam die Hand. Langsam knickste sie dabei. Ihre Mutter strich über ihr prachtvolles freihängendes Blondhaar und fragte: „Ist sie nicht schön?“

Benigna nickte. Ja, das Kind war schön, aber es hatte etwas Unheimliches in seiner steifen Langsamkeit. Dann setzten sich die Damen in die Kinderstube. Das Kleine lallte, die Große nahm langsam Platz, drehte langsam den klassisch schönen Kopf zur Seite, wandte ihn langsam zurück. Langsam senkte sie die Lider, langsam gingen sie wieder auf. Benigna wußte, wer das genau so tat: die große Puppe, mit der sie früher gespielt. Und eine Art Grauen überfiel die junge Frau, der peinigende Gedanke, sie säße hier unter lauter Marionetten. Darum stand sie bald auf, sich zu empfehlen, und erst als sie auf der Straße stand und rannte, wie von etwas verfolgt, um heim zu kommen, fiel ihr ein, daß sie bei der Gräfin über dem Kinderbesuch vergessen hatte, Tee zu trinken.

Benigna ging früh zu Bett, aber sie ließ das Licht brennen. Sie fürchtete sich allein und schaute immer ab und zu angespannt in alle finsteren Winkel des Zimmers. Es war ihr, als stünde überall das große, blonde Mädchen und machte langsam, langsam die Augen auf und zu.

Endlich ging das Gartentor. Schritte klangen auf dem Gang. Adolph trat ein. Er, sonst so gemessen, ließ den Säbel klirrend schleppen. Er hatte einen roten Kopf. Seine Augen leuchteten. In der Tür blieb er stehen und knöpfte die weißen Handschuhe in den Korb des Säbels ein. Als er seine Frau noch wach sah, rief er erstaunt: „Bena!"

Sein Mund blieb offen. Dann setzte er sich zu ihr auf den Bettrand und erzählte vom Liebesmahl. Er berichtete, wer alles von älteren Herren mit ihm gesprochen hatte. Daß der Kommandeur so liebenswürdig gewesen sei, Papi und den General neben sich zu setzen. Er schien sehr zufrieden mit dem Tage, zog aus dem Ärmelaufschlage des Überrockes ein Musikprogramm und überreichte es feierlich seiner Frau. Auf der Rückseite stand: „Der jüngsten Dame des Regiments kommen eins vor." Dann folgten eine Menge Namen, kreuz und quer durcheinander, und darunter, worauf Adolph besonders aufmerksam machte: der Kommandeur, General von Deemuth und Papi.

Leutnant von Dobritz meinte, es müsse seiner Frau mehr Eindruck machen, als geschah und war ganz verdutzt, als sie ihn jäh mit der Frage unterbrach: „Nicht wahr, Du bleibst hier?"

„Na, natürlich ... warum denn?"

„Ich fürchte mich so!"

Sie blickte wieder in die Ecken des Schlafzimmers. Aber ihm fiel etwas ein: „Denke Dir, Forchheim ist versetzt. Etatsmäßiger nach Leisnig. Dafür kriegen wir den ‚Kaptän'. Ah so, Bena! Das ist nämlich Premierleutnant, jetzt Rittmeister von Bassow. Er ist übergetreten. Stand früher in Preußen. Der ‚Kaptän'. Gott, jeder kennt ihn. Er heißt nämlich ‚Kaptän', weil er seinen Rittmeister immer so nannte. Er kam immer zum Dienst zu spät, und als da mal der Rittmeister für ihn seine Abteilung reiten läßt, kommt Bassow mit 'ner Zigarette und sagt, statt sich zu melden oder sich zu entschuldigen, nur: ‚Morjn, morjn, Kaptän, schon so tätig?'"

Adolph lachte laut auf, und eine Dunstwolke von Zigarettengeruch und Wein zog seiner Frau entgegen. Er merkte nicht, daß sie ernst blieb, sondern begann sich auszukleiden. Als er lag, griff Benigna nach seiner Hand, fest hielt sie die Finger in der Dunkelheit gepackt. Sie wollte wenigstens wissen, daß er da war. Er erzählte aber noch lange von seiner Wirklichkeitswelt, von all den fröhlichen, kräftigen, jungen Reitersleuten, während in ihrer Traumseele seltsame langsame Mädchen auftauchten, in langen blonden Haaren, die unablässig, gleichsam wie beim Atmen, langsam die Augen schlossen und langsam öffneten.

Am anderen Morgen, als Adolph längst draußen auf dem Exerzierplatz vorm Zuge ritt, erwachte Benigna. Sie war ruhig jetzt, beim Licht des Tages, aber der Gedanke an das arme Kind, das sie gestern gesehen, haftete noch in ihrer Seele. Mit ihrem Manne sprach sie davon am Abend, in ungewissen Ausdrücken, daß er sie zuerst nicht verstand, indem sie tastete an den Geheimnissen des Werdens und Entstehens. Ein Kind war sie noch in solchen Dingen. „Kann das ... ich meine ... so ein armes, krankes Kind ... ist das ... ich meine ... oft so ...?"

„Warum willst Du das wissen?"

„Ich möchte nie so ein Kind haben!"

Er nahm sie beim Arm, blickte ihr von ganz nah in die Augen: „Überhaupt nicht?"

Sie strich sich das dunkle Haar aus der Stirn und fragte: „Wie meinst Du das?"

Nun erklärte er es ihr. Sie wurde nachdenklich, dann nickte sie, und sie stritten sich scherzend, ob es ein Junge oder ein Mädchen sein solle. Endlich waren sie einig: ein Bube. Er dachte, der Entschluß sei erst jetzt gekommen, doch sie meinte ein paar Tage darauf: „Dolph, einen Jungen habe ich mir immer

gewünscht. Und dann ist Papi Pate und der General auch."

Adolph stimmte bei, aber fügte sofort hinzu: „Und wenn es doch ein Mädchen wäre, dann steht Mama Pate."

„Und Mamachen!"

„Meinetwegen. Aber erst wollen wir mal sehen ob ... ob ... ob ...?"

Benigna summte ein Liedchen, sah dabei ihren Mann schelmisch an und huschte hinaus. Als sie sehr bald wiederkam, hing sie sich an seinen Arm, ging mit ihm durch das Zimmer hin und her. Ihre schwarzen Augen waren weit fort im Reiche Nirgendwo, auf dem zitternden Sterne Weißtduwer, im Sonnensystem erdferner Sehnsucht. Sie warf sich ihm plötzlich um den Hals und küßte ihn zum Ersticken.

Er aber ließ es freundlich geschehen, sah sie an mit ein wenig fremden Blicken, geschmeichelt durch ihre Zärtlichkeit und sagte begütigend, indem er ihr das Haar strich und die Schulter klopfte: „Na, na! Na, na! Bena!" —

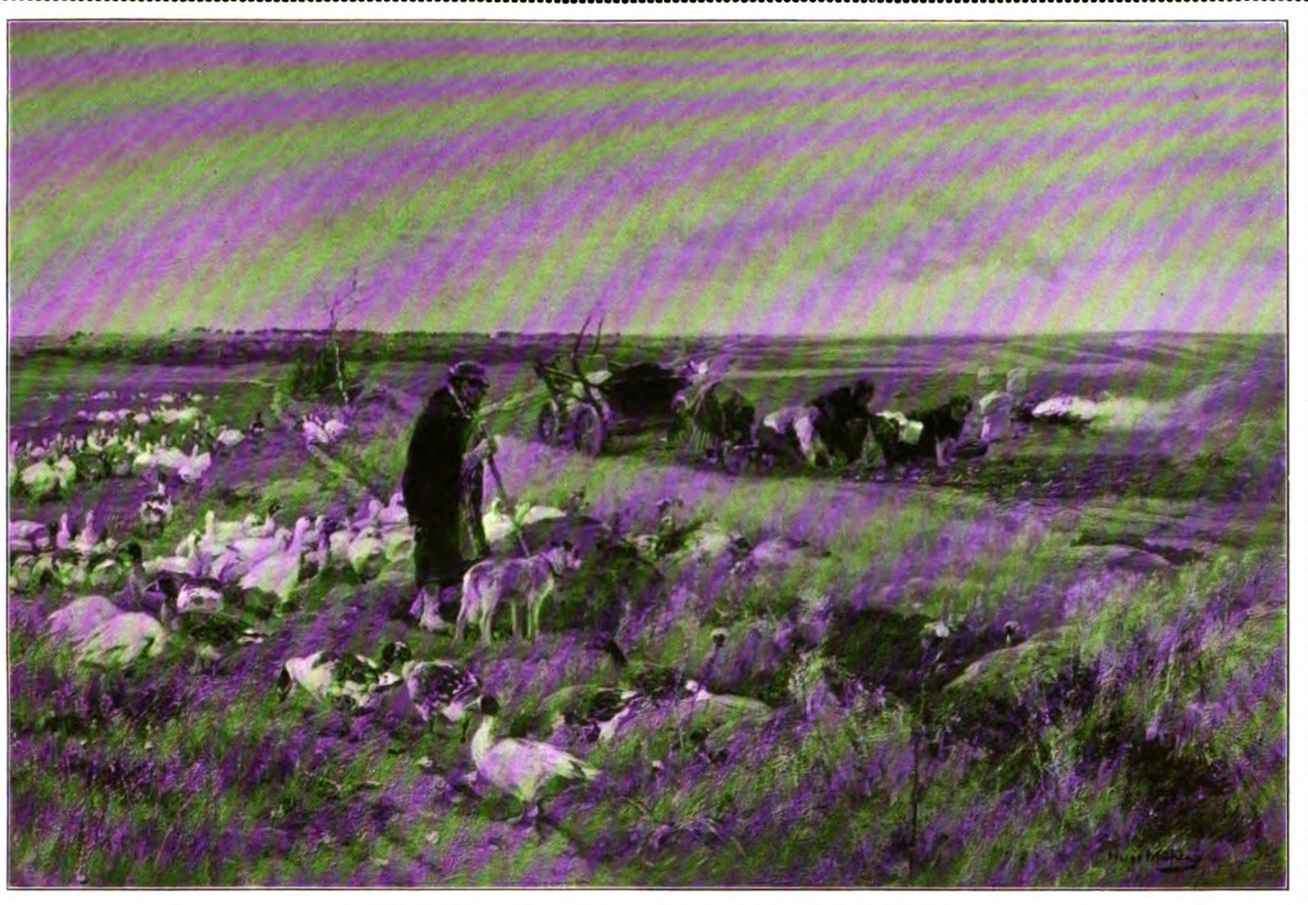
Mamachen hatte erwartet, ihre Tochter werde während des Manövers bei ihnen in Moritzburg zu Besuch weilen. Sie ließ aus Benignas Mädchenzimmer das zweite Bett wieder herausnehmen, denn die Herbstübungen fanden im Vogtlande so weit entfernt statt, daß Adolph auch an Rasttagen nicht zu Besuch herüberfahren konnte. Da sagte die junge Frau ihren Eltern ab. Sie könne sich nicht entschließen, ihr Haus zu verlassen, sie habe eine Menge zu tun, müsse mit der neuen Köchin einmachen, denn die erste hatte sie entlassen müssen, und wolle die Reinigung der Zimmer überwachen, denn wenn Adolph wiederkäme, solle er alles wie neu vorfinden. In ihrem gesamten Denken war nur er, seine Neigungen, seine Bequemlichkeit, sein Vorteil, sein Glück, sein Wunsch, mehr fast noch — sein Befehl.

Die Eltern empfanden das bitter. Gräfin Moosburg barmte und klagte Fräulein Luttermann ihr Leid. Zu ihrem Manne und dem General, der jetzt mindestens dreimal wöchentlich in der Jägerei aß, sagte sie: „Da zieht man nun so ein Kind groß, denkt den ganzen Tag nur daran, was ihm Freude machen könnte, legt sich alle Entbehrungen auf — und wenn der junge Vogel fliegen kann, fliegt er fort und sagt nicht einmal: ‚Danke' ..."

Bei den „Entbehrungen" nickte die Luttermann, und der Graf blickte schmunzelnd seinen Freund an.

Benigna aber bangte vor dem Augenblick, wenn sie sich von ihrem Manne trennen mußte, und als nun Adolph endlich wirklich zum Hoftore hinausritt und ihr noch unter dem Helm einen letzten Blick zuwarf, sah sie ihm vom Fenster aus lange nach, ohne doch etwas zu erblicken, so dicht war der Tränenschleier vor ihren Augen. Sie wollte in seinem Zimmer sitzen, aber der Gedanke, daß er nicht mehr da sei, trieb sie hinaus. Da klangen Trompeten, in der Ferne spielte beim Ausmarsch die Regimentsmusik. Benigna nahm ihr Opernglas und schaute angestrengt am gegenüberliegenden Hause vorbei auf eine Lücke zwischen zwei Kastanienbäumen des spärlichen kleinen Nachbargartens. Dort konnte man, sie hatten es gemeinsam öfters beobachtet, über dem Grün eines Busches gerade noch die Köpfe von Reitern sehen. Adolph hatte versprochen, an dieser Stelle zum letzten Male herüberzublicken. Richtig, da tauchten Helme auf. Ein paar Trompeten blitzten in der Sonne, und heller schmetterten die Hörner. Adolph stand bei der ersten Schwadron, und da er den ersten Zug führte, mußte er nun gleich kommen.

Da — nein, das war der Adjutant. Halt, da: Adolph. Aber warum sah er nicht her? Er wandte nicht einmal den Kopf. Und nun hatte ihn auch schon der Kastanienbaum verschlungen. Den ganzen Tag fragte sich Benigna, warum er nicht zu ihr geblickt, und am Abend schrieb sie ihm den ersten Brief, seitdem sie verheiratet waren. Sie konnte nicht einschlafen, denn immer dachte sie an ihn, immer tastete sie nach seinem Kopfkissen, sich zu überzeugen, ob er denn wirklich nicht da sei. Am nächsten Tag arbeitete sie mit den beiden Mädchen von früh bis abends, alles zu säubern. Sie war so fleißig, daß sie zu keinen traurigen Gedanken Zeit fand und nach ihrem einsamen Abendessen sofort ein-



Hessischer Gänsehirt. Gemälde von Prof. Hugo Mühlig.

schlief, ohne dann in der Nacht ein einziges Mal aufzuwachen. Am Morgen fühlte sie sich nicht wohl. Sobald sie aber sich aufrichtete, kam es wie ein Schwindel über sie, und sie legte sich wieder auf das Kopfkissen. Nun ward es besser, und nach einiger Zeit stand sie auf. Als sie sich aber bewegte, flimmerte es ihr vor den Augen. Sie mußte sich am Waschtisch festhalten, um nicht zu fallen. Langsam tastete sie sich zum Bett, wischte mit dem Taschentuch die Stirn und streckte sich von neuem aus. Dann schlief sie ein. Als sie erwachte, rief sie das Mädchen und klagte, wie unwohl sie sich fühle. — „Ich glaube doch, irgendeine Krankheit steckt in mir."

Das Mädchen lachte. Benigna fühlte sich ein wenig verletzt: „Was lachen Sie denn?"

„Nu, knädige Frau, missen nich beese sein, aber ich denke mir so mei Teil!"

„Was denn?"

„Iber das, was der knädigen Frau fehlt."

„Sagen Sie's doch!"

Ida ließ sich am Bett auf die Knie nieder, küßte Benignas Hand und begann ihr zu erklären, wie lieb sie ihre Herrin hätte. Sie sei noch nie in einer so guten Stelle gewesen. Plötzlich sagte sie mit einfachen Worten, wie sie unverdorbene Menschen brauchen, denen die natürlichen Vorgänge des Lebens keine alberne Geheimnistuerei sind: „Knädige Frau sein eben in der Hoffnung."

Dann dauerte es nicht lange, so erschien Doktor Grünwaldt, den Ida geholt hatte, ein alter Herr mit glattrasiertem Schauspielerkopf, um den das dichte, leichtgelockte schneeweiße Haar stand wie ein leuchtender Kranz. Benigna empfand eine gewisse Beklemmung, sie hätte gewünscht, Adolph möchte dabei sein, aber angesichts des alten Arztes, der sie seit Kindesbeinen kannte, schwand ihre Beklommenheit.

Er war gegen sie wie ein guter, lieber Großvater, sprach von der Jägerei, Papi, Mamachen, und sie gewann Vertrauen, als sei er immer in der Nähe gewesen. Als er sich empfohlen hatte, wußte sie, daß Ida sich nicht geirrt. Und am Abend ging sie zu Adolphs Schreibtisch, nahm sein Briefpapier und schrieb ohne Besinnen:

Mein geliebtes Kleinod,

ganz einsam sitzt Deine kleine Bena in Deinem stillen Zimmer und denkt an Dich in dieser nächtlichen Stunde. Neben mir flackert das Licht. Keine Seele wacht mehr im Hause, ich aber kann den Schlaf nicht finden, denn ich muß an Dich denken, mein einziger Dolph. Wenn Du hier wärst, eng bei mir, würde ich zu Dir sprechen: Sieh mich nicht an, bestimmt nicht an, denn ich muß Dir ein Geheimnis ins Ohr flüstern. Und das ist nicht, daß ich Dich liebe über alles, alles, alles, alles, alles, alles in der Welt — denn das weißt Du ja — nein es ist etwas, wobei Du mir nicht in die Augen sehen darfst. Weißt Du noch, was wir zusammen sprachen, ob Papi oder Mama oder Mamachen Pate stehen sollten? Siehst Du, Geliebter meiner Seele, Du mein Alles, mein Kleinod und köstlicher Schatz, mein, mein, mein, mein Dolph — es wird so sein, wir werden Papi wählen oder Mama und Mamachen.

Verstehst Du, was ich damit sagen will? O, mein Gott, bin ich glückselig, daß mein tiefster Traum, mein reinster Wunsch in Erfüllung gehen soll.

Ich danke Dir so sehr, und ich liebe Dich so, so, daß ich es Dir nie, nie werde ausdrücken können. Und ich sehne mich so nach Dir! Ach ich möchte Dich hier bei mir haben und gerade zu dieser einzigen Stunde. Ich glaube, ich könnte es Dir jetzt in diesem Augenblick doch sagen. Und dann würde ich mich bei Dir verkriechen und nichts mehr wissen wollen von der ganzen Welt und von allen Menschen, als nur Dich. Dich, den ich liebe! Dich, den besten der Männer, den schönsten, den liebsten, den einzigen, an den je in ihrem ganzen Leben gedacht hat

Deine Bena.

Unser Nest, Mittwoch.

23.

Am andern Morgen hielt der Moritzburger Wagen vor der Tür. Mamachen kam mit Fräulein Luttermann. Als Benigna ihnen die große Neuigkeit mit-

teilte, waren beide tief gerührt, aber sie verlangten — sie baten nicht, nein sie verlangten —, Benigna dürfe nun nicht mehr allein in Radeburg bleiben. Sie gab nach. Eine Art von Selbständigkeitsgefühl hatte sie vor allem veranlaßt, nicht ihre stolze eheliche Wohnung zu verlassen und in ihr Mädchenverhältnis zurückzukehren. Die angehende Mutter aber war dazu bereit. So wurde denn sofort gepackt, Benigna legte noch den Mädchen allerlei ans Herz, dann fuhr der Wagen fort. Unterwegs begegneten sie dem Briefträger, der schon von weitem mit den Postsachen winkte. Gräfin Moosburg ließ halten — zum Glück, denn eine Karte Adolphs war unter den Zeitungen. Und nun war Benigna so versunken in ihres Mannes Liebesgruß, daß sie die erste Viertelstunde der Fahrt nicht aufsah, sondern einmal nach dem anderen die wenigen Zeilen durchlas.

Er setzte auseinander, warum er nicht zum Fenster hinüber geblickt: in dem Augenblick habe nämlich der Kommandeur mit ihm gesprochen. Zu dieser Erklärung aber brauchte er so viel Platz, daß nicht viel anderer Raum übrig blieb als für die Unterschrift, Grüße und den genauen militärischen Vermerk: „M. Qu. Zehren 7. 9. 72. 845 N.“

Als sie sich dem Tore des Tiergartens näherten, kam ihnen ein Moosburger Stallbursche entgegen geritten, Benignas kleinen Fuchs zur Hand: der erste Gruß Papis. Er hatte sich ausgedacht, nun wo Platz im Stalle war, sollte seine Tochter wenigstens täglich reiten können. Sein Hintergedanke dabei war: dann würde sie wohl leichter den Weg zur Jägerei finden.

Mamachen rief dem Burschen zu, sofort kehrt zu machen. Sie wurde sehr erregt: um Gottes willen, jetzt reiten, da setzte Benigna ja ihr ganzes Glück aufs Spiel. Und auf der Fahrt bis Moritzburg gab sie ihrer Tochter unausgesetzt Verhaltungsmaßregeln, die Benigna lächelnd hinnahm, während Fräulein Luttermann schämig zur Seite blickte.

Der Graf deutete sein Unterrichtetsein mit keinem Worte an. Er fuhr mit dem General nach Dresden. Abends hatte er Ernst und Fritz eingeladen, und da es Sonnabend war, besuchte er mit den Jungen und seinem Freunde „Neßmüllers Sommertheater“ im Großen Garten. Dort hörten sie eine Posse, deren Lokalwitze die Buben so unterhielten, daß sie vor Freude schrien. Nicht eben melodisch, denn sie befanden sich beide noch im Stimmwechsel. In der Nacht fuhren dann alle nach Moritzburg.

Die Brüder begrüßten Benigna kühl, obwohl man sich lange nicht gesehen hatte. Am Sonntag morgen besuchten alle den Gottesdienst in der Schloßkapelle, dann ging der männliche Teil der Familie in den Schloßgarten auf der anderen Seite der Teiche. Die Damen aber kehrten nach der Jägerei zurück.

Der Graf blickte sich um, ob seine Tochter nicht doch sich ihm anschließen würde, aber sie hatte mit Mamachen so eifrig zu sprechen, daß er unwillig weit ausschritt. Am späten Nachmittage fuhren Ernst und Fritz nach Dresden zurück. Sie ließen ihre angehenden Bässe tönen, streckten ihre schmalen Gestalten, räkelten die dünnen, unausgeglichenen Glieder mit den dicken Gelenken und durchsetzten angesichts Benignas ihre Rede mit lateinischen und griechischen Brocken, damit sie nichts verstehen sollte. Beim Abschiede unterstrichen sie völlige Wurstigkeit, küßten Mamachen nur kurz, waren gnädig gegen die Luttermann und übersahen ihre Schwester.

Benigna schien von allem nichts zu merken. Sie schrieb auf ihrem Mädchenzimmer lange Briefe an ihren einzig geliebten Mann, hatte leise gerötete Wangen, tiefer liegende Augen und schlief jetzt nach Tisch immer eine Stunde auf Mamachens Sofa. Sie konnte die Zeit nicht erwarten, daß die Herbstübungen zu Ende wären. Das äußerte sie einmal bei Tisch. Der Graf, der in kratzbürstiger Stimmung sich befand wie niemals sonst, schien sich zu ärgern, doch Mamachen sagte: „Ach Gott ja, mein armes Kind, so lange ohne Deinen Dolph!“

Graf Moosburg fragte kurz: „Nun, ihre Eltern sind wohl nicht mehr da?“

Mamachen antwortete mit süßester Stimme: „Ach, sie liebt ihn doch so!“

„Und uns wohl nicht mehr?“

„Er ist doch ihr Mann!“

Plötzlich sprang der Graf auf, schlug

auf den Tisch, legte heftig die Serviette fort und rief: „Und Du bist ihre Mutter, und ich ihr Vater! Zum Donnerwetter!“

Dann ging er zur Tür. Ehe er hinaustrat, wendete er sich noch einmal um: „Ich glaube, wir waren wohl zuerst da, vor diesem . . . diesem Puppengesicht!“

Er hatte nur mit seiner Frau gesprochen, als sei Benigna gar nicht da. Diese war blaß geworden, und ihre Lippen zuckten. Die zartgeschwungenen Brauen gingen auf und nieder, ihre Nasenflügel bebten. Sie zog sich sofort auf ihr Zimmer zurück und erschien nicht zum Abendessen. An ihren Mann aber schrieb sie einen langen Brief voll solcher Schmeicheleien, daß er eigentlich erröten mußte beim Lesen. Doch der Grundton tiefer Liebe zitterte hindurch und hob ihre Worte.

Als nun endlich der Abend kam vor der Rückkehr des Regimentes, war Benigna glücklich, die Jägerei zu verlassen. Immer klang ihr das „Puppengesicht“ in den Ohren, und beim Abschied neigte sie sich nicht wie sonst zu Papi, hob nicht die Arme um seinen Hals, sondern wartete, daß er sie küssen solle. Graf Moosburg aber gab seiner Tochter steif die Hand und sagte nur kurz, indem er sie kaum mit dem Blick streifte: „Leb' wohl, mein Kind!“

Benigna fuhr stumm davon, nachdem sie Mamachen gebeten, sie allein zu lassen, sie dafür aber herzlicher geküßt als sonst.

Als sie beim Torwärter den Tiergarten verließen und der alte Mann seine blaue Dienstmütze freundlich zog, kam ihr der jähe Gedanke, umkehren zu lassen, um Papi nur noch einmal einen Kuß zu geben. Aber es war schon zu spät, und immer wieder klang das böse „Puppengesicht“ in ihr, wie eine Beleidigung des Liebsten, was sie besaß.

Am andern Morgen erhielt Benigna eine Aufforderung der Frau von Grandt, mit Frau von Höllach dem Regiment entgegen zu fahren. Die Damen holten zur bezeichneten Stunde Benigna ab. Sie fürchtete sich ein wenig, nicht vor der Gattin des Etatsmäßigen, denn die war immer freundlich mit ihr gewesen, aber vor „Aurora“, die sie noch nicht kannte.

Im Wagen saß eine rundliche Frau. Ihr breites Mondgesicht lächelte, als die Dichterin sie mit der jungen Regimentsdame bekannt machte, und sie sagte in einem Tonfall, der über den Leipziger Ursprung keinen Zweifel ließ, sie habe schon soviel Schönes von Benigna gehört, sie sei überzeugt, das bliebe weit hinter der Wirklichkeit zurück. Dabei ließ „Aurora“ die Blicke über Frau von Dobritz gleiten, als wollte sie jede Hautfalte finden und in einem Modenbericht ihre „Toilette“ beschreiben.

Schon verkündeten Staubwolken in der Ferne das Herannahen des Regimentes. Frau von Grandt ließ den Wagen seitwärts der Straße auf ein Stoppelfeld fahren, um, wie sie sagte, „die Parade abzunehmen“. Man vernahm ein Signal, das sich die ganze lange Kolonne hinunter fortpflanzte. „Aurora“ erklärte: „Schritt“. Dann wurden die Staubwolken dünner, schwächer und wälzten sich träge, tief am Boden hin. Pferdegetrappel ward vernehmbar, ab und zu ein Klirren der Säbelscheiden, und immer deutlicher zeichnete sich auf der Straße die Heerschlange des Regimentes ab.

Nur noch ein Gedanke beherrschte Benigna: wo war er? Die Damen hatten sich im Wagen erhoben. Man bemerkte sie, und der ganze Regimentsstab setzte über den Chausseegraben auf das Stoppelfeld, was dem dicken Oberstabsarzt beinahe den Sitz gekostet hätte. Benigna sah die bestaubten, braungebrannten Reiter auf sich zukommen. Der Wagen ward umringt. Sie hörte Worte, gab Hände, sie antwortete sogar und wußte doch im Grunde kaum wem, denn an den Gestalten der Reiter vorüber irrte ihr Blick zum vorbeiziehenden Regiment. Und da entdeckte sie ihn, nicht fern vom schmetternden Trompeterkorps am Ende des ersten Zuges, den er unausgesetzt übersah, ob die Reiter gerade säßen und die Zügel richtig führten, ob sie gut auf Lücken ritten und aufschlössen, daß die Kolonne nicht zu lang würde. All das schien ihm so wichtig, daß er kaum einen Blick hinüberwarf zu seinem sehnsüchtigen jungen Weibe mit dem süßen Geheimnis unter dem Herzen. Sie sah ihn zu Pferde sitzen, mit seiner hohen, schlanken Figur, und sie dachte an den Truppen-

einzug in Dresden, da sie ihn zum erstenmal erblickt. Und wieder erinnerte sie sich des Ausrittes zu den Herbstübungen als er nicht herübergeschaut, weil der Kommandeur mit ihm sprach. Da wurde sie so erregt in der peinigenden Ungewißheit, ob er zu ihr geritten käme, daß sie den Herren kaum antwortete, die sie begrüßten. Die Rittmeister kamen allmählich an den Wagen, einer nach dem anderen, sobald ihre Schwadron heran war. Adolph blieb drüben an der Kolonne und war nun längst verschwunden im dichten weißlichen Straßenstaube.

Als die Handpferde den Beschluß machten und auf der Chaussee die letzten Reiter verschwunden, das Pferdegetrappel leiser klang, folgte der Wagen, damit die Damen nicht in den Staub kämen.

Benigna, mit ihren Gedanken nur bei ihm, sagte zu Frau von Grandt: „Er ist nicht gekommen!“

„Wer?“

Nun erwachte sie und fügte ein wenig befangen hinzu: „Mein Mann!“

Die andere gab zurück, in die Polster des Landauers gelehnt, wie etwas dienstlich Selbstverständliches, das eine Soldatenfrau wußte: „Er kann nicht einfach so fortreiten von der Schwadron!“

Benigna sah sie erstaunt an: „Aber die anderen Herren, Herr von Höllach ist doch gekommen!“

Da richtete sich „Aurora“ auf, gleich einer beleidigten Unschuld: „Bitte, das ist doch ganz was anderes. Der is doch Rittmeister, heeren Se!“

Und in dem „Rittmeister“ lag eine ganze Geschichte, die Feststellung: „Ihr Mann, Verehrteste, ist Sekondeleutnant, heeren Se — und — und dann kommt der Premierleutnant — heeren Se — und dann hoch über ihm der Rittmeister — heeren Se — und Sie, Verehrteste, sind Sekondeleutnantsfrau — heeren Se — und ich bin Rittmeistersfrau!“

Benigna wurde blaß und lehnte sich zurück. Die ganze Fahrt bis Radeburg brachte sie kein Wort mehr über die Lippen.

Der Wagen setzte „Aurora“ an ihrer Wohnung ab. Benigna brannte darauf heimzugehen, aber sie wollte artig sein und erst die ältere Dame nach Haus geleiten, als habe die spitze Bemerkung Auroras in ihr schon eine Folge gezeitigt. Frau von Grandt litt es nicht. Sie drängte Benigna hinaus: „Bitte, bitte, liebe Frau von Dobritz, mit mir brauchen Sie keine Geschichten zu machen. Die Frau Majorin bin ich nicht. Wir, denke ich, führen nicht den Titel unseres Mannes. Ich heiße Marie von Grandt. Nun machen Sie, daß Sie heimkommen, denn ‚der Herrlichste von allen‘ wird gleich erscheinen.“

Sie fuhr fort und winkte noch mit der Hand.

Benigna hatte alles vergessen. Sie eilte nur schnell hinein, in der Angst, Adolph könne schon da sein. Und richtig, da stand sein Pferd mit Pelzdecke und Marschhalfter, ganz grau vom Staube. Weigel hielt es an langer herabgenommener Trense. Benigna stürmte die Treppe hinauf. Als sie Adolph oben sah, breitete sie die Arme aus und rief laut seinen Namen. Auch er strahlte über das ganze Gesicht, doch er streckte die Hände abwehrend aus: „Bena, einen Augenblick, Du machst Dich ganz schmutzig!“

Sie mußte warten, bis Ida ihren Herrn mit einem Tuch ein wenig abgestäubt hatte, dann erst lag Benigna an seinem Herzen.

24.

Alle Unbequemlichkeiten der ersten Zeit waren vergangen. Die junge Frau fühlte sich wohl und frisch und glücklich. Adolph nahm seine Pflichten peinlich genau, ritt immer schon eine Viertelstunde früher fort, als nötig gewesen wäre, um rechtzeitig auf der Reitbahn zu sein, und war meist der letzte aller Offiziere, der heimkehrte. Benigna holte ihn mittags ab. Aber bald hielt sie sich etwas weiter entfernt vom Dienst, den er gerade leitete, denn Adolph hatte gesagt, Rittmeister von Höllach könne die Anwesenheit von „Zivilisten“ nicht leiden.

Der Rittmeister spielte eine große Rolle in Adolphs Welt. Fortwährend erzählte er, was sein Eskadronschef gern habe, nicht möge, worüber er das gesagt und jenes nicht verschwiegen hätte. Eines Tages, als neben dem Hufschlage des Reitplatzes kniehohe, schmutzigweiße Mauern vom letzten Schneefall sich türmten, sagte

Adolph zu seiner Frau, mit wichtiger Dienstmiene, er müsse einmal etwas mit ihr besprechen: Sie war gegen Frau von Höllach nicht liebenswürdig genug. Es konnte ihm „ans Bein laufen“. Zwar hatte es ihm niemand gesagt, aber er fühlte es.

Benigna neigte sinnend den Kopf. Sie wollte doch alles tun, ihrem Mann zu helfen! So überwand sie sich denn und ging zu Frau von Höllach. Man redete Allgemeines, schwieg eine Weile, betrachtete sich, sagte abermals gleichgültige Dinge, dann fühlte Benigna, es sei an der Zeit zu gehen. Sie schieden, genau soweit einander näher gekommen, als hätten sie sich nie gesehen.

Sie sagte ihrem Manne nichts davon, wie unbehaglich sie sich gefühlt. Er war ganz gehobener Stimmung allein darüber, daß seine Frau bei der „Frau Rittmeister“ gewesen war. Dazu kam, daß er im Dienst von irgendeinem Vorgesetzten irgendein Lob bekommen hatte, kurz er pfiff Signale auf dem Gang, sang in seinem Zimmer den „Abendsegen“, immer ein Zeichen guter und weicher Stimmung, und als Benigna sich zu ihm setzte, umschlang er sie und vergaß seine ganze Gemessenheit: „Weißt Du, was heute für ein Tag ist, Bena?“

„Sonnabend.“

„Und morgen?“

Sie lachte ihn an: „Nun Sonntag!“

Er antwortete, als mache er ihr ein köstliches Geschenk: „Ich habe für morgen früh den Krümper bestellt, und wir fahren nach Moritzburg!“

Sie freute sich nicht so sehr, wie er erwartet hatte, denn die Mißstimmung des Grafen lastete auf ihr, und doch mochte sie nicht an Adolph weitertragen, wie ihr Vater ihn genannt. Wie aber ihr Mann enttäuscht schien, daß sie ihm nicht feierlich dankte für seine Großmut, einen Wagen spendieren zu wollen, kam über Benigna die quälende Ungewißheit, ob sie es ihm nicht doch anvertrauen solle. Er las auf ihrem Gesicht, das noch nicht gelernt zu verbergen, was hinter ihm vorging, irgendeine Unsicherheit. Nun bedrängte er sie mit Fragen, auf den Gemahl pochend, den Gefährten ausspielend, indem er sie zuletzt als Geliebter überwand. Da ward sie denn weich, die Worte „ein Geist und ein Fleisch“ taumelten vor ihrem Verstande, in ihren Träumen stand er, er als Herr da und als alleiniger Gott, und in ihrem Herzen waren die Eltern an die zweite Stelle gerückt. Sie sagte alles. Nur das Wort, mit dem Papi Adolph bezeichnet, wollte sie zurückhalten. Er forderte es. Sie gab es schließlich heraus.

Leutnant von Dobritz machte ein gleichgültiges Gesicht. Pah! Aber die Laune war hin. Er ging am Spiegel vorüber und betrachtete blitzschnell sein „Puppengesicht“. Dann nahm er die „Dresdener Nachrichten“. Er las nicht, sondern sagte etwas von „sehr liebenswürdig“. Erst „wollte er es sich merken“ — dann hatte er von Anfang an „gefühlt, daß sein Schwiegervater ihn nicht möge“, bald „beruhte es übrigens auf Gegenseitigkeit“, endlich rief er: „Der Krümper wird abbestellt! Wir fahren nicht!“

Dabei blieb es, wenn auch das Abbestellen keine Schwierigkeit verursachte, war der Wagen bisher doch nur in Adolphs Einbildungskraft angespannt worden. Benigna bereute, daß sie ihr Herz ausgeschüttet, nur im ersten Schreck über die Mißstimmung, die sie hervorgerufen. Als sie am Sonntag nach dem Kirchgange beim Essen saßen, sah sie Adolph an, streckte die Hand über den Tisch und zog seine Finger, ehe er es hindern konnte, an die Lippen. Da sprang er auf, die starre Uniform, hinter der sein Herz verborgen klopfte, schien sich zu öffnen, und er zeigte mit einemmal wieder den Dolph, der in Wien, fern vom Ehrgeiz des Dienstes, lieb zu ihr gewesen. Nur kam der Bursche mit der süßen Speise dazwischen, und der Herr Leutnant saß wieder am Tisch. Aber nachklingend war er die nächste Zeit seiner Frau auch äußerlich mehr zugetan.

Sie verbrachten stille Abende miteinander, denn Benigna mochte nicht mehr ausgehen. Es war ihr peinlich, ihre einst biegsame, schlanke Gestalt in der Verunstaltung der Mutterschaft zu zeigen. Öfters mußte sie allein bleiben, denn Adolph ging regelmäßig zum Regimentsabend in das Kasino, das die Herren mangels einer Kaserne im „Hotel

zum sächsischen Reiter" eingerichtet hatten. Das hätte er nie versäumt. Dazu kamen noch die Diners in der Stadt, von denen er nur dann fern blieb, wenn er bestimmt wußte, daß weder der Kommandeur, noch sein Rittmeister anwesend waren. Wenn es hieß, nur Major von Grandt sei zu erwarten, so sagte er ab, denn der Etatsmäßige war ein „guter Kerl", das ging schon aus seinem Spitznamen „Jonathan" hervor. Er war tatsächlich so getauft.

Einmal wollte Adolph ein paar Leutnants zum Abendessen mitbringen, aber Benignas lodernde schwarze Augen, um die braun-bläuliche Ringe lagen, schossen Blitze. Sie fand ihn rücksichtslos, sie begriff ihren Dolph nicht mehr.

Zu Weihnachten waren sie noch, weil er es unbedingt verlangte, nach Dresden gefahren, um bei Frau von Dobritz den heiligen Abend zu verbringen, jetzt wollte Benigna das Haus kaum mehr verlassen. Sie war aufgeregt, hatte seltsame Träume und merkwürdige Gedanken. Sie war unzufrieden mit allem. Wenn kein Besuch kam, fand sie, man vernachlässige sie; beim Gedanken daran, daß Papi ihr fast fremd geworden, stiegen Tränen in ihre Augen, und ein unendliches Gefühl brennendster Einsamkeit schlich in ihre Seele. Das nahm stärkere Weisen an, übertrug sich auch auf ihren Mann. Jedesmal, wenn er sie abends allein ließ, verbiß sie in sich, was sie ihm hätte sagen wollen, aber es fraß und zehrte an ihr, daß ihre Lippen zuckten und die Finger zitterten.

Da kamen eigene Stimmungen über sie: Gedanken an den Tod. Sie fühlte sich so unglücklich, daß sie zu Ida äußerte, „sie wünsche den nächsten grauen Wintermorgen nicht mehr zu sehen". Das Mädchen antwortete in ihrer derb zugreifenden Einfalt: „Nu, das wern sich knädiche Frau noch dreimaal ieberlegen. Da wäre doch das Kleene ooch futsch!"

Das riß sie empor. Und süße Sehnsucht kam über sie. Aber immer wieder wichen die letzten Ideen der Finsternis, die ihre Seele in Klammern schloß. Erschienen dann an solchem Tage die Moritzburger, so wollte sie, die sich über Mangel an Teilnahme beklagte, von niemand etwas wissen, und die drei wurden nicht angenommen.

Dann wieder jammerte Benigna, allein sein zu müssen, bis ihr Mann ihr vorschlug, er wolle Mamachen bitten zu kommen. Irgend jemand sollte doch zur Pflege da sein. Benigna war einverstanden. Adolph benutzte die Gelegenheit, daß er einen Rekognoszierungsritt zum „Auer" zu machen hatte, um in der Jägerei vorzusprechen. Mamachen hatte „ihre Migräne" und konnte ihren Schwiegersohn nicht empfangen. So redete Graf Moosburg mit ihm. Er hörte ruhig zu, dann sagte er: „Das ist alles ganz schön und gut, aber das erste, wofür wir Sorge tragen müßten, wäre eine Pflegerin für meine Frau selbst."

Adolph begriff nicht. Graf Moosburg fuhr fort: „Es ist mein Ernst, lieber Adolph. Meine Frau ist dem nicht gewachsen. Sie kann keinen Menschen leiden sehen, und wenn sie es wüßte, fiele sie vor Mitleid ohnmächtig um. Was da an der Erziehung in jungen Jahren gefehlt worden ist, können wir in reifen nicht mehr gutmachen."

Noch immer stand sein Schwiegersohn da, als begriffe er nicht. Er hatte die halbdienstliche Haltung angenommen, die er älteren Leuten gegenüber für wohlerzogen hielt und die des Grafen österreichisch-internationaler Diplomatenerziehung so wenig entsprach, daß sie einer der Gründe war, Adolph nicht eben heiß zu lieben. Aber an Graf Moosburgs schwärmerisch weicher Seele nagte Benignas Benehmen der letzten Zeit. So kam ihm plötzlich der Gedanke, seinen Schwiegersohn zu warnen, als wollte er ihn bewahren, das gleiche zu erleben wie er selbst. Er ward verwandtschaftlicher gegen Adolph, denn je zuvor, indem er ihm den Arm auf die Schulter legte: „Darf ich Dir einen guten Rat geben: laß Dir die Zügel nicht aus der Hand winden. Der Mann muß Herr bleiben im Hause, sonst geht's schief oder wird traurig."

Adolph setzte einen Fuß vor. „Ja, lieber Papa! Ich danke Dir vielmals. Allerdings schwer ist es!"

„Na mein Junge, schau zu, wie Du

jetzt durchkommst. Aber später: 'ran an die Kandare!"

Er nannte ihn zum ersten Mal: „Mein Junge" und ging durchs Zimmer, als wäre er in seiner Ehe zeitlebens ein Mann von Eisen gewesen. Da hörte man nebenan Mamachens Stimme. Fräulein Luttermann fragte an der Tür, ob Herr von Dobritz nicht einen Augenblick herein kommen wolle. Der Graf legte den Finger auf den Mund und sah Adolph an. Dann traten sie beide ein. Mamachen lag sehr schwach und elend da, sie klagte, hielt ihre schönen Hände an die Stirn und erzählte längere Zeit von ihren Leiden. Flüchtig erkundigte sie sich nach ihrer Tochter, aber sie hörte kaum auf das, was Adolph antwortete, dann war sie auch schon wieder bei der Betrübsamkeit ihres Lebens, das sie so häufig auf das Sofa zwang.

Die Herren gingen. Der Graf kam auf einen Gedanken: er ließ ein Pferd satteln und begleitete seinen Schwiegersohn. „Vielleicht kann ich ihr zureden!"

Das klang gleich einem Opfer, das er brächte, als wollte er Adolph helfen. In Wirklichkeit aber brannte der Gedanke, sich mit Benigna auszusöhnen, schon längst in seiner Seele. Als sie im tiefen Schnee trabten, als die weichen Ballen hinter ihnen drein von den Hufen abgeschleudert flogen, dachte Graf Moosburg an jenen Ritt durch den winterlichen Wald am Tage des Hofballes. Eine glückselige Stimmung überkam ihn: er brauchte solchen Firlefanz nicht mehr mitzumachen, denn seine beiden Jungen würden das schon allein besorgen. Die Tochter aber war verheiratet. Er blickte Adolph von der Seite an, nicht eben böse; der hatte ihn ja von dem Unsinn des Welttreibens befreit.

Und er freute sich nun wie ein Kind auf das Wiedersehen mit Benigna.

Sie kamen an das Haus, blickten auf zu den Fenstern, ob sie niemand sähen. Im Hofe rief Adolph nach dem Burschen, die Pferde abzunehmen. Kein Mensch erschien. Der junge Offizier saß ab und half seinem Schwiegervater. Dabei sagte er: „Verzeih, Papa!"

Er pfiff. Er rief nochmals. Endlich öffnete sich das Küchenfenster beim Hauswirt, und die Köchin schrie herab: „Weigel is diesen Momang fortgemacht!"

„So'n Esel!" war die halblaute Antwort. Doch da tat sich ein anderer Fensterflügel auf, und die Dobritzsche Köchin steckte den hochroten Kopf heraus: „Herr Leitnant, schnell, schnell! Herrjeses, daß Sie nich da sein!"

Papi griff nach der Trense des anderen Pferdes und befahl kurz: „Vorwärts, hinauf!"

„Papa, Du kannst doch nicht . . ."

„Teifel noch mal, keine Komplimente!"

Adolph lief die Treppe hinan. Man hörte ihn auf jeder Stufe, sah am Treppenfenster die lange Gestalt vorüberstelzen, vernahm Türen zufallen, dann war alles still. Graf Moosburg schlug das Herz. Er lauschte angespannt. Die Zeit verstrich. Sie schien ihm endlos. Ab und zu schnickten die Pferde mit den Köpfen, dann begann Adolphs Chargenpferd das andere, eine Stute, zu beschnuppern, und plötzlich quikte das Tier hoch und schrill wie der erste Schrei eines kleinen Kindes. Die Gäule fuhren auseinander, und in seiner Nervosität riß der Graf sie ins Maul, daß sie mit den Nasen hoch emporschnellten.

Einen Augenblick darauf erschien jemand oben am Fenster, arbeitete am Wirtel, der sich nicht gleich öffnete, riß endlich den Flügel heftig auf, daß er in den Angeln zitterte, und Adolph schrie jubelnd herab: „Ein Sohn!"

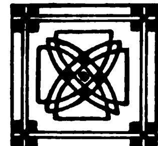
(Fortsetzung des Romans im nächsten Heft.)

Das Herz auf dem Wege.

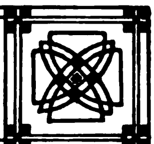
Den Tau am Grashalm schont dein Schritt,
Er schrickt am Wege vor dem Wurm,
Du zitterst mit den Bäumen mit
Im wühlenden Gewittersturm. —

Nun lausch' ich hier auf Deinen Tritt,
Der hart und hallend geht den Steg,
Tau, Wurm und Bäume lauschen mit —
Mein Herz liegt quer auf Deinem Weg!

Gustav Schüler.



Ninewe zur Zeit Sardanapals.



Von Prof. Dr. Friedrich Delitzsch.

Schon frühzeitig zogen babylonische Herrscher über die Grenzen ihrer babylonischen Tiefebene hinaus den Tigris stromaufwärts. Das um 1893 in der Gegend von Diarbekr gefundene Denkmal, das sich Sargons I Sohn Naram-Sin (um 2750 v. Chr.) droben in Mesopotamien errichtet hat, ist hierfür ein handgreifliches Zeugnis. Ebendeshalb darf es nicht wundernehmen, wenn sich die Wissenschaft genötigt sieht, mit der Gründung des von Babylonien ausgegangenen assyrischen Staatswesens in immer ältere Zeiten zurückzugehen. Nachdem das Gesetzbuch Hammurabis sowie andere Urkunden dieses Königs gelehrt haben, daß Assur und Ninewe schon zu seiner Zeit existierten (babylonische Truppen kehren einem königlichen Sendschreiben zufolge aus Assur in ihre babylonische Heimat zurück), haben wir ganz neuerdings gelernt, daß der assyrische Priesterfürst Iluschuma ein Zeitgenosse war des Begründers der sogen. ersten Dynastie von Babylon, Sumuabu, damit gelangen wir aber für die Erbauung des Tempels des Gottes Asur in der Stadt Assur durch den Priesterfürsten Uschpia und für die Erbauung der Stadtmauer von Assur durch Kikia bis hart an jene Zeit des dritten Jahrtausends, in welcher die Könige von Ur als Vorherrscher des Staatsverbandes von Sumer und Akkad durch die Könige von Isin abgelöst wurden. Ähnliche Schlußfolgerungen ließen sich bereits aus einer in Ninewe gefundenen Inschrift Dungis, Königs von Ur, ziehen.

Es war hiernach gewiß schon vor der Mitte des dritten Jahrtausends, daß babylonische Kolonisten ihr Heimatland verließen und in den etwa fünf Tagereisen von Bagdad entfernten Ebenen zwischen dem Tigris und den Südabhängen des armenischen Hochgebirges eine neue Heimat gewannen. Der Landstrich war zur Ansiedelung wie geschaffen. Halb Ebene halb Gebirgsland, kann sein Klima trotz der heißen, sehr heißen Sommer dennoch im großen und ganzen als ein gemäßigtes gelten; jedenfalls waren die Winter nicht allzu streng. An Regengüssen fehlte es während der Monate Oktober bis Februar auch nicht, und auch sonst war kein Mangel an Wasser: der Choser, weiter südlich der obere Zab, und noch weiter südlich der untere Zab, sämtlich Nebenflüsse des Tigris, führten, vor allem wenn der Schnee auf den armenischen Bergen schmolz, Wasser in Fülle jenen Ebenen zu. Zu alledem war das ganze Land an seiner der mesopotamischen Steppe zugewendeten Vorderseite begrenzt von dem wasserreichen, pfeilschnell dahinströmenden Tigris. In dem warmen, durch Flüsse und Kanäle wohlbewässerten Tieflande gediehen die Dattelpalme, Mandel- und Apfelbaum, dazu Getreide aller Art. An den Hügeln und Vorbergen des Gebirgslandes ließ sich köstlicher Wein bauen. Die niederen Alpentäler waren, wie noch heutzutage, von Granat-, Feigen-, Oliven- und Nußbäumen beschattet, die Bergabhänge der mittleren Gebirgsregionen mit schönen Eichen-, Fichten- und Platanenwäldern bekleidet, während die kräftigen Alpenweiden der höheren Regionen zum Weiden von Rindern, Pferden, Schafen und Ziegen einluden. Es war ein „Götterland", wie die Assyrer wohl selbst ihr Land nannten. Die babylonischen Kolonisten gründeten zu allererst, wie es scheint, die heutzutage unter den Ruinen von Kal'at Schergat begrabene Stadt Assur am rechten Tigrisufer; sie gaben sich weiter einen Nationalgott Asur, den „heilbringenden" Gott, der an die Spitze ihres von Babylon mitgebrachten Pantheons trat, und übertrugen endlich den Namen Assur von der Hauptstadt auf das ganze von ihnen in Besitz genommene Ländergebiet. An die Spitze des jungen Staatswesens trat, wie jene Völker es von uralters her gewöhnt waren, ein Fürst, der gleichzeitig die Würde des obersten Priesters Asurs in seiner Person vereinigte, ein sogen. „Priesterfürst", der weiterhin, als sich Assyrien immer unabhängiger von seinem Mutterlande machte, den Titel eines Königs annahm.

Auch Ninewe, etwa zwei Tagereisen stromaufwärts von Assur, jedoch auf dem linken Tigrisufer gelegen, geht mit seinen Anfängen gewiß schon in die ältesten Zeiten der assyrischen Ansiedelung zurück: war doch der Einmündungspunkt des Choser in den Tigris, dort wo noch heutzutage gegenüber den Ruinen von Ninewe die bekannte Handelsstadt Mossul liegt, für eine Niederlassung äußerst günstig. Als Ninewes Schutzgottheit galt die Göttin Istar, wie bereits Hammurabi bezeugt, und das Bildnis dieser Stadtgöttin von Ninewe scheint den Ruf besonderer Wunderkraft genossen zu haben, weshalb es von dem Mitanni-König Tuschratta, als dieser zeitweise sich zum Herrn von Ninewe gemacht hatte, nach Ägypten gesandt wurde, um dort hoher „Ehren" d. i. gewiß großer und reicher Gaben teilhaft zu werden. Wir hören dann weiter, daß assyrische Könige in Ninewe Tempel gründeten, auch daß sie von Ninewe aus zu Kriegen auszogen. Ein Palast stand in Ninewe schon lange vor Sanheribs Zeit. Aber während der ganzen zwölf ersten Jahrhunderte des Bestandes des assyrischen Reiches gelangte „Istars Lieblingsstadt" doch niemals zu besonderen Ehren: es blieb eine Stadt zweiten Ranges, ungepflegt, ungeschmückt, mit winkligen Gassen, ohne große freie Plätze, ja selbst

ohne Befestigung; alles was es an hervorragenden Baulichkeiten besaß, war ein Tempel der Göttin Istar mit einem Turm, einer sogen. Ziggurrat, ein jedes Glanzes entbehrender Palast in sehr kleinen Dimensionen, und dazu ein armseliges, als Zeughaus dienendes „Seitengebäude“. Gerade zur Zeit der Vorgänger Sanheribs, welche der Stadt Kelach wenig stromabwärts von Ninewe zu immer größerem Glanze verhalfen, oder wie Sanheribs Vater, Sargon, der Eroberer Samarias (722 v. Chr.), sich eine eigene Prachtresidenz, Palast samt Stadt, erbauten, war Ninewe mehr und mehr heruntergekommen. Der Palast war verfallen, die Fluten eines Arms des Choserflusses, namens Tenêtu, hatten zur Zeit des Hochwassers nicht allein die Grabstätten in der Stadt zerstört und die in ihnen aufgehäuften und verborgenen Särge an das Sonnenlicht gebracht, sondern sie hatten sich auch gegen den Palast selbst, an dem sie seit fernen Tagen vorbeiströmten, gekehrt und sein Fundament unterwühlt. Erst durch Sanherib, der am 12. Juli 705 den Thron bestieg und Ninewe zu seiner Residenzstadt erkor, ward Ninewe „die große, die erhabene Stadt“, als welche sie noch jetzt in unserer Phantasie fortlebt: der Inbegriff majestätischer Hoheit, verschwenderischer Pracht, üppigen Lebensgenusses, für die unterworfenen vorderasiatischen Nationen der Inbegriff menschenknechtender, bluttriefender, haßerzeugender Zwingherrschaft. Während mit Babylon die Geschichte Gesamtbabyloniens durch Jahrtausende hin innigst verschmolzen ist, erhebt sich Ninewe erst gegen Ende des assyrischen Weltreiches, kaum ein Jahrhundert vor Assyriens Untergang, plötzlich aus der Erde; meteorgleich leuchtet Ninewes Name mit einemmal am östlichen Himmel auf, die Welt mit Bewunderung, mit Schrecken erfüllend, um nach kurzem Glanze jählings auf ewig zu verlöschen.

Statt des alten kleinen Palastes, der völlig niedergerissen wurde, entstand über Nacht sozusagen ein neuer Palast. Ein großes Bauterrain wird gewonnen, indem der Stromlauf des Tenêtu eine andere Richtung erhält und sein Bett mit Rohr, mächtigem Berggestein und Erdpech bis zur Höhe des trockenen Landes ausgefüllt wird. Auf der also hergestellten Baufläche wurde weiter zunächst eine riesige Terrasse aus Erde und Ziegeln aufgeführt und der ganze berggleiche Bau an seinen Wänden von unten bis obenaus mit gewaltigen Quadern geschützt. Die Terrasse oder besser: der künstliche Hügel existiert noch heute und seine Maße sind genau festzustellen. Knüpfen wir an die Berliner Raumverhältnisse an, so können wir uns eine Vorstellung von der Ausdehuung der Palastterrasse Sanheribs machen, wenn wir uns die ganze große Fläche, auf welcher Kaiser Friedrich-Museum, Nationalgalerie, Altes und Neues Museum, Dom, Lustgarten und Königl. Schloß Platz gefunden haben, von einer Terrasse in der Höhe von 30 Metern (dreimal höher als der Unterbau der Nationalgalerie) bedeckt denken. Von uralters her waren die Babylonier Meister des Terrassenbaues. Sie bauten Terrassen, um den Überschwemmungen, denen die Tiefebenen ausgesetzt waren, den Fieberlüften

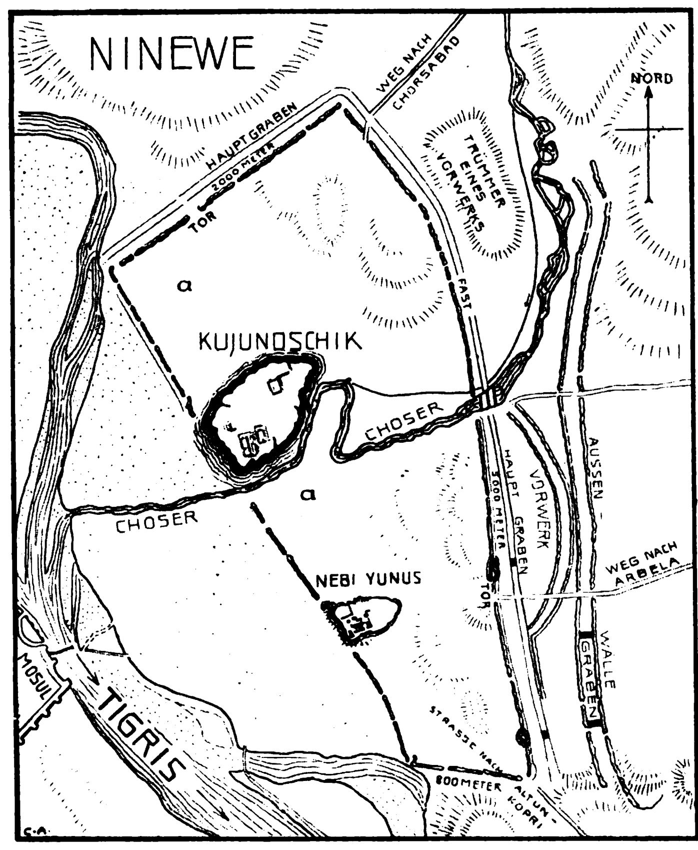


Abb. 1. Plan von Ninewe.

und den Mückenschwärmen der Niederung zu entgehen; frischere und kühlere Luft atmeten die Bewohner der auf solchen künstlichen Bergen erbauten Paläste, den Göttern aber, die sich bei den Menschen niedergelassen, bildeten diese Terrassen einen geringen Ersatz wenigstens für ihre eigentliche Wohnung auf dem Götterberge im Norden. Auch im Terrassenbau bewähren sich die Assyrer, wie in allen Stücken, als echte Kinder des babylonischen Tieflandes. Eine Terrasse wie die Sanheribs aufzuschütten, dauerhaft aufzuführen — dazu reichten freilich selbst Tausende von Arbeitern nicht aus: ganze Völker und Stämme, die sich nicht freiwillig Assur unterworfen hatten und zur Strafe dafür in die Gefangenschaft fortgeführt worden waren, waren zur Errichtung eines solchen Baues notwendig. Chaldäer und Aramäer, von welch letzteren Sanherib eben erst 208000 Personen weggeführt hatte, die Bewohner von Kuë und Minni und Cilicien, wozu dann vom 4. Baujahre ab (701) auch noch Tyrer und Judäer, letztere 200150 an Zahl, kamen, sie alle mußten Frondienst leisten, Ziegel streichen, Erde aufschütten, aus den benachbarten oder ferner gelegenen Gebirgen das erforderliche Material an Quadersteinen und aus Chaldäa die zur Festigung des Baues massenhaft benötigten Binsen und Rohrgeflechte herbeischleppen. Sanherib selbst hat die Aufführung dieser seiner Palastterrasse durch ein Relief verewigt, das in seinem Palast gefunden worden ist: wir sehen die Gefangenen, zum Teil in Fesseln, in langen Reihen jene Frondienste verrichten, immer gefolgt von dem Aufseher mit erhobenem Stock: kein Zugtier erleichtert die Mühsal, nur Walzen und Hebelkraft unterstützen die Arbeiter. Der König selbst besichtigt von seinem Wagen aus den Fortgang des Werkes, im Hintergrunde erblicken wir assyrische Soldaten, wohl bestimmt, etwaige Flucht zu verhindern — es ist uns beim Anblick dieses Reliefs, als finge der Stein an zu reden, als hörten wir die unterdrückten Seufzer und ungezählten Flüche, welche der Brust dieser unglücklichen Sklaven sich entringen. In vier Jahren war das große Werk vollbracht, und dann ging es an den Bau des Palastes droben in der Südwestecke der hochragenden, entzückenden Terrasse. Als Baumaterial diente Alabaster und Elfenbein, Zedern- und Zypressenholz, dazu andere kostbare Holzarten; ungefähr 100 Gemächer, Hallen und Galerien bildeten diesen größten, bis jetzt bekannten assyrischen Palast, welchen Sanherib selbst, ob seiner Größe und verschwenderischen Pracht, den „unvergleichlichen Palast“ nannte.

Und nun treten wir im Geiste auf den weiten gepflasterten Vorplatz, welcher von der Südecke des Palastes aus nordostwärts sich erstreckt, und versetzen uns zugleich in die Zeit etwa 60 Jahre nach Sanheribs Regierungsantritt, in die Regierung seines Enkels Asurbanipal (griechisch Sardanapal), um 645 v. Chr. Da winkt uns drüben von Süden her jenseits des Choser und ebenfalls hart am Tigrisufer gelegen, eine zweite und ziemlich gleich hohe Terrasse entgegen. Auch diese ist ein Werk Sanheribs, von ihm begonnen bald nach Vollendung seines Südwestpalastes, um 700 v. Chr., als Ersatz für das alte sogen. „Seitengebäude“, das seine Vorfahren für die Aufbewahrung des Lagers, der Rosse und alles Kriegsgerätes gebaut hatten, aber ohne eine Terrasse, dazu viel zu klein und wenig dauerhaft, weshalb es zu Sanheribs Zeit von der Spitze bis zum Fundamente herab gänzlich baufällig geworden war. Sanherib hatte das Gebäude niedergerissen und, die alte Stätte verlassend, jene noch etwas höhere Terrasse aufgeführt, auf dieser aber einen teils ihm selbst zur Wohnung, teils als Arsenal dienenden Doppelpalast. Doch dies ist nicht der mächtige Palastkomplex, der uns jetzt (645) von jener anderen Terrasse her sichtbar wird. Schon zur Zeit Asarhaddons, des Vaters Sardanapals, also 22 Jahre nach seiner Erbauung, war auch dieser Palast wieder zu klein geworden; er konnte alle die Beute der Feinde, all das Gold und Silber und Edelgestein, die purpurnen Prachtgewänder, die elfenbeinernen Sessel und Bettgestelle, das massenhafte Kriegsgerät allerart nicht mehr fassen, geschweige daß er für den sich immer vergrößernden königlichen Marstall hingereicht hätte, für die zu einem solchen gehörigen Pferde, Maultiere und (für die Wüstenmärsche) Kamele. So ließ ihn denn Asarhaddon niederreißen und auf der nämlichen, obwohl bedeutend vergrößerten Terrasse einen Neubau errichten, wobei natürlich abermals die Kriegsgefangenen aller Länder Frondienst, vor allem in Ziegelstreichen bestehend, verrichten mußten, während die 22 Könige des Hettiterlandes am und im Mittelmeer auf Asarhaddons Geheiß kostbarstes Material an Holz und Stein, zum Teil schon verarbeitet zu großen Balken und hohen Säulen, zu Schwellen und Platten, nach Ninewe bringen lassen mußten. Dieser eigentlich aus mehreren Palästen bestehende Palastkomplex Asarhaddons ist es, der uns von Süden her grüßt. Er liegt versteckt in einem prächtigen Parke, aber wir sehen über den Wipfeln der Bäume das lasurblau glasierte Gesims der flachen Dächer und den in der Sonne funkelnden goldenen Zierat, in welchen die vor den Toren aufgerichteten Zedernsäulen auslaufen; durch das dunklere und hellere Grün der mannigfaltigen Bäume und Sträucher schimmern die mit Silber- und Kupferplatten überzogenen Türflügel hindurch, und da und dort sichtbar werdende assyrische Stierkolosse und ägyptische Sphinxe lassen die Pracht ahnen, welche im Innern auch dieses, jetzt freilich unbewohnten, Palastes des Vaters unseres Königs entfaltet ist, lassen auf die Reichtümer schließen, welche

in den weiten Hallen und Gängen des von Asarhaddon neu gegründeten königlichen Zeughauses und Marstalles verwahrt sind. Es ist für uns verlockend, auch auf jener Terrasse Umschau zu halten: eine Viertelstunde Gehens längs der Stadtmauer, welche unsere Terrasse mit jener drüben verbindet und den Tigris zu ihrem natürlichen Mauergraben hat, würde uns an den Fuß der Südterrasse bringen, aber es mangelt uns hierzu die Zeit, denn noch stehen wir in der Südwestecke der Nordterrasse und haben diese noch nach ihrer ganzen Länge zu durchschreiten und die auf ihr aufgebauten Herrlichkeiten zu schauen, bevor wir von dieser luftigen Höhe Abschied nehmen können. So lassen wir denn nur noch einen Augenblick unser Auge sich verlieren in die weiten unabsehbaren Steppen Mesopotamiens, welche bald jenseits des Tigris beginnen, nach Westen und Süden in unermeßliche Fernen sich dehnend, und lenken nun unsere Schritte zurück durch den seit Sanheribs Ermordung leer stehenden Palast hindurch nach dem einem Gebirgswalde vergleichbaren schattigen Parke, den sich Sanherib an der Nordseite seines Palastes hatte anlegen lassen und welcher den größeren Teil der Terrasse füllt. An Palmen und Zypressen vorüber ergehen wir uns auf dem wohlgepflegten, da und dort mit kleinen Obelisken geschmückten Gängen, beschattet von den ragenden Wipfeln allerart Bäume der einheimischen wie ausländischen Flora, erfrischt und ergötzt von dem Wohlgeruch der verschiedensten Kräuter, Sträucher und Blumen. Von alters her hatten die assyrischen Könige eine besondere Freude an fremden Pflanzen und Tieren: schon Tiglathpileser I. erwähnt vordem in Assyrien nicht gepflanzte ausländische Bäume und Gewächse, die er zuerst in Assyrien eingeführt. Und um ein seltenes Tier, etwa ein zweihöckeriges Kamel, zu bekommen und dieses dann dem königlichen Tiergarten einzuverleiben, ist der assyrische König jederzeit bereit, weithin seine Boten zu senden, wie umgekehrt die fremdländischen Fürsten ihren sonstigen Geschenken Tiere ihres eigenen Landes hinzuzufügen pflegen. Auch in Sanheribs Park wird es an allerhand seltenen, natürlich in Käfigen untergebrachten Tieren nicht gefehlt haben. Sanherib erzählt hiervon allerdings nicht, um so ausführlicher berichtet er aber von einem großen Teiche, den er in seinem Parke sich angelegt habe: die Ufer dicht bepflanzt mit Rohren und Binsen und in der Mitte eine kleine Insel, auf welcher Silbervögel ihr Nest hatten, und auch vierfüßige Tiere, die in Binsen zu leben pflegen, untergebracht waren. Der Teich wurde durch eine ebenso sinnig wie großartig angelegte Wasserleitung gespeist, und von dem Teich aus hinwiederum die Wasserbehälter und all die größeren und kleineren Wasserläufe geregelt, die zu den einzelnen Anlagen, Sträuchern und Bäumen des Gartens geführt waren. Wir nehmen den kühlen Weg an der linken Seite dieses Teiches, lassen einen Tempel unbesucht liegen, welcher, auch seinerseits wieder auf einer kleinen Spezialterrasse gebaut und alle Gebäude der Terrasse überragend, links über das Grün des Parkes herabschaut, und schreiten direkt auf das Nordende des Teiches und damit zugleich auf das Nordende der Terrasse überhaupt zu, wo abermals ein Gebäude von seltener Pracht, malerisch im Teiche sich spiegelnd, von einer kleinen Anhöhe herab, den Nahenden schon von ferne begrüßt — es ist der Palast Bît ridûti. Auch dieser Palastbau ist begründet von Sanherib. Er diente ihm als Harem, als königliches Frauenhaus, und bestand aus einer Vereinigung prunkvoller Gemächer und anmutiger Höfe; doch diente er gleichzeitig auch dem assyrischen Kronprinzen und den übrigen Prinzen und Prinzessinnen zum Aufenthalt, ja selbst der regierende König erledigte von hier aus die Regierungsgeschäfte. So übte von Bît ridûti aus, jenem Palaste, in welchem damals auch Töchter und Palastfrauen Hiskias, des Königs von Juda, Aufnahme gefunden hatten, Sanherib zeitweilig die Regierung; Asarhaddon war dort geboren, aufgewachsen und hatte von dort aus regiert, bis er sich seinen eigenen Palast gebaut hatte, und auch Sardanapal selbst war dort groß geworden, war als Kronprinz daselbst in der Tafelschreibekunst und allen sonstigen Künsten unterrichtet worden, hatte Bogenschießen und Fahren und Reiten gelernt, ja der Palast war ihm so lieb geworden, daß er, zur Königsherrschaft gelangt, Bît ridûti zu seinem bleibenden Wohnsitz erwählte und am Tage seiner Thronbesteigung feierlich darin Einzug hielt. Erst als im Laufe der Jahre der Palast unter Freude und Jubel alt und baufällig geworden war, entschloß sich Asurbanipal zu einem Neubau, jedoch an der nämlichen Stätte, aus Dankbarkeit dafür, daß in diesem gottbegnadeten Hause, das allen seinen Bewohnern Wohlbehagen und Frieden gespendet, auch ihn schon als Kronprinz die Götter beschirmt hatten, und daß späterhin, als er König geworden, immer nur Siegesbotschaften von allen Enden des Reiches an sein Ohr drangen, also daß fröhliche Träume ihn des Nachts in jenem Palaste umfingen und frohe Gedanken ihn am Morgen erweckten. So führte er denn an der Stelle des alten Gebäudes, welches er niederreißen ließ, einen neuen Palast auf, der natürlich, da er nun als ständige Residenz dienen sollte, größere Dimensionen beanspruchte als der frühere Bau. Es vernotwendigte sich dadurch ein Anbau an Sanheribs Palastterrasse, und zwar wurden 50 Ziegellagen im Quadrat zu einer Terrasse aufgefüllt, selbstverständlich von Kriegsgefangenen unter Begleitung von Musik; auf der also vergrößerten Baufläche ward dann der Neubau begonnen — es ist das Gebäude, an dessen

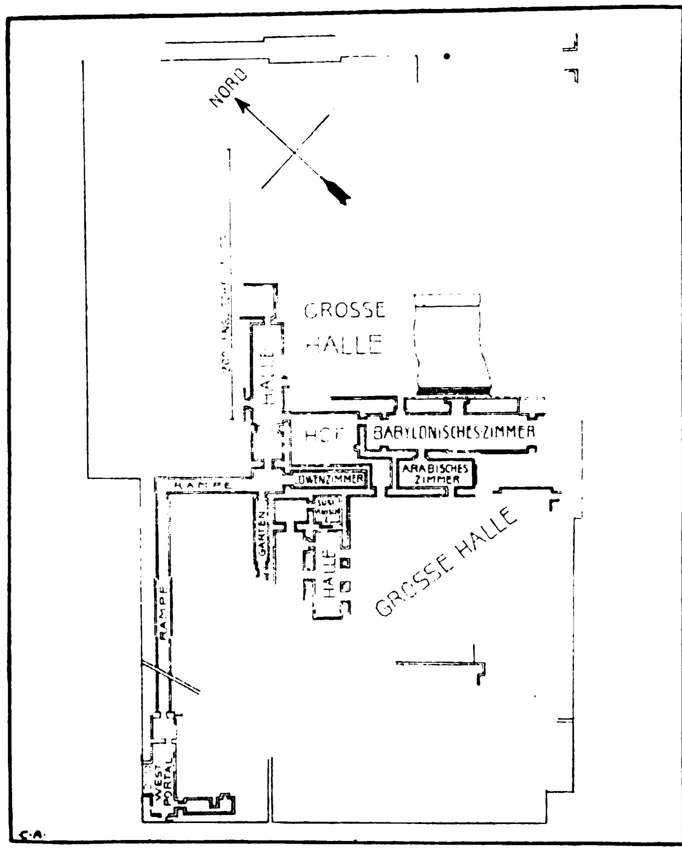


Abb. 2. Ninewes Trümmerhügel Kujundschik (nach Rassams Werk: Asshur and the Land of Nimrod, 1897).

ter und die Töchter seiner Brüder; die Töchter und Schwestern der elamitischen Könige sind als Kriegsgefangene in Asurbanipals Harem verbracht worden, gefangenen Vögeln vergleichbar, deren golbglänzender Käfig in einen Garten gestellt ist, umwoben von Blumendüften, beschienen vom Sonnenschein, in das weite blaue Himmelszelt schauend, und dennoch ein Käfig. Die „Gemahlin" des regierenden Königs allein erfreut sich einer bevorzugten, über die übrigen Palastfrauen hoch emporragenden Stellung: sie hat Einfluß auf die Entschließungen des Königs, bewegt sich mit vollkommener Freiheit, genießt königliche Ehre und Auszeichnung und wird vom Könige selbst mit Würde und Ehrfurcht behandelt. Auch die „Gemahlin" des vorhergehenden Königs, d. h. die Königin-Mutter, erfreut sich solcher Ausnahmestellung: sie wohnt wohl zumeist außerhalb Ninewes, in der Stadt Kakzi, in der fruchtbaren Ebene zwischen oberem und unterem Zab, nahe dem Gebirge, aber sie hat ihren vollständigen eigenen Hofstaat, an dessen Spitze ein Großwesir steht, und der König, ihr Sohn, begegnet ihr stets, persönlich und brieflich, mit ausgesuchter Ehrerbietung und zuvorkommendem Wohlwollen. Wir schreiten an jenen Hallen vorüber, in welchen ein ganzes Heer bartloser, wohlgenährter, aber intelligent, schlau dreinschauender Eunuchen sich tummelt, lassen einen kleineren, nach dem Mittelpunkte des Palastes zu gelegenen Hof zur Linken und gelangen durch einen schmalen Gang hindurch in einen zweiten Vorhof und von diesem aus rechts durch eine prachtvolle Tür, deren zederne Türflügel mit Silber und Kupfer überzogen sind, in ein breites und noch weit längeres Prunkgemach, dessen Wände hoch hinauf mit Alabasterplatten bedeckt sind, während der freie Raum über denselben bis an die das Zimmer bedachenden und mit Gold und Edelsteinen geschmückten Zedernbalken mit emaillierten Ziegeln verkleidet ist, welche besonders gern in Hellgrün, Hellgelb, Dunkelbraun und Weiß gehalten, aber auch in Dunkelblau und Glän-

Südportal wir soeben an Sanheribs Parkteiche vorüber angelangt sind. Da stehen wir nun an der Pforte zum Palaste Asurbanipals, des großen Königs, des mächtigen Königs, des Königs des Alls, des Königs Assyriens und der vier Weltgegenden, des Geschöpfes und Lieblings Asurs und Istars, schon im Mutterleibe von den Göttern Assyriens zur Königsherrschaft berufen, dem Palaste des starken Helden, des glänzenden Priesters, des betenden Oberhauptes, dem Palaste Sardanapals, oder, wie er im Alten Testament genannt wird, Asnappars, des Großen, des Prächtigen. Größere und kleinere Hallen, um welche sich die Frauengemächer herumziehen, nehmen die ganze linke Hälfte des Palastes ein: die gepflasterten Hallen sind mit kühlenden Wasserbecken versehen und mit üppig grünenden Pflanzen geschmückt, während die Gemächer der königlichen Palastdamen begrenzt sind von schattigen Rebengängen und lieblichen Gärten voll buntfarbiger Blumen. Die Könige von Arwad, Cilicien, Tabal und Minni haben es sich zur Ehre gemacht, ihre Töchter mit reicher Ausstattung hierher zu senden; Baal von Tyrus sandte als Huldigung eine Toch-

zendrot oder Weiß und Gelb auf olivengrünem Grunde, teilweise prachtvolle Ornamente zeigen. Sämtliche Alabasterplatten sind mit kunstvollen Basreliefs versehen, und zwar bringen diese durchaus Kriegsszenen, Schlachten, Belagerungen, Flußübergänge aus Asurbanipals babylonischen Kriegen zur Darstellung — es ist das sog. babylonische Zimmer, das wir betreten haben. Wir kehren durch das Gemach zurück, an dem sich nach links hin öffnenden sog. arabischen Zimmer vorüber, und nehmen durch den Vorhof und ein Labyrinth von anderen Gängen und kleineren Hallen hindurch unsern Weg nach dem Löwenzimmer, dessen Wände mit einer Fülle von Basreliefs geschmückt sind, welche Asurbanipal auf der Löwenjagd darstellen. Da sehen wir die Löwen und Löwinnen in allen nur denkbaren Stellungen und Zuständen: wir sehen sie verwundet am Boden sich krümmen, sehen sie unter den Rädern von Asurbanipals Streitwagen liegen, mit den Zähnen wütend in die Naben und Speichen greifen, und vor allem ist es eine verwundete, sterbende Löwin, welche unsere Aufmerksamkeit fesselt, wie sie denn durch die volle, kaum zu übertreffende Naturwahrheit ihrer Darstellung kunstgeschichtliche Berühmtheit erlangt hat. Noch verweilen wir einen Augenblick länger in diesem Löwengemach; befinden wir uns doch in demselben sozusagen auf heiligem Boden, geweiht durch einen für die Wissenschaft unschätzbaren Fund, der an dieser Stätte gemacht worden ist, ich meine die Bibliothek Sardanapals. Wie im Vorgefühl des nahen Unterganges der mesopotamischen Reiche, hatte Asurbanipal, der von Jugend auf ein Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften geblieben war, alle wichtigeren Literaturschätze der babylonischen Tempelbibliotheken noch einmal abschreiben lassen, zum Teil in mehreren Exemplaren, und zwar in assyrischer Keilschrift auf Tontafeln kleineren oder größeren Formats, und diese Tausende von Literaturwerken astronomisch-astrologischen, mathematischen, religiösen, geschichtlichen, mythologischen, sprachwissenschaftlichen Inhaltes und Interesses zu seinem Privatarchiv und der von Sanherib gegründeten Bibliothek hinzugefügt. Es war im Jahre 1854, daß die Arbeiter des Engländers Rassam in das Löwenzimmer eindrangen und hier sowie in den angrenzenden Gemächern, z. B. dem susianischen Zimmer, den Boden bis über Fußhöhe mit Tausenden und Abertausenden beschriebener Tonscherben bedeckt fanden: mit den Trümmern der königlichen Bibliothek von Ninewe.

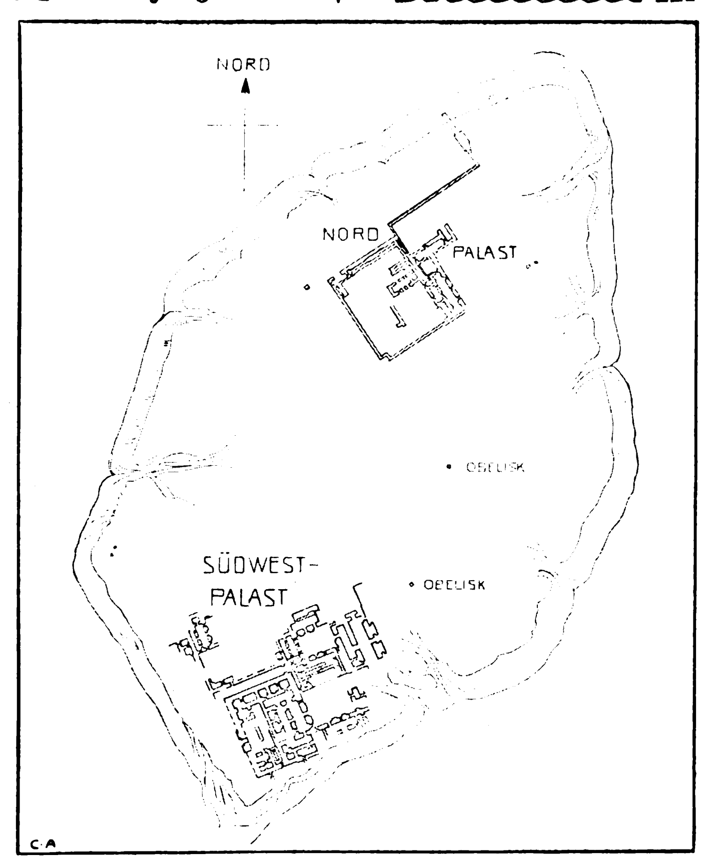


Abb. 3. Asurbanipals (Sardanapals) Nordpalast (nach Rassams Werk: Asshur and the Land of Nimrod, 1897).

Doch nun ergreift uns Sehnsucht nach frischer, erquickender Luft, nach einem weit sich dehnenden Blick in Gottes weite Natur, eine Sehnsucht, die uns immer ergreift, wenn wir abgeschlossene Stätten der Kunst und Pracht lange durchwandelt. An den mannigfaltigsten Klassen des zahllosen Hofstaates vorbei, an Hofastronomen und Hofmusikern, an Pagen, den aristokratischen Familien des Landes entnommen, an Wachen der königlichen Garde vorbei gewinnen wir endlich das Weite und laben uns von der nordöstlichen Vorhalle aus an der entzückenden Aussicht, die sich unseren Augen darbietet. Nach Norden und Osten wird unser Blick

begrenzt durch die Höhenzüge des Dschebel Maklûb und die Bergabhänge von Bawian, an welch letzteren zahlreiche Sommerwohnungen der reicheren und vornehmeren Bewohner Ninewes erbaut waren, die ganze Ebene aber von dem Fuße jener Höhenzüge ab bis in die nächste Umgebung von Ninewe ist übersäet mit kleineren Städten, Dörfern und Weilern, zwischen denen Kornfelder und Obstbaumpflanzungen und Wiesen, allesamt vortrefflich bewässert durch den Choser und eine von Sanherib begründete großartige Kanalanlage, malerisch miteinander abwechseln. Zu unseren Füßen liegt Ninewe, die große Stadt, mit ihren breiten, hellen Straßen und schmäleren, dunkleren Gassen weithin sich dehnend, ziemlich in der Mitte vom Choser in Windungen durchflossen, über welchen zahlreiche kurze Brücken gebaut sind. Die von Sanherib angelegte, 31 Meter breite Prachtstraße, genannt der „Königsweg", können wir bis zum „Stadttor der Gärten" in unverminderter Breite (die 1½fache Breite einer Berliner Straße) verfolgen. Die Stadt selbst nimmt sich aus wie eine Insel; denn nicht allein auf der Südwestseite, wo der Tigris hart an den beiden Palastterrassen vorbeiströmt und den natürlichen Graben der Mauer bildet, nein, auf allen Seiten ist die Stadt eingeschlossen von einem breiten Wassergraben. Wieder ist es Sanherib, welcher Ninewe nicht allein zu einer Königsstadt umschuf, sondern zugleich in eine starke Festung verwandelte. Er umschloß die ganze Stadt mit einer gewaltigen Mauer, von deren Breite und Höhe der Umstand zeugt, daß noch heutzutage die Höhe derselben an manchen Stellen etwa 50 Fuß mißt, während der Schutt am Fuße der Mauer eine Breite von 100 bis 200 Fuß einnimmt. Auf der Südwest- oder Tigrisseite, über 2½ engl. Meilen lang, biegt sie vom Strome aus ab in einen nordöstlichen und südlichen Arm, welche durch die langgedehnte, den Choser überdeckende, 3¼ engl. Meilen lange Ostmauer miteinander verbunden sind. Die Mauer ist auf mächtige Felsblöcke gegründet, die Torwege, mit Kalksteinplatten gepflastert, führten unter den Türmen der Mauer hin, während die Tore selbst mit kolossalen geflügelten Stieren und mythologischen Figuren geschmückt waren; die ganze Mauer aber umschloß auf allen Seiten, von der Tigrisseite natürlich abgesehen, ein 100 Großellen (d. i. ca. 50 Meter) breiter Graben, welcher auf der Ostseite vom Choser und von dessen oberhalb Ninewes sich abzweigenden Arme Tenêtu mit Wasser versehen wurde, während auf der Nordost- und Südseite die Fluten des Tigris mit dem vom östlichen Graben eindringenden Wasser des Choser sich mischten. Unser Blick haftet vor allem an dem erinnerungsreichen großen Osttor der Stadt mit dem hochklingenden Namen: nirib masnaqti adnâti, „Pforte, da die Nationen sich drängen", jenem Tor, durch welches die siegreich heimkehrenden assyrischen Heere unter Musik und Jubel ihren Einzug zu halten pflegten, freilich zugleich der Stätte allem menschlichen Gefühl hohnsprechender Greuelszenen. Dort, wo eine von Sanherib mit weißen Kalksteinplatten gepflasterte prächtige Brücke zum Osttor hinausführt, hart an der zum Tor führenden staubigen Straße, gewahren wir zwei Käfige und in denselben je ein menschliches Wesen: Ammuladi, der König von Kedar, ist der eine. Bald im Anfang der arabischen Kriege gefangen genommen, ward er nach Ninewe gebracht und, mit einem Hundehalsband versehen, gleich einem wilden Tiere in den Käfig gesteckt. Der andere ist der Araberfürst Uaite, welcher nach der Flucht seines gleichnamigen Onkels klug zu handeln glaubte, wenn er Asurbanipal freiwillig huldigte, wohl in der Hoffnung, von diesem nun zum Könige der Araber eingesetzt zu werden: statt dessen wurde er mit Hunden und anderen Tieren zusammen in diesen Käfig gesteckt, „um das Osttor von Ninewe zu bewachen".

So lebensvoll das im Vorstehenden von Ninewe entworfene Bild erscheinen wird, ist es leider doch ein recht lückenhaftes und für unsere gegenwärtigen Ansprüche unbefriedigendes. Denn trotz der Fülle von Kunst- und Schriftdenkmälern, welche die englischen Forscher, obenan Layard und Rassam, aus dem Schatzhügel Kujundschik herausgeholt haben, dürfen wir nicht verhehlen, daß für die topographische Untersuchung Ninewes bis jetzt fast nichts geschehen ist. Unsere eigene Schilderung beruht großenteils auf den inschriftlichen Mitteilungen der Könige Sanherib, Asarhaddon und Asurbanipal, aber nicht auf topographischen Erhebungen. Über die Palastterrasse von Kujundschik selbst, ihre Struktur, ihren Rampenaufgang, ihre sonstigen Baulichkeiten, über Ausdehnung und Anlage des königl. Parks, seine Bewässerungseinrichtungen usw. wissen wir durch Nachforschungen an Ort und Stelle noch ebensowenig wie über die Befestigungen der Stadt, innerhalb deren sogar mächtig hervortretende Punkte, wie z. B. die fast 18 Meter hohen, länglichen Ruinenhügel im Zuge der Ostmauer nord- und südwärts vom großen Osttor, noch kaum näher geprüft wurden. Und was nun gar die eigentliche Stadt betrifft, so bleibt noch alles zu tun übrig. Daß an den auf dem Plan (Fig. 1) mit a bezeichneten Stellen Überreste von Gebäuden wahrnehmbar sind, besagt nicht viel; die Hauptaufgabe müßte zunächst bleiben, die Lage des ältesten und berühmtesten Bauwerks, des Tempels der Schutzgöttin Ninewes, d. i. des Istartempels, wiederzufinden.

Möchte bei dem hohen Interesse, dessen das Land Sardanapals sich eben jetzt in immer gesteigertem Grade erfreut, auch der über Ninewe sich noch breitende Schleier immer völliger schwinden!

Junker Justus. Von Alfons Fedor Cohn.

Das Regiment Boytin-Husaren, Leib-Eskadron und dritte bis zehnte, marschierte jenen Oktoberabend mit dem Befehl, als weitere Deckung für fünf Bataillone Füsiliere, zehn Kompagnien Jäger und vier reitende Batterien zur Avantgarde zu stoßen. Frühmorgens war dicker Platzregen niedergegangen. Voraufgerückte Artillerie hatte tief in den sumpfweichen Weg gewühlt, und das nachstürzende Wasser hatte aus den Rinnen Gräben gemacht. Nach Sonnenuntergang kam leichter Frost darauf und Nebel. Der Mond schien flimmernd hindurch.

An der Tete ritt der Oberst, stramm in der prallgefüllten Uniform, mit qualmender Tabakspfeife, die Hetzpeitsche am Sattel; hinter der Leib-Eskadron, neben dem schließenden Unteroffizier, sein Sohn Justus, jüngster Kornett. In Hohensahla, eine halbe Meile noch, sollte Quartier sein. Die zweite Eskadron stand bereits eine Meile südlich darüber hinaus, um einen Brückenübergang zu halten.

Das Regiment hatte sich wieder in Trab gesetzt. Aufrüttelnd kam es durch ein Dorf. Die Bauern und Frauen traten aus den Türen, neugierig und ängstlich. Man wußte nicht, wie lange man noch ein Dach überm Kopf haben würde. Getrappel und Räderrumpeln von Kolonnen draußen fuhr jedesmal als ein neuer Ruck in die furchtgeplagten Herzen. Freund und Feind waren da fast gleich. Nun gingen die schlimmen Zeiten wieder an, wie vor fünfzig Jahren. Draußen auf der Landstraße hörten die letzten Glieder noch immer die Hunde im Dorfe hinter sich anschlagen.

Die Trompeter hatten etwas geblasen. Ein paar Dreiste hatten zu singen angefangen. Aber das war lange vorbei. Wenige waren eingefallen. Man marschierte seit Sonnenaufgang. Man war stumpf vor Müdigkeit. Hunger im hängenden Magen, Durst in der geschwollenen, zerstochenen Kehle waren lautlos erstickt unter der unerbittlich lastenden Müdigkeit.

Auf dem bröckligen, holprigen Wege war der Trab nicht allzuscharf, aber der kleine Fahnenjunker auf seinem Rappen mußte sich daran halten. Er war fünfzehn Jahre alt, vor zwei Monaten in die Armee eingetreten, gleich darauf hatte man begonnen zu mobilisieren, und jeden Tag konnten die Feindseligkeiten ausbrechen.

Das Ganze zog dahin wie eine gefahrvolle dunkle Wolke. Der mondflimmernde Nebel hing dicht herum. Vom Vordermann sah man nicht mehr als die Pferdekruppe und den wehenden Pelz mit dem auf und nieder wippenden Zopf. Die Pferde dampften. Die Leute waren tropfend heiß unter dem flauschigen Dolman und bliesen rauchenden Atem aus. Zwischen dem warmen Dunst spürte die Nase die kalte Feuchtigkeit des Pelzwerks, den aufgelösten Talg aus den Haarlocken und den kräftigen Geruch des Lederzeugs. Und unter dem verhüllenden Brodem rumorte das Durcheinander von fünftausend trappelnden Pferdehufen, zwölfhundert klappernden Säbelscheiden und ruckenden, schnaufenden Körpern, die auf knarrende Sättel niederfuhren. Die Eskadrons trabten.

Es ging durch Wald und bergan. Es rieselte darin. Feuchte Blätter lagen in Massen zusammengepatscht über dem Weg. Von vorn kam Kommando. Man fiel in Schritt. Da fing einer an, ganz langgezogen und kläglich:

Mit mir ist's aus, mit mir hat's ein End,
Husar bin ich geworden im Leibregiment.

Erst ganz allein. Ein paar akkompagnierten bald schüchtern. Andre lachten laut und riefen mit grobem Spaß dazwischen. Viele dachten mit einemmal an das, was sie hinter sich gelassen. Es klang so traurig wie Heimweh.

„Was ist das, Kersten?" fragte Jun-

ker von Boytin langsam, ohne aufzusehen.

„Der will sich wohl Mut machen," sagte der Unteroffizier nach einer Weile. „Na ja, so im Walde." Er blickte auf den kleinen Kornett hinab; der hing krumm, wie im Schlaf, war merkwürdig still geworden. „Wenn man das erste Pulver riecht, ist das alles weggeblasen!" lachte Kersten beruhigend mit seinem grauen Stoppelgesicht. „Hoffentlich kommen wir morgen schon 'ran, an die Kanaillen!"

Der Kornett schlug ein Paar dunkler Augen auf zu dem Unteroffizier. „Glaubt Er? Glaubt Er: morgen schon?"

Herrje! Den hat's aber schlimm, dachte Kersten. Wie ein Tier, in dem alles Leben sich zitternd verkriechen will, waren die Augen. Er klopfte seinem Apfelschimmel zärtlich die Nase; er wollte gern wohltun. „Hoffentlich! sage ich bloß. Hoffentlich! Dann ist man aus der Unruhe 'raus!"

Justus schob seinen Tschako nach hinten. Das Friesfutter scheuerte gegen die feuchte Stirn. Justus konnte die Zähne nicht zusammenbringen beim Reiten, vor Atemnot; so rasch ging ihm das Herz. Aber das kam nicht vom Reiten. Seit seinem siebenten Jahre konnte er zu Pferde sitzen und mit dem Vater um die Wette galoppieren. Und im Gliede zu marschieren, war nicht schwerer.

Kersten hatte wohl recht. Wenn man erst Pulver riecht, ist man aus der Unruhe heraus. Wenn er jetzt aus dem Dunkel einen Schuß in die Brust bekäme, wär's ihm am liebsten. Ununterbrochen hämmerte die Angst in ihm. All sein Fleisch und Eingeweide war schlaff, hing nur noch wie ein totes Bündel zwischen den Knochen.

An der Tete blies es Signal: vorwärts Trab! Die Glieder trappelten und rückten auf. In zehn Minuten hielt die Spitze der Eskadrons vor der Kirche von Hohensahla. Es ging auf Zwölf, ehe sie nach Füttern und Appell ins Biwak kamen.

Von der Kirche lief eine Pappelallee auf das Gutshaus zu. Da sah man an mehreren Stellen einen schwachen Schein im Dunst wie von erleuchteten Fenstern. Der Oberst mit den Stabsoffizieren war dort einquartiert. Die jüngeren Offiziere hatten Strohlager in einer Scheune. Abgesattelt durfte nicht werden; die Husaren hatten Befehl, die Nacht über mit den Zügeln in der Hand zu stehn. Seit vier Tagen waren sie nicht aus den Kleidern.

Justus kam aus der Scheune. Der Torflügel knarrte gewaltig bei dem schmalen Spalt, durch den sich der kleine Kerl zwängte. Er bekam Furcht, aber niemand regte sich; alle drinnen schnarchten weiter. Er hatte auch zu schlafen versucht. Ein paar Minuten war er bewußtlos gewesen. Dann hatten seine Hände in feuchtes Stroh gefaßt, seine Ohren röchelnde Atemzüge von Schlafenden vernommen. Sie hatten gelegen, wie sie sich hingeworfen, wie abgeschlachtet. Ausgepumpt bis zum Letzten waren sie gewesen, alle mit Falten und Rissen im Gesicht und dunklen Ringen um die stumpfen Augen. An der Erde hatte eine trübe Stallaterne gestanden. Über deren Lichtkreis hatten die willenlosen Leiber als unheimliche Schattengebilde sich gekrampft und gereckt.

Justus hockte frierend auf einem Holzstapel, gegen die Scheunenwand gelehnt. Er konnte nichts vor sich im Nebel erkennen. Kleine runde Punkte tanzten darin. Justus hielt die Hände um die kalten Beschläge der Säbelscheide auf seinen Knien gekrampft. Wenn er doch ein Wort mit jemand hätte reden können. Seit jenem Gespräch mit Kersten auf dem Marsch hatte er nichts anderes als Kommandos vernommen und gegeben. Waren die andern denn alle ruhig, daß sie so fest schliefen? Er fror, dachte an seinen Mantel drin auf dem Stroh, stand aber nicht auf.

Pferde scharrten, prusteten und wieherten auf. Patrouillen trabten dazwischen auf den gefrorenen Wegen. Barsche Stimmen gaben kurz Anruf und Losung. Die Hunde auf dem Hofe kamen nicht zur Ruhe. Das Vieh in den Ställen wurde wach, brüllte und riß an den Ketten.

Einmal vor zehn Jahren, fiel Justus ein, hatte ihm der Bursche seines Vaters die Beine mit einem alten Gurt zusammengebunden und ihn an einem Wandhaken im Stalle aufgehängt. Aus reinem Spaß. Aber er dachte, nun wäre es mit

ihm zu Ende. Die Augen wollten ihm aus dem Kopf. Alles lief herum und wogte; nichts kannte er wieder. In der Kehle würgte es; im Magen wurde ihm übel. Der scharfe, warme Stallgeruch traf ihn bis in den Gaumen, und dabei mußte er den Mund immer schnappend offenhalten. Die Arme hingen schwer herab; doch die Hände konnten nichts greifen, so weit er sie auch streckte. Und keinen Laut brachte er aus der Kehle; so hatte ihn die Angst geschlagen. Jetzt mußte er daran denken. Er kam sich wie an den Füßen aufgehängt vor, ganz übel, elend und das Oberste zu unterst gekehrt.

Im Kadettenhaus auf Wache war er einmal davongelaufen, um Mitternacht, aus Gespensterfurcht. Drüben auf dem Kirchturm fing es an zu schlagen. Vor jedem Schlag holte das Uhrwerk dumpf Atem wie aus einer hohlen Brust. Ein Luftzug ging durch die Straße wie von Laufenden, die man nicht sah. An den Häuserwänden huschte es. Und Justus zählte die Schläge, ängstlich, erwartungsvoll, sah um sich, hinter sich, stellte sich gegen die Mauer. Und als er zwölf zählte, kam es von drüben auf ihn zugelaufen. Ganz stumm blieb er, aber in seinen Ohren und in der Stimme fühlte er einen durchdringenden, schrillen Schrei. Ohne Besinnung war er in die Wachtstube gestürzt; nichts hatte er mehr in der Hand, nichts auf dem Kopf. Zehn Jahr war er da gewesen.

Warum sollte so ein Hasenfuß Soldat werden und nun noch ins Feld rücken? Ihm waren schon die eigenen Leute fürchterlich genug. Gesindel war darunter, dem alles zuzutrauen war. Das sich für ein paar Stockfuchtel durch einen hinterlistigen Schuß rächen könnte, wenn man ins Feuer kam. Zu jedem Kommando mußte er sich mit Angst zusammenraffen. Wie zu einer Räuberbande gepreßt kam er sich unter ihnen vor. Unheimlich war alles. Unheimlich, was ihn mit ihnen verband, unheimlich, was ihn von ihnen trennte. Aber daran durfte er gar nicht denken. Der Vater würde ihm eher mit der Pistole mitten vor die Stirn brennen, als ihn entlassen.

Er mußte zurück und wieder Schlaf suchen. Derweile würde ihm niemand ans Leben gehen. Feldwachen und Vorposten waren auf ihrer Hut. Morgen früh wird sich's entscheiden. Vielleicht geschieht ein Wunder! Er stürzt mit dem Pferd und muß zurückbleiben. Oder wird krank mit Fieber und Ohnmacht.

Er stand auf. Es lief ihm schauernd über den Rücken. Seine Zähne schlugen gegeneinander. Er war schon krank. Morgen früh! Es würde ein Wunder geschehen!

Er galoppierte mit seinem Rappen ventre à terre. Eine feindliche Infanterielinie stand im Anschlag — Bärenmützen, blaue Kolletts, weiße Leinenhosen. Er flog dahin, saß im nächsten Moment auf ihren Bajonetts. Da rief es aus der Reihe: Pardon, Kamerad! Er flog hindurch, sein geschwungener Säbel sauste in großem Bogen ihm aus der Hand. Er war gerettet.

Er war bewußtlos, schlief im Stehen ein paar Sekunden, taumelte und war wieder wach. Das war das Wunder! Er gab sich gefangen!

Durch den Nebel kamen rasche Schritte auf ihn zu. Ein Licht in Stiefelhöhe schwang, ein gelber Fleck tauchte auf, Dolman, Hosen, ein Gesicht mit ungewohnten Schatten, Ordonnanz von seinem Vater, er erwarte ihn.

Justus faßte nach seinem Tschako, hängte den Säbel ein und folgte, noch ganz aufgeschreckt von dem Erwachen. Die Ordonnanz ging voran mit der Laterne durch den Garten. Hier lag die Feldwache an der gekalkten Mauer um Holzfeuer herum. Kein Wort fiel. Der patrouillierende Posten, die Hände am Säbelgefäß, hob einen Augenblick das starrende Gesicht aus dem Feuerschein. Die Pferde standen zusammengekoppelt auf dem Rasen zwischen alten Platanen, die wie riesige gereckte Feuersalamander aufwuchsen. Immer derselbe unfaßbare Druck auf allen Kreaturen.

Der Vater rief ihn. War das das Wunder? Ahnte er etwas? Erbarmte er sich seiner im letzten Moment? Vor dem Absitzen war der Oberst mit dem Adjutanten die Front entlang getrabt und im Gutshause verschwunden ohne Wort und Blick.

Das Haus war alt und eng. Doch

eine schön geschwungene Treppe mit zierlich vergoldetem Geländer führte hinauf ins obere Stockwerk. Es roch nach Sauberkeit, trotz der Reitstiefelspuren auf den Stufen. Die Ordonnanz wies dem Kornett eine Tür. Er trat ein und machte aufstampfend Honneur, sofort hinter der Schwelle.

Der Oberst hatte in dem Gutsherrn einen alten Bekannten wiedergetroffen. Nach dem Abendessen waren die Stabsoffiziere entlassen worden, und man saß hier noch eine Plauderstunde in der Familie um einen runden hellen Birnbaumtisch. Da wollte man auch den Sohn sehn.

„Da haben wir ja den Junker!" sagte der Oberst hinter seiner Tabakspfeife. Er machte eine flatternde Handbewegung wie: Rühren! Er hatte tiefe Augensäcke in seinem sonst blanken grauen Gesicht, die wie schmale knorpelige Halbringe auf den Backenknochen endeten, und fast gar keine Augenbrauen.

Der Hausherr reichte Justus freundlich die Hand und bot ihm einen Sitz an. Er glich eher einem Geschäftsmann als einem Gutsbesitzer, städtisch sauber und dunkel gekleidet, mit den schwachen Augen und Schultern eines Büchermenschen. Zwei Damen saßen im Sofa.

Justus kam näher, den Tschako im Arm. Er ging wie ein alter Husar, mit dünnen, gedrehten Säbelbeinen in den weißlichen Lederhosen, und leicht gebeugtem Oberkörper. Aber beim Lichterschein sah er in dem verschnürten schwefelgelben Dolman und dem himmelblauen Pelz aus wie ein kostümierter Jahrmarktszwerg mit seinem unförmig großen Kopf, den schwarzen fettsträhnigen Haaren, auf denen kein Puderstäubchen mehr saß, und der starken Hakennase zwischen den großen dunklen Augen.

„Warum schläft Er noch nicht um diese Zeit, Er Dreikäsehoch?" sagte der Vater über die Schulter. Er kannte keine Rücksichten. Qualmte wie in einer Taverne, hielt die Beine weit von sich gestreckt und hatte den Dolman über dem gewölbten Leibe geöffnet.

Justus starrte verwirrt auf die beiden Damen. Die ältere, die Mutter, lag zusammengesunken in ihrer Ecke. Die Tochter war hoch und blond und sah mit ihren runden, samtbraunen Augen gerade auf den kleinen Junker.

Justus war gühend rot geworden; was sollte er dem Vater antworten?

Der Gutsherr nahm eine Flasche Rheinweins vom Tische und rief der Tochter: „Amelie, ein neues Glas!"

Dabei blickte er fragend auf den Obersten; der brummte nur: „Ach was!", meinte es aber nicht ernst.

„Besser, als wenn ihn uns morgen der Feind austrinkt," scherzte der Wirt.

Das Fräulein kam und präsentierte dem Junker das gefüllte Glas auf einer kleinen Silbertablette. Es war ein altes böhmisches Glas mit eingeschliffenem matten Wappen und tiefem Kelch, der schon etwas faßte.

Justus schnellte verlegen auf, kam mit dem Schleppsäbel, der großen Tasche und dem fußhohen feuchten Pelztschako ins Gedränge und vermochte das Glas nicht zu greifen.

„Geben Sie mir die Mütze!" lachte mit warmem Klang das Fräulein.

„Ist Er Kornett bei meinen Husaren oder was ist Er?" fuhr der Alte jetzt herum.

Justus sah ihn mit offenen Augen und ganz gelassen an, dann setzte er den Tschako an die Erde und nahm das Glas. Es zitterte in seiner Hand. Diesen Mut gegen den Vater hatte er sich selbst nicht zugetraut. Er pausierte zwischen jedem Schluck; so kurz ging ihm der Atem noch. Aber dann wurde es ihm warm.

Der Hausherr erhob ernst sein Glas gegen die beiden Offiziere und trank auf Glück und Gelingen. Er hatte auch seinen Sohn im Felde.

Der Oberst war unbedingt zuversichtlich. Es gab an diesem Tage wohl keinen General und keinen Fahnenjunker in der ganzen Armee, die nicht unbedingt zuversichtlich gewesen wären. Aber eine Woche später gab es die, und da gab es auch keine Armee mehr.

„Die Avantgarde ist so weit nach Westen vorgeschoben, wie möglich," sagte der Oberst, „und hat noch nicht die leiseste Fühlung mit dem Feinde. Er scheint es sich doch zweimal zu überlegen, ehe er uns angreift."

„Unsere Reisewagen sind immerhin gepackt," sagte der Wirt wieder. „So nah am Kriegsschauplatz kann das nicht schaden. Die Damen sollten von Rechts wegen schon längst davon sein."

Die Mutter sah zum ersten Male aus ihrem Gesangbuch auf hinter dem viereckigen grünen Lampenschirm. Sie hatte Tränen in den Augen.

„Aber meine Frau will mich Hilflosen nicht allein lassen," fuhr er lächelnd fort. „Und was wollten meine Leute und Bauern sagen, wenn ich ihnen jetzt schon davonlaufe? So sitzen wir noch alle drei hier wie im tiefsten Frieden."

Er ging unablässig auf leichten Schuhen auf und ab, ohne jemanden anzusehn. Justus hielt sich auf seinem Stuhl halb hinter dem Vater im Schatten, das geleerte Glas in der Hand.

„Aber der Oberbefehl?" begann der Gutsherr wieder. „Der General en chef ist ein Achtziger . . ."

Der Oberst wurde erregt und pochte laut auf die glorreiche Tradition. Da schwieg der Hausherr.

Justus hatte immer nur das Fräulein angestarrt. Ganz verloren wie in ein Bild. Über ihrer Stirn lag ein goldener Streifen, dort wo das Lampenlicht ihr Haar traf. Und die Stirn war so weiß, so weiß, und die Haut auf den schmalen Wangen und der Hals, und so wieder die zarten Unterarme und die Hände, die eine Broderie hielten. Die roten Lippen standen ihr halb offen. Einmal erhob sie unter den Wimpern ihre runden samtbraunen Augen; sie hatte Justus' starre Blicke gespürt. Aber er wich nicht aus. Er fühlte es wie warme Ströme hin- und zurücklaufen. Er glaubte, er hätte einen Wunsch an sie. Aber er wußte ihn nicht, öffnete den Mund nicht. Da glitten die runden Augen zur Seite.

Justus atmete auf und blickte sich um im Zimmer: war hierin ein Frieden! Man hörte das Öl in der Lampe summen. Die weiße Standuhr in der Ecke rückte zum Schlage an. Er sah auf das Zifferblatt. Es war gleich Mitternacht.

Die Mutter schloß ihr Gesangbuch. Der Oberst erhob sich und stampfte in seinen Stiefeln auf, daß die Sporen klirrten. Man wollte Gutenacht sagen. Da flüsterte die Tochter mit dem Vater etwas. Der Hausherr kam auf den Obersten zu: „Ich höre, daß in Ihrem Zimmer noch eine Chaiselongue steht, für den Fall, daß Sie Ihren Sohn lieber bei sich haben wollen. So bequem wie das Stroh in der Scheune ist die Gelegenheit immer noch."

Der Oberst sann, die Augen in der Ferne. „Und was werden dann die andern sagen? — Immerhin ist es der Sohn und vielleicht soll er morgen schon seine erste Affäre haben. — Bedank' Er sich bei dem Fräulein, Herr Kornett!"

Justus stand hilflos im Kreise der andern mit seiner stummen, steifen Verbeugung. Da streckte sich ihm eine Hand entgegen, und im unbegreiflichen Wagemut, der ihn in diesen wenigen Minuten schon mehrmals überkommen, ergriff er sie und drückte einen innigen Kuß darauf, mit geschlossenen Augen. Er hatte gar keine Gedanken dabei.

Das Gastzimmer lag unten gleich neben dem Hausflur. Der Oberst trat noch einmal hinaus auf die Gartentreppe und zog frische Luft durch die Nase. Er klopfte seinen Pfeifenkopf aus und rief durch den Nebel die Wache an. In dem kleinen Zimmer dann nahm er den Sohn zutraulich bei der Schulter: „Er hat doch nicht etwa — Angst vorm Pulverdampf?"

Justus hielt ein Medaillonbildchen an weißem Seidenbande in der Hand, das er von der Wand genommen hatte. „Ich? Keine Spur!" sagte er frei.

„So gehört sich's auch für unsereinen!" betonte der Vater gewichtig. Er strahlte so zufrieden, wie ihn der Sohn nie gesehen. „Nun ist's aber auch Schlafenszeit!" Er hatte nur Stiefel und Dolman abgezogen und sich mit gewohntem Stöhnen auf sein Bett gestreckt. „Hat Er gehört? — Gutnacht!"

Justus saß noch immer auf der Chaiselongue, die Pastellminiatur in der Hand. Es war ein kleines Mädchen in weißem Musselinkleidchen mit hellblauen Schleifchen. Justus wandte das Medaillon. Da stand auf der Rückseite mit Tinte geschrieben: Amelie, 6 Jahr alt.

„Lösch' Er das Licht endlich!" kam es wieder vom Vater.

Justus gehorchte und legte sich. Er war so selig und so ruhig. Schon wie im Traum dachte er, ein goldenes Glück sollte ihn beim Erwachen umschweben, mit der Spitze des Säbels wollte er der Göttin den Siegeskranz von der erhobenen weißen Hand streifen. Ihre Augen sahen ihn an; rund und samtbraun waren sie. Davon wurde ihm so selig. Das glatte Seidenbändchen mit dem Bild daran behielt er zwischen den Fingern.

Er glaubte, er wäre eben erst eingeschlafen. Es wurde hart gegen die Fensterladen gepocht. Er sprang auf Strümpfen an die Haustür und schob den Riegel zurück. Es dämmerte schon schwach zum Morgen. Der Posten draußen meldete: „Ordonnanz von der zweiten Eskadron!"

Der Oberst richtete sich drinnen gewaltsam auf: „Verflucht! Da ist 'was schief gegangen!"

Ein Husar kam schwerfällig die Stufen herauf, trat hinkend ein, verschwitzt, ohne Tschako, mit weit aufgerissener, blutgetränkter Hose. Auf dem nackten Schenkel sah man die geschwollene Wunde von einem Streifschuß. Seine Brust ging wie ein Blasebalg, er pustete stoßweise mit seinen pulvergeschwärzten Backen.

Justus hatte Licht gemacht. Der Oberst schlug das Fenster auf und kommandierte hinaus, ruhig und klar den Ton haltend: „Generalmarsch!" Dann setzte er sich breit auf einen Stuhl mitten im Zimmer und befahl zu Justus: „Meine Sachen!", zu dem Husaren: „Rapport!"

Der Trompeter bei der Feldwache draußen setzte an. Zwei-, dreimal rutschten die Töne daneben. Dann kam das Lärmsignal heraus, hastig wie Feuerruf in der Nacht.

Die zweite Eskadron war überfallen worden. Ein feindliches Streifkorps hatte von Süden her die Avantgarde umgangen. Der Husar war keine abgesandte Ordonnanz, er hatte sich durchgeschlagen. Die ganze Eskadron war umzingelt, ehe sie sich formiert hatte. Eklaireurdienst galt ja den Führern als verpönt. Sprach doch der König in diesen Tagen das Wort, daß er solch Spionieren dem Feinde überlasse. Was drohte dem Gros, wenn's schon Husaren bei der Vorhut so erging!

Draußen schwoll ein Sturm an von Getrappel, Signalen und Rufen. Laternen mit schwachem gelbem Schein pendelten in Stiefelhöhe, ohne daß man den Träger wahrnehmen konnte. Der Himmel stand silbergrau hinter den schwarzen Zweigen.

Die Majore und Eskadron-Chefs waren zum Obersten ins Zimmer befohlen. Er fuhr mit wilden Rucken in Stiefel und Dolman, und bei jedem Bein, bei jedem Arm fiel ein Kommando. Ein Offizier nach dem andern trat aufstampfend ab. Justus lief mit brennenden Augen, aus denen er kaum sah, nach seinen Monturstücken hin und her und stets ans verkehrte Ende. Schließlich hieß es: „Justus!" Der Bursche hielt dem Obersten die Schärpe, die dreimal um den Leib sollte. „Justus! Zum Gutsherrn! Meinen Dank und Gruß! Ich kann nicht mehr für ihn stehn. Er muß reisen."

Justus setzte die Treppe hinauf. Oben fand er das Fräulein mit fragender Miene. Die Familie war schon durch das Lärmen und Laufen aufgestört. Die eigene Unruhe hatte sie noch früher geweckt.

„Wir haben es uns gedacht," sagte das Fräulein, nachdem Justus berichtet hatte. Er sah, als sie sich zu ihm hinabbog, daß ihr lichtes Haar in der Mitte geteilt und mit einem lila Bande durchflochten war. Ihr Gesicht war seinem ganz nahe; es atmete noch die Frische des Waschwassers. Ganz unachtsam nah hielt sie sich, wie einem völlig Vertrauten, spähte die Treppe hinab in die Ferne, sprach, nach den Eltern lauschend, zur Seite, blieb aber gleich nahe. An ihrem runden weißen Halse ging das Leben wie in einem kleinen Vogelleibe, den man in der Hand hält.

Justus mußte sich mit aller Macht zusammenkrampfen, um nicht zu zittern und hilflos in der Stimme zu wimmern. In den Augenlidern und um die Nasenwurzel zuckte es ihm aber doch. Die ganze Zeit hielt ja das Fräulein seine dargereichte Hand fest und sprach, und er wagte nicht mehr den Druck zu er-

widern, als ob das etwas Unrechtes bedeute. Jede kleinste Sekunde fühlte er brennend diesen Druck im Bewußtsein und durfte ihn auch wieder nicht lösen, um sich der Gunst nicht unwürdig zu zeigen.

„Lieber Herr von Boytin," sagte sie, „lieber Herr ... Was wird nun werden? Man hat es ja nicht geglaubt, ehe es so nahe ist. Was wird nun werden? Meine armen, armen Eltern. Und mein Bruder." Das große starke Mädchen war schwach zum Umsinken.

Justus wollte etwas sagen, aber es wurde nicht mehr als ein heiseres: „Ja, ... ja, ja ..." Er räusperte sich. Der ganze Arm an der rechten Hand war ihm heiß bis in die Schulter.

„Wir müssen fort aus unserem Haus. Es wird geplündert und verbrannt. Wir werden es nie wiedersehen."

Justus raffte sich auf; seine Backen flammten. „Die Armee wird ihre Schuldigkeit tun. Und ihr voran das Regiment Boytin-Husaren. So lange wir noch im Sattel sitzen, wird kein Feind hier erscheinen." Das goldene Glück schwebte vor ihm; mit der Spitze des Säbels wollte er den Siegeskranz erhaschen.

„Gott gebe es!" sagte das Fräulein und trocknete sich die Augen. „Gott gebe es!" Sie hatte ihm wieder das Gesicht zugeneigt, wurde gerufen und war schon fort.

Ihr letzter klarer Dankesblick fiel Justus ins Herz als ein Zauber. Er polterte auf seinen eisernen Absätzen hinab und lief nach seinem Rappen bei der Scheune. Unteroffizier Kersten, schon aufgesessen, hielt ihn am Zügel.

Auf den freien Platz waren aus der Brennerei ein paar große Fässer gewälzt. Die Husaren drängten sich darum mit ihren Feldflaschen. Es sah aus, als ob sie einander in die Nacken beißen wollten, wenn man die gurgelnden, gierigen Flüche nicht hörte. Rascher, immer rascher mußte es gehn. Da riß einer mit Gewalt den Hahn heraus und ließ den dicken Branntweinstrom in den Tschako springen. Da johlte es. Aus den Tschakos wurde gesoffen, daß es aus den Schnauzbärten lief. Ein paar lagen mit offenem Munde unter dem Springquell, um die Spritzer aufzufangen. Die Signale riefen, hastig und immer wieder. Die Fässer blieben umlagert. Die Unteroffiziere fuchtelten schließlich mit der flachen Klinge dumpf auf die Köpfe, um die Leute an die Pferde zu bekommen.

Der Oberst hielt vor der Kirche und ließ die Eskadrons defilieren. Neben sich den Stab, die Standarte und die Trompeter. Man sah nur die Silhouetten zwischen den kahlen Ästen gegen den dämmernden Himmel. Die Trompeter mußten den Torgauer blasen, das alte Lied von der Husarenehre.

Hinter der Leibeskadron schwenkte der Oberst mit der Standarte ein, und nun hieß es Trab, Trab durch den Hohensahla-Wald. Die Bäume darin standen schwarz und tropfend. Der Nebel war fort. Es wurde ein klarer Tag, und dabei war die Luft, die dem Geschwader entgegenfuhr, lau wie Tauwind. Es hätten Knospen an den Zweigen springen können.

Justus trabte wie im Schlaf, ohne Mühe. Ihm war dabei, er stiege, stieße mit dem Kopf durch eine dunkle Decke, die ihn umhüllt, und säße nun im Freien, frisch und mit klarem Kopf. Was waren die Husaren auch für muntere Kerle, jedem ging das Mundwerk heute laut und mit Lachen. Es war eine gute Sache, der man entgegenritt, mit Mut und Zuversicht. Hei, hei! er sammelte die Zügel kürzer. Durch den Wald brachen die ersten Sonnenstrahlen. Das goldene Glück ...!

Er fuhr sich mit der Hand glättend über den Dolman und fühlte etwas in der Tasche. Er hatte das Bildchen von der Wand eingesteckt, er wußte es gar nicht. Er sah es an, er las den Namen noch einmal. Amelie hatte gestern gebeten, daß er zu seinem Vater ins Zimmer käme. Warum tat sie das? Amelie hatte heute ihre weiche Mädchenhand in seiner ruhen lassen, die ganze Zeit, da sie miteinander sprachen. Warm wurde ihm von schwellender Kraft. Er hatte ihr geantwortet: Wir werden unsere Pflicht tun! Ja, das hatte er. Ha, gestern abend! Müde war er gewesen, weiter nichts. Aber jetzt! Er warf

stumm den Kopf zurück. Im schütternden Trabe nestelte er sich das weiße Bändchen an seine Schnüre, halb unter den Pelz.

Als das Regiment aus dem Wald heraustrat, sah es auch schon das Städtchen im tiefen Kessel unten liegen, mit roten Dächern, die weiße Kirche kupfergrün an der Turmkappe. Links bog der braune Eichenwald in großem Bogen aus und trat erst wieder abschüssig an die Stadtmauer heran. Rechts unten kam der Fluß dahergeströmt, breit und mit reißenden, silbern schillernden Wirbeln, jenseits am Ufer von steilen Weinbergen eingedämmt. Geradezu ging das dampfende Ackerland in zwei gewaltigen Wogen hinab. Kurz hinab, halb in die Höhe und wiederum weitfließend hinab. Da war freie Bahn.

Im Walde hatte man bereits Gewehrknattern gehört. Jetzt sah man den Rauch in kleinen weißen Wölkchen zwischen den roten Dächern aufpuffen. Aus dem Stadttor heraus drang Getümmel, das sich unter den dichten Baum- und Gesträuchanlagen an der Mauer verfing. Es war keine Zeit zu verlieren. Die Tete ritt ohne Halten und scharf im Trab in die erste Senkung hinab, um unter Deckung der letzten Anhöhe zur Attacke aufzumarschieren. Hinter der Stadt lag die Brücke. Darüberhin ging's nach Westen zur Avantgarde. Kein Mensch hatte den Feind bereits auf dem östlichen Ufer vermutet. Gewann man die Brücke nicht wieder, konnte das Regiment nicht befehlgemäß zu der schwachgedeckten Avantgarde stoßen, und das feindliche Streifkorps fiel ihr vernichtend in den Rücken. Zunächst aber stand der Kampf um die Stadt in ihrem Kessel.

Auf den Weinbergen, die Aufmarschterrain, Stadt und Brücke beherrschten, begann eine feindliche Batterie aufzufahren. Den steilen Weg wand sich langsam der grau und blau gefleckte Wurm hinauf. Auf seinem Rückgrat glänzte er von der Bronze der Geschützläufe. Die unzähligen klimmenden Füße waren spannend gestraffte Pferdeschenkel und die schräggestellten Strebepfeiler stemmender Artilleristenkörper. Dicke Bärenmützen, wehende Mähnen und Schweife sträubten sich als Fell um diesen Raupenleib.

Von den Stangenpferden hieben die niedergekrümmten Reiter mit kurzen Peitschen auf die Tiere ein, regelmäßig, ununterbrochen, als drehten sie mit einer unsichtbaren Rädermaschinerie das Ganze aufwärts.

Fliehende Husaren hatten sich aus dem Getümmel unter der Mauer gelöst. Der Leutnant des zweiten Zuges mit der Hälfte seiner Leute kam ausgepumpt die Landstraße entlang gepreścht. Der ganze Rest der überrumpelten Eskadron. Alles andere hatte kapituliert oder war niedergemacht. Vereinzelte berittene Chasseurs verfolgten. Aber als sie das Husarenregiment, Eskadron auf Eskadron, aus dem Walde heraustreten sahen, brannten sie ihre letzten Läufe ab und machten kehrt. Ein Husar und das Leutnantspferd bekamen hierbei noch Kugeln. Justus bemerkte, wie der Husar lautlos zur Seite stürzte und liegen blieb, als suche er etwas an der Erde. Der Leutnant stolperte ein paar Schritt querfeldein nach dem ledigen Husarenpferd, das stehen geblieben war und sich prustend nach seinem gefallenen Reiter umwandte. Alles wie auf dem Exerzierplatz.

Das Regiment von Boytin marschierte hinter dem Hügel zur Attacke auf, in Eskadronfront, zwei Glieder tief. Der Oberst ritt dicht an seinen Sohn heran, beim dritten Zuge auf dem linken Flügel der Leibeskadron.

„Justus," sagte er gedämpft trotz dem Kommando und Getrappel, „eins bitte ich mir aus: keine Dummheiten!"

„Ich halte mich an den Befehl!"

„Nicht übereilt und nicht unvorsichtig!"

Justus sah dem Vater ins Gesicht. Es kam ihm mit einem Male so alt vor, mit seinen vielen Falten, in dem blendenden Sonnenschein. Seine Augen waren ganz zusammengekniffen und tränend. „Ich hole mir mein Patent immer noch lieber heut im Felde als morgen in der Garnison," sagte der Junker dreist.

Der Vater klopfte ihm stumm auf die Schulter und ließ die Augen im Kreise gehn. Die Eskadrons standen hügelan aufmarschiert rechts und links der einschneidenden Landstraße. Rechts gegen den Fluß hin die erste, links gegen den Wald die dritte, die vierte wieder hinter

der ersten, die fünfte hinter der dritten und ebenso das zweite Bataillon mit seinen fünf Eskadrons.

Die letzten Glieder sahen so klein und leblos aus wie gelbblaue Holzpuppen auf ihren steifen Pferdchen.

Der Vater reichte Justus die Hand mit langem festen Druck: „Auf Wiedersehn!"

„Auf Wiedersehn!" erwiderte Justus harmlos und laut; er war mit seinen Blicken längst wo anders.

Der Oberst schwang seine lange Hetzpeitsche zu dem Trompeter hin, und hellschmetternd kam das Signal heraus: Das Ganze Galopp, Marsch!

Die Eskadrons rückten den Hügel in die Höhe. Aber oben auf der Kuppe brach es erst wirklich los. Mit Wucht stürmte das Geschwader den letzten Abhang hinab. Wie Flügel standen die blauen Pelze von den linken Schultern. Über den Waldrand war die Sonne gestiegen und fing sich in dem blinkenden Klingenfeld und den langen glänzenden Trompeten der Schimmelreiter.

Die feindlichen Tirailleurs hatten sofort das erstemal auf die belebte Anhöhe angeschlagen, aber viel zu niedrig. Surrend bohrten sich die Kugeln vor den galoppierenden Eskadrons in das Erdreich. Der Ackerboden dröhnte, als käme er in Bewegung, als rollte er in Wellen daher. Fünftausend Hufe warfen die harten Schollen auf, daß sie als Staub und Steinregen den Reitern um die Ohren flogen. Die Schwerkraft drückte mit Zehntausenden von Pfunden auf das gelbblaue Geschwader hinab, es war kein Halten mehr in dieser verschlungenen Muskelmasse von Rossen und Reitern. Eine panische Macht über ihnen trieb sie dahin, schwer wie Gestein und brausend wie Fluten.

Der Oberst vornan warf sich hoch im Sattel zurück, die Peitsche statt des Säbels schwingend, und lachte aus vollem Halse „ha, haha, ha!" wie toll. Das war noch Husarenreiten! Er fühlte seinen Peitschenstiel wie einen Griff, mit dem er dieses ganze dröhnend daherfahrende Ungeheuer in der Faust hielt.

Die Schützen drüben hatten zum zweiten Male angeschlagen, diesmal zu hoch, auf die gestreckten, niedrigen Husarengäule. Hinten bei der achten Eskadron bekam der Trompeter eine Kugel in den Tschako. Auf dem rechten Flügel rissen ein paar Pferde aus und brachten ihre Reiter in die morastige Flußniederung. Unter der Mauer drüben lagen die Schützen in Anschlag, Lauf bei Lauf. In Gräben, hinter Sträuchern und umgestürzten Wagen, blaue Liniensoldaten und grüne Chasseurs, die abgesessen. Ein paar Schultern und Arme waren sichtbar. Vor dem Tor war ein Karree formiert. Keine hundert Schritt mehr entfernt. Man sah die Augen über den starrenden Bajonetts. Die nächste Salve mußte einschlagen in das geschlossene Geschwader. Jetzt kam sie. Jeden Augenblick konnte sie kommen. Wie eine Eisenramme auf Holzplanken niedersaust, nachzitternd, in blaffenden Rauch gehüllt war sie da.

Doch schon: Die Hetzpeitsche vorn flog hoch. Karriere! Marsch-marsch! Marsch-marsch! klang es aus neun Trompeten. Die Reiterglieder schoben sich in rasendem Hetzen ineinander, die zweiten in die ersten, die folgenden Eskadrons in die vordersten, alles wurde ineinandergekeilte Masse, trieb mit Reiten und Gebrüll die Luft vor sich, schlug den zitternden Eisenschall der feindlichen Salve zurück, prallte gegen Spitzen, Leiber, warme Gesichter, trat zu Boden, trat durch Gesträuch, schloß nachstürzend Lücken wie Wasserschwall, brandete gegen steile Mauern, flutete gurgelnd durch das Tor und floß wieder auseinander in gepflasterte Straßen und Gassen. Hinterdrein, hinterdrein bis zum letzten Atem!

Alles drängte nach. Die ersten Züge, die ins Tor gedrungen waren, wurden von der nachrückenden Masse immer weiter geschoben. Das Karree draußen, kaum zwei Kompagnien, war überritten. Die Chasseurs waren in langer Reihe davongaloppiert. Wie Federvieh in der Dorfstraße liefen kleine Trupps von Fußvolk vor den Husaren her. Einzelne Verwundete hielten sich an den Häuserwänden, mit erhobenen Händen Pardon erflehend.

Der wilde Strom, der durchs Tor gebrochen, hatte sich in hundert Arme geteilt. Junker von Boytin ritt vor seinem

Zug von zweiundzwanzig Husaren. Ecke um Ecke. Immer rechts hielt er sich, dem Flusse zu. Der Galopp schlug Funken aus den Steinen. Er wußte, es galt die Brücke. Hei, hei, er wollte sie als erster nehmen. Sie wollten drüben sein, noch ehe die Kanoniere ihre Lunten angezündet hätten. Und wenn die Brücke besetzt wäre, würden sie stürmen, bis alles an ihnen in Fetzen hinge. Er hatte ein Schlachtgeschrei, mit dem er siegen würde: einen Namen! Und ein Amulett, das ihn kugelfest machte.

Immer noch liefen einzelne Infanteristen vor ihnen her, warfen Gewehre weg und Tornister, verschwanden zwischen Häusern, um neue Ecken, gaben sich gefangen. Die Husaren glänzten vor Hitze und hieben trunken gröhlend mit den Säbeln, ob sie ein Ziel hatten oder nicht. Das Blut war in Wallung und brach, wie aufgestaute Luft, heraus in brodelnden Flüchen und wirbelnden Bewegungen durcheinander.

Ein umgestürzter langer Munitionswagen sperrte den Weg von Ecke zu Ecke. Noch hielt der Zug galoppierend zusammen.

Justus winkte mit dem Säbel.

Unteroffizier Kersten warnte. „Lieber absitzen und die Karre beiseiteschieben."

Der Junker wurde hitzig und kommandierte scharf, gab ein paar Sporen, rutschte dem Rappen, als er auf den Hinterbeinen stand, halb auf den Hals und war weitertrabend hinüber.

Die Straße lag leer. Er hörte den Hufschlag auf den kleinen runden Steinen. Ganz leer war es. Ganz entfernt von dem Sturm.

Der Rappe blieb stehen mit gespitzten Ohren. Justus vernahm auf den Trommelfellen sein sausendes Blut, sah dunkle Flecke, dachte im Augenblick, er träume die Stille und Einsamkeit, und mußte lächeln.

Was fehlte dem Gaul? Und den Husaren?

Böse gab er Sporen und drehte sich gleichzeitig doch um. Wahrhaftig, keiner nahm noch den Wagen! Jetzt erst kam Kersten rot und mit quellenden Augen herüber.

Der Rappe stand auf den Hinterbeinen. Von den Sporen? fragt Justus sich noch, als er schon Krachen und surrendes Pfeifen hört.

Aus einer Dachluke steigt Rauch. Justus sieht hoch und faßt vorn durch die Schabracke nach der Pistole. Das Pferd stürzt in die Knie. Ein zweites Krachen und Pfeifen.

Der Junker geht kopfüber in seinen Tschako hinein, daß die Kette springt. Er arbeitet sich hoch mit wilden Schwimmbewegungen, zerrt den Arm aus dem verwickelten Zaumzeug, schlägt mit dem Rücken der Faust sich den Tschako vom Kopf und stapft auf eine Hauswand zu. Mit seiner Rechten wischt er weit über die sonnenweiße Wand, während er mit schweren Füßen weiterstapft.

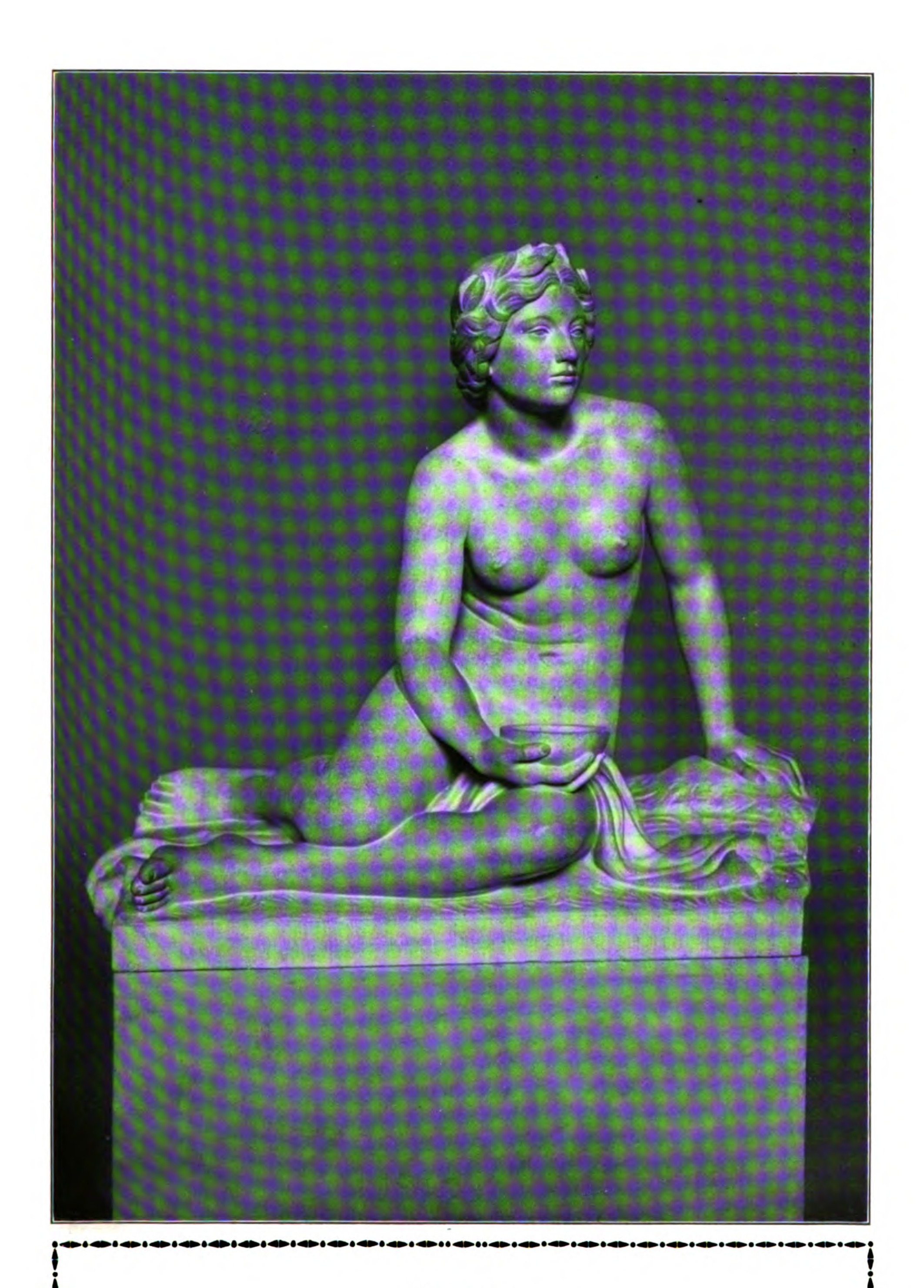
So sehen ihn die Husaren auf sich zukommen. Leuchtendes Blut schießt ihm aus Nase und Mund. Sein Gesicht ist bleich und seine dunklen Augen voll haltloser Angst über den ungekannten Lebensstrom, der warm und würgend aus ihm herausbricht.

Mit einem Male kommt er zu Falle an einer Haustreppe, über der ein schmiedeeisernes Wahrzeichen hängt. Ein Sporn war ihm verbogen, über den stolpert er und stürzt hilflos auf die steinerne Treppe, das Antlitz voran. Das Blut läuft ihm am Kinn auseinander und in zwei Streifen über den gelben Dolman. Nach einer Weile bäumt sich der ganze Körper hoch, als wollte er sich zurechtlegen, sinkt aber gleich wieder zusammen, das Genick knickt ein. Die Linke will immer nach dem Bildchen an der Brust fahren, erreicht es jedoch nicht. Er glaubt, es ist der Kranz, der Siegeskranz.

So bleibt der kleine Junker liegen, mit offenen Augen in der Sonne, als die Husaren herankommen.

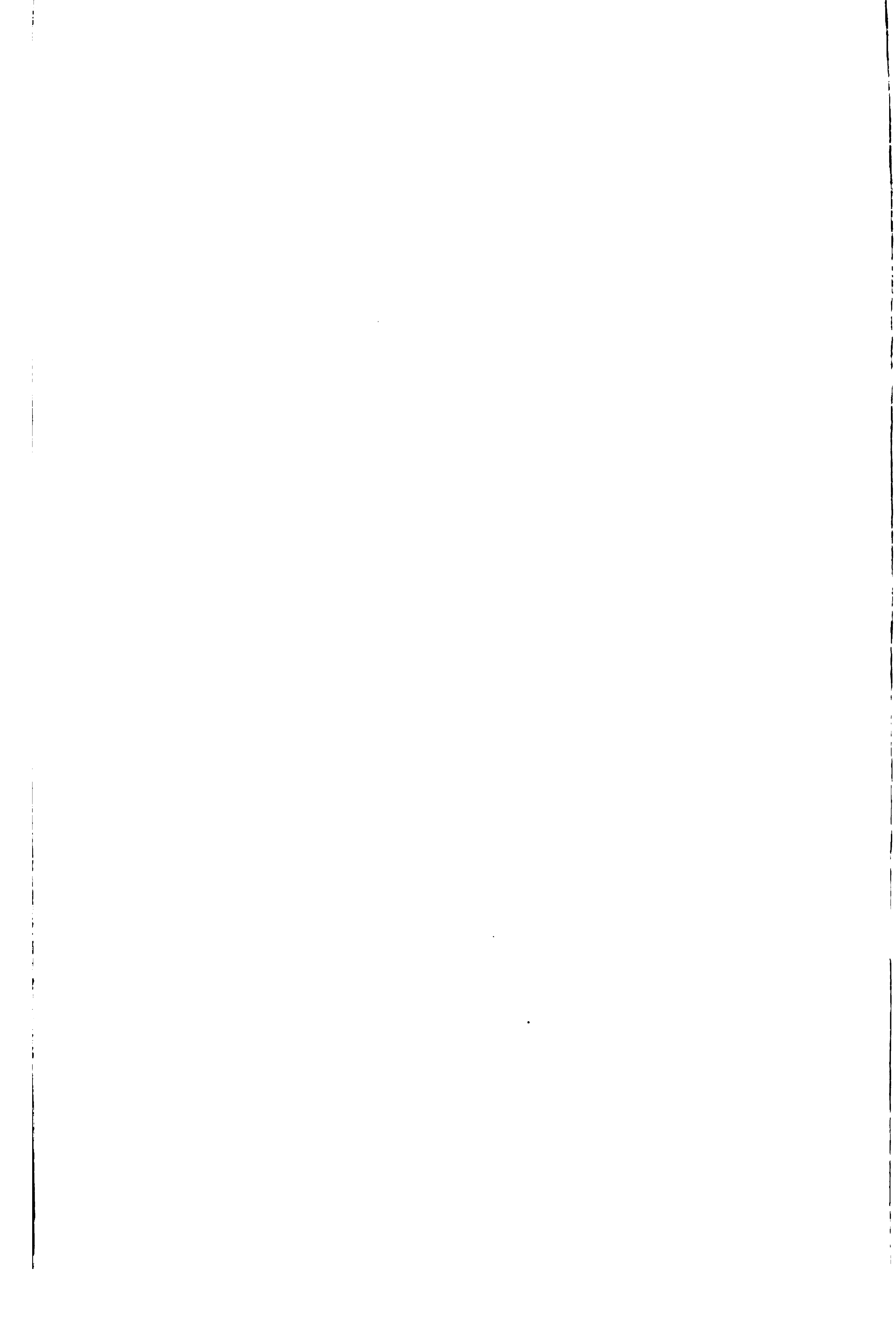
Folgende Nacht wurde er zur Erde bestattet auf dem Kirchhof von Hohensahla, wohin sich das Regiment zurückziehen gemußt. Den Übergang über den Fluß hatte es nicht forcieren können.

An demselben Tage auch mußte die Avantgarde zurückgehen, und sechs Tage später fiel der Hauptschlag, der die ganze Armee zersplitterte und bei dem die Boytin-Husaren auf kaum drei Eskadrons zusammenschmolzen. — —



Nymphe.

Skulptur von Prof. Erwin Kurz.





Galatea mit Tritonen und Nixen. Gemälde von Agostino Carracci im Palazzo Farnese zu Rom
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Die Carracci. Von Max v. Boehn.

Der Kunstfreund, der heute eine Ausstellung moderner Bilder besichtigt, sucht unwillkürlich unter dem Gemälde den Maler; es ist ihm weniger um den Gegenstand, um die Darstellung zu tun, als um die Persönlichkeit, die künstlerisch zu ihm spricht. Es sei nun eine Landschaft, ein Porträt, ein symbolistisches Bild, was immer: so wird ihn am meisten dasjenige fesseln, das in seiner Auffassung und Ausführung eigentümliche Züge des schaffenden Künstlers verrät; ja, spricht wirklich aus der Leinwand ein Temperament, so wird er auch Fehler und Verzeichnungen gern übersehen, in der freudigen Genugtuung, im Künstler einer Persönlichkeit begegnet zu sein, geradeso wie man im Konzertsaal lieber einen interessanten Musiker hört, der mal tüchtig daneben haut, als einen langweiligen, der fehlerlos spielt.

Diese leidenschaftliche Sehnsucht nach der Persönlichkeit eignet unserer Zeit schon darum, weil der täglich stärker werdende demokratische Zug des öffentlichen Lebens in seiner unbarmherzigen Gleichmacherei uns nach dem verlangen läßt, was uns zu fehlen scheint: der starken, kräftigen, die andern überragenden Individualität. Auf den Gebieten der Literatur und der schönen Künste hat das leider die Folge gehabt, daß ein Dilettantismus sich breit macht, der, sein Nichtkönnen für Genialität ausgebend, für seine guten Absichten schon die Anerkennung als großer Taten fordert. Das war nicht immer so. Frühere Epochen schätzten das Kunstwerk nicht nach dem, was der Künstler etwa von der eigenen Seele hineinzulegen hatte, sondern nach der Meisterschaft der Ausführung, und so wie unsere Zeit bedauerlicherweise den Dilettantismus fördert, so hat jene der Mittelmäßigkeit Vorschub geleistet, denn, wie jeder Esel schließlich viel lernen kann, so kann es jeder auch nur mäßig Begabte am Ende dahin bringen, mit Pinsel und Farbe umgehen zu können, Linear- und Luftperspektive zu handhaben usw.

Diese in ihren Grundlagen so weit voneinander abweichenden Anschauungen erklären denn auch, daß wir in der Beurteilung der Künstler einen von dem früherer Generationen so ganz und gar verschiedenen Standpunkt einnehmen, daß wir einst gering Geschätzte heute bewundern und die damals hochgepriesenen heute übersehen.

Dieses Geschick hat am härtesten die Werke einer ganzen Schule betroffen, die, schon zu Lebzeiten ihrer Gründer gefeiert, ungefähr zwei Jahrhunderte hindurch ein unumstößliches Ansehen genoß, bis die in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts einsetzende antikisierende Richtung sie nicht nur in Vergessenheit, sondern geradezu in Verachtung sinken ließ: die der Carracci. Ihre Bilder gehörten auf dem Kunstmarkt zu den gesuchtesten und am höchsten bewerteten, sie bildeten in den Galerien die Überzahl, wie z. B. in der Modenesischen, als sie nach Dresden kam, und heute stecken die Galeriedirektoren die Mehrzahl derselben in die Magazine oder schieben sie in die Provinz ab.

Diese Geringschätzung findet ein kräftiges Echo in der Literatur. In den älteren Kunstgeschichten fehlen die Carracci und ihre Schüler entweder ganz und gar oder sie werden mit einigen Zeilen abgetan; während die Literatur über das italienische Quattro- und Cinquecento heute zu einem unübersehbaren Meer angeschwollen ist, jeder, auch der bescheidenste Maler Biographien und Monographien in allen Kultursprachen besitzt, muß man zu Autoren des XVII. und XVIII. Jahrhunderts greifen, den alten Malvasia, die Felsina pittrice konsultieren, will man sich über die Carracci Rats erholen. Es liegen wirklich Jahrhunderte zwischen der letzten Arbeit über sie und der neuesten, in der ein Kunsthistoriker der Wiener Schule, Hans Tietze, damit begonnen hat, diese Künstler einer unverdienten Vergessenheit zu entreißen und ihre Werke, unbeeinflußt durch die Brille des Zeitgeschmacks, zu würdigen.

Der Kunst des XVI. Jahrhunderts haben Raffael und Michelangelo den Stempel ihres Geistes aufgedrückt; dem Banne dieser Genies haben Schüler und Schülersschüler sich nicht entziehen können, alle bemühten sich, so zu sehen und so zu gestalten, wie sie es getan hatten, denn was sie geschaffen, schien unerreichbar vollkommen und nicht mehr zu übertreffen.



Die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten. Gemälde von Lodovico Carracci in der Dresdner Galerie.
Nach einer Photographie von F. & O. Brockmanns Nachf. R. Tamme, Dresden.

Die weiche Anmut Raffaels, die gewaltige Kraft Michelangelos wird in immer erneuter Abwandlung unter den Händen der zweiten und dritten Generation schon zur unerträglichen Manier; die Künstler bilden sich nicht an der Natur, sondern an den Vorbildern dieser großen Meister, so nimmt allmählich jedes Modell den Typ Raffaels, jede Stellung den Wurf Michelangelos an. Was Vasari, die Zuccari, Prospero Fontana, Pellegrino Tibaldi und andere Manieristen geschaffen, weist stärker oder schwächer immer auf seinen eigentlichen Ursprung hin; die ödeste Nachahmung verdrängt schließlich jedes eigene Empfinden, man wiederholt eintönig und langweilig stets die gleiche Melodie, als gäbe es gar keine neuen Töne mehr anzuschlagen. Das fühlen nicht nur wir, das gewahrten schon die Zeitgenossen, und dem Bedürfnis der Zeit nach dem Neuen und Selbständigen boten die Carracci ihre Kunst.



Maria. Stich von Lodovico Carracci im Königl. Kupferstichkabinett zu Berlin.

Sie war so wenig ursprünglich und eigen, wie die der Manieristen, auch sie verzichtete nicht auf die guten Vorbilder der großen Meister, aber — und das war das neue Element in ihr — sie wies stets auf das Naturstudium zurück, und wenn sie sich die Resultate der Vorgänger aneignete, so tat sie es doch nur nach Überprüfung ihrer Funde vor der Natur. In dem an bedeutenden Kunstwerken übervollen Italien des XVI. Jahrhunderts wäre es nur einem Genie möglich gewesen, auf eigenen Füßen zu stehen und die Augen zu schließen, um das Große ringsum nicht zu sehen. Die Carracci konnten das nicht, denn sie waren zwar begabt und talentvoll, der Genius des Schöpfers aber war ihnen nicht zu eigen, und mit der Luft ihrer Heimat hatten sie den Respekt vor dem Wissen, vor dem Erlernten zu tief eingesogen, um sich je ganz von einem Vorbilde befreien zu können, stammten sie doch aus Bologna, der uralten Heimstätte der Gelehrsamkeit und des Studiums.

Hier war Lodovico Carracci, der älteste und das Haupt der nach ihnen genannten Schule, 1555 geboren worden und war, nachdem er sich in Parma an den Fresken Correggios, in Venedig an Tizian, Paolo Veronese und Tintoretto gebildet hatte, so erfüllt von der Kunst dieser Meister in die Heimat zurückgekehrt, daß er seine Vettern, Agostino Carracci, 1557 geboren, und Annibale Carracci, 1560 geboren, sofort veranlaßte, ebenfalls nach Parma und Venedig zu gehen, um die gleiche Schule, wie er, durchzumachen. Sie taten es und mit dem gleichen Resultat: Correggio und die Venezianer blieben fortan die Leitsterne ihrer Kunst. Alle drei vereinigten sich zu gemeinsamer Tätigkeit: sie bildeten gewissermaßen eine offene Handelsgesellschaft, deren Kapital die ihnen Dreien eigene ausdauernde Arbeitskraft und Gewissenhaftigkeit bildete, während jeder von ihnen noch individuelle Eigenschaften mitbrachte, die ihr Unternehmen fördern mußten: Lodovico das sichere Urteil und eine besondere Begabung für alle technischen Fragen, Agostino eine umfassende Bildung und Annibale, als



Bildnis. Stich von Agostino Carracci im Königl. Kupferstich-kabinett zu Berlin.

Maler der talentvollste, das unablässige Naturstudium, das den Meister bis an sein Ende nicht müde werden ließ, stets mit seinen Schülern zusammen nach dem lebendigen Modell zu zeichnen.

Den Schülern, die sich nach und nach um sie versammelten, — Guido Reni, Domenichino, Francesco Albani, Giovanni Lanfranco, Antonio Carracci, der natürliche Sohn Agostinos, gehörten zu den bedeutendsten von ihnen, — vermittelten sie ihr eigenes künstlerisches Glaubensbekenntnis, welchem man, da es in der Hauptsache auf eine Verschmelzung von vielerlei Arten und Manieren hinauslief, den Namen Eklektizismus beigelegt hat, wie man ja sie selbst und ihre Nachfolger Eklektiker nennt. Ein Sonett an Niccolo dell' Abbate, das man dem Agostino zuschreibt, spricht diese Idee etwa in der Form aus, daß ein Maler, um vollkommen zu sein, sich folgendes aneignen müsse: die Zeichnung des Römers, Bewegung und Schatten der Venezianer, das Kolorit eines Lombarden, den Verismus Michelangelos, die Natürlichkeit Tizians, den reinen Stil Correggios, die Symmetrie Raffaels, die Erfindung Primaticcios, die Grazie Parmegianinos usw., ein Rezept, welches Grausen erregen müßte, hätte es wirklich in dieser Schärfe den Grundsätzen der Carracci entsprochen. Nie und nimmer würde die Verquickung all dieser Eigenschaften genügen, um ein wirkliches Kunstwerk hervorbringen zu können; man möchte diesen Versen gegenüber glauben, daß ein Spötter sie verfaßt habe, um die Leitsätze der Schule ins Groteske zu übertreiben und sich über Maler, die danach handeln wollten, lustig zu machen.

Vor allem die Werke der Carracci selbst entsprechen diesem ihrem angeblichen Programm in keiner Weise. Es ist wohl zweifellos, daß sie danach gestrebt haben, den großen Meistern die Mittel abzusehen, mit denen sie ihre Erfolge erzielten, es ist möglich, daß sie diese Erkenntnis als Regeln ihren Schülern überlieferten; in ihren eigenen Bildern ist aber von einem derartigen Hexensabbat aller Stile, einem solchen Gemisch heterogener und ganz unvereinbarer Eigenschaften gar keine Rede. Man merkt wohl in Farbe und Komposition die Einwirkung der Venezianer, der Einfluß Correggios ist unverkennbar, als sie später in Rom arbeiten, fühlt man, wie die Antike auf sie gewirkt hat; von einer bloßen Nachahmung aber kann man nicht sprechen. Sie gingen auf eine absolute Schönheit aus, auch in der Natur suchten sie nur das Mustergültige. Wie sie bei dem Studium der Werke großer Künstler deren Fehler zu vermeiden trachteten, so schalteten sie bei dem Studium der Natur das aus, was ihnen häßlich erschien. Sie sind nicht inne geworden, daß sie sich auf diese Weise des Charakteristischen beraubten, sie trugen die Schönheit wie eine Scheuklappe, die sie hinderte, die Wahrheit zu sehen.

Gibt dieses bewußte Streben nach einer in Wirklichkeit gar nicht existierenden Normalschönheit, dieses beständige Ver-

bessern der Natur ihren Werken schon einen gewissen unpersönlichen Zug, der den Beschauer kalt läßt, so tritt in dem mit voller Absicht durchgeführten Verzicht auf das Zeitkostüm noch ein weiteres Element der Nüchternheit hinzu, das ihren Bildern in unsern Augen schadet, weil es sie so außerordentlich konventionell macht. Man entsinne sich einen Augenblick, wie reizvoll z. B. Veroneses große biblische Bilder gerade dadurch wirken, daß alle Teilnehmer die venezianische Tracht des XVI. Jahrhunderts tragen, wie dieser Anachronismus — statt zu stören — gerade so ungemein lebendig wirkt und die geschilderten Vorgänge der Gleichgültigkeit entreißt, um sie mitten in das starke Interesse des Tatsächlichen zu rücken. Das hört von nun an auf; Paolo Veronese war eben wegen dieser „Gottlosigkeit" mit der Inquisition in Konflikt gekommen, und da mit ihr nicht zu spaßen war, mußte etwas anderes gefunden werden, um heilige Personen würdig zu bekleiden! Da treten nun Mäntel und Tücher von unbestimmtem Schnitt und unqualifizierbarem Stoff an Stelle der Zeitgewänder von Seide und Sammet, diese Kleider rücken ihre Träger zwar sofort jenseits der Wirklichkeit, aber sie gewähren den großen Vorteil, daß sich das hohe Pathos der Figuren ihnen mitteilen läßt. Wie könnten Beinkleider, Mieder und Röcke sich je so leichtfertig benehmen, wie diese aufgeregten Fetzen Tuch, die ein Leben ganz für sich zu führen scheinen, die sich blähen und bauschen, flattern und fliegen, wie Wesen mit Willen!

Aber in allen diesen Bestrebungen befanden sich die Künstler in voller Übereinstimmung mit den Anschauungen ihrer Zeit, ihr Stil traf genau deren Geschmack, — neue Wege freilich hat er ihm nicht gewiesen. Das, was die Kunst der Carracci über jene der Zeitgenossen hinaushebt, ist die souveräne Herrschaft über die menschliche Gestalt, die sie, einzeln oder in Gruppen angeordnet, in natürlicher Größe oder überlebensgroß, in kühner Verkürzung oder einfacher Haltung, nackt oder bekleidet, gleichsam

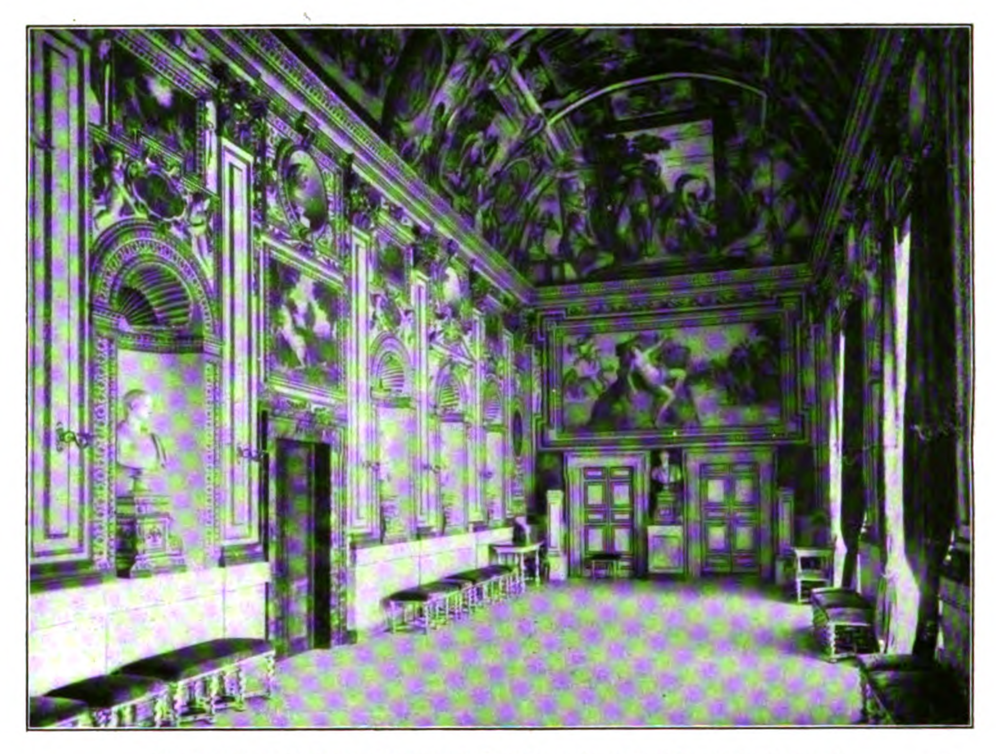


Christus und die Samariterin. Stich von Agostino Carracci im Königl. Kupferstichkabinett zu Berlin.

spielend handhaben. Liegt schon darin ein Beweis dafür, daß sie nie müde geworden sind, das Leben zu studieren, so zeigen ihre Landschaften in der Frische ihrer Auffassung, in der Innigkeit ihrer Empfindung, wie nahe sie der Natur standen, wie sehr sie sie geliebt haben.

Man kann Agostino und Annibale als die Schöpfer der modernen Landschaftsmalerei bezeichnen, wenigstens in dem Sinne, als sich unter ihrer Ägide jene Wandlung vollzieht, welche die Landschaft aus der bloßen Kulisse des religiösen oder historischen Bildes zur Hauptsache und zur Trägerin der Stimmung macht, in dieser Auffassung darf man sie geradezu als Vorläufer Claude Lorrains betrachten.

Die erste gemeinsam ausgeführte Arbeit der drei Sozietäre bestand in Fresken, mit denen sie im Jahre 1582 einige Säle des Palazzo Fava in Bologna schmückten; friesartig angeordnete Bilder, die den Übergang der Wände zur Decke gleichsam vermittelten. Um den Raum zu bewältigen, teilten die Künstler im Hauptsaal die großen Flächen in achtzehn Felder, in denen sie Szenen aus dem Argonautenzug darstellten, dazwischen brachten sie steinfarbig gemalte Atlanten und Karyatiden an, welche, die einzelnen Bilder abschließend, zu gleicher Zeit den schweren Kassettenplafond zu tragen schienen. In ähnlicher Weise dekorierten sie einen anderen Saal desselben Gebäudes mit zwölf Bildern aus der Äneide, getrennt durch grau in grau gemalte Jünglingsfiguren. Diese umfangreichen Arbeiten, viel bewundert und heftig angefochten, stellten die drei Carracci sofort in den Mittelpunkt aller Kunstinteressen in Bologna und verschafften ihnen weitere große Aufträge ähnlicher Art. So schufen sie 1589 im Palazzo Magnani 14 Bilder aus der Urgeschichte Roms und malten 1593 bis 1594 auch den Palazzo Sampieri mit Fresken aus.



Die Galerie im Palazzo Farnese mit Freskogemälden von Annibale Carracci
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.



Hochzeitszug des Dionysos und der Ariadne. Hauptgemälde von Annibale Carracci im Palazzo Farnese zu Rom.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

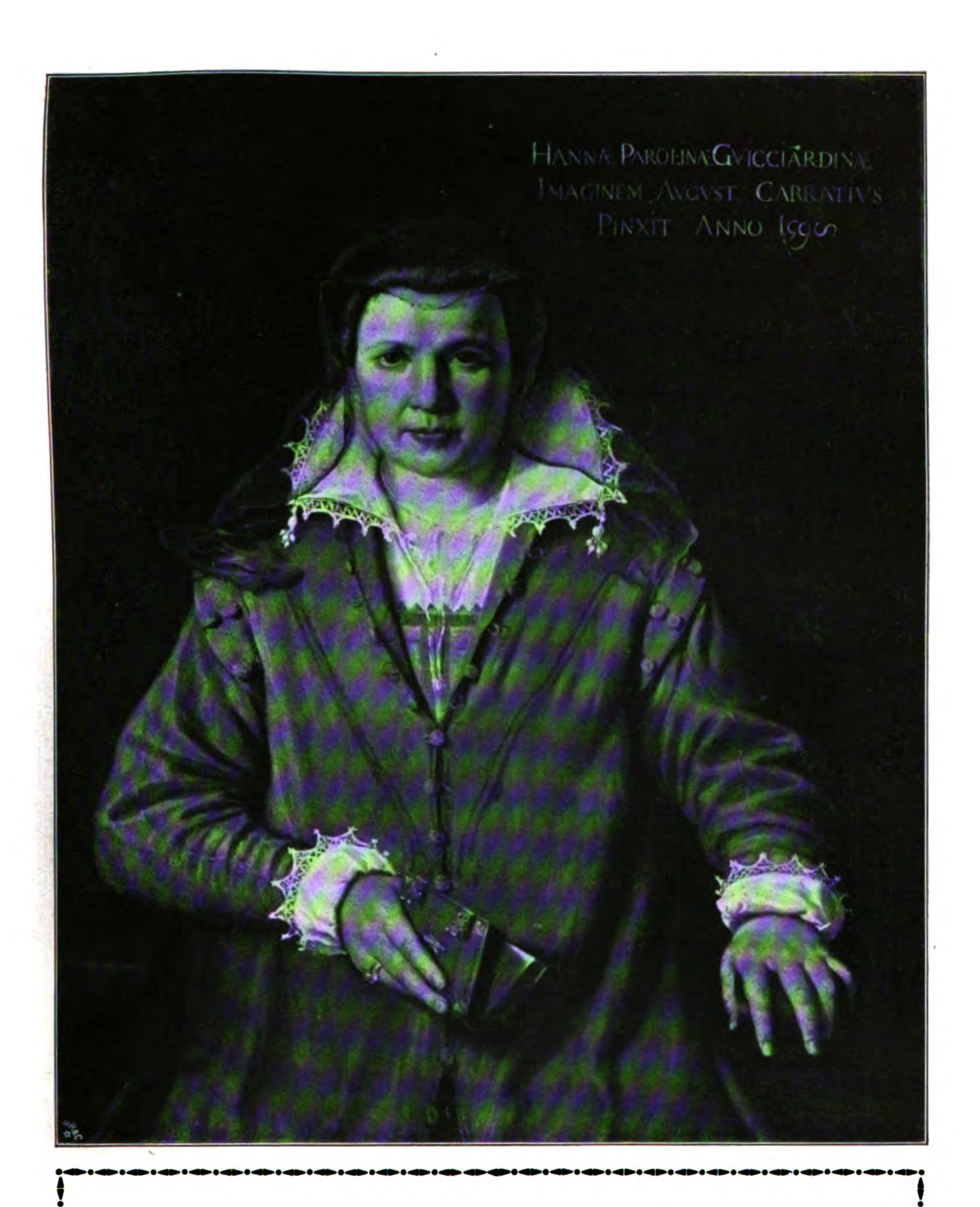
Wenn die Künstler nun auch — sagen wir — ihre Ware mit der gemeinsamen „Firma“ deckten, und Annibale einmal neugierigen Fragern, die den Anteil jedes Einzelnen wissen wollten, grob erwiderte: „Das gibt's nicht, die Carracci haben es gemacht,“ so kennzeichnet sich doch für uns der Anteil jedes der drei Maler ganz deutlich, und der an sich ziemlich farblose Begriff der Carracci zerfällt bei näherem Zusehen in drei ganz bestimmte scharf unterschiedene Persönlichkeiten. Auf den gelehrten und belesenen Agostino darf man die Erfindung, die Feststellung des Gedankenganges der Gemäldeserien zurückführen, Lodovico fällt der Hauptanteil der Komposition zu, während Annibale im wesentlichen die malerische Ausführung übernahm. Ein intensives Naturstudium ist in keines Arbeiten zu verkennen, aber während Lodovico die Formen zu steigern, gelegentlich auch zu übertreiben liebt, bleibt Annibale maßvoll und natürlich, er hält sich strenger an die Natur, bei der er das Derbe entschieden bevorzugt; sein Lieblingstypus ist ein muskelstarker Jüngling mit runden roten Backen und blonden Locken. Annibale ist ursprünglicher, Agostino mehr überlegt. Bei einigen ihrer gemeinsamen Arbeiten, wie z. B. denen des Palazzo Magnani rührt die Staffage von Annibale her, während Agostino den Schauplatz, herrliche Landschaften, gab.



Christus und die Samariterin. Gemälde von Annibale Carracci in der Galerie Liechtenstein zu Wien.

Der Ruhm, den diese Werke den drei Künstlern verschafften, verbreitete sich weit über Bologna hinaus, sie erhielten einzeln und zusammen Aufträge über Aufträge, und ihre Werkstatt stand im Beginn der neunziger Jahre in solchem Flor, daß sie nicht nur mit ihren Preisen in die Höhe gehen konnten, sondern sogar genötigt waren, manche Bestellungen zurückzuweisen. In ihrem Atelier sammelten sich zahlreiche Schüler, und aus dem Zusammenarbeiten dreier Meister und mehrerer Jünger haben dann lokalpatriotische Kunsthistoriker die „Accademia degli Incamminati“ gemacht, mit Vorlesungen, Meisterkursen, Gipsklassen — kurz, allem was uns auch an heutigen Akademien so . . . na also . . . eigentümlich erscheint! Dadurch tragen die Carracci vor der Nachwelt auch das Odium, als erste ein derartiges Institut eingerichtet zu haben; doch nicht mit Recht. Einmal existierte vor ihrem Auftreten in Bologna bereits seit 1574 die Malschule des Antwerpeners Calvaert, die gelegentlich bis zu 140 Schülern zählte, dann aber sind gegründete Zweifel daran erlaubt, daß die angebliche Carraccische Akademie jemals mehr gewesen, als, wie Tietze so nett sagt: „eine Begräbnisbrüderschaft mit literarischen Allüren“, nach Analogie der übrigen in Bologna und anderen italienischen Städten bestehenden ähnlichen „Akademien“.

In dem Augenblick, als ihr Ruhm in der Heimat so fest stand, daß die Lobredner von Bologna als einem Athen



Bildnis der Johanna Parolini Guicciardini.

Gemälde von Agostino Carracci im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin.

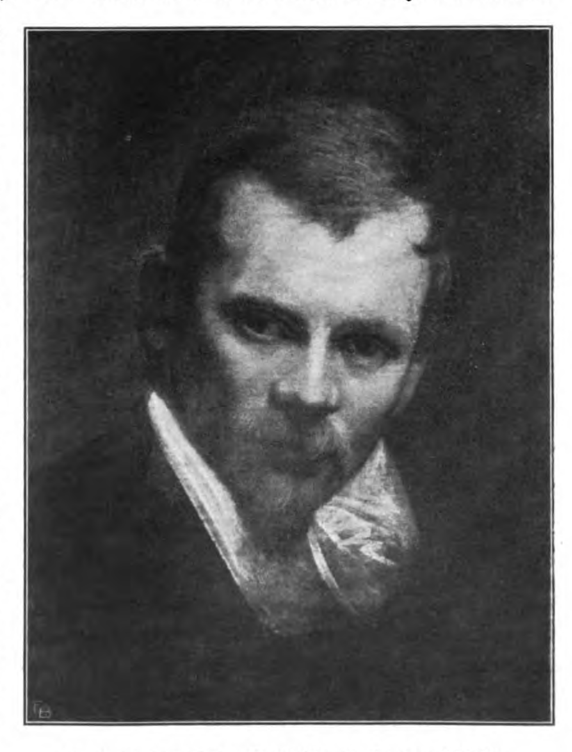
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.



der Malerei sprachen, gaben die drei Künstler ihre Gemeinsamkeit auf. Lodovico blieb in Bologna zurück, Agostino aber und Annibale begaben sich Ende des Jahres 1594 nach Rom, denn — wenn Bologna sie auch innerhalb Italiens berühmt machen konnte — Weltruhm durften sie nur in der Hauptstadt der Welt zu finden hoffen! Sie haben sich auch in dieser Erwartung nicht getäuscht, in Rom wartete ihrer eine Aufgabe, deren Ausführung ihren Namen bis auf den heutigen Tag mit allem Glanz der Meisterschaft umgeben hat, wenn der Ruhm, den die Carracci sich damit erworben, auch streng genommen nur einem von ihnen gebührt: die Galerie Farnese.

Der prächtige alte Familienpalast der Farnese am Campo de' Fiori, an dem schon Antonio da Sangallo und Michelangelo gearbeitet hatten, war 1589 durch Giacomo della Porta endlich beendigt worden, und die große Galerie des nach dem Garten hinaus gelegenen Traktes wollte der jetzige Besitzer, der erst dreißigjährige Kardinal Odoardo Farnese, ausmalen lassen. Er beabsichtigte, die Taten seines großen Vorfahren, des Herzogs Alessandro Farnese, darstellen zu lassen, und betraute mit der Ausführung seiner Idee die berühmten Brüder aus Bologna. Er selbst hätte eine glücklichere Wahl gar nicht treffen und den Malern kein passenderer Auftrag zuteil werden können. Sie haben sich der Riesenaufgabe — galt es doch einen Raum zu schmücken, dessen Maße $6^1/_2$ zu 20 Meter betrugen! — völlig gewachsen gezeigt; jeder von ihnen hat seine ganze Kraft eingesetzt, um das Beste zu schaffen, dessen seine Kunst fähig war.

In beinahe zehnjähriger Arbeit ist auf diese Weise ein Werk entstanden, das einen Triumph monumentaler Dekorationskunst bedeutet, ein Werk, dem nur weniges und nur das Höchste zu vergleichen ist. Es steht mitten im Übergang von der Spätrenaissance zum Barock, es ist wohl noch abhängig von Michelangelos Sixtina-Decke und erinnert an Veroneses Fresken der Villa Masèr, aber doch verkündet es in der Schwelgerei seiner Formen schon überall die neue Zeit, man fühlt, der glänzendste Meister des Barock, Bernini, steht bereits vor der Tür. Die Einteilung der gewaltigen Fläche, die gewölbt ist, also die Grundfläche des Saales von 130 Quadratmetern noch bedeutend übertrifft, ist äußerst glücklich. Die Idee dazu rührt von Annibale her und war die erste Veranlassung zur Zwietracht zwischen den malenden Brüdern. Agostino war auf eine illusionistische Dekoration mit Kenntlichmachung des Verschwindungspunktes bedacht gewesen, wie sie vielleicht Correggio geschaffen haben würde, Annibale aber warf eine Scheinarchitektur über die Decke, schwergearbeitete Rahmen, die steinfarbige Hermen stützten, während Pansfiguren und lebenstrotzende Jünglinge sich anschicken, dies Gerüst mit Festons und Fruchtgewinden zu schmücken. Dazwischen ordnete er Bilder und Bronze imitierende



Annibale Carracci. Selbstbildnis in den Uffizien.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.



Ruhe auf der Flucht. Gemälde von Annibale Carracci in der Kaiserl. Eremitage zu St. Petersburg.
Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.

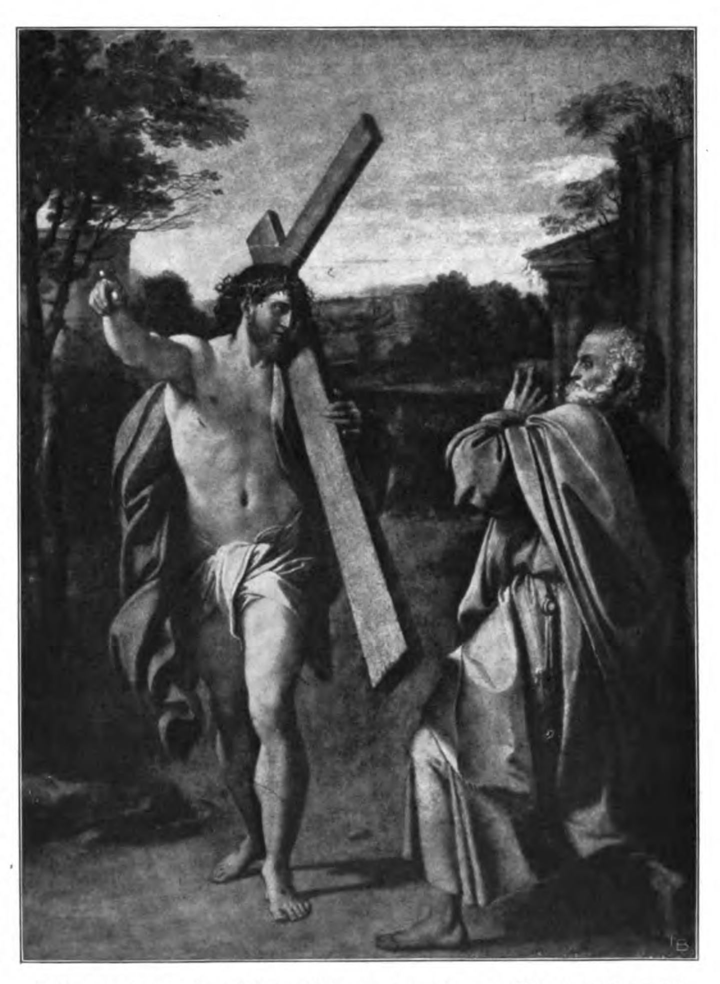
Medaillons, deren Zwischenräume gelegentlich einen verstohlenen Blick in den Himmelsraum gewähren. Die architektonische Gliederung dieser Einfassung, die taktvolle Abstufung von Haupt- und Nebenbildern, die Gesamteinteilung und Füllung des Raumes ist in Empfindung, Formen und Farbe von geradezu vollkommener Schönheit, sie schaffen einen Prunkraum von vornehmster, prächtigster Wirkung.

Von dem ursprünglichen Gedanken einer Verherrlichung der Familiengeschichte muß wohl nicht lange die Rede gewesen sein, jedenfalls kommt in der Dekoration etwas ganz anderes, etwas allgemein Menschliches, ewig Gültiges zu Wort: die Macht der Liebe. In einer Fülle herrlich bewegter Gestalten sehen wir sie ihr göttliches Gesetz verkünden; im klaren Äther, in den blauen Wogen der See, in wonnigen Gefilden gewahren wir ihre heitere Herrschaft; eine Welt voll Schönheit und Glück erblüht vor uns, die Seligkeit sinnenfreudigen Genusses. Diese Liebschaften von Göttern und Menschen, die noch hundert Jahre zuvor den passendsten Schmuck für die Zimmer auch der höchsten Kirchenfürsten gebildet haben würden, schienen in den herben Jahren der Gegenreformation im Hause eines Kardinals anstößig, und ein Verwandter von ihm, zu gleicher Zeit ein Freund Annibales, der Monsignore Agucchi, hat

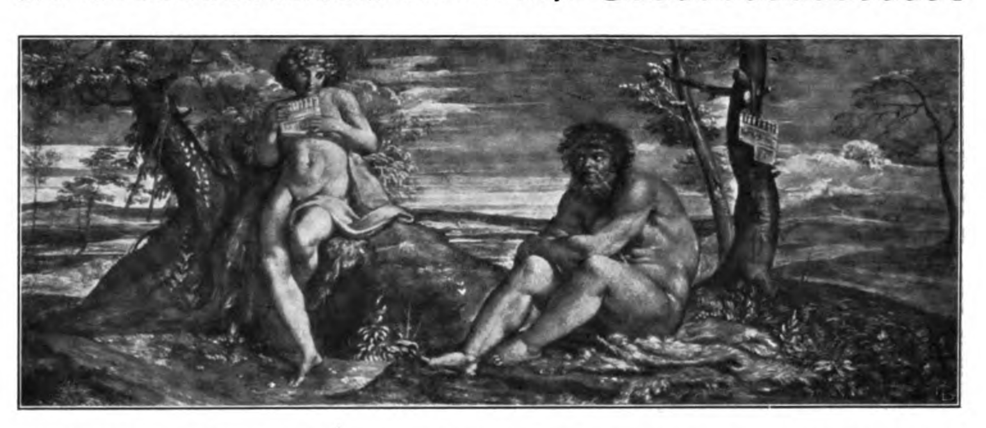
sich dann beeifert, die ganze heitere Weltlichkeit im Sinne höherer Moral auszudeuten. Den Malern aber war es gewiß um nichts anderes zu tun, als um die Darstellung der Schönheit des menschlichen Körpers, und in dieser haben sie ein glänzendes Zeugnis ihrer Talente gegeben; ihre mythologische Schwelgerei transzendental umzudeuten, durften sie getrost spintisierenden Monsignoren überlassen!

Nur zwei der Gemälde, der Triumph der Galatea und die Entführung des Cephalus durch Aurora, rühren von Agostino her, drei andere, durch ihre schwächliche Farbe leicht kenntlich, sind von Domenichino; alles übrige ist von Annibale allein ausgeführt worden. Agostino war gesellig, geistreich, boshafter Natur, in allem das Widerspiel seines Bruders, der ein Einsamer blieb, verschlossen und melancholischen Sinnes; Grund genug, um bei einer gemeinsamen Arbeit beständig verschiedener Meinung zu sein. Dieser innere Widerspruch fand sein Echo in Streitigkeiten aller Art, so daß der vornehmer empfindende Agostino mitten in der Arbeit Rom verließ, um nicht wieder zurückzukehren. Annibale, dem die Direktion des Ganzen wohl von Anfang an oblag, hat es dann auch vollendet, er hat in dem Hauptbild, dem Hochzeitszug des Dionysos und der Ariadne, einer Komposition voll hinreißenden Jubels, sein Meisterwerk überhaupt geschaffen. Die Arbeitsleistung, die er in der Galerie vollbracht hat, ist geradezu ungeheuer, wenn man bedenkt, daß allein die vielen hundert Menschenleiber sämtlich nach dem Leben studiert sind; — besaß doch ein römischer Sammler 1641 noch 600 Zeichnungen Annibales, lauter Skizzen für die Bilder in der Galerie.

Die Riesenarbeit, die jahrelang eine Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte erforderte, wurde dem Künstler zum Verhängnis. Er überarbeitete sich, und als nach Vollendung des gewaltigen Werkes der Kardinal Farnese, der als vornehm denkend geschildert wird — vornehm, solange es sich nicht um den Geldbeutel handelte! — ihn mit 500 Scudi (nach unserem heutigen Geldwert etwa



Christus erscheint dem Simon Petrus. Gemälde von Annibale Carracci in der Nationalgalerie zu London.
Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.



Pan lehrt den Apoll das Blasen der Hirtenflöte. Gemälde von Annibale Carracci in der Nationalgalerie zu London. Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.

18000 Mark) entlohnte, da zog ihm diese anscheinende Geringschätzung einen Nervenchock zu, von dem er sich nicht wieder erholte. Er übernahm wohl noch im Auftrag des Don Juan Enriquez de Herrera die Ausmalung einer kleinen Kapelle in der Kirche S. Giacomo degli Spagnuoli (für diese Arbeit sollte er 2000 Scudi erhalten), aber er überließ die Ausführung seinem Schüler Francesco Albani. Annibales Kraft war gebrochen, er hat in den letzten Jahren seines Lebens nichts gemalt, schwermütig, krank und arm ist er am 14. Juli 1609 in Rom gestorben und im Pantheon an der Seite Raffaels beigesetzt worden.

Bei seinen Lebzeiten galt Annibale eine Zeitlang für den ersten Maler der Welt, aber seine letzten Jahre sind ihm doch durch den steigenden — und den seinen überstrahlenden — Ruhm Guido Renis verbittert worden. Wenn man das hinterlassene Werk Annibales überblickt, so muß man staunen, wieviel der noch nicht Fünfzigjährige geschaffen, denn er hinterließ außer dem Riesenwerk der Galerie Farnese: Fresken, Staffeleibilder, Handzeichnungen und Radierungen, deren genaue Aufzählung einen ganzen Band füllen würde. In seinen Anfangswerken, wie etwa der Himmelfahrt Mariä in Dresden, zeigt er sich durch die ganz bewußte und gewollte Nachahmung Correggios in der Tat als Eklektiker, aber durch ein rastloses Naturstudium befreit er sich allmählich immer mehr von den Einflüssen, die seinen Jugendstil bestimmten, so daß in den Werken seiner römischen Periode von einem Eklektizismus im gewöhnlichen Sinne keine Rede mehr ist.

Er stand der Natur viel unbefangener gegenüber, als Lodovico und Agostino, er hielt sich strenger an das Modell, das er am liebsten in der gemeinen, niederen Klasse suchte. Dann erinnert er, wie zum Beispiel in dem berühmten Linsen essenden Bauern der Galerie Colonna oder dem Metzgerladen, den er mit den Angehörigen seiner Familie füllte, in Oxford, an den Realismus der gleichzeitigen Neapolitaner oder an Caravaggio. Er war der erste Künstler, der sich an die Darstellung des Straßenlebens wagte, der seine Freude an dem bunten Leben fand, welches sich auf der Gasse abspielt, der die Erscheinungen der Ausrufer, Bettler, Lumpensammler Bolognas in ihrer ganzen ordinären Natürlichkeit festhielt und uns auf diese Weise wirklich wertvolle und interessante Dokumente zur Kenntnis des Lebens jener Zeit bewahrte. — Wie er immer der Natur nachstrebte, zeigen besonders seine Landschaften, in denen er den bestimmenden Charakter, den Wälder, Flüsse, Berge der Szenerie mitteilen, auf das glücklichste erfaßte, um sie in großzügigem Rhythmus wiederzugeben, erfüllt mit der Frische und Ursprünglichkeit der eigenen Empfindung. Solche Bilder bewahren die Galerie Doria, die Eremitage, der Louvre, und sie sind es, die uns den mit dem Stigma des Eklektizismus Behafteten als selbständigen Künstler zeigen,

einen Künstler, den allein schon die tiefe Ehrfurcht vor der Natur, die laut aus jedem seiner Werke spricht, groß und bewundernswert macht.

❧ ❧ ❧

Als Agostino, nachdem er sich während der Arbeit an der Galerie Farnese mit dem Bruder entzweit hatte, im Jahre 1600 Rom verließ, begab er sich in den Dienst eines anderen Farnese, des Herzogs von Parma, für den er in der Residenz einen Gartenpalast mit Fresken ausschmückte. Es sind Werke voll Poesie und zartester Anmut, deren Vollendung zu erleben ihm aber nicht vergönnt war. Als er eines Tages in Parma das Theater verließ, traf den apoplektischen, an Asthma leidenden Mann im Gedränge ein Schlaganfall, dessen Folgen er am 22. März 1602 erlag, beklagt von allen, die in dem feinsinnigen Künstler auch den liebenswürdigen Menschen geschätzt hatten. Die „Incamminati“ Bolognas hielten ihm am 31. Januar des folgenden Jahres eine pomphafte Leichenfeier; der schwungvolle Bericht darüber ist das einzige authentische Dokument von der Existenz dieser vielberufenen Akademie.

Viel weniger ursprünglich in seinem Schaffen, als der Bruder, war Agostino in erster Reihe Gelehrter, der das Fehlen schöpferischer Kraft durch Wissen und Kritik ersetzte. Er legte großen Wert auf Richtigkeit und Reinheit der Zeichnung und beweist in Komposition und Farbe Nachdenken und distinguierten Geschmack, aber Fehlerlosigkeit kann für den Mangel an frischer Ursprünglichkeit nicht entschädigen. Zu seinen besten Bildern gehören die Porträts, wie das der Johanna Parolini-Guicciardini im Kaiser Friedrich-Museum, ein schlicht und einfach aufgefaßtes Bildnis, das durch die Unmittelbarkeit und Wahrheit des Ausdrucks vornehm und doch überzeugend wirkt. Die mehr rezipierende Natur Agostinos hat dazu beigetragen, seine künstlerische Eigenart weniger zu schöpferischem Tun, als zu reproduzierendem Schaffen anzuregen. Er war als Stecher bedeutender denn als Maler; ja, seine Lehrer Domenico Tibaldi und den Niederländer Cornelin Cort bald weit überragend, ist er der größte italienische Kupferstecher seiner Zeit geworden. Er hat die Technik der Radierung und der Grabstichelarbeit erweitert und bereichert und durch die von ihm geschaffenen Blätter die Gemälde der Correggio, Veronese, Tintoretto aus dem Reichtum ihrer blendenden Farben meisterhaft in schwarzweiß umzuwerten verstanden; Tintoretto selbst stellte Agostinos Stich nach seiner großen Kreuzigung über das Original. — Er hat auch nach eigener Erfindung radiert, religiöse und mythologische Blätter, Bildnisse, Buchillustrationen, Ornamente, und durch sie einen weit über Italiens Grenzen hinausgehenden Einfluß auf Stil und Geschmack geübt. Die künstlerischen Anschauungen der bolognesischen Schule verbreiteten Agostinos leichte Blätter und Blättchen



Der Linsen essende Bauer. Gemälde von Annibale Carracci in der Galerie Colonna zu Rom. Originalphotographie von D. Anderson in Rom.

schneller und nachhaltiger, als die an den Ort gebundenen Fresken oder die schwer beweglichen Staffeleibilder der Meister es konnten.

⌘ ⌘ ⌘

Die längste Wirksamkeit war von den drei Genossen dem ältesten von ihnen gegönnt. Lodovico begleitete das Brüderpaar nicht mit nach Rom, an den Fresken der Galerie Farnese hat er keinen Anteil. Er blieb in Bologna zurück. Ihm hauptsächlich verdanken die schon erwähnten, so berühmt gewordenen Schüler ihre Ausbildung, denn gerade zum Lehrer war Lodovico geeignet wie wenige. Er wird als uneigennützig, rechtlich, herzensgut und bescheiden geschildert, war streng gegen sich, aber milde in der Beurteilung anderer, von unermüdlichem Fleiß bis an seinen Tod. In seiner Kunst herrscht ein liebenswürdiges Maßhalten, er ist es, der von den Dreien am meisten zu Kompromissen neigt, daher tragen auch seine Werke die stärksten Züge des Eklektizismus, des Vermittelns und Verschmelzens der Manieren anderer; er, der diese akademische Richtung aufgebracht hatte, blieb auch bis an sein Ende der Mittelpunkt aller in dieser Weise auf Reform ausgehenden Bestrebungen.

Während sich in Rom die Arbeit an der Farnese-Galerie ihrem Ende näherte, schuf er mit seinen Schülern in dem Olivetaner Kloster S. Michele in Bosco über Bologna 1604 bis 1605 das zweite monumentale Hauptwerk seiner Schule, einen Zyklus von siebenunddreißig Freskobildern aus dem Leben des heiligen Benedikt und der heiligen Cäcilie. Diese Gemälde galten für das beste, was die Schule der Carracci geschaffen, sie sind heute leider so gut wie ganz zerstört, während ein gleichzeitig entstandenes Werk, der Engelreigen in der Kathedrale zu Piacenza, Lodovico auf der Höhe seines Könnens zeigt; es ist eine reizvolle Komposition voll Frische, Anmut und Natürlichkeit.



Die heilige Magdalena. Gemälde von Annibale Carracci im Louvre. Nach einer Photographie von J. Kuhn in Paris.

Auch die Staffeleibilder des Meisters sind äußerst zahlreich, unter ihnen ist wohl das bedeutendste: die Apostel, Maria zu Grabe tragend, in der Galerie zu Parma.

Diese Gemälde haben unter den Nachwirkungen seiner technischen Versuche zu leiden gehabt. Um nämlich für die Modellierung der Karnation möglichst starke Gegensätze zu haben, benutzte er als Untermalung den braunroten Bolus, der mit der Zeit den koloristischen Gesamteindruck durch Nachdunkeln sehr geschädigt und die ursprüngliche Wirkung der Farbe außer Verhältnis gesetzt hat.

Wie seine Vettern hat sich auch Lodovico als Kupferstecher versucht, und seinen nicht sehr zahlreichen Blättern muß eine meisterliche Zeichnung, wie zarte poetische Auffassung nachgerühmt werden. — In rastloser Arbeit war der Meister vierundsechzig Jahre alt geworden, als er den Auftrag erhielt, in der Lünette der Chornische der Kathedrale zu Bologna eine Verkündigung zu malen. Das Fresko war ausgeführt und bereits enthüllt, als ihn ein Freund auf einen Zeichenfehler darin aufmerksam machte. Der gewissenhafte Künstler, der dem Kri-



Christuskopf. Gemälde von Annibale Carracci in der Dresdner Galerie.
Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.



Madonna. Gemälde von Annibale Carracci in der Galerie des Schlosses Windsor.
Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.



Pietà. Stich von Annibale Carracci im Königl. Kupferstichkabinett zu Berlin.

tiker recht geben mußte, hätte diesen Fehler gern ausgebessert, aber seine Bitte an die Baubehörde, auf seine eigenen Kosten das dazu nötige Gerüst noch einmal aufschlagen lassen zu dürfen, wurde abgeschlagen. Der Gedanke, an dem hervorragendsten Platz des ersten Gebäudes seiner Vaterstadt ein unvollkommenes Werk seiner Hand stehen lassen zu müssen, brach Lodovico das Herz. Kummer und Verdruß zogen ihm eine Krankheit zu, der er am 13. November 1619 erlag.

Er hat nicht nur seine Vettern, er hat auch seinen Neffen Antonio Carracci, einen Sohn Agostinos, überlebt. Antonio war ein Künstler, der sich durch seine im Quirinal und in der Kirche S. Bartolomeo all' Isola in Rom ausgeführten Fresken bereits einen Namen gemacht hatte, als ihn der Tod im Alter von nur dreiunddreißig Jahren — das war 1618 — schon abrief.

Von der Familie lebte als Maler nur noch Francesco, ein Neffe von Annibale und Agostino, und auch dieser mußte dahin, als seine Leistungen eben begannen, die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich zu ziehen. Er starb, erst siebenundzwanzig Jahre alt, in Rom: der letzte Carracci, der ein Künstler war.

Gebet.

Sieh, ich hab mich tief erniedrigt,
Willst Du mich nicht wieder heben?
Mir noch einmal wieder Flügel
Nach der hellen Heimat geben?

Wenn ich meines Kindes Scheitel
Je in Schmach versunken wüßte,
Griff ich weinend seine Locken,
Daß ich sie verzeihend küßte.

Willst Du nicht ein gleiches tun jetzt
Und mich als Dein Kind erkennen?
Willst Du? Ach, schon fühl' durch meine
Scham ich Deine Liebe brennen.

Gustav Falke.



Diana.

Gemälde von Annibale Carracci in der Fürstlich Liechtensteinischen Galerie in Wien.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.



Die Wienerin.

Von Balduin Groller-Wien.

Über die Wienerin plaudern? Aber bitte sehr, bitte gleich!

Natürlich stimmt man da sofort zu. So habe auch ich getan. Kann es denn etwas Angenehmeres, etwas Hübscheres geben, als sich mit der richtigen Wienerin zu beschäftigen? Also gut. Wird gemacht. Aber nun, da ich mich anschicke, sofort mit Begeisterung loszulegen, stellen sich doch die Bedenken ein. Ja, gar so einfach ist die Geschichte denn doch nicht, wie man sich das im ersten Augenblick gedacht hat. Immerhin. Versprochen ist versprochen. Versuchen wir es also.

Suchen wir zunächst die Wienerin. Den fragenden Augenaufschlag werden Sie gefälligst zurücknehmen, auch will ich gleich bemerken, daß ich mit Ratschlägen reichlich versehen bin. Ich weiß, daß es sich empfiehlt, nur hineinzugreifen in das volle Menschenleben. Wenn Sie aber in Wien hineingreifen, können Sie nie wissen, was Ihnen in der Hand bleibt. Es ist ganz wie bei den Pariser Suppenverkäufern — au hasard de la fourchette.

Wie bemerkte ich doch vorhin so treffend — die Geschichte ist nicht ganz einfach. Man hat ja seine Studien gemacht mit aller Gewissenhaftigkeit durch so manches Semester, hat auch pünktlich seine Kollegiengelder erlegt, möchte aber doch nicht riskieren, hinterher mit dem infamen freundschaftlichen Rat beehrt zu werden, sich das Lehrgeld zurückerstatten zu lassen. Infam deshalb, weil man es ja doch nie zurückkriegt.

Ich fange also an. Bei allen wissenschaftlichen Forschungen strapaziert man zunächst gern die Statistik, mit der man dann immer beweist, was man gerade zu beweisen hat. Treiben wir also etwas Statistik. Zur seßhaften Wiener Bevölkerung stellen die Tschechen, Deutschböhmen und Mährer ein Kontingent von etwa 20 Prozent, die Reichsdeutschen von 10 Prozent, die Ungarn 10 Prozent, die Juden 10 Prozent, dann Niederösterreich, die Kronländer: Steiermark, Kärnten, Krain, Salzburg, Oberösterreich, Schlesien, Triest und Küstenland, Dalmatien, Kroatien — ich sehe, es geht nicht. Ich geb's auf, das mit der Statistik. Denn wenn ich so fortrechne, kommt's noch heraus, daß für die Wienerin überhaupt keine Prozente übrig bleiben, es wäre denn, daß wir unsere Prozentrechnung auf das System Fahrenheit brächten. Ob aber nun die Statistik will oder nicht, auf der Welt ist die Wienerin doch, und wenn ich's auch nicht beweisen kann, so halte ich es doch mit dem Prüfungskandidaten, der auf die Frage, ob der Mond bewohnt sei, ruhig antwortete: „Er ist bewohnt, — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

Es ist also wirklich nicht leicht, die Wienerin herauszufinden. Bedenken Sie dann gütigst noch eins. Politisch liegen wir uns immer nach allen Seiten hin in den Haaren, mit den Tschechen, den Slowenen, den Ungarn, den Kroaten, den Italienern, aber privatim vertragen wir uns doch ganz gut, und wir heiraten furchtbar viel durcheinander. Das gibt einen wunderschönen gemischten Salat. Es hat sich so mancher schon in eine reizende Wienerin verliebt, und hinterher hat es sich herausgestellt, daß er sich eigentlich in etwas ganz anderes verliebt hat. Hat auch nichts geschadet.

Man wird mir vorhalten, die Wienerin existiert, was ich ja zugebe, also muß sie auch herauszugreifen sein. Gut. Greifen wir heraus.

Wünschen Sie die höhere Tochter, die Hausfrau, das Großmütterchen, die Tennisspielerin, die Fabrikarbeiterin, die Gymnasiastin, die Universitätsstudentin, die Jourdame oder die wirkliche Aristokratin, die Putzmacherin oder die Schneiderin, das Ladenfräulein oder die Tippmamsell, das süße Mädel oder die Dame vom „Stand", die Lehrerin, die Künstlerin, das Stubenmädel, die Köchin, das Extramädel, das Mädchen für alles, die Geschäftsfrau, die Kontoristin, das Blitzmädel, will sagen die Telegraphistin, die Telephondame, die Postmanipulantin? Genug! Es wird Ihnen ein wenig schwül; mir auch. Jede Sorte verdiente ihr eigenes Kapitel. Das wäre Ihnen zuviel. Ich glaub's. Ich soll nur die gemeinsamen Züge herausholen und aus diesen dann das Bild konstruieren. Anders geht's ja gar nicht. Natürlich nicht.

Auch so eine Sache, das mit den gemeinsamen Zügen! Ich weiß — Charles Dana Gibson und Du Maurier haben den angelsächsischen Frauentypus meisterhaft beobachtet und dann auch gleich festgelegt, stereotypiert, klischiert. Was zeichnerisch möglich war, muß auch literarisch möglich sein. Aber natürlich! Was ein rechter Journalist ist,

wird ja niemals zugeben, daß er etwas nicht könne, und täte er es je, so soll man ihn nur gleich mit der Hacke erschlagen.

Also stellen wir den Typus fest. Aber vorher wird man mir doch erlauben, mich noch ein wenig zu winden.

Nur der Stil könnte uns eine Aufklärung geben. Was die Wienerin betrifft, so gibt es einen Stil, der ihr adäquat und kongenial ist und der uns ihren Typus glaubhaft, überzeugend zum Bewußtsein bringt. Man braucht nur die Bilder von Fendi, Danhauser und Waldmüller anzusehen, um sich eine vollständig korrekte und zutreffende Vorstellung zu machen, wie die Wienerin — war. Das ist es eben: — wie sie war! Seither ist ein halbes Jahrhundert vergangen. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist für uns schon eine Epoche, die wir als Altwien zu bezeichnen pflegen. Seither ist uns aber ein wirklicher Stil nicht zugewachsen; wenigstens haben wir nicht das Bewußtsein davon. Ich käme in ernstliche Verlegenheit, wenn ich auch nur einen bedeutenden Künstler namhaft machen sollte, der in seinen Werken den Typus der modernen Wienerin festgestellt hätte. Möglich, daß auch das von der höheren Warte einer späteren Zeit aus keine Schwierigkeiten bieten wird. Vorläufig stehen wir zu sehr in der Tiefebene und sind zu sehr mitten drin, um die richtige Optik, Perspektive, Draufsicht — oder wie Sie's sonst nennen wollen, gewinnen zu können.

Die echteste wienerische Musik ist ein Lannerscher Walzer. Setzen Sie diesen in Fleisch und Blut um, und Sie haben die echte Wienerin, oder transponieren Sie diese in Noten und Sie haben den rechten Lannerschen Walzer. Sie danken höflichst für diese Methode und erklären, daß Sie nun gerade so klug sind wie zuvor. Lästern Sie nicht, schöne Freundin, denn Sie waren auch schon zuvor sehr klug und Sie müssen einsehen, daß ich mich abzappele, einen Lannerschen Walzer zu erzählen. Ich unterwerfe mich. Die Wienerin kommt nur in der gemäßigten Zone zwischen Favoriten und dem Praterstern, und Schwechat und dem Kahlenberger Dörfel vor. Das ganze Territorium liegt an der „schönen blauen Donau" — wieder ein Walzermotiv! Sie nährt sich von Wiener Schnitzeln und anderen Dingen und greift den Menschen an, wenn sie gereizt wird. Aber auch den Menschen greift es an, wenn sie ihn reizt, und sie reizt ihn, was durch Zeugen dargetan werden kann, sehr oft. Sie hat das so in sich. Sie ist reizend.

Die Wienerin lebt gern auf großem Fuße, aber ihren Füßen sieht man das nicht an, und wer mit Begriffen, die er im Ausland, etwa in Britannien, erworben, also mit sehr erweitertem Gesichtskreis, nach Wien kommt, der macht große Augen über die kleinen Füße, die zu verbergen die Wienerin sich keine bemerkenswerte Mühe gibt. Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß die Wienerin das Licht ihrer schönen Füße durchaus nicht unter den Scheffel weitläufiger und unförmlicher Schuhe stellt. Auf elegante und pikante Chaussure hält sie viel, und wenn sonst auch aus verschiedenen Gründen ausnahmsweise die Toilette nicht sehr soigniert sein sollte, die Beschuhung ist immer tadellos, und der gewissenhafte Beobachter hat selbst bei schlechtem und regnerischem Wetter keine schlechten Zeiten. Die Wienerin geht bei nasser Witterung in ihrer rührenden Sorgfalt für den Saum ihres Kleides und der Röcke sehr weit, und die Ansprüche, die sie hier im Punkte der Reinlichkeit stellt, erheben sich nicht selten ziemlich hoch.. Dabei wird es dann dem ernsten Forscher zum Bewußtsein gebracht, daß die Füße als die niedlichen Grundlagen des zierlichen Baues nach oben eine in der Linie graziös geschwungene und ausreichend solide Fortsetzung finden. Der ganze Bau ist überhaupt im Gegensatz zu der anderwärts oft gebräuchlichen Bauordnung ziemlich stark profiliert. Ausgeschlossen mag es ja nicht sein, daß, wo die Natur mit dem Baumaterial etwas zu sparsam gewesen sein sollte, die Kunst bereitwillig ausgeholfen hat — in früherer Zeit. Die Gegenwart darf wohl von einem solchen sonst strafgerichtlich verpönten Delikt der Vorspiegelung erdichteter Tatsachen ohne weiteres und a limine freigesprochen werden. Denn die sezessionistische Mode, die gegenwärtig herrscht und die an der Wienerin einen starken Rückhalt hat, fordert gebieterisch die Linie, also äußerste Magerkeit, und dann höchstens noch die Fläche, und gegen die Mode gibt es keine Auflehnung.

Das Gesicht der Wienerin hat keinen bestimmten Typus. Infolge der bereits erwähnten besonderen Umstände sind alle Spielarten vertreten, und der gemeinsame Zug tritt erst in der Hitze des Gefechts in die Erscheinung, beim lebhaften Gespräch und in der ungebundenen Heiterkeit, und in diesem Zuge lebensprühender Gutmütigkeit begegnen sich dann alle Formen und Nuancen von der römischen bis zur böhmischen, welch letztere jedoch nur in ihren liebenswürdigen Abarten zu konstatieren sind. Der Kopf sitzt stolz und selbstbewußt auf dem schlanken Halse. Die Gesamterscheinung ist von üppiger, lebensfreudiger Lieblichkeit und heiterer Plastizität.

Mit diesem äußeren Bilde harmoniert ganz vorzüglich der „Hamur" der Wienerin. Ist es nicht bezeichnend, daß sie selbst für jede Gemütsanlage, für den ganzen Charakter, sei er sonnig oder trübe, liebenswürdig oder grauslich, den Ausdruck „Hamur" anwendet? Es gibt eben einen guten und einen schlechten „Hamur". Die Wienerin hat einen guten Humor, und wenn es einmal ausnahmsweise auch ein schlechter ist, ein Humor ist es doch immer. Dieser Humor ist kein produktiver, sondern ein rezeptiver, er ist aber darum nicht schlechter als jener. Sie ergreift nicht die Initiative zu einem Spaß oder zu einer „Hetz", aber wenn der

Anstoß einmal gegeben ist, ist sie mit Leib und Seele in selbstvergessener Freudigkeit dabei. Sie hält ganz gewiß nicht weniger von der Tugend als die Evastöchter irgendeines anderen Himmelstriches, aber soweit die Rücksicht auf diese Tugend es gestattet, zieht sie leichtblütig, man könnte sagen mit holdem Leichtsinn, aus jedem Vergnügen die letzten Konsequenzen und denkt nicht viel nach über den etwa möglichen Katzenjammer. Das Beste ist, der Katzenjammer kommt gar nicht. Denn sie hat bei allem Leichtsinn eine gute gesunde Natur, die manches verwindet, was minder gut fundierten Naturen einen sehr bedenklichen Stoß versetzen würde.

Nirgends auf der Welt ist es so leicht, selbst für den schüchternsten Jungen, mit den Damen in eine lebhaft angeregte, ja übermütig lustige Unterhaltung zu geraten wie in Wien. Die Wienerin geht auf jede Anregung ein, sie ist dankbar für jedes Scherzwort, hört interessiert auch einer ernsten Rede zu und ist für jede Aufmerksamkeit, für jedes harmlose ihr bereitete Vergnügen ein unvergleichlich dankbares Publikum. Kurz, sie ist nicht blasiert, und das allein macht sie schon unwiderstehlich. Es steckt ein Element froher Kindlichkeit in ihr, das nachwirkt bis in ihre späten Jahre. Ein wenig Leichtsinn ist vorhanden, aber der Kern ist gut, und der bleibt trotz alledem und alledem unversehrt. Und wenn es sich trifft, daß sich ihr der Ernst des Lebens recht grausam offenbart, dann ist sie imstande, eine Seelenstärke und einen Opfermut zu betätigen, die geradezu bewundernswürdig sind. Das ist auch eine Moralität. Hut ab vor ihr trotz der übermütigen Seitensprünge in fröhlicher Zeit.

Die leichtblütige Wienerin bleibt leichtblütig auch als Gattin und als Mutter und dabei füllt sie ihren Platz doch mit Ehren aus. Sie manövriert mit großer Schneidigkeit in ihrer Wirtschaft herum, rackert sich mit den Kindern, zankt mit dem Dienstmädchen, daß die Zunge nicht aus der Übung komme, und hilft fünfzigmal unter hundert Fällen dem Mann im Geschäfte. Die Wienerin arbeitet; und weil sie arbeitet, kann sie auch so mit ganzem Herzen bei einem Vergnügen sein. Wie alle Menschen liebt auch sie den Reichtum und den Luxus, aber die Dürftigkeit drückt sie nicht nieder und raubt ihr den Humor nicht, diesen köstlichen Humor. Er ist ihr Glück und ihr Segen.

Eines verdient noch hervorgehoben zu werden als Regel, die durch Ausnahmen nicht erschüttert wird. Die Regel ist: die Wienerin erhöht den Mann, den sie liebt; sei es nun der rechtmäßige Mann, oder auch nur der, „mit dem sie geht“. So der Lokalausdruck. Auch das gibt es nämlich, daß eine mit einem geht. Das ist nicht nur in Wien so, daß die Liebe sich viel pünktlicher einstellt als die Heiratsmöglichkeiten. Sie erhöht also ihren Liebsten, der nur ganz ausnahmsweise nicht auch ihr Herr, will sagen ihr richtiger Mann ist. Das bedarf einer kurzen Erläuterung. „Das Ewigweibliche zieht uns hinan“, überhaupt und im allgemeinen. Es wäre also mit meiner Bemerkung nichts Besonderes gesagt. So war sie aber auch nicht gemeint. Sie sollte besagen, daß ganz abgesehen von allen moralischen Läuterungen der Mann auf eine höhere soziale Rangstufe gehoben wird. Nicht etwa nur dadurch, daß er nun aus einem windigen Junggesellen ein würdiges Familienoberhaupt geworden ist, sondern auch sonst. Er ist in seinem Rang geblieben, derselbe geblieben nach Stellung und Vermögen; denn zu Mitgiften kommt es selten; und doch ist er unversehens durch seine Verbindung eine Stufe höher gelangt, und das hat so unter der Hand seine kleine Wienerin besorgt.

Sie richtet nämlich die Wirtschaft ein. Das macht sie sehr anmutig und mit leichter Hand. Sie hat eben von Haus aus die leichte Hand, und da gestaltet sich die Wirtschaft so von selber um einen Grad feiner, vornehmer, eleganter, als sie sollte, eigentlich dürfte. Das hat dann seine verschiedenen Folgen. Zunächst die, daß der Mann sich riesig darüber freut. Er ist ganz glücklich, daß es in seiner kleinen Wirtschaft so hübsch und ordentlich, so förmlich nobel zugeht. Das hatte er sich vorher gar nicht so vorgestellt. Er empfindet es wirklich als eine Rangerhöhung, und er ist stolz auf seine Gattin, die ihm das alles so fein besorgt hat.

Die weiteren Folgen sind aber die, daß ihm bald gewisse Erkenntnisse aufdämmern, unter anderen die, daß es mit dem Budget nicht mehr recht klappt. Auch das hat in vielen Fällen eine wohltätige Folge. Der geehrte Herr muß nun viel mehr und ganz anders arbeiten, als bis dahin, um für die Kosten seiner herzigen Wirtschaft aufkommen zu können. Das schadet ihm denn auch nichts und ist ihm nur gesund. Es werden die in ihm schlummernden Kräfte geweckt, und er wird gezwungen, sie zu betätigen. Wo es geht, ist's ein Gewinn. Es geht aber nicht immer, zumal bei Leuten, die in fester Besoldung stehen und nicht leicht eine Möglichkeit finden, ihre Einkünfte zu vermehren. Daraus ergeben sich dann Zustände, die zwar von alters her schon eingebürgert sind, trotz ihrer Lebenszähigkeit aber nicht als gesund bezeichnet werden können. Ein großer Teil der Wiener Bevölkerung, in allen Gesellschaftsschichten, lebt über die Verhältnisse, und bei einer umfassenden und gründlichen Prüfung würde es sich herausstellen, daß ein bedenklich großer Bruchteil der Haushaltungen passiv wirtschaftet.

Wie das auf die Dauer möglich ist, bleibt allerdings ein in vielen Fällen noch ungelöstes Rätsel. Was Graf Taaffe als Ministerpräsident nicht ohne Frivolität als letzten Schluß österreichischer Staatsweisheit bezeichnet hat — das „Fortwursteln“ —, diese Kunst versteht man auch in der Privatwirtschaft. Ab und zu werden freilich die

Schleier doch gelüftet und dunkle Rätsel gelöst. Es ist eine recht traurige, aber doch schon ziemlich gewohnte Erscheinung, daß beim Tode repräsentativer Familienoberhäupter in hohen Stellungen deren Hinterbliebene, insbesondere die Frau und die Töchter, sofort und unmittelbar um Klassen heruntergedrückt werden und geradezu ins Elend sinken. Man hat das Dekorum gewahrt, hat standesgemäß und doch über seine Verhältnisse gelebt.

Ein wenig war da gewöhnlich die Wienerin mitschuldig. Die gesteigerte Lebensfreudigkeit rechnet und knausert nicht gern. Kommen aber schlimme Tage, dann bewährt sich ihre urgesunde und frische Natur doch wieder. Sie läßt sich vielleicht für kurze Zeit beugen, aber nicht brechen. Sie richtet sich wieder auf und richtet sich ein in die neuen Verhältnisse, und wenn es ihr dann nur halbwegs wieder zusammengeht, dann läßt sie keine Traurigkeit spüren. Dann wird ohne viel Raunzerei das Leben ernst genommen, es wird geschafft und gearbeitet, Auskunftsmittel werden ersonnen, förmlich Erfindungen gemacht, von denen sich ein Mann kaum eine rechte Vorstellung machen kann. Sie gewinnt neuen Lebensmut und richtet sich auf, wo ein Mann am Wege liegen geblieben wäre hilf- und rettungslos.

Es ist übrigens eine alte Geschichte, daß das eigentlich schwache Geschlecht das männliche ist. Wer's noch nicht glaubt, der überzeuge sich nur gefälligst davon durch ehrliche Beobachtung, wie die Frauen im allgemeinen — ich freilich habe es hier nur mit den Wienerinnen zu tun — in den Tagen des Unglücks sich zu bewähren wissen, wie sie den verzagten Mann aufrichten, ihm frischen Mut einflößen, ihn in der Krankheit pflegen, ihn gesund machen, ihm zuzureden verstehen, wo er schwankt, und mit ihrem Kreuzköpfel doch immer das Richtige treffen. In alledem stecken Tapferkeit, Gesundheit und bei allen gelegentlichen kleinen weiblichen Torheiten tiefe natürliche Weisheit und Lebensklugheit.

Das spielt sich unter der Oberfläche ab, aber auch im grellen Licht der Öffentlichkeit verliert die Wienerin nichts von ihrem eigentümlichen und bestechenden Reiz. In der Öffentlichkeit steht sie als Gesellschaftsdame. Man braucht dabei nicht gleich an die ganz großen Veranstaltungen zu denken, an die Ladies patronesses der Elitebälle und an die sonstigen Generalstäblerinnen der wohldurchdachten Feldzüge zum Zwecke der gründlichen Ausplünderung eines stets willigen Publikums im Interesse der leidenden Menschheit. Welches Genie sie dabei bekunden, ist weltbekannt. Eines ist sicher: sie schlachten ihre Opfer mit vollendeter Liebenswürdigkeit ab. Man gewöhnt sich daran und man sehnt sich förmlich danach, von ihnen, wenn man sich wieder erholt hat, neuerdings ein bißchen abgeschlachtet zu werden. Sie machen das wirklich famos. Natürlich ziehen sie dazu fulminante Staatstoiletten an, — die Sache will es! — aber sonst gibt es keine Spur von irgendeiner Gespreiztheit oder jener falschen steifen Würde, die den Zweck haben soll, jede Vertraulichkeit fern zu halten, aber in Wahrheit nur einfach langweilig ist. Mit einer richtigen Wienerin, auch wenn sie großen Staat angelegt hat, hat sich noch niemand gelangweilt. Hat sie ein Opfer, so versüßt sie ihm sein Los durch bestrickende Liebenswürdigkeit. Ihr Gesicht belebt sich im Gespräch, und dieses Gesicht, sei es wie es sei, wird übersonnt und verklärt von echter Lustigkeit und ehrlicher Güte. Immerhin ist die große Dame mehr oder minder der Ausnahmefall, aber auch der Normalfall, die Hausfrau, steht gewissermaßen in der Öffentlichkeit, sofern sie Gäste bei sich sieht, Gesellschaft empfängt.

Die Hausfrau weiß vielleicht nicht immer, was ihr Mann schuldig ist, was sie aber sich und ihrem Hause schuldig ist, das weiß sie sehr genau. Sie fühlt sich verantwortlich, sie erkennt ihre Pflicht und sie erfüllt sie. Nichts fürchtet sie mehr, als das Ausgerichtetwerden. Sie strengt sich an, wenn es sein muß, über die Kräfte ihres Mannes, ihre Berufsehre als Hausfrau zu wahren. Da muß nach zwei Seiten hin operiert werden, nach innen und nach außen. Was das Ressort des Innern betrifft, muß die Wirtschaft nett und ordentlich und sparsam geführt werden. Wo einem niemand hereinschaut, kann man sich schon etwas abknappen. Da geht die Hausfrau sogar immer mit gutem Beispiel voran, und sie kann da eine Opferwilligkeit und Bedürfnislosigkeit bekunden, die ihr von den Außenstehenden vielleicht niemand zutrauen würde, um so weniger, als, wenn diese einmal wirklich bei ihr zu Gaste sind, sie sich nicht nur von einer selbstverständlichen Liebenswürdigkeit, sondern auch von einem verhältnismäßigen Luxus umgeben sehen. Für die Außenwelt immer etwas mehr als man kann!

Im engsten Zusammenhang mit dieser Lebensauffassung steht für die Wienerin die Toilettefrage, die ihr sehr wichtig ist. Man wird einwenden: Für welche Frau denn nicht auf dem ganzen Erdenrund?! Richtig; aber es gibt da doch gewisse Nuancen. Die deutsche Frau ist in diesem Punkte viel, viel zurückhaltender. Es ist freilich auch „im Reich“ nicht mehr alles so, wie es war. Auch dort sind die Frauen in Sachen der Toilette wählerischer und kapriziöser geworden, und es mögen da wohl die fünf Milliarden ein wenig nachgeholfen haben, aber es geht doch noch anders zu, und noch immer lassen sich Unterschiede feststellen. Aus der Literatur lassen sich die Aufschlüsse holen und aus direkter persönlicher Beobachtung.

Die „gute Stube“, die nicht benutzt und nicht geheizt wird, in der die Möbel im Überzug stehen und die sich nur auftut, wenn ein illustrer Besuch erscheint, der sich unter Umständen dort ausfrieren darf, die ist in

Wien längst zur Legende geworden. Die Legende von dem „guten“ Kleid hat aber in Wien überhaupt niemals bestanden. Daß also die Hausfrau ein besonders geschätztes Ausstattungsstück, etwa das „Blauseidene“ von Saison zu Saison sorglich aufhebe und es dann hervorhole, wenn sich nach Jahr und Tag ein bedeutender Anlaß ergibt, — das gibt es in Wien nicht. Kleider muß man natürlich haben; man muß sich doch bekleiden. Jede Frau braucht also gelegentlich ein neues Kleid. Was die Wienerin betrifft, so glaube ich, daß es in ihrem ganzen Leben keine Phase gibt, in der sie nicht, und zwar besonders dringend, ein neues Kleid brauchte. Ich kann da sämtliche Ehemänner Wiens zu Zeugen aufrufen. Sie werden einstimmig bekunden, daß eine Wienerin nie „etwas zum Anziehen“ hat. Die aber müssen es wissen; sie haben es aus erster Quelle. Es muß also immer ein neues Kleid her. Verstehen wir uns recht; nicht immer ist ein Kleid ein Kleid. Mein Gott, ein Kleid — bekleidet ist man bald! Man nennt es ein Kleid, weil das die Sache dringlicher erscheinen läßt; gemeint ist eine Toilette.

Nun sind wir beim springenden Punkt. Die Wienerin hat keinen Sinn dafür, eine Toilette zur Tracht erstarren zu lassen, sie hält sich an die Mode. Darum kann sie auch nicht das „Blauseidene“ für große Anlässe parat liegen haben. Ist der Anlaß da, dann — verlassen Sie sie darauf — ist auch das seiner würdige neue Kleid zur Stelle. Manchmal findet sich auch so ein Esel von einem Ehemann, der praktische Ratschläge gibt. Manchmal, nicht oft, und die praktischen Ratschläge gewöhnt er sich dann auch sehr bald ab. Er hat irgend einmal irgend etwas in einem deutschen Roman von dem guten Blauseidenen gelesen und meint nun in seiner Unschuld, daß ein solches für einen vorliegenden Fall ganz leicht ein wenig geändert, adaptiert, modernisiert werden könnte. Selten wird so fröhlich gelacht, wie bei derartigen Vorschlägen. Machen Sie aus halblangen engen Ärmeln ganz lange, weit ausgebauchte; aus einer Kürasstaille eine Blusentaille; schinden Sie aus dieser die Princesse-Form heraus und modernisieren Sie aus einer englischen Toilette den Empire- oder Altwiener Stil heraus! Sie können es nicht; dann reden Sie aber auch nichts!

Mit solchen Naivitäten hat man kein Glück bei der Wienerin. Es gibt also gar keinen anderen Ausweg, als — ein neues Kleid. Und das ist denn zur richtigen Zeit da, und die Wienerin sieht dann darin so aus, daß der weise Ratgeber selber seine Freude daran hat und ohne weiteres zugibt, daß er wirklich ein Esel gewesen sei.

Das ist nämlich eine der wichtigsten Künste der Wienerin, wie sie eine Toilette zu tragen versteht! Die Pariserin mag das ebensogut verstehen. Zugegeben. Die Wienerin versteht es aber entschieden besser, eine Toilette auch anständig auszufüllen. Dieses Verständnis wird nicht so leicht überall aufgebracht werden. Es ist eine alte Streitfrage, für wen sich die Frau eigentlich anzieht. Es sind die Satiriker, die da behaupten: für die Frau. Nach ihnen gibt es keine süßere und reinere Freude, als mit der eigenen Pracht ein halb Dutzend Rivalinnen tot zu ärgern. Ich bin kein Satiriker und möchte mich vor allen Dingen nicht in die Irrgänge einer Konjekturalpsychologie verlieren. Ich gebe auch zu, daß nur Frauen eine Toilette kritisch zu betrachten und zu würdigen wissen und daß die Männer meist nichts davon verstehen und kein Interesse dafür haben. Dennoch möchte ich dabei bleiben: der tiefste metaphysische Grund für jeglichen Toiletteaufwand ist der Mann. Er erkennt die Ursache nicht, aber er spürt die Wirkung. Schon mancher hat sich — Blitz und Schlag — in eine Frau verliebt, und wenn er dann angedonnert nach Hause kommt, und Du fragst ihn: Was hat sie denn angehabt? dann weiß er es nicht einmal, der Arme. Er weiß es nicht, und doch war es vielleicht gerade die Kunst der Toilette, die ihn zur Strecke gebracht hat. Mitgeholfen hat sie jedenfalls. Die Wienerin hat die Bedeutung der Kunst des Sichanziehens vollkommen begriffen und übt sie mit Virtuosität und weil sie sie begriffen hat, tut sie gern ein übriges. Das Ergebnis: hoch hinaus, sehr häufig um einen Grad zu hoch. Wie ich kein Satiriker bin, bin ich auch kein Sittenrichter. Ich halte es da genau so wie mit dem gedichteten Schwert an meiner Linken: hab' meine Freude dran, hurra!

Man soll das Volk bei der Arbeit aufsuchen. Die Wienerin verträgt es, auch bei der Arbeit aufgesucht zu werden. Man geht auch in Wien mit der Zeit. Die Befreiung der Frau macht auch da ihre Fortschritte, und wie anderwärts haben sich auch in Wien die Frauenberufe vervielfacht. Tausende von Wienerinnen stehen im Berufe, was den Hauptberuf, zu gefallen, nicht ausschließt. Nun denn — nach allem, was man sieht und hört, ist die Wienerin bei der Arbeit tüchtig und anstellig. Das ist wie anderswo auch. Auf vielen ihrer neuen Gebiete bewährt sich die Frau sogar besser als der Mann. Sie arbeitet flink, verständig, gewissenhaft. Daß die Wienerin auch bei der Arbeit ihren Humor behält und lustig bleibt, schadet weder ihr noch der Arbeit. Sie bleibt in ihrer Branche. Wie sie im Hause und in der Gesellschaft bezaubert, was ihr nahe kommt, so auch bei der Arbeit im Berufe. Das allerdings hat seine bedenklichen Übelstände. Sie werden gewöhnlich viel rascher, als es für die Kontinuität des geregelten Geschäftsbetriebes zuträglich ist, sei es vom Herrn Chef, sei es von anderen herausgeheiratet. Das ist in der Tat ein Unglück, aber es kann gleich hinzugefügt werden, daß sie dieses Unglück mit bewunderswerter Würde zu tragen wissen.

Schade ist's doch, in vielen Fällen sehr schade. Das österreichische Volk ist mit Talenten allerart reich begnadet, und eine gütige Vorsehung hat keine Zeichen von Ermüdung erkennen lassen, als sie sich an die Wienerinnen machte. Auch sie sind gesegnet, und ich neige der Ansicht zu — vorzugsweise. Wo sie stehen und was sie in die Hand nehmen, offenbaren sich ihre Begabung und ihre Anstelligkeit. So ist's in jedem Berufe, und wenn sie dann herausgeheiratet werden, dann wird immer etwas verloren. Friedrich der Große hat manchmal ein leises Bedauern gefühlt, daß er Herrscher und nicht Flötenspieler geworden sei. Ich weiß nicht, ob so eine herausgeheiratete Wienerin nicht auch so ein ähnliches Bedauern fühlt, aber ich weiß, daß sie herrscht, wenn sie geheiratet worden ist. Wenigstens dürfte nirgends in der Welt das Geschlecht der Simandl — das ist der technische Lokalausdruck für den Pantoffelhelden — so weit verbreitet sein wie in Wien. Nebenbei bemerkt, ich persönlich bin schon so weit, daß ich mit kühner Stirn behaupte: jeder anständige Mensch muß ein Pantoffelheld sein. Man mag mir nun beipflichten oder nicht, das eine läßt sich doch feststellen: die Wiener Simandl sind nicht zu bedauern; es geht ihnen gar nicht schlecht.

In allen Berufen tun sich die Wienerinnen hervor, sagte ich, und ich weiß wirklich nicht, welchen ich ausnehmen sollte. Sie rücken tapfer auf, selbst in den vornehmen Berufen des Schrifttums und der Kunst. Es hat eine Zeit gegeben, da man mit einiger Geringschätzung auf die dichtende Weiblichkeit herabblickte. Die Zeit ist längst vorbei. Jetzt müssen wir, wir andern, froh sein, wenn sie nicht geringschätzig auf uns herabblicken. Sie spielen nämlich auch schon führende Rollen, und im Troß halten sie Schritt und stehen jede Pace durch. Alle Kunstschulen werden von ihnen eifrig besucht. Auf den Ausstellungen ist ein Unterschied zu ihren Ungunsten längst nicht mehr zu bemerken, und was nun die Sängerinnen, die Heroinen, die Sentimentalen und die Soubretten betrifft, so brauche ich wahrhaftig nicht erst lange Romane zu erzählen. Man weiß von ihnen ja, und nicht nur bei uns, sondern in der ganzen Welt.

Eher ließen sich Romane erzählen von dem „süßen Mädel". Auch so eine Sache! Das süße Mädel ist förmlich eine Wiener Spezialität geworden, wenigstens in der Vorstellung der Leute und vornehmlich der Leute im Ausland. Ein Wiener Dichter, Arthur Schnitzler, ist schuld daran. Er hat sie erfunden, hat den Typus aufgestellt und er weiß so berückend und überzeugend zu erzählen, daß man ihm gerne jedes Wort glaubt. Ich meine aber, daß er es erstens nicht so — Sie wissen schon wie? — gemeint hat, und zweitens, daß er falsch verstanden worden ist. Die Bezeichnung trifft zu auf das Wiener Mädel überhaupt, trete es nun als Tennisspielerin oder als Ladenmamsell oder als kleine große Dame in die Erscheinung, sei sie nun ein kecker Schnabel oder gehöre sie zur timiden, zur schüchternen Sorte. Süß sind sie alle, nur entsprechen sie dem Begriff nicht, der mit der neuen registrierten Schutzmarke gemeiniglich verbunden wird. Das, was das Schnitzlersche Wort zum Ausdruck bringt, ist eigentlich ein internationaler Begriff. Jede Großstadt hat ihre Armee von süßen Mädeln, jene tausendgestaltige, wechselnde, schwankende Rasse, die nur ein gemeinsames Merkmal hat, das der moralischen Angestochenheit. Das gibt es natürlich auch in Wien, obschon es unrecht wäre, es nicht ausdrücklich hervorzuheben, daß das Hauptkontingent zu dieser verlorenen Armee nicht von den Wienerinnen, sondern von den Zugereisten gestellt wird. In diesem Sinne von dem „süßen Mädel" als von einer Wiener Besonderheit zu sprechen, wäre also durchaus unzulässig und würde auf eine schiefe, ja ungerechte Auffassung schließen lassen. Ich habe durchaus nicht die Absicht, in die Arena hinabzusteigen und mit eingelegter Lanze ein scharfes Turnier zu bestehen für die Wiener Moral. Ich denke mir tiefsinnig: Moral ist Moral, und Menschen sind Menschen. Denke mir weiters, und nicht leichthin, sondern auf Grund der Beobachtungen eines Menschenalters, daß Moral und Menschen in der ganzen Kulturwelt so ziemlich auf gleicher Stufe stehen und daß man zu besonderer Überhebung nirgends besonderen Grund hat. Wien ist im Punkte der Moralität nicht schlechter und nicht besser als andere Großstädte auch, Einsprache darf aber erhoben werden gegen falsche Vorstellungen. Das „süße Mädel", das so oft zitiert wird, besteht als Institution oder als Typus in Wahrheit nicht. Damit sei nicht für die Tugend gekämpft, sondern eine Tatsache festgestellt. Ich würde mir — aus verschiedenen Gründen — die Haare nicht ausraufen, auch wenn es zufällig anders stünde, aber es steht wirklich nicht so, wie vielfach angenommen wird. Es wäre ja möglich. In Paris besteht die Institution; dort blüht der Typus des „süßen Mädels" in den kleinen faux menages, wo die kleinen Grisetten den kleinen Studenten die kleine Wirtschaft führen. Möglich wäre es, es könnte auch in Wien so sein, aber es ist nicht.

So, nun wäre ich eigentlich fertig mit der Wienerin. Auch ihr Name ist Weib. Das sagt vieles und erspart mir vieles zu sagen. Über das Allgemeingültige, also Selbstverständliche können wir schweigend hinweggehen. Was ich auch noch zu sagen vermöchte, das Quellenstudium könnte es doch nicht ersetzen. Dieses möchte ich empfehlen und mich zugleich dagegen verwahren, daß ich für die Wienerin Reklame machen wollte. Das hat sie nicht nötig.



Die Berlinerin.

Von
Hanns von Zobeltitz-Berlin.

Der Kollege vom Ufer der blauen Donau hatte es eigentlich bequem. Er türmte zwar Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, um zu beweisen, daß es gar keine echte, wirkliche Wienerin gebe, aber schließlich stand mit einem Male doch ihr Bild greifbar deutlich da. Und wir glauben ihm aufs Wort, denn uns allen ist die Wienerin längst zu einer bestimmten Type geworden. Mollig und fesch ist sie, um's in zwei Worte zu fassen. Wenn wir die Augen schließen und uns ihr Bild vor die Seele zu zaubern suchen, gelingt's immer wieder, — gelingt selbst denen und vielleicht denen am besten, die nie in Wien einen Konkordiaball mitmachten, nie vor Wiens Toren Heurigen tranken, die überhaupt nie in Wien waren. Mollig und fesch — Punktum!

Aber wenn ich die Lider sinken lasse und all den Berlinerinnen nachsinne, die an mir im Lauf meines vierzigjährigen Berliner Lebens vorüberzogen, will keine Type vor mir aufsteigen. Ich sehe die Geheimratstöchter und sehe die Generalsgören; ich sehe das Tiergartengirl und sehe die höhere Tochter aus Berlin C.; sehe die Musikstudentin, das Malweibchen, das Tippfräulein, die Verkäuferin, den Gelbstern, all die kleinen Mädchen: ich sehe wohl vereinzelte Ähnlichkeitszüge, etwas wirklich Typisches finde ich in der äußeren Erscheinung nicht. Aus demselben Milieu erinnere ich mich der Grenadiere und der zierlichen Liliputs, der Blonden, der Braunen, der Schwarzen; der Üppigen und der Hageren; der mit dem allerliebsten Stupsnäschen und derer mit dem klassischen Profil; der blauäugigen und der grün geäugten — der Schönen, der Hübschen und der Häßlichen! Das heißt, der letzteren erinnere ich mich ungern, es sei denn, daß sie . . . doch davon später.

Eines freilich besaßen sie fast alle: eine spitze Zunge. Aber als körperliches Merkmal kommt das doch auch nicht in Frage.

Vor zehn Jahren erschien in Berlin ein Buch „Die Berlinerin". Etwa ein Dutzend der beliebtesten Berliner Schriftsteller war dazu zusammengetrommelt worden: Wildenbruch, Wichert, Pietsch, Trojan, Frenzel, Karl Emil Franzos, Georg Engel, Alexander von Roberts, Stinde u. a. Sie sollten in kleinen Bildern und Geschichtchen allerlei Typen der Berlinerinnen schildern, und es ist manches hübsche dabei herausgekommen. Nur leider — die Berlinerin kam dabei zu kurz! Die mit Spreewasser getaufte, wirkliche Berlinerin nämlich. Die Mehrzahl der Autoren, die meist auch gar nicht echte Berliner waren, zeichneten Gestalten, Figuren, die so ziemlich in jede Großstadt passen, in jeder Großstadt existieren, oder sie verwechselten geradezu die „Zugezogene" mit der waschechten Berlinerin. Höchstens etwa, daß Julius Stinde, der Vater der Buchholzen, übrigens auch ein Nicht-Berliner, mit seiner „Möblierten" ein rechtes, zutreffendes Bild gab, aber doch auch nur im kleinsten Ausschnitt.

Die Aufgabe muß also schwierig sein, sehr schwierig.

Wenn ich alter Berliner um dreißig Jahre zurückdenke, erscheint mir Berlin noch als etwas Ganzes. Erst der große Stephan hat, nach Londoner Vorbild, die Stadt dann postalisch in einzelne Teile zerlegt und, merkwürdig genug, nicht nur äußere Abgrenzungen mit seinem W., O., S., N. usw. geschaffen, sondern auch Rayons, die starke innere Verschiedenheiten aufweisen. Dazu sind dann die Vororte gekommen, die heut mit dem Kern Groß-Berlin bilden und auch wieder ihre Sonderheiten besitzen. Einst, vor dreißig Jahren, hatte die Bevölkerung bei allen Standesunterschieden große, deutlich erkennbare gemeinsame Züge. Wer heut, etwa mit einem Wagen der Großen Elektrischen, Berlin von West nach Ost, von Süd nach Nord durchkreuzt, wird schon aus dem Wechsel der Fahrgäste herausfühlen, wie verschieden die Art von W. und O., von S. und N. ist. Wie verschieden grad auch die Berlinerin ist — oder sich gibt.

Von der bunten Völkermischung Österreich-Ungarns spricht Balduin Groller und daß eben ihr Produkt die heutige Wienerin sei. Auch in Berlin mischen sich gewiß die verschiedensten Elemente, die oft recht verschiedenen Volksstämme Preußens. Aber das brandenburgische Blut war doch wohl stark genug, um seine Eigenart zu wahren. Nur ein fremder Einschlag ist unverkennbar, und er ist merkwürdig genug. Bis zum Großen Kurfürsten, so scheint es, glich der Berliner in den wesentlichsten Zügen dem Märker des

platten Landes, in dessen Adern viel Wendenblut rann. Dann aber kamen die Refugiés nach Berlin, und so fest die neue, französische Gemeinde in sich zusammenhielt, allmählich und immer stärker trat ihr direkter und indirekter Einfluß doch in die Erscheinung. Ein Tropfen französischen Blutes ging in das der Berliner über, und am meisten vielleicht profitierte davon die Berlinerin: Die Märkerin ist im allgemeinen schwerfällig, wie die norddeutsche Bäuerin überhaupt; die Berlinerin ist unendlich beweglicher, körperlich und geistig. Das gilt — hüben wie drüben — für alle Stände. Und für die Berlinerin gilt heute noch das Verslein des alten Holtei:

„In Berlin, sagt er — mußt Du fein, sagt er — und gescheit, sagt er — immer sein, sagt er . . .“

Damit haben wir auch schon zwei der wichtigsten Wesenszüge gewonnen, die heut noch den Berlinerinnen gemeinsam sind. Sie sind fast nie phlegmatisch, selten bequem — bequem weder für sich noch für den Mann. Die echte Berlinerin hat viel Temperament; sie schont sich selten, ist überaus regsamen, lebhaften Geistes. Rasch von Bewegungen, fast stets ohne jede Rücksicht darauf, ob sie ihrer äußeren Erscheinung dadurch schadet, schnell, oft übereilt im Entschluß, und mit der spitzen Zunge leicht „vorneweg“.

Das trifft auf alle Stände, trifft auf Berlin W., wie auf Berlin O. zu, auf das Geheimratstöchterchen wie auf das Ladenmädchen. Die Bildungsunterschiede mildern wohl, schleifen ab, aber sie ändern den Grundzug nicht, und im gegebenen Moment bricht immer das Ursprüngliche durch. Dabei möchte ich eines einschaltend bemerken: unsere neueste Literatur, und in ihr Sudermann an der Spitze, haben einen besonderen Typ der mondainen jungen Berlinerin geschaffen: ein zierliches Geschöpfchen mit den denkbar schlechtesten Instinkten. Es ist nicht zu leugnen: die Zeichnung an sich ist richtig! Leider! Nur trifft sie nicht — die Berlinerin. Es sind Treibhauspflanzen, wie sie jede Großstadt züchtet, Orchideen, die überall gedeihen, wo ein leeres, ödes Luxusdasein einen versumpften Boden geschaffen hat. Es sind auch Ausnahmewesen in den Kreisen, in die unsere modernen Dramatiker und Romanschriftsteller sie versetzen. Ich kenne diese Kreise von Berlin W. aus langjähriger Anschauung, und ich bin nie blind gewesen für ihre Schattenseiten. Es gibt in ihnen so manche leichtfertige Frauen und so manches pervers veranlagte, schlecht erzogene, gar nicht überwachte Mädchen. Es gibt jedoch, gottlob! gerade auch hier musterhaftes Familienleben und ein stark ausgeprägtes Gefühl für wahrhaft gute Sitte.

Aber weil die Berlinerin fast stets mit der Zunge „vorneweg“ ist, weil sie ebenso schwer einen guten oder einen schlechten Witz — und sie hat starken Mutterwitz — unterdrücken kann, wie eine kleine bissige Bemerkung, setzt sie sich überhaupt sehr leicht der Gefahr aus, für leichtfertig gehalten zu werden. Und auch für arroganter, als sie ist. „Der Mund geht mit ihr durch“, sagt man in Berlin selbst. Sie kann es sich nicht „verkneifen“, eine Malice oder eine Pikanterie auszusprechen — „es würde ihr das Herz abdrücken“.

Das Herz — das Herz der Berlinerin! Ich meine, es wird nicht anders beschaffen sein, als das Frauenherz überhaupt. Wird aufjubeln und zu Tode betrübt sein; wird opferfreudig und hingebend sein, wird Treue halten — und Treue brechen können. Nur daß die große Lebhaftigkeit des Temperaments der Berlinerin das Blut wohl noch besonders rasch durch die berühmte größte Muskel jagt, daß sie ihr Herz oft ebensowenig sicher in der Gewalt hat, wie ihre spitze Zunge. Wien hat, wenn der Kollege Groller sie auch fortleugnen möchte, seine „süßen Mädels“, Berlin hat seine „kleinen Mädchen“: sie sind himmelweit verschieden untereinander und himmelweit verschieden von den Pariser Grisetten, wie Murger sie uns schilderte, aber sie haben wie diese ihr Herz in der Hand, und wer danach zu greifen versteht, fängt es leicht ein; es ist nicht zu erkaufen, aber es wird verschenkt. Die Berlinerin schenkt ja überhaupt so gerne. Wenn es dann ans Scheiden geht, gibt es Tränen, aber jenseits der Tränen steht schon wieder das fröhliche Lachen. Die „kleinen“ Mädchen sind die Ladnerinnen, sind die Midinettes von Berlin, ist so manches fleißige ehrpusselige Bürgerstöchterchen aus Berlin O. oder N. Aber auch die wohlbewahrte Tochter aus Berlin C. und Berlin W. hat leicht einmal ihren Flirt. Beim Tennis, auf der Schlittschuhbahn, im Gavottezirkel beginnt er; das Herzchen fängt schnell Feuer, ist so ganz voll und ehrlich dabei, hofft und bangt. Und dann kommt auch hier — hier ehe noch die Flammen zusammenschlugen — das Scheiden, der große Abschiedsschmerz, aber das Herz bricht darüber nimmer, und ein Jahr darauf gibt's den Beginn einer glücklichen Ehe.

Einer glücklichen Ehe, zumal wenn der Gatte hübsch fügsam ist. Ich sagte es schon, so ganz bequem ist die Berlinerin nicht, auch nicht als Ehefrau. Ihre schnelle Zunge behält sie und ihr lebhaftes Temperament: sie will regieren, sie weiß das Pantöffelchen zu schwingen — in allen Ständen. Dafür wird sie fast stets eine treffliche Haushälterin, die Hab und Gut zusammenhält, und eine sorgsame Mutter. Eine Mutter freilich, die zwar den Kindern gegenüber auch äußerst schnellfertig mit Zunge und Hand ist, aber sie dafür leicht so gründlich — verzieht, wie sie selber verzogen wurde. Und am Ende sieht sie's gar nicht so ungern, wenn die „Gören“ einen starken Stich in die „Berliner Range“ bekommen, so oft sie ihnen auch „den Kopf wäscht“.

Lebhaftigkeit des Geistes bringt ein schnelles Auffassungsvermögen mit sich. So ist denn die Berlinerin sehr lernbegierig, und war

sie's nicht als Schülerin, so wird sie's sicher im Leben. Sie geht immer mit offenen Augen durch die Welt. Wörtlich genommen: selbst dem Fremden muß es auffallen, wie diese Berliner Mädchen und Frauen auf der Straße hell um sich blicken, selten geradezu herausfordernd, aber alles in sich aufnehmend. Wie eifrig sie im Theater — sie sind, wenn es die Mittel irgend erlauben, leidenschaftliche Theaterfreundinnen — folgen, wie aufmerksam sie im Konzertsaal, ja selbst bei jedem populären Konzert sind. Diese starke Lernbegier im Verein mit ausgeprägtem Selbständigkeitstrieb schuf in Berlin der Frauenbewegung schnell nährkräftigen Boden. Mit einer wahren Leidenschaft haben sich die jungen Berlinerinnen, auch „wenn sie's nicht nötig hatten", auf jeden neu erschlossenen Beruf geworfen. Der starke Besuch der Seminare, des Lettehauses, der Kunstschulen und aller ähnlichen Institute legte dafür Zeugnis ab. Aber ich glaube: für die echte Berlinerin bleibt der „Beruf", soweit Wille und Wunsch in Betracht kommen, Durchgangsstation. Im Hintergrunde steht ihr immer die Aussicht auf den Ehehafen, denn so modern sie sich gern nennt, sie ist im allgemeinen noch altmodisch genug, um das „Alte Jungfer sein" gräßlich zu finden. Und soviel Koketterie traut sie sich immer zu, wie dazu gehört, sich „einen Mann zu angeln".

Es ist freilich eine besondere Art von Koketterie, über die sie verfügt. Sie beruht nicht in dem sanften Schmachten der Slawin, hinter dem immer versteckte Leidenschaft zu schlummern scheint; nicht in dem weichen, lässigen Anschmeicheln der Wienerin; sie gibt sich nicht mit dem herausfordernden Chic der Pariserin. Ihre Koketterie ist überhaupt weniger körperlicher, als geistiger Art. Selbstverständlich will sie auch äußerlich gefallen — „und ob!" würde sie selber sagen — und sie hat in der Kunst, „sich herauszubringen" ohne Zweifel in den letzten Jahrzehnten wesentliche Fortschritte gemacht, obwohl sie auch heute noch, wenigstens der Pariserin, der Wienerin, auch z. B. der Hamburgerin gegenüber, vielfach etwas salopp in ihrem Anzug ist. Aber in der Hauptsache vertraut sie doch ihrem Mutterwitz, der, das weiß sie, auch die Häßliche reizvoll machen kann. Sie vertraut ihrem Plappermäulchen, das vielleicht nicht geistreich zu causieren, aber eine Unterhaltung stets geschickt anzuspinnen und oft recht gut weiter zu spinnen weiß, selbst einem „Stiesel" von Manne gegenüber; sie vertraut auf ihre frische Natürlichkeit, vertraut auf ihr heiteres Lachen, ihre Schlagfertigkeit, auf ihre Kunst „zu schäkern", auf allerlei kleine Hinterhaltigkeiten des Gewährens und Versagens.

Und dann gab ihr Mutter Natur zwei Gaben, die ihrer Wirkung auf den Mann fast immer sicher sind. Zwei Eigenschaften merkwürdigerweise, die sich scheinbar völlig widersprechen.

Die eine besteht in einem starken „Schuß" Sentimentalität. Hier muß ich freilich zwischen Berlin W., SW. und einem Teil von C. und NW. auf der einen, dem übrigen Berlin auf der anderen Seite unterscheiden. Es will mir nämlich scheinen, als ob der jungen Berlinerin aus den sogenannten besseren Kreisen im Laufe der letzten Jahrzehnte der sentimentale Einschlag mehr oder minder abhanden gekommen, „abgewöhnt" worden wäre. In meinen jungen Jahren konnte auch die Geheimratstochter oder das Bankierstöchterlein noch „himmeln", hatte bei einem schönen Mondschein, in angenehmer Gesellschaft leicht feuchte Augen. Heut gilt ihr dies „Schwärmen" für unmodern. Sie glaubt, das Leben immer praktisch anfassen zu sollen, meint wohl auch, damit dem Manne mehr zu imponieren — und weiß gar nicht, wie sehr sie irrt. Ich möchte fast glauben, auch der Sport, dem sie heut ungleich mehr huldigt, als es ihre Mütter taten, hat ihr etwas von dem poetischen Hauch genommen, der sie ehedem so mädchenhaft reizvoll machte. Vielleicht bin ich ungerecht: aber in meinen Augen ist die passionierte Tennisschlägerin nun einmal mit ihren kurzen Röcken und den flachen Schuhen keine poetische Erscheinung. Sie legt mir zuviel Wert — auf die Armmuskeln.

Im übrigen Berlin aber lebt und webt das Töchterchen noch im Bann der süßen Sentimentalität, und die junge Frau sehnt sich inmitten aller praktischen Arbeit nach ihr. Wie ein hübsches Gegengewicht gegen die Nüchternheit des täglichen Lebens, gegen die scharfe Tätigkeit, die jeder Tag aufs neue bringt, erscheint dieser Zug. Die waschechte Berlinerin liebt das Häusermeer, in dem sie geboren ist, lebt und sterben wird, über alles — aber sie sehnt sich unausgesetzt hinaus. Sie sehnt sich nach der Natur und ihren Wundern. Sie sucht auf den kargen Ausflügen, die der Sonntag bringt, nicht nur Vergnügen, ihr ist der Spaziergang nicht das Wandern nach „dem anderen Restorang". Sie will frei aufatmen, erfreut sich in unbewußt künstlerischem Empfinden an den ernsten Schönheiten der märkischen Landschaft, an einem Stück düsteren Föhrenwaldes, an einem dunkeln Seespiegel, am Widerschein des Mondes auf dem Wasser. Sie liebt die Blumen auf der Heide, wie sie die Blumen am eigenen Fenster leidenschaftlich liebt. Das sind nur Einzelzüge, aber sie sind charakteristisch. Ein leiser, oft schamhaft versteckter Hang zur Romantik ist den meisten dieser Großstadtkinder zu eigen geblieben. Das „kleine Mädchen" möchte umworben sein wie ein Prinzeßchen; dem Rausch ihres wandelbaren Glückes müssen ein paar Tränen beigemischt sein, wenn sie den rechten Genuß davon haben soll, und das Heimliche hat für sie den größten Reiz. Von allen märkischen Poeten hat unser Fontane die echtesten Berliner Typen geschaffen. Er fast allein hat auch diesen Wesenszug mit seinem scharfen

Dichterauge richtig erspäht. Wer seine „Irrungen und Wirrungen“ kennt und die Lene darin, wird mir recht geben.

Die zweite Gabe, die Mutter Natur der Berlinerin mit auf den Lebensweg gab, ist die witzige Ader.

Ich weiß wohl: der Berliner Witz ist nicht gut angeschrieben draußen im Reich. Er kann in seiner „Schnoddrigkeit“ auch wirklich seine recht unangenehmen Seiten haben, und auch der Witz der Berlinerin ist nimmer nach jedermanns Geschmack. Er hat etwas Stachliges, kann bisweilen etwas Bissiges haben. Aber wer die Berlinerin recht kennt, weiß: es ist auch dann fast nie wirklich „böse gemeint“, es „sprudelt ihr nur so raus“. Im allgemeinen ist ihr Witz nur eine Äußerung übermütig guter Laune; sie will sich selber, aber auch andere damit erheitern, will selber lachen und lachen machen — auf Kosten Dritter, aber nicht selten auch auf eigene Kosten. Ihr Witz hat auch nichts Heimtückisches. Er fällt über den Dritten selten hinter dessen Rücken her, und wenn sie jemand verspottet hat, streckt sie ihm gern, mit einem eigen verschämten Schmollen um die Mundwinkel, die Hand hin: „Nicht böse sein —“

Die Drolerie ihres Wesens steht jedoch in engem Zusammenhang mit einem anderen charakteristischen Zug: die Berlinerin steigert sich gern, sie neigt stark zu Übertreibungen. Sie wäre wirklich imstande, angesichts des Montblanc in den Ruf auszubrechen, den man ihr angedichtet hat: „Na, da sollten Sie mal erst unseren Kreuzberg sehen!“ Gerade wo ihr Berlin in Frage kommt, nimmt sie gern „den Mund voll“. Berlin hat alles am schönsten und besten, die dicksten Kartoffeln, den herrlichsten Spargel, die zugkräftigsten Theater, die interessantesten Sammlungen. Und selbstverständlich noch eins: die schönsten Soldaten! Denn die Berlinerin ist, in allen Teilen der Stadt, in allen Schichten der Bevölkerung hochgradig militärfromm. Auch die Braut des Sozialdemokraten liebt das „zweierlei Tuch“ und wird als Sozigattin davon nicht lassen. Die paar hundert oder die paar tausend Verärgerten, die gern einmal die gewaltigen Parteiführerinnen schimpfen hören, machen's nicht. Die Hunderttausende pfeifen auf die Politik. Natürlich „nörgeln“ auch sie. Ein wenig „nörgeln“, mit dem Bestehenden unzufrieden sein, muß die Berlinerin. Sie nörgelt mal mit ihrem Mann, und sie nörgelt mal mit Staat und Gesetz. Aber weder das eine noch das andere ist schlimm gemeint. Eine demokratische Ader ist ihnen freilich wohl allen angeboren, aber das hindert sie nicht, dem Kaiser zuzujubeln und sich herzinnig an den Bildern der jüngsten Hohenzollern zu erfreuen.

Die Berlinerin liebt alles Neue, liebt allen Fortschritt, ohne sonderlich zu grübeln, ob das Alte besser war, ob der Fortschritt nur Schein ist. Der einen, in Berlin W., gilt nur die Malerei der Sezession, der anderen, Berlin C. etwa, nur die jüngste Musik, der dritten in Berlin O. nur die neueste Waschmaschine als Vollendung. Aber auch da steht die Theorie auf einem anderen Blatte als die Praxis. Die Berlinerin aus dem Westen schwärmt für Liebermann und Corinth, aber wenn sie sich malen lassen würde, wär' es sehr wahrscheinlich nicht bei ihnen; die Berlinerin aus dem Zentrum spricht nur von der Straußschen Salome, aber in ihrem etwas düsteren Salon in dem alten Bürgerhause der Breitenstraße, wo noch der echte Biedermeierstil, nicht dessen Renaissance herrscht und die große Alabastervase auf dem Mitteltisch steht — in diesem ihrem Salon wird hauptsächlich Mozart und Beethoven gespielt; und die Berlinerin aus dem Osten oder Norden lobt die neueste Waschmethode, wäscht aber überhaupt ohne Maschine, genau wie „Muttern“ wusch.

Schon eher übersetzt sich bei der Berlinerin eine andere ausgesprochene Vorliebe, wo es irgend geht, in die Wirklichkeit, eine Vorliebe, die sich in einem ganz merkwürdigen Gegensatz zu ihrer ausgeprägten Heimatsliebe befindet: die Vorliebe für alles Fremdländische.

Der Deutsche — Hand aufs Herz! — leidet ja überhaupt an diesem Fehler, die Berlinerin aber besonders. Wenn sie eine einsichtsvolle Stunde hat, gesteht sie vielleicht drastisch selber: wir ‚rutschen‘ alle vor dem Ausländischen auf dem Bauche herum. Jede Ausstellung englischer oder französischer Künstler ist der Berlinerin aus W., NW. oder C. eine Offenbarung; eine Aufführung fremder Schauspieler, und wenn sich dabei um den berühmten Star das allermittelmäßigste Ensemble gruppiert, muß bewundert werden; nicht so sehr Mangel an eigenem Geschmack (dieser hat sich in den letzten 25 Jahren sehr entwickelt), als Mangel an Selbstbewußtsein, das der Berlinerin sonst wahrlich nicht fehlt, hindert das Emporkommen einer Berliner Mode. Veranstaltet Gerson oder eines der führenden Kaufhäuser eine Ausstellung englischer oder französischer Modelle, so wallfahrtet das ganze weibliche Berlin, soweit Gatten oder Väter irgend zu den Steuerzahlern besserer Ordnung gehören, dorthin. Beim Tennis müssen die echt englischen Spielrufe gebraucht werden, und glückselig ist, wer sich eine richtige Sportladyfigur zurechttrainiert hat. Aber diese Vorliebe für alles Ausländische, dieser Respekt vor allem Fremden reicht auch weit in den Mittelstand, reicht weit bis in die unteren Klassen hinab. Die „Möblierte“, die Vermieterin fühlt sich besonders groß, wenn sie einen fremdländischen Studenten als ‚Herrn‘ gewonnen hat, die Geschäftsfrau läßt sich von einem Hochstapler, der englisch radebrecht, am leichtesten imponieren. Das alte Couplet: „So'n bisken französisch, das ist doch gar zu nett!“ hat mit seiner Selbstironie für die Berlinerin noch heute volle Geltung, wenn

auch die Zeit meiner Jugend längst vorüber ist, in der jede Schlächterfrau mit Madam angeredet sein wollte.

Die Berlinerin ist gern wohltätig. Durchweg: in allen Ständen, in allen Berufsklassen. Man mag über die Verquickung von Wohltätigkeit und Vergnügen, wie sie in der Reichshauptstadt sich allmählich ausgebildet hat, denken, wie man will: es wird in diesen Veranstaltungen doch ein gewaltiges Stück positiver Arbeit geleistet, und die Summen, die die Berliner Frauenwelt auf diesem Wege zusammenbringt, sind erstaunlich hoch. Daneben aber geht, unermüdlich, eine sehr ernste Vereinstätigkeit, die auch wieder wesentlich in Frauenhänden ruht. Und am größten ist die Zahl derer, die da ganz im stillen geben und helfen, ohne daß die Linke weiß, was die Rechte tut. Das geht bis in die tiefsten Schichten der Bevölkerung hinab. Selten, sehr selten wird die Nachbarin bei der Nachbarin vergebens anklopfen, und wenn das wirkliche Elend in Berlin immer noch geringer ist, als in den meisten anderen modernen Großstädten, dann muß man dafür nicht zuletzt dem guten Herzen der Berlinerin danken.

Ich bin am Ende.

Bin ich's wirklich? Mir will es scheinen, als könnte ich noch stundenlang von meiner lieben Berlinerin weiter plaudern. Man hat doch nicht umsonst vierzig Jahre Berliner Luft geatmet — ist nicht umsonst einst, in schäumendem Jugendübermut hinter einem ‚kleinen Mädchen' aus dem höchsten Norden hergelaufen, hat dann nicht umsonst mit ein paar Dutzend Geheimratstöchtern und Generalsgören (das sind heut noch oft die waschechtesten Berlinerinnen) geflirtet, hat nicht umsonst mit flotten Frauen aus Berlin W. getanzt, bei anderen in Berlin C. die denkbar kompliziertesten Diners absolviert, war nicht umsonst in vielen, vielen Vereinen, hat schließlich auch nicht umsonst zwei Jahrzehnte in der großen Werkstatt gesessen, die Redaktion heißt und an der das Leben so vielgestaltet brandet. —

Aber es muß wohl geschieden sein. —

Doch will ich Dir noch einen guten Abgang sichern, wie's auf der Bühne heißt, liebe Berlinerin!

Vor mir liegt eines jener ulkigen „Bekenntnisbücher", die vor etwa zehn Jahren Mode waren. Und darin stehen die, nach den vorgedruckten Rubriken geordneten Bekenntnisse einer kleinen Berlinerin aus dem Südwesten. Einer ganz waschechten, mit Spreewasser getauften Berlinerin: dafür garantiere ich. Das Blatt kündet in der steilen modernen Mädchenhandschrift:

Meine Lieblingsschriftsteller: Theodor Fontane, Goethe und Wilhelm Busch.
Meine Lieblingskomponisten: Beethoven, Richard Wagner, Schumann.
Mein Lieblingsheld: Mucius Scaevola; der Alte Fritz.
Meine Lieblingsheldin: Lukretia; die Königin Luise.
Meine Lieblingsblumen: Rote Nelken.
Mein Lieblingsgetränk: Recht starker Kaffee — mit Stippe.
Meine Lieblingsspeise: Gurkensalat und alle süßen Speisen.
Meine Lieblingseigenschaft bei der Frau: Verschwiegenheit.
Meine Lieblingseigenschaft beim Manne: Schneid. Muß famos links herum Walzer tanzen können.
Mein Lieblingsname beim Mann: Augenblicklich Adalbert.
Mein Lieblingsname bei der Frau: Katharina, Katinka, Käte, Katrin.
Meine Idee vom Glück: Gefallen!!!
Meine Idee vom Unglück: Nicht geliebt werden.
Meine Lieblingsbeschäftigung: Musik und Sport.
Mein größter Wunsch: Mal dem Kaiser das Leben zu retten.
Meine unüberwindliche Abneigung: Regenwürmer.
Mein Lieblingsspruch: „Seid klug wie die Schlangen und — stellt Euch sanft wie die Tauben!"

Schaukellied.

Wir schaukeln uns: Erfüllung — Wunsch — und wieder
Von Wünschen zur Erfüllung und zurück.
So geht die Schaukel ständig auf und nieder.
Doch einmal reißt der stärkste Schaukelstrick.
Dann stürzen wir und brechen das Genick,
Und andere bauen sich die Schaukel wieder
Und singen schön von ihrem großen Glück
Und schaukeln sich: Erfüllung — Wunsch — und wieder
Von Wünschen zur Erfüllung und zurück.

Friedrich Otto.

Die Ziege. Von Carl Busse.



Sie verachteten ihn alle: es gab in der ganzen Untertertia keinen, der ihm freund war. Er ging immer allein, auf dem Hinweg, wie auf dem Heimweg, obwohl in seiner Nähe viele seiner Kameraden wohnten. Mit seiner ungesunden, käsigen Gesichtsfarbe und den Augen, die niemanden recht ansehen konnten, schritt er dahin, und folgte man ihm mit den Blicken, so merkte man, daß er in weitem Bogen von links nach rechts und wieder zurück pendelte, als wär' es ihm nicht gegeben, eine gerade Linie zu halten.

Sie nannten ihn Koza: die Ziege, sei es, weil sein Vater Schneider war, sei es, weil seine Hände und Arme lang, dürr und knochig aus den Ärmeln heraushingen. Es nützte nichts, daß diese Ärmel von Zeit zu Zeit kunstvoll verlängert wurden: wie Sprossen, die siegreich aus Dunkel zum Licht strebten, drängten sich die fleischlosen Arme wachsend bald wieder daraus hervor. Schließlich hatte der Vater sogar einen Flicken aus verschiedenem Stoff ansteppen müssen. Selbst die Lehrer schüttelten den Kopf: die Garderobe des Jungen war kaum mehr möglich. Aber sie sagten nichts; sie wußten, daß es dem Schneider Majewski schlecht ging.

Dieser Schneider war ein Opfer der Politik. In der guten alten Zeit, als Deutsche, Polen und Juden schiedlich, friedlich in Polajewo nebeneinander wohnten, hatte er sein bequemes Auskommen gehabt. Aber ganz sachte fingen schärfere Winde zu blasen an; die Nationalitäten schieden sich schroffer; die deutschen Kunden verliefen sich; die Polen, die alles daran setzten, in den Städten einen polnischen Mittelstand zu schaffen, zogen andere Meister nach Polajewo, die neumodischer und eleganter arbeiteten — genug, von Jahr zu Jahr ward es in der Werkstatt von Thaddäus Majewski stiller und leerer. Schließlich war der kleine Schneider zufrieden, wenn er etwas zum Flicken bekam. Sein Haus war ihm versteigert worden. Mit Mühe und Not hatte ihm der neue Besitzer zwei Stuben gegen billigen Zins vermietet. Da hauste er nun mit seinem Weib und fünf Kindern, saß den ganzen Tag auf dem blanken Schneidertisch, wippte dröselnd die Pantoffeln auf den Zehen hin und her und starrte hinüber nach den alten Modebildern, die von Anno dazumal mit Reißnägeln an der Wand befestigt waren. In einem Medizinfläschchen hatte er stets ein wenig Schnaps parat, und so geringe Quantitäten er davon auch vertilgte: da sein Magen öfter leer als voll war, wirkten sie doch und machten ihn schläfrig und teilnahmslos.

Aber an seinem Weibe fraß der unaufhaltsame Verfall, und mehr noch an seinem Ältesten, dem Philipp, eben der Koza der Untertertia. Wie ein Brandmal trug der Junge seine Armut und Niedrigkeit. Jeder Blick auf seine Klassennachbarn zeigte ihm den Abstand. Vielleicht wär' ihm der Unterschied minder bewußt geworden oder nicht so schmerzlich gewesen, wenn er nicht dunkle Erinnerungen an ein helleres und reicheres Leben in sich bewahrt hätte.

Wie Nebelbilder zogen sie oft an seinem Geiste vorüber. Auf dem Schneidertisch neben dem Vater zwei Gesellen — klappernde Scheren — aufgerollte Tuchballen — Mittag für Mittag dampfende Schüsseln — er selber Sonntags im schwarzen Samtanzug wie die Landratsjungen — war das wirklich einst alles so?

Und goldner noch strahlte ein andres Bild, das geheimnisvoll leuchtend vor ihm auftauchte, das die Augen blendete wie die sonnumfunkelte Monstranz, die der Priester bei der Prozession über die Häupter der Knienden hob.

Der Vater war in die Schützengilde eingetreten. In Reih und Glied war er ausmarschiert — nach Pfingsten — zum Königschießen ... Und mit einem Male war alles in ungeheurer Aufregung — es wurde Abend, aber er

durfte aufbleiben — und plötzlich kam es näher, die ganze Stadt rückte heran, Trompeten bliesen, Böller krachten, funkelnde Schlangen zischten über den dunkeln Himmel, Fackeln leuchteten, ein ungeheures Tosen schwoll — da brandete und brauste es um das Haus, und von Tausenden geleitet kam der Vater. Schwere silberne Ketten aus gewaltigen Talern hingen ihm über die Brust — alles präsentierte vor ihm — wie eine riesige Wand hob sich über den Schultern der Träger die große Königsscheibe — und strahlend schritt der Vater die Front ab, strahlend schleuderte er Hände voll Kupfer- und Nickelmünzen unter die tosende Menge, und schließlich ward er unter Braus und Jubel auf die Schultern gehoben: der Sieger, der neue König, der Meisterschütze. Und im Schein der Fackeln schien es, als schwebe er über allen wie auf einer Wolke, und in den silbernen Talern der Prunkkette fing sich rötlich der Flammenschein.

Oben auf dem Boden hing noch die große Königsscheibe. Das war alles, was von dem Märchenglanz dieses Tages übrig geblieben war. Sie hing an einer starken eisernen Kramme, und mit Scheu und Ehrfurcht hatte der kleine Philipp Majewski oft vor ihr gestanden. Sie war rissig, zerschossen, wurmstichig, die Girlande darum war zerfallen, aber sie war da — sie bewies, daß nicht alles nur Traum und Trug war.

Wie ein vertriebener Prinz, der im Bettlerkleid den Grenzberg besteigt und in Weh und Groll ein Stückchen des väterlichen Königreiches vor sich liegen sieht, kletterte der Junge oft auf den Boden, stand vor der Scheibe und fuhr mit dem Finger nach der schwarzen Mitte. Es schwoll dann seltsam in ihm empor — etwas von der Großmannssucht und Eitelkeit des Vaters, die den kleinen Schneider einst veranlaßt hatte, in die Schützengilde zu treten, seinen Ältesten in ein Samtröckchen zu stecken und ihn aufs Gymnasium zu schicken, war dann wohl in dem Kinde lebendig und machte sein Herz empfänglich für den einstigen Glanz und mehr noch für die jetzige Dürftigkeit. Wenn Philipp Majewski vom Boden kam, war sein Gesicht verkniffen, daß es um Jahre älter aussah, und niemals blickte er mit solchem Ausdruck der Wut, der Scham, des Entsetzens auf seinen geflickten, verlängerten und doch zu kurzen Anzug.

Unter dem Drucke solcher Verhältnisse ward er scheu, ungesellig und feige, und das trennte ihn noch mehr von den übrigen Schülern. O, er wußte, sie lachten verächtlich hinter ihm drein und verhöhnten ihn heimlich: heimlich, weil sie Furcht hatten, es laut zu tun. Denn sie hatten nicht vergessen, daß er einst, zu plötzlicher Raserei getrieben, mit einem dumpfen Schrei um sich geschlagen hatte wie ein Wahnsinniger. Seitdem ließen sie ihn in Ruhe, aber ihren Respekt hatte er nicht gewonnen. Sie fühlten wohl, daß dieser jähe Ausbruch nichts mit eigentlichem Mut zu tun hatte. Und tatsächlich beschrieb Philipp Majewski ganz allein seine Bogenlinien zum und vom Gymnasium.

Zu Hause ward es derweil immer schlimmer. Es war ihm bald etwas Gewohntes, daß er mit leerem Magen in die Schule kam. Wenn er dann in der großen Pause auf und ab schritt und er neben sich die Hunderte und Aberhunderte von schmausenden Jungen sah, überfiel ihn oft ein wilder Heißhunger, daß er sich halb erschöpft an den Zaun lehnte und daß sich seine Augen, die sonst ständig scheu abschweiften, unwillkürlich in brennender Gier auf das Frühstück irgendeines Kameraden richteten.

Da geschah es einst, daß er als Letzter beim Beginn der großen Pause die Klasse verlassen wollte. Als er halb achtlos zurückblickte, bemerkte er unter einer Bank ein eingewickeltes Paketchen — es sah ganz so aus, als hätte dort jemand sein Frühstück vergessen. Mehr noch in Neugier als in einem andern Gedanken ging er darauf zu, nahm es auf, wickelte es aus dem Papier.

‚Das ist doch der Platz von Hertel,‘ dachte er dabei. ‚Warum hat er's denn liegen lassen?‘

Aber als er das Brötchen vor sich sah, überfiel ihn wieder dieser gierige Heißhunger. Seine Hände zitterten, die Augen quollen in dem käsigen Gesicht hervor, der Speichel rann ihm zusammen —

Und plötzlich erschrak er. Schritte tönten draußen. Wenn man ihn hier sah — an Hertels Platz — und das Brötchen — und — und —

Wie der Blitz war er an der Tür. Halb mechanisch hatte er Papier und Brötchen in die Tasche gestopft. Und blöde lächelte er den inspizierenden Lehrer an . . .

Draußen ging er dann nach seiner Art auf und ab, die eine Hand immer in der Hosentasche und sah schreckhaft und scheu von unten auf, als müsse etwas passieren, als würden sich hundert Blicke im nächsten Moment durchbohrend auf ihn richten, als müsse jeder, jeder, jeder erkennen, daß er hier in der Tasche etwas trug . . .

Seine Eingeweide brannten, ein höllischer Durst beizte ihm den Gaumen — Hunger hatte er jetzt gar nicht mehr. Am liebsten hätte er das Brötchen über den Zaun geschleudert, daß es nur aus seiner Tasche wegkam.

Aber in dem Gewimmel ringsum war das nicht möglich. Und das Seltsamste war: dieser Hertel spazierte da mit anderen Klassengenossen auf und ab, als vermisse er gar nichts.

In der folgenden Stunde erhob sich Philipp Majewski und bat mit gepreßter Stimme, hinuntergehen zu dürfen. Als ob er verfolgt würde, rannte er über den Schulhof. Hinter der Turnhalle war ein kleiner dunkler Anbau, in dem der Pedell die Gerätschaften zur Sauberhaltung der Wege und Plätze aufbewahrte. Da hinein schlüpfte der Junge, zog das Brötchen aus der Tasche und schlang es gierig hinunter. Als wär' eine Last von ihm gefallen, atmete er danach auf. Nun merkte es keiner mehr.

Aber immer, wenn ihn jetzt hungerte, mußt' er an das Brötchen denken, das er in der dunkeln Kammer verzehrt hatte. Niemals hatte etwas so gut geschmeckt; er fühlte es in der Hand knistern, er spürte es auf der Zunge. Und wie von geheimer Macht vorwärtsgestoßen, ging er auf dem Wege, den er eingeschlagen, langsam weiter. Zögernd verließ er als Letzter die Klasse. Wie hungrige Luchse revidierten seine Augen die Bänke — meist ohne Erfolg. Eines Tages hatte sich das Frühstücksbrot seines Nachbars unter der Bank bis in seine Nähe geschoben. Er fieberte. Er berührte es mit den heißen Fingern, zuckte zurück, zog es näher, steckte es ein. Im selben Moment fiel sein Kopf fast vornüber. Alles Blut brauste nach der Stirn. Er hörte nur verworrene Laute. Der Professor erklärte, die Schüler saßen schläfrig da, sein Nachbar malte Buchstaben und Kringel aufs Papier und drehte dann Kähne und Generalshüte aus den Seiten — es war alles wie sonst. Und auch später ereignete sich nichts. Zwar schlug der Junge, dem sein Butterbrot fehlte, in der Pause Hallo, aber die andern lachten ihn aus.

Sie lachten auch noch in der Folgezeit. Doch allmählich kam ein Raunen und Murmeln und Mißtrauen in die Klasse. Dem kleinen Schneider ging es immer schlechter, sein Söhnchen, die Ziege, ward immer magerer. Niemand wußte, wer es aufgebracht hatte, aber eines Tages hieß es: die Koza frißt nicht nur Gras! Halblaut lief es von Mund zu Mund. Und jeder glaubte es sofort und streifte in Neugier und Verachtung mit kurzem Seitenblick das käsige Gesicht des dürren Burschen.

„Das ist keine Petzerei," sagte der Primus. „So was muß man melden. Besser, wenn er rauskommt!"

„Und die Beweise?" fragte der lange Modlin höhnisch, der sich ständig mit dem Primus zankte. „Erst müssen wir ihn doch fassen. Und dann verhaun wir ihn erst mal."

So ward Philipp Majewski in der nächsten Zeit von dreißig Augenpaaren überwacht. Immer, wenn er nach seiner Art von unten aufsah, begegnete er einem forschenden Blicke. Und er fühlte dumpf, wie sich Haß und Verachtung der andern wie Kerkerwände um ihn herumstellten. Da duckte er sich scheu, aber in seinen Augen glomm manchmal ein Funke auf, als wollt' etwas Verzweifeltes nach oben stoßen, die Dämme brechen, alles niederschlagen und wäre nur noch nicht stark genug. Vor der Königsscheibe oben auf dem Boden wuchs es am raschesten. Da verzerrten

sich jählings und krampfartig die Züge des Knaben, das häßliche Gesicht ward noch häßlicher, und die Arme reckten und streckten sich, als wär' er ein Simson, als könnt' er rechts und links die Posten umfassen — die Pfosten des Gymnasiums —, daß donnernd der mächtige Bau über ihm selbst, aber auch über allen andern zusammenschlüge und jedes Leben zerschmetterte. Es war ihm manchmal, als stünde er allein und verlassen in einer Schar wilder Bestien, die jeden seiner Schritte belauerten, und als könne er diese Spannung nicht lange mehr aushalten, sondern müsse sich selbst mit einem rasenden Gebrüll, in dem seine Angst aufschrie, auf die Feinde stürzen.

Aus den Ärmeln hingen ihm die Arme, die „Ziegenknochen", immer dürrer. Es schien fast, als strecke der Hunger die Glieder des Jungen. Und sein Hunger war unstillbar. Die Kartoffeln mit der Öltunke, die er zu Hause bekam, hielten nicht vor. Aber in der Klasse ließ niemand mehr etwas liegen.

Niemand mehr? Der lange Modlin kniff ein Auge zu — der Primus sollte sehen, wer schlauer war. Als Philipp Majewski wieder mal langsam zur Tür pendelte, durch die sich lärmend die andern Schüler nach außen drängten, stutzte er. Er hatte es gar nicht drauf abgelegt, der Letzte zu sein — es war doch umsonst.

Aber da — da . . . unter der dritten Bank . . . etwas an den Rand gedrückt . . .

‚Nimm's nicht!' sprach etwas in ihm. Aber seine Augen suchten schon brennend an dem roten Papier herum, der ganze Mund war voll wässrigem Speichel, es kniff und schnitt in seinem Magen . . . und niemand war da . . . keiner auf dem Korridor, keiner hinterm Katheder . . . er sah extra noch dahinter . . . und zitternd trug er seine Beute ins Freie.

Mit einem Blick hatte der lange Modlin am Schluß der Pause gesehen, daß das rote Paketchen fehlte. Er gab der Klasse ein Zeichen. Seltsam unruhig begann die neue Stunde. Die Unruhe wollt' nicht weichen und aufhören. Bis plötzlich ein Blitz über alle Gesichter fuhr: die Koza meldete sich und verließ das Zimmer.

Es war nicht gestattet, daß zwei Schüler gleichzeitig hinausgingen. Aber als in der nächsten Minute der lange Modlin das Taschentuch vors Gesicht drückte und Nasenbluten vorschützte, winkte der Lehrer ärgerlich.

Der Lange sah gerade noch, wie die „Ziege" hinter der Turnhalle verschwand. Da wußt' er Bescheid. Kein Steinchen rollte unter seinen Füßen; der Kies knirschte nicht. Aber wie der lange Bursche mit angehaltenem Atem vorwärtsging, hatte er plötzlich selber eine geheime Beklemmung, als wäre er auf unrechten Wegen.

Rasch ging es vorbei. Und in der nächsten Minute riß er mit einem Sprunge die Tür des Schuppens auf.

In eine Ecke gekauert, das rote Papier in der einen Hand, die Butterstulle in der andern, mit vollem Munde kauend, saß Philipp Majewski da.

„Psia krew — Koza! Dieb! Freundchen! Haben wir Dich!" schrie der lange Modlin triumphierend auf.

Aber er prallte im Augenblicke zurück.

Blitzschnell hatte sich die „Ziege" aufgerichtet. Doch als versagte dem Jungen einen Moment jeder Wille und jede Kraft, lehnte er grauweiß wie die Kalkwand sich zurück, die Augen quollen aus ihren Höhlen, aus dem käsigen Gesicht sprang spitz die Nase vor, die Kiefer mahlten und kauten noch sekundenlang, während die eine Hand krampfhaft das Papier zerknitterte und die andre das Brot zerquetschte.

Und dann, — noch ehe der lange Modlin ihn packen konnt' —, ein furchtbarer Schrei — nein, ein Gurgeln wie aus Erstickungsgefahr, aus dem noch vollen Munde brechend, — ein sinnloses Herumschlagen mit den Armen — der rote Papierball, in Verzweiflung geschleudert, klatscht dem andern gegen die Stirn, das zerquetschte Brot desgleichen — wie ein Klotz fliegt der lange Modlin gegen den Türpfosten, und mit einem Aufbrüllen, das er nie vergißt — gerade als hätte die „Ziege" jetzt den Mund frei bekommen —, stürzt der Dieb an ihm vorbei.

„Majewski!" schreit der Lange erschrocken. Nicht „Koza", sondern Majewski!

Aber der packt schon den hohen Zaun des Schulhofes. Wie lange Affenarme recken sich die Knochen aus den kurzen Ärmeln, die Hände greifen höher, und wie ein Affe klettert der Junge — klettert — schwebt droben — springt — ist verschwunden.

Der lange Modlin starrt ihm nach und schüttelt sich, als hätt' er ein Graun. Er geht nicht gleich in die Klasse zurück. Mit unsicheren Augen sucht er nach dem roten Papierball, steckt ihn ein.

„Majewski!" ruft er. Und halb scheu: „Mach' keinen Unsinn!"

Keine Antwort. Stille. Man hört die Bäume. Da geht der Wind durch.

Und geduckt, fast angstbeklommen schiebt sich der lange Modlin vorwärts — auf das Gymnasium zu.

Aller Augen drehen sich nach ihm, als er die Klassenstube wieder betritt. In allen lebt die Frage: Hast Du ihn?

Unmerklich für den Lehrer schüttelt er den Kopf. Er selber wundert sich darüber. Und mit einer gewissen Enttäuschung wenden sich die Blicke der Lektüre zu. Nur der Primus schmunzelt: er gönnt dem langen Modlin den Reinfall.

Die Stunde schleicht hin. „Wo bleibt denn Majewski?" fragt der Lehrer. Er schickt den Primus nach draußen. Der sucht vergeblich. Der lange Modlin hebt kaum den Kopf vom Buch.

In der Pause drängt alles an ihn heran: „Was ist los?" Aber er wehrt sie unwirsch ab: „Nichts! Werden uns wohl alle gründlich verhauen haben!"

Und als auch die Mathematikstunde verrinnt, ohne daß die „Koza" zur Tür 'reintritt, wird ihm immer seltsamer.

Das Gurgeln — der brüllende Schrei — weiß der Himmel, er fühlt sich unbehaglich. Er wird nachmittags zu Majewski hingehn, wird ihm sagen, daß alles ein Scherz war, und daß die andern nichts davon erfahren sollen. —

Philipp Majewski ist inzwischen durch fremde Gärten in die Felder gerannt. Durch eine Hintertür schleicht er ins Haus. Hut und Bücher liegen noch im Gymnasium. Da konnten sie bleiben!

Auf dem Boden hockt er vor der Königsscheibe. Nun wissen sie's alle: der Dieb, der die Semmeln stahl, war er — die Koza! Tausend Augen starren auf ihn, tausend Finger recken sich nach ihm! Der Gymnasialdirektor wird ein ernstes Gesicht machen, die Lehrer auch. Heut nachmittag werden sie kommen. Er wird 'rausgeworfen aus der Anstalt — dann kann er in die Klippschule gehn, wenn der Gendarm ihn nicht holt! Und alle seine früheren Mitschüler werden an ihm vorbeischreiten, und auf ihren Gesichtern wird der Hohn stehen: Klippschüler! Semmeldieb!

Seine Augen glühen, sein Blut braust — es wird Mittag. Gellend ruft die Mutter seinen Namen. Er rührt sich nicht. Nun essen sie — essen wie immer: Kartoffeln mit Öltunke.

Er starrt auf die Königsscheibe. Hier ist das Zentrum — da sauste mal des Vaters Kugel durch! Er bohrt den Finger in den Schußkanal. Und plötzlich ist ihm, als tose es wieder gegen das Haus, als leuchteten Fackeln, schmetterten Trompeten, klirre die Prunkkette, schwebe der Vater strahlend über allem Volk.

Das Bild geht unter; andre tauchen auf. Dazwischen quält ihn ein jäh erwachter Heißhunger. Man spürt ihn weniger, wenn man sich ganz zusammengezogen hinkauert. So hat er auch heut im Schuppen gesessen. O wie schmeckte das Brot ... das Brot! Bis plötzlich der lange Modlin vor ihm stand!

Eine rasende Wut und Verzweiflung steht auch jetzt in ihm auf. Wie suchend irren seine Gedanken: er sieht das Gymnasium brennen, er hört das entsetzte Schreien der Schüler. Wie eine Feuersäule loht der lange Modlin und brüllt, wie *er* heute gebrüllt hat!

Da lacht er — ein wildes Lachen, und aus dem Ärmel recken sich die dürren Ziegenknochen und drohn.

Aber gleich wird er stumpf. Es ist ja Unsinn, was er da phantasiert. Das Gymnasium brennt nicht — *er* wird nicht lachen, sondern lachen werden die Schüler, werden sich aufstellen, wenn der Gendarm ihn holt. Wohin? Ins Gefängnis? In die Klippschule?

Nein, nein — den Spaß verdirbt er ihnen! Lieber sterben! Sterben wie Wladek Sikorski voriges Jahr starb!

Da schwankte der Sarg hoch über allen



Der Tanzplatz. Gemälde von Martin Brandenburg.

Häuptern — fast so hoch wie Väterchen damals auf den Schultern der Menge — und das Silber blitzte dran — fast wie die silbernen Taler im rötlichen Fackelschein —, und ein Riesenzug wogte hinter dem Sarge her — alle Gymnasiasten, von der Prima bis zur Sexta — alle Lehrer — eine schwarze ungeheure Masse, fast so groß wie die, welche damals ums Haus toste. Und der kleine Sikorski, um den sich sonst niemand gekümmert hatte, war mit einem Male eine Hauptperson, um die sich alles drehte. Nur weil er tot war!

Ein triumphierendes Lächeln glitt über das Gesicht des Schneiderjungen. Höhnisch zuckten seine Lippen.

‚Rache! Rache! Rache!‘ dachte er. Es berauschte ihn. Und seltsam mischte sich in das Bild immer das andre, wie sie den Vater geehrt und nach Haus gebracht hatten. Da war die Königsscheibe noch — die Königsscheibe —

Und im Winkel lag Zuckerschnur.

Aber die eiserne Kramme war zu hoch; er langte nicht hinan. Vielleicht, wenn er sich irgendwo 'raufstellte . . .

Doch es war nichts hier. Nichts? In der Ecke stand ja noch der alte Feuereimer. Wenn man ihn umdrehte, sich 'raufstellte — dann ging es vielleicht.

. . . Und alle, alle hinter ihm drein . . . hinter ihm, den sie verhöhnt, verachtet, gemieden hatten . . . alle ihm zu Ehren schwarz!

Er lächelte . . . lachte. Mit seinen langen Knochen machte er eine Bewegung, als nehme er wie ein König den ganzen Zug ab.

Aber plötzlich schrak er auf. In furchtbarer Angst verzerrte sich sein Gesicht.

Was war das? Wer sprach da?

Sein eigener Atem keuchte so, daß er nicht hören konnte! Doch jetzt vernahm er es deutlich.

Das war der lange Modlin — das war seine Stimme — er kam ins Haus — zeigte ihn an — jetzt würden sie ihn suchen — ihn abführen —

Ohne Atem zu holen, ohne sich zu besinnen, raste er in die Ecke, knüpfte die Schlinge, schleppte den Feuereimer heran, stellte sich herauf . . .

Es reichte! Er war groß genug! Er kam gerade an die Kramme, an der die mächtige Scheibe hing.

Und mit Händen, die in fiebernder Hast nicht schnell genug waren, warf er die Schnur darüber, steckte das käsige, spitznasige Gesicht, das jetzt die Erregung leicht gerötet hatte, durch die Schlinge, und horchte.

Nichts . . . nichts! Nur das eigne Herz . . . und das Blut . . .

Aber da . . . das war Modlin, der lange Modlin. Er sprach . . . man hörte es ganz deutlich. Alle seine Sinne spannten sich. „Suchen . . . suchen“ — das eine Wort kam wieder hoch — er verstand es.

Und wie Lachen und Hohn blitzte es in seinen Augen auf — glücklich fast — und mit einer wilden, triumphierenden Bewegung, als stoße er damit die ganze verächtliche Welt von sich, schleuderte er mit einem Fußtritt den Feuereimer, der ihm Stand und Halt gab, zur Seite . . .

Polternd kollerte er über die rohen Dielen. —

Sie hatten es drunten gehört.

„Ach so,“ sagte die Schneiderfrau und blickte die Treppe hinan — „er steckt wieder auf dem Boden.“ Und mit ihrer harten Stimme: „Philipp — Philipp!“

Auch der lange Modlin starrte mit einem ratlosen, halb verängstigten Gesichte empor. Er hatte gerade wieder gehen wollen — weiter suchen, — so lange suchen, bis er die Ziege gefunden hatte. Denn immer schwerer hatte sich eine dumpfe Last und Scham auf ihn gesenkt, hatte ihm die Kehle geschnürt, daß er an seinem Mittagessen würgte, hatte ihn endlich hierher getrieben in das ärmliche Haus.

Er war ganz fassungslos gewesen, als auch hier niemand von dem Verbleib des Jungen wußte. Bis im letzten Moment neue Hoffnung wach ward.

„Könnt' ich vielleicht mal nachsehn?“ fragte er fast bettelnd und wies nach dem Boden.

Die Schneiderfrau wunderte sich: es kam doch sonst kein Schulkamerad zu ihrem Jungen. Aber sie hatte mehr auf dem Kopf: sie nickte nur. Und hastig, immer drei Stufen auf einmal nehmend, flog der lange Modlin die Treppen empor.

Er sah es sofort, trotzdem es hier oben

dämmriger war und nur eine Dachluke schwaches Licht spendete. Als könnten ihn die Knie nicht mehr tragen, knickte er zusammen. Doch dann, mit ersticktem Laut, flog er auf die hängende, noch von dem Schwunge hin und her pendelnde Gestalt zu, hob sie, als gälte es, sein Liebstes zu retten, machte die Schlinge los, schwang und wiegte wie sinnlos den hagern Körper einen Moment in seinen Armen und legte ihn dann nieder. Er hatte mal gesehn, wie an einem Ertrunkenen Wiederbelebungsversuche gemacht wurden. Und wie ein Verzweifelter griff er nach den knochigen Armen der Ziege und führte sie rastlos auf und nieder.

Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er sah nicht, hörte nicht — immer nur die mechanischen Bewegungen ... auf, ab ... auf, ab.

Doch plötzlich war es ihm, als ob er Widerstand fände, als ob sich der Junge bewegte, als ob durch einen halben Liderspalt die Augen sichtbar würden.

Eine übermächtige Freude, die ihn fast betäubte, überkam ihn. Er hob den Körper, preßte ihn, schüttelte ihn wild wie einen jungen Hund.

„Majewski! ... Majewski!"

Und beim dritten Ruf öffneten sich die Augen ganz und starrten verständnislos, als kämen sie aus fremden Landen und könnten sich noch nicht zurechtfinden, in das übergeneigte Gesicht.

Dann erst erkannten sie. Und mit einer Grimasse der Verzweiflung bäumte sich der Schneiderjunge auf, als wollt' er sich noch einmal gegen den langen Modlin werfen, ihn noch einmal zur Seite stoßen, ihm noch einmal entfliehn — aber betäubt, kraftlos sank er zurück.

Er konnte nicht ... es war alles vorbei. Und fast, als wollte er nichts mehr sehen, als wollte er sie nie wieder aufmachen, drückte er die Augen zu ...

Der lange Modlin machte lange keine Bewegung. Dann strich er mechanisch mit dem Handrücken den kalten Schweiß von der Stirn.

„Majewski!" Es klang heiser. „Majewski — mach' doch keinen Unsinn!"

Er fand immer nur wieder dasselbe Wort wie auf dem Schulhof: „Mach' doch keinen Unsinn!"

Und hinterher, rasch, sprudelnd, wie in der plötzlichen Angst, es könnte sonst zu spät sein: „Es war doch alles nur 'n Scherz — warum bist Du denn gleich ausgerissen? Du bist immer gleich so ... so wütend. Ich hab's doch keinem gesagt ... Du, Majewski, mein Ehrenwort drauf: keinem Einzigen! Es war doch überhaupt nichts! Und wenn Du morgen in die Schule kommst, kannst Du ja sagen: Dir ist plötzlich so schlecht geworden, daß Du gleich nach Hause gegangen bist! Und wenn Dich einer schief ansieht — wahrhaft'gen Gott, 'runterhauen tu' ich ihn ... 'runterhaun!"

Er ballte die harten Fäuste, und als ob sich in dieser Wut gegen die Feinde und Verhöhner der Ziege all die dumpfe Erregung der letzten Stunden auslöse, wiederholte er immer von neuem, daß er jeden niederschlagen wolle, der sich eine Bemerkung erlaube.

Jäh kam die Erschöpfung über ihn — eine Abspannung, in der er zitterte. Er kniete noch immer — jetzt fühlte er, wie seine Knie schmerzten. Da holte er sich den Feuereimer heran und setzte sich darauf.

Philipp Majewski lag ganz still. Halb im Traume hörte er den andern sprechen. Das Blut brauste noch immer so seltsam, und er war so merkwürdig erschöpft.

Langsam erst begann er zu verstehen. Der lange Modlin hatte ihn nicht angezeigt — niemand wußte es — sein Ehrenwort hatte er drauf gegeben — alle andern wollt' er 'runterhauen, die was sagen würden ...

Er mußte sich erst dran gewöhnen. Es ging ihm schwer ein. Aber in all der Mattigkeit stieg eine leise Wärme in ihm auf. Ein Schauer durchfuhr ihn, und über das Gesicht, das schon wieder blaß und käsig ward, flog ein scheues Erröten.

Die Augen schlug er auch jetzt nicht auf. Nicht um die Welt hätte er das getan. Aber er fühlte, wie etwas auf ihn zukam, was er nie gehabt hatte: eine aus Angst und Scham geborne Liebe, und er lauschte mit bebendem Herzen auf die ungeschickten Worte des langen Modlin, als spräche aus ihnen ein neues Evangelium, das ihn hob, stützte und kräftig machte, es noch einmal mit den andern zu versuchen ...

Shakespeares „Othello“ auf der Bühne.

Von Eugen Zabel.

Die gesamte dramatische Literatur kennt kein zweites Stück, in dem ein tragischer Vorgang aus dem Familienleben so gewaltig und erschütternd behandelt wird wie in Shakespeares „Othello“. In der italienischen Novellensammlung des Cinthio fand der Dichter den Stoff nur im groben äußerlichen Zuschnitt als Zerrbild menschlicher Leidenschaft vor. Er schuf daraus eine Gruppe von Menschen, die durch die grausame Hand des Schicksals im innersten Gefühl verwirrt werden, uns erschüttern und zu tiefem Mitleid stimmen und im reinen Gold der Poesie leuchten. Groß und gewaltig, als ob sie auf den Höhen des Daseins wandelten, stehen diese Menschen vor uns, während sie doch aus dem Umkreis der vier Wände, innerhalb deren sich Leben, Lieben und Leiden abspielen, nicht heraustreten. Shakespeare hat, so möchte man sagen, aus einem Verbrecheralbum ein Blatt herausgerissen und danach ein kostbares Gemälde mit üppigem Farbenreichtum geschaffen. Othello, Desdemona und Jago, — wir kennen diese Figuren bis auf den Grund ihres Herzens, sehen sie vor uns, hören ihre Stimme und werden von ihnen bis zum tiefsten Abgrund der Leidenschaft mitgerissen. In diesen Figuren ist so viel zuckendes Leben, so viel fein gemischtes fieberndes Gefühl zusammengepreßt, daß man den ganzen Reichtum kaum ausschöpfen kann, so viel man sich auch mit dem Drama beim Lesen, Nachdenken und Schauen beschäftigt.

Darin liegt auch der Grund, weshalb man „Othello“ zwar immer wieder auf die Bühne bringt, aber dabei bemerkt, daß er sich nur schwer auf den weltbedeutenden Brettern behauptet. So mächtige Darsteller, wie sie die Hauptrolle verlangt, findet man zu allen Zeiten nur selten, und jedes Abgleiten von der Höhe, die erreicht werden soll, entstellt sofort das ganze Werk, verwandelt die Charakteristik in Karikatur und läßt aus der Übertreibung die Gefahr der Lächerlichkeit entstehen. Andere, mehr ins Breite auslaufende Tragödien Shakespeares sind auch bei mäßiger Darstellung zu halten, während sein „Othello“ einen vollen, großen Künstler verlangt, der über eigne Tiefe der Seele verfügt und mit ihr die schwierige Wanderung über die einsamen Gipfel der tragischen Handlung antritt.

Wie die Rolle des Othello sich vor des Dichters eigenen Augen auf der Bühne entwickelte, vermögen wir leider nicht genau anzugeben. Wir wissen nur, daß er in der Person Richard Burbadges über einen Darsteller verfügte, der nach dem Urteil seiner Zeitgenossen sich den poetischen Absichten des Dramatikers aufs engste anschloß und von dessen Ruhm ebenso glänzend emporgetragen wurde. Wie stark die Gestaltungskraft dieses Schauspielers gewesen sein muß, geht aus der Menge von Gedichten hervor, die ihm bei seinem Verscheiden als prächtige Totenkränze aufs Grab gelegt wurden. In einem dieser Erinnerungsblätter finden wir folgende Wendung, die von echtem Kunstverständnis und tiefer Dankbarkeit zeugt:

„Er starb, und mit ihm starb uns eine Welt,
Die er belebte und die so belebt
Sich nie vor unsern Augen mehr erhebt...
Wie stimmte bei ihm Rede und Bewegung:
Geist jeder Blick und Anmut jede Regung.
Oft haben wir im Spiel ihn sterben sehn
Und so geweint, als wär's um ihn geschehn;
O könnt' ich jetzt, da ihn der Tod getroffen,
Auch, daß er ihn nur täuschend darstellt, hoffen...
Setzt auf sein Grab ein Monument von Stein
Und grabt ihm diese kurze Inschrift ein:
‚Im Grab liegt Burbadge unter diesem Steine,
Der Roscius Englands, wer das liest, der weine.‘“

Als die dramatische Kunst in England, wo sie durch den lebensfeindlichen Puritanismus lang unterdrückt war, im XVIII. Jahrhundert wieder zu neuer Blüte erwachte, entstanden an seiner Schwelle auch neue bedeutende Darsteller für die tragischen Charakterrollen Shakespeares wie Betterton, Cibber und Quin. Aber diese Männer standen mehr oder weniger unter dem Einfluß des französischen Pathos, das sich auf den Bühnen Londons die Herrschaft errungen hatte und erst allmählich einer vertieften und natürlichen Menschendarstellung weichen sollte. Der große Reformator des englischen Theaters, Garrick, der bei seiner Darstellung des Richard III., Lear und Hamlet den modernen Stil überhaupt erst begründete und die überlieferte steife Deklamation beseitigte, hat, so viel wir davon wissen, den Othello bei seinem Auftreten 1745 nicht zu seinen besten Rollen gezählt. Es fehlte ihm dazu an lang aushaltender physischer Kraft und Größe, an dem starken Zuge des Temperaments, das wie in einem Wahnsinnsanfall vorwärts stürmt. In dem maurischen Kostüm, das er für die Darstellung dieser Rolle gewählt hatte, soll er

bei seiner kleinen und feinen Figur keineswegs imponierend ausgesehen haben. Der Schauspieler Quin, der als Othello-Spieler von Ruf allerdings von Neid auf das Emporkommen Garricks geschwollen war und überhaupt eine böse Zunge hatte, nannte ihn einen kleinen schwarzen Kerl, der wütend und vor Zorn dampfend auf der Bühne herumlief wie jener Negerbursche, der auf einem Stich von Hogarths „Weg der Buhlerin" mit dem Teebrett in der Hand dargestellt wurde. Allem Anschein nach haben dem gefeierten Garrick trotz vieler geistreicher Einzelheiten das großartig Naive und arglos Vertrauende sowie die unmittelbar aufflammende Leidenschaft gefehlt.

Den stärksten und unmittelbarsten Eindruck als Othello-Darsteller dürfte von allen englischen Schauspielern Edmund Kean gemacht haben, derselbe Künstler, den wir in dem bekannten Effektdrama des älteren Dumas als Ausdruck von „Leidenschaft und Genie" noch heute oft über die Bretter schreiten sehen. Selbstverständlich macht dies grell ausgeführte Bühnenbild des berühmten Tragöden, der uns auf der Höhe seines Ruhms im Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft Londons, bei den Scherzen in seiner Garderobe und den wüsten Gelagen und Händeln der Matrosenkneipe vorgeführt wird, im einzelnen keinen Anspruch auf historische Wahrheit. Richtig ist es allerdings, daß Kean als Theaterkind wild aufwuchs und schon frühzeitig zu Kinderrollen verwendet wurde, daß er erst mit vierzehn Jahren einen ordentlichen Schulunterricht genoß und als echter Schmierenkomödiant (strolling player) den Schauspieler, Sänger, Tänzer und Harlekin in einer Person darstellte, bis ihm das Verständnis für die Werke Shakespeares aufging, den er in seinen tiefsten Aufgaben meisterhaft erfassen sollte. Leider währte seine Blütezeit nicht viel länger als ein Jahrzehnt. Sein ausschweifendes Leben, das sich vor allem in einer ungezügelten Trunksucht äußerte, zehrte seine Kraft frühzeitig auf. Er starb 1833 mit sechsundvierzig Jahren, nachdem er in der letzten Zeit nur den Schatten seiner früheren Größe dargestellt hatte. Sein Shylock, Richard III. und Hamlet zeichneten sich durch Originalität der Auffassung und Züge von großer tragischer Gewalt aus. Mit der Darstellung des Othello schien er aber alles, was er früher geleistet hatte, noch um ein Bedeutendes zu übertreffen.

Ludwig Tieck sah ihn in London und schildert ihn im dritten Band seiner „Dramaturgischen Blätter" als kleinen, fein gebauten Mann von rascher Beweglichkeit und mit braunen, geistreichen, ausdrucksvollen Augen. Nach der Versicherung des deutschen Dramaturgen zeichnete sich das Spiel Keans durch eine sprunghaft zupackende Lebendigkeit aus, die einzelnes mit überraschendem Geschick herausgriff, aber, ohne auf die Harmonie des Ganzen zu achten, hauptsächlich in starken Gegensätzen ihre Wirkung suchte. Die englischen Kritiker heben dagegen das Machtvolle seines Temperaments hervor, das sich bis zum Außerordentlichen steigern konnte und das Publikum mit unmittelbarer Gewalt fortriß. Darin stimmen so feine Kenner der Bühnenkunst und besonders Shakespeares wie Hazlitt und Leigh Hunt durchaus überein. G. H. Lewes, der bekannte englische Goethe-Biograph, nennt Kean den größten Schauspieler, den er je gesehen habe, und ergänzt in interessanter Weise die Angaben, die wir von Tieck über ihn besitzen. Er nennt ihn geradezu klein und unbedeutend von Gestalt, erwähnt aber dabei, wie er zu Zeiten durch die löwengleiche Gewalt seiner Haltung und die Anmut seiner Bewegungen einen überwältigenden Eindruck machen konnte. Lewes bedauert, daß Kean in späteren Jahren durch die Gicht verhindert war, die gewöhnliche Schönheit seiner Bewegungen zu entfalten, und daß der zu reichliche Weingenuß seine einst so unvergleichliche Stimme ruiniert habe.

Zu den Überraschungen, die Keans Spielweise fast immer enthielt, gehörte, daß er die Rolle des Othello auch in der äußeren Erscheinung anders als seine Vorgänger gab. Betterton und Quin, Garrick und John Kemble brachten bei der Wahl der Maske den reinen Negertypus mit schwarzer Gesichtsfarbe zum Ausdruck und beriefen sich dabei auf bestimmte Vorschriften, die in der Shakespeareschen Tragödie selbst enthalten sind. Jago nennt Othello einen schwarzen Bock, der ein weißes Lamm bedrohe, und Rodrigo spricht von seiner wulstigen Lippe. Aber sind diese beiden in ihrem Haß, die sie gegen den venezianischen Feldherrn hegen, als klassische Zeugen für seine äußere Erscheinung anzusehen, in der sich seine Rassenabstammung ausdrückt? Kean schminkte sich jedenfalls für diese Rolle, wohl auch um das Ausdrucksvolle seines Mienenspiels besser hervortreten zu lassen, zum erstenmal nicht schwarz, sondern hellbraun und regte damit eine Streitfrage an, die in der Shakespeare-Literatur seitdem vielfach besprochen wurde und uns noch später beschäftigen wird. Die Gewalt seines Vortrags und seines Spiels steigerte sich namentlich im dritten Akt, während ihm Jago das Gift der Verleumdung gegen seine unschuldige Gattin einflößt, bis zur wirklichen Genialität. In dieser Szene waren das Aufwallen und Zurückdämmen des Gefühls, der Wutausbruch, mit dem er Jago bei den Worten: „Beweise, Schurke, daß mein Weib verbuhlt!" zur Erde wirft und die elementare Gewalt der Leidenschaft bei dem Ausruf: „Blut, Jago, Blut!" mit solcher Macht aus dem Innersten der Seele hervorgeholt, daß nur ein einziger unwiderstehlicher Eindruck voll schrecklicher und erschütternder Wahrheit in der Phantasie der Zuschauer zurückblieb, wie sie es kaum wieder im Theater erlebt hatten.

In Deutschland ist „Othello“ immer als eine der mächtigsten und kunstvollsten Schöpfungen Shakespeares anerkannt und bewundert worden, ohne jedoch im Theater jene volkstümliche Beliebtheit zu erlangen, die sich in dem Wunsch nach häufiger Wiederholung dieses Trauerspiels ausdrückt. Es zerrt mit furchtbarer Gewalt an den feinsten Empfindungen der Zuschauer und kann bei ungenügender Darstellung, die nicht den tiefen psychologischen Zusammenhang der Handlung klar aufdeckt, sondern den tragischen Vorgang übertreibt und vergröbert, nur zu leicht als Qual empfunden werden. Das sollte auch der große Hamburger Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder erfahren, der sich um die deutsche Bühne vor allem dadurch ein unvergleichliches Verdienst erwarb, daß er sein Publikum zum erstenmal mit den Dramen des „Schwans vom Avon“ bekannt machte. Er beschwor damit zugunsten des Wahren und Bleibenden in der Kunst gegen das Schwächliche des Tagesgeschmacks einen edlen Kampf herauf, der für ihn zwar im ganzen mit einem glänzenden Sieg endigte, im einzelnen aber doch mancherlei Enttäuschungen mit sich brachte. Seine Aufführung des „Hamlet“ wirkte im September 1776 allerdings wie eine dichterische und theatralische Offenbarung, deren erhebender Wirkung sich niemand entziehen konnte. Aber als Schröder zwei Monate später seine Zuschauer für den „Othello“ empfänglich stimmen wollte, mußte er erfahren, daß er ihrer Aufnahmefähigkeit zu viel zugemutet hatte. Der tragische Druck der Handlung legte sich ihnen mit Zentnerschwere auf die Brust. Im Hause machte sich während der zweiten Hälfte des Stücks eine seltsame Unruhe bemerkbar. Einzelne Personen konnten der Vorstellung nicht weiter folgen, wurden ohnmächtig und mußten hinausgetragen werden, während andere bei dem Auf- und Zuklappen der Türen von den Vorgängen auf der Bühne abgelenkt wurden und dem Stück nur mit geteilter Aufmerksamkeit folgten. Trotz der ausgezeichneten Aufführung, bei welcher mit Brockmann als Othello, Schröder als Jago und Dorothea Ackermann drei ausgezeichnete Schauspieler auf der Bühne standen, blieb das Publikum einfach fort, als das Drama am folgenden Tage wiederholt wurde. Um es überhaupt zu retten, suchte man es durch Abschwächung der Motive so umzuarbeiten, daß der Mohr von Venedig und sein schuldlos verleumdetes Weib — sich am Schluß miteinander wieder versöhnten! Mit solchen Opfern mußte die Einbürgerung Shakespeares damals erkauft werden, um das deutsche Publikum für das Verständnis Shakespeares allmählich zu erziehen.

Ein Jahr vorher hatte es bereits Karl Theophilus Döbbelin in Berlin auf seinem Theater in der Behrenstraße, dort, wo sich jetzt das Metropole-Theater befindet, unternommen, sein Publikum mit einer Aufführung des „Othello“ zu beglücken. Ein eifrig strebender Mann, aber als Darsteller ein vollendeter Philister, gebläht von Eitelkeit und Ungeschmack, zeigte er sich bei dieser Gelegenheit grade so täppisch wie bei seinen Versuchen, Lessings Meisterwerke und Goethes Jugendschöpfungen auf die Bühne zu bringen. Döbbelin gab die Rolle des Othello und spielte mit seiner hahnebüchenen Routine das Publikum aus dem Theater gründlich hinaus, so daß die Tragödie bald wieder abgesetzt wurde. Der „Mohr von Venedig“ mußte, um das Auge und Ohr der Menge zu gewinnen, auf einen geeigneten Darsteller warten, den er März 1788 in der Person des Schauspielers Fleck am Königlichen Nationaltheater in Berlin finden sollte. In ihm waren eine starke künstlerische Persönlichkeit, eine volle Natur verkörpert, die sich mit reicher Phantasie und poetischem Gefühl in die schwierigsten dramatischen Aufgaben versenkte. Seine Darstellung des Macbeth hatte allgemein so sehr gefallen, daß der König von Preußen ihm die erste Vorstellung des „Othello“ als Benefiz bewilligte. Zum erstenmal sah man diese Heldengestalt in ihrer schlichten Gefühlswärme und Vertrauensseligkeit wie in ihrer durch Jagos Einflüsterungen bis zum Wahnsinn aufgepeitschten Wut durch einen seelen- und geistesverwandten Darsteller verkörpert. Ludwig Tieck bewunderte diesen Künstler als einen der ersten tragischen Schauspieler seiner Zeit. Er rühmte ihm für die Darstellung seiner Rollen seltene äußere Mittel nach, eine edle Erscheinung mit einer Gesichtsbildung, die in der Jugend etwas Apollinisches hatte, sowie ein Organ, das in der Ruhe wie eine Glocke tönte und in der Leidenschaft an das Rollen des Donners oder das Brüllen des Löwen gemahnte. Und diese ungewöhnlichen Vorzüge waren in den Dienst einer Kunst gestellt, die, wie der feinsinnige Dramaturg meint, mit jedem Blick und Ton durchs Herz ging und in den Höhepunkten der Darstellung etwas Überirdisches und unsichtbares Grauen verriet. Leider erreichte Fleck nur ein Alter von dreiundvierzig Jahren. Nach seinem Tode blieb „Othello“ wieder in der Theaterbibliothek liegen, weil man sich mit Recht vor der Erinnerung an den großen Schauspieler fürchtete. Er fehlte auch in Wien, und die weichere Art des dortigen Empfindens widerstrebte auch dem Inhalt des Stücks. Heinrich Laube sagt in seinem Buch über das „Burgtheater“ ausdrücklich, daß man diese Tragödie an der Donau immer bis zu einem gewissen Grade gescheut und gefürchtet habe, weil man in ihr etwas Erschreckendes und Bedenkliches sah. Im Jahre 1823 versuchte sich Anschütz, ein geborener Helden- und Familienvater, dessen rhetorische Kraft freilich allzu reichlich überströmte und um Beifall buhlte, als Othello. Es scheint, daß seine glatte deklamatorische Art die tragische Furchtbarkeit des Stoffes den Wienern

einigermaßen erträglich gemacht habe. Im Jahre 1856 scheiterte das Drama aber an derselben Stelle, weil sowohl Joseph Wagner als Othello wie Gabillon als Jago nicht genügten und nur Marie Seebach als Desdemona das warme Blut Shakespeares in den Adern hatte. Ein neuer Stil der Schauspielkunst mußte heraufdämmern, um dies Stück in seiner ganzen Größe und Eigenart erkennen zu lassen.

Allmählich erwuchsen dem dramatischen Genius Shakespeares bei uns in der Rolle des Othello, an der so viele Talente gescheitert waren, zwei neue kraftvolle und eigenartige Begabungen, Männer israelitischer Herkunft, die erst allmählich das Fremdartige und Dürftige ihrer Erziehung überwanden, um sich aber dann mit um so größeren Ehren auf der deutschen Bühne zu behaupten. Der 1810 geborene Ludwig Dessoir stammte aus Posen und bildete sich bei kleineren wandernden Gesellschaften unter vielfachen Entbehrungen aus, bis er in Leipzig, Breslau und Karlsruhe zu einer ruhigen und immer mehr anerkannten, künstlerischen Betätigung kam. Mit vierzig Jahren wurde er der Nachfolger Hoppes am Berliner Schauspielhause, um als Charakterdarsteller die volle Befriedigung seines Ehrgeizes zu finden und eine erste Stellung einzunehmen. Dieser Bühne ist er bis zu seinem 1874 erfolgten Tode treu geblieben. Bogumil Dawison, 1818 in Warschau geboren, ursprünglich Schildermaler und Schreiber, dann in Wilna und Warschau als polnischer Schauspieler tätig, eignete sich erst später die Sprache Schillers und Goethes an, um sich dann der deutschen Bühne zuzuwenden. In Hamburg wurde seine originelle Begabung zuerst nach Verdienst gewürdigt. Als Mitglied des Wiener Burgtheaters und der Dresdener Hofbühne zeigte er seine Meisterschaft, bis er hierauf eine ruhelose Gastspieltätigkeit entwickelte, die ihn durch ganz Deutschland und bis nach Amerika führte, von wo er leider gebrochen zurückkehrte, um im Alter von vierundfünfzig Jahren zu sterben.

Beide Künstler, in ihrer Persönlichkeit und ihrem Naturell ganz verschieden, begegneten sich doch darin, daß sie ihre schönsten Ruhmeskränze der Darstellung Shakespearescher Charaktere verdankten. Die Rolle des Othello verband sie künstlerisch noch enger miteinander, denn in ihr zeigten sie die reifste und schönste Frucht ihres Könnens. Grade die Verschiedenheit ihres Naturells machte es zum Gegenstand eines ungewöhnlichen Interesses, sie in dieser Rolle zu beobachten, die sie wieder zu neuer Bedeutung auf der Bühne erhoben. In Dessoirs Wesen machte sich ein grüblerischer Zug bemerkbar, der dem charakteristisch, aber nicht schön gebildeten Gesicht, der Schwere in Erscheinung, Gang und Bewegung, dem düstern Klang seines Organs entsprach. Mit scharf eindringendem Verstand und einer Kraft des Gefühls und der Leidenschaft, die aus der Tiefe der Seele emporstieg, spielte er den Othello als einen Mann, der in überströmender Liebe an seinem Weibe hing und in seiner Ehre tödlich verletzt wurde bei dem Gedanken an Desdemonas Treulosigkeit. Er erschien dabei immer groß und edel, und diese Eigenschaften gewannen ihm auch den Beifall des englischen Publikums, vor dem er im Jahre 1853 als Othello erschien. Dawison zeigte dagegen in seiner Darstellung ein Sprühen von feurigen, flackernden und farbigen Lichtern, das sich von dem Spiel seines Nebenbuhlers bei der Bewältigung dieser Rolle aufs schärfste unterschied. Klar, eindringlich und fesselnd, aber bis zu einem gewissen Grade immer fremdartig in seinem Vortrag, losgelöst von dem Schwärmerischen und Pathetischen der deutschen Schauspielkunst entwickelte Dawison als Othello eine naturalistische Schärfe und Kraft, die oft neue Wege für die Menschendarstellung einschlug. Heinrich Laube versagte dem Künstler allerdings in Wien diese Rolle mit den Worten: „Othello ist im letzten Grunde ein Liebhaber, und das sind Sie nicht; Othello ist ein Löwe — wenn Sie ihn spielen, wird er ein Tiger, und das verfälscht das Stück." Der berühmte Dramaturg ahnte nicht, daß grade an dieser Aufgabe das Talent Dawisons sich schnell emporranken und eine frische Ursprünglichkeit der Darstellung bekunden sollte, die von der überlieferten und verbrauchten Schablone zu einer ungewöhnten Natürlichkeit der Darstellung den Weg fand. Schon mit dem pomphaften Erscheinen vor dem Senat und seiner wundervoll aufgebauten Verteidigungsrede gewann der Künstler überall die volle Teilnahme des Publikums.

Den romanischen Völkern blieb Shakespeares „Othello", auch nachdem tüchtige Übersetzungen der Tragödie vorlagen, völlig verschlossen, und ihr Inhalt mußte erst verflacht und verwässert werden, um den Zuschauern genießbar zu werden. Das geschah durch keinen geringeren als Voltaire mit „Zaire", die dem Meisterwerk des Briten nur die äußerliche Ähnlichkeit der Fabel entnimmt, ohne an die Tiefe der psychologischen Vorgänge, die Kraft der Charakteristik und die Gewalt des szenischen Aufbaus auch nur im entferntesten heranzureichen. In seiner Jugend fühlte sich Voltaire, nachdem er zwei Jahre in England zugebracht hatte, als Entdecker Shakespeares für Frankreich und wurde zu seinem begeisterten Lobredner. In seinem Alter dagegen fürchtete er mit Recht, daß der immer mehr wachsende Ruhm des Ausländers, den er über den Kanal nach Paris so warm empfohlen hatte, für den seinigen gefährlich werden könnte. Er gefiel sich nunmehr in der lächerlichen und verächtlichen Rolle, seinen früheren Abgott mit Schmutz zu bewerfen. Wenn er früher in ihm den Ausdruck des Wahren und Natürlichen sah und von ihm sagte, daß selbst seine Fehler achtungswert seien, erschien er

ihm jetzt als „Hanswurst“ und „betrunkener Wilder“, den er im Namen des guten Geschmacks am liebsten aus der Literatur überhaupt vertrieben hätte. So kindisch und widerwärtig ein solcher Versuch war, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß Shakespeare den Franzosen bis auf den heutigen Tag ein unbequemer und unverstandener Eindringling geblieben ist, um den die Masse der Gebildeten in großem Bogen herumgeht. Die schwächliche Gefühlsschwelgerei des „Zaire“, eine Frucht der Racineschen Tragik, beherrscht dort die Bühne, während es „Othello“ über unergiebige Experimente noch immer nicht hinausgebracht hat. Voltaire bemühte sich, in elegant hinschmelzenden Versen eine Liebestragödie alten Stils, ohne Fleisch und Blut vor uns entstehen zu lassen. Wie seltsam er die Motive verändert hat, geht schon daraus hervor, daß Orosmane, der eifersüchtige Sultan, nicht durch das gestickte Taschentuch, sondern durch einen Brief seiner Frau, der ihm zufällig in die Hände fällt, in seinem Verdacht bestärkt wird. Ebenso fremdartig und störend erscheint es, daß Zaire sich vom Islam zum Christentum bekennt. Ferner verlangte es bei Voltaire der Bühnenanstand, daß sie zum Schluß nicht vor den Augen der Zuschauer, sondern hinter den Kulissen erdrosselt wird, in die sie angsterfüllt abstürzt.

Bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wußte man auch in Italien auf den Bühnen nichts von der Shakespeareschen Tragödie, während die Voltairesche gern gesehen wurde. Es bedurfte eines der größten Schauspieler der Neuzeit, Tommaso Salvinis, um jenseits der Alpen das gewaltige Original gegenüber seiner farblosen Nachahmung zur Anerkennung zu bringen, und auch diesem wurde es trotz seiner außerordentlichen Begabung beim ersten künstlerischen Anlauf nicht leicht, das Publikum auf seine Seite zu ziehen. Als er im Juni 1856 zuerst in Vicenza in der Rolle des Othello auftrat, fehlte es nicht an Zweiflern, denen diese Richtung der tragischen Kunst unwillkommen war. Auch in Rom empfand man zunächst mehr Angst und Grausen als tragische Erhebung an Salvinis Darstellung, die sich aber dann immer mehr Anerkennung errang und später als die wirkungsvollste und eigenartigste Leistung des Künstlers auf dessen Gastspielen durch die Alte und Neue Welt überall anerkannt wurde. In ihm vereinigte sich alles, was die Natur braucht, um einen wahrhaft großen Schauspieler zu schaffen, das Imponierende der äußern Mittel, die Kraft des Temperaments, die Schärfe der Charakteristik und die harmonische Verschmelzung dieser seltenen Eigenschaften durch die Überlegenheit des Geschmacks und verfeinerter Bildung. Salvini, der als hochbetagter Mann in Florenz lebt, aber seiner künstlerischen Tätigkeit entsagt hat, verfügte über ein Stimmaterial von erlesener Fülle, Kraft und Schönheit. Sein Baß klang wie eine Glocke, war vom sanften Wohllaut bis zu elementarer Leidenschaft jeder Steigerung fähig und erschien als natürlicher Ausdruck gesunder, ungebrochener, männlicher Kraft. Einen Vortrag von solcher Klarheit und zu Herzen dringender Wärme, wie er ihm von den Lippen strömte, konnte die Bühne nicht zum zweitenmal aufweisen. In seiner Erscheinung überwog der Ausdruck des Vornehmen und Ritterlichen, der seine tragischen Gestalten von vornherein in eine höhere Sphäre hob und ihnen eine tief eindringende Bedeutung gab, während sein Mienenspiel von einer Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit war, die jeden Stimmungswechsel der Seele wie in einem fein geschliffenen Spiegel widerstrahlen ließ. Das Bezwingende seines Spiels lag aber darin, daß er das Idealistische in der Auffassung tragischer Rollen mit einer realistisch durchgebildeten Bühnentechnik verband, der nichts unerreichbar zu sein schien und die sich grade an den schwierigsten Aufgaben am glänzendsten bewährte. Am überraschendsten wirkte seine Darstellung des Othello, aber bei der ersten Entfaltung der Rolle nicht durch die Stärke der Mittel, die ihm zu Gebote standen, sondern grade durch den einfachen und bescheidenen Gebrauch, den er von ihnen machte. Sein Erscheinen vor dem Senat wirkte wie ein fein umrissenes, leicht hingeworfenes Stimmungsbild. Erst wenn der Konflikt auf Cypern einsetzt, ließ er die leidenschaftliche Glut, die in Othellos Seele verschlossen ist, ahnen. In der großen Szene mit Jago entfaltetete er seine unerreichte Meisterschaft in einem allmählich einsetzenden und dann immer schärfer werdenden Crescendo, das beim Schluß wie ein furchtbar losbrechendes Gewitter wirkte. Unaufhörlich spielten dabei die vom Dichter angeschlagenen Motive des Vertrauens und der Verleumdung durcheinander, bis Othello, der das Verbrechen der Treulosigkeit in seinem Hause zu sühnen meint, der Richter seiner eigenen Verblendung wird.

Auch die viel besprochene Kostümfrage wurde von Salvini bei seiner Darstellung des Othello gelöst. Was schon Edmund Kean versucht hatte, die Rolle nicht als Neger, sondern als Mauren zu spielen, brachte der Italiener in überzeugender Weise zum Ausdruck. Er erkannte es mit richtigem Blick, daß die stolze Republik Venedig ihr Heer und ihre Flotte niemals einem Neger anvertrauen konnte, daß die boshaften Bemerkungen von Othellos Feinden nichts für seine Rasseeigentümlichkeit beweisen und daß außerdem „black“ im Englischen ebenso dunkel wie schwarz bedeute. Ein Neger ist als Ausdruck brutaler physischer Kraft und roher Sinnlichkeit grade das Gegenteil von dem, was Shakespeare an verfeinertem Ehrgefühl und hoher Ritterlichkeit seiner Figur als entscheidendes Kennzeichen verliehen hat. Diese innere Charakteristik der Rolle mußte für den denkenden Künstler das Entschei-

dende sein und ihn zu der Auffassung nötigen, daß es sich bei Othello um einen Araber handelt, von dem nebenbei Jago ausdrücklich sagt, daß er sich nach Mauritanien zurückziehen wolle. Als ich Salvini im Mai 1877 zum erstenmal in dieser Rolle in Berlin sah und den unvergleichlichen Anstand bewunderte, mit welchem er sein Kostüm trug, mußte ich unwillkürlich an eine Bemerkung meines englischen Lehrers Alexander Schmidt denken, dessen Shakespeare-Lexikon als klassische Leistung anerkannt ist und der zu uns auf der Schule wiederholt sagte: „The Moor of Venice" heißt nicht der Mohr, sondern „Der Maure von Venedig". Die deutsche Bühne hat in den fünfziger Jahren des XIX. Jahrhunderts auch einen waschechten Neger in Ira Aldrige in englischer Sprache besessen, der ursprünglich Diener von Edmund Kean war und sich auf vielen Gastspielen durch starke, wenn auch übertriebene leidenschaftliche Momente einen Namen machte. Daß er von Natur ein Mohr war, erhöhte aber in keiner Weise die künstlerische Täuschung, sondern erinnerte gerade an den Bruch, der dadurch in die Charakteristik der Rolle hineingetragen wurde.

Ungefähr zu gleicher Zeit wie Salvini begann auch Ernesto Rossi seine Wanderungen als Schauspieler, und wieder war es der Othello, mit dem er sich überall gern zuerst einführte. Von Hause aus ein reizender, frischer Liebhaber von leicht entzündbarem Temperament und weichem Gefühl, der das Wort „amore" mit einer Süßigkeit ohnegleichen auszusprechen vermochte, entwickelte er sich später zu einem vielseitig durchgebildeten Charakterspieler. Er offenbarte ein starkes, unverwüstliches Naturell von reicher Wandelbarkeit, dem das Lebhafte der Jugend wie die Gebrechlichkeit des Alters leicht erreichbare Gegenstände der Darstellung waren. Sein Othello hatte etwas von einem reifen Naturburschen, der rasch auf sein Ziel losging und über eine pikant wirkende Dosis von Sinnlichkeit verfügte, der sich schnell beim Publikum einschmeichelte, ohne dabei gröbere Effekte zu verschmähen, der zu blenden und zu betäuben verstand und um das Letzte, das in seiner Rolle enthalten war, geschickt herumging. Seine Technik war ebenso vollendet ausgefeilt wie die Salvinis. Seine rhetorische Kraft, die Beweglichkeit des Mienenspiels, das Ausdrucksvolle in den Gebärden und die Vermeidung alles Gespreizten und Steifen machten ihn bald zum Liebling unseres Publikums, bis er im Jahre 1896 in seiner Heimat Italien starb.

Durch diese beiden Künstler wurde ein tiefgehender Einfluß auf die moderne deutsche Schauspielkunst ausgeübt, die seitdem eifrig bemüht war, die vielfachen Anregungen von außerhalb künstlerisch zu verarbeiten. Der Stelzengang der Bewegung und die feststehende „Positur" wurde von den Regisseuren getadelt und nach Möglichkeit abgestellt, die Bogenbewegungen und das Herumfuchteln der Arme in der leeren Luft als störend empfunden. Das übertriebene Pathos der Deklamation begann als tönende Schelle zu wirken und einer natürlichen und individuellen Sprechweise zu weichen. Dieser Entwicklungsprozeß glückte nicht immer sofort, trug aber im ganzen doch gute Früchte. Selbst ein Künstler wie Adolf Sonnenthal in Wien, der ein gefeierter Künstler war, begann von den Italienern zu lernen, ihren Stil für seine Spielweise fruchtbar zu machen und seinen Othello so zu gestalten, daß diese Rolle Licht und Sonnenschein vom Süden empfangen zu haben schien. Ebenso machte sich die Einwirkung Salvinis und Rossis bei Ludwig Barnay erfreulich bemerkbar, als sich bei ihm der Übergang vom Helden- zum Charakterfach vollzog. Sein Othello hat es zu wohlverdienter Beliebtheit namentlich auf norddeutschen Bühnen durch das Kräftige und Glänzende der Darstellung gebracht. Berlin kennt gegenwärtig keinen vorzüglicheren Darsteller des Othello als Adalbert Matkowsky, der im Schauspielhause dem ganzen Stück einen neuen Farbenreiz und eine erfrischende Wärme abgewonnen hat.

Große Schauspieler sind ebenso selten wie große Dramatiker. Auch die am schärfsten durchgebildeten Bühnencharaktere enthalten einen weiten Spielraum für die Bekundung individueller Auffassung und Darstellung. Beim „Othello" zeigt es sich am deutlichsten, wieviel an einem der stärksten Dramen der Weltliteratur durch mangelhafte Begabung verdorben und wie sehr sein gewaltiger Inhalt durch seelen- und geistesverwandte Darsteller für Auge und Ohr gehoben, der Phantasie der Zuschauer tief eingeprägt und als bleibender Besitz zu Herz und Gemüt geführt werden kann.

Es geht ein Zauber —

Es geht ein Zauber durch die Zeit
Daher, dahin — von weit — ins Weit ...
Er hielt mich träumend umfangen
Und hat mit leiser, weicher Hand
Mein Herz mit schimmernden Saiten bespännt ...
Dann war der Zauber gegangen ...

Und scheu, in einsam stiller Nacht
Im Herzen ist das Leid erwacht.
Die Saiten, die haben geklungen —
Da hat das Leid
Im grauen Kleid
In tiefer, tiefer Dunkelheit
Zu den zitternden Tönen gesungen ...

Hede von Trapp.



Rita.

Von Paul Heyse.

(Schluß.)

Den Rest des Tages verbrachte Gerhard damit, in der Gegend am Flusse herumzuschlendern, den Hügel mit dem Birkenwäldchen zu ersteigen und überall nach ‚Motiven‘ zu spähen. Wenn er damit Glück haben sollte, mußte er allein sein. Selbst ein so vertrauter Gefährte, wie Wilm, hielt seiner Phantasie alle künstlerischen Eingebungen ferne.

Er traf auch seine Wahl für die Stelle, wo er am nächsten Morgen zu arbeiten anfangen wollte. Und da ihm auch die Bauersleute, denen die betreffende Scheune, von Ahorn überschattet, die Wiese davor und die Kühe, die darauf weideten, gehörten, sich sehr zutulich zeigten und ihn baten, nur ganz nach Belieben sich hier niederzulassen, verflog sein Unmut, und er kehrte mit heiterer Stirn nach dem Eichhorn zurück.

Der Abend verging in der Veranda fast genau so wie gestern. Wieder zogen die Drei am oberen Ende, sobald abgetafelt war, die Skatkarten heraus, und am unteren Ende nahm die ‚italienische Lektion‘ ihren Fortgang, obwohl Lucinde durch die Gegenwart des blonden neuen Gastes ein wenig zerstreut wurde. Rita aber saß, ohne ihn zu beachten, zwischen den beiden Schülerinnen und korrigierte ihre Fehler und ihre Aussprache. Sie war nicht mehr in Putz wie am Mittag. Die gelbe Jacke hatte wieder herhalten müssen. Nur war sie heute nicht wieder schief über dem Busen zugeknöpft.

Eines jedoch unterschied das Heute vom Gestern: der junge Nachbar und Zögling, der gestern in Solms halblaut hineingesprochen hatte, schien den Ehrgeiz zu fühlen, seinen Hörerkreis zu erweitern. Mit sehr vernehmlicher Stimme gab er seine neuesten Kunstanschauungen zum besten, die er aus allerhand Zeitschriften sich zusammengelesen hatte. Die Doktrin von dem Segen der ‚Bodenständigkeit‘, dem Bedürfnis nach einer ‚Heimatkunst‘, der Andacht zum Unbedeutenden und dem Bestreben, alles Akademische zu verbannen und der seelischen Stimmung das letzte Wort zu lassen, hatte vor kurzem sich hervorgetan und begeisterte Anhänger gewonnen, zumal es vielen nur beschränkt Begabten sehr willkommen war, aus der Not eine Tugend machen zu dürfen.

Solms ließ den sonderbaren Schwärmer nach seiner Gewohnheit ruhig dozieren. Als aber der eifrige Verfechter einer lokalisierten Kunstübung davon anfing, es wäre schön, wenn sie diese Gegend zu ihrer Heimat erwählten und eine geschlossene Gruppe der Birkenheider vorstellten, wie es vor kurzem die Worpsweder Kollegen getan, meldete sich Gerhard zum Wort und fing an, in sehr ruhiger, aber bestimmter Weise gegen eine solche Verengerung des künstlerischen Horizonts zu protestieren.

„Ich bin erst seit gestern hier,“ schloß Gerhard, „und habe in diesem grünen Bezirk bereits eine solche Fülle landschaftlicher Schönheiten gefunden, daß ich wohl begreife, man könne in Jahr und Tag nicht damit fertig werden, auch nur die reizvollsten Motive zu verwerten. Und doch, auch wenn die hiesigen Formen und Farben noch charakteristischer wären — wie könnte man ein Leben daran setzen, während die Welt so unerschöpf-

lich ist an Naturschönheiten allerart! Ich liebe gewiß meine Heimat. Aber immer nur an ihr zu hängen, würde mir eine Gefangenschaft dünken. Wollen Sie meine Meinung über die Frage in vier Zeilen wissen, so ist sie in folgendem Vers enthalten, den ich neulich gelesen habe und der überschrieben war: ‚Heimatkunst‘ mit einem Fragezeichen:

Soll'n wir uns an die Scholle binden,
Auf die Geburt uns hingestellt?
Ist in der weiten Gotteswelt
Nicht unsre Heimat, wo wir Schönheit finden?“

Es blieb eine Weile still in der Tafelrunde, nachdem diese Worte verklungen waren. Aller Augen waren auf den Sprecher gerichtet, der still in sich gekehrt dasaß, ohne einen Zug auf seinem hellen Gesichte, der eine eitle Siegesfreude verraten hätte. Die italienische Lektion war längst ins Stocken geraten, die Malweibchen hingen an den beredten Lippen des Sprechers, nur Rita saß mit gesenkten Augen, Micetto streichelnd, als ob ihr Geist weit in die Ferne schweifte.

Dann begann Solms zu reden, in seiner feinen Weise Gerhard beistimmend und, da er von seinen französischen Erlebnissen erzählte, das Gespräch aus der theoretischen dürren Heide ins frische Leben hinausführend. Sogar die Skatspieler legten die Karten hin und hörten andächtig zu.

Als man auseinanderging, hatte man das Gefühl, dem neuen Kollegen dankbar sein zu müssen, daß man einen Abend nicht in der früheren öden Langenweile hingebracht hatte.

⁂

Am andern Morgen machte sich Gerhard, noch eh der Tau von den Wiesen vergangen war, an die Arbeit. Auf dem Grasanger vor der Scheune hatte er sein Feldstühlchen aufgestellt und, eine große Zeichenmappe auf den Knieen, angefangen, das Vieh, das in den verschiedensten Gruppen herumstand, zu studieren. Mit der Farbe wollte er erst morgen beginnen.

Es war ein klarer Hochsommermorgen, am Himmel kein Wölkchen, doch schon kam die Sonne über dem Birkenhain herauf, und der Maler, der sie im Rücken hatte, bedauerte, seinen Schirm zu Hause gelassen zu haben. Er wollte nur rasch die eben angefangene Zeichnung fertig machen, um sich dann in den Schatten des Hauses zurückzuziehen.

Da sah er auf der taubeperlten Wiesenflur einen leichten Schatten herankommen, wandte den Kopf einen Augenblick und erkannte Rita, die, einen Korb am Arm, auf das Haus zuging, wo sie Einkäufe an Butter und Eiern zu machen hatte.

Er nickte ihr zu, als sie herangekommen war, fuhr aber sogleich in seiner Arbeit fort und sah sich nicht um, als sie hinter ihm ins Haus ging.

Nach einer kleinen Weile hörte er, daß sie wieder herauskam. „Sie soll nicht denken,“ sagte er vor sich hin, „daß mir was an ihr liegt.“ Auch als sie sich ihm näherte und hinter ihm stehen blieb, tat er, als bemerke er ihre Gegenwart nicht.

Da hörte er sie mit ihrer ruhigen Altstimme sagen: „Verzeiht, Herr, ich will Euch nicht stören, ich möchte nur fragen, warum macht Ihr das?“

Auch jetzt sah er sich noch nicht nach ihr um. „Warum ich das mache?“ sagte er belustigt. „Weil ich ein Maler bin und diese Tiere mir gefallen.“

„Tun sie das wirklich? Ihr habt gestern abend gesagt, Eure Heimat sei, wo Ihr Schönheit findet. Dann kann Euch doch hier nicht heimlich sein, denn diese Tiere sind doch nicht schön!“

„Meint Ihr? Ist nicht jedes Geschöpf schön, das die Natur nach ihrem Willen rein und stark geschaffen hat?“

„Diese dicke, rote Kuh — vielleicht gefällt Euch die Farbe —“

„Auch der ganze Bau und der schwermütige Kopf mit dem weißen Hörnerpaar. Und vollends dort das schwarze Bullenkalb — seht nur, wie feurig es herumtollt, und aus den Augen funkelt ihm die Jugendlust.“

„Es wird auch eine plumpe Maschine werden wie die anderen. Und überhaupt — warum, auch wenn die Tiere schön wären, sind Menschen nicht schöner? Warum malt Ihr nicht lieber schöne Menschen? Keiner von den Herren gibt sich mit Kühen und Kälbern ab. Sie malen Landschaften, die sind auch nicht so schön wie Menschen, aber sie erinnern

an Gegenden, in denen man gern spazieren ging. Warum malt Ihr nicht auch lieber unsere Wälder und Wiesen und den klaren Fluß dazwischen?"

Er sah nun doch zu ihr auf. Sie trug ein gelbes Tuch um ihren dunklen Kopf, wie die Bäuerinnen hier, wenn sie aufs Feld gingen. Ihr schönes Gesicht darunter war ganz bleich, die bis an den Ellenbogen nackten Arme aber von einem bräunlichen Ton. Seinen Blick hielt sie ruhig aus.

„Fräulein Rita," sagte er freundlich, „Ihr tut kluge Fragen. Ihr müßt aber wissen, wo ich zuerst zu zeichnen anfing: auf dem Gut meines Vaters. Da waren keine schönen Menschen; die Rasse dort ist derb und ohne Anmut. Da gefielen mir die Tiere viel besser, die hielten auch still. Freilich, ich hätte lieber die Löwen und Bären gezeichnet, die ich in meinen Bilderbüchern fand. Die kamen mir aber in meiner Heimat nicht zu Gesicht."

„Aber Pferde waren doch wohl dort. Ist ein schönes Pferd, wie etwa der Orlando, nicht schöner als ein Ochs?"

„Ja, der Orlando! Den würd' ich gern malen."

„Er wird nicht stille stehen. Vorm' Jahr hat schon einer es versucht, er wollte mir das Bild schenken, daß ich doch ein ricordo hätte, wenn es einmal tot wäre. Er kam aber nicht damit zustande. Doch auch das schönste Pferd — was ist es gegen einen schönen Menschen? Die großen alten Maler haben sich nie mit Tieren abgegeben. Raffaello zum Beispiel — ich bin einmal in den Vatikan hinaufgekommen, ein paar deutsche Damen, meine Freundinnen, nahmen mich mit —, welche Wunder sind da an die Wände gemalt, die schönsten Menschen, alt und jung, herrliche Frauen oben an der Decke, auf einem Bild freilich auch Pferde, da es ein Schlachtenbild ist. Aber Kühe und Kälber — dafür war der Raffaello zu gut. Und Ihr — —!"

Er lachte etwas verlegen. „Ja, Fräulein Rita, erstens bin ich kein Raffael, und dann — wir haben ein Sprichwort: In der Not frißt der Teufel Fliegen. Wenn ich hier schöne Menschen malen wollte — wo fände ich sie? Nicht mehr, als in meiner holsteinischen Heimat. Ihr selbst aber — habe ich nicht gehört, daß Ihr keinem Maler erlaubt, ein Bild von Euch zu machen?"

Ein Schatten flog über ihr Gesicht. „Von mir ist nicht die Rede. Überhaupt, was geht mich's an, was Ihr schön findet? Verzeiht, daß ich mit meinem Geschwätz Euch gestört habe. Addio!"

Sie nickte leicht mit dem Kopf und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, mit ihren ruhigen, leichten Schritten von ihm weg auf den Weg, der nach dem Eichhorn führte.

✠ ✠ ✠

Er sah ihr nach, solange sie noch sichtbar blieb. Freilich, eine solche Gestalt, die war mehr der Mühe wert, als drüben die wiederkäuende rote Kuh.

Und was sie sonst noch gesagt hatte, wie einfach und auf sich selbst beruhend dies ganze Mädchen — ohne sonderliche Bildung nach dem herkömmlichen Begriff, mit einem sicheren Instinkt für das Rechte und Schöne begabt — —

Er hatte ein Gefühl von Beschämung, das ihm den goldenen Tag in einen grauen Schleier hüllte. Unmöglich, an der begonnenen Zeichnung weiterzuarbeiten, oder nur mit den Augen zu studieren. Eine Weile saß er noch vor sich hin brütend, dann klappte er die Mappe zu, stand auf und wandelte ziellos nach dem Wäldchen, das über die weiten Wiesen ihm schattig zuwinkte.

Dort streckte er sich ins hohe Gras und versank in eine dumpfe Träumerei. Es verdroß ihn, daß ihn dies fremde Mädchen, das ihn gar nichts anging, in einen Zwiespalt mit seinem künstlerischen Gewissen hatte bringen können, durch ein hingeworfenes Wort, das er durchaus nicht gelten zu lassen brauchte. Sollte er wirklich sich vorwerfen müssen, daß er mit seiner Tiermalerei nur einem bequemen Hang gefolgt sei, eine Spezialität auszubilden, in der er's trotz seiner Jugend schon zu einer gewissen Virtuosität gebracht und sogar etwas Ruhm erlangt hatte? Denn seine letzten Bilder hatten schon Käufer gefunden.

Wieder wandelte ihn die Reue an, daß er überhaupt hergekommen war. Und dann sah sein redlicher Sinn in dieser Reue wieder ein Zeichen von

Schwäche, und er kam aus dem Streit der Gedanken, die sich anklagten und entschuldigten, nicht heraus.

So geschah es auch, daß er beim Mittagstisch in der Veranda verspätet eintraf. Wilm, den danach verlangte, seine erste Studie zu sehen, mußte eine Abweisung hinnehmen; er sei überhaupt dahinter gekommen, daß an dem hiesigen Schlag der Rinder wie der Pferde wohl nicht viel für ihn zu holen sei. Dann verstummte er, und nachdem er hastig gegessen hatte, zog er sich in sein Zimmer zurück.

Nachdem er, tiefsinnig rauchend, eine Stunde lang hin und her gegangen war, dachte er, daß ihm wohler werden möchte, wenn er den angefangenen Brief an seine Braut zu Ende schriebe. Er zwang sich in eine heitere, ja zärtliche Stimmung hinein und beschrieb, wie er es hier gefunden, die Anmut der Gegend, die freundliche Gesellschaft des alten Studiengenossen und der übrigen Kollegen.

Als er den Brief geschlossen hatte, nahm er seinen Hut, um hinunterzugehen, und ihn in den Briefkasten am Bahnhof zu tragen. Da er niemand, am wenigsten Wilm begegnen wollte, ging er durch die Hintertür in den Hof, aus dem ein Pförtchen auf die Landstraße führte. Eben führte der Knecht den Orlando heraus, gesattelt und aufgezäumt. „Wollen Sie ausreiten?“ fragte Gerhard.

„Nicht ich, das Fräulein.“

Gerhard bat ihn, das schöne Tier einen Augenblick zu halten, er möchte sehen, ob es ruhig genug bliebe, ein Bild davon zu machen.

Der Knecht lachte. „Ruhig ist er nur, wenn er das Fräulein auf dem Rücken hat, sonst unbändig wie der Teufel.“

Gerhard hatte nur eben ein paar Minuten lang erleben können, daß allerdings das Pferd sich in beständigem Bäumen und Seitensprüngen austobte, als seine Bändigerin aus dem Hause trat.

Sie trug ein seltsames Reitkostüm, eine rote Garibaldijacke, mit einem ledernen Gürtel über den Hüften zusammengehalten, darunter einen geteilten Rock von dunkelblauem Wollstoff, auf dem Kopf eine Mütze von derselben Farbe, an den Füßen gelbe Lederschuhe.

Sie nickte Gerhard schweigend zu, nicht ihn vermeidend, wie gestern, da nun das Eis zwischen ihnen gebrochen war. Dann trat sie zu dem Pferde, das mit zitternden, geblähten Nüstern sie begrüßte, und gab ihm ein paar Stückchen Zucker, die es mit den weichen weißen Lippen behutsam aus ihrer bräunlichen Hand nahm. Dabei klopfte sie ihm mit der anderen Hand den glatten Hals und strich über die schwärzliche Mähne, die sich dunkel von dem silbergrauen Fell abhob.

Gerhard war zu ihr getreten und hatte, da sie sich anschickte, aufzusteigen, seine Hand hingehalten, damit sie den Fuß hineinsetze. Sie schüttelte leise den Kopf mit einem: „Ich danke“, setzte den linken Fuß in den Steigbügel und schwang sich, in die Mähne greifend, rittlings in den Sattel. Das Kleid hing an beiden Seiten bis an die Knöchel herab. Dann schnalzte sie mit der Zunge, und mit einem munteren Satz sprengte sie aus dem Tor des Hofes davon, das der Knecht ihr geöffnet hatte.

„Ein schneidiges Frauenzimmer, unser Fräulein!“ sagte der Knecht, der ihr bewundernd nachsah. „Das getraute sich keine andere.“

Gerhard nickte stumm. Er stand ein paar Minuten auf derselben Stelle, in wunderlicher Stimmung. Es hatte ihn immer als gemein und unweiblich berührt, wenn er eine Magd vor dem hochbeladenen Erntewagen mit gespreizten Beinen auf einem schweren Ackergaul davonreiten sah, während ihr Rock sich bis an die Knie hinaufschob und die Knechte ihr allerlei gesalzene Späße zuriefen. Warum fand er hier alles natürlich und reizend? Freilich saß dieses Mädchen so streng und züchtig auf ihrem feurigen Tier, daß niemand daran Anstoß nehmen konnte.

Und wie ihr das rote Hemd und das blaue Mützchen stand! Von dem ‚Bild ohne Gnade‘ war auch auf dem jungen Gesicht kein Zug mehr zu finden.

Er ging nachdenklich nach dem Bahnhof. Dort angelangt, drehte er den Brief eine Weile zwischen den Fingern, eh' er sich entschloß, ihn in den Kasten zu werfen.

⁂

Vier Tage vergingen, ohne daß sich in der Malerkolonie etwas Bemerkenswertes ereignet hätte.

Als es dann Sonntag geworden war und die Wochenausstellung im Speisesälchen stattfand, waren die Kollegen sehr erstaunt, daß der Holsteiner drei Studien dazu lieferte, zwei Aquarelllandschaften und eine Ölskizze, die bewußte Scheune mit dem Ahorn, davor weidend das schwarze Stierkälbchen.

Das letztere, so meisterlich es schon im ersten Hinwurf erschien, hätten sie dem Tiermaler, als der Gerhard ihnen angekündigt war, eher zugetraut. Daß er aber auch als Landschafter alle Erwartungen übertraf, verblüffte sie förmlich, zumal dieser Neuling auf ein paar höchst glückliche Motive gekommen war, die den alten Birkenheidern entgangen waren. Sie waren so betroffen und von heimlichem Neide erfüllt, daß sie die Sachen nur stumm betrachteten, doch auch jeder mäkelnden Kritik sich enthielten.

Auch Solms, der nichts ausgestellt hatte, stand vor den drei großen Blättern eine Zigarettenlänge in stiller Betrachtung. Dann drehte er sich zu Gerhard um und sagte, ihm zunickend: „Très bien, mon chèr! Sie sind ein ganzer Kerl. Sie sollten nach Paris gehen, da würden Ihre Sachen geschätzt werden, und Sie fänden auch allerlei Anregungen."

„Die könnte ich wohl brauchen," versetzte Gerhard, über dessen zartes Gesicht eine leichte Röte flog. Im übrigen sei er noch nicht so weit, sich neben den fertigen Meistern zeigen zu dürfen.

„Da sind Sie im Irrtum, lieber Lührsen," sagte der andere. „Gerade neben den ‚Fertigen', die schon alle ihre spezielle Manier haben und so fertig sind, daß sie nicht mehr weiterkommen, gerade neben denen wirkt einer, wie Sie, der noch ganz naiv sich bemüht, der Natur ihre Reize abzugewinnen, wie ein frisches Glas Wein neben Absinth. Und bei alledem haben Sie schon eine persönliche Note. Wie Sie hier die Natur angeschaut haben, das ist ganz Ihr Eigen, da ist keine technische Konvention, kein Losarbeiten auf den Effekt dabei. Ich wünsche Ihnen nur, daß Sie auch ferner Kraft haben, mit eigenen Augen zu sehen und sich von modernen Mätzchen nicht irre machen zu lassen." Er zündete sich eine neue Zigarette an und ging dann zu den Arbeiten der anderen, über die er kein Wort vernehmen ließ. Sie hatten alle seiner Rede begierig gelauscht, und was davon auf sie selbst Bezug hatte, sich gesagt sein lassen. Einige traten jetzt auf Gerhard zu und lobten die Studien. Sie waren doch gute Jungen und trotz alles Konkurrenzneides für ein großes Talent empfänglich.

Auch Sor Carlino, der von Solms' Worten nur verstanden hatte, daß er den neuen Gast sehr lobte, trat jetzt auf diesen zu, legte die Hand salutierend an seinen Fes und sagte: „Meine Glückwünsche, Signor!"

Gerhard schüttelte ihm freundlich die Hand. Er sah auch Rita hereinkommen und vor seine Blätter treten. Doch war an ihrem Gesicht nicht zu erkennen, welchen Eindruck sie ihr machten. Waren doch auch keine schönen Menschen darauf.

Wilm zog ihn in den Garten hinaus. „Höre, mein Sohn," sagte er, „ich muß Dir sagen, daß Du zu den schönsten Befürchtungen berechtigst. Du schneist hier in unser Stilleben herein, kommst, siehst und siegst — wenn die Kollegen Dir das übelnehmen, ist's ihnen nicht zu verdenken. Am Ende sind wir alle Menschen. Ich für mein armes Teil habe ja resigniert. Aber auch ich muß gestehen, daß ich, so sehr ich Dir alles Gute gönne, eine stille Wut habe, wie Du das alles aus dem Pinsel schüttelst, wonach ich im Schweiß meines Angesichts mich vergebens abarbeite. Wo hast Du diese Transparenz der Lüfte her, den Schmelz der Wiesen, die Waldfrische in Deinem Eichen-Interieur, die man förmlich riecht? Solange Du dergleichen Hexenkünste hier treibst, rühr' ich keinen Pinsel mehr an."

„Sei unbesorgt," versetzte der Andere, dessen Stirn eine schwermütige Wolke verschattete, „ich werde hier niemand mehr lange im Wege stehen. Gestern hab' ich einen Brief von Lottens Mutter erhalten. Sie wollen Ende dieser Woche kommen. Nun, diesen Besuch muß ich noch abwarten, dann hält mich nichts mehr, ich trete endlich die Romfahrt an, denn alle guten Worte von Solms und Dir helfen mir nicht über das innere Ungenügen hinweg. Hier habe ich auch nicht mehr viel zu suchen, und die Tier-

malerei fängt an, mir schal und unerquicklich zu werden. Du solltest mitkommen, Wilm. Ich weiß, was Dich zurückhält. Aber wenn Du von Freundschaft denselben Begriff hast, wie ich, kann das kein Grund sein." Er hatte ihm schon in Dresden angeboten, ihn mitzunehmen und völlig frei zu halten.

„Du bist ein guter Mensch," erwiderte der andere, „und vielleicht hast Du recht. Aber mag es auch ein dummer Stolz sein, ich hab' ihn nun einmal. Sprechen wir nicht mehr davon!"

⌘ ⌘ ⌘

Man war in die Hundstage gekommen. Die brütende Schwüle, die über dem dörflichen Gebiete lag, minderte sich kaum, wenn die Sonne hinunter war, und nur selten brachte ein kurzes Gewitter Erquickung. Den Malern schienen die Farben auf der Palette einzutrocknen. Manchen Tag, wenn sie in der Frühe ihr Bad im Flusse genommen hatten, konnten sie sich nicht entschließen, zu ihren Arbeitsstätten hinauszuwandern, um auch unter dem dichtesten Schirm vor Glut zu verschmachten. Sie saßen im Garten herum, rauchend und Skat spielend. Sogar Orlando fühlte sich durch die Hitze um seine Munterkeit gebracht und duldete es, daß der Knecht ihn an der Halfter hielt, um Gerhard ein möglichst ruhiges Modell zu gewähren.

Rita sah zuweilen in den Hof herein und sagte dem Fleißigen ein freundliches Wort. Als sie in der Mitte der Woche ein wenig verweilte, da das Bild seiner Vollendung entgegenging, ließ Gerhard, ohne zu ihr aufzublicken, die Worte fallen: „Ich bekomme übermorgen Besuch, zwei Damen. Wäre es möglich, ihnen ein Zimmer im Hause zu geben?"

„Zwei Damen?"

„Ja, Mutter und Tochter. Es ist möglich, daß sie ein paar Tage bleiben, jedenfalls werden sie wohl hier übernachten. Wenn es möglich wäre, Fräulein Rita —"

„Gewiß. Nummer Zehn ist ja noch frei, neben Eurem Zimmer. Ich kann noch ein Bett hineinstellen lassen. Was sind es für Damen?"

„Die Mutter ist die Witwe eines Pfarrers aus meiner Heimat. Die Tochter ist meine Braut."

„Eure — Braut?"

Er sah ihr Gesicht nicht. Aber am Klang ihrer Stimme konnte er hören, wie diese Mitteilung auf sie gewirkt hatte. „Ja, meine Braut," wiederholte er, ohne den Pinsel ruhen zu lassen. „Ich kenne sie aus meiner Knabenzeit, seit drei Jahren sind wir verlobt, sie ist ein sehr liebenswürdiges Geschöpf, nur ein wenig schüchtern, da sie noch nie in die Welt hinausgekommen ist. Ihr werdet mir einen Gefallen tun, Fräulein Rita, wenn Ihr freundlich mit ihr sein wollt. Alles was sie hier sehen wird, ist ihr fremd. Aber sie hat ein warmes Herz und ist dankbar, wenn man sie gütig behandelt. Versprecht mir das, Fräulein Rita." Er wartete eine Weile auf Antwort. Als es still blieb hinter seinem Rücken, wandte er sich um. Der Platz war leer.

⌘ ⌘ ⌘

Er fand auch in den nächsten beiden Tagen keine Gelegenheit, das abgebrochene Gespräch wieder aufzunehmen. Das Mädchen wich einer Begegnung mit ihm geflissentlich aus. Auch abends blieb sie unsichtbar und setzte die italienische Lektion nicht fort. Er selbst schien nach einer neuen Anknüpfung nicht zu verlangen. Unter den Kollegen saß er stumm und wie geistesabwesend, und Wilm, der in seinem Herzen las, dachte nicht daran, ihn seinem Brüten zu entreißen. Er konnte sich so gut hineindenken, wie *ihm* zumute sein würde, wenn er eine solche Braut erwartete.

Am Freitag nachmittag fuhr Gerhard in die Stadt. Er hatte hinterlassen, daß er die Damen in der Stadt empfangen und in ihrem Hotel übernachten werde. Sonnabend werde er zu Tisch mit ihnen herauskommen.

Die Nachricht, daß er den Besuch einer Braut erwarte, hatte unter den Kollegen keine geringe Aufregung hervorgerufen. Man war in Wilm gedrungen, näheres von ihr zu erfahren. Der aber sagte nur, er werde sie selbst erst kennen lernen. Als einige meinten, es werde wohl ein schönes Paar sein, eine hochgewachsene, blonde Walküre, die zu diesem Siegfried passe, hatte er nur die Achseln gezuckt und sich in Schweigen gehüllt.

So saß am Sonnabendmittag die kleine Tafelrunde in gespannter Erwartung beisammen. Es war Zwölf geworden, noch immer kamen die neuen Gäste nicht. Soeben ließ der Wirt fragen, ob er nicht endlich anrichten dürfe, da erklangen Schritte, und an den Stufen der Veranda erschien Gerhard, am Arm eine runde, kleine Dame führend, an seiner anderen Seite die Braut.

Es war ein seltsamer Anblick, diese drei ungleichen Gestalten nebeneinander zu sehn, in der Mitte den hochgewachsenen jungen Mann in seiner leuchtenden Siegfriedschönheit, den schwarzen Malerhut auf die dichte, blonde Mähne gedrückt, neben ihm die behäbige, kleine Pfarrerin in schwarzem Seidenkleide, mit einem veralteten Hütchen, das mit roten Blumen aufgesteckt war, und nun das schmächtige Figürchen der Braut, auf die sich alle Augen richteten.

Dennoch war's begreiflich, daß man sie in Husum zu den schönen Mädchen der Stadt zählte. Ihr Gesichtchen trug den landläufigen Gretchentypus, blond und regelmäßig, die blauen Augen schön geschnitten, doch leider ohne jugendlichen Glanz. Auch das Näschen war fein und wohlgebildet, nur etwas dünn, wie auch der allzu kleine Mund von schmalen Lippen gebildet wurde. Alles in allem ein unbedeutendes blankes Puppenköpfchen.

So war auch ihr Anzug, eine weiße Bluse, deren glatte Falten nichts weiblich Reizendes zu verbergen hatten, am Halse eine blaue Schleife und eine kleine goldene Kette, an der ein Kreuzchen hing. Vom Strohhut, den sie am Arm trug, hing ein breites blaues Band herab, und ihr lichtblondes Haar hatte sie in einem künstlich geflochtenen Zopf oben über den Scheitel gelegt, wo er sich wie ein Diadem ausnahm. In ihren Gebärden sprach sich bei aller Ungewandtheit das Bewußtsein aus, daß es sich wohl der Mühe lohne, sie anzuschauen.

„Meine Schwiegermutter, Frau Pfarrerin Holle, — meine Braut!"

Die ganze Tischgesellschaft erhob sich. Wilm war eilig nach vorn gekommen, hatte Mutter und Tochter ehrerbietig die Hand gedrückt und sie an ihre Plätze geführt. Man hatte ihnen die Mitte der Tafel eingeräumt, vor den Gedecken des Brautpaars standen zwei hübsche Rosensträußchen, eine Aufmerksamkeit Wilms, der seinen Platz neben der kleinen Pfarrerin hatte. Der Bräutigam saß wieder zwischen den beiden Damen, auf der linken Seite der Braut kamen die beiden Malweibchen, zuerst Lucinde, die, als das Paar eintrat, dem Madönnchen zugeraunt hatte: „Die reine Unschuld vom Lande! Der prächtige Mensch und dies dürftige Konfirmationskind! Wo hat er nur seine Augen gehabt?"

Das Madönnchen, das sich selbst für eine Schönheit hielt, verzog den Mund zu einem mitleidigen Lächeln. Von den Kollegen äußerte keiner ein geringschätziges Wort, obwohl sie alle stillschweigend einverstanden waren, daß da einmal wieder einer einen dummen Streich mache. Erst als die Suppe aufgetragen war, erschien Rita. Sie war in ihrem Sonntagsanzug, der grünseidenen Bluse mit dem Spitzenkragen, in dem glänzenden dunklen Haar statt des Pfeils heute ein paar goldene Nadeln und einen Kamm von Schildpatt. Nur einen Blick warf sie auf das Brautpaar, dann beschäftigte sie sich so gleichgültig mit ihren wirtlichen Pflichten wie sonst.

Solms, der ihr zunächst am oberen Ende des Tisches saß, wandte sich zu ihr um und sagte leise: „Nun? Was sagt Ihr dazu?" Sie rümpfte nur leicht die volle Lippe und zuckte die Achseln.

Gerhard hatte ihren Eintritt bemerkt und sie mit der Hand begrüßt. „Die Tochter des Hauses," sagte er zu seiner Schwiegermutter, „eigentlich die Herrin des Hauses. Ihr müßt nach Tische zu ihr gehn und ihr etwas Freundliches sagen."

Auch Fräulein Lottchen hatte die fremdartig schöne Erscheinung bemerkt, sie aber keines weiteren Interesses gewürdigt. Nur, als Gerhardt ihr zuflüsterte: „Da siehst Du eine echte Römerin!" hatte sie ziemlich hörbar erwidert: „Wenn sie alle nicht schöner sind, begreif' ich nicht, daß man sie so rühmt."

Auch anderes Römische fand nicht viel mehr Gnade vor der jungen Holsteinerin. Von jedem Gericht, das aufgetragen wurde, nahm sie nur einen Löffel voll, fand den Reis hart, die Hühner, die am

Spieß gebraten waren, trocken, da die deutsche Sauce fehlte, und der Gorgonzola vollends mit seinem gründurchwachsenen Geäder machte sie schaudern.

„Du wirst das alles sehr gut finden,“ sagte Gerhard, der sich während der ganzen Zeit zu einer heiteren Miene zwang, „wenn Du mit mir auf der Hochzeitsreise die italienische Küche gründlicher kennen lernst.“

„Ich glaube kaum,“ war alles, was sie erwiderte.

Lucinde, die neben ihr saß, fühlte sich verpflichtet, eine Konversation mit ihr anzuknüpfen. „Hat man während des Winters in Husum viel Gelegenheit, zu tanzen?“ fragte sie.

„Ich besuche keine Bälle.“

„Tanzen Sie nicht gern?“

„Ich habe es nicht gelernt. Mein Vater fand es nicht schicklich.“

Das Madönnchen stieß die Freundin an, die sich aber nichts anmerken ließ.

„Ach ja, Pfarrerstochter!“ sagte sie. „Aber womit amüsieren Sie sich sonst?“

„Ich habe nicht Zeit, an dergleichen zu denken. Es gibt so viel im Hause zu tun. Nur am Sonntag kommen ein paar Freundinnen zum Kaffee, dann gehn wir spazieren, oder im Winter spiele ich auf dem Klavier, und wir singen dazu.“

„Doch wohl nicht immer Choräle?“

Die ‚Unschuld vom Lande‘ empfand nun doch, daß ihre Nachbarin sich lustig über sie machte, und gab keine Antwort, zumal der Bräutigam sich eben wieder zu ihr wandte und leise in sie hineinsprach. Mit der Mutter hatte indessen Wilm sich höflich unterhalten. Sie erzählte ihm, so laut, daß es die Gegenübersitzenden hören konnten, welch einen Schatz ihr Schwiegersohn an ihrer Tochter besitzen werde, rühmte ihre häuslichen Tugenden und daß nie ein unreiner Gedanke sich in ihrer Seele geregt habe. Auch was sie an der Aussteuer bereits fertig habe, und wie fleißig Lottchen an der Wäsche mitgenäht habe. Leider bestehe der Bräutigam darauf, noch ein Jahr in Italien zu studieren. Ob es da besonders schönes Vieh gäbe? Und dann sage man auch, die jungen Maler würden dort von schlechten Weibern verdorben.

Wilm, der geduldig zugehört, nur zuweilen mit Solms einen hilflosen Blick getauscht hatte, suchte sie zu beruhigen. Auch Solms mischte sich ein. Wenn sie einige Zeit hier mit ihnen lebte, würde sie sehen, daß die Maler Leute von strenger Tugend seien, die keinen verführerischen Weibern ins Netz gingen.

Sie könne leider nicht einmal über Nacht bleiben, versetzte die kleine Frau. Es gehe kein Zug morgen so früh in die Stadt, daß sie noch zur Kirche recht kämen. Sie bedaure es sehr, und am Montag müßten sie wieder abreisen.

Auch Wilm bedauerte es, doch mit einem stillen Seufzer der Erlösung. Dann kam, zum Nachtisch, der Asti, den Gerhard bestellt hatte, um auf die Gesundheit seiner Braut und ihrer verehrten Mutter zu trinken. Die beiden nippten nur an dem süßen, perlenden Wein und stießen bescheiden an. Die Malweibchen, denen Gerhard ebenfalls einschenkte, tranken herzhafter und leerten, als die andern aufgestanden waren und man sich gesegnete Mahlzeit gesagt hatte, im stillen unter sich die Flasche.

⁂ ⁂ ⁂

Rita war verschwunden. Seine Damen ihr vorzustellen, mußte Gerhard auf später verschieben. Er führte sie in den Garten, wo die Mama sich in die Laube setzte, um ein Mittagsschläfchen zu halten, während Gerhard, Lottchen an der Hand haltend, die Laubgänge durchschritt und ins Freie hinaustrat.

Sie waren beide eine Weile stumm. Auch war die Schwüle drückend, und erst auf dem Weg am Flusse unter den Erlen und jungen Eichen konnte man leichter atmen. Ein Bänkchen stand dort, vor einer kleinen Hecke wilder Rosen, die es im Rücken gegen die Wiese abgrenzte und wie zum Ruhesitze für zwei Liebende geschaffen machte. Da ließen sie sich nieder. Gerhard umfaßte das Mädchen, das es ohne Entgegenkommen geschehen ließ und, als er sie küssen wollte, ihm die Wange hinhielt.

„Du bist nicht vergnügt, Liebchen,“ sagte er. „Ist Dir nicht wohl?“

„O doch. Ich bin hier nur so fremd.“

„Du würdest bald heimisch werden, wenn Ihr länger bliebt. Haben Dir meine Kollegen nicht gefallen?“



Sinkender Tag.

Gemälde von Prof. Paul Hoecker.

„Nein. Sie haben alle so was Verwildertes, Unheimliches. Ich würde mich fürchten, einem allein zu begegnen. Und gleich nach dem Essen haben sie angefangen, Karten zu spielen!“

Er lachte. „Ja, Liebste, das ist nun einmal ihre Schwäche, statt Siesta zu halten. Aber ‚verwildert‘? Und die guten Jungen haben Dir zu Ehren ihre besten Anzüge vorgeholt, obwohl es kein Feiertag ist. Und waren die Fräuleins nicht sehr artig zu Dir?“

„Die sind mir noch widerwärtiger. Die neben mir hat mich verspotten wollen, weil ich nicht tanze. Und mit solchen Geschöpfen gibst Du Dich ab?“

„Nur so viel die Höflichkeit verlangt. Reizend finde auch ich sie nicht, aber bös gemeint hat es der Pudelkopf gewiß nicht. Schade, daß Du die Rita noch nicht gesprochen hast, die hat etwas Eigenes, Vornehmes, was Dir gewiß gefallen würde.“

„Die? Nein, die wünsche ich überhaupt nicht kennen zu lernen. Sie hat einen Blick, als könnte sie jemand, den sie haßt, vergiften. Ich begreife nicht, was Du an ihr findest. Sie aber — ich hab' es wohl bemerkt, wie sie einmal nach Dir hinsah — Du gefällst ihr und sie ist eifersüchtig auf mich, daß ich Deine Braut bin. O Gerhard, wenn Du mich lieb hast, bleibst Du nicht länger hier! Ich weiß zwar, Du wirst mir immer treu bleiben. Aber wenn dies Mädchen es sieht und Dir etwas antut —“

„Meine arme Liebste,“ erwiderte er, sie an sich ziehend, „was hast Du für abenteuerliche Gedanken! Ich und diese Rita — es ist zum Lachen. Sie hat mir sogar offen gesagt, daß sie mich für keinen richtigen Künstler hält, weil ich nur Viehstücke male. Nein, liebes Herz, es ist wirklich keine Gefahr, wenn ich noch eine Woche bleibe, um ein paar angefangene Studien fertig zu machen. Dann reise ich ohnedies in das Land, das nach Deinen Begriffen von schönen Giftmischerinnen wimmelt, und Du mußt fleißig für mich beten, daß ich heil und gesund zu Dir zurückkehre.“

Eine Pause trat ein. Dann sagte das Mädchen, ihre blauen Augen flehend zu ihm aufschlagend: „Mußt Du denn überhaupt fort? Mama sagt auch —“

Sein Gesicht verdüsterte sich. „Ich bitte Dich, Liebste, hiervon nicht wieder zu reden. So genau ich weiß, was ich Dir schuldig bin — auch die Pflichten gegen mich selbst und meine künstlerische Ausbildung kenne ich und werde sie erfüllen. Ich begreife, daß Dir das Verständnis dafür fehlt. Doch, wenn Du mich wirklich liebst, wirst Du Dich bemühen, mich verstehen zu lernen und an einem Künstlerleben Gefallen zu finden, das wahrlich nicht gottlos und unheimlich ist, wie Dir's nach Deinem einsamen, klösterlichen Leben vorkommen mag. Aber komm nun! Die Mutter wird ausgeschlummert haben und uns vermissen.“

⊠ ⊠ ⊠

Sie waren schon um sechs Uhr in die Stadt zurückgefahren, ohne den letzten, den Zehnuhrzug, abzuwarten und vorher am Abendessen teilzunehmen, zu dem Sor Carlino einen vortrefflichen Salat versprochen hatte. Die Mutter wäre gern geblieben. Aber die Tochter schützte Kopfweh vor und ließ sich nicht halten.

So hatten sie auch die Bekanntschaft Ritas nicht gemacht, die im Dorf etwas Dringendes zu tun hatte. Es war Gerhard ganz erwünscht; von einem Begegnen der beiden Mädchen ließ sich nichts Freundliches erwarten.

Er selbst fuhr natürlich mit in die Stadt und blieb dort, solange sein Besuch sich aufhielt. Erst am Montag nachmittag kehrte er zurück.

Wilm hatte ihn am Bahnhof erwartet.

Er erschrak, als er die tiefernste Miene sah, mit der der Freund ihn begrüßte. „Nun?“ sagte er. „Hast Du sie glücklich auf den Weg gebracht? Wie war's noch?“

Gerhard ging stumm neben ihm her, seine Brust arbeitete schwer. Erst nach einer Weile brach es ihm von den Lippen:

„Es war furchtbar! Frag mich nicht!“

„Hat es eine Szene gegeben?“

„O das — das wäre Wohltat gewesen! Ich hätte mir das Herz entladen und jetzt — wär's vorbei. Aber diese stillen Duldermienen, diese christliche Güte und Sanftmut, mit der sie mich behandelten, wie einen Kranken, mit dem man Nachsicht haben muß, nein, wie einen Verbrecher, den Liebe zur Pflicht zurückzu-

führen sucht — o! o! Kein Wort von Birkenheide und der schlechten Gesellschaft hier, kein neuer Versuch, mich von Italien zurückzuhalten, — ich sollte selbst zur Erkenntnis kommen, was für ein Ungeheuer ich wäre, wenn ich mich gegen das eine, was not tut, verstockte und den breiten Weg weiter wandelte, der ins Verderben führt. Erlaß mir alle Einzelheiten. Ich kann Dir sagen, wenn es länger gedauert hätte, ich wäre aus der Haut gefahren."

Wieder schwiegen sie während hundert Schritten auf der Straße, die nach dem Eichhorn führte. Dann blieb Wilms stehen. „Du hast Recht," sagte er. „Es darf nicht länger dauern. Du siehst ein, daß Du sie nicht glücklich machen kannst und selber unglücklich wirst. Also mach ein Ende!"

Gerhard stieß seinen Stock heftig gegen den Boden. „Ein Ende machen — einer Sache, die vier Jahre gedauert hat? Es würde ihr das Leben kosten."

„Ihr? Dieser dünnblütigen, engbrüstigen, von geistlichem Hochmut beseelten Schattenpflanze? Glaubst Du wirklich, sie trage Dich so tief im Herzen, daß es ihr zerspringen müßte, wenn Du herausgerissen würdest?"

„Nein, aber wenn Du Dir vorstellst, was sie in der kleinen Stadt zu erdulden haben würde, wenn es hieße, der Bräutigam habe sie sitzen lassen, sie sei ihm nicht mehr gut und schön genug gewesen? Gerade weil sie ein enges Herz hat, fände das, was ich ihr sagen könnte, mich zu rechtfertigen, keinen Raum darin. Und da sie immer an der Hoffnung festhalten würde, mich noch von meinen Verirrungen zurückzubringen, sähe sie es sogar für eine heilige Pflicht an, mich nicht loszulassen und mein Wort mir nicht zurückzugeben."

„Du bist verstört und aufgeregt," brummte der Andere. „Beschlaf es, mein Sohn! Morgen reden wir mehr davon."

⁂

Sie waren über den Hof ins Haus gelangt, ohne gesehen zu werden. Den Rest des Tages hielt sich Gerhard auf seinem Zimmer. Als er abends in die Veranda trat, wo die Andern schon beisammen waren, hatte er sich so weit schon wieder in der Gewalt, daß er die Kollegen mit gelassener Miene begrüßen konnte.

Solms bot ihm die Hand. „Bentornato," sagte er herzlich. Gerhard nickte und setzte sich an seinen Platz neben Wilm. Es blieb still in der Tafelrunde. Die guten Gesellen, die in den letzten Tagen auch ihre Gedanken über das Verlöbnis unter sich ausgetauscht, sich aber jedes schadenfrohen Spottes enthalten hatten, waren zartfühlend genug, den Heimgekehrten zu empfangen, als ob nichts vorgefallen wäre. Nur Lucinde, die es ihm heimlich übel nahm, daß er ihr zartes Entgegenkommen völlig übersah, fragte ihn etwas ironisch, wie das Fräulein Braut sich befinde, ob ihr Kopfweh vergangen sei und es ihr in der Stadt besser gefallen habe, als hier draußen?

Gerhard zog die Brauen zusammen und wandte sich nicht zu ihr, sondern zu Wilm, als er sagte: „Ich habe sie ins Museum geführt, heut vormittag. Ich schämte mich, daß ich nicht besser darin Bescheid wußte, da ich selbst noch nicht hineingekommen war. Es sind wirklich sehr schöne Sachen darin, mehr als ich erwartet hatte." Und nun fing er an, von einzelnen Bildern zu reden, die ihm besonders eingeleuchtet hatten. Daß es ihm bitter gewesen war, zu bemerken, wie seine „Liebste" an den Bildern vorbeigesehen, die er ihr erklärte, und nicht das geringste Verständnis, selbst nicht den guten Willen dazu gezeigt hatte, davon schwieg er. Aber die Erinnerung daran lebte peinigend wieder in ihm auf.

Rita erschien, als das Essen vorüber war. Gerhard begrüßte sie, und als sie sich, wie jeden Abend, zu ihren Schülerinnen gesetzt hatte, sprach er ihr sein Bedauern aus, daß sie sich umsonst die Mühe gemacht, das Zimmer für die beiden Damen herzurichten.

„Oh, niente!" machte sie und zog gleichgültig ihr Büchlein hervor. „Ich hätte es dem Fräulein am Ende doch nicht recht gemacht. Sie hätte es nicht so gefunden, wie sie's zu Hause gewohnt ist."

Sie hatte gesehen, daß die Braut zu allen Gerichten bei Tisch das Näschen gerümpft und kaum davon gekostet hatte. Und sie war ehrgeizig für ihren Vater.

Das Gespräch über die Bilder im Museum dauerte noch eine Weile fort. Dann wurde es Schlafenszeit, und auch

Gerhard sagte den drei Mädchen, die noch beisammen blieben, gute Nacht und stieg in sein Zimmer hinauf.

Seine Glieder schleppte er mühsam, wie wenn er von einer schweren Krankheit aufgestanden wäre. Es war auch schwül und dumpf in seinem Gemach, er stieß das Fenster auf und dachte sich durch die Nachtluft zu kühlen. Aber ein schwerer Föhn wehte über den Hof ihm entgegen, der ihm den Atem beklemmte. Über den Himmel flogen leichte schwärzliche Wolkenstreifen, die hin und wieder den Mond verdunkelten. Doch trat er immer wieder strahlend hervor.

Er hatte sein Lager aufgesucht und gehofft, daß ihn Schlaf von seinen wühlenden Gedanken erlösen würde. Doch nach einer Stunde noch lag er hell wach. Er sah nach der Uhr. Es war über Zehn. Im Hause schlief alles, es regte sich kein Laut. Die unheimliche Stille drohte ihn zu ersticken, und die rasende Gedankenflucht in seinem Hirn hörte nicht auf. Endlich erhob er sich, warf sich in die Kleider und ging barhaupt die dunkle Treppe hinab und durch die Haupttür ins Freie.

Nicht lange, so hatte er die Gegend am Flusse erreicht und schritt langsam fort auf dem Wege, den er vorgestern mit seiner Braut gegangen war. ‚Wenn ich jetzt in den Fluß spränge,‘ dachte er, ‚so wäre ich all das Elend los. Aber es wäre feige und töricht. Ich habe doch noch manches in freier Luft zu schaffen. O und doch, wie soll das noch gut werden!‘

So kam er endlich zu der Bank, wo er mit ihr gesessen hatte. Sie war einer seiner Lieblingsplätze. Hier hatte sich der Fluß durch eine Bodensenkung zu einem kleinen See erweitert, und der Mond stand gerade über der glatten, spiegelnden Fläche, die wie gediegenes Silber glänzte. Drüben am andern Ufer breitete sich eine Wiese aus, über der jetzt ein weißer Nebelduft schwebte, und eine einzelne Eiche stand mitten darin, deren Wipfel gleichfalls vom Monde angeglänzt war. Auch die Erlen und Weiden, die bis dicht an den kleinen See am diesseitigen Ufer standen, warfen lichte Schatten, nur der Weg vor ihnen war weit hinaus in eine feine Dämmerung getaucht.

Gerhard hatte sich auf der Bank niedergelassen und den Blick träumerisch in das reizende Bild versenkt. Ihm wurde leichter zumute, da er sich in eine Traumwelt entrückt fühlte, in die alles irdische Leid nicht hineinreichte. Auch konnte er leichter atmen, und der feuchte Hauch vom See herauf erfrischte sein Blut. So saß er wohl eine Viertelstunde lang, und eben fielen ihm die Lider zu, und der Schlaf, den er ersehnte, wollte sich seiner erbarmen, als er auf dem Uferweg unter den Erlen den Schall von Pferdehufen vernahm und auffahrend Rita erkannte, die in ruhigem Trabe dahergeritten kam.

Sie trug ihr gewöhnliches Reitkostüm, das rote Hemd und den blauen Rock, doch das schwarze Haar war unbedeckt. Als sie Gerhard erblickte, der in seinem halben Traume sie erst nicht für eine lebendige Erscheinung hielt, zog sie den Zügel an, daß Orlando plötzlich stehen blieb.

„Guten Abend!“ sagte sie. „Auch Ihr habt noch quattro passi machen wollen. Schade daß Ihr nicht auch ein Pferd habt, so ein Ritt in der Nacht ist erfrischender als ein Spaziergang. Oder habt Ihr Studien zu einer Mondscheinlandschaft gemacht? Es fehlen Euch wohl nur ein paar Kühe, die drüben auf der Wiese lägen.“

„Fräulein Rita,“ sagte er, sie anstarrend wie eine Märchenerscheinung, „Ihr spottet, aber sehr mit Unrecht. Habt Ihr nicht gesehen, daß ich Euren Wink in betreff der Tiere beherzigt und die rote Kuh nicht gemalt habe? Nein, wenn eine Staffage hier am Platz wäre, könnte es höchstens ein schönes Pferd sein. Hättet Ihr etwas dagegen, wenn ich den Konrad bäte, Euren Orlando hier einmal in die Schwemme zu reiten, damit ich meine Augen daran weiden könnte, wie das Mondlicht auf seinem silbernen Fell spielte und die blanke Flut um seine Schenkel aufspritzte?“

Sie sah einen Augenblick still vor sich hin. „Wenn Euch damit ein Gefallen geschieht, das könnt Ihr näher haben und braucht dem Knecht kein Trinkgeld dafür zu geben. Das würde mir selbst ein Vergnügen sein.“

Sofort hob sie die Füße einen nach

dem andern hinauf und streifte mit rascher Hand die weißen Strümpfe und gelben Schuhe ab. „Verwahren Sie mir die!“ rief sie lachend und warf sie ihm zu, die nackten Füße dem Pferd mit einem munteren Zuruf in die Flanken setzend und ergriff die Zügel.

Er glaubte sie nie so schön gesehen zu haben. Es war ein Zug von Übermut in das sonst so stille Gesicht gekommen, der die Augen leuchtender machte und die Wangen rötete. Die Zähne blitzten, als sie den Mund öffnete und das Pferd anspornte. „Rita!“ rief er. „Was wollen Sie tun? Sie werden —“

„Mir die Füße ein bißchen naß machen,“ fiel sie ihm ins Wort. „Es ist so schwül, daß man eine Abkühlung brauchen kann. Avanti, Orlando!“

Und mit der Gerte ihm einen leichten Schlag auf den Hals gebend, trieb sie den Hengst über den Uferrand in den Fluß, dessen Flut ihm in sprühenden Tropfen, ganz wie es Günther gewünscht hatte, bis an die Brust hinaufspritzte.

Mit den feinen Nüstern schnobernd hielt er still und trank in langen Zügen das klare Wasser, bis er sich gesättigt hatte. Dann folgte er einem Ruck des Zügels und watete tiefer in den Strom hinein, bis er den Grund unter den Füßen verlor und nun in der Mitte des kleinen Sees ruhig zu schwimmen begann.

Sie hatte die Füße vor sich auf den Sattel gezogen und hielt sich mühelos auf dem Rücken des Pferdes im Gleichgewicht. Er betrachtete das anmutige Bild mit weit offenen Augen. „Wenn Ihr sehen könntet, wie schön Ihr Euch ausnehmt!“ rief er ihr hinüber, die sich nicht nach ihm umwandte. „Es gibt noch Schöneres!“ rief sie zurück. Auf einmal schien eine tolle Laune über sie zu kommen. Sie nestelte an der roten Jacke, und als sie den obersten Knopf nicht sogleich aufmachen konnte, riß sie das dünne Gewand von oben bis unten auf und zog es sich von den Schultern. „Fangt es auf!“ rief sie Gerhard zu und warf es, in ein Bündel zusammengeschnürt, in großem Bogen nach dem Ufer hinüber. Dann, sich auf dem Rücken des geduldig dahinschwimmenden Tieres ein wenig erhebend, band sie auch den Rock auf und schlüpfte wie eine Schlange geschmeidig heraus, um ihn dann gleichfalls hinüberzuschleudern. Nun saß sie einen Augenblick im Sattel, richtete sich aber plötzlich in ihrer ganzen Figur auf, daß es ein Wunder war, wie sie mit den nackten Füßen sich halten konnte ohne hinunterzugleiten. Ihr weites weißes Hemd, das die schönen bleichen Arme bis an die Achseln freiließ und unten und oben über die Knie reichte, umwallte sie luftig in dem leichten Winde, sie hob die Arme über ihren Kopf, und mit einem leichten Satz warf sie sich kopfüber in den hoch aufrauschenden Fluß.

Nach fünf Sekunden tauchte ihr Kopf wieder auf, der Kamm, der den Knoten ihrer Haare festgehalten, war bei dem heftigen Sprung herausgefallen, und die dichte schwarze Mähne schwamm ihr nach, wie sie mit ruhigen Stößen in den See hinausruderte.

Das Pferd war wie erstaunt über die Kühnheit seiner Herrin auf derselben Stelle geblieben und wandte die schwarzen Augen zu ihr hin, wenn sie in weitem Kreise es umschwimmend wieder in seine Nähe kam. Drei-, viermal hatte sie es getan, dann, da Orlando sich inzwischen wieder dem Ufer genähert und festen Grund gewonnen hatte, schwamm sie dicht an ihn heran, griff mit der Linken in seine Mähne und schwang sich, mit der anderen Hand den Sattel fassend, wieder auf den Rücken. Als sie fest saß, obwohl jetzt nicht mehr rittlings, sondern mit geschlossenen Knien, lenkte sie das schnaubende Pferd langsam aufs Trockene zurück.

Dem Mann am Ufer, der mit heißen Augen und fieberndem Blut das seltsame Schauspiel betrachtet hatte, klopfte das Herz stürmisch, als er sie nun wieder auf ihn zukommen sah. Die herrliche junge Gestalt zeichnete sich in reinem Umriß unter dem eng anliegenden nassen Hemd, wie griechische Meister die Amazone bildeten, deren herben, schlanken Wuchs das dünne Röckchen nicht verbirgt. Über den Nacken hing das schwere Haar bis auf die Hüften herab, die ganze Gestalt war vom hellen Mondlicht überglänzt, das die kräftige junge Brust, die von der Anstrengung lebhaft atmete, mit zartem Hauch umspielte. Sie hatte den Mund halb ge-

öffnet und sog die linde Wärme nach dem Bade begierig ein.

Orlando blieb nahe bei der Bank stehen, schüttelte sich, über das ganze Fell erschauernd, und sprühte einen Regen heller Tropfen im Kreise umher, mit dem nassen Schweif seine Flanken schlagend.

„La commedia è finita!“ rief das Mädchen Gerhard zu, der mit bebenden Knien herantrat.

„Rita!“ rief er. „Was habt Ihr an mir getan! Wie soll ich Euch danken! Nie — nie werde ich diese Nacht und Eure Schönheit vergessen!“

„Das mögt Ihr halten wie Ihr wollt,“ erwiderte sie ganz gelassen. „Aber zu danken habt Ihr mir nicht. Es hat mich gelüstet, ein Bad zu nehmen, an Euch hab' ich wahrlich nicht dabei gedacht, und daß Ihr mich so malen möchtet, verbitt' ich mir. Ich bin kein Modell. Und nun macht Euch fort. Ich muß mich umkleiden, dabei seid Ihr überflüssig.“

In dem Ton, mit dem sie alles sprach, klang ein verhaltener höhnischer Triumph. Er aber hörte nichts davon, er starrte nur immer ihre Gestalt an, wie sie, die Faust in die Mähne vergraben, auf dem zitternden Pferde saß und auf ihn herabsah.

„Ihr geht augenblicklich,“ rief sie ihm jetzt in hellem Zorne zu, „ich kann ohne Eure Hilfe absteigen. Dort unter den Bäumen wartet Ihr, bis ich fertig bin und Euch rufe, und daß Ihr Euch nicht umseht, sonst ist alles für immer zwischen uns aus!“

Er neigte gehorsam den Kopf, mit Mühe widerstand er der Versuchung, einen ihrer weißen feuchten Füße zu küssen. Dann ging er langsam auf dem Wege unter den Erlen hin, stand wieder still und atmete schwer aus der beklommenen Brust, lehnte dann die Schulter an einen schlanken Stamm und schloß die Augen.

Doch nur eine Minute lang. Dann fuhr er auf wie aus einem Traum und sah trotz des Verbotes zurück. Sie saß, schon wieder angekleidet, auf der Bank und war bemüht, das Wasser aus ihrem Haar zu schütteln. Da hielt er sich nicht länger und ging mit hastigen Schritten den Weg zurück. „Habt Ihr Euch nicht gedulden können, bis Ihr gerufen wurdet?“ sagte sie, doch nicht zornig. „Zum Glück bin ich gleich fertig.“

Auf der Bank neben ihr lag ihr Hemd in einem nassen Klumpen. Es war kein Platz für ihn übrig. Er stand vor ihr und sah auf die schlanken Hände hinab, die in den schweren Strähnen arbeiteten.

„Rita,“ sagte er mit vor Aufregung heiserer Stimme, „was soll nun mit uns werden! Du hast mir einen Zauber angetan, wie kann ich je wieder froh und glücklich werden, wenn das Herrliche, das ich gesehen, mir ewig versagt sein soll? Rita, habe Mitleid mit mir!“

Sie fuhr ruhig fort, ihr Haar auszuwinden, und sah dabei in ihren Schoß.

„Mitleid? Mit Euch? Ich wüßte nicht warum. Wenn Ihr einmal erkannt habt, daß ein Mädchen mit jungen Gliedern doch vielleicht ein hübscherer Gegenstand für die Malerei ist, als die erste beste Kuh, so hab' ich Euch einen Dienst erwiesen und noch mein Vergnügen dabei gehabt. Warum wärt Ihr nun zu beklagen?“

Er antwortete nicht. Er sah unverwandt auf ihr von der Frische des Stromes belebtes Gesicht und die weißen Zähne zwischen den vollen Lippen. Sein Herz riß ihn hin. Er neigte sich rasch zu ihr hinab und drückte seinen heißen Mund auf ihr nasses Haupt.

Im Augenblick fuhr sie in die Höhe und stieß ihn zurück.

„Elender!“ rief sie. Mißbraucht Ihr so meine harmlose Güte? Seid Ihr alle so, ihr Deutschen, daß Ihr ein Mädchen, das Euch freundlich begegnet, zum Spielzeug für Eure rohen Begierden machen möchtet, um es dann schimpflich zu verraten und zu verlassen? Alles hätt' ich Euch zugetraut, nur das nicht!“

„Rita,“ stammelte er, außer sich, „was denkt Ihr von mir! Ein Spiel? Bei allen Göttern, es ist mein heiliger Ernst, und wenn Ihr mich anhören wolltet —“

„Ich will nicht,“ unterbrach sie ihn heftig. „Euer Ernst? Es ist zum Lachen! Habt Ihr nicht eine Braut? Geht zu der und erzählt ihr, daß Ihr die Giftmischerin im Bade gesehen habt, und bittet, sie möge Euch verzeihen, daß Ihr sie schön gefunden. Freilich, schöner zu sein, als diese armselige Puppe — es

ist kein großer Ruhm. Aber daß ich's nur gestehe: ich wollte mich an der hochmütigen Deutschen rächen, Euch die Augen darüber öffnen, was Ihr an dem dünnen Gespenstchen habt und was Ihr haben könntet, wenn Ihr nicht blind durch die Welt gerannt wäret. So! Und nun sind wir fertig."

Er stand wie versteinert. „Ist es möglich? Ihr wolltet Euch — und was spracht Ihr von einer Giftmischerin?"

Sie war wieder ruhig geworden. Sie nahm das nasse Hemd in die Hände und suchte es auszuringen. „Hier auf dieser Bank saßt Ihr mit der holden Braut, ich traf Euch, da ich gerade ins Dorf ging, Ihr wart aber so in Euer Liebesglück vertieft, daß Ihr mich nicht kommen saht, und um Euch nicht zu stören, wollte ich hinter Euch vorbeigehn. Es fiel mir nicht ein zu horchen. Eure verliebten Reden interessierten mich nicht. Aber das liebe Fräulein sprach in ihrer Aufregung so laut, daß ich wohl hören mußte, wie sie sagte, sie traue mir zu, Euch zu vergiften, aus Eifersucht, weil auch ich Euch liebte. Die Närrin! Ich liebe Euch nicht und gönne Euch dieser frommen Taube. Daß Ihr mich gegen sie in Schutz nahmt, hörte ich auch noch. Es war recht von Euch, und ich danke Euch dafür. Nun aber sind wir geschiedene Leute. Gute Nacht und träumt von Eurer Liebsten!"

Ehe er sich's versah, war sie zu ihrem Orlando hingetreten, der geduldig wartend dagestanden, hatte sich hinaufgeschwungen und sprengte, mit einem schnalzenden Laut ihn antreibend, auf der Straße dahin, die nach dem „Eichhorn" führte.

⌘ ⌘ ⌘

Am andern Morgen vor Tau und Tage klopfte es an Wilms Zimmer. Es dauerte eine Weile, bis er aus seinem festen Schlaf sich ermunterte und Herein! rief. Erstaunt sah er den Freund eintreten. Gerhard in vollem Anzug, eine Reisetasche umgehängt, den Hut auf dem wirren Haar, näherte sich langsam dem Bette. Er sah sehr blaß und überwacht aus. Seine Hand, als er sie Wilm entgegen streckte, zitterte leise. „Adieu," sagte er mit dumpfer Stimme. „Ich komme, um Abschied zu nehmen. Ich muß fort."

Der Andere fuhr erschrocken in die Höhe und starrte ihn mit ungläubigen Augen an.

„Fort? Du träumst wohl, mein Sohn. Was fällt Dir ein, zu dieser Stunde gestiefelt und gespornt mich aus dem besten Schlaf zu wecken wie ein Nachtwandler?"

Er sprang aus dem Bette, lief nach dem Waschtisch und schenkte ein Glas Wasser ein. „Da trink und ernüchtere Dich," sagte er, „und dann geh wieder zu Bette!"

Gerhard sah düster vor sich hin. „Verzeih, daß ich Dich um Deinen Morgenschlaf gebracht habe, aber von Dir kann ich nicht so fortgehn, wie von allen andern. Siehst Du, ich kann nicht bleiben, es ist unmöglich. Frage mich nicht nach dem Grunde. Es ist etwas in mein Leben gekommen, was mich ganz verstört und mit meiner eigenen Seele entzweit hat. Ich hoffe, es zu überwinden und die Krankheit aus meinem Blut zu bringen, das kann aber nicht hier geschehen unter den alten Verhältnissen, auch Du kannst mir nicht dabei helfen, ich brauche eine gründliche Luftveränderung, darum will ich gleich jetzt die italienische Reise antreten. Meine Sachen hab' ich in der Nacht gepackt, ich konnte ohnehin kein Auge zutun, und lasse den Koffer und das Bündel mit den Malsachen hier, Du wirst mir's nachschicken, wenn ich Dir von Rom aus oder schon früher meine Adresse schicke. Verzeih, mein Alter, daß ich Dich damit bemühe, Du aber bist ja der einzige Mensch, der mir noch geblieben ist. Alle andern —"

„Und Deine — Dein Lottchen?"

„Sie ist nicht meine mehr, sie war's nie! Ihr und mir bin ich's schuldig, es ihr zu sagen. Nur, wann ich den Mut dazu finden werde — ich bin so zerstört in mir — aber geschehen muß es. Und jetzt, lieber Teuerster —"

Wilm sah vor sich hin.

„Es ist traurig, daß Dich's forttreibt. Aber am Ende — Du mußt wissen, was Du tust, und vielleicht tut die Luft im Süden auch an Dir ihr berühmtes Wunder. Was ich freilich den Kollegen darüber sagen soll —"

„Was Dir einfällt, um mich nicht ganz als Verrückten erscheinen zu lassen, etwa, es hätte mir keine Ruhe gelassen, ein Bild im Museum zu kopieren — oder ich hätte einen alten Bekannten dort getroffen — gleichviel! Ich bleibe ein paar Tage dort. Vor der Abreise schreibe ich an Sor Carlino und berichtige meine Schuld. O Wilm, wenn ich Dir sagen dürfte —! Später einmal, wenn alles — Und grüß' mir auch —, nein, Du brauchst niemand zu grüßen. Lebewohl!“

Er war aus dem Zimmer gestürzt, ohne Wilm Zeit zu lassen, sich anzukleiden, um ihn bis an den Bahnhof zu begleiten. Draußen graute der Tag. Nur der Hausknecht war schon auf und sah mit Staunen den Herrn über den Hof eilen und auf der Landstraße sich entfernen. Da erst in zwei Stunden ein Zug nach der Stadt ging, konnte Gerhard sie nur zu Fuß erreichen. Das war ihm gerade recht, den Aufruhr in all seinen Sinnen zu beschwichtigen. —

Nach zwei Tagen kam ein Brief von ihm an Wilm, er habe sich entschlossen, sogleich die Romfahrt anzutreten, werde sich aber, bis die kühle Jahreszeit gekommen, im bayrischen Gebirge aufhalten, um Studien der dortigen Landschaft zu machen. Wilm möge die beiliegende Summe dazu anwenden, seine Rechnung zu begleichen, den ansehnlichen Überschuß den Dienstleuten geben. An den Wirt hatte er einen Abschiedsdank auf einer Karte beigefügt, die Kollegen bat er freundlich zu grüßen und seinen abschiedslosen Aufbruch zu entschuldigen.

Dies alles wurde von dem Freunde gewissenhaft erledigt. Es konnte nicht fehlen, daß die Zurückgebliebenen daran herumrätselten, was den Flüchtling, den sie ungern vermißten, so übereilt fortgetrieben habe. Doch behielten sie ihre Mutmaßungen für sich. Nur Lucinde äußerte gegen Wilm, wahrscheinlich wäre Herr Lührsen seiner Braut nachgereist und schäme sich nur, es einzugestehen. Aber das Fräulein sehe ganz danach aus, als ob sie ihren Verlobten schon jetzt unter dem Pantoffel hätte.

Wilm zuckte die Achseln und würdigte sie keiner Antwort.

Rita hatte die Nachricht stumm mit angehört.

⌘ ⌘ ⌘

Dann ging das Leben in der Malerkolonie in alter Weise weiter, etwa noch sechs Wochen. Als es zu herbsteln anfing, verließen die Kollegen das Eichhorn, nur Wilm blieb noch in den Oktober hinein zurück, unter dem Vorwand, ein paar Studien nach vergilbendem Laube zu malen. Im Grunde war's, weil er sich nicht entschließen konnte, Ritas Anblick zu entbehren.

Er gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß seine Neigung völlig hoffnungslos sei. Auch wenn er in der Lage gewesen wäre, eine Frau zu nehmen und einen Hausstand zu gründen, — daß dieses Mädchen seine Werbung nie annehmen würde, ja daß er ihres Besitzes nie würdig wäre, hatte er sich schonungslos klar gemacht. Denn er fand sich sehr häßlich, und eine traurige Erfahrung, die er in seiner Jugend gemacht, da seine Liebe mit Hohn zurückgewiesen worden war, hatte ihn auf Frauengunst ein für allemal verzichten lassen. Und er brachte es mit der Zeit auch dahin, ohne nagenden Schmerz in ihrer Nähe zu verweilen, glücklich, sie nur betrachten, sich an der herben Anmut und ernsten Klarheit ihres Wesens zu erfreuen, wenn auch nur auf kurze Stunden.

Denn mit dem Heimflug der Malerschwalben hatte das gastliche Leben im Eichhorn nicht aufgehört. Die Stadtleute machten sich die milden Herbstwochen fleißig zunutze mit Landpartien und Mittagessen unter den Bäumen, die ihr goldenes Laub auf die gedeckten Tische niedertaumeln ließen, zu den Früchten, die den Nachtisch bildeten. Fast täglich fanden sich größere oder kleinere Karawanen in Birkenheide ein, oft unangemeldet, die erwarteten, vom Wirt des Eichhorns gespeist und getränkt zu werden.

Wie Carlino es allezeit fertig brachte, war Wilm ein Rätsel. Freilich wäre es ohne die Hilfe seiner Tochter unmöglich gewesen, und Rita durfte es nicht unter ihrer Würde halten, selbst in der Küche mitzuhelfen. Sie tat es mit einem fast fieberhaftem Eifer, es schien, als ergreife sie begierig jede Tätigkeit, um irgend-

welchen quälenden Gedanken zu entrinnen.

Waren dann gegen Abend die angeheiterten Gäste unter Lachen und Scherzen fortgefahren und in der Veranda der Tisch säuberlich abgedeckt, dann kam wohl die junge Wirtin mit einem freundlichen „Felice notte!“ herein, wo inzwischen Wilm sich schon eingefunden hatte, um noch ein Stündchen der Gesellschaft des heimlich angebeteten Mädchens froh zu werden. Auch der Vater, eine wärmere Jacke umgehängt, den roten Fes auf dem Hinterkopf und die schwarze Zigarre im Mundwinkel, gesellte sich dazu mit dem gewohnten: „è permesso?“ und hörte mit lebhaftem Interesse Wilm aus den Promessi Sposi vorlesen. Er hatte Rita gebeten, da ihre Schülerinnen sie verlassen, nun ihn im Italienischen zu unterrichten, und da er schon für sich selbst die Grammatik durchgenommen hatte, bestand er darauf, sogleich an die Lektüre dieses berühmten Buches zu gehen. Sie selbst kannte es schon aus ihrer römischen Zeit. Sie saß nun, eine Handarbeit im Schoß, ihm still gegenüber, nur dann und wann ihm eine Vokabel übersetzend, dachte aber über den Roman hinaus an ihr eigenes Schicksal, während ihm, so oft der Name Lucia vorkam, immer das Bild des schönen Wesens vor die Augen trat, das ihm hier so nahe und doch ewig fern war.

Eines Abends aber — es war November geworden, und man war aus der kalten Veranda in den kleinen Speisesaal übergesiedelt — als Rita zu Wilm eintrat, fand sie ihn in das Lesen eines Briefes vertieft.

Er legte ihn aus der Hand und sagte, ihr freundlich zunickend: „Freund Gherardo hat endlich geschrieben, er ist schon seit sechs Wochen in Rom, hat aber so rasend gearbeitet, daß er nicht zum Schreiben kam. Er ist übrigens gesund und wie es scheint guter Dinge, da er ein Bild vor hat, das ihn riesig freut. An Euch hat er mir einen Gruß aufgetragen.“

Er hatte sich wieder dem Brief zugewandt und sah nicht, wie ein glühendes Rot ihr Gesicht überflog. „Da ist noch was von ihm,“ fuhr er fort und zog aus dem Kuvert ein zusammengefaltetes Blatt Pauspapier, das er vor sich ausbreitete. „Seht, Liebe, das ist im Umriß seine neue Arbeit. Es ist wundervoll, ganz was anderes, als seine frühere Art, eine Amazone, nackt auf einem herrlichen Pferd, mit dem sie, um sich von einem Verfolger zu retten, einen Fluß durchschwommen hat. Seht nun, wie famos das ausgedrückt ist, daß der Gaul mühsam den Uferhang hinaufklettert mit schnaubenden Nüstern, und das schöne Mädchen ihn mit der Gerte antreibt. Ihr Gesicht ist noch nicht ausgeführt, es kann was Schönes werden, wenn er die Wildheit und Angst und den kriegerischen Mut darin herausbringt. Und der Feind drüben, der eben den Pfeil auf seinen Bogen legt, da er sich nicht in den Fluß getraut — soll's ein Krieger werden oder ein Zentaur? Er schreibt, er sei noch nicht klar darüber. Die Hauptsache sei die Amazone, er suche noch umsonst nach einem Modell, das ihm ganz genüge — nun, das wird sich ja finden. Die Hauptsache ist, daß er wohl und arbeitsfroh ist — ich hatte schon ernste Sorgen um ihn.“

Sie hatte die auf dem weißen Tischtuch sehr gut zu erkennnende Umrißzeichnung schweigend betrachtet. „Laßt es noch so,“ sagte sie dann, „der Vater soll es auch sehen. Und — Ihr sagt, er hat mich grüßen lassen?“

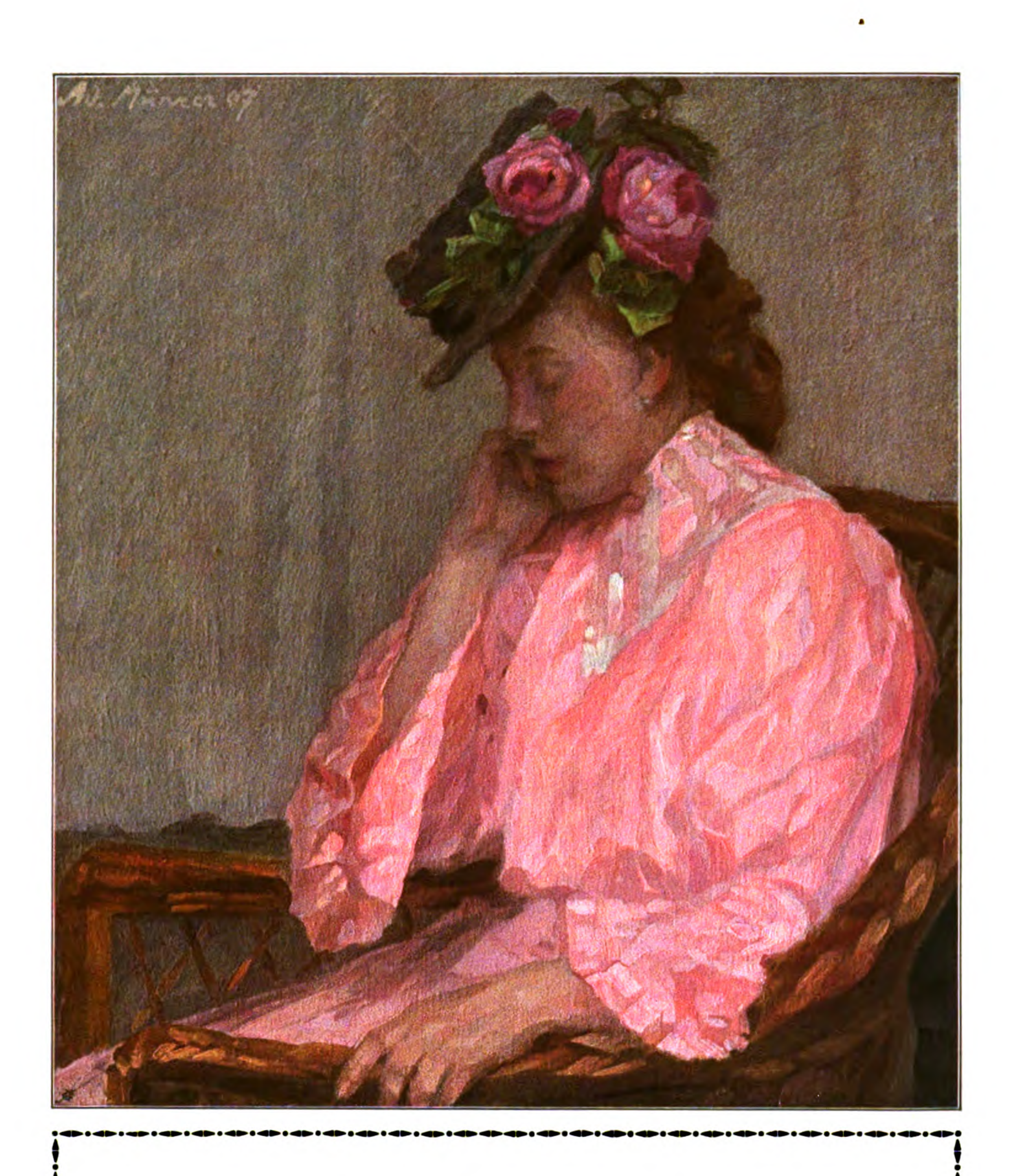
„Da steht es: ‚Einen schönen Gruß an Sor Carlino und Rita. Ob sie wohl noch an mich denkt?‘“

Er hielt ihr die Stelle des Briefes hin, wo ihr Name stand. Sie sah lange darauf, dann sagte sie ruhig: „Ich möchte Herrn Gherardo gern wiedergrüßen. Wenn Sie so gut sein wollten, mir seine Adresse zu geben?“

„Das wird ihn freuen. Er wohnt Sant' Andrea delle Fratte Nr. 9. Aber Ihr könnt das Briefchen bei mir einlegen, ich schreibe ihm selbst.“

„Wenn Ihr versprecht, es nicht zu lesen —

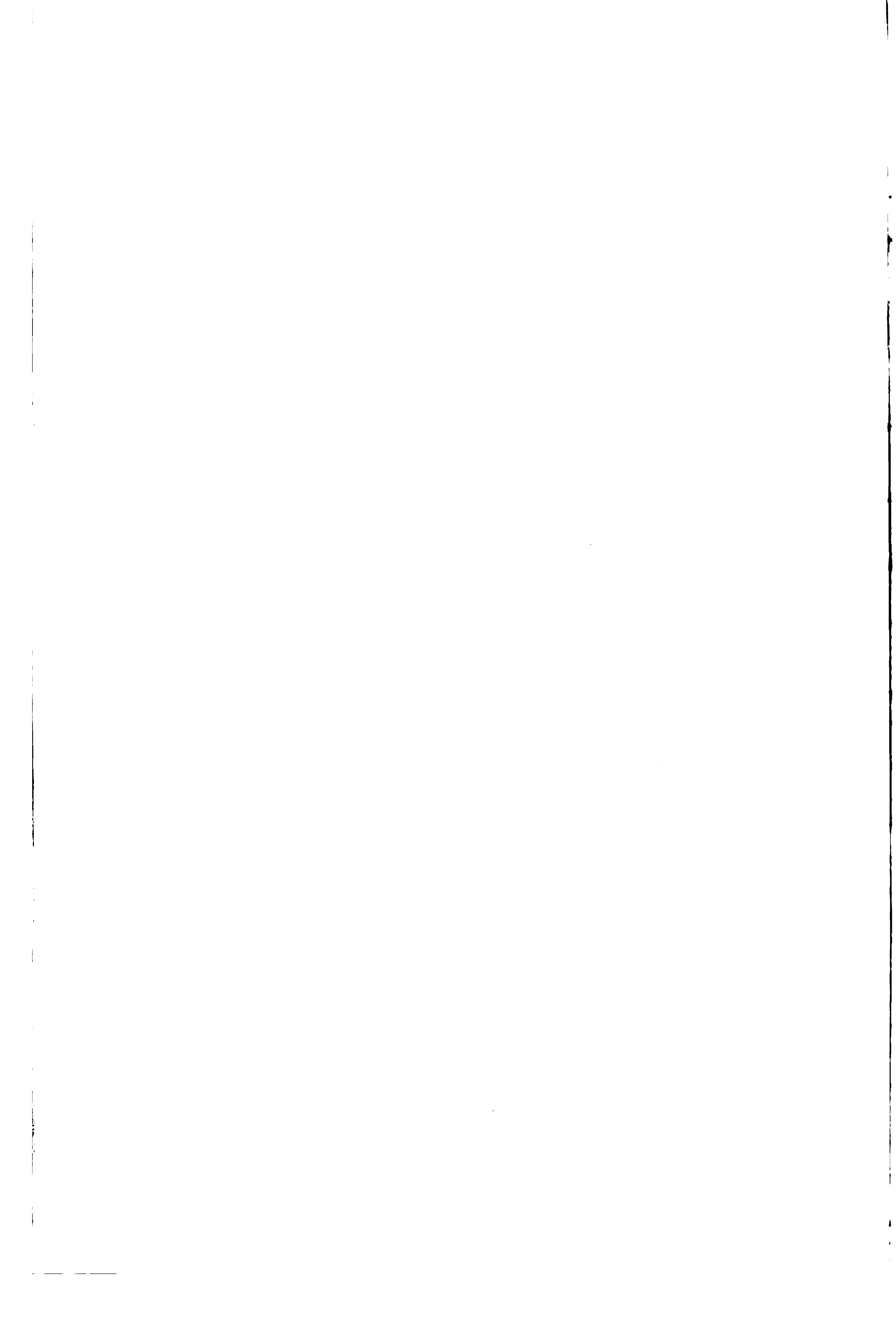
„Was denkt Ihr, Rita! Wie würde ich das Briefgeheimnis verletzen! Aber Ihr habt recht, es macht ihm vielleicht mehr Eindruck, wenn er auf dem Kuvert von Eurer Hand das All' Egregio Signore liest. Doch verzeiht, ich muß noch den Schluß lesen.“



Bildnis.

Gemälde von Adolf Münzer.

Aus der Modernen Kunsthandlung in München.



Sie setzte sich an den Tisch ihm gegenüber, die Augen immer auf die Zeichnung geheftet. „Nun Gottlob!“ hörte sie ihn plötzlich sagen, „da hat er ja endlich die Kette gesprengt. Es wird Euch interessieren, die Braut hat ja auch vor Euren Augen wenig Gnade gefunden, nun hat er sein Herz in beide Hände genommen und die Verlobung gelöst. Alle Heiligen seien gepriesen!“

Rita saß in tiefem Schweigen. Ihre Wangen waren plötzlich erblaßt, sie atmete schwer, es fiel sogar Wilm endlich auf. In diesem Augenblick trat der Vater herein, ging sogleich auf die Zeichnung zu, und das lebhafte Gespräch drehte sich nur um die Amazone.

Als sie nach einer Weile sich nach dem Mädchen umsahen, war der Platz, wo sie gesessen, leer, und sie erschien erst nach langer Pause wieder, jetzt mit ihrer scheinbar gleichmütigen Fassung. Daß ihre Augen gerötet waren, bemerkte weder der Vater noch der Freund.

⌘ ⌘ ⌘

Am nächsten Abend um dieselbe Zeit, als sie zu ihrem harrenden Schüler trat, hielt sie ein versiegeltes Briefchen in der Hand. „Legt es in Euern Brief ein,“ sagte sie, „doch wenn Ihr nicht bald schreibt, schick' ich es lieber selbst ab.“

„Seid ohne Sorgen,“ erwiderte er. „Ich habe ihm ohnehin allerlei zu sagen. Ihr werdet ihm wohl zu seiner Entlobung gratuliert haben, jetzt kann man's ja dreist tun.“

„Was denkt Ihr von mir!“ rief sie, mit ihrer ganzen Hoheit ihn anblitzend. „Was geht mich seine Braut an und was er tun oder lassen mag! Ich habe ihm nur etwas Wichtiges zu sagen gehabt, was keinen Aufschub leidet. Gebt mir meinen Brief doch lieber zurück. Man soll sich auf niemand als auf sich selbst verlassen.“

„La letterina — eccola qua!“ sagte er lachend. „Was dies Wichtige ist, verlangt mich gar nicht zu wissen. Am Ende handelt sich's nur um ein rotes Band oder einen Kamm für Euer Haar, den er Euch besorgen soll.“

Sie zuckte die Achseln und gab ihm das Buch, damit er in der Vorlesung fortfahren sollte. Das Briefchen steckte sie sorgfältig in ihren Busen.

Der Inhalt aber war, ins Deutsche übersetzt, folgender:

„Hochgeschätzter Herr Gherardo!

Herr Wilm hat mir den Gruß bestellt, den Ihr ihm für mich aufgetragen habt. Ich danke Euch herzlich dafür. Auch das Bild hat er mir gezeigt, an dem Ihr jetzt malt, es wird gewiß sehr schön, nur wollte ich Euch bitten, daß Ihr zu dem Gesicht der Amazone ein römisches Mädchen nehmt, nicht meines. Wenn einer Eurer Freunde, die mich in Birkenheide kennen gelernt, das Bild betrachten würde und mich erkennen, würde ich mich zu Tode schämen, als hätt' ich Euch so wie dort auf dem Pferd Modell gesessen, da Ihr doch wißt, ich war so bekleidet, wie die Damen in den Seebädern, die mit Herren zusammen baden, nach dem, was ich von einem unserer Maler gehört habe. Also, nicht wahr, Ihr erfüllt meine Bitte, und ich danke Euch tausendmal dafür und bin mit vielen Grüßen

Eure ergebenste
Margherita Pandolfi.“

„Ich muß aber noch von einem reden, das mir viel Kummer gemacht hat, nämlich, daß ich Euch in der letzten Nacht so zornig von mir gestoßen habe, als Ihr mir holde Worte sagtet, das habe ich gleich nachher tief bereut. Und es war auch eine Lüge, wenn ich sagte, ich liebte Euch nicht. Ich habe Euch im Herzen getragen von dem Abend an, wo Ihr zuerst in die Veranda tratet, Ihr aber habt mich nicht beachtet. Das muß ich Euch jetzt beichten, und obwohl es für ein Mädchen sich nicht schickt, darf ich es doch tun, um eine Lüge zu widerrufen, und auch, weil es Euch ja doch gleichgültig sein wird. Denn wenn ich Euch auch einen Augenblick gefiel und Ihr fandet mich schön, so sind doch in Rom tausend weit Schönere als ich, und Ihr werdet mich längst vergessen haben.

„Und so lebt wohl und nehmt es mir nicht übel, daß ich so viel geschwatzt habe. Es ist ja mein erster und letzter Brief an Euch, und ich habe ihn italienisch geschrieben, weil ich das Deutsche wohl sprechen kann, aber nicht richtig schreiben, so daß Ihr über meine Fehler lachen würdet. Ihr aber lebt jetzt in meiner Heimat und hört täglich die schöne

Sprache, die ich von der Mama gelernt habe — ob ich sie je wieder hören werde?

Nochmals Eure

Rita."

Die letzten Zeilen waren etwas verwischt, aber die Schreiberin, als sie ihre Augen trocknete, dachte, es könne nicht schaden, wenn er sähe, wie ihr bei der Abfassung des Briefes zumute gewesen.

Sie trug ihn am andern Morgen in aller Frühe nach dem Briefkasten am Bahnhof. Als sie zurückkehrte, hielt sie den Kopf hoch, und ihre Augen leuchteten.

⌘ ⌘ ⌘

Sie verloren aber ihren Glanz, als eine Woche verging, und keine Antwort kam. Wilm tröstete sie, er sei so in seine Arbeit vertieft, daß er zum Schreiben keine Zeit finde. Auch sei er von jeher ein schlechter Briefschreiber gewesen. Angekommen sei ihr Brief wie auch seiner gewiß, und wenn sie ihm einen Auftrag gegeben, wolle er vielleicht warten, bis er melden könne, daß er ihn ausgeführt habe.

Sie schüttelte trübe den Kopf. Von einer Putzsache sei nicht die Rede gewesen. Was sie ihn gebeten, hätte er ihr mit einem Wort zusichern können.

Sie kam nicht wieder darauf zurück und verlor auch bald den Einzigen, mit dem sie von dem fernen Schweigsamen hätte reden können. Sie waren tief in den November hineingekommen, die Abende wurden immer länger, die Nächte kälter. Wilm hatte überdies einen Auftrag bekommen, Illustrationen für eine populäre deutsche Geschichte zu liefern, die ihm die Nähe einer Bibliothek unentbehrlich machte.

So riß er sich von dem teuren Mädchen los, das ihn ungern entbehrte. Sobald er etwas aus Rom erfahre, werde er's sie wissen lassen.

Aber Tage und Wochen vergingen, und weder von ihm noch aus Rom kam eine Botschaft, die sie in ihrer Einsamkeit hätte trösten können.

Es war in der Tat ein Zustand, daß auch ohne einen Herzenskummer ein junges Wesen mehr und mehr in düstere Schwermut versinken mußte.

Der Winter hatte früh eingesetzt. Der Garten des ‚Eichhorn' war völlig kahl, im Hause schon am Nachmittag ein schauerliches Dunkel. Von Gästen, die eine Zerstreuung gebracht hätten, war keine Rede mehr, der Wirt, wenn er für die paar Hausgenossen das sehr einfache Mahl gekocht hatte, zog sich in einen Winkel der Küche zurück, um noch etwas von der Herdwärme zu genießen, und erfüllte den Raum mit dicken Wolken seiner schlechten Zigarre. An ihm hatte die Tochter keine Gesellschaft. Er litt an Rheumatismus, und von seinen Lippen kamen nichts als Klagen über das schlechte Klima und den langen nordischen Winter.

Rita war sonst die Kälte gewohnt gewesen. Sie hatte es aber doch in ihrer Kammer unterm Dach in diesem Winter nicht ausgehalten, sondern war in den ersten Stock hinunter geflüchtet, in das Zimmer, das Gerhard bewohnt hatte, und wo, wie sie dem Vater sagte, der Ofen nicht rauchte. Wenn sie in seinem Bette lag, überkam sie ein eigenes Wohlgefühl, als wäre ein Hauch seines Wesens zurückgeblieben. Auf seinem Schreibzeug hatte er eine Feder zurückgelassen und ein paar Bogen Papier. Danach griff sie und schrieb an verschiedenen Tagen lange Briefe an ihn, die sie dann wieder zerriß. Sie hatte ihm nichts Besonderes zu sagen, nur daß sie traurig sei, in den Wind nach ihm gerufen zu haben und kein Widerhall sei zurückgekommen. Und dann erzählte sie ihm von ihrem Leben, einmal sogar von dem zurückgegangenen Verlöbnis, und es erleichterte ihr, solange sie mit ihm redete, das schwere Herz. Wenn sie das Blatt dann aber im Ofen auflodern sah, fiel der Druck ihres Schicksals mit um so härterer Wucht über sie, und sie stieß in ihrem stillen Zimmer zuweilen einen Schrei aus, wie ein verwundetes Tier.

Oder sie saß, Micetto auf dem Schoß haltend, bei einer kleinen dreiarmigen, römischen Lampe und las wieder und wieder in dem Roman von den Verlobten. Wilm hatte ihr ein paar andere italienische Bücher geschickt, darunter die Sonette Petrarcas. Die fand sie leer und langweilig. Was ihre Brust erfüllte, klang so viel feuriger und hoff-

nungsloser, und doch mit einer viel süßeren Melodie.

Ihr Vater merkte endlich doch auch, daß sein Kind magerer und bleicher wurde und fast unheimlich aus den Augen sah. Da sie aber versicherte, ihr sei ganz wohl, gab er sich mit dem Egoismus der Kranken wieder zufrieden.

Den Kellner hatten sie entlassen, nur die Magd und der Hausknecht waren geblieben, doch wahrlich kein Gewinn für einsame Abende. Der Knecht wurde immer mürrischer, er hatte nichts zu tun, als Orlando zu füttern und zu striegeln und täglich eine Stunde herumzuführen. Denn seit jener Nacht hatte Rita sich nicht wieder entschließen können, mit ihm auszureiten, und niemand als die Herrin duldete er auf seinem Rücken. Sie kam wohl einmal in den Stall, streichelte ihm den Kopf und ließ ihn den Zucker aus ihrer Hand nehmen, wobei er sie dann fast wie ein Mensch mit stillem Vorwurf anblickte. Auch das hörte auf, je tiefer es in den Dezember hinein ging. Man sah die dunkle Gestalt nur noch zuweilen den Fluß entlang wandeln, bis zu der Bank am See, und die Bauernweiber, die ihr begegneten, erzählten dann, es sei mit dem Fräulein nicht mehr ganz richtig, der Vater sollte sie doch in die Stadt schicken und einen Doktor ihretwegen befragen.

An einen Arzt für sein bleiches Kind dachte Sor Carlino nicht von fern. Sich selbst, da er sich sehr krank fühlte, behandelte er mit römischen Hausmitteln und heißen Tüchern, die ihm die Magd am Herde bereiten mußte.

⌘ ⌘ ⌘

So war man tief in den Dezember hineingekommen. Das klare Frostwetter hatte wieder einer weichen Schneeluft Platz gemacht, der Garten war völlig unzugänglich durch die kleinen, mit gelben Blättern gefüllten Lachen, und von den Bäumen troff der schmelzende Schnee. In der Stadt sah es nicht freundlicher aus. Aber das Zimmer, in dem Wilm abends bei seiner Arbeit saß, war durch eine große Hängelampe über dem Zeichentisch traulich erhellt, und im Ofen flakkerte ein munteres Feuer. Der Zeichner mußte auch die Abendstunden zu Rate halten, wenn er zum bestimmten Termin fertig werden wollte.

Ein leises Klopfen machte ihn aufblicken. Auf sein mürrisches Herein!, da ihm jede Störung verhaßt war, öffnete sich die Tür, und eine verhüllte dunkle Gestalt trat über die Schwelle. Sie blieb schüchtern stehen, streifte die Kapuze des dicken, braunen Mantels zurück und — „Rita!“ rief er — „Ihr, zu dieser Zeit? — was ist geschehen? Der Vater —“

„Mein Vater ist nicht kränker als immer,“ antwortete sie mit ihrer weichen, tiefen Stimme. „Ich selbst — wenn es so weitergeht —“

Sie stockte und drückte die Augen ein. Er erschrak, wie er jetzt die Verheerung sah, die Kummer und Sehnsucht und trostlose Öde in dem schönen Gesicht angerichtet hatten. „Rita,“ sagte er und ergriff ihre eiskalte Hand, die schlaff am Körper herabhing, „teure Rita, um Gottes willen, was habt Ihr? Vertraut Euch mir, Eurem besten Freunde, und glaubt, was ich irgend tun kann, Euch zu helfen — aber vor allem setzt Euch dort auf das Sofa, und nehmt den Mantel ab, der ganz feucht vom Nebel ist, und ich will meine Wirtin rufen, daß sie Euch einen heißen Tee macht.“

Sie blieb regungslos auf demselben Fleck. „Ich dank' Euch,“ sagte sie, „aber bemüht Euch nicht, ich bedarf nichts. Ich bin nur gekommen, eine Frage zu tun, dann will ich gleich wieder gehen, um den nächsten Zug zu nehmen. Sagt mir ehrlich: hat er Euch geschrieben, daß er mir nicht antworten wolle, weil er mich verachtet?“

Ihr ganz weißes Gesicht hatte sich bei diesen Worten gerötet. Sie heftete die fieberhaft glänzenden Augen fest auf den Freund, den ein unendliches Mitleid mit dem armen Kinde befiel und es ihm schwer machte, zu antworten.

„Rita,“ sagte er endlich, „was denkt Ihr auch? Euch verachten? Wie könnte er das? Wie hätte er ein Recht dazu?“

„Wenn er in mein Herz sehen könnte,“ sagte sie dumpf, „so hätte er freilich kein Recht, und das hab' ich ihm geschrieben und ihm alles erklärt. Aber vielleicht war's zu spät, es hat sich in

ihm bereits festgesetzt, daß ich zuchtlos bin und eine wilde Törin, und es müsse nun für immer aus sein zwischen uns. Sagt offen, daß es so ist. Euch wird er kein Geheimnis daraus gemacht haben."

Er schwieg noch eine Weile. Er überlegte, was schonender sei, ihr die Wahrheit zu sagen, oder eine Ausflucht zu erfinden. Doch fühlte er, daß sie am schwersten an ihrem falschen Verdacht leide, alles andere sie nicht so tief verwunden könne.

„Meine arme Freundin," sagte er, „Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, er habe gegen mich nicht gut von Euch gesprochen. Ihr müßt wissen, auch ich habe keine Antwort auf meinen Brief von ihm bekommen. Da mich das ängstigte, schrieb ich vor acht Tagen an einen gemeinsamen Bekannten, wie es um Gerhard stehe, ob er Briefe von mir und einer anderen Hand bekommen habe. Vor drei Tagen erhielt ich nun Nachricht. Diese beiden Briefe und viele andere seien allerdings richtig angekommen, aber noch nicht gelesen worden. Denn vor fünf Wochen habe unsern Freund, der sich durch die hitzige Arbeit an seinem Bilde erschöpft, ein schweres Malariafieber überfallen, das ihn ohne die energische Behandlung seines deutschen Arztes, vor allem seiner unverbrauchten Jugendkraft aus dem Leben gerissen haben würde. Jetzt sei endlich die Gefahr vorüber, der Kranke bedürfe aber noch der äußersten Schonung, und weder ein Gespräch mit den Freunden noch das Lesen von Briefen dürfe ihm erlaubt werden."

Das Mädchen stand noch immer regungslos, ihre Augen starrten an ihm vorbei ins Leere. Endlich sagte sie: „Krank? Wo liegt er? Haben sie ihn ins Ospedale gebracht?"

„Sie haben's gewollt, er aber hat sich heftig dagegen gewehrt, so lange er noch bei Besinnung war. Er ist in seiner Wohnung geblieben, seine alte Wirtin pflegt ihn, eine Schneidersfrau. Die Freunde haben in der ersten Zeit abwechselnd nachts bei ihm gewacht. Jetzt ist das nicht mehr nötig."

Sie schien noch einen Augenblick über etwas nachzusinnen. Dann hob sie den Kopf, wie wenn sie zu einem Entschluß gekommen wäre. „Es ist gut!" sagte sie. „Ich danke Euch. Addio!"

„Wo wollt Ihr hin, Rita? Bleibt doch noch und ruht Euch aus, Ihr seht ganz entgeistert aus. Nein, Ihr braucht Euch nicht um ihn zu ängstigen, Ihr hört ja, seine gesunde Natur hat ihn herausgerissen, das weitere — aber wenn Ihr durchaus schon gehen wollt, ich —"

Er griff nach seinem Hut.

„Wozu mich begleiten? Ich finde allein meinen Weg!" sagte sie mit rauher Stimme. „Lebt wohl!"

So eilte sie aus dem Zimmer.

⌘ ⌘ ⌘

Als sie draußen beim ‚Eichhorn' wieder anlangte, war's dunkle Nacht, über neun Uhr. Ohne sich zu besinnen, stieg sie tastend die Treppe hinauf, wo nicht mehr eine Lampe brannte, und kam zu der Tür ihres Vaters. Die Magd kauerte im Gange auf einem Schemel und fuhr in die Höhe, als sie Ritas Schritt hörte. Sor Carlino sei schon vor zwei Stunden ins Bett gegangen und habe einen heißen Wein getrunken, um warm zu werden, da die Schmerzen ihn zu sehr geplagt hätten. Nun schlafe er fest.

Rita zauderte einen Augenblick. Dann sagte sie: „Weckt den Herrn nicht. Ich muß noch einen Gang machen. Seht nach ihm, daß ihm nichts fehlt, wenn er aufwachen sollte. Gute Nacht!"

Dann ging sie in ihr Zimmer hinunter, machte Licht und schrieb, immer in ihren Mantel eingehüllt, auf ein leeres Blatt: „Sei mir nicht böse, lieber Babbo, daß ich ohne Abschied von Dir gehe. Ich kann aber nicht bleiben, es ruft mich jemand, der kränker ist als Du, und mich mehr bedarf. Sobald ich zu ihm gekommen bin, schreib' ich Dir alles. Lebewohl! Rita."

Sie legte das Blatt offen hin, daß es am andern Morgen gleich gefunden werden mußte. Dann warf sie noch einen Blick im Zimmer umher, lief zu einer alten Kommode und schloß hastig ein Schubfach auf. Ihre kleinen Ersparnisse lagen darin in einem Beutelchen, das steckte sie zu sich. „Er kann's vielleicht brauchen," sagte sie vor sich hin. Dann löschte sie das Licht und hastete die Treppe hinunter in den Hof.

Die Stalltür stand offen, der Knecht aber war nicht zu erblicken. Er saß im Kruge mit den Bauern beim Bier. Sie mußte selbst ihren Orlando satteln und aufzäumen. Als sie sich aber aufschwingen wollte, hörte sie einen kläglichen Ton. Micetta war herausgeschlichen und strich um das lange Kleid seiner Herrin mit erhobenem Schweif. „Du bist's?" sagte sie, „Du kannst mitkommen, wenn Du willst. Er hat Dich schön gefunden."

Sie hob das Tier hinauf, stieg dann selber nach und ritt durch das Gittertor, das der nachlässige Knecht gleichfalls nicht verschlossen hatte.

Es war eine stille, schaurig feuchte Nacht, die Mondsichel stand schwach glänzend am Himmel, von den Bäumen tropfte der geschmolzene Schnee. Ein Schauer überlief das Mädchen, als es jetzt in die Wiesen hinausritt, ohne einer Straße zu folgen, und immer nach Süden. Dort, wußte sie, lag Rom. Sie zog den Mantel fester um sich, unter den die Katze sich verkrochen hatte, und sah unverwandt in die dunkle Ferne, nur einen Gedanken in ihrem armen Kopfe: er liegt krank, und ich muß zu ihm, ihn zu pflegen.

Drei Stunden ritt sie so, auf Dorfstraßen, durch Wälder und wieder offenes Land. Das Pferd, an solche Strapazen nicht gewöhnt, fing an zu ermatten, stand oft still und war nur durch einen scharfen Ruck des Zügels zum Weitergehen zu bewegen. Als sie zu einem Einödhof kam, begriff sie, daß sie ein wenig rasten müsse. Es gelang ihr nur mit Mühe, die Bewohner des Gehöfts aus dem Schlaf zu wecken. Sie erschraken vor der nächtlichen, schwarzen Reiterin auf dem silbergrauen Pferde. Erst als sie Geld zeigte, ließen sie sich herbei, für Orlando Hafer und für Micetto ein Schüsselchen mit Milch zu bringen.

Rita genoß nichts als die kurze Ruhe auf der Ofenbank. Nach einer Stunde brach sie wieder auf. Es war noch völlig dunkel. Erst gegen Morgen kam sie auf der Landstraße nach einer Eisenbahn, und der Bahnwärter, der eben aus seinem Häuschen trat, starrte sie an wie ein Gespenst. „Ob von hier aus ein Zug nach Rom gehe?" fragte sie. Der Mann schüttelte sie verständnislos an. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie nicht doch lieber die Reise mit der Eisenbahn fortsetzen sollte. Bis zur nächsten Station, wo sie einsteigen konnte, war's nicht mehr weit. Aber was sollte dann aus Orlando werden, wenn sie auch Micetto auf dem Schoß mitnehmen durfte? Sie schlug sich den Gedanken wieder aus dem Sinn. Auch konnte es ja bis Rom nicht allzu weit sein. Hatte sie doch damals mit der Mutter nur ein paar Tage und Nächte gebraucht, bis sie beim Vater ankam. Und ihre fieberhafte Ungeduld war so groß, daß sie nicht lange überlegen mochte, sondern nur fort, nur fort strebte. Zudem ging endlich die Sonne auf, ein trüber, roter Feuerball hinter schwerem, grauem Nebel, der kein mildes Reisewetter versprach. Aber sie erkannte nun doch unzweifelhaft, wo Süden war und — Rom. So trieb sie Orlando, der vor einer Stunde wieder ein wenig Futter gehabt hatte, mit dem gewohnten Zuruf an und ritt, den müden Kopf tief auf die Brust gesenkt, wie träumend in die weite, fremde Welt hinein.

⌘ ⌘ ⌘

Auf den harten, aber kurzen Winter war ein ungewöhnlich früher Frühling gefolgt. Die Märzveilchen sproßten auf den Beeten des Eichhorngartens in seltener Fülle, die Bäume fingen voreilig an zu knospen, und im Flusse trieben die letzten dünnen Eisschollen dahin.

Eines Morgens hatte Wilm gerade den Vorsatz gefaßt, von der langen Winterarbeit sich ein wenig zu lüften und einen Gang ins Freie zu machen, als seine Tür sich leise öffnete, und eine hochgewachsene, etwas gebeugte Gestalt über seine Schwelle trat.

„Gerhard! Bist Du's oder Dein Geist?" rief der höchlich Überraschte. „Welcher gute Wind hat Dich jetzt schon hergeführt? Du wolltest ja erst in vier Wochen kommen."

„Vielleicht wär's auch weiser gewesen," erwiderte der andere. „Aber ich hielt's nicht länger aus. Das Herz nimmt eben keine Vernunft an. Nun bin ich da. Laß mich sitzen! Deine drei Treppen — und ich bin die ganze Nacht gefahren, nur in Trient blieb ich vierundzwanzig

Stunden liegen.“ Er hatte sich auf das Sofa gesetzt mit einem Seufzer der Erleichterung. „Wenn Du mir ein Glas Wein geben könntest — O, mein Alter, was habe ich ausgestanden!“

„Es steht Dir auf dem Gesicht geschrieben. Aber nun wollen wir Dich schon wieder auf die Beine bringen, denn natürlich bleibst Du jetzt hier.“

„Versteht sich, wo sollte ich sonst — das heißt — nicht in der Stadt, sondern natürlich draußen im ‚Eichhorn‘.“

Wilm zuckte zusammen. „Draußen? Ja, mein Sohn, draußen ist nicht alles, wie es war. Unseren Sor Carlino wirst Du sehr verändert finden, ganz zusammengeschnurrt wie ein altes Männchen. Er hat auch einen bösen Winter gehabt und keine Freude mehr am Geschäft, hat vor, das ‚Eichhorn‘ zu verkaufen und sich in irgendeinen sonnigen Winkel im Süden zurückzuziehen.“

„Das finde ich ganz vernünftig,“ versetzte Gerhard, den Wein hinunterstürzend, den Wilm ihm eingeschenkt hatte, „wenn er nur Rita nicht mitnehmen will.“

„Rita!! —“

„Jawohl, zu der muß ich gleich hinaus. Sie hat mir einen Brief geschrieben, der darf nicht länger unbeantwortet bleiben. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätt' ich gleich, nachdem ich ihn gelesen, einen Eilzug gemietet, zu ihr hinzufliegen. Ich wäre freilich tot bei ihr angekommen. Wie geht's ihr denn? Du sprachst von einem bösen Winter. Sie war's doch nicht, die dem Babbo Kummer gemacht hat? Na, ich will gleich selber nachsehen —“

Er wollte aufstehen, Wilm drückte ihn auf das Sofa zurück. „Es hat keine Eile,“ sagte er, „denn Rita — Du findest sie nicht draußen.“

Der andere starrte ihn mit Entsetzen an. „Was sagst Du? Sie hat doch nicht etwa — sich verheiratet?“

„Sei ganz ruhig, lieber Sohn,“ brummte Wilm in den Bart. Er hatte sich neben den Freund gesetzt, um an ihm vorbeisehen zu können, während er erzählte. „Nein, Liebster, kein anderer hätte sie Dir weggefischt, als Einer — hm! dem man eben keinen Korb gibt. Willst Du mir versprechen, ganz gelassen mich anzuhören? Nun, ich habe ihr, als sie in Angst war, Du hättest ihr nicht antworten wollen, weil Du gering von ihr dächtest — warum sie das meinte, wollte sie mir nicht sagen — nun, da hab' ich ihr von Deiner Krankheit berichten müssen. Das wundersame Mädchen, — wirst Du glauben, daß sie sich keinen Augenblick besann, sondern in derselben Nacht fortritt, nach Rom, um Dich zu pflegen? Ihr Geist war damals schon getrübt, sonst hätte sie einsehen müssen, daß es Unsinn war, Orlando einen Ritt nach Sant' Andrea delle Fratte zuzumuten. Kannst Du Dir so was vorstellen? Aber sie war eben ein heroischer Charakter. Und so verschwand sie über Nacht, aus dem Zettel, den sie hinterließ, konnte der Alte nicht klug werden, was sie vorgehabt hatte, erst als er mich befragte, kamen wir auf die Spur. Doch wo wir sie suchen sollten, ahnten wir nicht, und auch die Polizei brachte uns nicht auf die richtige Fährte. Erst auf ein Inserat in der Zeitung kam eine Depesche aus Altenburg, vom Pfarrer des kleinen Orts, die Gesuchte sei bei ihm und liege an einer Gehirnentzündung krank. Am dritten Tag nach ihrer Entfernung war sie zusammengebrochen, zum Glück vor der Tür seines Pfarrhauses.

„Wir fuhren sofort hin zu ihr, ich konnte den armen Alten nicht allein reisen lassen. Zwar fanden wir sie noch am Leben, aber sie erkannte keinen von uns. In ihren Phantasien nannte sie nur immer Rom und Deinen Namen. Am fünften Tage verstummte sie für immer.“

Er schwieg noch eine Weile und wagte dann scheu, sich nach dem stillen Freunde umzusehen. Der lag, den Kopf zurückgelehnt, ohne ein Lebenszeichen zu geben, im Sofa, mit blicklos offenen Augen an die Zimmerdecke starrend. —

Als er nach drei Wochen zum ersten Male wieder das Bett des Freundes verließ, wo dieser ihn wie einen Bruder gepflegt hatte, und vor den Spiegel trat, stierte ihm ein ganz fremdes Gesicht entgegen, die Augen tief in den Höhlen liegend, die eingefallenen Wangen von einem wilden Bart umstarrt.

Das dichte Haar aber, das ihm auf die Stirne fiel, war grau. — —



Zinnschrank der Verfasserin.

Altes Zinn. Von B. Widitz.

Mit sieben Aufnahmen von Karl Schuster in Wien und andern.



Die Leidenschaft des Sammelns, einst das ausschließliche Vorrecht weniger, besonders gearteter, hat in den letzten Jahrzehnten weite Kreise ergriffen. Man findet heutzutage kaum einen Menschen, der, wenn ihn nicht die Sorge ums tägliche Leben bedrückt, nicht irgendeiner, wenn auch noch so kleinen Sammelleidenschaft frönt. Wer im Leben nicht allzu prosaische Enttäuschungen erfahren hat, der findet im Alter einen ästhetischen Trost in dem Wohlgefallen an der Kunst, die das Leben verschönt. Denn das Altwerden bringt es mit sich, daß man sein Interesse weniger den lebenden Menschen und mehr den toten Dingen zuwendet.

Zu den neuesten Objekten, deren sich die Sammelleidenschaft bemächtigt hat, gehört das Zinn. Die Pflegestätten alter Kunst, die Museen, wissen es schon lange, daß dieses ein Jahrhundert hindurch verachtete Metall in der Kunst und im Gewerbe eine weit wichtigere Rolle gespielt hat, als Gold und Silber.

Aus den edlen Metallen wurde doch nur Hausrat für Fürsten und die reichen Kaufleute geformt, und diese benützten die von den größten Meistern ihrer Zeit hergestellten Werke nur an hohen Festtagen. Der Bürger und der wohlhabende Bauer aß und trank aus Zinn, und wenn dieses Metall nicht gar so leicht dem Verderben ausgesetzt wäre, wenn es nicht bei jedem Fall einen Buckel bekäme und bei der Berührung mit der heißen Herdplatte ins Schmelzen käme, so müßten ungeheure Mengen von herrlichem Zinngeschirr allerorten, wo es gebraucht wurde, zu haben sein.

Es gibt ein altes französisches Buch: Salmon: „L'Art du Potier d'Etain", das in reizenden Illustrationen zeigt, was alles aus Zinn hergestellt wurde: das Tafelgeschirr, vom herrlichsten Aufsatz bis zum kleinen Salzfaß, die halbe Kücheneinrichtung, alle Behelfe, die der Kellermeister braucht, Beleuchtungskörper verschiedenster Art, Gefäße und Utensilien für das Krankenzimmer und das Laboratorium des Arztes, und die hundert Gegenstände, die in Kirche und Sakristei Verwendung fanden. Aus diesem schönen Buche, das die ganze Kunst des Zinngießers, der seine Werkstätten in einem Rokoko-Schlosse aufgeschlagen hat, im Bilde zeigt, lernt der Sammler begreifen, wie unvollkommen seine Sammlung bleiben muß. Auf einem Bildchen sitzt der Lehrling in Kniehosen und Schnallenschuhen beim Schmelzofen vor einem hohen Haufen von defektem Zinngeschirr, das er gleichgültig Stück für Stück in den Schmelzkessel wirft. Es sind Sachen dabei, die kein modernes Auge je gesehen hat, die unwiederbringlich verloren sind, weil



Breslauer Zinnkanne. Um 1500. Im Germanischen Museum zu Nürnberg.



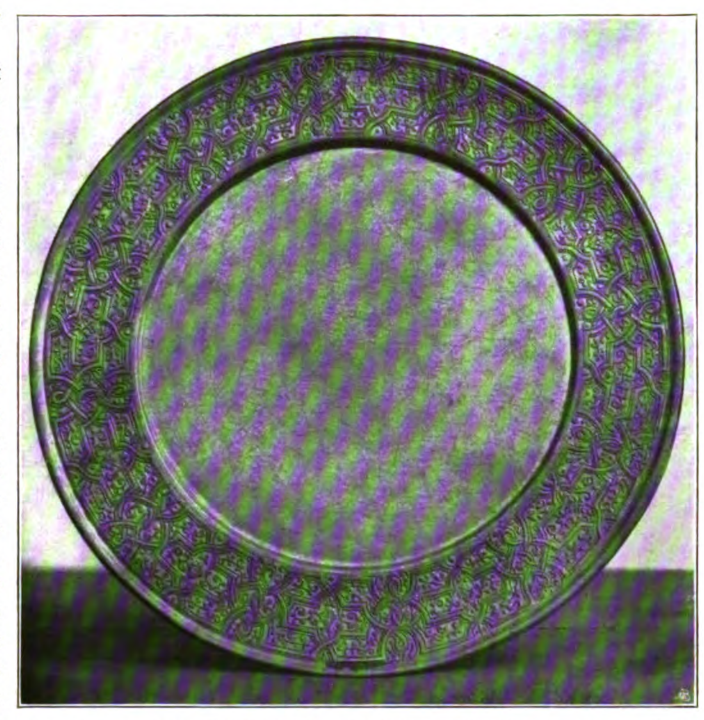
Zinnteller mit allegorischer Gestalt mit Szepter und Reichsapfel, umgeben von Zeichen des Krieges und des Friedens (1630—1660). Im Nationalmuseum zu München.

sie nicht neu gemacht wurden, sondern das alte Zinn in anderen Formen wieder erstand.

Das Einschmelzen alten Zinngeschirres hat bis in die neueste Zeit fortgedauert, und viele Zinngießer jammern heute um den entgangenen Verdienst, wenn sie der Dinge gedenken, die ihnen vom Publikum gebracht wurden, die sie als altes Zinn mit einigen Groschen bezahlten und sofort einschmolzen. Nur die Künstler fanden schon vor fünfzig Jahren Gefallen an den schönen Formen und

schmückten ihre Ateliers damit.

Was die Kunst des Zinngießers vermochte, kann man am besten im königlich bayrischen National-Museum in München und im Germanischen National-Museum zu Nürnberg studieren. Dort sind die unvergleichlichen Arbeiten von Kaspar Enderlein, von François Briot und von großen Zinngießern, deren Namen nur in Initialen auf die Nachwelt gekommen sind, ausgestellt, — Schüsseln, Kannen und Ehrenbecher, die den Vergleich mit den herrlichsten Werken der Goldschmiedekunst aushalten, Zierteller und Meßweinflaschen, Zunftpokale und Taufkannen, Becher und Leuchter von kunstvoller Form.



Zinnteller des XVI. Jahrhunderts. Im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Solche Meisterwerke kann, wer heute zu sammeln beginnt, nicht mehr erhoffen. Wenn ein Sammler stirbt, werden einzelne Stücke zum Kauf ausgeboten, aber der Preis entspricht der Seltenheit des Gegenstandes. So war in diesem Winter im Wiener „Dorotheum" eine Abundantia-Schüssel mit der Kanne, von der nicht feststeht, ob sie von Enderlein oder Briot stammt, für zweitausend Kronen ausgeboten worden, fand aber keinen Käufer. Vor mehr als einem Jahre wurde ebenfalls in Wien eine reiche Sammlung von Zinn aus dem Besitze des verstorbenen Hofrats Uhl verkauft, der im Salzkammergut vor vierzig Jahren begonnen hatte, die Sakristeien und reichen Bauernhöfe nach Zinn abzusuchen. Zahlreiche sogenannte Kaiserteller und Meßweinflaschen, Krüge und Schüsseln erzielten hohe Preise, über die sich der verstorbene Hofrat arg verwundert hätte, denn zur Zeit, als er sie für ein paar Gulden erstand, kümmerten sich wenige um den alten Kram, und auch die reisenden Engländer stöberten damals nichts auf.

Ich kam in den achtziger Jahren jeden Sommer nach Tirol und hatte mir heimlich geschworen, daß ich von jeder Reise einen „Bronzino", einen der dreibeinigen, wie Gold glänzenden Kessel aus Glockenspeise, nach Hause bringen müßte, bis der Satz von sechs Stück vollständig wäre, wie er in den wohlhabenden Bauernhäusern an Haken, die in den Anrichttisch geschlagen sind, hängt und stets mein Entzücken gebildet hatte. Bei einer solchen Reise bot mir die Mesnerin in Cortina d'Ampezzo das reizende „Karafindl" an, welches auf Seite 301 dargestellt ist und das ebenfalls aus einem wohlhabenden Patrizierhause den Weg in die Kirche gefunden hat. Errötend über ihre Unverschämtheit, verlangte sie ganze fünf Gulden dafür, einen Betrag, den sie gerade notwendig brauchte. Das Ding sei seit vielen Jahren in einem verborgenen Winkel der Sakristei gestanden, unbeachtet und verstaubt. Der neue Pfarrer habe sich längst Meßkännchen aus vergoldetem Messing angeschafft und



Zinnteller mit dem Medaillon Eberhards von Württemberg. XVII. Jahrhundert. Im Germanischen Museum zu Nürnberg.

heit, die im alten Zinngeschirr zu finden ist.

Zur Zeit, als Hans Makart die getäfelten Speisezimmer mit den Butzenscheibenfenstern in die Mode brachte, fing man an, sich nach schönen Zinntellern und Krügen umzusehen, welche den Bort über den Türen schmücken sollten, die aber nur aus der Ferne zu wirken brauchten. Diese kurz andauernde Mode hat wenig Schule gemacht; mich ließ sie jederzeit kalt. Dagegen entdeckte ich bald den Ursprung der gemütlichen Stübchen, mit denen Münchener Künstler zuerst ihre Wohnungen und Ateliers bereicherten und die später zu verführerischen Bier- und Weinstuben den Anstoß gaben. In ganz alten Bauernwirtschaften im bayerischen Hochgebirge fand ich ganze Schränke voll Zinngeschirr, in vielen Fällen läuft an zwei Seiten der Wirtsstube in Manneshöhe ein Bort herum, auf dem sich Teller an Teller drängt, während Kannen und Kännchen an der Seite des Borts hängen.

ihr das alte Gerät geschenkt. Obgleich von der Großmutter einige alte Teller und Leuchter vorhanden waren, die auch fleißig nach Familientradition mit Zinnkraut geputzt wurden, hat doch das vor 25 Jahren erworbene „Karafindl" den Grund zur heutigen Sammlung gelegt. Es wurde im Laufe der Jahre ein Lehrmittel zur Erkenntnis der Schön-



Zinnflaschen und Zinnkannen des XVII. Jahrhunderts. Im Nationalmuseum zu München.



Zinnkanne der Schäffler- und Weberzunft in München. Um 1682. Im Nationalmuseum zu München.

Dabei ist stets alles blank geputzt, und man kann an einem Samstag die ganze Herrlichkeit draußen am Brunnen sehen, wo fleißige Mägde das Geschirr in der Lauge mit Zinnkraut scheuern und nach gründlichem Abspülen im Brunnenwasser an der Sonne trocknen lassen. Ich weiß, daß es in deutschen Landen Tausende von Frauen gibt, denen bei einem solchen Anblick das Herz lacht, die aber nicht umhin können, von einem Gefühl des Neides beschlichen zu werden. Das sind die Großmütter und „Ahnln", die sich in uns rühren.

Jahrelang kam mir von Zeit zu Zeit der Gedanke: Sollte man in der Stadt nicht auch eine solche Augenweide besitzen können? Und für den Fall der Verwirklichung des noch in unbestimmter Form gehegten Wunsches kaufte ich hin und wieder ein Stück Zinn, das mir gefiel und um billigen Preis zu haben war. Als etwa fünfzig Stück beisammen waren, regte sich der weitere Wunsch, die Sachen so aufzustellen, daß auch andere ihre Schönheit anerkennen mußten, und so entstand die erste Eichenkredenz, an die sich bei wachsendem Sammeleifer bald rechts und links ein Flügel angliederte.

Jedes neu erworbene Stück wurde fleißig geputzt, bis es wie Silber glänzte, und es zeigte sich bald, daß Zinn einen großen Vorzug vor Silber hat: es leidet nicht unter dem Wechsel der Temperatur, „läuft nicht an", wie es Kupfer, Silber und „Silverplated" machen. Über das Putzen mußte ich mir anfangs viel Spott gefallen lassen, denn es wurde als gänzlich unkünstlerisch verworfen und nur die graue Patina gelobt, die mir als Schmutz erschien und die zu entfernen ich keine Mühe scheute.

Ganz kürzlich erst habe ich mir fürs Putzen den Beifall einer Autorität verschafft, die wohl in weiten Kreisen anerkannt werden muß. Meister William Unger, den ich über den Gegenstand interpellierte, sagte: „Freilich muß man das Zinn scheuern! Erst wenn es oft abgerieben wird, bekommt es die weichen Linien, die wir gerade an diesem Me-



Zinnkanne und Zinnkrug. Ende des XVII. Jahrhunderts. Im Nationalmuseum zu München.



Zinnkannen des XVII. u. XVIII. Jahrhunderts. Im Nationalmuseum zu München.

daß jedes neuerworbene Stück sofort aufs schönste hergerichtet werde. Die Buckel müssen von innen mit einem abgerundeten Holz herausgedrückt werden und Lauge und Zinnkraut so lange und so oft angewendet werden, bis der erwünschte Silberglanz erscheint. Wartet man, bis mehreres zusammenkommt, so ist die Arbeit zu groß, und die zuletzt erworbenen Stücke verdrängen die älteren, die dann niemals zu ihrer rechten Geltung kommen.

tall so sehr bewundern. Das Zinnkraut schleift alle Härten ab, und der breit spiegelnde Glanz gibt den weniger beleuchteten Stellen erst ihre ganze Weichheit." Manches Stück wird schon nach dem ersten gründlichen Putzen ganz schön und braucht kaum mehr angerührt zu werden. Bei vielen Gegenständen aber, namentlich bei solchen, die in einer modrigen Sakristei gelegen haben, gibt es schwarze Flecken, die nur der Anwendung von Salzsäure weichen, aber — auch nach der Entfernung durch diese — Spuren zurücklassen, weil sie sich ins Zinn förmlich hineingefressen haben. Hier kann man nicht hoffen, jemals eine spiegelnde Fläche zu schaffen. Jedenfalls bin ich dafür,

Den Grundstock zu einer Sammlung besitzt wohl jede Wirtschaft. Irgendwo sind ein paar Teller, Leuchter, Kännchen vorhanden, die man vielleicht gar nicht für Zinn gehalten hat und die uns, wenn einmal der Entschluß des Sammelns gereift ist, große Freude machen. Es bedarf keiner Vorstudien, um das zum Sammeln notwendige Wissen zu erwerben. Man muß sich nur mit dem Gegenstand durch häufiges Betrachten und Berühren vertraut machen. Hat man eine Anzahl Stücke beisammen, so lernt



Bierkannen in Zinn aus dem XVII. Jahrhundert. Vermutlich von Kaspar Enderlein. Im Nationalmuseum zu München.

man selbst ihre Stile und Entstehungsarten unterscheiden. Auf gewöhnlichem Wege wird man höchstens dreierlei Art Zinn erwerben können: die alten Formen, wie sie in Deutschland, Österreich und in der Schweiz gebräuchlich waren, Bierkrüge und Kannen, flache Teller und schmucklose Schüsseln, dann die üppigen, gefälligen Formen des Rokoko, die gewiß in Frankreich entstanden sind, und endlich die zierlichen, dem Griechischen sich nähernden Formen des Empire. Auf meiner Kredenz, welche eine ziemlich große Ecke im Speisezimmer einnimmt, finden sich alle drei Stilarten vor. Der ersten und ältesten Art gehören die Humpen an, die bald auf Füßen ruhen, die aus Engelsköpfen gebildet sind, bald mit verbreiterter Basis flach aufstehen. Sie tragen oft das Datum ihrer Entstehung, oft auch ein späteres, wenn die Widmung bei Überreichung des Geschenkes eingraviert wurde, öfter aber auch leider ein gefälschtes, wenn ein echter Humpen durch nachträgliche schöne Gravierung höheren Wert bekommen soll. Immer haben die Humpen Initialen, welche beweisen, daß die einstigen Besitzer Wert auf den Gegenstand gelegt haben. Auch die Deckelkrüge mit aufgestülptem Schnabel und viele große, flache Schüsseln gehören in diese Kategorie, ebenso die großen, bauchigen Weinkrüge, die vielleicht nicht sehr alt sind, aber noch immer in den Formen gegossen werden, welche vor zweihundert Jahren zum Guß dienten, wie ich mich bei einem Wiener Zinngießer überzeugte. Auch die Majolikakrüge und -kannen mit Zinndeckeln gehören in diese Zeit. Dann die Meßweinflaschen, die rund, sechseckig, graviert und glatt vorhanden sind und sich durch die schöngeformten Schraubenhandhaben empfehlen. Die kleinen sind die seltensten. Ein Satz von Maßen, in Wien „Zimenter“ genannt, soll auch in keiner Sammlung fehlen, und wenn diese auch schwerer alt zu bekommen sind, so muß man sich mit der Tatsache trösten, daß auch sie noch in den alten Formen gegossen werden und nicht anders ausgesehen haben, ob sie nun das Datum 1800 oder 1880 tragen.



Holländische Wasserurne. Etwa 1760.

Viel mehr ans Herz gewachsen als diese älteren Sachen sind mir jedoch die Geschirre aus der Rokokozeit, die schön gebuckelten und gewellten Terrinen und Schüsseln, die zierlichen Kaffeekannen, der verschnörkelte Pokal, der mit seinem Troubadour am Deckel gewiß den Preis bei einem Sängerfest gebildet hat. Flache und tiefe Schüsseln mit schön gewellten Rändern, mit unregelmäßig geformten Handhaben, Taufkannen und Meßkännchen, und die Essig- und Ölständer von so feiner Ausführung, daß man versucht ist zu glauben, sie seien gar nicht aus Zinn, gehören hierher. Diese Sachen stammen wohl zum größten Teil aus Schlössern und aus Klosterstiften, an deren reich gedeckte Tafeln man bei ihrem



„Karafindl“, wahrscheinlich aus Venedig. Etwa 1750.



Rokokogeschirr (der Löffel ist älter). Etwa 1750.

Anblick unwillkürlich erinnert wird. Auch die bauchige Holländer Urne mit den Dachsbeinen und dem Füchslein am Deckel paßt sich diesem Stile an, ebenso wie der pausbackige Engel, der wohl im Tabernakel eines Altars geschwebt haben mag. Es ist kein Zweifel, daß alle diese Dinge in die Zeit Maria Theresias gehören, obgleich sie kein Datum tragen. Sechs Teller und zwei runde Schüsseln gediegenster Ausführung sind noch älter. Sie kommen aus dem reizenden einstigen Lustschloß des Prinzen Eugen von Savoyen, Schloßhof, und tragen neben dem Kreuz von Savoyen im Meisterzeichen das Datum 1705. Typisches Rokoko sind auch die Kirchenleuchter, zu deren Erwerbung ich mich lange nicht entschließen konnte, obgleich sie um einen Spottpreis zu haben waren. Als Träger für kleine Schlingpflanzen wirken sie jedoch sehr hübsch und machen durchaus nicht den gefürchteten Eindruck der Aufbahrung.

Die allerschönsten Stücke seiner Sammlung ist wohl jeder geneigt in ein besonderes Licht zu rücken. Bei mir schmücken sie das oberste Brett eines Bücherschrankes. An der Wand sind zwei Beleuchtungskörper befestigt, die ich wohl zu den größten Seltenheiten zählen darf. Sie zeigen, wie die Wandbeleuchtung in den braungetäfelten Zimmern unserer Urgroßväter beschaffen war. Die an die Wand gelehnten viereckigen Schüsseln sind aus schönstem silberhältigen Zinn und passen sich in der Form dem modernsten Luxusgeschirr an. An der Rückseite tragen sie das Meisterzeichen des Engels mit der Inschrift: „Feinzinn — Joseph Appenzeller — Insprugg". Der gravierte Teller stammt aus Italien und unterscheidet sich in der Farbe des Metalls sowie in der Zeichnung von allem übrigen Zinngeschirr. Der kleine Bierkrug in der Mitte, der auf Engelsköpfchen ruht und am Deckel einen Delphin hat, ist im Innern mit einem abschraubbaren Büchschen versehen, in das die Muskatnuß gehört, die unsere Altvordern beim Biergenuß vor Leibschmerzen behüten sollte. Ein feines Stück ist das Öllämpchen, dessen Deckel mit einem nackten weiblichen Figürchen geschmückt ist, eine große Seltenheit bei Zinnsachen. Die Weinkanne zur Linken mit drehbarem Deckel ist Schweizer Ursprungs und wird in ihrer Heimat Ulrich von Hutten-Kanne genannt. Sie trägt auf dem schief aufgesetzten Wappen die Jahreszahl 1733. Der danebenstehende Krug hat ein aufgesetztes Reliefbild der Muttergottes und große Engelsköpfe über den Kugelfüßen. Der Schnabelhumpen zeichnet sich durch einen schönen Ansatz des Henkels und durch überraschend weichen Glanz aus.

Ein anderes Bild zeigt in der Zusammenstellung die Wirkung des Rokokogeschirres. Die große Terrine stammt aus Schloß Bruck in Tirol, die ovale Schüssel, auf der sie steht, wurde dem Schmelz-

ofen eines Zinngießers entrissen. Auch die Gemüseschüssel und die kleine Terrine sind stammverwandt, ebenso das große Salzfaß und der Ständer für Löffel und Streuzucker, und dennoch wurde jedes Stück zu anderer Zeit und an anderem Orte erworben. Eine große Seltenheit ist der Löffel, der aus viel älterer Zeit stammt. Eßbestecke dürften nur in Ausnahmefällen ganz aus Zinn gemacht worden sein, weil dieses weiche Metall dem unausgesetzten Gebrauch nicht standhalten konnte. Wo wirklich ein Löffel oder eine Gabel der Zeit Trotz geboten hat, stellt es sich bei genauer Besichtigung heraus, daß diese dauerhaften Stücke aus verzinntem Eisen oder Messing sind. Der auf Seite 302 abgebildete Löffel wurde aus dem Sand des Alt-Aussee-Sees gegraben, ist also vor mehr als zweihundert Jahren ins Wasser gefallen und, im Sand liegend, auf die Nachwelt gekommen.

Das Kaffeeservice aus der Empirezeit (S. 304) könnte mit seinen sauberen Linien den Mittelpunkt eines der köstlichen Bildchen von Franz Simm abgeben. Die Kännchen mit den Gänseköpfen habe ich einer alten Frau abgekauft, die treuherzig versicherte, es hätten daraus französische Offiziere Kaffee getrunken, kurz ehe sie in der Schlacht von Wagram fielen. Das stimmt wohl mit den Formen überein, die in den ersten Jahren des vergangenen Jahrhunderts gebräuchlich waren. Die Zuckerdose ist mit einer Girlande geschmückt, während die Handhaben das beliebte Schlangenmotiv aufweisen. Auf den das kleine Service ergänzenden Altwiener Schalen ist die Jahreszahl 1809 verzeichnet.

Ein besonderes Hervorheben verdient wohl das kostbarste Stück meiner Sammlung, das am teuersten bezahlt werden mußte, aber lange nicht so geschätzt wird, wie ein hübsches Stück altväterischen Hausrats. Es ist dies der Zierteller mit den feingezeichneten Reliefornamenten am Rand, zwischen denen sich vier Bilder befinden, welche die ersten Kapitel der Heiligen Schrift illustrieren: Gott-Vater, wie er im sonnenbeschienenen Paradies die Eva aus der Rippe Adams schafft;



Aus der Zinnsammlung der Verfasserin.



Empire-Kaffeeservice. Um 1800.

Gott-Vater, wie er das erste Paar vor dem Baume der Erkenntnis warnt, dann die Verführung durch die Schlange und endlich die Austreibung aus dem Paradies durch den Engel mit dem flammenden Schwert. Die Mitte des Tellers nimmt die Opferung des Noah ein, der mit seiner Familie am Fuß des Berges Ararat vor einem Altar kniet. Die Inschrift gibt mit dem Datum 1619 das respektable Alter des Tellers an. Im oberen Bildfelde auf der Hand der Eva das Nürnberger Zeichen mit dem halben Adler. Ein zweiter, etwas größerer Teller, der sich in der Sammlung befindet, zeigt am Rand die zwölf Apostel und im Mittelbild die Auferstehung Christi. Auch er trägt das Nürnberger Zeichen und die Meisterinitialen B. O., welche zu dem Schlusse berechtigen, daß der Teller ebenfalls 1619 gegossen worden ist.

Die kleine Sammlung umfaßt mehr als 200 Gegenstände, von denen, außer bei den Tellern, keine zwei ganz gleich sind. Nur in ganz seltenen Fällen stammt ein halbes Dutzend Gegenstände aus derselben Quelle, das meiste aber ist einzeln zusammengetragen. Trotzdem hat das Sammeln von mindestens 150 Gegenständen, das als sehr wenig beachtete Nebenbeschäftigung galt, nur fünf Jahre in Anspruch genommen. Welchen Schatz könnte ich besitzen, wenn Mutter und Großmutter zu ihrer Zeit nur ein wenig von der Sammelleidenschaft ergriffen worden wären! Mir selbst muß ich den Vorwurf machen, daß die im Blut liegende kleinbürgerliche Sparsamkeit mir manchen Streich gespielt hat und mich verhinderte, Käufe abzuschließen, die sich heute als großartige Erwerbungen erweisen würden. Und weil ich aus Unkenntnis manches kostbare Stück abgewiesen habe, das gegenwärtig für teures Geld nicht mehr zu haben ist, habe ich mich jetzt entschlossen, meine kleinen Sammlergeheimnisse preiszugeben, zu Nutz und Frommen derer, die Gelegenheit haben, auch heute noch hübsche alte Sachen vor dem Untergang zu retten. Es ist gar nicht lange her, als im Wiener „Dorotheum" eine ganze „Partie" von zinnernen Öllampen zu einer Krone das Stück ausgerufen wurde, deren Ölbehälter, aus altem Glas, die Nachtstunden eingeschliffen trugen und die durch das Sinken des Öls als Uhren dienten. Es fand sich kein Käufer — auch ich zuckte die Achseln und ahnte nicht, daß ich kurze Zeit darauf recht gern eine schöne moderne Petroleumlampe für eine einzige solche Uhrenlampe geben würde.

Nun soll ich wohl noch sagen, wie ich zu meinem Zinn gekommen bin und welche Preise ich dafür bezahlt habe. Der Katalog, den ich schon lange anlegen will und der genau darüber Auskunft geben soll, wird, wenn seine Abfassung noch eine Zeitlang hinausgeschoben wird, sehr unvollständig sein. Die Erwerbung der schönsten Stücke freilich hat mir solches Vergnügen gemacht, daß sich alle damit verbundenen Umstände ins Gedächtnis eingeprägt haben. So sind die schönen Wandleuchter mit einer Partie abgenützter Möbel versteigert worden und fanden bei den Käufern von Waschtischen, Betten, Matratzen keine Liebhaber. Ein Freund, der eine Reise nach Böhmen unternahm und mit „unbeschränktem Kredit" ausgerüstet wurde, brachte für hundert Kronen einen ganzen Zinnschatz nach Haus. Auf die Nachricht hin, ein mo-

dern angelegter Pfarrer in einer niederösterreichischen Gemeinde, die nicht an der Eisenbahn gelegen ist, wolle sich seines Zinnkrams entledigen, entschloß ich mich augenblicklich zur Reise dorthin, die mir die schönsten Klosterschüsseln eintrug, die ich besitze. Viele Einzelgegenstände stammen vom Trödler, der jedoch allmählich Preise verlangt, die nicht mehr zu erschwingen sind. Nicht wenige Nummern der Sammlung sind Geschenke. Angehörige und Freunde sind nicht mehr verlegen, womit sie mir eine Freude bereiten können. Ein Stück Zinn, das sich als noch nicht in der Sammlung vorhanden präsentiert, ist so willkommen, daß sich nicht leicht ein noch so kostbarer Gegenstand damit messen könnte. Auch die Nachricht, wo altes Zinn zu haben ist, wird mir freudigst überbracht, erweist sich aber sehr oft als trügerisch.

Die Börsenkurse in krisenhaften Zeiten schwanken nicht so sehr, wie die Preise, die ich für mein Zinn bezahlt habe. Der köstliche Teller mit den Szenen aus dem Paradies hat mich achtzig Kronen gekostet, dagegen gelang es mir, den Apostelteller (er war gebrochen und mußte von kunstvoller Hand gelötet werden), der auch bald dreihundert Jahre alt und sehr schön ist, für zwölf Kronen zu erwerben. Einige der schönsten Kännchen habe ich als „altes Zinn" gekauft, zu vier Kronen das Kilogramm, andere dagegen waren sündhaft teuer. Wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so muß ich gestehen, daß mir eigentlich nur die Sachen große Freude machen, die mir von liebevoller Hand gespendet wurden oder die ich zu billigem Preise erworben habe. Etwas weit über den Wert bezahlen, heißt, sich die halbe Freude daran verderben. Die einzelnen Stücke der Sammlung müssen Mühe gekostet haben, müssen gleichsam eine Geschichte erzählen, dann erst haben sie für den Sammler eigentlichen Wert. Einen besonderen Reiz hat der Gedanke, daß man ein derart mühsam erworbenes Ganze einem geliebten Wesen hinterläßt, das schon, um unser Andenken zu ehren, das Werk fortsetzen und vervollständigen wird.

Der Besuch.

Weißt Du es noch, mein Kind, es war im Mai,
Wir waren jung ... Ich zog zu Euch aufs Land,
Ich kam sehr spät. Der Gäste waren drei,
Wie schafft man jedem einen Unterstand?

Da hast Du mir, Cousinchen, Platz gemacht,
Dein Mädchenzimmer räumtest Du mir ein,
In Deiner Kammer schlief ich diese Nacht,
Es war ein süßes Höllenkämmerlein.

Ich zählte damals ganze neunzehn Jahr!
O wie ich schwer an junger Weisheit litt.
So kam's, daß der Gedanken Riesenschar
Mich noch im Traume geisterhaft umschritt.

Doch in der Früh geschah es wundersam,
In Deinen Mädchenschränken ward es laut.
Aus Spitzen, Hüten, Samt- und Seidenkram
Hat keck ein Volk von Grazien geschaut.

Sie tanzten fröhlich auf den Dielen um
Und füllten mit Gelächter Euer Haus.
Treppauf, treppab lief's da mit summ, summ, summ...
Mit Rosen trieben sie die Weisheit aus ...

Paul Wertheimer.

General Booth und die Heilsarmee.

Von A. Rutari-London.

Einer seiner Biographen nennt William Booth den George Fox des XIX. Jahrhunderts. Ob dies nun zutreffen mag oder nicht, sicher ist, daß der Gründer der religiösen Gemeinschaft der Quäker eine Gemeinde gottesfürchtiger zwar, aber auch (als sei's zum Lohn für ihre Wackerkeit) mit den Gütern des Lebens reichlich gesegneter Leutchen, so recht den Mustern des wohlgenährten und wohlversorgten Bürgertums, großgezogen hat. Die Heilsarmee hingegen wirbt ihre „Soldaten" unter den Armen und Ausgestoßenen; gerade denen, welchen das Bürgerrecht verloren gegangen, öffnet sie ihre Arme am weitesten.

Auch von den ekstatischen Zuckungen eines George Fox, dem Zittern und Klappern aller Glieder, dem er den Beinamen des Quäkers — des Zitterers — verdankte, läßt sich bei William Booth nichts entdecken. Da fällt vielmehr herkulische Arbeitskraft auf und ein eiserner, unbeugsamer Wille wie der eines geborenen Herrschers. Bei aller Demut im Herzen ist William Booth eine Herrennatur. Dieser Mann, der vor sechzig Jahren als Missionsprediger in Whitechapel begonnen, arm und unbekannt im großen London, steht heute an der Spitze einer Gefolgschaft, die sich auf Millionen beziffert. In 54 Ländern stehen seine „Soldaten" auf Posten, in 32 Sprachen predigen sie seine Lehre. Ein Stab von 22000 besoldeten „Offizieren" gehorcht seinem Kommando, mächtige Gebäudekomplexe in einer der verkehrsreichsten Londoner Straßen dienen ihm zum Hauptquartier, und auf Millionen beziffern sich die Summen, die alljährlich dem Bankkonto seiner „Armee" gutgeschrieben werden.

Die Leute in der City, die auf dem Wege zu ihren Geschäftsbureaus an seinem Hauptquartier vorübergehen, können sich ihn zum Muster nehmen: Das Vorbild eines erfolgreichen businessman. Aber — ein businessman, der nicht für sich, sondern der nur für andere arbeitet. William Booth ist ein blutarmer Mann. Statt Liebe zu Gewinn, zu Ruhm, zu Ehren, hat Gott in sein Herz nur eines gelegt: Liebe zu Menschen. Und wie das so der Fall zu sein pflegt, hat ihm das Geschick am Abend seines Lebens all das in den Schoß geworfen, um das er sich nie beworben: Geld — dessen er für sein Werk allerdings aufs dringendste bedarf — Ehren und Ruhm. Und da selbst die tapferste Streiternatur eines Stabes bedarf, auf den sie sich in müden Stunden stützen kann, gab das Schicksal ihm eine Frau, die ihn von Grund aus verstand. Catherine Booth lebt nicht mehr; als sie starb, stand an ihrem Sarge ein Trauergefolge von 36000 Menschen; noch nie hatte London eine solche Trauer um eine schlichte Bürgerfrau gesehen. Ihren Charakter beleuchtet am besten ein Geschichtchen, das wie eine teure Überlieferung im Andenken ihrer Freunde bewahrt wird. Ein Betrunkener, so wird berichtet, wurde wegen Ruhestörung abgeführt. Hinter dem Mann, der in seinem Rausch am Arm des Policeman hin und her torkelte, schob sich mit Johlen und Spottrufen ein dichter Knäuel von Kindern und Halberwachsenen. Das sah ein kleines Mädchen von der anderen Seite der Straße mit an, im Nu lief sie über den Damm auf die Gruppe zu und griff mit ihrer kleinen Hand nach der des Trunkenbolds. Und als vermöchte ihre Kinderunschuld ihn zu schirmen, schritt sie an seiner Seite, bis man zur Wache kam. Diese Kleine — damals eben zwölfjährig — hieß Catherine Mumford; sie ward die Gattin des Generals, die „Mutter der Heilsarmee". Was anders hat die Heilsarmee — an die damals noch niemand denken konnte — allezeit getan, als den Strauchelnden beizuspringen, die Schwankenden zu stützen . . .

William Booth ist im Jahre 1829 in Nottingham geboren; sein Vater war Kaufmann, und William wurde erzogen, das elterliche Geschäft später selbst zu übernehmen. Die Familie gehörte der englischen Staatskirche an. William war noch ein Junge, eben dreizehn Jahre alt, als er einen amerikanischen Missionsprediger hörte und zur Überzeugung kam, daß die Hochkirche zu „slow" sei. Der Amerikaner gehörte den Methodisten an; zu ihnen trat William über. Er war kaum sechzehn, als er begann, sich in den Freistunden selbst der Missionspredigt zu widmen. In England fühlt sich jeder zehnte Mann berufen, seinen Mitbürgern religiöse Ansprachen zu halten, und nichts ist häufiger, als des Sonntags auf der Straße eine kleine Gruppe von Leuten zu finden, die einen solchen Laienprediger umringt. Daß sie im Herzen erbaut davon wären, soll nicht gesagt werden; bei der Trostlosigkeit des englischen Sonntags ist einem selbst solches religiöses Kannegießern eine willkommene Zerstreuung. William Booth indessen erzielte als Laienprediger Aufsehen erregende Erfolge: er gab seine geschäftliche Tätigkeit auf und widmete sich vom zwanzigsten Jahre an ganz der Predigt. Solch ein Missionsprediger — mit tausend Mark Gehalt im Jahr — führt ein Wanderleben; überall, wohin Booth kam, zog es ihn zu

den Ärmsten, und seine Ansprachen brachten zahllose Bekehrte in die Obhut der Gemeinde. Allzu glänzende Erfolge werden indessen zuweilen auch da mit Scheelsucht angesehen, und die Vorsteher der Methodisten wünschten die Mission ihres Laienpredigers einzudämmen. Sie beriefen ihn vor ein Konsistorium und stellten ihm die Wahl, auszuscheiden oder sich im üblichen Geleise der Methodistengeistlichen zu halten.

„Niemals," antwortete ihnen Booth.

Und „niemals!" rief wie ein Echo eine Stimme oben von der Galerie herab fest und klar; die Stimme seiner jungen Frau. Ohne einen Schilling Vermögen, mit Frau und vier Kindern, zerriß er nun die Kette, die sein Schiffchen verankerte und trieb in das unbekannte Weltmeer seiner Zukunftsträume hinaus.

Dies trug sich zur Mitte der sechziger Jahre zu. Der zweite entscheidende Schritt seines Lebens vollzog sich um ein Dutzend Jahre später. Booth war nach dem Bruch mit den Methodisten nach London gekommen. Ein natürlicher Trieb zog ihn nach dem Osten, dem verbrieften Viertel des Elends und der Armut. In England, wo es, wie die Franzosen spöttisch sagen, mehr religiöse Sekten gibt als in Frankreich Saucen, fällt ein neuer Laienprediger nicht eben sonderlich auf. Aber dieser hohe, schlanke Mann mit dem langen Bart und dem feurigen Blick schien doch eine neue Art zu haben, zu den Leuten zu predigen. Er lockte sie weder mit Traktätchen noch salbungsvollen Worten in sein Tabernakel — er schien nur ergriffen von ihrer völligen Religionslosigkeit und ermahnte, beschwor sie, in die Kirche zu gehen, den Tag des Herrn wie ein Christ im Gotteshause zu feiern. Einzelne gehorchten denn auch; aber es stellte sich heraus, daß die von der Staatskirche betrauten Hirten sich nach diesen neuen Schafen, deren Fell rauh und nicht einmal übermäßig reinlich war, keineswegs sehnten. Die Leute kamen zu Booth zurück. Und von dem Zelte an der Ecke von Mile End Waste, unter dessen Dach er predigte, bis es eines Tages zusammenfiel und die kleine Gemeinde unter dem „größeren Dome" stand, der sich über die gesamte Erde wölbt, siedelte man nach alten Tanzlokalen und ehemaligen Schaubuden über, einerlei in welchem Zustand der Baufälligkeit sie waren, sofern sie nur geringen Mietzins kosteten. Allerlei unrespektables Volk fand sich ein, Trunkenbolde, Langfinger und Schlimmere. Während ihnen der Pöbel von draußen Steine und Unrat durch die zerbrochenen Scheiben warf, lag hier drinnen die kleine Gemeinde auf den Knien. Die Stimme des Predigers donnerte auf sie ein und peinigte sie mit den Schrecken der Hölle und des ewigen Feuers. Aber sie sprach mehr noch zu ihnen von der Gnade Gottes und dem seligen Leben, im Himmel und auf Erden, wenn sie in sich gehen und gute Menschen werden würden. Von manchem verschlossenen Auge fiel es da wie Schuppen, manchem, den die mahnende Stimme in tiefer Seele ergriff, netzten heiße Tränen die harten Wangen, und in inbrünstigem Gebet gelobte er Besserung. So nahte er sich erschüttert der „Bußbank", wo der Prediger wie ein schützender Bruder liebevoll den Arm um seine Schulter schlang und mit ihm betete. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlten sie heute reine und reuige Gedanken; sie waren „gerettet" und wurden fortan eifrige Mitglieder der „Christlichen Mission". Im Gebet, in aufrichtiger, aus der Tiefe des Herzens aufkeimender Reue hat Booth von je das Heil gesehen. Nur kein Schein, so predigen er und seine Getreuen noch heute; geht in Euch, fühlt den Strahl der Güte des Allmächtigen in Eurem innersten Herzen — so allein könnt Ihr gerettet werden! Aus der Zahl der einstigen Zöllner und Sünder wuchs ihm ein Gefolge von Helfern, die wie er selbst nun nach allen Himmelsrichtungen zogen, um zu predigen und zu bekehren. Auf Trunkenbolde und Verbrecher machten gerade diese Bekehrer, die selber eben erst Bekehrte waren, den größten Eindruck. Der eine oder der andere unter den Zuhörern erkannte in ihnen ehemalige Kumpane und staunte nicht wenig über die vorteilhafte Veränderung, die mit ihnen vorgegangen. Die Gemeinde der „Christlichen Mission" nahm im Verlauf der Jahre derart zu, daß man daran denken konnte, die Propaganda auch durch andere Mittel weiter in die Welt hinauszutragen.

So saßen Booth und einige seiner Getreuen eines Tages beisammen, damit beschäftigt, eine Flugschrift aufzusetzen, welche die Ziele der Mission klarlegen sollte. Knapp, schlagend, mit wenig Worten, wie das Booths Art war, sollte das Programm entwickelt werden. Aber schon beim ersten Satz kam man ins Stocken. Die „Christliche Mission", so hatte einer niedergeschrieben, „ist eine freiwillige Armee von bekehrten Arbeitern". Da unterbrach ihn Booth. „Nein," rief er erregt, „wir sind keine Freiwilligen; wir fühlen, daß wir tun müssen, was wir tun, und wir sind unausgesetzt im Dienst. Wir sind keine freiwillige Armee — wir sind eine Heilsarmee!" Da war es heraus; in einem glücklichen Augenblick war das Wort gemünzt und mit dem Worte die Form gefunden, unter deren Einfluß sein Werk in neuer, damals gar nicht geahnter Weise aufblühen und sich entfalten sollte.

Nur wer selbst etwas in seinem Leben geschaffen, wer es durchgemacht hat, wie eine plötzliche Eingebung feuerzündend auffacht und nun zu tausend anderen Ideen überführt, die das Inswerksetzen erst ermöglichen, ist imstande, die Weihe dieses Augenblicks nachzuempfinden; den Widerstreit der Gedanken, die an die Stirn des Mannes pochten und hämmerten, sich vorzustellen. Mit Fieberhast ging man sofort an die

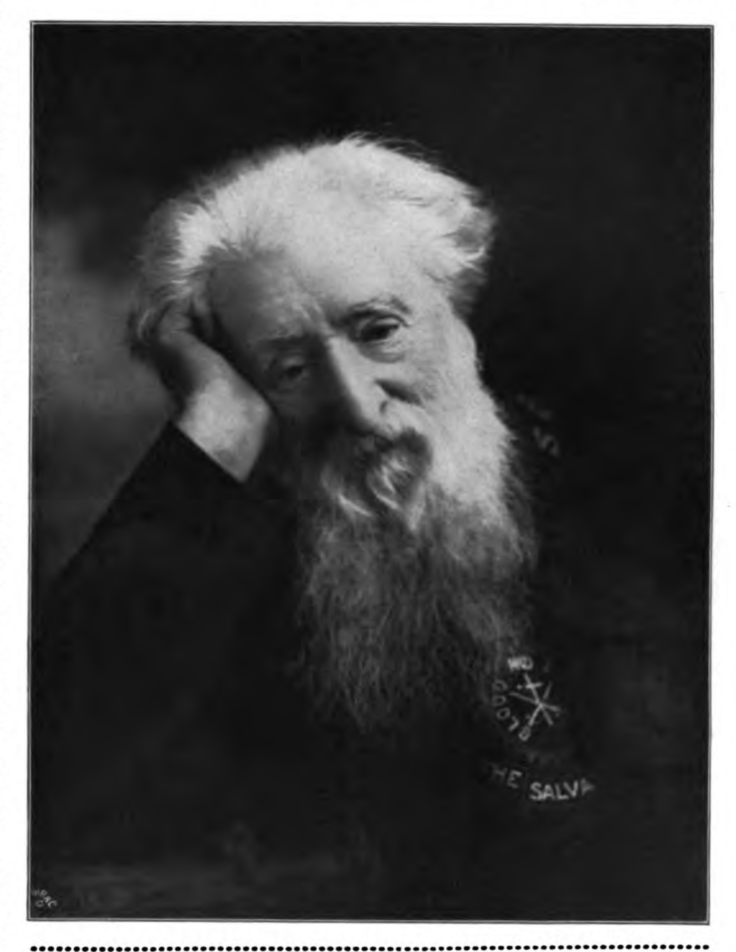
Arbeit. Ein Organisationsplan ward entworfen, nicht in großen Zügen allein, keine Einzelheit wurde übersehen; es entstand der Plan einer Territorialarmee, mit Divisionen in den verschiedenen Provinzen und verantwortlichen Kommandeuren für jede der Divisionen. Noch in der nämlichen Nacht machte sich Frau Booth an die Arbeit, die Uniform für die Offiziere zu entwerfen; die weiblichen so gut wie die männlichen, denn William Booth, der in seiner Gattin die aufopferndste, eifrigste und aneiferndste Helferin im Werke gefunden, vertrat von vornherein die Anschauung von der vollkommenen Gleichberechtigung der Geschlechter. In der Heilsarmee bezieht die Offizierin genau dasselbe Gehalt, wie der Offizier; sie teilt sich mit ihm in dieselben schweren, tausendmal die Selbstentäußerung erheischenden Pflichten. Ja, wenn man genau hinsieht, so findet man, daß den Frauen fast das schwerere Los zufällt, und man möchte behaupten: ohne sie, ohne diese verspotteten Halleluja-Mädchen, wäre die Heilsarmee gar nicht möglich. Nicht allein um der Hilfe willen, die sie den Frauen und Mädchen bringen; der Gegensatz dieser schmächtigen Gestalten zu den rohen Kräften der Lumpen und Gauner, in deren Spelunken sie sich wagen und bei denen sie trotz ihrer Schimpfworte niederknieen und beten — dieser Gegensatz, zu dem noch der Gegensatz der Geschlechter kommt, rührt schließlich selbst manchen der Verderbtesten. Für sie erfand Frau Booth den schwarzen Strohhut mit dem roten Band über der großen, das Gesicht vor Sonne und Regen schützenden „Kiepe“. Praktisch, aber sicherlich nicht kleidsam. Indessen wer denkt daran in der Heilsarmee. Wer ihr dient, trägt keinen Schmuck, besucht kein Theater und kein Konzert und muß auch dem Genuß geistiger Getränke und des Tabaks ein für allemal entsagen. Er darf nur an eines denken, an die Inschrift des roten Banners, unter dessen Wehen er geweiht wird: „Blut und Feuer“, das Blut Christi nämlich, welches unsere Sünden wäscht, und das Feuer des Heiligen Geistes.

Und nun der dritte entscheidende Tag im Leben des Generals — und der letzte. Wieder sind Jahre vergangen; die Heilsarmee hat sich unter der neuen Einrichtung gewaltig ausgedehnt; über die Grenzen Englands hinaus ist sie in andere Länder gezogen; sie hat tausenderlei Anfeindungen erfahren und sie ohne Murren erduldet. Die Offiziere klagen nicht: verspottet zu werden, zählt zu ihren Pflichten; das sind nur kleine Steinchen auf dem Wege, die den Marsch nicht hemmen können. Die Tambourins der Halleluja-Mädchen, die lärmenden Trompeten und bummernden Pauken der Musikanten sind erst ein Ärgernis gewesen, und allmählich hat man sich an sie gewöhnt. Neben Tausenden, die spotten, schelten, tadeln, ist doch die Zahl derer gewachsen, die das Gute, das die Heilsarmee im Sinn hat, anerkennen. Ihre Wege sind wunderlich, so sagen sie wohl, aber laßt sie schalten; wahrscheinlich geht's nicht anders, wenn man den Pöbel zum Aufmerken kriegen will. So stand es, wie gesagt, um das Jahr 1890. Das war der Sommer, da Henry Stanley aus Afrika zurückkam und sein Buch veröffentlichte, in dem er von seinem Zuge durch das Herz des schwarzen Kontinents berichtete. Von dem schrecklichen Marsche, 160 Tage und 160 Nächte lang, durch morastigen, schier undurchdringlichen Urwald, in dem scheußliche Pygmäengeschlechter hausten, Zwergvölker, die nie den Himmel und nie das Licht der Sonne gesehen hatten und es dem weißen Sahib nicht glauben konnten, daß es eine andere, eine bessere Welt gebe, als die finstere, trostlose, die allein sie kannten.

Ganz London sprach damals von dem Walde und seinen Schrecken; Stanley war der Löwe der Season. Aber kaum war das Buch erschienen, so kam ein zweites heraus, das die Londoner in noch ganz anderer Weise packen sollte. Dem „dunkelsten Afrika“ Stanleys setzte Booth sein Buch entgegen: „Im dunkelsten England.“ Wenn je ein Buch, so ist dieses mit „Blut und Feuer“ geschrieben. Es pochte mit Vehemenz an die verschlossenen Herzen und weckte das Gewissen der Nation. „Während ich nachsann über die entsetzliche Darstellung des Lebens, wie es in dem ungeheuren Urwalde Afrikas besteht,“ so schreibt er, „erschien es mir ein, ach! nur zu getreues Bild von vielen Teilen unseres eigenen Landes. Wie es ein dunkelstes Afrika gibt — gibt es nicht auch ein dunkelstes England? Zivilisation, die ihre eigenen Barbaren erzeugt, erzeugt sie nicht auch ihre eigenen Pygmäen? Ob wir nicht eine Parallele finden vor unseren eigenen Türen, ob wir nicht einen Steinwurf entfernt von unseren Kathedralen und Palästen ähnliche Schrecken finden, wie die, welche Stanley in dem großen Urwalde unter dem Äquator gefunden?“

Seite auf Seite wird nun die Parallele gezogen, werden Beispiele angeführt von dem Elend, dem Laster, der Armut von Tausenden und Abertausenden, die in London wohnen, in London, das man gewohnt ist, als die reichste Stadt der Welt zu preisen. Kein kundigerer Führer ließe sich denken durch die Lasterhöhlen der Riesenstadt, zu den obdachlosen Schläfern auf den Steinbänken der öffentlichen Plätze und in den Winkeln unter Brückenbögen, als General Booth, dessen Offiziere jahrein, jahraus nichts tun, als die Parias der Gesellschaft in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, sie ans Licht zu ziehen, ihnen Obdach und einen Bissen Nahrung zu reichen, noch ehe sie ihnen predigen. Booth erzählte von all diesen Schrecknissen der Riesenstadt und berichtete von dem Wirken seiner Getreuen. Da steht auch das Beispiel jener furchtbaren Straße in einem der schlimmsten Vororte

Londons, dem sogenannten „dusthole“ von Woolwich. „Den Soldaten der Garnison ist das Betreten dieser Straße bei Strafe von drei Wochen Arrest verboten. Kein Schutzmann wagt sich hinein, seitdem einer, der sich darin hatte sehen lassen, totgeschlagen worden. Aber selbst hier schreiten meine weiblichen Offiziere zu allen Stunden des Tages und der Nacht einher, ungehindert und geliebt.“



Seeking and saving the lost.
May 25. 07.
William Booth

Copyright by Falk in New York.

„Im dunkelsten England — und der Weg hinaus“ hatte Booth sein Buch genannt, und es wäre nicht seine Feder gewesen, die es geschrieben, wenn sie nicht zu gleicher Zeit, da sie das Übel vor aller Welt aufdeckte, auch das Mittel angegeben hätte, es zu lindern. Ein Plan stand ihm im Augenblick vor der Seele: helft diesen Ärmsten, diesen Trunkenbolden, diesen Gefallenen, diesen Verbrechern, indem Ihr sie zu Euch zieht; reinigt sie von ihrem Ungeziefer, reicht ihnen Nahrung, gebt ihnen ein Heim und vor allem: gebt ihnen Arbeit. Arbeit ist für William Booth jederzeit das erlösende Wort. Und all dies zu tun, will er, will die Heilsarmee, selbst übernehmen; er will Arbeiterkolonien, Werkstätten, Landgüter gründen, zuerst hier, später, wenn die Leute herangezogen und gehoben sind, in den Kolonien, vor allem in Kanada, wo die Äcker des Spatens und des Schweißes der Arbeiter harren. Die Nation soll nichts tun, als die Mittel zur Ausführung vorzustrecken. „Zwei Millionen,“ so schrieb damals Booth, „reichten dafür im Anfang hin.“

Es spricht für die Nation nicht minder, wie für das Ansehen, in welchem jetzt, nach zwanzigjährigem Schaffen, die Heilsarmee stand, daß die geforderte Summe in wenigen Wochen gezeichnet ward. Schon einen Tag, nachdem das Buch erschienen war, erklärte sich ein berühmter Londoner Schauspieler bereit, seinerseits tausend Pfund zu geben, falls sich 99 andere fänden, die je eine gleiche Summe zahlen wollten. Binnen kurzem kamen 106 000 Pfund zusammen, und William Booth machte sich ans Werk, das Ideal, das er geschildert hatte, nun auch in die Tat umzusetzen.

Es wäre müßig, eine lange Reihe von Ziffern aufzuführen, um zu beweisen, wie seither die Unternehmungen der Heilsarmee sich ausgedehnt haben. Sie wachsen von Jahr

zu Jahr. Aus den dreitausend Morgen öden Sandes, welche Booth für die hunderttausend Pfund erwarb, ist Hadleighfarm-Kolonie entstanden, ein blühendes Dorf inmitten fruchtbarer Äcker und Obstpflanzungen. Gewohnheitsmäßige Säufer, unverbesserliche Taugenichtse, die in den Zellen der Gefängnisse und den Anklagebänken der Polizeigerichte Bescheid wissen wie in ihrer Hosentasche, führen hier mit Hacke und Spaten ein nützliches Leben. Vierzigtausend von ihnen hat die Heilsarmee bereits auf diese Weise wiedergewonnen und in die Kolonien gesandt, wo Arbeit ihrer harrte. 110 Rettungsheime für gefallene Mädchen, 183 Asyle für Obdachlose, 102 Werkstätten zur Beschäftigung der Arbeitslosen, 45 Arbeitsvermittlungsstellen — das sind nur einige der Vorkehrungen, in welche sich die soziale Rettungsarbeit der Armee betätigt. An den Toren der Gefängnisse harren ihre Offiziere und nehmen sich der Entlassenen an; sie führen sie in eigens für sie eingerichteten Homes und machen es ihnen leichter, den schwierigen Pfad zum ehrlichen Leben wiederzufinden. Dazu beschäftigt die Heilsarmee noch viele tausend Personen, um Schneiderwerkstätten, Tischlereien, Konsumvereine im Gang zu halten, deren sie für ihre eigenen Bedürfnisse bedarf. 69 Zeitschriften werden im Hauptquartier redigiert und in eigenen Druckereien hergestellt mit einer Gesamtauflage von hundert Millionen Exemplaren im Jahr. Sie dienen nicht der Propaganda allein; auch auf den Gewinn kommt es an, und der „War Cry" allein wirft seine 10000 Pfund im Jahre ab. Auch zu dem Krieg, den die Heilsarmee führt, ist Geld, Geld und zum dritten Male Geld vor allem nötig. Wachsen doch mit den neuen Zielen die neuen Verbindlichkeiten, und wie ein jeder aus der Menge, dem sie hilft, ist die Heilsarmee selber am Ende nichts, als ein gigantischer „pauper". Ohne gesichertes Einkommen, ohne am Morgen zu wissen, wo das Geld für den Gebrauch des Tages zu finden, und dabei mit dem Grundsatz, niemals Schulden zu machen.

In der Heilsarmee führt jeder ein simple life. Der General bezieht nicht nur kein Gehalt, auch den Ertrag seiner Bücher und Schriften führt er, ohne einen Penny für sich zu behalten, an die Kasse der Heilsarmee ab. Es sind ansehnliche Summen; vom „Dunkelsten England" allein wurden in einem Jahre 200000 Exemplare verkauft, und der Gewinn daran belief sich auf 6000 Pfund. Booth begnügt sich für seinen Unterhalt mit einer bescheidenen Leibrente, die ihm vor Jahren ein Bewunderer seines Werkes ausgesetzt hat. Seine Söhne und Töchter, die verantwortungsvolle Posten in der Verwaltung bekleiden, beziehen wie alle Offiziere der Heilsarmee den bescheidensten Sold. Ein Buchhalter, der fest an seinem Achtstundentag hält, würde sich für solchen Lohn bedanken. Diese Leute aber sind dabei fröhlich und guter Dinge, denn sie verstehen sich auf die seltene Kunst, keine Bedürfnisse zu haben. Pflanzenkost ist in der Heilsarmee zwar nicht vorgeschrieben, sie wird aber empfohlen, schon weil sie wohlfeil ist. Man hat den höchsten Respekt vor diesen zwanzigtausend Menschen, für die es keine Freude gibt, als das wenige, das sie haben, mit noch Ärmeren zu teilen, und keinen Genuß, als das Elend anderer zu lindern.

Dazu kommt noch einmal in jedem Jahr für sie, die doch kaum selbst genug zu beißen haben, eine besondere Self denial Woche: Acht Tage im März jeden Jahres muß jeder Salvationist aus eigenem für die Erhaltung der Armee beisteuern. Sie sparen es sich am Munde ab, sie stehen an den Straßenecken mit Sammelbüchsen, sie betteln in der Nachbarschaft, und ein jeder setzt seinen Ehrgeiz ein, soviel wie nur möglich an die Kasse des Hauptquartiers abzuführen. Von kleinen Anfängen hat die „Selbstverleugnungswoche" es in England allein im letzten Jahr auf rund 150000 Mark gebracht! Es soll wohlwollende alte Herren geben, die sich in der betreffenden Woche ihre Taschen mit kleiner Münze spicken und sich ein Vergnügen daraus machen, in jede der hingehaltenen Büchsen einen Sixpence zu werfen. Gegen diese vereinzelten menschenfreundlichen Mr. Pickwicks indessen ließen sich viele anführen, welche für die bittenden Blicke der Sammler kein Herz und keine Pennies haben. Die Armen, so wird versichert, steuern williger von ihrem Wenigen bei, als die Begüterten.

So ziehen sie mit ihrer Fahne und mit lärmender Musik durch die Straßen. Wo es am häßlichsten ist, wo die Armut und das Laster am größten sind, da fassen sie Posten, am liebsten vor den Portalen der Ginpaläste. Hier hält der Anführer eine kurze Predigt, und fort geht es dann im Geschwindmarsch, gefolgt von einem Häuflein Neugieriger, zu dem Versammlungsort. Da sieht es oft nicht besser aus als in einem Stall. Die Heilsarmee hat kein Geld für Kirchen; kein Bild, kein Altar, keine Ampel schmückt den Raum. Man tappt eine ausgetretene Stiege hinauf und kommt in einen alten Schuppen mit kahlen, getünchten Wänden. Ein paar Dutzend roh gezimmerte Bänke sind quer vor einer Erhöhung am Ende des Raumes aufgereiht, da läßt man sich nieder. Der Hauptmann nimmt seinen Platz auf dem Podium, und neben ihm sitzt seine Frau; sie hat ein bleiches, aber bildhübsches Gesicht, umrahmt von der bekannten schwarzen „Kiepe". Es fehlt hier selbst an den Blechinstrumenten, auf die man in der Heilsarmee so viel hält; der „Hauptmann" hat nur eine Ziehharmonika. Er hält eine kurze Ansprache, dann werden zur Begleitung seiner quietschenden Ziehorgel ein paar geistliche Lieder gesungen. Einer in der Gemeinde steht auf und erzählt, wie ihm heute morgen „der Teufel nahe gekommen"; er habe seinen Gemüse-

karren von Coventgarden heimgezogen; das wäre, den Hügel hinauf, saure Arbeit, und wie es kaum noch gehen wollte, sei er nahe daran gewesen, sich durch Verwünschungen Luft zu machen. Da fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, er wolle lieber beten; so betete er denn — und siehe da, gleich sei ihm der Karren ganz leicht geworden. Ja, er sei „gerettet", er danke Gott, daß er Soldat der Heilsarmee sei. — Das ist gewiß ein simples Geständnis, aber wie die junge Offizierin den Mann bei seiner Beichte so ernsthaft ansieht, wie es in ihren Augen so glücklich strahlt, als sagten sie: ‚Ja, so ist es, bete nur zu Gott, und Gott wird Dir beistehen,' da fühlt man selbst etwas von dem Frieden in der Brust des alten Grünkramhändlers. Durch den ersten ermuntert, erheben sich dann noch ein paar Leute, die auch bereits der Heilsarmee angehören, und erzählen in ihrer schlichten Weise, was sie auf dem Herzen haben. Dann neues Gebet und neuer Gesang. Die frommen Lieder sind auf lustige, jedermann bekannte Melodien gestimmt; das klingt zwar nicht so feierlich wie ein Kirchengesang, aber es stimmt den Leuten das Herz fröhlich, sie singen so recht aus voller Brust, und um den Takt zu halten, klatschen sie obendrein ganz derb mit den Händen dazu. Wie ich die Augen zudrückte, war es mir just, als sähe ich diese harmlosen Menschenkinder selig und zwei und zwei ins Himmelreich einspazieren.

Eine Frage bleibt noch, die ein jeder zuerst stellen wird, der sich mit der Heilsarmee beschäftigt, die Frage nämlich, ob William Booth selber denn es mit seiner Mission ernst nähme. Sie ist leicht zu beantworten. Sicherlich hat er sein großes Werk auf dem Grunde eines gläubigen und einfältigen Herzens aufgebaut. Nicht der geringste „Soldat" der Heilsarmee lebt getreuer nach ihren Regeln, als ihr „General". An jenem Tage, da er als Knabe den Worten des amerikanischen Bußpredigers lauschte, ist der „Ruf" an ihn ergangen, und seitdem fühlt er sich verantwortlich nicht für seine Person allein, sondern für den Unglauben und das Leiden aller menschlichen Brüder. So geht er aus und „rettet" sie. In der Art, wie er das tut, ist er ganz modern und bewährt überdies auf erfrischende Weise den common sense des Englishman. Handelt er doch gerade wie Mr. Dick in Boz' berühmtem Roman, der auf die Frage, was denn nun mit dem todmüden, staubbedeckten, kleinen David Copperfield anzufangen sei, ohne sich zu besinnen, antwortete: „Steckt ihn in ein warmes Bad!" Unzählige fühlen sich durch solch ein warmes Bad, das ihnen die Heilsarmee gegeben, wie neugeboren. In allen seinen Worten und Plänen vermeidet Booth abstraktes Spintisieren; er hat gar kein Verständnis dafür. Zu der Zeit, da davon die Rede war, eine Anstalt zu gründen, auf der die „Kadetten" der Heilsarmee (d. s. die Neulinge, die sich ganz ihrem Dienst zu widmen wünschen) zu „Offizieren" ausgebildet werden könnten, und man in unsicheren Ausdrücken hin und her beriet, rief er, der bis dahin geschwiegen hatte, plötzlich lebhaft aus: „Warum gründen wir nicht eine Universität der Menschlichkeit? Das ist's, wozu ich unsere Anstalt machen will, eine Universität, auf der berufene Männer und Frauen lernen, wie sie ihren Mitmenschen am besten dienen können." Seine Sprache — in Wort und Schrift — ist reich an solchen Kernausdrücken. Seine Predigten, in denen er sich gar nicht scheut, auch mal ein paar humoristische Brocken einzumischen, die die Zuhörer herzlich lachen machen, bewegen sich durchweg in der Sprache des Volkes. Zum Volke will er dringen; ihm ist alles lebendig, beileibe keine Kathederweisheit. Jeder Leser erinnert sich der berühmten Stelle im „Dunkelsten England", wo er für die Londoner Armen die Lebensbedingungen der Londoner — Droschkengäule fordert. „Wenn in den Straßen von London ein Droschkengaul stolpert und keuchend auf dem Damm liegt, so fällt es keinem Menschen ein, erst lange zu disputieren, wie er dazu kam, hinzufallen, sondern jedermann hilft ihm so schnell wie möglich wieder auf die Beine. Der Kodex der Droschkenpferde nämlich enthält zwei wichtige Paragraphen: Wenn sie auf dem Boden liegen, so wird ihnen aufgeholfen, und so lange sie leben, haben sie Futter, Obdach und Arbeit. Aber was jedes Cabpferd hat, das mangelt in England Millionen — buchstäblich Millionen — von Menschen."

Soviel — oder so wenig, wenn man will — wie ein jedes Cabpferd hat, verlangt Booth auch für die Londoner Armen. Er weiß dabei ganz genau, daß die Besserung ihres Loses nicht nur durch milde Gaben zu erlangen ist; die wichtigste Hilfe vielmehr, welche die Heilsarmee dem Proletariat reicht, ist ihre durchgebildete, unnachsichtliche Disziplin. Nicht umsonst nennt sie sich eine „Armee", nennt Booth sich „General". Seine erzieherische Strenge geht soweit, daß er sich keinen Augenblick besann, den eigenen Sohn aus der Armee auszuscheiden, als er — in Amerika — eigene Ideen in der Leitung der Heilsarmee durchzuführen versuchte. Aber die Strenge verleitet ihn keineswegs, die Schiffbrüchigen im Leben mit finsterem Blick zu messen; er ist Menschenkenner und hütet sich, selbst den schlimmsten Verbrecher für einen Bösewicht zu halten, an dem auch kein gutes Haar zu finden sei; vielmehr versteht er sich darauf wie kein zweiter, eben seine guten Seiten zu wecken. Dazu genügt ihm nicht die stille Leitung vom Hauptquartier aus; er muß mit seinen Leuten in Berührung kommen. Er ist beständig auf Reisen; trotz seiner 79 Jahre jetzt in Schottland, darauf in Amerika, in Australien oder Japan, wo immer die Aufmunterung des Meisters für sein Werk notwendig ist.

Es ist kein alltäglicher Anblick, ihn bei solchen Versammlungen zu beobachten: Die

gebieterische, hohe Gestalt mit dem feinen Haupt im silbernen Haar und dem wallenden, silberhellen Bart, der feingeschwungenen Adlernase und der edelgewölbten Stirn. Wie er da inmitten seines „Stabes“ steht, den Nacken von der Last der Jahre nicht gebeugt, erkennt man sofort: es ist ein feineres, edleres Metall, aus dem Natur diesen Führer gegossen, als das feste Erz, aus dem sie die ihn umgebenden Getreuen schmiedete. Daß noch kein Maler das gemalt hat! Diese Gruppe, die sich wie von selbst künstlerisch zusammenschließt, mit dem feierlichen Grundton der dunklen, nüchternen Uniformen, so daß das volle Licht sich auf den ernsten, bedeutenden Gesichtern sammelt. Typen mitten heraus aus dem Volke, echte Rasse; breitschultrig und voll stämmiger Kraft die Männer, von denen ein jeder in langem Dienst erprobt ist, und daneben die gertenschlanken Gestalten der Frauen mit ihren aszetischen Gesichtern. Es sind Apostelköpfe darunter und Profile voll so inniger, zarter Andacht, daß man an die Schar der ersten Christen denken muß — verfolgt, verspottet, selbstlos und glaubensfroh . . .

Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Die Natur, die in wunderbarer Vollkommenheit Sorge trägt, daß für jedes Übel in der Welt sich auch ein Heilmittel findet, hat William Booth mitten in das Ostende von London geführt, wo er, wie man in England sagt, die Arbeit für sich zugeschnitten fand. Was wissen die meisten von uns, die wir als gute Bürger und fromme Christen unser geruhiges Dasein führen, von den Abgründen des Lebens! Booth kennt sie alle; vor seinen Augen muß der Riesenleib dieses London wie ein schrecklicher Kranker erscheinen, bedeckt mit Schwären und durchsogen von ekelerregenden Geschwüren. „Ich trete ein,“ so sagt er, „für die Obdachlosen, die Arbeitslosen, die am Rande des Abgrunds Stehenden, die mehr oder weniger durch eigene Schuld Verarmten und mit der Verzweiflung Kämpfenden, die Lasterhaften (Trunkenbolde und Dirnen) und die wirklichen oder halben Verbrecher.“ Die Wurzel fast allen Übels erkennt er in der Trunksucht, die in England alle Gesellschaftsklassen durchseucht. Es gibt 190000 Schankwirtschaften im Königreich und (so rechnet er aus) mindestens eine Million Personen, die mehr oder weniger dem Trunk ergeben sind; wer wundert sich noch, daß die erste Vorschrift der Heilsarmee Abstinenz ist?

Zuweilen sind ihm Anregungen zu neuen Unternehmungen durch äußere Zufälle gekommen. Eines Morgens klopfte es heftig an seine Tür; in das Zimmer tritt ein Mädchen, fast noch ein Kind, in wunderlichem Aufputz, tief ausgeschnitten, ohne Hut oder Umschlagetuch, mit wirrem Haar. Zitternd steht sie vor Booth und erzählte, daß sie eben einem Bordell entsprungen ist, wohin man sie geschleppt und wo sie keine Möglichkeit sah, zu entrinnen. Sie war fremd in London, sie kannte keinen Menschen, aber von der Heilsarmee hatte sie schon mal gehört, und so hatte sie sich von Straße zu Straße durchgefragt, bis sie zum Hauptquartier kam. Dies deckte vor Booth Abgründe auf, von denen er bis dahin nichts geahnt hatte. Als seine Offiziere der Spur des Mädchens nachgingen, offenbarten sich ihnen Zustände, die sie schaudern machten; mit Hilfe der Presse wurden die Enthüllungen schamloser Sittenvergehen bekannt gegeben; das Aufsehen, welches die Artikel der „Pall Mall Gazette“ unter dem Titel „Der Mädchen-Tribut des modernen Babylon“ erregten, ist noch in lebhafter Erinnerung.

Eine andere Anregung kam vor Jahresfrist, als eine Zeitung Booth aufforderte, sich über die erschreckliche Zunahme der Selbstmorde in London zu äußern. Der Redakteur hatte nur eine Erklärung aus der Feder eines Fachmannes erwartet, aber ein Übel erkennen heißt für Booth nichts anderes, als ein Mittel zur Linderung des Übels ausfindig zu machen. Unverzüglich gründete er eine Anti-Suicide-Abteilung in der Heilsarmee, und richtete einen Aufruf an alle, denen das Leben so unerträglich erscheint, daß sie getrieben sind, ihm ein Ende zu machen, sich den Offizieren, die hier ihres Amtes walteten, anzuvertrauen. Den letzteren gab er drei grundlegende Verhaltungsmaßregeln: Unverletzliche Verschwiegenheit, Prüfung der Verhältnisse und guten Rat umsonst; keine Garantie, mit Geld zu unterstützen. In der nämlichen Stunde, in welcher der Artikel erschien, war auch schon das Departement eingerichtet, und binnen der ersten zwölf Monate fanden sich nicht weniger als 1215 Personen, die einen Augenblick vor „dem letzten, ernsten Schritt“ bei der Heilsarmee anklopften. Etwa acht- oder neunhundert von ihnen nahmen den Rat an, der ihnen hier erteilt wurde, und gaben ihr Vorhaben auf zugunsten eines erneuten und hoffnungsvolleren Kampfes ums Dasein.

Wundert sich der Leser noch, daß das Haar auf dem Haupte des Generals gebleicht, daß sein Antlitz von tiefen Linien durchfurcht ist? Es ist die Sorge von Tausenden und um Tausende, die sich auf diesen Zügen eingegraben. Mancher mag den Kopf schütteln über die religiösen Anschauungen und insbesondere über die religiösen Methoden des Gründers der Heilsarmee; aber über seine Bedeutung auf sozialem Gebiete hört man nur eine Stimme. In Anerkennung dieser Bedeutung haben ihn London und seine Vaterstadt Nottingham zu ihrem Ehrenbürger ernannt, verlieh ihm Oxford die Doktorwürde. Es ist bezeichnend für ihn, daß er statt der goldenen Truhe, in welcher die Väter der Stadt das Pergament mit der „Freiheit der City“ überreichen wollten, sich einen hölzernen Kasten ausbat, und das hierdurch ersparte Geld der Heilsarmee zugute kommen ließ. William Booth steht auf einem Ehrenplatze in der Reihe der Wohltäter der Menschheit.



Im Knickweg.

Ein holsteinisches Idyll
von Timm Kröger.

Ein blanklackierter Stuhlwagen, zwei prustende, wohlgenährte Falben davor, ein Bauernehepaar, sonntäglich angezogen darauf, er im schwarzen Hut und sie in einem weißen Hut mit roten Blumen, vergnügte Gesichter — offenbar auf freundschaftlicher Besuchsfahrt.

Ja, auf Verwandtenbesuch. Hans Tank hat eine kleine Landstelle, worauf zwei Pferde gehalten werden, für die es aber nicht einmal im Sommer immer zu tun gibt, zumal im Frühling nach Einbringung der Saat und Ausfahren der Komposterde einerseits, vor der Heuernte anderseits. Darüber hat er oft geklagt. — „Ich verdien' jeden Tag meine Kost," hat er gesagt, „die Gelben sollten es billig auch."

Und heuer war wieder die freie Zeit gekommen. Überall war es frisch und grün aufgesproßt, da weideten die Gelben im Wischhof und nahmen den Kühen das beste Gras weg. Und gestern zur Zeit der Mittagshitze waren Hans und Anna an den Falben, die einander die Fliegen abjagten, vorübergegangen, und Hans hat wieder davon angefangen, daß die Pferde nichts verdienten und den Kühen das beste Futter wegnähmen. — Da hat Anna in ihrem braungescheitelten Kopf einen Augenblick nachgedacht und gesagt: „Weißt was, Hans? Wir haben immer in Kisdorf besuchen wollen. Nun tun wir's und fahren mit eigenem Fuhrwerk hin, spannen die Gelben an und nehmen einen tüchtigen Futtersack mit... Nicht wahr? . . . Dann brauchen wir kein Eisenbahngeld auszugeben und sparen den Kühen das Gras."

In Kisdorf hatte Anna eine Schwester wohnen. Es war weit weg — im Segebergischen, aber Jahr für Jahr besuchten sich die Schwäger mit ihren Frauen, indem sie eine Stunde zu Fuß nach der Bahn gingen, zwei Stunden darin saßen und eine halbe Stunde mit dem Wagen des zu besuchenden Gastgebers fuhren. Nun sollte die ganze Tour mit eigenem Wagen gemacht werden, das komme nicht viel teurer und sei nebenbei ein großes Plaisier.

Hans ist das erst wunderlich vorgekommen, aber dann hat es ihm eingeleuchtet.

Und deshalb finden wir ihn und seine Frau auf der Landstraße. Das Wetter ist fest geblieben. Zwei und eine halbe Stunde sind sie schon unterwegs, einmal haben sie Rast gemacht. Im Krug zum Föhrdener Pohl haben die Falben Futter und einen Eimer Wasser bekommen, nun zuckeln sie wieder behäbig auf sandiger, aber nicht zu loser Straße zwischen Hecken dahin.

Und der Frühling schaute auf sie und den Wagen und auf die, die darin saßen; überall sah er auf sie herab, mit glühender Liebe als Sonne aus erhabener Höhe, in Gestalt weißgetürmter Wolken traulich verstohlen durch die Büsche des Wegknicks.

Dem Bauer wurde ganz wohlig zu Sinn. Nicht oft empfand er die Wohltat des Müßigganges. — „Wer alle Tage so tun könnte wie heute" — frohlockte und seufzte er. „Wer es so haben könnte, jeden Tag auf Besuchswagen sitzen, die Federn janken lassen, den Futtersack hinterm Wagenstuhl, Geld in der Tasche, an den meisten Wirtshäusern vorbei, bei einigen ankehren, schäumendes Bier trinken und dann weiter in die schöne, große Gotteswelt hinein, durch Dörfer hindurch, die man gar nicht kennt und wo man die Häuser vor Kirsch- und Äpfelblüten kaum sieht, Lerchen überm Kopf und Drosseln zur Seite — ja, wer es immer so haben könnte!"

„Das wäre wohl zu viel," meinte

Anna. — „Wir haben es zu Haus für Alltag doch auch ganz gut. Ist nicht so, Hans?"

„Nu ja, schlimm haben wir's nicht, aber wenn man daheim ist, kommt man vor Arbeit nicht zu sich selbst — ich nicht und Du auch nicht. — Und wenn man's auch gar nicht nötig hat, man hat's nun mal nicht gelernt, faul auf der Bank zu liegen."

Er sprach noch mehreres in der Art. Sagen wollte er, daß ein immerzu bohrendes Pflichtgefühl ihn zu Hause nicht zu der reinen Freude von nichts wollenden, nichts wünschenden Stunden, wie sie ihn jetzt so warm durchriesele, gelangen lasse.

Seine Frau stieß ihn neckisch mit dem Ellbogen.

„Jedes Jahr im Frühling einmal mit den Gelben nach Kisdorf — ist das gar nichts?"

Hans Tank sagte nichts, er konnte nicht gleich mit sich darüber einig werden, ob er noch mehr vom Leben zu verlangen berechtigt sei.

Da fing seine Frau wieder an: „Fahr mal an den Knick heran, ich will ein paar Blumen abreißen, die riechen so stark, und der Saft schmeckt so süß."

Ihr Mann konnte gar nicht riechen, aber er tat so, wie Anna wollte, und Anna pflückte im Vorbeifahren einen kleinen Strauß von Geißblattblüten und Blättern.

„Die mag ich so gern, sie sehen aus wie eine Hand, die was Liebes tun will. Ist es nicht so, als ob ein Engelskind sein Händchen ausstrecke, Glück zu geben oder zu empfangen? Sieh mal, Hans!"

Hans besah die Blumenhände eine Weile und zeigte dann auf einen weit und kratzig, aber dabei frisch und weich in den Weg hineingeschwungenen, buntbesäten Heckenrosenstrauch.

„Ich mag die lieber," sagte er und lächelte seiner Frau mit einem Anflug von schämiger Blödheit an. „Die haben Ähnlichkeit mit Dir."

Anna lachte. — „Du tünst, Hans!" — antwortete sie.

Den Vorwurf nahm er schweigend hin. Wenn er dergleichen sagte, wie eben, wenn solche Gedanken herausplatzten (er hatte sie öfters), dann mußte er immer, nicht nur von Anna, auch von andern hören, daß er tüne, daß er Unsinn spreche. Da glaubte er es denn auch selbst. Wo gab es auch im Dorf oder sonst auf der ganzen Welt wohl einen Mann, der Blumengesichter und Frauengesichter vergleiche? Und nun war es wieder geschehen. Verstohlen schaute er auf seine Frau. Als er sie vor sieben Jahren genommen hatte, da war sie noch nicht so braun verbrannt gewesen und noch nicht so voll und noch nicht so rund, da hatte sie feiner ausgesehen, und deshalb war er gerade darauf gekommen, sie mit einer Heckenrose zu vergleichen. Nun paßte das nicht mehr so wie damals, sie war zu viel ohne Hut in die Sonne gegangen, auch hatte sie viel gebuttert und gearbeitet. Aber ihr blauer Augenaufschlag, ihr voller, gläubiger Blick gab — dabei mußte er bleiben — ihr Gesicht gab etwas, was er in dem Blumengesicht der Heckenrose wiederfand.

Zu Hause hätte er es aber doch wohl nicht gesagt; hier aber, weit weg vom Haus, in fremdem Heckenweg, in fremder Natur, in voller Freiheit, wo alles abfiel, was sonst immer in ihm pochte und heischte, hier war es doch anders, gerade nun und gerade hier glaubte er das, was er gesagt, gut verantworten zu können.

‚Lat scheten!' dachte er und fuhr in den blühenden Frühling hinein. Es war der erste wirklich milde Tag, und unserm Hans wurde im dicken Bauernzeug ganz warm. Die Hufen der sanft trabenden Gelben warfen Staub auf, nicht viel, aber doch etwas. ‚Der ganze Tag liegt vor uns,' dachte Hans, ‚vier Stunden noch, dann haben wir's. Warum die Gelben quälen?' Er steckte die Peitsche ein und lehnte sich mit Behagen zurück.

Da fragte Anna: „Weeßt, wokeen Du lik fühst?"

„Nä, wokeen denn?"

„Als Vater und Mutter erst vier Wochen im Dorf wohnten und ich Dich zum erstenmal sah, wie Du zu Vater kamst und bestelltest, daß die weiße Kuh im Moorgraben liege, da sahst Du aus wie 'ne grüne Nuß, und eigentlich mochte ich Wilhelm Haupt, der jeden Tag mit

mir rum jachterte, lieber leiden. Da warst Du noch grün, nun aber bist Du ganz braun und reif geworden."

„Holl Din Mund!" — Er lachte laut und legte seine große Hand auf ihre Lippen — „Holl Din Mund!" — wiederholte er — „nu tünst Du mehr as ik."

Ausdrücklich verwahrte Anna sich nicht, im stillen aber dachte sie: Stimmen tut es doch. Was für ein Unterschied zwischen damals und jetzt! — Damals ein unreifer, grüner, schlandriger Junge, mager wie ein Reck — und nun? Er ist voller und fester und brauner geworden. Auch das Haar sieht dunkler aus, nur nach der Nackengegend hin, wo die Mütze nicht mehr reicht, hat der Sommer es hell gemacht, am dunkelsten ist es in der Mitte. Aber das alte gute Gesicht damals und heute.'

Es war so wie sie dachte. Als sie Hans kennen lernte, mochte sie sein Äußeres eigentlich nicht. In dem Punkt konnte er sich mit Wilhelm Haupt, der so volles braunes Haar hatte und braune Augen, nicht messen, aber sie hatte ihn sonst so gern. Er war so gut und so fröhlich bei allem Ernst, während aus Wilhelm Haupts Mund immer nur Spaßiges — zu viel Spaßiges — kam. Schade freilich war es, daß so schwer an Hans heranzukommen war. Verliebtheit sprach aus seinem Wesen, aber er war so blöde, so unfrei, es war nichts mit ihm zu machen. Koketterien und Ermunterungen — alles prallte ab. Schließlich mußte sie ihn aufgeben und, damit ihr nur nicht alle Felle wegtrieben, Wilhelm Haupt Hoffnung machen. Das half, da legte Hans los, da schrieb er wenigstens einen Brief, über den Schwester Stine, die jetzt in Kisdorf wohnt, damals so viel gelacht hat, daß sie, um die so heiß geworben wurde, ernstlich bös werden mußte.

„Ein Umstand nötigt mich, die Feder Anzufassen. Mit Betrübten Herzen mache ich Dich mein Innres auf, ich wollte es so gern Mündlich sagen, aber ich Kann es nich —" Und so weiter. Und als sie ihm den folgenden Tag in Peter Hödts Schmidts Redder begegnete, sagte er kein Wort. Eine Weile wartete sie, was wohl kommen werde, aber, wie sie sah, daß nichts komme, wie er mit bebenden Lippen vor ihr stand, da machte sie der Sache ein Ende, fiel ihm um den Hals und sagte: „Ja, Hans, ik wäll dat" — So nahm sie ihn. Und wenn er noch einen Tag länger mit dem Brief gewartet hätte, dann hätte Wilhelm Haupt sie gekriegt; durch Schwester Stine hatte er schon sagen lassen, daß er Sonntag kommen wollte, das Jawort zu holen.

Erst hat Wilhelm Haupt sich geärgert, soweit ein Mann, wie Wilhelm, sich überhaupt ärgern kann, dann aber hat er sich gefunden und die schmucke Wiebke Iff genommen. Und im Grunde passen Wilhelm Haupt und Wiebke Haupt, früher Wiebke Iff, auch viel besser zusammen. Sie wohnen im Nachbardorf, und oft treffen sie sich nicht mit Hans und Anna, aber wenn — dann spaßt Wilhelm immer, daß Hans ihm zuvorgekommen sei, und tut es sogar, wenn seine Frau dabei ist. Und dann lacht Wiebke noch mehr als er und schlägt ihn mit beiden Händen in den Nacken, und Wilhelm macht sich krumm, und immer ist dann großer Spaß und großes Gelächter.

„Holl din Mund," hatte Hans zu Anna gesagt, als sie behauptet, er sei eine Nuß. — „Holl din Mund, Du —" Und er hatte seine große Hand auf ihren Mund gelegt. Aber das genügte nicht, unter der Hand sagte sie in einem fort: „Es ist doch wahr, und ik tüne nicht." — Da half es nicht, da mußte er die Falben gehen lassen wie sie wollten, und das Leitseil um die „Toppen" der Wagentrommel winden, da mußte er es tun, nämlich seine Frau in beide Arme nehmen und sie küssen. Und, da der Mund noch immer weiter pappelte, mußte er es so stark machen, daß er gar nicht mehr pappeln konnte.

An beiden Seiten des Weges ein hoher Knick. Und die Falben immer langsam im Geleise, immer im Schritt. Und es wäre alles in Ordnung gewesen, wenn der Weg nicht eine Biegung gemacht und um die Biegung herum nicht ein flott jagender Wagen entgegen gefahren wäre.

„Holt, stopp!" — schrie der Fuhrmann. Da ließ Hans seine Anna und rollte mit rascher Hand die Leine vom Toppen und zog sie scharf an und brachte die Gelben

zum Stehen, just früh genug, einen Zusammenstoß zu verhüten.

„Dat gung na eben good," kam es von dem andern Gefährt. Und dann eine volle Lache — — „Ha, ha! Jung, Jung, Hans Tank! Dat kummt von die Liebe!"

Es war ein stattlicher, brauner Mann, einer mit leuchtenden Augen und mit einem Gebiß, das auch leuchtete, aus Mund und Bart herausleuchtete, und eine frische, blonde, kichernde Frau saß prall neben ihm auf dem Sitzbrett.

Und beide Wagen hielten, Seite an Seite, der braune Mann lachte noch immer und schlug sich aufs Knie. — „Deern, Anna, dor hest awern Hitzigen kregen. — So dull harr'k ni kunnt."

Und zu seiner Frau gewendet sagte Wilhelm Haupt: „Wieb! — Wenn ik Anna Witten kregn harr, in der Hinsicht, wat Küssen un Ficheln bedröpt, dor glöw'k weer ik good ut wesen."

Hans fand vor Scham kein Wort; — alles hatten Wilhelm Haupt und seine Frau mit angesehen. Anna aber faßte sich rasch, lachte und sagte: „Kommt bi ol Lüd mol mit vör. Bi jo ok, wiß. Is ni so, Wieb?"

„O, ja," entgegnete Wieb, „all Vierteljahr mol. Awer to Hus. Bi Peer un Wagn, dat kenn wi ni."

Doch das konnte der ehrliche Wilhelm nicht hingehen lassen.

„Ni bi Peer un Wagn? Un vergangn Woch, as wi Gras vör de Kalover holn dehn? Wat passeer do? — Nä, Wieb, all wat rech is."

„Dor weern keen Peer vör."

„Un Himmelfahrt, as wi vun't Ringrieden keem? Weern dor do ok keen Peer vör?"

„Ja, do — — —"

„Ömmer bi de Wahrheit bliewen, Fru, wenn't ok swor fallt! All Vierteljahr? Mehr ni? Kanns dat beswern?"

„Nä, dat kann 'k ni," gestand Frau Wieb.

„Awer, wenn'k de kregn harr" — und Wilhelm Haupt zeigte mit Hand und Peitsche nach Anna — „Dor weer keen Dag hingan — — —"

Das Weitere verschluckte er, er steckte den Kopf zwischen die Schultern, denn Wieb trommelte ihren kräftigsten Marsch auf seinem Rücken.

„Hest ok son Wiefstück, Hans?" fragte er dabei zwischen Lachen und Prusten.

„Wer weet, wat kommt, Wilhelm?"

So spaßte man, dann kam ein halb ernsthaftes Gespräch, worin Auskunft über Ziel der Fahrten gegeben wurde. — Und darauf verabschiedete man sich, die Wagenlenker hoben die Peitsche.

„Dat mot 'k segn," lobte Wilhelm. — „'n Staat is't mit ju beidn achter de Gelen. Awer, Anna, Passers weern wi ok warn, dat harr sik ok good makt mit Di und mi."

Frau Wieb fing wieder an zu trommeln, und Hans entgegnete: „Schön harr sik dat makt, awer beter is beter."

Beide Wagen kamen in Bewegung. Unter dem Gelächter drang noch einmal Wiebs helle Stimme durch: „Dat schall wohr bliewn, beter is beter."

Anna drehte sich noch mal um. Wieb trommelte wieder. Wilhelms Kopf war nur noch angedeutet, so krumm und „ducknackt" saß er, aber aus dem Schütteln, aus allem merkte man, so ein Spaß, das war was für ihn, und vor Lachen wußte er sich nicht zu lassen.

September.

Von Hermann Hesse.

Herbst will es werden allerwärts,
Ob Astern auch und Georginen
Im Garten glühn mit Freudemienen,
Sie tragen doch geheimen Schmerz.

Die Abendberge träumen nun
So gold und rot am blauen Bande,
Als wär' es rings im klaren Lande
Um lauter Glanz und Lust zu tun.

Auch meine Träume schmücken sich
Und summen liebe Jugendweisen
Und tun bekränzte Heimatreisen
Und blicken still und feierlich.

Und dennoch weiß mein tiefster Sinn:
Von meines Lebens Sonnenzeiten
Ist eine wieder im Entgleiten
Und heute, morgen schon dahin.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Arthur Schnitzler, Der Weg ins Freie (Berlin 1908, S. Fischer). — **Auguste Hauschner**, Die Familie Lowositz (Berlin 1908, Egon Fleischel & Co.). — **Anna Croissant-Rust**, Winkelquartett (München 1908, Georg Müller). — **Maria Schlumpf**, Der Weibermann (Berlin 1908, Egon Fleischel & Co.). — **Wilhelm Holzamer**, Vor Jahr und Tag (ebenda). — **Adolf Schmitthenner**, Das Deutsche Herz (Stuttgart 1908, Deutsche Verlagsanstalt). — **Eugen Diederichs**, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern. Zwei Bände (Jena 1908, E. Diederichs).

Arthur Schnitzler, der Wiener, der gewiß kein blutechter Dichter ist, wohl aber — omen in nomine — ein feiner Künstler, hat seinen ersten Roman geschrieben. Er erzählt darin, wie ein junger österreichischer Baron aus den nicht gerade drückenden Fesseln eines Liebesverhältnisses den „**Weg ins Freie**" findet und aus kunstversüßtem Nichtstun zu einem Leben der ernsten Arbeit abschwenkt. Es ist wohl kein Zufall, daß dieser neue Weg ihn gleichzeitig aus Österreich hinaus und ins Deutsche Reich hinüberführt.

Zum erstenmal hat der sehr elegante, sehr kühle, sehr kunstvolle Wiener in diesem Roman seine ironische Überlegenheit und seine virtuose Sicherheit verloren. Beinah verwundert sieht man heimliche Schmerzen und Bitterkeiten nach außen schlagen. Unverhüllt zeigt er seine Nöte und Schwächen. Er selbst zittert wohl darin. Aber um so schärfer offenbart sich dadurch der große Unterschied von Dichter und Künstler. Wenn ein Dichter zittert, so fühlen wir uns mit ihm zugleich in allen Tiefen ergriffen. Bei dem bloßen „Künstler" empfinden wir im gleichen Falle nur die merkwürdige Unruhe und Unsicherheit der Hand. Auch hier staunt man nur, daß Arthur Schnitzlers Können so sehr versagte. Er hat einen ziemlich dürftigen Novellenstoff übermäßig breitgeschlagen und ihn mit Gewichten beschwert, die er nicht tragen kann. Er hat eine Unmenge Menschen, die mit der Handlung nicht das geringste zu tun haben, einfach aufgegriffen und mitgehn heißen, nur damit sie fortgesetzt über die ihn selbst sehr erregende Judenfrage reden können. Und er hat überhaupt keinen Versuch gemacht, diese Frage irgendwie mit dem eigentlichen Thema der Erzählung zu verknüpfen, sondern er hat die Diskussionen darüber einfach ringsherum gehängt, so daß man sie ohne weiteres durch Debatten über das lenkbare Luftschiff oder die Entdeckung des Nordpols ersetzen könnte. In künstlerischer Hinsicht ist also der „Weg ins Freie" ein offenbarer Sandweg. Schnitzler hat noch nichts Schwächeres geschrieben. Aber in bezug auf den Autor erregt der Roman ein gewisses Interesse: mißlungene Werke sagen häufig mehr über den Schöpfer aus, als gute.

Lösen wir erst einmal das kleine Novellenthema aus dem breiten Rahmen, in dem es steckt und erstickt. Der junge Baron Georg von Wergenthin, der als vornehmer Dilettant seine musikalische Begabung kultiviert und sonst das richtige Wiener Phäakenleben führt, verliebt sich in ein nettes, über seine häusliche Enge hinausgewachsenes Bürgermädchen, das Musikstunden gibt und seine Lieder singt. Sie wird, ohne daß er sich sonderlich anstrengt, „die seine", fühlt sich bald Mutter, bringt ein Kind zur Welt, das gleich wieder stirbt, und tritt nach dieser Ausbiegung ins Unbürgerliche so, als wäre nichts geschehn, in ihre Kreise zurück. Früher als ihr Geliebter selbst hat sie seinen Wunsch, aller Fesseln ledig zu sein, erkannt, und sie selbst macht dem sich noch leise Genierenden weit die Türe zur Freiheit auf.

Eine bequemere junge Dame hätte sich der komponierende Baron also wahrlich nicht wünschen können. Alle irgendwie möglichen Konflikte sind glatt ausgeschaltet. Diese Anna Rosner bleibt uns immer etwas fern und rätselhaft. Sie jauchzt nicht und weint nicht; es gibt keinerlei Mahnung und keinen Vorwurf, keine Furcht und keine Klage über das, was ihr bevorsteht. Sie trägt ihre Mutterschaft wie etwas Selbstverständliches, und auf ähnliche Weise finden sich auch ihre Familie und ihre sonstige Welt damit ab. Eigentlich langt es bei niemandem zu einem starken Gefühl, zu Hitze oder Kälte, Zorn und Empörung, Weh und Not. Es ist, als wären die für die ungeheure Mehrzahl der Menschen doch noch geltenden Sittengesetze für die Personen dieses Romans nicht da, als hätten sie auch äußerlich kaum noch Macht und Bedeutung. Nun kann man wohl verstehen, daß dem flüchtig mal an eine Heirat denkenden Baron selbst im Traum kein Gedanke an einen „Standeskonflikt" kommt. Dieses vor hundert Jahren sehr beliebte Thema ist aus der neueren Dichtung sehr bezeichnender Weise völlig verschwunden; es konnte nur solange ein starkes Motiv abgeben, wie starke äußere und innere Schranken die Stände schieden. Aber was man nicht mehr versteht, ist dies, daß dem jungen Mädchen auch aus Hingabe, Mutterschaft und Trennung keine tieferen sittlichen und seelischen Konflikte zuwachsen — Konflikte, die doch nicht nur auf der Konvention, sondern fester noch im rein Menschlichen, in der ganzen Weibesnatur begründet sind. Scheinbar wird Anna Rosner von alledem wenig berührt. Scheinbar — denn man

ahnt, daß sie tatsächlich doch viel Schweres mit sich selbst durchzuringen und abzumachen hat. Arthur Schnitzler läßt uns da im Stich. Er sagt nichts. Er deutet kaum an. Seine verräterische Eigenheit, allen Konflikten, den geräuschvollen nicht nur, sondern doch auch den tiefen und starken, möglichst aus dem Wege zu gehn, spielt ihm hier einen bösen Streich. Er wird sich verteidigen und wird einwenden, er hätte mit künstlerischer Absicht alles vom Manne aus gesehen. Aber diese künstlerische Absicht ist hier ein grober künstlerischer Fehler. Denn es ist doch selbstverständlich, daß man in der Geschichte einer Liebe denjenigen Teil in den Mittelpunkt und das vollste Licht rückt, der am meisten darin zu erleben und zu erleiden hat. Was geht uns am Ende dieser etwas kühle Georg von Wergenthin an, für den man sowieso nur schwer ein Interesse aufbringt und für den diese ganze Liebe über kurz oder lang eine nicht besonders wichtige Episode sein wird? Aber für Anna Rosner muß sie schon aus natürlichen Gründen etwas Unvergeßliches, Unverwischbares, einen Lebensinhalt bedeuten. Und ihr Herz wie Lippen zu versiegeln, um statt dessen ihren Geliebten in den Vordergrund zu schieben, der doch halt mehr oder minder nur Zuschauer ist, das war fraglos ein Mißgriff, der sich überall rächt. Erst durch Liebe und Leid der Geliebten hätte man allenfalls begreifen können, daß Georg von Wergenthin sich selbst geläutert und Ziel und Richtung gefunden hätte. Aber da dies ganz fehlt — was heißt denn da eigentlich der „Weg ins Freie"? Wird dieser Weg etwa durch Kämpfe und innere Entwicklungen und eigene Anstrengungen gewonnen? Durchaus nicht. Sondern teils durch die Empfehlung eines Bekannten, teils durch die Selbstlosigkeit des Mädels, das die Tür weit aufmacht und Bitte! sagt. Wenn der komponierende Baron dann, den Empfehlungsbrief in der Tasche, durch diese Tür spaziert, so ist das wahrlich keine Heldentat. Ganz im Gegenteil. Man sieht ihm mit sehr gemischten Gefühlen nach.

Löst so die Gestaltung des eigentlichen Themas schon recht zwiespältige Empfindungen aus, so wird durch das Um und Drum das Urteil erst ganz bestimmt und besiegelt. Arthur Schnitzler schlägt die Toga zurück und zeigt seine Wundheit, zeigt, woran er krankt. Wenn der alte Bauernfeld über sein Vaterland redete, wurde der Heitere „grantig", und von ihm stammt der Spruch:

„Wie nenn' ich mein Hauptübel gleich?
Ich leide an Österreich!"

Dieser Spruch könnte vor den Biographien Grillparzers, Halms, Raimunds, Bauernfelds, Nestroys als Motto stehn, und es gibt zu denken, daß über ein halbes Jahrhundert später, im österreichischen Jubiläumsjahr 1908, einer der hervorragendsten Wiener Schriftsteller bitter in ähnliche Klagen und Anklagen ausbricht. „Bei uns in Österreich," heißt es einmal, „ist ja die Entrüstung so wenig echt wie die Begeisterung. Nur die Schadenfreude und der Haß gegen das Talent, die sind echt bei uns." So stellt die felix Austria Schnitzlers erste Not dar, und ich sagte schon, daß der „Weg ins Freie" wohl nicht rein zufällig auch ein Weg ins Deutsche Reich wäre. Seine zweite, ihn noch viel stärker bedrückende Not knüpft sich für ihn, den Juden, an das Judentum. Klug und fein, bitter und wahr redet er darüber, dreht das Rassenproblem nach allen Seiten, kann nicht verbergen, daß es alle seine Gedanken beherrscht. Aber so treffend die jüdischen Typen auch sind, die er aufstellt, so schlagend er sie auch charakterisiert — sie haben nicht das geringste mit der Erzählung zu tun. Ja, wenn Anna Jüdin wäre — dann könnte man begreifen, daß für Georg von Wergenthin, für die ganze Entwicklung der Handlung das Rassenproblem schwerwiegende Bedeutung hätte. Doch diese Verknüpfung verschmäht Schnitzler. Das Liebespaar ist durchaus arisch, und es nimmt sich dadurch fast exotisch in einem sonst völlig semitischen Umkreis aus. Man hat das Gefühl, als hätte ganz Israel, wie einst an den Wassern Babylons, so jetzt an den Wassern der Donau seine Harfen aufgehängt und weinte; als bestünde ganz Wien nur aus jüdischen Literaten und ihren Stammverwandten, von denen jeder in heimlicher Gereiztheit das Bedürfnis hat, sich vor dem arischen Baron fortgesetzt zu entblößen und über seine jüdischen Erbfehler zu sprechen. Georg von Wergenthin interessiert sich gar nicht so sehr dafür, aber es hilft ihm alles nichts. „Wo er auch hinkam, er begegnete nur Juden, die sich schämten, daß sie Juden waren, oder solchen, die darauf stolz waren und Angst hatten, man könnte glauben, sie schämten sich." Es war „absolut ausgeschlossen, mit diesen Leuten harmlos zu verkehren". Da ist einer, der überall Antisemiten sieht, selbst in der eigenen Familie. „Das ist die neueste Nationalkrankheit der Juden," sagt ein andrer. „Mir selbst ist es bisher erst gelungen, einen einzigen echten Antisemiten kennen zu lernen, und das war ein bekannter Zionistenführer." Fragen der Assimilation werden fein behandelt; die „Tragikomödie des heutigen Judentums", von einem Wissenden und Leidenden enthüllt, entschleiert sich uns; alle Spielarten und Typen werden scharf beleuchtet; das bittre Wort fällt, daß „ein Jude vor dem andern nie wirklichen Respekt hat". Eine Unsumme psychologisch feiner Bemerkungen wird daneben angehäuft; viel zorniger Schmerz über „diese jüdisch-überklugen schonungslos-menschenkennerischen Leute" schafft sich einen Ausweg. Aber es ist etwas Unfreies in allem, Schnitzler selbst fühlt sich gebunden. Und diese heimliche Bedrängnis und Erbitterung zerstört ihm das Kunstwerk. Er erörtert neben der Erzählung eine ganz persönliche Not, anstatt in der Erzählung die aus dem Erleben der Helden erwachsende Not zu ge-

stalten. Er schweigt diesmal, wo er reden, und er redet, wo er schweigen sollte. —

Mancherlei Berührungspunkte mit Schnitzlers Buch zeigt der neue Roman von Auguste Hauschner: „Die Familie Lowositz (Berlin 1908, Egon Fleischel & Co.). Österreichisches Judentum spielt auch hier eine große Rolle, und der Weg ins Freie, den der Held am Ende findet, führt auch in diesem Falle über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus nach Deutschland hinein ...

Die „Familie Lowositz“ ist ein Milieu-Roman. Es ist schwer, den Inhalt zu erzählen. Im Mittelpunkt des außerordentlich figurenreichen Werkes steht der junge Rudolf Lowositz, erst Gymnasiast, dann Student im kampfgewohnten Prag. Bei der 75jährigen Großmutter feiert er mit der Gesamtfamilie den Vorabend des Passahfestes, wobei all die uralt geheiligten und fraglos sehr poesievollen Bräuche streng innegehalten werden; in seiner Stube begeistert er sich für Schopenhauer und schwärmt mit deutschen Dichtern; sein Verkehr reicht von adligen Korpsiers über deutschnationale Burschenschafter und jüdische Mittelparteiler bis zu fanatischen Jungtschechen und sozialistischen Schriftsetzern; in platonischer Schwärmerei sieht er bewundernd zu dem Fräulein von Leschner auf, will sich schon als Primaner in jähem Entflammtsein mit einem jungen Mädchen seiner Kreise verloben und hat endlich ein recht unplatonisches Verhältnis mit einer tschechischen Choristin. So reckt er seine Fühler nach allen Richtungen, und wie vor ihm tut sich vor uns das Leben Prags in seiner ganzen Breite auf. Ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl, vielleicht auch ein heimliches Mißtrauen gegen sich selbst, verbietet ihm, sich mit Leib und Seele einer bestimmten Partei zu verschreiben. Natürlich kriegt er so von beiden Seiten Prügel. Und bitter fragt er sich: „Wer bin ich und wo bin ich zu Hause? An dem Tisch der Tschechen sitze ich als Gegner, in meinem eigenen Lager fühle ich mich fremd. Wie soll sich meine Zukunft hier gestalten? Wo soll ich aufs neue Wurzeln schlagen in diesem unterwühlten Boden?“ So setzt er es nach neuen schweren Erfahrungen durch, daß er Prag verlassen, daß er nach Berlin gehn darf. Es bedeutet für ihn den Weg ins Freie.

Eine brodelnde Jünglingsseele also. Wir müssen sie verlassen, ohne über sie beruhigt zu sein. Denn man fragt sich doch, ob nicht ein großer Teil der Hemmungen, die Rudolfs Entfaltung hindern, in ihm selbst liegt, ob hier wirklich allein Prag schuld ist. Diese Frage könnte nur ein noch ungeschriebener zweiter Band beantworten.

Überhaupt liegt ja, so sehr der junge Rudolf im Vordergrunde steht, der eigentliche Kernpunkt des Romans nicht in dieser Figur. Wohl ist sie wichtig, doch wichtiger ist ihr Milieu. Deshalb heißt das Buch nicht „Rudolf Lowositz“, sondern „Familie Lowositz“, und hinter diesem Kreise liegt wieder ein noch größerer, hinter der Familie steht als heimliche Heldin die Stadt Prag. Aus diesem Grunde nannte ich das Werk einen Milieu-Roman; das Milieu verleiht ihm in erster Linie Bedeutung; das Milieu ist geradezu glänzend gegeben. Auch in dem vorigen, an dieser Stelle gewürdigten Roman von Auguste Hauschner „Zwischen den Zeiten“ war es mit verblüffender Sicherheit und einem fast merkwürdigen Gerechtigkeitssinn hingestellt. Man kommt nicht in die Versuchung, hier besonders eine überstrahlende Gestalt hervorzuheben, aber man rühmt wohl im allgemeinen, wie die streitenden Parteien und Stände, die verschiedenen Elemente der Prager Bevölkerung in charakteristischen Vertretern gezeichnet sind. Die Stroblschen Romane, von denen „Der Schipkapaß“ hier kürzlich besprochen ward, geben Prag unter dem Gesichtswinkel des deutschnationalen Burschenschafters; Auguste Hauschner sieht weiter und gibt das Bild richtiger. Eben deshalb fehlt ihm wohl ein rechter Abschluß. Den wird nicht ein Roman — den kann nur die Geschichte der Zukunft schreiben.

Erledigen wir nebenher gleich zwei andre Frauenbücher, die nicht ganz das halten, was ihre Befürworter in Aussicht stellen. Das eine, „Winkelquartett. Eine komische Kleinstadtgeschichte von Anna Croissant-Rust“ (München 1908, Georg Müller), wird von Otto Julius Bierbaum gepriesen, der die Backen leicht zu voll nimmt: es enthalte alles, was die komische Muse nur selten auf einmal hergebe, Humor, Witz, Drolligkeit. Das andre, „Der Weibermann“, ein Roman von Maria Schlumpf (Berlin 1908, Egon Fleischel & Co.), ist von Ernst Zahn eingeleitet.

Das „Winkelquartett“ stellt uns zwei komische Pärchen vor. Es setzt sehr hübsch ein, und wenn die dicke Obstlerin sich am Anfang der Geschichte vergeblich den Kopf zerbricht, wer nun eigentlich der Vater ihres neuen Sprößlings sein dürfte, so hat man einen nicht üblen Vorgeschmack, der mancherlei verheißt. Aber die späteren Entwicklungen, Schicksale und Betätigungen der „Helden“, vor allem des Kampelmacherfritzen und der Mahn Rosine, sind nicht so lustig, wie man erwartet, die Drolligkeit steigt nicht zu freiem Humor empor, sondern arbeitet sich in die Karikatur hinein, und auf der Schlußseite 286 dürften die Leser doch mehr enttäuschte als vergnügte Gesichter machen. Anna Croissant-Rust ist nicht frei und heiter genug. Sie hat wohl auch nicht genug Wärme und Güte. So zieht sie uns in die Kleinlichkeit dieser ungebildeten und dummschlauen Profitjäger hinein, anstatt uns ihr Hin- und Hergezerre mehr von oben, aus freier Höhe, genießen zu lassen. Denn nur von oben ist es erträglich und pläsierlich; in zu großer Nähe beengt es und fällt auf die Nerven. Eher schon hätte uns die Erzählerin das zweite, menschlich feinere Pär-

chen, den Schusterbaron und die hochbusige Line, näher vor die Nase führen können, und daß sie es nicht tat, sondern diese beiden mehr zurückstellte, zeigt doch, wie sehr sie den Humor noch in äußerlicher Komik, im Satirischen sucht. „Lerne zu lachen, ohne zu grinsen,“ hat Hartleben gemahnt. Sie müßte diese Mahnung noch mehr beherzigen und für später vielleicht auch zusehn, daß sie ihre gut charakterisierten Puppen am Faden einer flotteren Handlung tanzen läßt.

Ernst Zahn ist vorsichtiger als Otto Julius Bierbaum. Er rühmt in der Einleitung zum „Weibermann“ nicht das Buch, sondern seine 1907 gestorbene Landsmännin Maria Schlumpf. Er spricht von der schlichten, tapferen Frau mit dem herb-schmerzlichen, willensstarken Zug um den Mund. „Es ist nichts Großes, was sie uns hinterließ, allein etwas Großes ist darum, daß ein Mensch seinem schweren Leben dies Werk abrang. Das Buch ist eine Spur, wo eine tapfere Frau mit heller Stirn und mit einem für alles Schöne schlagenden Herzen gegangen.“

Wagt man es daraufhin mit dem Roman, so findet man im ersten Teil dieser Schweizer Dorfgeschichte manches Hübsche, vor allem manch glücklich geprägtes und mit volkstümlicher Schlagkraft wirkendes Wort. Wenn man jedoch im zweiten Teil erkennt, daß kein einziger Konflikt durchgehalten und zum Austrag gebracht, sondern jeder auf Kosten der Wahrscheinlichkeit und der Charaktere gütlich erledigt wird, so begreift man, weshalb Ernst Zahn so stark das Menschliche betonte und das Literarische beiseite ließ. Das Literarische ist wirklich nicht zu rühmen. —

Da ist die rheinhessische Dorfgeschichte „Vor Jahr und Tag“, das letzte Werk des zu früh gestorbenen Wilhelm Holzamer, ein ganz andres Gewächs (Berlin 1908, Egon Fleischel & Co.). Es duftet hier und da nach Wein drin, glanzvoll und fröhlich steigt süddeutsches Leben empor, von fern hinein dröhnen die Kanonen der großen Kriege, in denen Deutschlands Einheit erstritten wird, und mitten in der heitren Geschäftigkeit steht die schöne lebendige Dorth, die Wirtstochter, die so fein tanzen kann. Um ihr Glück wird im Buche gewürfelt, aber die Würfel fallen nicht gut. Der, den sie liebt, geht im Trutz von ihr, und erst im Feldlazarett zu Laufach finden sie und der Jörg-Adam sich wieder, kurz bevor der Jörg sterben muß. Stiller kehrt die schöne Dorth in ihr Dorf zurück, und da ist noch einer, ein ganz Getreuer, der lange Schulmeister Vetterlein, mit dem sie sich vielleicht noch ein Glück zimmern könnte. Aber der Schulmeister ist ein Zager, der immer am Leben vorbeigeht. Er verkämpft seine Liebe und sein Leid heimlich für sich und sagt nichts. Endlich erobert sich ein fester, wortkarger Ingenieur, ein Niederdeutscher von eiserner Energie, die Dorth, aber geschreckt von der Verschiedenheit ihrer Naturen, von der Aussicht, die Heimat zu verlassen, reißt sie sich in einer Verwirrung ihres ganzen Wesens wieder von ihm los. Und nun ist sie mürbe — die Jahre gehn so hin — neue Zeiten brechen an. Sie nimmt zum Schluß in Gottes Namen einen Müller, lebt an seiner Seite hin, schaut manchmal nach dem fernen Dorf hinüber, wie in scheuer Sehnsucht nach den seligen versunkenen Ländern der Jugend, und ist eines Tages tot. Auf ihrem Grabkreuz jedoch steht aus Versehen bloß ihr Mädchenname. Ihre Ehe hatte mit ihrem Wesen nichts zu tun. Wie eine Flamme und Fackel loht die schöne, heiße Dorth auf; wie ein Dreierlichtchen erlischt sie. Wilhelm Holzamer hatte immer die Kraft, stark anzupacken, aber nie die Kraft, stark zu vollenden. Der ganze letzte Teil des Buches quält sich so hin und bedrückt mit seiner schwächlichen Resignation. Liebe und Wärme und Schönheit, die kein Ziel fanden, die nutzlos welken müssen . . .

Aber der heimliche Held des Romans ist mehr fast noch als die Dorth der lange, dürre Vetterlein, der Schulmeister, der Träumer. Eine Gestalt, wie Holzamer sie liebte. Ein naher Verwandter des Schneidermeisters „Peter Nockler“. Leute, deren Heldentum in gütiger Geduld besteht, reine Toren, stille Menschen, die kein rechtes Vertrauen zu sich selber haben, zag beiseite stehn und nie die Arme nach einem Glück zu heben wagen. Auf die Dauer wird man bei ihrer lammsgeduldigen Passivität etwas ungeduldig. Sie sind gar zu blöde Schäfer. So früher der Nockler, so hier der Vetterlein. Und gerade diese innigen Stockfische stehn immer neben einem heißen, schönen Mädel.

Wenig geschickt ist die technische Einkleidung des Romans. Der alte Golderjahn, ein ehemaliger Schulmeister, hinter dem wohl der Vetterlein steckt, schreibt sich das Ganze als Kalendergeschichte von der Seele. Und es soll wohl nur die Kritik entwaffnen, wenn er zuletzt über den Schluß des Werkes noch räsoniert, daß das Leben unerbittlich sei und wir alle nur Räder im Mühlwerk der Zeit. Das ist schön gesagt, doch es tröstet uns wenig. Was die Erzählung nicht hält, kann die Predigt nicht gut machen. Das Beste bleibt an dem Romane die Sprache, die Saft und Kraft hat, die in eigener Fülle schwimmt und überall den Dichter verrät — den Dichter, den wir begraben mußten, ehe er Bleibendes schaffen konnte. —

Aus dem Grabe redet mit seinem letzten Werke auch ein anderer deutscher Erzähler zu uns, der am 22. Januar 1907 im 53. Lebensjahr gestorbene Heidelberger Stadtpfarrer Adolf Schmitthenner. Er hatte seine ganze Kraft an den jetzt vorliegenden großen Roman „Das Deutsche Herz“ gesetzt (Stuttgart 1908, Deutsche Verlagsanstalt), mit dem er sich hoffnungsvoll an der Preiskonkurrenz des „Vereines für Massenverbreitung guter Volksliteratur“ beteiligte. Vor der Entscheidung starb der Dichter; die

Entscheidung hätte ihn, da sie negativ ausfiel, auch nicht gefreut. Der anonyme Nachruf, der als Vorwort „Das deutsche Herz" begleitet, sucht die Gründe für die schließliche Ablehnung in den guten, für das niedere Publikum eben allzu guten Seiten des Werkes. Ich bin darin ganz anderer Ansicht. Ich hätte als Preisrichter gegen das Werk gestimmt, weil es sich im Stoff so völlig vergreift, daß kein Vorzug der Behandlung diesen Mangel wettmachen kann. Der Dichter, der zum niederen, arbeitenden Volke sprechen will, muß diesem Volke zeigen, daß jedes ernste, freudige und tüchtige Streben auch sein Ziel findet, daß, wie Raabe sagt, aus der Tiefe die Quellen kommen, die den Acker der Menschheit immer neu erfrischen, daß ein heißes, ehrliches, begeistertes Wollen immer noch die Wege erreicht, die es aufwärts führen. Schmitthenner jedoch zeigt ein Geschlecht nicht im freudigen Aufstieg, sondern im jammervollen Abstieg, und das Bedenkliche, ja geradezu Unbegreifliche ist dies, daß keine Tüchtigkeit, kein Streben den Sturz aufhalten kann, sondern daß der Gute, Edle, Unschuldige unter einem alten Familienfluch die Seinen hinsiechen sieht und ein Spielball in der Hand geheimer Rachemächte ist, die für den Frevel seine Vorfahren Auge um Auge, Zahn um Zahn fordern. Zwar sagt Schmitthenner: „Es gibt keinen Fluch, es gibt nur Segen." Doch wenn er fortfährt: „Aber die Menschen können also freveln, daß die Natur zerrissen wird; da muß denn alles sterben, damit sie wieder genese" —, so ist das eine pastörliche Dialektik, die durch die Hintertür einschmuggelt, was sie vorn abgewiesen hat. Man sehe sich diesen prächtigen Junker von Hirschhorn doch an — geht nicht er und sein Geschlecht zugrunde an den Sünden der Väter? Ist es nicht wieder der dumpfe Spuk, das düstere Verhängnis, das äußerlich in den berüchtigten Schicksalsdramen waltet, welches auch hier eingreift? Und fordert es nicht zuletzt zu einer Satire à la „Verhängnisvolle Gabel" heraus, wenn sich am Ende selbst das Wickelkind durch einen Zufall am Giftring der dämonisch auftauchenden Ahnfrau den Tod holt? Nein, mit dieser Aufwärmung der Schicksalsidee, mit eingemauerten Gerippen und Ahnfrauflüchen soll man unserem Volke nicht kommen. Wir leben ja gottseidank im XX. Jahrhundert.

Und doch war es ein prächtiger Erzähler, der sich an diesen grauslichen und ganz ungewöhnlich unglücklichen Stoff gemacht hat. Wenn man das erste Kapitel liest, wie das Neckartal vor drei Jahrhunderten aussah, lacht einem das Herz. Und es quillt und schwillt auch sonst von schönen Einzelheiten. Aber wenn man dann an die Theaterszene gerät, in der dem Junker die Hand abgehauen werden soll, wenn man kopfschüttelnd bemerkt, wie im zweiten Buch die Probleme verschoben werden, wenn man drittens das ganze Werk, so sehr es sich dreht und wendet, als den Schicksalsroman reinsten Wassers erkennt, so freut man sich fast über die Preisrichter, die es ablehnten. In seinen kleinen Geschichten, wo er seine historische Phantasie und seine gute Darstellungsart betätigen konnte, gefällt mir Adolf Schmitthenner viel besser. Da hat er etwas Tüchtiges, Treues und Echtes, und besonders schön hat er immer deutsches Leben der Vergangenheit zu bannen gewußt.

„Deutsches Leben der Vergangenheit" — wer sich ganz einmal darein versenken will, den kann ich mit herzlicher Freude nur auf die zwei Bände des so benannten prächtigen Sammelwerkes verweisen, das Eugen Diederichs kürzlich herausgegeben hat, das 1760 Nachbildungen alter Kupfer und Holzschnitte aus dem XV. bis XVIII. Jahrhundert enthält und in diesem Anschauungsmaterial das Leben unserer Altvorderen treulich einfängt (Jena 1908, E. Diederichs). Man muß mit ein wenig Andacht dieses Kupferstichkabinett im kleinen durchwandern, aber dann erschließt sich darin auch die ganze Entwicklung deutschen Wesens. Vornehmlich das gesellige Leben und Treiben spiegelt sich ab, wie sich Adel und Bürgertum vergnügten, bei Tafel und Turnier, bei Tanz und Spiel, auf Bällen, Jagden und Festen, auf der Straße und zu Hause, im Sommer und Winter, im Frieden und Krieg. Man sieht, wie die Moden sich wandelten, wie jede neue erst mit satirischem Gelächter empfangen wird, um dann langsam zu siegen; man sieht, wie die Möbel sich umformten, erkennt die tieferen Zusammenhänge zwischen Möbeln, Geräten und Tracht und weiter zwischen der Tracht und der Art des Sichbewegens, überhaupt der äußeren Formen. Steigen und Sinken der Persönlichkeit läßt sich aus diesen chronologisch geordneten Nachbildungen deutlich erkennen; von dem Einzelmenschen der Renaissance kommen wir in die muntre Rokokogesellschaft; aus den Parks und Gärten, wo sie in Schäferspielen getändelt, zieht sich das leichtlebige Völkchen dann ins Haus zurück, wird dort solider, ja kleinbürgerlicher und bietet sich dem Griffel Chodowieckis. Und immer beobachtet man, wie die großen Grundgedanken, die eine Generation beherrschen, sich auch im Nebensächlichen und Alltäglichen ausdrücken, wie auch die graphische Technik davon beeinflußt wird, wie der großzügige, zu Stilisierung drängende Holzschnitt dem der Freude am realistischen Detail mehr entgegenkommenden Kupferstich weicht und dieser wieder von der Radierung abgelöst wird. So fängt dieses schöne Werk allerorten dem aufmerksamen Beschauer zu reden an und enthüllt ihm eine Fülle der Zusammenhänge. Wie in einem Spiegel zeigt es unsres lieben Volkes Leben und Sterben, Lust und Leid, und man darf der Hoffnung des verdienstvollen Herausgebers sein, daß „diese ehrwürdigen Zeugen alter Vergangenheit auch zu dem neuen Deutschland wieder eine vertiefte Sprache reden".

⊠ Ausstellung Münchener Firmen. Halle. Von Gabriel von Seidl-München. ⊠

Illustrierte Rundschau.

Innendekoration auf der Ausstellung München 1908.

Über die Ausstellung München 1908 in ihren Einzelheiten auf knappem Raum zu berichten, wäre ein gar zu kühnes Unterfangen Bei der übergroßen Fülle dessen, was in den sechs weiten Hallen zur Schau gestellt wurde, ist es unmöglich, nur das Wesentlichste, das für unser neues Kunstleben Bedeutungsvolle herauszuheben und mit einigen Worten zu kennzeichnen. Aber es wäre auch falsch, bei einer Ausstellung solcher Tendenz doppelt falsch, wollte man nur das Gelungene rühmend erwähnen und alles die Kritik Herausfordernde schweigend übergehen. Eine Ausstellung, deren eifrige Geschäftsleitung mit vielen und großen Versprechungen durchaus nicht kargte und so die Erwartungen aufs höchste spannte, darf nicht die Nachsicht beanspruchen, die man kühnen Versuchen sonst gern zubilligt, und so muß es gesagt werden, daß neben der künstlerischen Tat, die sich in der Anlage und bildnerischen Ausschmückung des neuen Ausstellungsparkes dokumentierte, die kunstgewerblichen Leistungen zum Teil abfallen.

Erst jetzt, Monate nach Eröffnung der Ausstellung, erkennt man, daß sich neben dem Guten, das man in den ersten Tagen hoffnungsfreudig begrüßte, viel Mittelmäßiges breit macht, und es gewinnt immer mehr den Anschein, als ob die Jury zu guter Letzt Milde walten lassen mußte, um die großen Hallen nur zu füllen. Könnte man das Gute, Keimkräftige aus dieser Menge herausschälen und zu einer Sonderausstellung vereinigen, so würde man mehr mit diesem Wenigen erreichen, das neben dem Mittelgut hier an Überzeugungskraft verliert. Und so bleibt nichts übrig, als das erste Urteil zu revidieren und mit einer gewissen Resignation zu bekennen, daß nach Dresden 1906 München 1908 kein großer Fortschritt ist.

Eines der eifrigsten Versprechen, das ganze Gewerbe mit Kunst zu durchtränken, auch den unscheinbaren Gebrauchsgegenstand durch Schönheit der Form zu adeln, ist nicht eingelöst. Für so durchgreifende Reformen war das Eiltempo, in dem diese überhastete Ausstellung zustande kam, auch zu ungünstig. In gar manchen Fällen hat man sich damit begnügt, die äußerliche Ornamentik zu beseitigen und mit unwesentlichen Änderungen die nackte Form zu zeigen. Das aber kann nimmermehr das Endziel der kunstgewerblichen Bewegung sein. Erfindungsarmut mit den Forderungen der Sachlichkeit und Einfachheit zu bemänteln, mag bequem sein, aber es ist falsch, denn auf die Dauer läßt sich der Schmucktrieb, der nun einmal in der

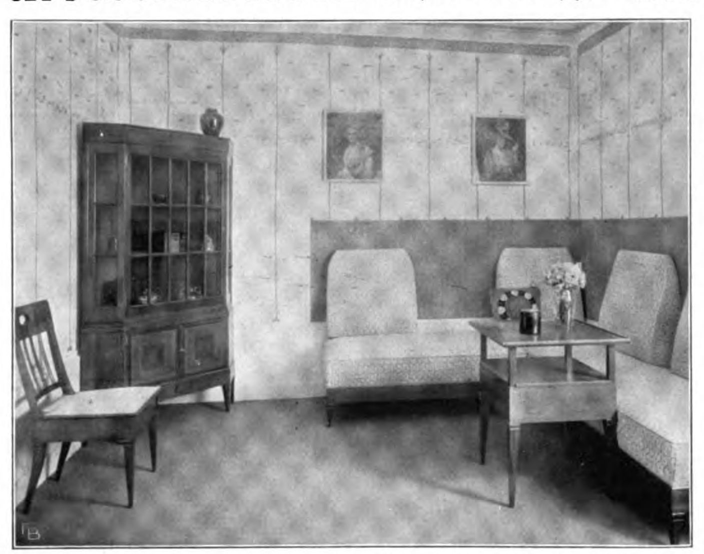
menschlichen Natur steckt, nicht zurückdämmen, und für die von der Maschinenkonstruktion abgeleitete These, daß das Praktische auch schön sein müsse, ist der Beweis noch nicht erbracht. Wo man aber dem Schmucktrieb die Zügel schießen ließ, sind hier und da Ungeheuerlichkeiten entstanden, an denen man kopfschüttelnd vorübergeht.

Daß es bei einer Ausstellung von solchem Umfang ohne Kompromisse nicht abgehen würde, ließ sich voraussehen. Ob es aber ein glücklicher Gedanke war, neben der neuen Kunst auch die alte zu Worte kommen zu lassen, darüber läßt sich streiten. Wollte man damit zeigen, wie sich das Neue aus dem Alten entwickelt hat, so war schon die Absicht verkehrt, denn der Vater dieses Neuen war der Kampf, und nirgends sind die ungestümen Forderungen der „Jungen“ mit dem Widerstand der älteren Generation so heftig zusammengeprallt, wie gerade in München. Hat man sich nun auch längst zu einem friedlichen Wettbewerb wieder zusammengefunden, so haben doch die Gegensätze an Schärfe nichts verloren, wie man auch hier wieder erkennt. Räume wie die Halle Gabriel von Seidls und das prächtige Musikzimmer Adelbert Niemeyers trennt eine Welt, und auch die Abbildungen des weißen Damenzimmers Seidls mit Louis XVI-Möbeln und Riemerschmids Damenzimmer aus lichtem Eibenholz vermögen diesen Gegensatz zu veranschaulichen. Seidl lehnt bewußt und energisch alle Forderungen ab, auf denen die neue Nutzkunst sich aufbaut. Ihm war es nicht darum zu tun, Persönliches zu geben, sondern in einer Flucht von Räumen die alte Münchener Art — aus der Zeit vor dreißig Jahren — wieder zu Ehren kommen zu lassen, an der all die Umwälzung und Gärung im Kunsthandwerk spurlos vorüberging. Der starken architektonischen Wirkung seiner Halle von vornehm repräsentativem Gepräge kommt es zugute, daß sie das Licht nur von einer Seite empfängt, wodurch die Geschlossenheit des nur durch den vorspringenden Kamin und die kurze Treppe gegliederten Raumes wesentlich erhöht wird. Auch in dem weißen Zimmer, dessen Kamin Franz von Stuck mit dem Bildnis seiner Gemahlin schmückte, macht Seidl den Forderungen der „Jungen“ nicht die geringste Konzession. Er bleibt der vornehm gestaltende Repräsentant der alten Wohnungskunst und schafft mit meisterlicher Beherrschung der ihm vertrauten Formen vergangener Stilperioden Räume für jene Kreise, die es für unmöglich halten, sich „modern“ wirklich vornehm einrichten zu können. Eleganz des Ausdrucks gilt ihm mehr, als das Streben nach neuen Formen, das unserer Gegenwartskunst das Gepräge gibt, und so kommt seine Kunst den Neigungen jener alten Familien entgegen, denen die Schönheit ausgereifter Stile sympathischer ist, als das um Anerkennung ringende, werdende Neue.

Auch durch die große Halle, die Heinrich Pössenbacher gestaltete, geht ein Zug nach



Kaminecke eines Damenzimmers. Von Gabriel von Seidl-München.



Sofaecke eines Damenzimmers. Von Richard Riemerschmid-München.

daß sich deren Anlage, die vor einem Vierteljahrhundert als romantische Laune verspottet und mit den bleigefaßten Butzenscheiben auf eine Stufe gestellt wurde, auch im deutschen Landhausbau immer mehr einbürgert. Und in der Tat hat sich der Kamin als eine willkommene Ergänzung der Zentralheizung bewährt, wenn nach warmen Tagen plötzlicher Witterungswechsel oder die ersten kühlen Herbsttage den Aufenthalt in großen Räumen ungemütlich machen und es sich doch nicht lohnt, die Zentralheizung in Betrieb zu setzen; ganz abgesehen davon, daß auch der Schein der die Holzklötze verzehrenden Flammen einem behaglich durchwärmten Kaminwinkel besondere Anziehungskraft verleiht und ihn so recht zu einem Ort gemütlichen Plauderns mit lieben Gästen macht.

Größe. Die architektonische Gliederung des Raumes durch einen weit ausladenden Fenstererker für den Speisetisch und eine kleine heimelige Nische zum Plaudern, die geschickte Verteilung der Lichtquellen und der Zusammenklang weniger ruhiger Farbtöne machen diese Halle zu einer der erfreulichsten Leistungen der ganzen Ausstellung und lassen über Unbequemlichkeiten hinwegsehen, wie sie z. B. die Pflege der Blumen vor dem hoch gelegenen Fenster über dem Kamin mit sich bringt. Anklänge an den englischen Landhausbau sind unverkennbar, und wie der Engländer Behaglichkeit und Gediegenheit ornamentalem Prunk vorzieht, so sind auch hier Schmuckmotive nur sehr sparsam verwendet, ja sie beschränken sich eigentlich nur auf den Kamin, der mit seinen glasierten Fliesen und dem gehämmerten Kupferhelm über der aus Backsteinen gemauerten Feuerstelle dem Raum Stimmung gibt. Kamine sind in der Ausstellung überhaupt in großer Zahl vertreten, woraus sich wohl schließen läßt,



Aus einem Damenzimmer. Von Richard Riemerschmid-München.
Ausführung: Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, München.



Kaminecke aus der Halle eines Landhauses. Von Heinrich Pössenbacher-München.
Ausführung: Anton Pössenbacher, Hofmöbelfabrik, München.

Im Gegensatz zu dem repräsentativen Charakter von Seidls weißem Zimmer wirkt Riemerschmids Damenzimmer intim und wohnlich. Die keilförmigen Kissen, die sich zwar zusammenrücken lassen, dem Ecksofa aber die ruhige Wirkung einer geschlossenen Rückenlehne nehmen, mögen nicht nach jedermanns Geschmack sein. Daß sie praktisch sind, läßt sich nicht leugnen, und diese Betonung des Praktischen, Zweckmäßigen, die für Riemerschmids Schaffen von jeher ausschlaggebend war, zeigt sich auch in der Gestaltung der übrigen Möbel, wobei ich besonders auf die zweite Platte des Teetisch-



Aus einem Schlafzimmer. Von Karl Bertsch-München.
Ausführung: Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, G. m. b. H., München.

chens weisen möchte, die ein schnelles Ablegen von Büchern, Zeitschriften, Handarbeiten und dergleichen gestattet. Die zarten Farbtöne, ein leichtes Grün an den weißen Wänden und in der Musterung des Polsterbezugs und der helle goldbraune Ton des Eibenholzes machen das Zimmer heiter und freundlich, und diese natürliche Schönheit entspricht dem Charakter eines Damenzimmers besser, als die kokette Zierlichkeit, mit der mancher Innenarchitekt diesen Raum auszustatten pflegt.

Worin eigentlich der große Reiz des Schlafzimmers liegt, das Karl Bertsch einrichtete, läßt sich schwer sagen. Auf unserer Abbildung wirkt es leider nicht sehr günstig; in Wirklichkeit ist es aber eine der reifsten und abgeklärtesten Schöpfungen der neuen Raumkunst überhaupt, und es ist doch gar nichts Besonderes an diesen Möbeln, die einen so vertraut anmuten, als hätte man sie schon Dutzend Male gesehen. Das warme Braun des gebeizten Birkenholzes mit seiner weichen Maserung wirkt famos und breitet über den Raum eine trauliche Atmosphäre, die wohl nicht allen, denen er gefällt, zum Bewußtsein kommen wird. Daß aber eine Zimmereinrichtung, die sich so schlicht und anspruchslos gibt, heute schon so allgemeinen Beifall finden kann, ist ein deutlicher Fingerzeig für alle, die in dem Originellen noch immer das Heil sehen. Außer den Nacht-



Waschtisch aus dem Schlafzimmer. Von Karl Bertsch.



Kinderzimmer aus blaugestrichenem Fichtenholz. Von Karl Bertsch-München.
Ausführung: Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, G. m. b. H., München.

kästchen, an denen das Abstellbrett für die Hausschuhe aus ästhetischen Gründen besser zwischen die Schieblade und dem Behälter für den pot de chambre angebracht wäre, möchte man sich an diesen Möbeln nichts anders wünschen. Sie haben auch den Vorzug, für eine Mietwohnung berechnet zu sein. Die Prüfungskommission der Ausstellung hat dem allgemeinen Urteil dadurch beigestimmt, daß sie diese Einrichtung als ersten Gegenstandsgewinn für die Lotterie ankaufte.

Von den übrigen Räumen, die Karl Bertsch hier ausstellte, bringen wir noch eine Abbildung des freundlichen Kinderzimmers aus blau gestrichenem Fichtenholz, das ebenfalls davon zeugt, wie verständnisvoll der Architekt sein Können dem praktischen Zweck anzupassen weiß. Praktisch ist die Nische mit der hoch angebrachten Fensterbank, wodurch dem Hinaufklettern vorgebeugt ist, praktisch die feste Bank, die sich um den Tisch herumzieht, so daß sich die Kinder hier um ein gemeinsames Spiel scharen können, praktisch die standfesten Möbel, die schon einen Stoß aushalten, und die mancherlei Schränke und Gelasse, die zum Aufbewahren des Spielzeugs dienen und an Ordnung gewöhnen, praktisch auch die leicht zu erneuernde Wandbespannung in den Feldern der Lambris, in die eine Reihe lustiger Tierbilder eingelassen ist. Den Eindruck freundlicher Sauberkeit erhöhen die paar Blumen am Fenster, die in keinem Kinderzimmer fehlen sollten, nur dem Bereich der ganz Kleinen und deren übereifriger Pflege entzogen sein müssen. Aber alle Kinder nehmen an der Entwicklung und dem Entfalten der Blumen lebhaftes Interesse, und dieses erhalten und steigern heißt zur Freude am natürlich Schönen und damit zu erhöhtem Lebensgenuß erziehen.



Silberner Tafelaufsatz. Von Otto Lohr-Nürnberg. Ausführung: Steinicken & Lohr, München.

Auch die Korbmöbel Nicolais, die einem sehr reizvoll ausgestatteten Gartenzimmer entnommen sind, der große silberne Tafelaufsatz Otto Lohrs mit dem fein modellierten Figürchen der Diana, und Adolf von Meyrhofers silbernes Service, dessen Wert neben der eleganten Form vor allem in der vortrefflichen Bearbeitung des edlen Materials liegt, wurden zu Gewinnen für die Lotterie angekauft. Daß die Ausstellung so gute Arbeiten in immerhin stattlicher Zahl birgt, hebt sie über manche ähnliche Veranstaltung hinaus, wenn auch das allzu kühn Versprochene nicht immer erreicht wurde. Ihr großer Wert für die Gegenwart liegt weniger in den Einzelleistungen, die sich nur zum Teil über das Durchschnittsniveau erheben, aber auch nur selten grobe Geschmacklosigkeiten sind, sondern mehr in der Bedeutung, die sie für die Popularisierung der Ideen hat, zu deren Förderung sie veranstaltet wurde. Innerhalb zweier Monate hat die Zahl der Besucher die erste Million überschritten, und unter ihnen werden Tausende sein, die bisher interesselos an den reformatorischen Bestrebungen im Handwerk vorübergingen. Wenn auch nur wenige von ihnen das eigentliche Ziel all dieses Strebens erkennen werden, so wird doch mancher sehen, daß auch in der einfachen, ehrlichen Arbeit Schönheit steckt. Die wenigsten werden in der Art, wie z. B. Riemerschmid die Massenartikel eines Kolonialwarenlagers aufstapelte oder die Flaschen und Krüge eines Likörladens anordnete, die Hand des Künstlers spüren, oder sich Rechenschaft darüber geben, wie es kommt, daß große Mengen braunen Torfs vor einer gelblichen Rupfenbespannung, die grüne Kiefernzweige umsäumen, von guter farbiger Wirkung sind. Aber sie werden daran sehen, daß auch Unwichtiges schön sein kann, und dies zu zeigen, immer wieder zu zeigen, darauf kommt es zu guter Letzt an, denn sehen überzeugt leichter und gründlicher, als es die klarsten und klügsten Worte vermögen. L. D.



Silberner Tafelaufsatz. Von Otto Lohr. Ausführung: Steinicken & Lohr, München.



Korbmöbel aus einem Gartenzimmer. Von M. A. Nicolai-Mügeln. Ausführung: Julius Mosler, Hofkorbwarenfabrik, München.



Silbernes Service mit Ebenholzgriffen. Von Adolf von Meyrhofer-München.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.





Abenddämmerung.
Gemälde von Fritz Reusing.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker



XXIII. Jahrgang 1908/1909



Heft 3. November 1908

Benigna. Leben einer Frau.

Roman von Georg Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

In der Stille des verdunkelten Zimmers lag die junge Mutter. Adolph war im Dienst. Jetzt sollte er nur Dienst tun, soviel er könne, hatte der alte Arzt gemeint. Kein besseres Heilmittel gäbe es für seine Frau, als Einsamkeit. Und ein Mensch war im Hause, der mit Unerbittlichkeit darüber wachte, daß nichts geschah, was Benigna hätte schädlich sein können. Als Adolph seiner Mutter telegraphisch den Sohn angezeigt hatte, war sie sofort gekommen. Sie hatte eine lederne Handtasche mit ihrem Nachtzeug mitgebracht, sonst war sie abgereist, wie sie eben sich befand. Die Regierung im Hause trat sie an, ernst und bestimmt. Zuerst stieß sie auf Widerspruch nach allen Seiten, doch das Selbstverständliche ihres Auftretens ließ Gegenströmungen nicht aufkommen. Frau von Dobritz schien des Schlafes nicht zu bedürfen; kaum sich entkleidend, streckte sie sich nachts auf Adolphs Sofa, das man in das Toilettenzimmer getragen hatte. Am Morgen, wenn die andern erwachten, war sie längst auf, frisch, still, fast unmerkbar und doch immer tätig.

Als sie zuerst eingetreten war bei ihrer Schwiegertochter, begriff die nicht, was sie wollte. Nie hatte sie daran gedacht, daß Frau von Dobritz sie pflegen sollte, sondern nicht anders erwartet, als Mamachen käme dazu. Ein leises Widerstreben war in der jungen Mutter, eine Art Scham: sie fand, sie kenne „Mama" viel zu wenig, aber die Geister der Reizbarkeit hatten Benigna jetzt verlassen. Eine Erschöpfung war eingetreten, die sie an Widerstand nicht denken ließ. Schlafen wollte sie, nur immer schlafen. Einen Augenblick am Tage kam wohl Adolph herein, dann legte sie ihm die mager gewordenen Arme um den Hals, aber sie sagte nichts, wenn er bald wieder ging. Mehr Sehnsucht fühlte sie nach dem „Kleinen". Wenn er ihr an die Brust gelegt ward und die Wärme des Körperchens allmählich sie durchdrang, kam ein Gefühl stiller Beseligung über sie. Dann schloß sie die Augen, von dem einen restlos erfüllt: dieses Geschöpf hatte sie zum Lichte gebracht, wie sie es jetzt nährte mit ihrem Blut und mit ihrer Kraft. Sie spann in der Dämmerung ihres Zimmers aus, alles, was sie der Seele ihres Kindes einhauchen wollte, daß es ihr Eigentum bliebe auch mit seinen Gedanken. Sie sah es schon gehen, hörte es lallen, sprechen, und sie empfand im voraus den Kreislauf aller Dinge dieser Welt. Sie sah den „Kleinen" groß, stark, schön wie Dolf; aber merkwürdig — er redete nicht wie er, sondern Papis Ansichten kamen aus seinem Munde.

Frau von Dobritz erzählte täglich mit

ihrer kühlen Stimme, die nicht erregte und nervös machte, wer dagewesen. So vernahm Benigna, daß der Graf jeden Tag herüber kam, nach ihr zu fragen. Da ließ sie ihm herzlich danken. Das war ihr nicht genug; als es heller gemacht wurde in ihrem Zimmer, schrieb sie mit ihrer steilen Schrift in riesigen Buchstaben ihrem Vater liebe Worte. Als sie die vier Seiten bedeckt hatte, verlangte sie ein neues Blatt. Frau von Dobritz gab es ihr mit der Bemerkung: „Du mußt nicht so groß schreiben! Das kostet soviel Papier!"

„Für Papi ist es mir gleich!"

Ihre Schwiegermutter sagte nichts, doch sie ermahnte Adolph, er solle Benigna zur Sparsamkeit anhalten. Aber sie erwähnte davon nichts gegen Benigna, ihrem Grundsatz entsprechend, sich nicht in häusliche Angelegenheiten ihrer Schwiegertochter zu mischen.

Und diese ernste Frau gewann Benignas Herz von Tag zu Tag mehr. Ihr lautloses Wesen war ihr angenehm, am meisten aber die Sorge, die sie dem Neugeborenen zuwendete.

Als sie zum ersten Male aufstehen sollte, sagte „Mama": „Wir wollen noch ein wenig warten. Adolph ist noch nicht vom Dienste zurück."

Dann geschah drin im Nebenzimmer irgend etwas Geheimnisvolles. Benigna wurde die Zeit lang. Ungeduldig rief sie: „Mama!"

Frau von Dobritz erschien in der Tür: „Gleich, mein Kind!"

Sie sprach mit ihrem Sohn. Blumen gab sie ihm, von der sparsamen Frau eigens aus Dresden besorgt, denn es war eine feierliche Stunde. Er hatte an dergleichen nicht gedacht, aber überreichte sie nun seiner Frau, als sei es seine Überraschung. Benigna saß neben dem Bett in einem hellen Morgenkleide, das schwarze Haar in Flechten am Hinterkopf zusammengesteckt.

Adolph bot ihr den Arm, und langsam gingen sie hinüber. Frau von Dobritz mit ihrer schwarzen, knochigen Gestalt war zartfühlend verschwunden. Sie hatte den Weg über den Gang gewählt und stand nun drüben am bekränzten Stuhl, den sie für die Wöchnerin bereit gehalten, die Kissen zu rücken.

Als Benigna eintrat, sah sie aber hinter der „Mama" noch drei andere Menschen stehen. Erschrocken war sie fast, dann ließ sie Adolph los, und Papi und Benigna schluchzten beide Brust an Brust. Darauf kam Mamachen an die Reihe, die ein Tränchen im Auge hatte, und das alte gute Hausstück Fräulein Luttermann ward nicht vergessen.

Benigna mußte sich setzen. Es wurde vom Kleinen gesprochen, immer nur vom Kleinen. Im Kreise rundum hatte alles Platz genommen. Nur Adolph stand hinter dem Sitze seiner Frau. Aber, wie etwas, das zu schön gedacht ist, dann in der harten Wirklichkeit zurückbleibt, kam man über eine leise Steifheit nicht heraus. Mamachen empfand eine leise Eifersucht auf Frau von Dobritz; Adolf war Würde und junger Vater; der alte Graf aber hätte gern seine Tochter nur eine Minute allein gehabt, denn wie ihm ums Herz war, konnte er vor den anderen nicht zeigen.

Da mahnte auch schon Frau von Dobritz, das erste Aufgestandensein habe lange genug gedauert, zugleich riefen die Mutterpflichten Benigna hinüber. Der Abschied war kurz, doch lang genug, daß die junge Frau ihrem Vater ins Ohr flüstern konnte: „Ist alles wieder gut, Papi?"

Er küßte sie heftig: „Mein liebes, liebes Kind!"

Adolph führte seine Frau hinüber, und die Moritzburger gingen. Mamachen meinte auf dem Nachhausewege ein wenig spitz: „Ich konnte ja leider die Pflege nicht übernehmen, aber wenn ich gewußt hätte, daß die Schwiegermutter nun alles macht, hätte ich's wahrhaftig versucht."

Papi wollte im selben Atem sagen, Frau von Dobritz habe sich bei den Kindern „eingenistet", doch nun nahm er sofort deren Partei: „Die Frau gefällt mir! Sie hat eine starke Natur!"

Benigna erholte sich von Tag zu Tag. Adolph ging jetzt manchmal der Kameradschaft wegen in das „Gesellschaftszimmer" des „Hotel zum sächsischen Reiter", wo regelmäßig der Kommandeur als Junggeselle zu Abend speiste und dann gern eine Anzahl Herren des Regimentes um

sich versammelte. Frau von Dobritz redete ihrem Sohn zu, denn Benigna sollte zeitig einschlafen. War aber Adolph zu Haus, so erkundigte sie sich immer noch, was er täte, ließ ihm ein dutzendmal gute Nacht sagen und kam darüber nicht zur Ruhe.

Vor dem Schlafengehen setzte sich „Mama" ans Bett ihrer Schwiegertochter mit einer Taschenausgabe des Neuen Testamentes und begann ein Kapitel daraus vorzulesen. Sie las eintönig, denn ihre Stimme besaß keine Wandlungsfähigkeit. Und jeden Abend geschah das gleiche: Benigna bemühte sich zwar anzuhören, doch unwiderstehlich schlossen sich ihre Lider.

Frau von Dobritz sparte nicht mit ermahnenden Worten am nächsten Tage. Benigna nahm sie ruhig hin, waren sie doch mehr ernst als böse. Einmal nur, als „Mama" das 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes zu lesen begonnen, das sie vor allem liebte, und Benigna die Augen schloß, nahm sie die Hand der Einschlummernden, rüttelte sie und fing wieder an: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle . . ."

Als sie aber denn die Stelle las: „Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht!" sank sie plötzlich dicht am Bett auf die Knie nieder und hauchte Benigna ins Ohr: „Mein Kind, meine teuere Tochter, vergib mir, wenn ich ungeduldig geworden bin, allein Du sollst erkennen, welch herrlichen Lebenstrost wir armen Menschen in diesem unscheinbaren, kleinen Büchlein besitzen. Sieh mich an: ich war einmal eine unglückliche Frau! Ich habe nicht die Liebe gefunden, die Euch beide verbindet. Und dann wurde ich Witwe. Ich übernahm ein verschuldetes Gut mit drei Kindern, die leben wollten und erzogen sein. Da bin ich schier verzweifelt und wußte oft nicht ein noch aus. Aber ich habe Gott gebeten, mich in meinem Elend nicht zu verlassen, und er hat mir Mut und Kraft gegeben.

„Ich bin alt geworden darüber, Benigna, und nicht schöner. Aber was ist die Schönheit des Leibes, wenn eine häßliche Seele darin wohnt? Du, liebes Kind, bist schön. Nun sieh zu, daß in Dir auch eine schöne Seele sei. Und sie ist in Dir. Ich will Gott bitten, daß er Adolph das rechte Verständnis für Dich gebe und daß er Dich so glücklich machen möge, wie Du es nur verdienst."

Frau von Dobritz stand auf, schloß ihr Neues Testament, drückte ihrer Schwiegertochter einen Kuß auf die Stirn und sagte: „Und nun, liebes Kind will ich Dich allein lassen. Gute, gesegnete Nacht. Ich habe Dich sehr lieb!"

Sie löschte das Licht und huschte leise in das Kämmerchen nebenan. Aber Benigna lag noch lange mit wachen Augen.

Am nächsten Tage sagte Frau von Dobritz zu ihrem Sohn: „Es ist Zeit, daß ich gehe. Benigna ist jetzt wieder wie sonst. Der Kleine gedeiht. Ich bin überflüssig."

Adolph bat sie, zu bleiben, doch sie meinte: „Es ist nicht gut, wenn die Schwiegermutter immer im Hause sitzt. Ihr wollt Euch mal aussprechen, und Ihr sollt es! Halte Deine Frau gut. Denke immer, daß sie Dich lieb hat und Dir Deinen kleinen Sohn geschenkt hat. Gott mit Euch!"

Dann reiste sie ab in ihrem einfachen, immer sauberen, tadellosen Anzug, mit der kleinen schwarzen Ledertasche, bei der es ein Rätsel blieb, wie sie daraus für Wochen alle ihre Bedürfnisse bestritten hatte.

25.

Zur Taufe an einem Sonnabend des April waren nur die nächsten Verwandten geladen. Ein Mittagessen schloß sich an, erst um fünf Uhr nachmittags, damit die Jungen teilnehmen könnten, die über Sonntag von Dresden hereinkamen. Den Namen des Kleinen hatten Adolph und Benigna bis zum letzten Augenblick für sich behalten wollen, aber unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit war er dennoch fast allen mitgeteilt worden: das Kind hieß nach Adolphs verstorbenen Vater Hans. So sollte es gerufen werden. Eine Reihe von Paten schenkten ihm ihre Vornamen dazu, nämlich: Papi — Alexander; Kammerherr von Windegg — Kuno; Generalleutnant von Baben — Hilmar; General von Deemuth — Henning.

Adolph wollte den Ministerpräsidenten Graf Sceny von Nagy-Sceny bitten, gleichfalls die Patenschaft zu übernehmen — er hatte ihm einen unauslöschlichen Eindruck gemacht — doch da er katholisch war, außerdem von einem Ministerstürzer gerade sich heftig befehdet sah, erhoben sich Zweifel, damit endigend, daß der Plan aufgegeben wurde. Im letzten Augenblick gedachte der junge Vater, dafür Premierleutnant Prinz Hohendollingen eintreten zu lassen. Auch dieses ging in die Brüche: Benignas gesunder Sinn fand, der Prinz stünde ihnen nicht nahe genug. Ihr Mann trug ihr das nach. Er ärgerte sich, in diesem Punkte nachgegeben zu haben, und sie mußte es mehrmals hören. Aber ihr Herz war so voll Sonne, daß sie sich nicht viel daraus machte. Sie hielt ihren kleinen Hans auf dem Arm, vorsorglich, wie es ihr gelehrt worden, den Arm als Stütze unter das zarte Genick geschoben, lief im Zimmer auf und ab, summte und sang und war so vernarrt in das Kind, daß sie am liebsten gar nicht mehr ausging.

Bei der Taufe fehlten die auswärtigen Paten. Kammerherr von Windegg hatte einen silbernen Becher geschickt. Der alte Herr scheute im wechselnden Frühjahrswetter die Reise. Generalleutnant von Baben dagegen ließ sich durch seinen Sohn vertreten, jetzt Rittmeister bei den Garde-Dragonern. Nach Tisch unterhielt er sich mit Benigna, sagte ein paar Artigkeiten, druckste herum und war plötzlich beim Moosröselein angelangt. Ob die holde Blume nicht einmal wieder zu Besuch käme? Die junge Mutter meinte, sie glaube nicht. Da versuchte der Rittmeister ihr alle Vorteile darzustellen, die solch ein Hausbesuch im einsamen Nest böte. Er ließ durchleuchten, dann käme auch er gern von Berlin herüber. Sie verstand ihn nicht recht, hörte auch nur halb zu, denn sie hatte nur Augen für Adolph und lauschte immer, ob der „Kleine" nicht drüben schrie.

Inzwischen kam Mamachen dazu: „Ich höre eben, daß Ihr vom Moosröschen sprecht! Denkt Euch nur die Neuigkeit — wir wollen uns alle mitfreuen ..." Sie suchte in der Tasche, dann rief sie zu Fräulein Luttermann: „Lutterchen, liebes Lutterchen, wo ist denn nur der Brief?"

Das Fräulein kam und suchte mit, auf dem Tisch, dann draußen im Flur, in den Umhängen, in der Reisetasche, die bei jeder Ausfahrt im Wagen auf dem Boden lag, so daß der darauf gestickte Hund vom Scheuern der Füße schon keinen Rücken und keine Augen mehr besaß. Währenddessen fuhr Mamachen fort: „Also denkt Euch nur. Der Brief ... — Alex ... sage mal, wie hieß er doch nur?"

Papi schmunzelte und fragte, ganz der alte ritterlich höfliche Schäker: „Der Brief, liebe Mary?"

„Aber nein, der ... der Vetter ..."

Papi tat, als verstünde er nicht: „Ein Vetter, liebe Mary?"

„Aber Du bist schlecht, Alex! Du verstehst mich ja ganz gut! Der neue Vetter, von dem im Brief die Rede ist. Der das Moosröschen heiraten soll." Graf Moosburg öffnete den Mund zu einem gedehnten: „Aaaach so! Nun, es steht doch im Brief."

Er zwinkerte mit den Augen. Mamachen stampfte mit dem zarten kleinen Lackschuh auf, tat fast, als wolle sie weinen, aber sie lächelte dabei: „Den Brief finden wir ja eben nicht!"

Endlich verkündete Papi, sehr laut, damit es alle hören sollten: „Nun also. Das Moosröschen hat sich verlobt mit einem entfernten Vetter. Auch einem Meuterer." Nun machte der General einen Scherz, tat empört, und rollte die Augen: „Noch ein Meuterer? Das scheint ja eine nette Mannszucht zu sein in der Familie!"

Alles lachte, nur Joachim Baben stimmte nicht mit ein.

Währenddessen konnte Benigna im Kinderzimmer verschwinden. Als sie wiederkehrte, fand sie ihren Vetter Joachim Baben im Gespräch mit Lexa. Er stand in einer Ecke, und sie redete eifrig auf ihn ein, als wollte sie ihn nicht mehr loslassen. Wie Benigna kam, warf ihr Lexa einen Blick zu, der zu sagen schien: ‚Wir können Dich hier nicht brauchen!'

Sie ging an ihnen vorüber, zur Moritzburger Gruppe. General von Deemuth sagte ihr Artigkeiten über ihr Aussehen; er hatte als Vetter sein Glas mehr als

einmal geleert. Sie freute sich, denn sie trug ein neues Kleid, und unbewußt ihrer Schönheit, wie es ihr stets zu eigen gewesen, bezog sie es darauf. Dabei dachte sie an ihren Kleinen, und da es bald die Stunde war, wo er trinken sollte, ging sie ihn zu holen. Sie bat leise zu sprechen, als sie das winzige Geschöpfchen brachte. Es schlief ruhig weiter, während man es bewundernd betrachtete.

„Ist er nicht schön?"

General von Deemuth betrachtete das kleine Wesen, das für ihn nicht anders aussah als alle Kinder dieses Alters, das den gleichen dicken Kopf hatte, das den gleichen lächerlich winzigen Daumen träumend in den Mund steckte, und stimmte bei mit einem: „Hm! Hm!"

Der Vetter Baben blieb noch bis zum Sonntag nachmittag, dann ließ ihn der Graf mit den Dobritzschen Damen nach Dresden fahren. Von dort aus konnte er den Abendzug nach Berlin benutzen.

Adolph hatte ihm eigentlich seinen Schwadronsstall zeigen wollen, doch der Rittmeister schien mehr Interesse für die Gesellschaft der Damen zu haben. Dafür versprach er „später mal" wiederzukommen. Aber das Schwadronsexerzieren kam dazwischen, und es wurde Sommer, ohne daß er sich angemeldet hätte.

Benigna zeigte sich nicht unzufrieden damit, denn sie mied jede Geselligkeit. Sie lebte nur ihrem Kinde. Adolph wollte sie veranlassen, über Land zu fahren und Besuche zu machen, doch er mußte selbst einsehen, daß es nicht ging, solange der Kleine die Brust bekam. Und das schien ihm kein Ende zu nehmen. Er fragte, kurz ehe er ins Manöver rückte, den Arzt, wie lange denn das noch dauern solle. Der alte Mann kraute sich das schöne weiße Haar, rieb sich das glatte Gesicht und sah den jungen Vater von der Seite an: „Ein Jahr!"

„Warum denn so lange?"

„Weil es gut ist für das Kind! Danken Sie Gott, daß Ihre liebe Frau Gemahlin es auf sich nimmt, was soviel Pflichtvergessenen zu beschwerlich ist!"

Adolph gab sich Mühe, in Haltung zu bleiben, doch er brachte es nicht zuwege, seinen Ärger zu verbergen. Er sagte, dann sei man ja ein ganzes Jahr hindurch gebunden, nannte sich „Sklave", behauptete, sie müßten in Dresden den nächsten Winter ausgehen, das gehöre sich für einen anständigen Menschen. Als Benigna zufällig eintrat, dämpfte er ein wenig den ärgerlichen Ton. Aber sie verlangte zu wissen, was ihn so errege. Sie hing sich in seinen Arm und sah schmeichelnd zu ihm empor: „Sage es mir! Vielleicht kann ich Dir helfen."

Es war ihm peinlich, daß Doktor Grünwaldt dabei stand, deshalb tat er ganz gewonnen und überzeugt. Zu seiner Frau sagte er mit einer Gebärde der Wichtigkeit und Beschwichtigung zugleich: „Nachher, liebes Kind!"

‚Liebes Kind'? Es klang ihr fremd. Als der Arzt gegangen war, bat sie ihn von neuem. Er riß sich los und ging zur Tür. Sie lief ihm nach, immer noch lieb, bittend, weich. Er brummte abwehrend. Da regte sich ihr Temperament, ihre Augen wurden größer, bestimmter, zwingender: „Sage es mir!"

„Laß mich!"

Sie richtete sich auf, ihr Mund ward breit, die Sehnen am Halse spannten sich. Was in ihrer Seelen Tiefe an Leidenschaft lag, brach mit einem Male durch. Sie griff nach seiner Hand so fest, daß er ohne äußerste Gewalt sich nicht hätte befreien können, und fragte: „Warum willst Du es mir nicht sagen?"

Die beiden Menschen sahen sich an wie mit Katzenaugen. Dann begann er gezwungen zu lachen: „Weil ich — nicht will! So! Na!"

Sie ließ ihn los. Er öffnete die Tür. Ging. Sie sah ihm nach. Ihre Unterlippe zuckte. Irgend etwas stammelte sie — unverständlich — lallend —

Dann ging sie in das Kinderzimmer und nahm den kleinen Hans aus den Kissen, ihn störend in seinem süßesten Schlaf. Er reckte die Ärmchen und gähnte. Sie preßte das zarte Fleisch des rosigen kleinen Wesens an die Lippen und bedeckte es mit Küssen. Dabei sagte sie ganz laut vor sich hin: „Mein Hänschen! Ja, Du bist gut! Du! Du!"

Und als der Kleine erwachte und jämmerlich zu schreien begann, hockte sie sich auf einen niederen breiten Stuhl, gab ihm zu trinken und saß, während er nun ruhig

wurde, regungslos da mit vorhängendem Kopf und weit geöffneten Augen, die vor sich hinstarrten, als begriffe sie nicht, was da geschehen.

26.

Adolph stand vor dem Spiegel, neigte abwechselnd die linke und die rechte Schulter, die Premierleutnanssterne zu betrachten, die er eben an den Achselstücken hatte befestigen lassen. Das hübsche Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, und er schickte sich an zu seiner Frau zu gehen, um sie zu fragen, ob sie nichts an ihm bemerke. Da kam Ida: der Kleine wäre krank. Der Premierleutnant ärgerte sich: warum mußte denn das gerade in diesem Augenblick sein! Benigna ging im Kinderzimmer auf und ab, das Kind auf dem Arm. Adolph betrachtete den kleinen Hans, der nicht strampelte und nicht schrie wie sonst, sondern still, mit mattem Gesicht dalag. Ohne ein Wort zu verlieren, stürmte Adolph davon, band den Säbel um und lief den Arzt zu holen. Während Doktor Grünwaldts Untersuchung stand er mit zusammengepreßten Lippen da. Mit einemmal fragte der jetzt sehr ernste alte Mann: „Gnädige Frau, haben Sie über etwas zu klagen?“

„Nein, das heißt, vielleicht ist mein Magen nicht ganz in Ordnung.“

Dabei blickte Benigna fort und machte sich mit dem Kinde zu schaffen. Der Arzt empfahl sich. Adolph begleitete ihn bis zur Tür. Dort sagte Doktor Grünwaldt: „Herr Leutnant gestatten mir wohl einen Rat: bewahren Sie Ihre liebe Frau Gemahlin vor Aufregungen. Es wirkt auf den Kleinen.“ Als Leutnant von Dobritz erstaunt schien, fügte er hinzu: „Ich habe nämlich einen Enkel selbst dadurch eingebüßt, Herr Leutnant!“

Nun geschah ein Wunder: Adolph kam unausgesetzt in die Kinderstube, nach dem kleinen Hans zu sehen. Am Morgen kleidete er sich so leise als möglich an, damit Benigna nicht aufwachen solle, und steckte vorsichtig, ehe er zum Dienst ging, den Kopf in das Kinderzimmer, sich nach Hänschen zu erkundigen. Die ganzen Tage, wo des Kindes Gesundheit schwankte, aß er wenig und sprach kaum ein Wort.

Dem kleinen Hans ging es besser von Tag zu Tag. Auch Benigna gewann Farben, als hinge der beiden Gesundheit voneinander ab. Nun war auch Adolph guter Dinge. Benigna hatte gewartet, er möchte wegen des Zusammenstoßes vor der Erkrankung ihres Kindes ein Wort zu ihr sagen. Vergeblich. Vielleicht wartete auch er? Sie wußte nur eines, so sehr sie ihn liebte: nie hätte sie zuerst gesprochen. Es ging auch so, und da er seine Frau nicht mehr mit Besuchen und Verkehr quälte, wandte sie ihm ihre volle Liebe von neuem zu. Als es in die Herbstübungen ging, standen ihr beim Abschied die Tränen in den Augen.

In die liebe „Jägerei“ siedelte sie sofort über. Alles fand sie wie einst. Ihr war, als sei ihr Zimmer ihre zweite Heimat. Und so lauschig, so gemütlich, so bequem hatte Papi in seiner Güte alles eingerichtet! Nebenan, eigentlich war es ihres Vaters Schlafzimmer, fand sie alles für den Kleinen und seine Wärterin bereit. Der Graf war umgezogen, nur für sie. Dafür wollte sie wieder mit ihrem Papi sein wie in alten Mädchenzeiten. In alten Zeiten? Mein Gott, das zweite Manöver war es ja schon! Und sie hatte einen Sohn, einen „dicken, starken Bengel!“ So hatte ihn Mamachens Köchin genannt.

Als Benigna den ersten Abend allein auf dem Söller saß, der Mondenschein über das alte Schloß fiel und auf den Teichen spielte, kam über sie eine Stimmung, wie einst, da alles ihr nur Traum bedeutete. Sie ahnte, daß sie damals ein törichtes Kind gewesen. Jetzt meinte sie unendlich weiter zu sein. Ein Rätsel schien ihr das Gleiten der Zeit. Papi und Mamachen hießen bald, wenn sie erst mit ihrem kleinen Hans sprechen würde: Großpapa und Großmama! Großpapa? Nein, er blieb Papi, immer Papi!

Kurz darauf erschien er in der Tür. Er hatte sich drinnen fortgeschlichen, wo die Luttermann Tennysons Enoch Arden vorlas. Nun setzte er sich zu seiner Tochter, und beim gleichmäßigen Blasen eines kühlen Windhauches vom Wasser begannen sie zu sprechen. Halblaut. Papi redete sonderbar, als wollte er etwas beginnen und es gelänge nicht. Mit einem Male begriff sie: seine tastenden Umwege umkreisten ein Ziel, die Frage: „Ist er

immer gut mit Dir?" Eine Angst überkam sie, sich zu verraten. Sie fing von selbst an eifrig zu erzählen von ihres Mannes Besorgnissen um das Wohlergehen des Kindes. Dabei wurde ihr klar, Adolph hatte Angst gehabt, richtige Angst um das zarte Leben. Der Vater war wieder zurückgetreten hinter ihrem Manne, und in der Befürchtung, ihr Vater könne doch noch fragen, erhob sie sich: „Papi, ich muß nach dem Kleinen sehen!"

Dann kam sie nicht wieder auf den Söller zurück. Während des ganzen Aufenthaltes in der Jägerei vermied sie, mit dem Vater allein zu sein. Sie sprach öfters von Adolph, als sie an ihn dachte. Immer sagte sie: „Dolph meint . . ." und: „wie Adolph zu sagen pflegt".

Als in Radeburg alles wieder seinen gewohnten Gang ging, kam Adolph eines Tages mit einer Mitteilung. Er erzählte, es wäre nicht unmöglich, daß Lexa sich verlobte. Benigna hatte zu ihren Schwägerinnen, vor allem zu dieser, nie ein rechtes Verhältnis gewonnen. Nun war sie überrascht. Adolph redete, als ob sie es längst hätte ahnen müssen, und als sie immer noch nicht begriff, sagte er: „Mein Gott, Joachim. Joachim Baben! Dein Vetter!"

„Joachim?" Sie war sehr erstaunt. Irgendeine Ahnung sagte ihr, sie habe einmal gedacht, er könnte sich für das Moosröschen begeisterr. Ja, jetzt wußte sie es: bei der Taufe hatte er sie ja gequält, doch das Moosröschen einzuladen und ihn mit. Das erzählte sie Adolph. Aber der blieb bei seiner Schwester, wußte sogar, wie sich die erste Verbindung geknüpft — eben bei der Taufe. Benigna sagte: „Aber man kann doch nicht eine lieb haben und fünf Minuten darauf einer anderen den Hof machen!"

„Wenn man die eine nicht kriegt!"

Benigna sah ihn fast erschrocken an. Es war ihm herausgerutscht, gleichsam ohne Nachdenken, und nun empfand er dunkel: er hatte irgend etwas geäußert, das seiner lebensunkundigen Frau empörend schien. Deshalb holte er aus mit einem Schwall von Worten: „Bena, versteh mich recht. Weißt Du, er ist doch nicht mehr zwanzig Jahr, und wie er mir sagte, hat er längst den Gedanken gehabt zu heiraten. Natürlich nur eine, die in allem paßt. Er wird wohl in Berlin nicht gefunden haben, was er braucht. Da hat er bei unserer Hochzeit vielleicht an das Moosröschen gedacht. Aber Lexa doch auch gesehen. Na, und nun ist es nichts mit dem Moosröschen, da hat er's eben aufgesteckt, Bena, und ist auf Lexa gekommen. Nicht?"

Benigna sah ihn fast verächtlich an: „Und so einen Mann würdest Du Deiner Schwester wünschen?"

Adolph meinte etwas von: „Sehr gute Partie, auch pekuniär, wie sie für Lexa nicht jeden Tag wiederkommt! Famoses Regiment. Anständiger Name. Tadellose Beziehungen." Dann legte er den Arm um seiner Frau Nacken und zog sie an sich: „Das Leben ist so. Du bist viel zu ideal, Bena!"

Benigna ließ sich liebkosen von ihm, doch ihre Gedanken irrten ab, und mit einemmal nahm sie Adolph bei beiden Armen, drückte ihn ein Stück von sich fort und fragte: „Adolph, hast Du mich lieb gehabt von Anfang an?"

„Du weißt es doch."

„Ich will es aber jetzt hören."

„Was denn?"

„Eben, daß es bei . . . daß es bei Dir nicht war wie bei dem Vetter . . ."

„Du Närrchen!"

Er zog sie an sich und wollte sie küssen. Sie sträubte sich. Nun stand er auf, spielte den Gekränkten und ging davon. Benigna blieb sitzen, die Augen starr vor sich hin gerichtet. Eine Minute darauf kehrte Adolph zurück, umgriff sie von hinten und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich hätte Dich lieb gehabt, auch wenn Du häßlich gewesen wärst wie die Nacht. Und dumm, und, und, und . . .

Er hätte fast „arm" gesagt, doch er endete seinen Satz, wobei er nach einem Worte suchend sich versprach: „und . . . und ein ganz gewöhnliches Mauerbä . . ."

Sie wandte sich herum. Es schien ihr unwiderstehlich komisch.

„Ein Bauernmädchen wollte ich sagen."

Er küßte sie leise ins Genick. Und als sie den Bart auf ihrer Haut kitzeln und seine Lippen über ihren Hals gleiten fühlte, durchrieselte sie etwas, daß sie alle Kräfte des Widerstandes erlahmen

fühlte, wie immer wenn dieser schöne Mann, ihr Mann, sie zärtlich berührte. Sie wandte sich um, bot ihm den Mund und fragte, indem sie einen Ausdruck aufgriff, den er vorhin gebraucht: „Du sagtest ‚häßlich wie die Nacht‘. Wie bin ich denn, Dolph?"

Er zeigte seine engen, gesunden Zähne: „Schön bist Du, Bena." Dann umschloß er sie, küßte sie, und ihr schwanden beinahe die Sinne. Alle Zweifel waren hin. Der Mann hatte gesiegt.

Eine Woche darauf teilte Frau von Dobritz ihren Kindern Lexas Verlobung mit. Benigna schrieb ihrer Schwägerin. Eine Antwort kam nicht. Mama, sonst peinlich bis auf das äußerste, fand das, als sie mit dem Brautpaar zu Weihnachten zu Besuch erschien, erklärlich: eine Braut habe andere Dinge im Sinn. Die Liebesgeschichte dieser beiden Menschen wußte sie mit stiller Innigkeit zu erzählen, als, gerade bei ihrer Anwesenheit, der Kommandeur — inzwischen Oberstleutnant geworden — Major von Grandt und Frau, sowie ein paar Leutnants zum Tee anwesend waren.

Benigna hörte staunend, wie ihre Schwiegermutter berichtete, Lexa hätte sich bereits seit Adolphs Hochzeit für ihren jetzigen Bräutigam „interessiert". Es klang, als würde das arme Kind, falls er nicht noch rechtzeitig angehalten hätte, aus Liebesgram dahingewelkt sein gleich einer wasserlosen Blume. Dabei sah aber Lexa sehr wohl aus, mußte also durch die Erklärung des heimlich Geliebten aufgegangen sein wie Grassamen nach warmem Regen.

Von dem Mann, der solch hehres Wunder gewirkt, war nicht die Rede, bis auf das, was er selbst sagte. Er betrachtete seine Verlobte durch sein Einglas von der Seite und meinte schmunzelnd zum Kommandeur: „Jewiß, Herr Oberstleutnant, was Sie vorhin erwähnten: is man sich mal übers Attackenobjekt klar, denn nich lange 'rumziehn, sondern Marsch — Marsch, Hurra!

Dabei lachte er herzlich, und die Offiziere stimmten ein. Benigna lachte mit. Sie empfand etwas wie eine Rechtfertigung vor sich selbst: ihr Vetter machte offenbar sich und anderen nichts vor. Dagegen begriff sie Mama nicht. Als die beiden Gelegenheit fanden, einen Augenblick allein miteinander zu sprechen, brachte Benigna noch einmal mündlich ihren Glückwunsch an. Ihr war dabei nicht ganz geheuer, denn sie hatte ein Gefühl, als spielte sie Komödie. Sah sie es nicht alle um sich tun? Mehr oder minder? So empfand sie plötzlich und ward keck dadurch. Sie wollte auch einmal in das allgemeine Horn der Verstellung blasen. Aber es ging ihr wie einem Anfänger beim Schlittschuhlauf: von selbst gleitend auf der spiegelglatten Fläche, vermag er nicht anzuhalten. Damit er nun nicht falle, stößt er sich immer wieder ab. So lockte sie ihrer Schwiegermutter immer mehr neues Glück über die Verlobung heraus, konnte doch nicht daran glauben, und schämte sich eigentlich über den Dunst, den sie ihr vormachte. Das widerstand ihrer ehrlichen Seele. Sobald der Besuch gegangen war, zog sie die Mama ins Kinderzimmer, unter dem Vorwand den Kleinen zu zeigen. Dort beugte sie sich herab und küßte Frau von Dobritz' harte Hände: „Mama, verzeih mir, bitte verzeih mir, liebe Mama!"

„Was ist denn, Kind?"

„Ich bin nicht ehrlich gewesen."

Sie beichtete. Doch Frau von Dobritz verstand sie nicht, so tief überzeugt war sie von der Liebe ihrer Tochter. Sie wehrte alles von sich ab, was zu ihrem gläubigen Idealismus nicht paßte. Benigna hörte die Frau, die mehr als noch einmal so alt war wie sie, mit jugendlicher Begeisterung von der Liebe reden, und da schämte sie sich ein wenig ihrer Zweifel. Aber manches fiel ihr dabei ein, das sich ihr ordnete gleich einem Beweismaterial gegen ihre Schwägerin: wie jene auf den Bällen sich zu den Herren gedrängt; Bemerkungen Adolphs; tadelnde Worte von Mama, jetzt offenbar vergessen; die Art, wie Lexa bei der Taufe sich Joachim förmlich angetragen ...

Benigna hatte das Gefühl, als kenne sie die Welt schon besser als ihre Schwiegermutter.

Und sie zählte doch erst zwanzig Jahr! Sie wurde es in wenigen Tagen. An ihrem Geburtstage fand gerade Hofball statt, zu dem „Herr Premierleutnant von

Dobritz und Frau Gemahlin" eine Einladung erhalten hatten. Dabei sollte Benigna als junge Frau vorgestellt werden. Sie konnte nicht gehen — auf so lange durfte sie das Kind nicht verlassen. Als sie es Adolph erklärte, sagte er nur kurz: „Hof ist Dienst. Wenn Du nicht willst, werde ich allein gehen."

„Gut, so geh! Am 19. ist übrigens mein Geburtstag."

„Tut mir leid."

„Das ist Dir also ganz gleich?"

Er war ruhig und vernünftig: „Es tut mir leid! Mehr kann ich nicht sagen. Übrigens könnte ich es so einrichten, daß wir noch zusammen essen! Ich lade dann die Moritzburger ein. Aber nach Tisch muß ich fort."

Wieder ging die Leidenschaft mit ihr durch: „Bitte nicht meinetwegen! Fahre nur ja auch um eins. Es ist ganz gleich, ob mein Geburtstag ist. Ich brauche Dich nicht."

Er blieb stehen und sah sie scharf an. Sie las eine Zeitung weiter, die sie vom Tisch gegriffen. Es schien, als wollte er etwas sagen, doch er beherrschte sich und schwieg. Er dachte an den Kleinen.

Als nun der Tag wirklich kam, dachte sie, er würde zu Tisch bleiben, doch er kehrte zeitiger als sonst vom Dienst zurück. In seinem Zimmer wurde irgend etwas Geheimnisvolles betrieben, dann holte er Benigna herein. Sie ahnte, daß ihr beschert werden würde, hatte ein schönes Kleid angezogen, ihm zu gefallen, und um es feierlich zu machen, dazu in der Küche schon das Mittagessen auch für ihre Eltern und Fräulein Luttermann vorbereitet. Auf dem Tische brannten um eine Torte zwanzig Lichte, in der Mitte erhob sich das Lebenslicht.

Auf dem weißen Tischtuch lagen allerlei Gegenstände, die Benigna sich gewünscht: ein Muff, Handschuhe, Taschentücher, Odeur, ein Kissen mit Veilchenpulver für die Wäsche. Das Geburtstagskind stand mit strahlenden Augen davor, nahm einen Gegenstand nach dem anderen stürmisch auf, legte ihn wieder hin. Sie jauchzte laut, als sie ein Nähbesteck entdeckte, mit dem sie in Dresden öfters geliebäugelt: Elfenbein und darauf in Blau geätzt ihre Anfangsbuchstaben und die Krone. „Von wem ist das, Dolph?"

„Von mir!"

„O, Du Lieber, das habe ich mir ja am meisten gewünscht!" Dabei tanzte sie im Zimmer herum und drückte die kleine Elfenbeinkapsel ganz verliebt ans Herz. Dann mußte er ihr erklären, von wem die andern Sachen stammten: das von Papi, jenes von Mamachen, dies Praktische von Mama und das gestickte Deckchen von der guten Luttermann.

Benigna nahm die Briefe, einen kleinen Stoß, und einige Telegramme: „Die lesen wir gemütlich bei mir, Dolph!"

Er richtete sich steif auf: „Ich muß fort, liebes Kind!"

Benigna ließ die Briefe sinken: „Hast Du die Eltern eingeladen?"

„Nein!"

„Nicht? So, so! Dann, dann werde ich also ganz allein sein."

Er blieb stehen. Sie ging. Noch einmal wendete sie sich um: „Ich werde bei meinem Sohne sein!"

„Das ist auch Deine Pflicht!"

Sie kam drei Schritte zurück: „So, Pflicht! Pflicht! Nur immer Pflicht! Und wozu ist man auf der Welt, wenn man nichts haben soll?... Und — und..." Ihr fiel etwas anderes ein: „Wer wollte mich denn von meiner Pflicht abbringen? Du wolltest doch, ich sollte mit nach Dresden fahren."

Er sagte streng: „Bitte sehr. Das ist nicht wahr. Ich habe Dir nicht zugeredet, des Kindes wegen. Und auch ich tue meine Pflicht."

Sie rief spöttisch: „Ja, Adolph, da hast Du recht! Du bist Pflicht! Ganz Pflicht! Damit hast Du Dich großartig bezeichnet. Du bist die menschgewordene Pflicht. Aber, Adolph ... es gibt auch noch andere und ... das weißt Du wohl nicht ... das, das merkst Du wohl gar nicht, daß eine Frau, die Dich liebt, auch ihr Teil haben soll, verstehst Du? Außer der Pflicht ... Wie lange sind wir verheiratet? ... Bald zwei Jahr. Und Du ... Du hast nicht gemerkt, daß ich noch anderes brauche als nur Pflicht. Weißt Du das nicht? Fahre nur. Fahre zu Deinem Hofball. Viel Vergnügen."

Dann lachte sie höhnisch, machte ihm

eine Verbeugung und warf die elfenbeinerne Kapsel zum nächsten Tisch. Da die Entfernung aber in der Erregung nicht richtig berechnet worden, fiel sie zu Boden, sprang auf, daß Schere, Fingerhut, Häkelnadel und Nadelbüchschen im Zimmer herumflogen und der Deckel mit den Doppelbuchstaben mitten entzweiplatzte, so daß auf der einen Seite das B. des Vornamens liegen blieb, auf der anderen das D. von „Dobritz“, als bedeutete es eine Trennung.

Adolph rief der Davoneilenden in einem Tone nach, wie auf der Reitbahn: „Kostet zwanzig Taler!“

Sie hörte es nicht mehr.

Im Schlafzimmer tupfte sie sich die Stirn und Wangen mit dem Schwamm. Als sie ruhig geworden war, kam ihr der ganze Vorgang wie etwas vor, das sie nicht begriff. Ihre Erregung verstand sie nicht, ihre Heftigkeit, am wenigsten die Worte, die sie Dolph gegenüber gefunden hatte.

27.

„Ma . . . ma . . . ma . . . ma . . .“

Der Kleine lallte eines Tages, und Benigna vernahm zum erstenmal den Laut, der jene beiden Menschen verbindet, die zueinander am engsten stehn: Mutter und Kind. Ihr schwoll das Herz vor Glück. Sie küßte den kleinen Schwätzer, holte die Kinderfrau, daß sie es hören sollte, und als es nun zufällig wiederkam, das: „Ma . . . ma . . . ma . . .“ wurde auch Ida gerufen. Die Mutter stemmte den Kleinen mit seinen dicken Beinchen auf ihre Knie, nickte ihm zu, sprach es ihm vor, und das Kind lachte laut, streckte ihr die Arme mit auseinandergespreizten Fingern entgegen und rief zum drittemal: „Ma . . . ma . . .“

Da drückte Benigna ihren Sohn an sich, lachte und sang. Bei Tisch war sie nahe daran, es Adolph zu sagen, doch sie behielt ihr Glück für sich.

Sie nährte nicht mehr, und nun war sie freier in allem ihrem Tun. Lexas Hochzeit hatte noch immer nicht stattgefunden. Sie war wieder verschoben worden, angeblich weil Joachim mit dem Pferde in der Reitbahn gestürzt sei und sich nicht recht erholen könne. Man wußte nicht genau, was ihm geschehen. Eine Art von Geheimniskrämerei herrschte in der Familie. Adolph gab ausweichende Antworten. Einmal hieß es: ‚Joachim würde am Ende nicht wieder.‘ Dann galt das alles nur für Klatsch. Schließlich schwiegen Gerüchte und Vermutungen, und die ganze Verlobung schien so völlig vergessen, daß Benigna förmlich erschrocken war, als Adolph einmal nebenbei sagte: „Lexas Verlobung ist zurückgegangen. Es ist das beste so.“

„Ja aber, mein Gott, warum denn?“

Er brummte etwas von einer Krankheit, über die man nicht gern spräche, und damit war die Sache für ihn erledigt.

Als das Ehepaar die Woche darauf über Sonntag nach Dresden gefahren war, zog Frau von Dobritz Benigna in ihr Schlafzimmer und sagte: „Du weißt, mein liebes Kind, daß es ein tiefes Geheimnis ist, und daß Lexa noch jetzt denkt, er sei mit dem Pferde gestürzt. Sie soll dabei bleiben. Kein Mensch ahnt etwas anderes. Eine schwere Prüfung ist uns da auferlegt — in unserer Blindheit wissen wir nicht, wozu so etwas gut ist. Vielleicht, daß wir nicht hoffärtig werden sollen. Aber es ist ein Segen, daß meine Tochter vor diesem Manne bewahrt worden ist. Dann flüsterte sie fast: „Vielleicht sollte eine eitle Mutter auch gestraft werden, die sich freute, ihre Kinder reich und angesehen zu wissen“ . . .

Als sie in den Salon zurückkehrten, ging Benigna auf ihre Schwägerin zu, küßte sie, ohne zu bemerken, daß ihre Umarmung kaum erwidert ward und lud Lexa nach Radeburg zu sich ein.

Durch den Hausbesuch, auch die zweite Schwester kam, veränderte sich das ganze Leben. Es war Benigna, als befände sie sich nicht mehr in ihrem Heim. Wenn sie ins Zimmer kam, saßen ihre Schwägerinnen da. Lexa gab sich zwar Mühe, liebenswürdig zu scheinen, doch in ihrem Wesen blieb etwas wie Neid.

Eines Abends beim Schlafengehen klagte Benigna ihrem Mann, sie könnte sich mit Lexa nicht unterhalten. Er antwortete nur erstaunt: „Ich sehr gut!“

Er saß, wenn er vom Dienst kam, bei seinen Schwestern. Dann hörte das Ge-

papel nicht auf, während am Morgen, als die Hausfrau mit ihrem Besuche allein gewesen, die Brünnlein der Unterhaltung nur spärlich gesickert waren. Lexa war so guter Laune, als ob es nie eine Verlobung gegeben hätte. Sie erzählte unausgesetzt von ihrem Dresdener Kreise, während sie doch wußte, daß ihre Schwägerin nicht teilnehmen konnte, da sie Menschen und Dinge nicht genügend kannte. Benigna fühlte sich wie ausgeschlossen. Mitten im Gespräch stand sie auf, zum kleinen Hans zu gehen, und so bald kehrte sie dann nicht wieder. Adolph fragte sie später, wo sie geblieben wäre. Ihre Lippen zuckten bei der Antwort: „Ich hatte zu tun."

Ihre andere Schwägerin Ella zeigte sich teilnehmend und liebenswürdig, solange sie sich mit Benigna allein befand, war aber Lexa dabei, so schien sie deren Gewalt zu unterliegen, wurde unversehens fremder. Trat nun noch Adolph hinzu, so hingen die drei aneinander wie die Kletten. Wenn Benigna sie so sah, fiel ihr Papis Wort vom Puppengesicht ein. Lexa und Ella hatten wirklich Puppengesichter, und dabei war doch die Ähnlichkeit mit ihrem Bruder unverkennbar.

Es kam von selbst, daß durch die Anwesenheit der Schwägerinnen das stille Leben, das man bisher geführt hatte, sich wandelte. Die jungen Mädchen sollten unterhalten werden. Benigna war die erste darauf zu dringen, damit sie nicht allein mit ihnen säße. Zuerst wurden nur hier und da Gäste, meist ein paar Altersgenossen Adolphs, ins Haus gebeten, oder Dobritzens folgten einer Einladung. Bald jedoch verging kein Tag und Abend mehr, ohne daß etwas vorgenommen wurde. Bei dem Mangel an Damen im Regiment begrüßten die Familien, die Anwesenheit zweier hübscher junger Mädchen mit Freuden. Vielen aber schien das Wesentliche, daß die schönste Frau, die je im Regiment gewesen, die schönste der Gegend, möglicherweise die schönste im ganzen Sachsenlande nun endlich aus der Verborgenheit ihrer Kinderstube am Firmamente ihre Bahnen zu ziehen begann. Und das schien sicher: neben dieser Sonne verblaßten alle anderen Gestirne.

Der „Kaptän", Rittmeister von Bassow, nun als „Kaptän" selbst im Dienst ein ebenso unangenehmer Vorgesetzter als er leichtfertiger Untergebener gewesen, sagte im Kasino: „Ich hatte mir die Frau von Dobritz nie so jenau anjesehn. Aber Potztausend nochmal, das is ja die reine Beauté!" Und er redete davon, den Kommandeur „rumzukriegen" zu 'ner Fête".

Zur Zeit des Regimentsexerzierens hatte der „Kaptän" denn dem Kommandeur wirklich eine große „italienische Nacht" abgerungen, aus der, je nachdem dieser oder jener Herr des Vergnügungskomitees mit einem Einfalle Eindruck machte, ein „indisches Fest" wurde, ein „Abend in Teheran", oder „Empfang beim Großmogul". Es blieb aber bei der „venezianischen Nacht". Da man aber in Venedig doch Wasser brauchte, hatte der „Kaptän" einen kleinen Teich im Garten des „Hotel zum Sächsischen Reiter", auf dem sich sonst allerlei Wasservögel einer Galgenfrist erfreuten, ehe sie auf der Speisekarte erschienen, von Entengrütze und Unrat reinigen lassen. Der Liebhabertheater-Verein „Melpomene", trotz seines tragischen Namens nur mit Moser und Benedix befreundet, lieh seine Kulissen; zwar keine Palazzi darstellend, doch etwas Häuserähnliches. Sie umstanden nun den Canal grande.

Zuerst wurde verlangt, alles müsse in venezianischem Kostüm erscheinen, doch da man kein anderes Lagunengewand kannte als das eines Gondoliere, und da die Damen die Zeit zu kurz fanden, sich etwas zu besorgen, da schließlich auch der Kommandeur wünschte, daß die Herren des Regiments in Uniform erschienen, so blieb der Dunstkreis Venedigs beschränkt auf den Ententeich und die „Melpomene"-Kulissen.

Im Dobritzschen Hause herrschte große Aufregung. Lexa und Ella eilten in ihrem Giebelzimmer vom Spiegel zum Waschtisch, vom Waschtisch zum Bett, wo noch etwas lag: eine Schärpe, Schleife oder Nadel. Und fortwährend klingelten sie nach Ida. Benigna hatte gelernt, sich nicht bedienen zu lassen, so war sie auch zuerst fertig. Sie saß ruhig im Salon, als die beiden jungen Mädchen sich noch

ankleideten. Der Wagen wurde gemeldet. Adolph trug seinen schönsten Waffenrock und spitze, gleißende Lackstiefel, so eng, daß er vor Schmerzen nur vorsichtig hin und her ging.

Benigna fragte: „Tun sie Dir weh?“

Er verneinte überlegen lächelnd, setzte sich jedoch nieder, nachdem er den Burschen hinauf geschickt, sagen zu lassen, es sei höchste Zeit. Endlich erschienen die Schwestern, gleich gekleidet, wie es Mama immer wünschte. Lexa tat, als beachte sie Benigna nicht, aber als diese nicht hinsah, musterte sie ihre Schwägerin von oben bis unten.

Sie rollten über den viereckigen Markt, an dessen Südseite der „Sächsische Reiter“ lag. In der Kleiderablage im ersten Stock verschwanden die Damen, um sich der Umhänge zu entledigen. Es war sonst noch niemand da, denn das Fest sollte erst in einer guten Viertelstunde beginnen. Allmählich erst kamen die Damen, die Dicken pustend vom Treppensteigen, Fremde und Gäste etwas unsicher, Honoratioren ihrer Bedeutung bewußt, Frauen kleinerer Leute mit einer gewissen Befangenheit den großen Kanonen gegenüber. Alle drängten sich vor dem einzigen Spiegel, sich duckend, reckend oder in den seltsamsten seitlichen Verbiegungen: zu sehen, wie die Krinoline säße, oder sich die Kleider zurechtzuzupfen, die unterhalb des Rückens, der Mode entsprechend, in phantastischem Bauschen schwollen.

Dann begann im Garten die Musik — das Trompeterkorps des Regiments — in hellen Klängen. Durch den Damenflor ging gelinde Aufregung. Alle wollten nun zuerst unten sein. Auf der Treppe hieß es: „Das ist italienisch, was sie da spielen!“ Jemand erkannte ein Gondellied, ein echtes Gondellied! Aber der „Kaptän“, der mit Adolph an der untersten Stufe stand, rief: „Nee, meine Gnädigste, das war aus dem Schreifritz ... pardon Freischütz!“

Dann reichte er Benigna den Arm, um sie nach Venedig zu entführen. Ein paar Leutnants folgten mit den „Dobritzmädeln“. Adolph zögerte, um ja die richtige Wahl zu treffen, begrüßte von fern einige Damen, aber hielt sich zurück, weil sie ihm nicht vornehm genug schienen. Endlich wurde er unruhig, daß ihm einer die gewünschte Dame fortnähme, schob sich durch den Strom der Menschen und fragte Frau von Hainsberg, die Gemahlin seines Brigadekommandeurs, ob sie ihm wohl gestatten würde, ihr den Arm zu bieten, um sie durch das Gedränge in den Garten zu geleiten. Das klang ein wenig, als ob die dicke Dame, von entsetzlichen Gefahren und wilden Italienern umringt, ohne solchen Retter nicht sicher bis an den Canal grande gelangen könne. Sie nahm seinen Arm, und es war etwa, als führte er die Königin und alles müßte Platz machen. Um den Rasen zogen sich im Grase Schnuren von Talglichtern in kleinen bunten Gläsern. Von Zweig zu Zweig schaukelten Ketten von chinesischen Papierlampions, in denen gleichfalls Lichter brannten. Da nun außerdem die Gartenseite des „Sächsischen Reiters“ von allen Simsen, Vorsprüngen, Fensterbänken her im Kerzenglanze strahlte, so gab das Ganze ein nettes Bild. Auf den Wegen ergingen sich dicht gedrängt die Menschen: zwischen den hellen Kleidern der Damen blitzten die Uniformen der Offiziere. Man begrüßte sich, blieb stehen, miteinander zu plaudern oder sich vorstellen zu lassen. Über dem Begrüßen vergaß man zuerst alle Künste des Vergnügungskomitees, aus dem Radeburger Wirtshausgarten Venedig zu machen. Als jedoch das „Lustwandeln auf Markusplatz und Piazzetta“, wie der „Kaptän“ es nannte, eintönig zu werden begann, fragten die Damen, was jetzt „käme“. Es hieß: „Gondelfahrt auf dem Canal grande!“ Nun drängte sich alles zum Wasser. Ein Boot tauchte auf, am Vorderteil mit einem helmblattartigen Eisen versehen, in silberpapierbeklebter Pappe dem „ferro“ der venezianischen Gondeln nachgebildet. Damit war die Ähnlichkeit erschöpft, es sei denn, daß man den Gondoliere noch zum Vergleiche heranzog: Emil, den bewährten Hausdiener des Hotels. Er trug eine blauwollene Unterjacke und eine Matrosenmütze, um den Beruf, eine rote Schärpe aber, um den Italiano zu verraten.

Zuerst blieb alles auf der Piazzetta stehen und lachte. Keine der Damen wagte sich ins Boot.

General von Hainsberg, ein kleiner rothaariger Herr, dessen am Kinn ausrasierter Vollbart leicht zu ergrauen begann, lachte herzlich, als ihm der kleine Leutnant von Fischrat erklärte, sie stünden am Canal grande.

„Nun, Herr von Fischrat, da fahren Sie mal los!“

„Zu Befehl, Herr General!“

Mit einem Satz stand die Gräte, so wurde der kleine Fischrat im Offizierkorps genannt, im Boot, das bei der jähen Mehrbelastung schwankte und den Gondoliere Emilio fast über Bord geworfen hätte. Die Damen schrieen. Der General aber strich sich den Backenbart zur Seite: „Nun, Herr von Fischrat, so ungalant! Nehmen Sie keine Dame mit?“

Die Gräte blickte sich um. In diesem Augenblick trat unwillkürlich das weibliche Geschlecht, das neugierig vorn gestanden, zurück. Keine der Damen mochte sich dem unsicheren Fahrzeuge anvertrauen. Nur Benigna blieb an ihrem Fleck. Gleich einem Zuschauer im Theater bei einem Stücke, das all seine Sinne gefangen hält, starrte sie auf das dunkle Wasser, in dem sich der Kulissenhintergrund, die Bäume, die Lichterketten zitternd spiegelten. Ihr machte das phantastische Boot mit dem Gondoliere und dem jungen Offizier solchen Spaß, daß sie, mit halbem Lächeln auf den Lippen, dastand, gleichsam wartend, was geschehen sollte.

„Gnädige Frau, darf ich bitten?“ klang's da an ihr Ohr. Eine Hand streckte sich ihr entgegen. Sie erwachte wie aus einem Traum. Erst als sie Murmeln, Lachen, Rufen hörte, ward sie sich bewußt, daß sie in dem Kahne stand neben Leutnant von Fischrat. Das Boot stieß ab und steuerte auf den Tümpel hinaus. Da der Platz mangelte, begann der Gondoliere den Kahn langsam im Kreise zu drehen. Benigna lachte, blickte sich nach den Menschen um, die auf der Piazzetta standen; ganz in ihrer Rolle, nahm sie ihr Taschentuch und winkte: „Addio! Addio!“

In diesem Augenblicke flammten unterhalb der Kulissen zwei bengalische Feuer auf und warfen ihren brennendroten Schein auf die Gruppe. Von allen Seiten klang ein: „Ah! Ah! Ah!“

Benigna landete, in Gelb und Rot strahlend, glückselig wie ein Kind. Und das Lächeln blieb noch auf ihrem Antlitze stehen, als sie am Arm des großen Hannoveraners Herr von Zschorten, der ihr beim Aussteigen behilflich gewesen, in den vorderen Teil des Gartens dem Hotel zuging.

Leutnant von Zschorten bat um den ersten Walzer, und da er meinte, das Tanzen oben würde doch gleich beginnen, stiegen sie langsam die Treppe empor zum großen Saal, der an das Kasino des Offizierkorps stieß.

Währenddessen wurde am Canal grande ein bengalisches Licht nach dem anderen abgebrannt; alle Damen wollten es Benigna nachtun. Eine nach der andern stieg mit einem der Herren ein, erledigte eine Rundfahrt und stieg beseligt wieder aus. Nur Lexa und Ella fanden es zu „kindisch“. Die Ältere, weil sie nie ihrer Schwägerin etwas nachgemacht hätte, die Jüngere, weil ein Herr sie führte, der ihr nicht gefiel: irgendein Befrackter. Er hatte sich eben erst vorgestellt. Sie wollte lieber einen Offizier haben, tat nun schnippisch, gelangweilt, einsilbig und war beinahe ungezogen.

Da nahm die Gondelfahrt ein jähes Ende: der Bursche und Feuerwerker hatte bei einer hastigen Bewegung die Tüte mit dem Rest des bengalischen Pulvers in den Canal grande gestoßen. Sie schwamm eine Sekunde, dann zog der schwere Inhalt sie hinab, sie schöpfte Wasser und versank in dem schwarzen Lagunengewässer gleich einem Mehlsack. Zu gleicher Zeit fast erlosch das strahlend rote Licht. Tiefes Dunkel deckte Venedig, denn auch die Kerzen in den Papierballons waren niedergebrannt.

Papi und Mamachen saßen mit dem Kammerherrn von Colditz auf einem Sofa an der Stirnseite des Saales. Sie sahen zu, wie Benigna tanzte, denn für die anderen hatten die Moritzburger keine Augen. Und Benigna ging von Arm zu Arm. Ab und zu ließ sie sich einen Augenblick bei den Eltern nieder. Unablässig kam einer der Offiziere nach dem anderen, die Herren vom Gericht, die Amtshauptmannschaft, die Ärzte, die Industriellen, der Apotheker, der Ober-

postdirektor, alle, alle, jung und alt. Auch der Bürgermeister Doktor Frommhold machte seinen Kratzfuß; nicht zu tanzen, sondern um seinen guten Willen zu zeigen. Er war lahm. Mit ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit bat ihn Benigna, sich zu ihr zu setzen. Das Stadthaupt war ein etwas umständlicher Herr der alten Schule, der fein gedrechselte Sätze vorbrachte, zu denen er soviel Zeit verbrauchte, daß man am Ende der Periode meistens den Anfang vergessen hatte. Benigna hörte freundlich zu, doch nie brachte er einen stolzen Gedankenbau zum Abschluß: immer erschien ein Tänzer und bat um eine Extratour. So besorgte denn Mamachen die Antworten, aber geborene Konfusionsrätin, die sie war, sagte sie stets Dinge, die nicht paßten, so daß der alte Herr regelmäßig bei Benignas Wiederkehr den Faden wieder aufnahm, um endgültig klarzustellen, was er meinte. Das gelang nicht, bis es zum „Souper" gehen sollte. Das machten Graf und Gräfin Moosburg nicht mehr mit. Sie wollten zur Jägerei zurückfahren.

Adolph hatte seine Schwiegereltern zur Garderobe begleitet, aber er drängte fort. Seine Dame wartete auf ihn. Er zog Benigna mit. Auf dem Wege fragte er etwas kurz und, wie es schien, unzufrieden: „Wen hast Du als Herr?"

„Herrn von Fischrat!"

Adolph brummte etwas. Benigna meinte: „Der ist doch sehr nett!"

„Ach, so'n dummer junger Schnapper!"

„Ich konnte doch nicht anders. Er sagte es mir im Boot!"

Nun platzte Adolph los: „Na ja eben, das Boot! Das war sehr unpassend! Lächerlich war's."

Benigna schwieg, als hätte sie einen Schlag auf den Mund bekommen. Der strenge Herr Gemahl fuhr fort: „Alle fanden's . . ."

„Wer zum Beispiel?"

„Lexa!"

„Lexa? Soll die Richter über mich sein?"

„Nein, aber kümmern sollst Du Dich um meine Schwestern. Du sollst sie chaperonieren, und was tust Du? Du tanzest fortwährend, als existierten sie nicht. Und mit wem? Mit jedem. Das hast Du auch nicht nötig, suche Dir die Leute aus. Du kannst andere kriegen zum Souper als den jüngsten Leutnant."

Sie waren fast im Saal. In Benigna stieg Empörung und Zorn auf. Sie blieb jäh stehen: „Gut, wenn ich mich so unpassend benehme, dann laß mich nach Haus gehen. Siehst Du, ich habe mich nicht gedrängt zu solchen Geschichten. Du wolltest es. Ich passe, wie es scheint, nicht zu solchem . . . solchem . . . Schwindel . . . Du wirst so gut sein, mich bei Herrn von Fischrat zu entschuldigen. Und Deine Schwestern werden schon eine andere Dame finden, die besser auf sie aufpaßt, als ich."

Adolph war starr. Aber angesichts der offenen Saaltüre bis er die Lippen aufeinander: „Benigna, jetzt sei vernünftig. Mach doch keine Szene . . ."

„Ist mir ganz Wurscht!"

Da ging er, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, zur Tür in den Tanzsaal und zog sie zu. Dann wandte er sich um zu seiner Frau und sagte mit einem Ernst, wie sie nie gehört, indem er ihr Handgelenk umspannte und drückte: „Du wirst hierbleiben!"

Dabei hatten seine Züge etwas so Drohendes, daß Papi und der General gewiß nicht von „Puppengesicht" gesprochen hätten. Sie sah ihm in die Augen. Sie wollte ihm Trotz bieten, aber irgend etwas bändigte sie, der körperliche Schmerz zuerst, dann ein seltsames Gefühl des Bangens vor der männlichen Kraft. Er ließ nicht los, weder mit der Hand noch mit den Blicken. Da stammelte sie nur: „Du tust mir weh, Dolph!"

Seine Finger lösten sich. Der Ausdruck der Gewalt wich von seinem Gesicht. Er war wieder der schöne Mann, dessen feine Linien nur ein Blitz der Leidenschaft zur Holzschnittwucht vergröbert zu haben schien. Plötzlich begann sein Auge zu schmeicheln. Er streichelte mit einem Male das hart gepreßte Handgelenk seiner Frau und drückte, um Verzeihung bittend, seinen Mund darauf.

Benigna packte es wie ein Schwindel. Er war so schön, so schön! Ja, er schien ihr in seiner Härte so viel männlicher, daß all ihre Verstimmung, Gleichgültigkeit, Empörung wich. All ihr Gefühl war bei ihrem Mann. Sie hatte einen

Augenblick wie physische Angst vor ihm gehabt. Das gewann sie. Sie konnte nicht anders: sie mußte ihn küssen. Und sie fiel ihm plötzlich um den Hals.

Als er sie losließ, glänzten seine Augen. Er hielt ihre Hand seitwärts gespreizt, als führte er seine Dame in feierlichem Tanzschritte zur Pavanne. Er fragte: „Ist alles gut?"

„Dolph!"

So trat er mit seiner Frau in den Saal, als sei nichts geschehen.

28.

Es traf sich so, daß Benigna nicht am gleichen Tische saß wie Adolph, aber sie hatte an seine Worte gedacht und ihre Schwägerinnen gebeten, mit ihren Herren wenigstens in der Nähe zu bleiben. Dabei schlug sie einen völlig anderen Ton an. Nach der ersten gleichgültigen Entgegnung Lexas, die ihre vicemütterliche Einmischung kühl abzuwehren schien, sagte Benigna, als habe die Szene mit ihrem Mann alles Starke in ihr geweckt: „Adolph verlangt, ich soll auf Euch achten. Spaß macht mir's nicht. Gar nicht, das sollst Du nur wissen! Aber wenn Du nicht tust, was ich Dir sage, gehen wir sofort nach Haus."

Und die kleine, widerhaarige Kröte fand mit einemmal die Worte: „Bitte, Benigna, sei nicht böse!"

Benigna aber dachte: ‚Warte, jetzt habe ich Dich.' Eine Minute darauf saßen beide „Dobritz-Mädel" mit an Benignas Tisch. Dort waren nur junge Offiziere, und sie fühlten sich unter der Jugend glücklicher, als unter den „dicken Achselstücken und Bäuchen" wie die Gräte die älteren Herrschaften zu bezeichnen liebte. Bald war angeregte Stimmung, die noch wuchs, als der Champagner in den Spitzgläsern seine Perlen steigen ließ. Leutnant von Fischrat meinte, mit verzückten Blicken die Flasche „Veuve Cliquot" betrachtend: „Ohne die Witwe kann ich nun mal nicht leben." Und Benigna schoß unwillkürlich das Hochzeitstelegramm durch den Sinn, das Herr von Thumen-Lengenberg gesandt hatte:

„Wobei die Witwe ihm im Glase schäumt,
Zu roten Früchten gut im Lenz zu essen, —
Holdsel'ge Jungfern sagen: Erdbeern fressen!"

Da lachte sie vor sich hin, wie sie immer lachen mußte, wenn sie an den Lengenberger dachte. In diesem Moment fiel ihr Auge durch eine Menschenlücke zufällig auf ihren Mann. Er saß oben an der Hauptttafel bei den „dicken Achselstücken und Bäuchen". Er wußte es doch immer so einzurichten! O, er war gerissen! Sie durchschaute seine kleinen Eitelkeiten und Schwächen. In diesem Augenblick aber fühlte sie, wie ihre Liebe von blinder Anbetung sich gewandelt zum ruhigen Bewußtsein: er ist Dein Mann. Und als er zufällig herüberblickte, hoben sie beide die Gläser und tranken einander zu. —

Die jungen Herren um Benigna erzählten Mordsgeschichten. Sie überboten einander, der jungen, schönen Frau, wie den jungen Mädchen am Tisch als fabelhafte Kerls zu erscheinen. Alle hatten sie wilde Pferde, alle vollbrachten sie unerreichte Reiterstücke.

Benigna lauschte und nippte an ihrem Glase. Sie verstand nur halb. Und in alledem dachte sie immer wieder an Adolph, an die Szene vorhin, wo sie sich versöhnt und geküßt. Sie trank. Man füllte ihr Glas, während sie sich zur anderen Seite wandte. Da ward sie fröhlich, ach Gott so fröhlich, daß sie immer lachen mußte. Und nun kam diese Gräte und erzählte Schnurren und Geschichten. Was? Sie wußte es kaum. Es war nur so unsäglich komisch. Er machte alle lächerlich, das kleine Kerlchen mit den Kakerlakenaugen und dem Schnurrbärtchen so weiß, daß man in der Dunkelheit ihn hätte für einen alten Herrn halten können, und dem Augenzwinkern, das zu sagen schien: ‚Ist es nicht zum Heulen ulkig, was ich da sage?'

Die Gräte taute immer mehr auf, angesichts eines so dankbaren Publikums. Der „junge Schnapper", wie ihn Adolph genannt, fühlte sich geschmeichelt, daß Benigna sich so gut unterhielt. Er hob das Glas und hielt eine kleine Ansprache an den Tisch, über die Damen, die Unnützlichkeit der Vorgesetzten, daß das Glück dieser Erde auf dem Rücken liege der Pferde, über den „großartigen Kommandeur", den famosen Sekt, den „Riesendusel", den das Regiment gehabt,

eine so „kolossal vernünftige Regimentsdame“ zu besitzen wie Benigna.

Damit war er, ohne es vielleicht zu wollen, beim Ende seiner Rede angelangt, die der ganze Tisch lachend mit anhörte. Nun selbst erstaunt über das Ergebnis, schwieg er, machte ein nicht eben geistreiches Gesicht und sagte ganz ohne den Ton der Begeisterung, der bisher seine Zunge beflügelt: „Na — dann — also... Prost ... Frau von Dobritz soll leben!“

Benigna hatte fröhlich gelacht. Auch sie erwartete einen gänzlich anderen Schluß; aber sie nahm das Unerwartete gut auf, und da die Tische rechts und links, aufmerksam geworden, fragten, wem der Toast gelte, sah sie sich plötzlich von allen Seiten von präsentierten Gläsern begrüßt. Der „Kaptän“ lief eigens herüber: „Gnädigste Frau, es tut mir ewig leid, daß ich Sie nicht zum Souper auffordern konnte. Die Gräte war mir aber zuvorgekommen. Ist mir sozusagen im Halse stecken geblieben. Prost, Gräte!“

Als man nun aufstand, kamen wieder alle Herren zu Benigna, um eine Extratour zu bitten. Der Oberstleutnant holte sie und gestand, am liebsten hätte er sich zu den Leutnants gesetzt. Dabei sagte der Mann, der es noch immer im Sattel, auf dem Parkett, in fröhlicher Tafelrunde mit dem jüngsten Fähnrich aufnahm: „Wenn Sie wüßten, gnädige Frau, was Sie durch Ihre Jugend voraushaben vor uns da oben am Tisch ...“

Benigna fing an zu lachen, daß er sich unterbrach. Da ergänzte sie: „... der dicken Achselstücke und Bäuche ...“

Der Kommandeur sah sie eine Sekunde erstaunt an, als wollte er sagen: ‚Wie kommt das in Deinen Mund?‘ Dann lachte er: „Woher haben Sie das?“

„Das sagt die ‚Gräte‘ ... Herr von Fischrat!“

Und sie wurde ein wenig rot, aber der Lachteufel saß in ihr, daß sie sich das Taschentuch vor den Mund halten mußte. Der Oberstleutnant meinte, den Spitznamen selbst gebrauchend: „Die ‚Gräte‘ ist ein Hauptkerl. Im Frieden für einen Kommandeur eine harte Nuß. Aber im Felde möchte ich noch mehr solche Leutnants haben! Ach, wenn ich doch auch wieder Leutnant sein könnte!“

Benigna dachte daran, wie oft Adolph sagte: ‚Wenn ich doch erst Rittmeister wäre!‘ Er gerade sehnte sich, seinem Charakter entsprechend, heraus aus seiner Jugend. Und sie? Ach, sie fühlte sich so glückselig heute, so frei, so erhoben, so lustig! Sie dachte: ‚Mein Gott, ist das Leben schön!‘ Sie sah nur Heiterkeit und blauen Himmel. Es war Sonne in ihrem Herzen, gleich einer Erfüllung ihrer Mädchenträume in der Jägerei, und doch anders, nicht träumerisch und sentimental, sondern ein Jubel, der sie durchdrang, gleich einer Kraft, die Glieder zu dehnen und zu recken und zu lachen, lachen, lachen!

Von einem Arm ging sie in den andern. Prinz Hohendollingen, nun auch Rittmeister geworden, holte sie zum dritten Male, und sie dachte dabei: ‚Na, wenn das Dolph sieht, wird er zufrieden sein. Schade, daß es nicht mehr Prinzen gibt, das wäre ihm noch lieber!‘

Wie sie so über den Boden glitt, machte man Bemerkungen, genau wie einst auf ihrem ersten Hofballe. Die Radeburger jungen Mädchen fanden sie alle „bildschön“. Nur einzelne Frauen wollten sie nicht gelten lassen. „Aurora“ an der Spitze, die sich sogar ärgerte, daß ihr Mann mit der Frau Premierleutnant von Dobritz tanzte.

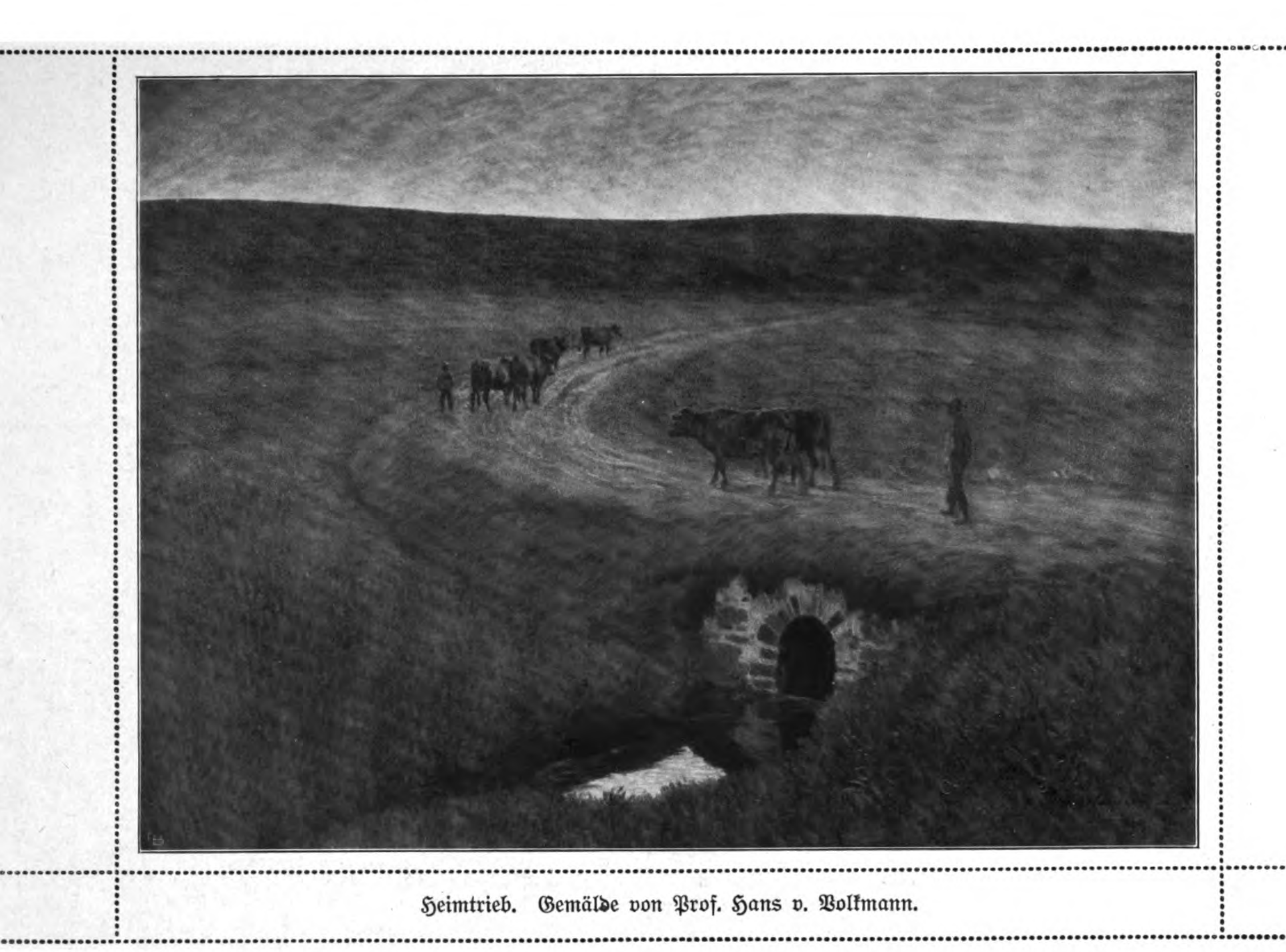
Das Fest ging zu Ende. Der Brigadekommandeur hatte sich schon empfohlen. Die älteren Herrschaften waren gegangen. Das Tanzen erlahmte. Hier und da saßen Gruppen im Speisesaal und tranken Kaffee. Da kam Adolph zu Benigna, es sei wohl Zeit nach Haus zu fahren. Sie stand sofort auf: „Gut Dolph, wenn Du willst!“

Er war ungewöhnlich aufgekratzt und freundlich: „Möchtest Du noch bleiben?“

„Nein, o nein!“

„Dann rufe ich den Wagen.“

Nun ging Benigna zu ihren Schwägerinnen, die, von jungen Offizieren umringt, in einer Ecke saßen, und gab ihnen ein Zeichen. Ella erhob sich. Lexa tat, als hätte sie nichts bemerkt. Benigna hatte gelernt. Sie bat Herrn von Gutenborn, neben dem sie stand, ihrer Schwägerin zu sagen, sie führen gleich fort. Der kleine Premierleutnant nahm die Absätze zusam-



Heimtrieb. Gemälde von Prof. Hans v. Volkmann.

men: „Zu Befehl. Meinen Euer Hochwohlgeboren Dobritz I oder Dobritz II?"

Sie ging darauf ein: „Dobritz I."

„Zu Befehl, gnädige Frau. Und in welcher Form befehlen Euer Hochwohlgeboren es zu sagen? Vor versammelter Mannschaft? Als Befehl? Als Rat eines älteren Kameraden?"

Benigna setzte eine Dienstmiene auf und antwortete, wie sie es öfters von Adolph gehört: „Dienstlich!" Sofort ging der kleine Gutenborn hinüber. Benigna sah, wie Lexa sich Mühe gab zu lächeln, um ihren Ärger zu verbergen. Aber es wirkte: sie kam augenblicklich.

Zu Hause im Salon saßen sie noch lange. Lexa erzählte. Aber fast nur Abträgliches. Mit dem unschuldigen, wie gepinselten Gesichtchen saß sie da und vernichtete alles. Adolph widersprach, wenn es sich um Kameraden handelte, verbat sich sogar eine spitzige Bemerkung über Aurora. Er erzählte auch, ließ alle Ereignisse des Abends „Revue passieren", dem Kleinsten Wichtigkeit beimessend, sobald er glaubte, daß es ihm, seiner Stellung, seiner Familie, seinem Fortkommen, sogar auch seiner Frau von Vorteil sein könne. Dann begann er zu gähnen, und man trennte sich.

Benigna schlich sich an das kleine Bett ihres Söhnchens. Die Kinderfrau wachte nicht auf, obwohl die Tür geknarrt hatte. Der Kleine schlief den festen, seligen Schlaf der Kinder und rührte sich nicht einmal, als Benigna ihm einen Kuß auf die Stirn drückte.

Als sie ins Schlafzimmer trat, saß Adolph regungslos auf dem Bettrande. Benigna fühlte erst jetzt, daß ihr der Kopf heiß geworden war. Ihre Wangen brannten. War es vom Wein? Vom Fest? Vom Jubel? In ihr brandete das Blut, in ihr pulsten Sehnsucht und Leidenschaft. Sie streifte ihr Kleid ab, und stand nun da in ihrer mädchenhaft schlanken, vielleicht nur ein wenig volleren jungen Weibesschönheit.

Adolph rührte sich noch immer nicht, tief in Gedanken. Da schlich sie zum Nachttisch, blies die Kerze aus, und umschlang ihren Mann. Er machte sich unwillig los: „Laß doch!"

Dann zündete er das Licht wieder an. Benigna schlüpfte beschämt unter die Decke. Als er auch lag, löschte er die Flamme, streckte sich auf den Rücken aus: „Denke Dir, Bena. Der General hat mit mir gesprochen. Er ließ so was fallen von Adjutant ... Nun weiß ich nicht ... Regiment oder — das ist doch dem Kommandeur seine Sache ... also Brigade ... Aber seiner bleibt noch bis nächstes Jahr ... Denke Dir, wenn wir nach Dresden kämen ..."

29.

Am andern Morgen schämte sich Benigna vor ihrem Mann. Ihm auszuweichen ging sie aus. Als sie, über den Markt kommend, am „Hotel zum sächsischen Reiter" vorüber mußte, fiel ihr ein, daß sie der alten Garderobefrau kein Trinkgeld gegeben hatte. Sie trat also ein. Einen Blick warf sie in den Hof, wo die venezianischen Paläste, nun im unerbittlichen Lichte des Tages als grobgemalte Kulissen entlarvt, lehnten. Die Papierlaternen hingen zerrissen, traurig umher. Die stolze Piazza hatte sich zum Abladeplatz für leere Flaschen gewandelt, auf der ein langer Tisch stand, wo Emil, der Hausknecht, weiland Gondoliere zu Venezia la bella, Messer putzte und ein paar alte Weiber Geschirr aufwuschen.

Als sie nach Hause ging, kam ihr der Kommandeur entgegen. Er kreuzte die Straße, grüßte, küßte ihr die Hand, fragte wie ihr das Fest bekommen sei, dann sagte er: „Gnädige Frau, wissen Sie es denn schon?"

„Was denn, Herr von Schönau?"

„Nun, vom Oberforstmeister?"

„... Nein!"

„Er ist tot."

„Tot?"

„Gestern abend bei der Nachhausefahrt ist das Pferd durchgegangen. Man begreift es ja eigentlich nicht recht. Der Gaul konnte doch kaum mehr laufen. Der Kutscher ist ohne den alten Herrn in der Fasanerie angekommen. Dann scheint er erst umgekehrt zu sein, um ihn zu suchen. Er lag auf der Straße. Tot. Vielleicht hatte der Kutscher zuviel getrunken, oder ... Na, das sind so Gerüchte. Man wird ja sehen ..."

Benigna klopfte das Herz. Im ersten

Eindruck sagte sie: „Und er hat mir noch gestern zugetrunken. Ich sehe ihn noch . . .“

Der Oberstleutnant lächelte: „Er trank gern. Das ist es ja eben! Der Kutscher behauptet, er sei aus dem Wagen gefallen!“

Benigna ging nach Haus mit dem Gedanken, der unausgesetzt ihr wiederkehrte: ‚Und er hat mir noch zugetrunken!‘ Sie erinnerte Adolph daran, wie der alte Herr den Kutscher ermahnt, jedesmal wenn er abends nach dem Kartenspiel die Jägerei verließ: „Vorsicht, Chohann, Vorsicht!“ Und sie sagte es vor sich hin, indem sie die sächsische Aussprache nachahmte. Sie war ganz traurig, als wäre ein Stück ihrer Kinderzeit mit ihm gestorben, ja, etwas, das zu ihrem Elternhause gehörte. Nachdenklich schwieg sie, als auch Adolph wie etwas selbstverständlich sagte: „Er tat oft des Guten zuviel.“

Es war aber Benigna wie ein Wunder, daß sie davon nie etwas geahnt, und in ihrer starken Phantasie sah sie nun immer den Oberforstmeister auf dem Totenbette liegen in seinem grünen Rock mit dem zurückgebürsteten Haar und dem lederfarbenen Gesicht. Sie fuhr zum Begräbnis, aber vorher hatte sie sich erkundigt, ob der Sarg auch geschlossen sein würde. Erst als ihr das bestätigt worden, fühlte sie sich beruhigt.

Bald darauf siedelte sie wie gewöhnlich mit dem kleinen Hans über in die Jägerei. Er konnte nun schon laufen, wenn auch ein wenig torkelnd. Ab und zu fiel er hin. Dann durfte Hans nicht weinen. Seine Mutter führte strenges Regiment. „Du! Du!“ sagte sie und drohte mit dem Finger. Dafür ward aber das Kind von Mamachen verwöhnt, die den Kleinen immer bejammerte, als leide er die größten Entbehrungen. Die suchte sie so lange durch Näschereien wett zu machen, bis Hans einmal ernstlich an verdorbenem Magen erkrankte, weil er unausgesetzt von „Omama“ Kandiszucker zu lutschen bekam. Da gab es eine Szene: Krach, Auseinandersetzung, Besserungsversprechungen, Tränen, allgemeine Versöhnung. Wären Mutter und Kind nicht bald darauf nach Radeburg zurückgekehrt, würde wohl der Tragödie zweiter Teil gefolgt sein, denn die Gräfin hatte nun einmal ein weiches Herz.

Der Graf sah, wie jetzt Menschen und Feste begannen seiner Tochter Vergnügen zu machen. Er freute sich zwar nicht darüber, da es seiner Wesensart widersprach, aber weich und freigebig, bot er ihr an, als die Bälle in Dresden von neuem begannen, das Quartier zum Übernachten zu benutzen. Voller Freude teilte sie ihres Vaters Güte Adolph mit. Er ging aber nicht recht darauf ein. Und sie blieben denn auch den ganzen Winter ziemlich still in Radeburg bis auf die wenigen Unterhaltungen, die es dort gab. Adolph sprach davon, wieder seine Schwestern einladen zu wollen, doch Benigna sagte offen, dazu habe sie keine Lust. Er wollte diese Auflehnung gegen seinen Willen nicht gelten lassen. Nun erklärte sie warum. Nicht nur, daß Lexa sich nicht einmal für den Aufenthalt im vorigen Frühjahr bedankt, sondern sie hatte in Dresden erzählt, ihre Schwägerin habe sich so vorgedrängt, daß die jungen Mädchen gewissermaßen völlig im Schatten gestanden hätten. Benigna sagte bestimmt: „Das lasse ich mir nicht vorwerfen. Es sieht ja aus, als ob ich neidisch wäre, und das bin ich wahrhaftig nicht! Das habe ich wirklich nicht nötig.“

Dabei reckte sie sich und zeigte ihre ganze schöne Figur. Adolph brummte etwas und ging fort. Die junge Frau schloß sich im Schlafzimmer ein, besah sich im Spiegel, der, an der Erde auf zwei Füßen ruhend, sich um einen Stift in der Achse drehte. Das Leben und der Verkehr mit Menschen hatte ihr die Mädchenunbefangenheit geraubt: Heute wußte sie, daß sie gut gewachsen war und schön von Angesicht.

Dann trat sie vom Spiegel zurück. Ein wenig ärgerlich über sich selbst lockerte sie die Klemmschrauben der hohen Glastafel und ließ den Spiegel um seine Achse sich drehen. Als die hölzerne Rückwand vor ihr stand, zog sie die Schrauben an. Sie verneigte sich vor dem häßlichen Bretterungetüm und sagte laut: „So, nun kannst Du mich nicht mehr eitel machen!“

Dann blickte sie sich erschrocken um. Es hatte doch niemand gehört? Sie ging zur Tür, schloß auf und huschte

hinaus, zum täglichen Spaziergang mit dem kleinen Hans. Gott, war er niedlich dabei! Er lief schon so schön in seinen weißgestrickten Gamaschen, und lachen konnte er zu herzig! Er gab die Hand — aber meist die linke. Drohte ihm die Mutter mit dem Finger, so zog er sofort sein Patschhändchen zurück, um das rechte entgegenzustrecken. Auf dem Spaziergange trafen sie immer andere Kinder. Dann beguckten sich die kleinen Leute nicht anders als die Erwachsenen, und wie die Erwachsenen schritten sie weiter, wenn die Begegnung nicht standesgemäß gewesen. Der kleine „Chee-orch“ (eigentlich „Georg“ geheißen) der Frau Ratsdiener Stübel ging stolz an dem dreijährigen Fräulein Selma der „Schuhmacher Rätzschschen Eheleute“ vorbei, und Vizewachtmeisters „Baulchen“ hätte nie mit Chausseewärters „Heinz“ gespielt. Dafür sorgten schon die Mütter.

Benigna hielt es anders. Ihr kleiner Hans kannte die anderen Kinder alle, vom „kleinen Provisor Gottschalk“ und den Mädchen der Frau Fabrikbesitzer Ehntholt, die mit der Mademoiselle spazieren gingen, bis zu dem armen verwachsenen Gottfriedchen des Ziegelstreichers Richter, und Else und Mariechen Säuberlich, die „barbs“ liefen.

Hänschen gab ihnen allen das Händchen — wie gesagt das linke — und das kleine Mariechen wollte er gar nicht wieder loslassen, sondern lachte sie immer an.

Adolph hörte seine Frau bei Tisch davon erzählen. Er meinte, der Kleine könnte allerlei Krankheiten erwischen. Benigna antwortete, Kinderkrankheiten bekäme er doch oder er bekäme sie nicht. Sie sei nicht ängstlich. Darauf Adolph: „Du hast recht, er steht in Gottes Hand!“

Und es war Benigna, als höre sie seine Mutter. Dennoch war es ein Unterschied. Bei Mama klang die tiefe Überzeugung heraus, vor der man nur achtungsvoll sich beugen konnte. Sein Gottvertrauen hatte einen leichten Anflug von Staatsreligion, so daß man den Hintergedanken nicht los wurde: wird morgen von oben herunter der Zeusdienst eingeführt, so sagst Du ebenso entschieden: „Der Donnerer möge ihn beschirmen!“

Als sie bald darauf abends Gäste erwarteten, sagte Adolph, in seinem Zimmer hin- und hergehend mit allerlei abgerissenen Gedanken, wie man redet, wenn man weiß, daß man jeden Augenblick unterbrochen werden kann: „Nicht wahr, Bena, Du siehst zu, daß unser kleiner Hans ein bißchen netten Verkehr kriegt.“

Bena sah ihn erstaunt an: „Verkehr?“

„Na ja, ich meine, andere Kinder, so aus unseren Familien!“

In diesem Augenblick öffneten sich die Türen, und die ersten Eingeladenen erschienen. Sonst wurde kein Aufwand getrieben, heute aber waren die „Spitzen“ geladen; der Kommandeur, der Amtshauptmann, der Etatsmäßige mit Gattin und einige Rittmeister. Unter ihnen Herr von Höllach mit Aurora. Man stand zuerst etwas steif herum, bis der Bursche, beim Servieren durch eine Kasinoordonnanz unterstützt, meldete, es sei angerichtet. Benigna hatte keinen Champagner geben wollen, aus Sparsamkeit, denn sie setzte ihren Stolz darein, von ihrem Mann keinen außergewöhnlichen Zuschuß zu verlangen, aber Adolph fand, der Sekt sei nicht zu entbehren. Er hatte dabei die Stirn in Falten gelegt und gesagt: „Es muß anständig sein!“

Unter „anständig“ verstand er Schaumwein. Der „Kaptän“ war damit sehr einverstanden. Adolph fühlte sich geschmeichelt, als er ein Wort darüber fallen ließ. Im ganzen war die Stimmung angeregt, so daß Adolph seiner Frau nach Tisch, als er die Zigarren holte, zuflüsterte: „Ich glaube, die Leute unterhalten sich ganz gut.“

Sehr bald wurden die Geschlechter getrennt. Die Herren blieben in Adolphs Zimmer, tranken eine Tasse Kaffee, ein Gläschen Schnaps und hüllten sich in dichte Tabakswolken. Der Kommandeur sprach vom Karlistenkriege in Spanien, las ein Zeitungsblatt, das er mitgebracht, vor, und aus des nimmermüden Kriegsmanns Worten klang etwas wie eine dunkle Sehnsucht: „Ach Gott, wenn's doch wieder losginge.“ Die Leutnants waren begeistert dabei, und Rittmeister von Höllach stimmte ihnen so eifrig zu, verstieg sich sogar zur Behauptung, ihm würde es recht sein, beim Besatzungskorps jahrelang fortzubleiben, daß die anderen unwill-

türlich lächelten. Keiner dachte anderes als: ‚Na ja, Du möchtest Deine holde Aurora mal 'n paar Jährchen los sein!' Nun hielt Major von Grandt sozusagen einen Vortrag über den „Guerillakrieg", wie ihn die Karlisten führten, dem letzten Militärwochenblatt entnommen. Adolph hörte aufmerksam zu. Der Amtshauptmann erhob sich still und ging zu den Damen, doch er fand den Salon leer, denn sie waren in die Kinderstube gegangen, um zu sehen, wie der kleine Hans schlief.

Als sie zurückkehrten, traten zuerst Frau von Grandt, dann Frau von Höllach, endlich die Frau des Assistenzarztes Doktor Hertel ein, genau nach der Rangliste. Und sie setzten sich: die Majorsgattin auf das Sofa, Aurora in den großen Fauteuil, und Frau Doktor Hertel auf einen bescheidenen kleinen, alle aber mit dem seltsamen Halbrund des Reifrockes ihre Sitzgelegenheit ganz füllend. Zuletzt kam Benigna. Sie schien größer und schlanker als bisher, magerer, irgendwie verändert. Der Amtshauptmann betrachtete sie, wie einer, dem etwas auffällt, ohne daß er im ersten Augenblick weiß, was es ist. Plötzlich sagte er: „Aber mein Gott, gnädige Frau, Sie ... Sie tragen ja keine Krinoline mehr?"

Benigna lachte: „Gewiß nicht!"

Nun blickten die Damen auf, die in ihrer Röckefülle um den Tisch saßen. Doktor Celsius rief, die Hände zusammenschlagend: „Ohne Krinoline können doch die Wunder der Schöpfung nicht leben?"

„O, seit kurzem doch!"

Dabei drehte sich Benigna mit einem leichten, graziösen Knicks im Kreise, in all ihrer Schlankheit des neuen krinolinelosen Kleides, das ihr Mamachen eben aus Paris hatte kommen lassen.

Frau von Grandt stand auf, das Wunder zu sehen. Aurora aber sagte sehr überlegen: „Jawohl, die Krinoline fängt an, zu verschwinden. Heißt es! Warten wir erst mal ab. Bis jetzt ist die neue Mode nur in Paris, und wir Deutsche werden uns wohl noch besinnen, ob wir's nachmachen!"

Die Herren waren inzwischen aus dem anderen Zimmer herübergekommen. Der „Kaptän" hatte die letzten Worte gehört. Seit der „Venezianischen Nacht" schwärmte er von Frau von Dobritz. Nun sagte er zu Aurora mit seiner liebenswürdigsten Miene und tiefer Verneigung: „Meine verehrteste, gnädigste Frau, einmal kommt sie ooch nach Leipzg, aber spä — ät!"

Inzwischen hatten die Herren alle die neue Mode gebührend bewundert, aber die jähe Schlankheit erschien den meisten so ungewohnt, daß man sich stritt, ob sie für die Damen vorteilhaft sei oder nicht. Prinz Hohendollingen wollte beim alten bleiben. Adolph schien ihm zuzustimmen. Nun sagte der Oberstleutnant zum Amtshauptmann Doktor Celsius: „Du, Reaumur, ich glaube, bald werden alle Jungen auf der Straße Reifen treiben, denn die sind nun wertlos!"

Da lachte Adolph herzlich mit. Und die Herren fielen nun über die arme Krinoline her, die ihnen im Wagen den Platz geraubt und auf der Promenade manch schöne Gestalt verborgen hatte, als sei sie ihr ärgster Gegner gewesen. Währenddessen kam Frau von Grandt zu Benigna und flüsterte ihr zu, mit einem Blicke auf das jetzt rote Gesicht Auroras: „Kind, Kind, heute haben Sie sich einen Feind gemacht!"

Benigna lachte und zuckte die Achseln. Die Dichterin war bemüht, ein anderes Gespräch in Gang zu bringen, sammelte einen Kreis um sich, zog ein Manuskript aus der Tasche und fing an, was sie „längst versprochen habe", dessen sich jedoch niemand erinnerte, den ersten Gang eines Epos vorzulesen: „Frau Minne" geheißen. Man hörte mit Anstand zu, aber als Irmintraut dem Harald versprochen, sich mit ihm in der Holunderlaube zu treffen, und dazu ein neuer Gesang nötig wurde, stand alles auf, beglückwünschte die Verfasserin, und plötzlich lag ein Spiel Karten da. Der „Kaptän" sollte die Zukunft wahrsagen. Zwar behauptete er, nicht im richtigen „Dämmerzustande" zu sein, doch auf allgemeines Bitten ließ er sich herbei, mischte — man mußte siebenmal abheben — gab dreizehn Karten, nahm neun zurück, deckte eine auf und nannte diese: „Das Schicksal."

Alles blieb still. Da fragte Doktor Celsius: „Die Karte heißt das ‚Schicksel'?"

Nun begannen einige Herren zu lachen, und der „Kaptän" sagte mit hohler Seher-

stimme: „Es ist nicht der nötige Ernst vorhanden. Es sind zu viel hier!“

Die Herren müßten gehen, hieß es. Von Damen könnten aber nur solche teilnehmen, die „jene durch die ernste Situation bedingte völlige Loslösung ihres eigenen Ichs von der Materie“ zuwege brächten. Befragt, was das hieße, antwortete er feierlich: „Erstens, darf nur eine Kerze brennen. Zweitens, darf keine der Damen ein Wort sprechen.“

Natürlich blieben alle Damen da. Aurora war Feuer und Flamme. Sie bewies es, indem sie die Lampe hinaustrug, während Prinz Hohendollingen, der Längste, die Kerzen des kleinen Kronleuchters ausblies. Dafür brachte Benigna ein Licht aus dem Zimmer ihres Mannes. Dann mußten die Herren sich entfernen. Sie blieben aber hinter dem Türvorhang zum Nebenzimmer stehen und lauschten.

Im Salon war die magisch-schauerliche Beleuchtung des einen Lichtes. Der „Kaptän“ stöhnte. Er schien sich anzustrengen. Er stöhnte abermals, stand plötzlich auf und ging an den Vorhang, so daß die Lauscher erschrocken zurückprallten. Aber es geschah nichts anderes, als daß er flüsterte: „Bier her, oder ich fall' um!“

Nachdem er sich gestärkt hatte, trat er an den Tisch, nahm alle Kraft zusammen, ergriff das Spiel, ließ nur dreimal abheben und sagte, indem er die Karten auseinanderriß, mit mühsam unterdrücktem Schmerzenslaut und hörbarem Ruck:

„Die Karte bricht,
Das Leben nicht!“

Dann hauchte er den vier erwartungsvoll gebeugten, scharfbeleuchteten Gesichtern der Damen zu: „So, nun ist der Todesbann gebrochen. Sie bleiben alle am Leben, meine Damen!“

Aurora seufzte erleichtert auf. Der „Kaptän“ deckte die Karten auf. Es war seltsam, wie er einzelne — als habe er ein furchtbares Gesicht gehabt — erschrocken wieder umkehrte. Doch dann raffte er gerade die verdeckten zusammen, stieß die anderen beiseite und machte vier Haufen, je einen vor dem Platz einer der Damen. Er begann bei Frau Dr. Hertel, musterte ihre Karten und flüsterte ihr zu, sie werde in ihrer Ehe glücklich sein, wie in ihrem Leben! In allem sei eitel Glück. Schnell ging er zu Frau von Grandt. Er sah einen Lorbeerkranz schweben — Pique-Aß — und danach ausgestreckte Hände — Carreau-Zehn. Ob sie ihn faßten? Die nächste Karte sagte es nicht. Aber da ... da ... Treff-Zwei. Und das andere ... Nebel. In einer Wolke stieg sie empor: vier Neunen.

Aurora fieberte schon vor Ungeduld, aber er gab, als wollte er sie auf die Folter spannen, keine Antwort. Immer wendete er die Karten um und um. Sie konnte die Spannung nicht mehr ertragen und platzte wider alle Verabredung heraus: „Ist es gut?“

Der Kaptän sprang auf und jammerte: „Gnädige Frau, Sie haben es sich selbst zerstört! Und ich sah schon ganz klar. Nun ist alles futsch!“

„Aber Herr von Bassow! Irgendwas wissen Sie doch noch!“

Der Rittmeister antwortete betrübt, doch mit heimlichem Augenzwinkern zu denen hinter dem Vorhang:

„Dein Leben lag vor mir so glatt und rein,
Du redest drein:
Nun muß es ohne Inhalt sein!“

Er nahm Benignas Karten auf. Der Spalt am Vorhang, wo die Herren lauschten, öffnete sich wieder. Der „Kaptän“ sah es nicht, denn er legte die freie Hand an die Stirn und schloß die Augen, um angestrengt zu denken. Dann sprach er ganz langsam, als teilte ihm ein Unsichtbarer die Worte mit, und als er sei nur das Medium:

Am Morgen Sonne Dir am Himmel stand,
Sie schwindet hinter einer Wolkenwand.
Tritt wieder vor, wird abermals verdunkelt.
Gewitter. Blitz. Furchtbar der Donner kracht.
Der Himmel blau auf Dich herniederlacht.
Die Sonne strahlend Dir das Haupt umfunkelt.

Damit blies der „Kaptän“ plötzlich das Licht aus. Die Damen lachten und schrien leise auf. Als die Lampe wieder erschien, war der Kartenschläger verschwunden. Er saß ruhig im Herrenzimmer und leerte ein Glas Bier. Benigna ging ihm nach: „Herr von Bassow, können Sie mir wohl den Vers noch einmal sagen?“

Der „Kaptän“ sah, daß sie ein ernstes

Gesicht machte. Er stand auf: „Gnädigste Frau, die ganze Sache ist ja Unsinn!“

„Aber ich würde mir gern den Vers merken.“

Dabei sprach sie ihn langsam, ein paar Worte falsch, die er verbesserte, und ging dann mit ihm in den Salon zurück. Rittmeister von Bassow fühlte, wie sie nachdenklich blieb und sagte: „Ich habe die dummen Verse mal irgendwo gelesen! Sie passen ja gar nicht, gnädige Frau. Es ist ja alles nur Ulk.“

„Gewiß, Herr von Bassow!“

Man brach auf. Beim Abschied sagte der Kommandeur zu Benigna: „Ich will Ihnen noch etwas mitteilen, gnädige Frau, das Ihnen Freude machen wird. Es kommt morgen im Regimentsbefehl. Heute ist es noch — unter vier Augen. Ihr Herr Gemahl ist Brigadeadjutant geworden. Für uns Radeburger tut mir's ja leid, daß wir Sie verlieren, aber ich freue mich für Sie. Gehen Sie nicht gern mal auf ein paar Jahre nach Dresden?“

Benigna kam es so unerwartet, daß sie ganz in Gedanken antwortete: „Dann bin ich weiter von meinen Eltern! Und am achtzehnten ist Pap . . . meines Vaters sechzigster Geburtstag.“

Oberstleutnant von Schönau lächelte: „Na, dann sind Sie noch hier. Am ersten werden Sie versetzt.“

Sie machte ein glückliches Gesicht: „O, dann freue ich mich sehr! Ich danke in meines Mannes Namen, Herr von Schönau.“

Er küßte ihr die Hand, und Benigna blieb nun ganz in Gedanken. Als alle gegangen waren, lief sie zu Adolph, ihm zu erzählen, was sie eben gehört. Er lächelte überlegen: „Das kommt nicht unerwartet. Ich weiß es seit einiger Zeit.“

„Und Du sagst es mir nicht?“

„Es war mir dienstlich sekret mitgeteilt worden.“

Sie begriff ihn nicht: „Aber Deiner Frau, kannst Du es doch sagen!“

„Auch nicht der Frau!“

„Also Du . . . Du behältst Dinge für Dich . . . glaubst Du, ich . . . klatsche . . .“

„Meine liebe Bena, Dienst ist Dienst.“

„Es gibt also einen Punkt, wo Du Deiner Frau kein Vertrauen schenkst?“

„So mußt Du's doch nicht ansehen, Bena.“

„Aber es ist so! Du weißt Sachen, die ich nicht weiß, und sagst sie mir nicht! Wenn ich nun dasselbe täte?“

Er sah sie erstaunt an: „Das ist was anderes!“

„Was Du darfst, darf ich also nicht.“

„Ich sage Dir doch: Dienst ist Dienst! Aber das kapiert nun mal keine Frau.“

Er räumte die Zigarrenkiste beiseite und öffnete das Fenster, damit der Rauch abzöge. Sie sah, er ließ sie bei Seite stehen. Eine jähe Erbitterung stieg in ihr auf, und in ihrer Seele war etwas, wie ein Gefühl des Fremdwerdens gegen den Gatten. Sie ging in den Salon. An ihrem Schreibtisch blieb sie sitzen, am kleinen Spitzentuch kauend, die Ellenbogen aufgestützt. Sie dachte, er würde kommen. Als längere Zeit verstrich, lugte sie in sein Zimmer. Er war offenbar schon zu Bett gegangen. Nun blieb sie stehen. Ihre Hände zitterten. Sie fühlte sich ganz eigen erregt, wie in stiller Wut, und der Gedanke kam ihr: ‚Wenn Du schweigst, schweige ich auch! Dir sage ich nichts mehr. Nichts! Nie, nie wieder!‘

Mit einer Wehmut, die sich leise an die Stelle des Zornes schlich, gedachte sie ihrer kindisch albernen Mädchengedanken, mit ihrem Manne zu leben wie mit einem Geliebten, eine Seele zu sein und ein Herz. Nein, er war dort, sie war hier. Er war ein Körper, ein Verstand — sie ein anderer Körper, ein anderer Verstand. Und hatten sie sich je genähert — heute standen ihre Seelen einander fern.

Benigna wollte fortan ihr eigenes Leben leben.

30.

Generalmajor von Hainsberg wohnte in Dresden-Neustadt, das Brigadebureau befand sich im gleichen Hause. So hatte auch Adolph in der Nähe, auf der Schillerstraße gemietet. Die Villa lag mitten in einem geräumigen Garten, dessen alte Kastanienbäume sein schönster Schmuck waren. Freilich auch der einzige, denn Wege und Rasenflächen wurden schlecht gehalten. Da das Grundstück sich zur Elbe stark senkte, so hatte man

über die Baumkronen hinweg eine schöne Aussicht auf den Strom mit seinen zu Tal ziehenden Zillen, zu Berg strebenden rasselnden Kettenschleppern, den grünweiß angestrichenen Dampfern, die ihren schwarzen Atem keuchend aus der Esse fauchten und, mächtige Wellenberge hinter ihren Radkästen türmend, lange Straßen hinter sich ließen.

Benigna sah von ihrem Fenster aus das ewig gleiche Spiel. Sah wie die beiden Kapitäne auf der Kommandobrücke einander begegnender Dampfschiffe sich militärisch grüßten, vornübergebeugt, die Hände auf das Geländer gestützt, als müßten sie dem Sprachrohr näher sein, das zur Maschine führte. Sie sah auf dem jenseitigen Ufer Blasewitz im dunkeln Grün von Wald und Gärten gebettet. Ganz links machte der Strom einen Bogen, überhöht von den Albrechtsschlössern mit ihren fast bis an das Wasser ziehenden Parkanlagen. Geradeaus aber, jenseits des Wassers, lag das Häusermeer der Altstadt, breitgedehnt; links davon, hinter Wiesen und einzelnen, vorgeschobenen Häusern ein langer grüner Laubstreifen: der Königliche Große Garten.

Nach der Altstadt wollte Benigna heute. Dort war das Hauptleben der Stadt. Sie stieg am „Linkeschen Bad", ein paar Schritte nur von ihrer Wohnung, in die Pferdebahn. Vormittags war sie immer allein, solange Adolph auf dem Brigadebureau Dienst hatte oder seine Pferde ritt. In der Nähe des „Kronprinz", wo sie als Mädchen mit den Eltern zu essen pflegte, wenn sie in Dresden waren, stieg sie aus und ging über den Neustädter Markt, auf dem das Reiterdenkmal Augusts des Starken in seiner Vergoldung glänzte. Papi hatte immer gesagt: „Sieh ihn Dir an Benigna, der hat die ‚Jägerei' gebaut." Aber das Mädchen von damals gewann ihm kein anderes Interesse ab, als daß es nicht begriff, warum der Kurfürst und König von Polen als römischer Cäsar ohne Bügel ritt, und das Pferd keine Zunge hatte.

Rechts lugte aus der Meißener Gasse das liebe alte Quartier. Benigna ging fragen, ob die Eltern etwa hereingekommen seien. Aber sie tanzte nicht mehr wie einstens mit der „Kohln" im Zimmer herum: sie war ernster geworden, und der guten Alten hatten diese letzten Jahre Kreuz und Füße steifer gemacht. Die „Kohln" erzählte: die Frau Gräfin mit Fräulein Luttermann sei allerdings da, aber vor ein paar Minuten fortgegangen. Wohin wußte sie nicht. Sie meinte nach Altstadt. Mamachen hatte gegen die Neustadt einen „dégoût", wie sie es nannte. Ihre Bekannten wohnten alle in der Altstadt. In der Neustadt nur „Truppiers". Zu diesen „Truppiers" zählte nun aber ihr eigener Schwiegersohn.

Benigna ging schnell davon. Vielleicht holte sie Mamachen noch ein. Doch die Wachablösung kostete ihr einigen Aufenthalt. Sie betrachtete immer das bunte Bild neugierig und fröhlich wie ein Kind. Und unversehens hatte sie auch ein Musikstück der Kapelle mit angehört.

Nun eilte Benigna weiter. Mit dem Betreten der Brücke schien sich das Bild zu ändern: Mamachen hatte recht: die Soldatenstadt lag hinter ihr. Wie immer fauchte der Wind die Leute bös an, die über die Elbe schritten, wirbelte die Kleider zur Seite. Dann stand sie auf dem Schloßplatz und, wie jedesmal, blickte sie zu den Fenstern auf, gegenüber der katholischen Hofkirche, hinter denen sie ihren ersten seligen Hofball erlebt. Dort hatte sie mit Adolph getanzt. Dort hatte sich ihr Schicksal entschieden, zu dem, was sie jetzt war; Frau von Dobritz. Wie sie das dachte, wurde sie ernst, richtete sich auf, und schritt, ganz Dame, durch das finstere Georgentor in die Stadt.

Überall blieb Benigna stehen: Bei der Niederlage der Königlichen Porzellanmanufaktur Meißen, wo sie immer die süßen Schäferinnen bewunderte, die Amoretten mit Pfeil und Herzen und die Affenmusik. „Das will ich mir aber zu Weihnachten wünschen!" hatte sie schon als Mädchen gesagt, und im Salon stand der Glasschrank voll solcher Figuren und Gruppen. Dann kam ein Hutladen, ein Wäschegeschäft, mit dessen Spitzen und Stickereien sie liebäugelte. Bis sich dann der Altmarkt vor ihren Blicken öffnete.

Es war ein schöner Herbsttag. Die Sonne stand nicht mehr hoch, aber doch milde wärmend am Himmel, und be-

strahlte den weiten, nach alter schöner Weise geschlossenen Platz. Aus der Ecke sah durch einen Gassendurchblick, mit Turm und Zifferblatt den Altmarkt überragend, die rußschwarze Kreuzkirche herein. Und auf dem Markte war ein Gewimmel von Buden, offenen Verkaufsständen, einzelne durch Zeltdächer gegen Sonne oder Regen geschützt. Rundum fluteten die Menschen.

Benigna ging an den Blumenverkaufsständen vorüber. Ein Duft zog ihr entgegen von all den enthaupteten Gartenschönen.

Der Gedanke kam ihr an Moritzburg. Dort hatte sie die Blumen im Garten schneiden können, so lang die Stiele, als sie nur wollte. Wie sie an den Garten der Jägerei dachte, sah sie sich wieder als halber Backfisch, vor „grauen Jahren" hätte sie damals gesagt, auf der weißen Bank sitzen, hinter sich in die jungen Erdbeeren greifen und voller Mädchenübermut und Keckheit prustend, während vor ihr stand ...

Wahrhaftig: Herr von Thumen-Lengenberg stand vor Benigna und grüßte. Er war verändert, mit spitz geschnittenem Vollbart, aber sie hatte ihn doch sofort erkannt. Sehr ruhig, sehr artig sagte er: „Ah ... gnädige Frau. Es freut mich, Sie mal wiederzusehen ..."

Dieses Mal kam er Benigna nicht zum Lachen vor. Er sah soviel älter aus, sehr gut, aber nicht übertrieben angezogen, und er war einfach und ernst. Sie meinte: „Sie sind hier, Herr von Thumen?"

Er stützte sich auf seinen Stock und strich sich langsam mit der behandschuhten Rechten den Bart: „Ja, ich bin mal wieder im Ländchen. Darf ich fragen, wie es Ihren verehrten Eltern geht?"

„Sehr gut. Danke. Meine Mutter ist hier."

„Hier mit Ihnen?"

„Nein. Ich suche sie eben."

„Ach, Sie sind mit Ihrem Herrn Gemahl?"

„Nein, ich bin allein ..."

Sie schwiegen beide. Benigna fühlte sich ein wenig befangen. Er blickte sich gleichgültig nach den Blumen um. Um etwas zu sagen meinte Frau von Dobritz: „Ich habe Ihnen gar nicht gedankt, für den Glückwunsch bei meiner Hochzeit. Ich habe mich sehr darüber gefreut."

Herr von Thumen schien wie aus einer andern Welt zu kommen: „Ach seinerzeit ... Habe ich denn? ... Ach ja richtig, ich habe telegraphiert. Jetzt erinnere ich mich."

Benigna ärgerte sich, daß er es gar nicht mehr recht zu wissen schien, und im Gefühl, sich eine große Bedeutung geben zu wollen, erzählte sie, daß sie in Dresden wohnten. Dann erwähnte sie, ihr Mann sei Brigadeadjutant, mit einer Art Stolz, etwa als habe es Adolph selbst gesagt. Herr von Thumen antwortete nur: „Ach Brigadeadjutant?"

Es klang etwa wie: ‚Ist da was Besonderes dabei?' Dann sprach er von Dresden, das er nun jahrelang nicht wiedergesehen, und sein Ton hatte etwas von dem eines Globetrotters, der nur in Paris und London zu leben gewohnt ist und nun nicht ohne Humor von einer verschlafenen deutschen Mittelstadt redet. Er gab des Witzboldes Saphir Ausspruch wieder, wenn die Welt untergehe, solle man nach Dresden fahren, denn dort ginge sie erst fünfzig Jahre später unter.

Das reizte Benigna, genau so wie einst während des siebziger Krieges die Bemerkung des Generals sie geärgert hatte über die Verlassenheit des Moritzburger Winkels. Darum sagte sie, das Gespräch abbrechend, als müßte sie eilig weiter: „Also dann, glückliche Reise, Herr von Thumen!"

Sie nickte und ging. Er grüßte ruhig. Benigna eilte durch die Marktbuden mit langen Schritten, um nur fortzukommen. Die Begegnung ärgerte sie. Doch angesichts der Läden der Seestraße hatte sie bald wieder den Weltenbummler vergessen. Ehe sie über die Waisenhausstraße in die Pragerstraße einbog, begegnete sie ihrer Schwiegermutter. Die machte mit ihr kehrt. Benigna erzählte vom kleinen Hans, der sich so entwickelte, daß man meinte von Woche zu Woche ihn nicht wiederzuerkennen. Dann sahen sie von weitem Mamachen gehen, sehr elegant, sehr schön. Neben ihr Fräulein Luttermann, bescheidener und ihre Anwesenheit durch geducktere Haltung und Gang links etwas zurück. Die beiden Damen

waren bald eingeholt. Gräfin Moosburg sagte, sie wäre Nachmittag so wie so auf die Schillerstraße gekommen, jetzt müsse sie zum Arzt. Dabei sah sie Frau von Dobritz mitleidheischend an, zog einen Handschuh aus, zeigte ihre schöne Hand, an der man nichts Besonderes sah, als ihre Weiße, die rosigen Nägel und die blitzenden Ringe, und erklärte, sie sei ganz entstellt. In der Tat war das vordere Gelenk des Zeigefingers leicht gerötet und etwas verdickt. Mamachen sah sich auf der Straße um, ob es auch niemand hören könne, dann flüsterte sie Frau von Dobritz zu: „Denke Dir, meine gute Marie, Doktor Grünwaldt hält es für Gicht! Denke Dir, Gicht! Ich bin doch noch nicht so alt! Der alte Mann wird etwas töricht. Nun wir wollen sehen, was Geheimrat Dr. Gausauge sagt. Er soll so ausgezeichnet sein, und er hat so angenehme Manieren."

In diesem Augenblick grüßte jemand. Benigna drehte sich herum. Herr von Thumen-Lengenberg nahm vor ihr ein zweites Mal den Hut ab. Dabei machte er das gleiche Gesicht, das sie geärgert hatte, als er Dresden, ihr geliebtes Dresden mißgünstig beurteilt hatte.

„Wer war das?" fragte Frau von Dobritz, die ihm den Rücken gedreht hatte. Mamachen nannte den Namen und erzählte, Herr von Thumen wollte diesen Winter einmal wieder in der Heimat verbringen. Benigna dachte: Der solle doch lieber in Paris oder London bleiben oder wo er sonst lebt.'

Die Damen gingen zusammen die Pragerstraße hinab. Immerfort grüßte jemand oder wurde gegrüßt. Um diese Mittagsstunde traf man alles, was der Gesellschaft angehörte. Die Menschen gingen hier, um zu sprechen und angesprochen zu werden. Benigna schritt nicht mehr unbefangen wie einst dahin, als sie nicht geahnt, welchen Eindruck sie machte. Sie bemerkte, daß man sie anschaute, sie fühlte zufällige, dann interessierte, neugierige, forschende, kecke, auch wohl freche Blicke auf sich gerichtet. Sie sah, daß Herren einander aufmerksam machten, wenn sie vorüberschritt. Ab und zu blieb jemand, der ihnen begegnete, stehen. Einmal die Hofdame Gräfin Grabie, dann Oberhofmarschall Graf Plant, der Benigna besonders freundlich begrüßte und sie sogar ein Stück begleitete. Er sagte ihr ein paar Artigkeiten, aber während er sprach, mußte er fünf- oder sechsmal grüßen und rief sogar mitten in einem Satz einem Herrn zu, der tief den Hut zog: „Nicht um Neun! Bitte um Sieben!"

Dann wandte er sich zu Benigna: „Pardon! Pardon ... also ... äh ... äh ..." Und er fing zerstreut von etwas ganz anderem an. Dennoch machte es Benigna Spaß, die oberste Hofcharge an ihrer Seite zu sehen und mit ihr gesehen zu werden.

Die geschlossene Häuserreihe hörte auf, Villen, in Gärten gelegen, begannen. Sie näherten sich dem Böhmischen Bahnhof. Man hörte ab und zu von Vorüberschreitenden Englisch sprechen. Die langen, schlanken Gestalten von blonden Engländerinnen in einfachen Kleidern und Strohhüten, oder andere untersetzt, rothaarig, voller Sommersprossen, mit Stupsnase, mehrten sich. Dazu kamen hagere, glattrasierte, junge und ältere Herren, hier im Auslande etwas nichtachtend, nachlässig in Kleidung und Auftreten, in Saccoanzügen mit riesig weiten Hosen, die Kappe im Genick, dieser und jener die kurze Stummelpfeife zwischen den langen, festen Raffzähnen. Sie hatten die Hände in den Taschen, schritten weit aus und gingen rücksichtslos ihren Weg, als gehöre ihnen die deutsche Erde genau so wie das Kapland oder Indien. Mamachen wurde von ein paar jungen, sich lebhaft englisch unterhaltenden Bengeln in Kniehosen, deren einer einen Fußball unter dem Arm trug, fast angestoßen. Sie sagte entrüstet: „Was mögen die wohl zu Hause sein? Peers gewiß nicht!"

„Aber sie bringen Geld her!" meinte entschuldigend Frau von Dobritz. Ein Herr, der sich ihnen angeschlossen, Major a. D., den Namen hatte Benigna nicht verstanden, sagte: „Im Gegenteil, sie wollen hier billiger leben, als zu Haus!"

Aber da jammerte Mamachen, daß sie ihre Straße verpaßt hätte, wo der berühmte Gicht-Geheimrat wohnte. Und bis zur Moscinskystraße ging nun alles mit zurück. Man trennte sich. Benigna nahm eine Droschke, denn sie fürchtete

sonst zu spät zu Tisch nach Haus zu kommen.

Sie war voll von ihrem Vormittage. Sie liebte es über alles, so zu bummeln. Und als sie zu Haus den Hut ablegte, betrachtete sie sich noch einmal vor dem Spiegel, als wollte sie prüfen, welchen Eindruck sie wohl auf der Straße gemacht haben müsse. Einst hatte sie gemeint, ohne Dolph nicht einen Fuß vors Haus setzen zu können, jetzt fehlte er ihr nicht. Sie ging hinüber zum kleinen Hans, aber der brüllte gerade und strampelte vor Wut. Die Mutter nahm das Kind auf den Schoß, redete ihm leise zu, und er beruhigte sich allmählich.

Adolph fragte bei Tisch, was es denn in der Kinderstube gegeben hätte. Benigna sagte es ihm, aber er hörte nur halb zu, denn ihm lag ganz anderes im Sinn. Er erzählte von allen Plänen dieses Winters, wem sie noch Besuch machen müßten, wen er kennen gelernt, wer ihnen nützlich sein könne. Er predigte, nur mit Äußerlichkeiten beschäftigt, deren innerlichste noch seine eigene Person zu sein schien. Zum Schluß kam er mit der Hauptsache: er war als Ehrendienst befehligt zum Herzog von Estremadura, der die Thronbesteigung König Alfons' XII. von Spanien anzeigen sollte. Das machte ihm sichtlich ungeheuren Eindruck. Benigna fing von anderen Dingen zu sprechen an, doch er kehrte immer wieder zu dem Thema zurück, auch noch in den nächsten Tagen. Endlich kam heraus, was ihn dabei so besonders anzog; er ließ fallen, bei der Gelegenheit könne er möglicherweise einen Orden erhalten, und es zeigte sich, daß er die spanischen Orden bereits kannte. Der Reihe nach nahm er sie durch. Als er den Calatravaorden nannte und sagte, ihn habe König Sancho III. von Kastilien gestiftet, fing Benigna an zu lachen. Er fragte etwas gekränkt: „Was ist denn da Komisches dabei?"

„Sancho . . . das klingt wie Don Quichottes Knappe Sancho Pansa, weißt Du!"

Aber Adolph blieb ganz ernst, als dürfte man über etwas so Hohes und Wichtiges keinen Scherz machen: „Der Orden kommt übrigens nicht in Betracht. Es kann sich höchstens um den Orden Karls des Dritten, den Militär-Verdienst-Orden, oder den Orden Isabellas der Katholischen handeln!" Es kam so gewichtig heraus, daß Benigna schwieg. Und nun studierte Adolph unausgesetzt auf dem Sofa liegend eine spanische Grammatik und den Baedeker.

Als die spanische Abordnung nach Weihnachten wirklich erschien, war Adolph einige Tage hindurch gleichsam unzurechnungsfähig vor Eifer und Betriebsamkeit. Er aß nicht mehr zu Haus, denn er war mit den Spaniern zur Tafel befohlen, begleitete sie überallhin, kurz war ganz spanisch geworden. Die wenigen Augenblicke, die er sich zeigte, um zu schlafen oder sich umzuziehn, sprach er von der Leutseligkeit des Herzogs mit förmlich verklärtem Antlitz.

Als die Hidalgos endlich in das Land blutiger baskischer Unruhen und noch blutigerer Stierkämpfe zurückgekehrt waren, erhielt denn Adoph richtig sein Ritterkreuz des Ordens Karls des Dritten. Er hatte unendlich mit dem richtigen Legen des weißen, mit kleinem, blauem Saum versehenen Bandes zu tun, er besah das blauemaillierte Kreuz, zwischen dessen Armen goldene Valoislilien standen, bei jeder Gelegenheit. Kurz, er gebärdete sich so in seiner kindischen Freude und Eitelkeit, daß er Benigna fast lächerlich vorkam. Sie sagte sich: ‚Kann so etwas einen sonst ruhigen, leidlich vernünftigen Menschen so verrückt machen?' Und sie empfand zum erstenmal, seit sie diesen, einst glühend geliebten Mann kannte, ihm gegenüber etwas, das beinahe dem gleichkam, sich zu fragen: ‚Hast Du denn nur keine Augen gehabt, damals als Du ihn wähltest?' Ihre Gedanken gingen noch weiter, als hätte es nur dieses Anstoßes bedurft. Sie überdachte, zum ersten Male vielleicht, seitdem sie verheiratet war, ihre Ehe. Wenn sie früher eine Meinungsverschiedenheit von Adolph getrennt, wenn sie einen Zusammenstoß mit ihm gehabt hatte, so wirkte das nur auf kurze Stunden mit ätzender Schärfe in ihrer Seele, dann vergaß sie es, und beim ersten lieben Blick oder gar bei seinen Kusse war sie wiedergewonnen.

Heute aber gingen ihr die Augen auf, als sei dieser Orden, der nur ein klein wenig mehr Eitelkeit enthüllte, als Adolph

sonst schon gezeigt, der Anstoß anders zu werden. Benigna wußte plötzlich, daß sie ein völlig veränderter Mensch in diesen Jahren geworden war. Ihr schien, als wäre manches in ihr eingeschlafen, verloren gegangen, manches andere groß geworden, das sie nun völlig verändert hatte. Sie bestaunte die Welt nicht mehr mit naiver Freude, sie griff nicht voll unnennbarer Sehnsucht in die Frühlingsluft. In ihr war nicht mehr wie einst Märchensinn und Wunderdrang, der ihr die Welt zeigte, als seltsames Begegnis allein für sie gemacht, es zu bestaunen. Sie hatte allerlei Dinge in der Nähe erblickt. Von der Natur wie von den Mitgeschöpfen schien ihr das Mystische weggewischt.

An dem Manne ihrer Wahl, ihrer fast kindlichen Liebe hatte sie ganz still, ohne aufrechnen und nachzählen, erlebt, wie die Gewohnheit sengende Flammen zum alltäglichen Herdfeuer zähmt. Sie sah mit stockendem Herzschlage, daß, was einst als hohes Liebeslied im Lenze erklungen, zum alltäglichen, banalen Hausgesange sich wandelt. Sie gewahrte, wie wir Menschen, wenn wir tagaus, tagein zusammenwohnen, abschleifend durch Wiederholung und tägliches Sein stumpf gegeneinander werden. Sie erinnerte sich der Worte Mamas über ihre Ehe, ihr Leben. Sie sah, wie ihr Vater, anderer Wesenart als die Mutter, gewiß nicht ohne Kampf sich hatte zu dem dämpfen lassen, was er heute war. Und bei dem allen fragte sie sich: muß das allerorten sein? Muß es Dir, gerade Dir geschehen? Und Du hast doch nur ein einziges Leben zu vertun!

Sie rechnete es ihrem Manne an, daß er sie nicht mehr, wenn er das Haus betrat, stürmisch begrüßte. Sie meinte, er müßte zu ihr kommen nach Tische, den Arm um sie legen, mit ihr sprechen von ihrer Liebe. An stillen Abenden sollte er sich zu ihr setzen, wie es Papi getan, ihr vorlesen, ihr mit gedämpfter Stimme erzählen. Was? Etwas Wunderbares, etwas, das sie freute, das sie interessierte. Wenn sie aber Gäste hatten, dann sollte er bei jedem Wort, das er zu andern sprach, sie wenigstens anblicken. Im Theater, wenn Stellen kamen, die ihr Herz zittern machten, wenn Musik ihre Seele weit fort führte in das Land „Sphärenklang“, zum flimmernden Sterne „Himmelhoch“, dann mußte er ihre Hand nehmen, und seine Seele sollte mit ihr emporfliegen.

Er aber trat ins Haus und sagte, der Herzog sei gnädig gewesen, und nach dem Essen trank er ruhig seinen Kaffee und dachte an seine Pferde. An den Abenden las er in der Rangliste und im Exerzierreglement. Vor den Gästen schloß er die Absätze, nur besorgt, daß er auch ja guten Eindruck machte. Im Theater, wenn sie nach seiner Hand greifen wollte, stieß er sie zurück: Mein Gott, es hätte ja jemand sehen und unpassend finden können. Er flog nicht empor zum Sterne „Himmelhoch“, sondern saß fest auf dieser Erde, wo er einen Orden bekommen konnte und ein Lob von seinem General. Und was er sprach, war Dienst und Fortkommen, und was er dachte, war Eitelkeit, war Selbstsucht und Außenleben. Er öffnete nicht die Arme, wenn es still geworden war über der Stadt und die Menschen schliefen, sein Weib an seine starke Brust zu ziehen.

Benigna war traurig in ihrer Seele. Immer wieder flatterte der Gedanke an sie heran, senkte sich nieder auf ihren Geist, schlug seine Krallen ein und ließ nicht von ihr: Das ist des Traumes, der Liebe Erfüllung! Das ist aus übersinnlicher Leidenschaft in kaum vier Jahren geworden. Sie sah ihre Welt, wie sie die Welt sich dachte. Sie hatte nicht gefragt: ist der, den Du liebst, auch wirklich so, wie Du ihn in Deiner Liebe siehst? Auf des Vaters Zweifel hatte sie nicht gehört. Jedes Wort gegen den Geliebten hatte sie damals als Kränkung empfunden. So unwirklich, ein Mädchentraum, wie ihr das Leben erschienen, so hatte sie den Geliebten sich erdacht und nicht gefragt, wie er wirklich sei. Hatte diese hübsche Puppe, die immer gewußt, warum sie etwas tat, Ähnlichkeit geheuchelt mit Romeo, dem irren Jüngling heißer Liebe? Hatte Adolph sie betrogen, indem er versprochen, anders zu sein, als er war? Nein, ihr Dolph war ein Geschöpf ihrer eigenen Gnaden, aus ihren Träumen geboren. Was sie emp-

funden, hatte sie ihm eingeimpft in ihrer Phantasie.

Der Adolph von Dobritz, wie er war, schien aus ganz andrem Holze geschnitzt. Er saß gerade auf seinem Pferde, grüßte die Vorgesetzten tief und ergeben, fand es für einen Mann seines Alters und seiner Stellung angemessen, eine Frau zu besitzen, die von guter Familie war, vermögend, gut aussah, sogar — eine Gunst des Himmels, doch nicht Notwendigkeit — schön . . . Seine Uniform warf keine Falten, er hielt auf Anstand und Manieren, hielt auch seine Ehe rein, war Brigadeadjutant und konnte noch höher steigen, denn er war fleißig und eifrig, beliebt bei Gott und den Menschen. Dazu trug er das Ritterkreuz des „Königlichen und ausgezeichneten Ordens Karls des Dritten von Spanien".

Benigna aber fühlte den Abstand zwischen Traum und Wirklichkeit wie einen körperlichen Schmerz. Ihr war es, als wäre sie betrogen worden in ihren zum Himmel fliegenden Gedanken. Wenn sie jetzt ihren Mann sah in all seiner Tadellosigkeit, wenn sie hören mußte, wie man ihn lobte, dann kam ihr ein Gelüste, zu schreien: ‚Und was soll mir das helfen? Ich will anderes von ihm, als ihr! Ich will nicht, daß er nett sei und bescheiden, und wohlerzogen und ein brauchbarer Offizier! Ich bin seine Frau, ich will das, was die Menschen fassen in ein einziges Wort, das, was das Getriebe dieser Welt beherrscht hat seit dem Garten Eden, was den Armen reicher macht, als den verlassenen Reichen, der es nicht hat, ich will: Liebe!‘

Sie dachte aber an jene Liebe, von der Mama redete, wenn sie weich wurde, jene des Korintherbriefes: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht!"

Benignas Herz litt Frost und Kälte. Benigna war traurig in ihrer Seele.

31.

Nur Reitersmann und Draufgänger, war Generalmajor von Hainsberg kein Freund des Generalstabes, der Bücherwürmer, der Kartenleser. Er hatte außer seinem ihn nicht gerade überlastenden Bureaudienst, wo er nur Unterschriften gab und Meldungen annahm, im Winter kaum anderes zu tun, als seine Pferde zu reiten. Da er mit seinen Nachmittagen und Abenden in diesen faulen Friedenszeiten nichts anzufangen wußte, sich aus dem Schauspiel nichts machte und — der einzige Fehler seiner Husarengeistlaufbahn — so unmusikalisch war, daß er nie die Signale hatte behalten können, besuchte er auch keine Theater. Höchstens wohnte er einem „Théatre paré" gefaßt bei, weil es Dienst war. Dagegen sah man ihn oft im Zirkus. Frau von Hainsberg hatte heute Benigna in ihre Loge eingeladen. Während der großen Pause ging der General mit seinem Schatten Adolph in die Ställe. Der Schulreiterin Mademoiselle Blanche Dariot, in Wirklichkeit Fräulein Emilie Hachenhaus aus Münster in Westfalen, sagte er eine Artigkeit, dann redete er mit Direktor Schumann über die Zehenstellung eines neuen Freiheitspferdes. Währenddessen hörte Adolph voll ernster Kennermiene an, was der Mitdirektor Herzog ihm über die „Kruppade" sagte, die er auf dem ungarischen Vollbluthengste „Gyöngyës" eben gezeigt hatte.

Währenddessen besuchten mehrere Offiziere Frau von Hainsberg und Benigna in der Loge und gaben ihr Urteil über die Pferde ab, die man eben vorgeführt hatte. Im Zirkus herrschte ein gewisses Halbdunkel, denn die Gaskronen, die über der Manege schwebten, waren während der Pause eingedreht. Ein eigentümlicher Geruch zog durch den Raum, gemengt aus aufgewühltem Sande und den feuchten Kleidungsstücken und Schirmen sovieler Menschen, denn draußen herrschte Tauwetter mit leise niedersickerndem Regen.

Die Sitze unterhalb der Logenreihen waren größtenteils leer, da die meisten Besucher dieser Plätze in die Stallungen gegangen waren. Als Benigna halb zurückgewandt mit einem Reiteroffizier sich unterhielt, vernahm sie vor sich eine Stimme. Herr von Thumen-Lengenberg war von der Manege herauf gekommen, stand an der Loge und küßte eben Frau von Hainsberg die Hand. Benigna reichte ihm zwei Finger, und er senkte die Lippen auf ihren Handschuh. Er trug einen spiegelblanken Zylinder und, während er

sprach, spielte er mit seinem Stock, dessen dicken silbernen Knopf er ab und zu an den Mund legte. Als die Offiziere bei Ankunft des neuen Besuchers sich empfahlen, waren die Damen mit Herrn von Thumen allein. Leise plätschernd ging sein Gespräch dahin, mit einem kleinen Scherz, ab und zu mit einem Vergleich aus fernen Ländern. Er sprach mit angenehmer Stimme, sehr ruhig.

Da wurde es hell: die Gaskronen brannten in breiten Flammen, das Orchester über dem Eingang der Manege begann zu spielen. Herr von Thumen küßte wieder die Hände und nahm den spiegelblanken Zylinder ab. Während der nächsten Nummer sagte Frau von Hainsberg, indem sie sich im Stuhl zurücklegte: „Ein reizender Mensch, der Herr von Thumen!“

Fast im selben Atem hatte der General gemeint, ob man nicht nach dem Zirkus irgendwo „soupieren“ wolle. Für Adolph war das Befehl, und General von Hainsberg bat seinen Adjutanten, es noch einigen Bekannten zu sagen, die drüben in den Logen saßen. Die Pantomime „Mazeppa“ schloß die Vorstellung ...

Das Publikum drängte hinaus, während das Orchester einen Marsch spielte. Da es halb schneite, halb regnete, rief Adolph eine Droschke.

Der Wagen ratterte durch die Straßen, — Benigna wußte nicht welche — und hielt, Benigna ahnte nicht wo. Ein Kellner nahm den Damen die Sachen ab, und sie traten in einen dunkeltapezierten Saal mit schweren Portieren, Makartsträußen und überladenen falschen Renaissancemöbeln des Zeitgeschmackes. Die einzelnen gedeckten Tische waren durch schirmartige Zwischenwände getrennt. Da stand auch schon, mit einigen Offizieren vorausgeeilt, Herr von Thumen-Lengenberg, im Gehrock, eng und knapp sitzend, mit schwarzer Borte eingefaßt, in der Krawatte eine große mattleuchtende Perle, die durch ein winziges goldnes Kettchen mit einer zweiten kleineren Perle verbunden war. Er trug Lackstiefel, deren dolchartige Spitzen unter dem weiten Beinkleide eben noch hervorlugten. Zum drittenmal nun heute küßte er Benigna die Hand. Allmählich fand sich noch eine Anzahl anderer Menschen an den Tisch, so daß ein zweiter angerückt werden mußte. Während die Kellner umdeckten, stand man herum, musterte sich oder stellte sich vor. Allerdings kannten sich die meisten. General von Hainsberg machte ein Haus, zu dem, in Anbetracht berühmter lukullischer Diners des kinderlosen Ehepaares, sich alles drängte. Intim verkehrte dort allein das, was meinte zur Oberschicht der obersten Gesellschaft zu gehören. Wer genau dazu zählte, ahnte man nur. Warum jemand dazu gerechnet ward, konnte niemand sagen, denn es gab eine Anzahl der durch Geburt, Vermögen, Stellung, Wissen und Erziehung ersten Familien Dresdens, die nicht zu dieser „Clique“ — so nannten sie böse Menschen — gehörten. Anderseits waren stillschweigend aufgenommen einige unelegante, im Gebaren und Äußeren unvornehme Abscheulichkeiten und ein paar lächerliche Trottel, die nicht einmal Verstand genug besaßen, ihre Unwissenheit zu bemänteln.

Adolph hatte sich, durch die günstigen Umstände, daß der persönlich vornehme, reiterlich tüchtige, sich nur etwas zu gern amüsierende General sein nächster Vorgesetzter war, in diese „Creme“ gebracht, zu der seine eigenen Schwestern, so hübsch man sie fand, nicht gehörten. Vielleicht hatten sie nicht genug Geld, möglicherweise war es nicht richtig eingefädelt worden, bestimmt aber paßte Frau von Dobritz mit ihrem religiösen Ernst, der sparsamen Kleidung nicht in diesen Kreis.

Von Anfang an hatte aber Adolph Zug und Drang empfunden nach diesem Gesellschaftsausschnitt, den er für den der Auserwählten hielt. Er wählte zum Gegenüber auf den Bällen nur einen auswärtigen Diplomaten, einen Prinzen oder irgendeinen fremden Vogel.

Durch den Schwiegervater gab es dann Annäherung mit böhmischen Magnaten, die einmal zu ein paar Festen über die Grenze gekommen waren, weil Dresden näher lag als Wien. Diese durch Besitz und Namen voranstehenden Leute gaben auch Benigna, ohne daß sie es selbst ahnte, durch ihre Begrüßung und Gesellschaft den Stempel.

Bei allen Österreichern, die liebens-

würdig mit dem jungen Paare waren, ahnte man aber immer die gütige Hand der Fürstin Leuchs, die Brücken geschlagen haben mochte. Jedes Kind in Wien kannte die Fürstin, jeder Mensch, der in Österreich etwas gewesen war, noch war, oder werden wollte, verkehrte in ihrem Palais in der Renngasse.

Endlich gehörte noch zu dieser Creme eine Anzahl von Amerikanerinnen und Engländerinnen, die, daheim gewiß recht bescheidene Leute, hier gefeiert wurden, weil sie grundsätzlich nicht Deutsch lernten, denn dann konnten die Damen ihr Englisch aus der Pension, dem Stift, von der Miß, zeigen.

Von all diesen gab es heute abend diesen oder jenen. Als man sich gesetzt hatte, klang an der einen Tischseite Englisch, an der anderen österreichischer Tonfall, meist aber Sächsisch, mehr oder weniger stark, allen eigen bis auf den Major von Eltze, einen großen blauäugigen Niedersachsen, der bei den hannöverschen Cambridge-Dragonern die Schlacht von Langensalza mitgemacht hatte und als Andenken daran eine riesige Narbe über Stirn, Nase und linke Wange trug.

Benigna gegenüber saß Herr von Thumen. Als sie Platz nahmen, sagte sie sich: ‚Muß der auch da sein!‘ Aber er schien sich um Frau von Dobritz gar nicht zu kümmern, sondern unterhielt sich mit Gräfin Brunn, die er aus Rom kannte, wo ihr Mann bisher österreichischer Gesandtschaftssekretär gewesen war. Graf Brunn von und zu Feldegg und Heiligenstein war erst seit kurzem nach Dresden versetzt. Nun fühlte sich das Paar noch nicht heimisch. Er vermißte größere Verhältnisse, sie das günstigere Klima und den Anschluß an andere Menschen. Er mit seiner schmalen Gestalt und dem dünnen, nach unten breiter werdenden Backenbart, verriet auf den ersten Blick den Österreicher. Er hatte alle Liebenswürdigkeit und Leichtlebigkeit seines Stammes, fand sich überall zurecht, war immer guter Laune, spielte Straußsche Walzer und Lannersche Ländler in der Vollendung. Im kleinen Kreis pfiff er auch oder sang: etwas sentimentale Steirer Lieder oder kecke Wiener G'stanzelen. Im Sturm hatte er die Dresdener Gesellschaft für sich gewonnen. Sie aber galt bei den Damen für hochnäsig und eingebildet, einmal, weil sie die Herren für blendend schön erklärten, dann aber, weil sie sich, durch großen Reichtum unterstützt, eleganter trug als jene, die sie herabsetzten. Allerdings besaß sie eine Eigenschaft, die sie am meisten in den Ruf gebracht hatte, „arrogant“ zu sein: sie war grenzenlos verlegen. Sah sie sich neuen Menschen gegenüber, so hob sie die Stirn, schloß den Mund und sprach kein Wort mehr.

Mit Herrn von Thumen aber unterhielt sie sich ununterbrochen, das heißt, eigentlich sprach der Lengenberger. Benigna konnte nur einzelne Worte verstehen, italienische Namen wurden genannt, dann zog Herr von Thumen einen kleinen, goldenen Empire-Bleistift hervor mit gefaßtem Stein an der Spitze. Er zeichnete etwas auf die Rückseite der Speisekarte. Der blonde Kopf der Gräfin neigte sich mit seinem zusammen auf das Blatt, und sie verfolgte mit ihrem rosigen Nagel etwas. Dabei blitzte und zuckte das Brillantfeuer ihrer Ringe.

Da nun Benignas Nachbarn beide nach der andern Seite sprachen, sie ohne Unterhaltung dasaß, brach sie ein Stück Rinde nach dem andern von ihrem Brot und betrachtete unwillkürlich die Zeichnung, auf der ihre beiden Gegenüber mit dem Finger hin- und herfuhren. Dabei entdeckte sie, daß Herr von Thumen schöne Hände hatte: langgestreckt und doch kräftig gebaut.

Er blickte auf, und als er Benigna stumm sitzend fand, sagte er artig: „Wir sprechen eben von Rom. Kennen Sie Rom, gnädige Frau?“

Sie verneinte, wobei ihr langsam die Röte ins Gesicht stieg, als schäme sie sich förmlich, daß ihr etwas fehle. Nun begann Herr von Thumen von Italien zu schwärmen. Benigna hörte aufmerksam zu, als wollte sie zeigen, daß sie ebensoviel Interesse habe wie die Gräfin. Damit war sie bald im Gespräch mit den beiden. Herr von Thumen erklärte, er kenne Gräfin Brunn aus Rom, und der Österreicherin wiederum bedeutete er, daß er sozusagen Beziehungen habe zu Be-

nigna, als Nachbar der Jägerei. So kam die Unterhaltung auf Benignas Eltern. Die Gräfin sagte mit einemmal: „Ah ... Sie sind eine Moosburg? Schau ... der Elemér Sceny hat mir von Ihrer Familie erzählt!"

Es fand sich, daß der ungarische Ministerpräsident, den die junge Frau nach österreichisch leichter Art, auch weil er ein Vetter ihrer Mutter war, beim Vornamen genannt, seit ein paar Tagen über eine ganz törichte Sache gefallen und nun Privatmann war. Er hatte, seiner platonischen Leidenschaft für junge, schöne Frauen oder Mädchen entsprechend, der reizenden Tochter eines Abgeordneten ein paar Brillantohrringe geschenkt. Nun behauptete die Opposition, dieses Geschenk habe einen politischen Hintergrund gehabt, und in einer erregten Debatte war es sogar zu einer Art Bestechung aufgebauscht worden.

Benigna erzählte, daß auch sie ein schönes Hochzeitsgeschenk des Grafen Sceny besitze. Da kam die Rede auf die Fürstin Gabrielle Leuchs, und Gräfin Brunn fragte erstaunt: „Aber bitte — sind Sie gar die Benigna?"

„Ich heiße Benigna!"

Da lachte die junge Diplomatenfrau über das ganze Gesicht, streckte Benigna die Hand über den Tisch und sagte vor Freude im Wiener Dialekt: „Jessas, und i soll Eahna doch schön grüßen von der Tante Gabrielle!"

Und die beiden schönen, jungen Frauen, blondlachend wie der Tag und schwarzernst wie die Nacht, blickten sich in die Augen. Herr von Thumen aber sagte: „Das ist auch wieder eine Tante ...?"

Gräfin Brunn ließ die Hände eine um die andere kreisen wie ein Rad und meinte, indem sie ihre gleichmäßigen Zähne zeigte: „Das hangt alles z'amm bei uns."

Nun war die ganze Verlegenheit verschwunden. Mit dem schnellen Bekanntwerden der Österreicher, sobald zwei der gleichen Schicht angehören, dauerte es nicht lange, so trug die Gräfin Benigna das Du an. Herr von Thumen aber saß dabei wie einer, der sich freut, zwei Menschen, die zusammen gehören, auch vereinigt zu haben.

Die drei Menschen hatten bei der langen Unterhaltung das Vorrücken der Zeit nicht gemerkt. Nun sahen sie, die kaum etwas getrunken, daß bereits mehrere geleerte Sektflaschen in der Ecke standen, und die übrigen Tische des Lokals frei geworden waren.

Major von Eltzes Narbe, die über das ganze Gesicht lief, war glühend rot geworden. Nach einem einzigen Glase Wein, aber auch bei Hitze oder im geringsten Ärger schwoll sie an. Eine Dame neckte ihn damit. Der riesige Hannoveraner hob die mächtige Hand und machte mit dem Austermesser, das er zufällig hielt, in der Luft Hieb und Stich: „Dafür habe ich auch eine ganze Anzahl Preußen in die Hölle geschickt!"

Die Dame fragte ängstlich: „Sie selbst, Herr von Eltze?"

„Prrrrrsönlich!"

Die Dame besah ganz erschrocken die riesigen, blondbehaarten Mörderhände des wie ein Kind gutmütig lachenden Riesen. Nun wurden Geschichten vom Kriege Siebzig erzählt. Da Herr von Thumen dabei nicht mitsprechen konnte, und Gräfin Brunn gespannt zuhörte, wandte er sich zu Benigna. Er riet ihr, Reisen zu machen. Sie müsse durchaus nach Paris. Sie fragte ein wenig spöttisch, als kehrte ihre Lachlust ihm gegenüber leise wieder, warum denn das so durchaus notwendig sei. Da antwortete er sehr erstaunt: Eine Frau wie sie, müßte nach Paris. Ja, sie müsse. Denn dorthin gehörten alle Frauen, die gut aussähen, die Geschmack hätten und sich zu kleiden verstünden. Dann verfiel er wieder in seine Art, alles was Dresden hieß, ein klein wenig komisch zu behandeln.

Dieses Mal ärgerte sich Benigna nicht, denn sie wußte sich ja nach seinen vorigen Worten ausgeschlossen. Sie blickte, während Herr von Thumen sprach, zufällig hinüber zu ihrem Mann. Er saß da in seinem steifen Kragen, mit dem ausdruckslosen Puppengesicht und hörte andächtig zu, wie General von Hainsberg von den Märschen der sächsischen Kavallerie-Division erzählte. Adolph sah töricht aus, so diensteifrig, daß er Benigna unglaublich lächerlich vorkam. In diesem Gefühl wandte sie sich um so

eifriger zu Herrn von Thumen und sah ihn mit leisem Lächeln ihres schönen Mundes an, als sei sie allem gefolgt und hätte alles gebilligt, was er sagte. Sie ahnte aber nur, daß es etwas für sie Angenehmes war. Als Adolph sie nun einen Moment ansah, neigte sie sich zu dem, der ihr verführerisch vom Seinebabel erzählte, nur um ihren Mann zu ärgern.

Kurz darauf stand Frau von Hainsberg auf, und die ganze Gesellschaft folgte ihrem Beispiel. Als eben Gräfin Brunn Benigna angekündigt, sie würde sie am nächsten Tage mit ihrem Manne besuchen, kam Adolph um den Tisch herum und sagte zu seiner Frau mit jener Dienstmiene, die ihr so widerstand: „Du hast den ganzen Abend kein Wort mit Frau von Seewitz gesprochen! Das geht nicht. Sage ihr noch schnell irgend etwas!“

Benigna zuckte die Achseln: „Fällt mir gar nicht ein!“

Er starrte sie erstaunt an. Sie aber wendete sich in einer plötzlichen Eingebung, als wolle sie sich rächen für solche Schulmeisterei, zu Herrn von Thumen-Lengenberg und meinte, indem sie sich ihm fast zu liebenswürdig näherte: „Ich würde mich sehr freuen, Sie bei mir zu sehen!“

Herr von Thumen-Lengenberg machte eine feierliche Verbeugung.

32.

Er schloß die Tür, und Benigna war allein. Sie dachte: ‚Warum habe ich diesen Herrn von Thumen eigentlich damals ausgelacht?‘ Sie fand, es sei eine rechte Mädchentorheit gewesen. Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück, dann stand sie auf, sah zum Fenster hinaus: draußen war alles weiß und noch immer stäubte der Schnee vom Himmel herab. Die Flocken fielen ganz langsam, sie schaukelten durch die Luft, keine schien gerade niederzusinken. Sie verfolgte eine, so weit sie konnte, wie sie herabschwebte, aber nicht mehr gewiß, welche es gewesen, irrte ihr Blick hin und her, und sie wurde über dieses Spiel so unruhig, daß sie ins Zimmer lief, nur um nichts mehr von diesem Schneetreiben zu sehen. Wie sie nun an einem kleinen Glasschränkchen lehnte, in dem ihre Meißener Figuren standen, dachte sie zurück an den Weg, den sie zurückgelegt, seitdem sie zu Vernunft und Denken gekommen war. Er schien ihr unendlich lang. Kaum zu fassen. Und dieses Vorwärtsschreiten rätselhaft, nicht zu begreifen. In einer geraden Linie führte ihr Leben bis hierher. Kind. Mädchen. Frau. Mutter. Und nun?

Ihr war, als sei damit alles zu Ende. Was sollte noch kommen? Für sie doch nichts! Sie war fertig. Erledigt. Trotz ihrer jungen Jahre. Adolph war satt, ruhig, befriedigt. Sie war in seinem Leben ein notwendiges Ereignis gewesen, das mit dem kleinen Hans die Erfüllung gefunden. Adolph — denn „Dolph“ nannte sie ihn nicht mehr. Das fiel ihr jetzt auf: eines Tages war sie zu „Adolph“ zurückgekehrt. Warum, wußte sie nicht einmal, so wenig Eindruck hatte es ihr gemacht. Und nun lag mit diesem „Adolph“ noch ein langes Leben vor ihr, das nichts bringen konnte, keine Veränderung, keine Steigerung. Vor allem keine „Steigerung“: an dieses Wort hängte sie sich. Sie wollte mehr, höher hinauf, weiter kommen! Und jetzt schien es ihr, als wäre ihr Leben schon beendet, gleichsam vorweggelebt. Es war Winter wie draußen, wo in öder Gleichmäßigkeit die Flocken niederstiebten. Denn gleichmäßig verlief ja doch ein Tag nach dem anderen. Wie war diese letzte Zeit, dieser erste Winter in Dresden bisher gewesen? Gesellschaften und immer nur Gesellschaften. Man traf sich mit den gleichen Menschen, man redete von denselben Dingen, man machte immer nur das, was man am Tage, was man Wochen vorher getan.

Benigna war jetzt, wie Adolph es gewünscht, fast täglich auf einem Balle, einem Diner gewesen. Manchmal hatten sie an einem Tage zweierlei unternommen. Vom Diner auf den Ball. Sie hatte sich unterhalten, sie wußte nicht warum. Sie war müde geworden, sie wußte nicht weshalb. Sie langweilte sich. Langweilte sich jetzt grenzenlos.

So lief sie auch jetzt wieder zum Fenster, hinauszusehen, ob denn dieses gräßliche Schneegestöber nicht endlich auf-



Schönheit. Gemälde von Hans Unger.

höre. Herr von Thumen-Lengenberg hatte noch eben gesagt: „Deutschland hat eigentlich, wenn man sich's recht überlegt, ein entsetzliches Klima. Im Sommer kann es blödsinnig heiß werden, im Winter ist Matsch, Schokolade auf den Straßen."

Dann hatte er vom Süden erzählt, den sie nicht kannte, und, wie dann immer, war sein Ausdruck ein ganz anderer geworden. Er hatte eine Art, in die Weite zu blicken, als sähe sein Auge ferne, herrliche Länder. Und bei solchen Worten regte sich leise in ihr die Traum- und Märchenseele ihrer Mädchenzeit.

Da empfand Benigna etwas, als fehlte ihr jemand. Eine Unterhaltung. Und ihr fiel ein, daß sie Herrn von Thumen ja übermorgen abend sehen würde, hier bei sich, denn sie gaben ein Diner. Ihre Lebensgeister erwachten. Sie ging in ihr Schlafzimmer, um sich umzuziehen, und schloß zu. Während sie sich umkleidete, summte sie ein Lied — eines, das Graf Brunn ihnen öfters vorgesungen, und dann unwillkürlich eine italienische Weise, die ihr immer im Ohre klang: „Io sono un' poveretta." Herr von Thumen hatte ihr den Text aufschreiben und übersetzen müssen.

Es klopfte. Ida kam mit dem warmen Wasser. Sie war dasselbe treue, liebe Wesen wie von der ersten Stunde an, nur etwas runder und voller geworden. Benigna pflegte immer mit ihr zu sprechen, wenn sie ihr beim Anziehen half, denn seitdem sie in Dresden wohnten, hatten sie jetzt ein Hausmädchen dazu genommen.

Benigna sagte, während Ida einen Heftel am Rücken schloß: „Ist dies Wetter nicht entsetzlich?"

„Scheen is es nich, knädiche Fraaau, aber wenn man seinen Dienst hat, is eenem das eegal."

Das Heftel war geschlossen. Benigna drehte sich herum: „Gefällt Ihnen denn Dresden?"

Das Mädchen zögerte mit der Antwort, bis es endlich herauskam: „In Rateburch liegt's freilich alles hiebscher beinander als wie hier."

Ihre Herrin blickte sie an, während sie sich vor dem Spiegel die Brosche steckte: „Aber hier ist doch mehr Leben als in dem Nest!"

Das Mädchen gab ruhig zurück: „Davon hat unsereener nischt."

„Na, was machen Sie denn Sonntags, wenn Sie ausgehen?"

Sie wurden unterbrochen. Der Diener meldete an der Tür, Graf und Gräfin Brunn, sowie Herr von Thumen seien Salon. Herr von Thumen? Der war doch eben erst fortgegangen! Aber alle Langeweile war jäh verflogen. Benigna eilte hinunterzukommen. Sie trat vor den Spiegel, zupfte sich das Haar zurecht und rief nervös: „Ida, den Schmuckkasten!"

Zugleich hatte sie die eben angesteckte Brosche abgemacht und warf sie in großem Bogen auf ihr Bett, so daß die Jungfer erschrocken zusprang. Dann probierte sie ein einfaches goldenes Herz, schwankte, verwarf es, ja fand gerade das unmöglich, und griff schließlich eine kleine goldene Schlange heraus, die Rubinaugen hatte und wie im Märchen ein Krönlein von bunten Steinen trug. Im Salon umarmte Benigna die Gräfin und streckte, ein wenig geziert, den beiden Herren rechts und links je eine Hand entgegen, die diese küßten. Sie ließen Gräfin Brunn sprechen: „Wir haben zwei Schlitten unten. Wir fahren in die Heide. Aber schnell, schnell!"

Graf Brunn ergänzte: „Den Baron haben wir eben getroffen, er fährt auch mit."

„Mein Mann?"

Benignas Ton klang, halb als sei sie erstaunt darüber, halb als passe es ihr nicht. Aber schon trat Adolph ein, dessen Rückkehr sie gar nicht gehört hatte. Er trug seinen Pelz, auf den er ungeheuer stolz war. Benigna eilte hinauf, ließ sich Gummischuhe überstreifen und zog ihre Sealskinjacke an, die sie von den Eltern zu Weihnachten bekommen hatte. Im Fortgehen sagte sie mit vor Freude geröteten Wangen zu Ida: „Wir fahren Schlitten! Wir fahren Schlitten!"

Zwei Schlitten hielten auf der Schillerstraße. Zuerst wurde hin und her komplimentiert über die Verteilung der fünf Menschen. Schließlich kam man überein, in jedem sollte eine der Damen mit dem Gemahl der anderen sitzen, und Herr von Thumen würde hin mit Frau von Do-

britz, zurück mit der Gräfin fahren. Der Schneefall hatte aufgehört. Eine immer lichter werdende Stelle am Himmel zeigte an, wo die Sonne sich durch die Dünste rang.

Die Schlitten klingelten die Schillerstraße hin. Bald endeten die Villen: das Elbtal tat sich vor den Blicken auf. Die Sonne hatte sich durchgekämpft. Sie glitzerte auf dem Schnee, sie blitzte auf dem Wasserspiegel der Elbe, auf dem grauweiße Schollen zu Tal trieben.

Bald verschwand das Bild von Strom und Stadt und Weite. Die Schlitten tauchten beim Waldschlößchen in den Forst der Dresdener Heide unter. Sie bogen zum Fischhause links ab. An der Straße nahmen unter den riesigen Schneehauben die Fichten die seltsamsten Gestalten an, und die beiden Herren in Benignas Schlitten fanden unausgesetzt neue Tiere oder Gesichter heraus, denen sie gleichen sollten.

Benigna saß warm und wohlig. Die kalte Luft, die ihr bei der schnellen Fahrt scharf entgegenwehte, hatte ihre Wangen gerötet. Sie hielt den Muff vor, so daß Graf Brunn, nach österreichischer Art sie nach ihrer Geburt anredend, sagte: „Ist Ihnen zu kalt, Gräfin?"

„O nein! Wie oft bin ich mit meinem Vater im Winter durch Schnee und Eis im Moritzburger Tiergarten geritten!"

Herr von Thumen begann Graf Brunn vom Moritzburger Winkel zu erzählen. Er schwärmte ein wenig. Benigna lachte ihn aus, sonst sei er doch nur für Italien, Paris oder London eingenommen. Da meinte er, ganz anders sprechend als sonst, schärfer: „Gnädige Frau, ich wäre glücklich gewesen, mein Leben in Lengenberg, im Moritzburger Winkel zu verbringen, aber Sie wissen ja, daß ich dort nicht bleiben konnte."

Sie schwieg. Es ging immer weiter die Radeberger Chaussee hinaus. Graf Brunn, vom ähnlichen Klange der Namen getäuscht, meinte, sie kämen nach Radeburg und würden wohl bald ein paar Reiter sehen oder gar eine Schwadron. Er konnte sich in die Geographie Sachsens nicht finden und verwechselte fortwährend die Namen. Benigna neckte ihn deshalb. Er tat gekränkt, während es immer um seine Mundwinkel zuckte. Das spornte sie zu neuen Erwiderungen an, und er sagte scheinbar ganz ernst, indem er seinen Steirer Hut mit dem breiten hellgrünen Bande abnahm: „Bitt' schön, sekierens mich net so. I kann's net vertragen!"

Dabei verdrehte er die Augen. Benigna lachte. Er beklagte sich, sie mache sich lustig über ihn, stand im Schlitten auf und rief hinüber zu den anderen hinter ihnen: „I werd' hier schlecht behandelt! Auf mich wird immer drauf g'haut!"

Die Gräfin rief ihm lachend zu: „Du arm's Hascherl! Geh! Komm zu uns!"

Mit einemmal sprang Graf Brunn aus dem Schlitten, der gerade langsamer fuhr, weil sie einer Reihe von Ziegelwagen begegneten, die auf der glatten Fahrbahn bedenklich schleuderten. Der Schnee stäubte hoch auf, aber der „Sekierte" war glücklich gelandet, schwang sich in den zweiten Schlitten, wo ihn seine Frau im Scherze bemitleidete, streichelte und ihm alle Leiden vergalt, die er von den andern da vorn erduldet haben sollte. Nun stand er ab und zu auf, drohte mit der Faust zu Benignas Schlitten, rief etwas von „Heimzahl'n" und wurde jedesmal mit Kreischen und Lachen von seiner Frau und Adolph an seiner kurzen, nur wie ein Sakko langen österreichischen Pelzjacke auf seinen Sitz zurückgezogen.

Herr von Thumen schwieg. Benigna blickte vor sich hin, den verschleierten Kopf gesenkt, wegen des starken Luftzuges. Gleichmäßig griffen die Pferde aus, immerfort klang im Takte das Läuten der Schellen. Sie waren nach links von der Chaussee abgebogen, um, dem Prießnitztale zustrebend, zurückzukehren, und da die Fahrt nun leicht bergab ging, dachten sie nicht an Halten und Plätzewechseln. Ab und zu flog wie eine Kugel ein Schneeballen aus den Hufen an den beiden vorüber, und ein tiefhängender Zweig streifte ihre Köpfe. Aber die abgeschnellte weiße Last stiebte hinter ihnen zu Boden, wie etwas, das sie nicht mehr berührte, gleich einer Vergangenheit.

Benigna meinte, ihr Nachbar solle sprechen. Trotzdem war es ihr eben so recht, wenn er nicht redete. Was sollte

er ihr sagen? Wozu? Sie fühlte ihn neben sich; in der Enge des Schlittens durchdrang die Wärme, die von ihm ausging, die Decken zwischen ihnen, und es war ihr gleich wie ein Bewußtsein der Ruhe, das über sie kam, einen Menschen neben sich zu wissen. Einen Menschen nicht gleichgültig, sondern einen, der immer zuvorkommend gegen sie war wie ein stummer, treuer Diener, vielleicht ein heimlicher Freund. Und in der Kälte, die von ihrem Manne zu ihr ausging, von ihrem Manne, der ihr der Nächste im Leben hätte sein müssen, wie es einmal doch gewesen war, empfand sie die warme Nähe des anderen gleich einer Sicherheit, daß sie nie ganz allein stehen würde in diesem großen, weiten Leben. Ihr Dasein schien ihr eisig tot, wie die Schneewüste, die sie umgab. Sie meinte niemand zu besitzen, dem sie sich hätte anvertrauen dürfen. Mamachen, nur mit sich beschäftigt, hätte sie ja nicht begriffen. Papi aber würde sie nicht gewagt haben zu sagen: „Mit uns beiden, Adolph und mir, ist es aus!" Hätte er ihr nicht geantwortet: „Du hast ihn haben wollen, gegen meinen Wunsch! Wie man sich bettet, so schläft man?" Mama aber war — so lieb Benigna sie hatte — Adolphs Mutter. Und wen hatte sie noch? Der General, ihr Pate — nein, sie fürchtete sich schon vor seinen Augen. Die Menschen, die sonst sie umgaben, wie Poldi Brunn? Hätte sie ihr das Tiefste ihrer Seele anvertraut? Diese Brunns waren nette Menschen und ihr bequem, sie paßten Adolph, denn sie galten in Dresden für etwas Besonderes, waren schön, elegant, vornehm, reich. Aber daß in ihrer Seele eine Wüste lag, daß ihr das Herz weh tat, hätte Benigna ihnen nie gesagt.

Immer weiter glitt der Schlitten. Gleichmäßig klingelte er dahin. Sie kamen über eine Lichtung. Dort stand ein einsames schwarzes Kreuz. Benigna hatte es bei einer Spazierfahrt schon einmal gesehen. Irgend etwas war ihr davon erzählt worden; dunkel erinnerte sie sich, daß hier vor Jahren einer im Zweikampf um seine Frau gefallen sein sollte. Warum? Warum schoß er den andern tot? Und nicht der andere den ersten? Warum ließ das Leben Menschen zueinanderkommen in heißem Liebesbrand und trennte sie, indem das Feuer, auf dem Altar des Hauses entzündet, langsam erlosch, daß es kalt wurde in der Halle?

Der schneebestäubte Wald tat sich langsam auf und zeigte die Tiefe des Prießnitztales, in dem ein langes, dünnes Schleierband aus Nebeln leicht geschwungen lag. Darüber brannte der Himmel in aller Glut der sterbenden Spätwintersonne. Sie sank und sank. Im Verlöschen strahlte sie von unten lange, schmale Wolkenschiffe an, die unmerkbar langsam vor den Himmelswinden kreuzten. Dann wurden all die Farben violett, schmutzig, blaß, sanken in Nacht. Ein grauer Schein fiel. Gleichgültig schien er Benigna wie ihre Stimmung, wie ihr Leben. Der Schlitten aber glitt fort, eben wie das Leben, das nie stehen blieb, immer weiter zog, unerbittlich, den ewigen Abhang hinab bis ins dunkle Land .... Und die weißen Kiefern am Ende endeten nicht, und der Schnee am Boden endete nicht, und der Himmel oben war ganz gleichmäßig grau, eine riesige Glocke, an der kein Ende, keine Hoffnung war.

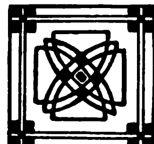
Benigna schreckte empor. War sie eingenickt? Fuhr sie noch? Hatte sie das alles gesehen? Geträumt? Sie blickte ihren Nachbar von der Seite an. Er starrte vor sich hin. Sie hatten die ganze lange Fahrt kein Wort gesprochen. Und da schon das Garnisonlazarett kam, nun das Kadettenkorps, dann die Grenadierkasernen, da es belebt ward, einzelne Soldaten gingen, richtete sie sich auf: „Wir sind wohl bald da?"

Er sagte irgend etwas. Worte. Nur der Ton seiner Stimme traf sie und berührte sie freundlich, wie Rückkehr zur Erde. Es klang so sicher und doch so weich. Und sie fragte mit einemmal und blickte ihn mit großen, ängstlichen Augen an: „Wollen Sie mein Freund sein?"

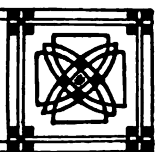
Er streckte zu ihr seine Hand und drückte Benignas Finger.

Sie murmelte vor sich hin im dichten Schleier, daß er es wohl nicht verstand: „... Daß ... ich ... nicht ... ganz ... allein ... bin ..."

(Schluß folgt.)



Vincent van Gogh. Von Dr. Max Osborn.



Im Winter 1892 fand im großen Saale des Amsterdamer Panoramagebäudes eine Ausstellung statt, die das ganze kunstfreundliche Holland in Aufregung brachte und die Wogen der Erregung weit über die Grenzen des kleinen Landes hinaussandte. Die Witwe des Kunsthändlers Theodor van Gogh hatte den gesamten Riesennachlaß ihres Schwagers Vincent aus der kleinen französischen Stadt, wo er zwei Jahre vorher aus der Reihe der Lebenden geschieden war, in die Heimat geschafft und nun dem erstaunten, verblüfften, entsetzten, begeisterten und hohnlachenden Publikum der Hauptstadt vorgeführt. Der Katalog enthielt eine kurze Vorrede von dem jungen Maler Roland Holst, in der es hieß: „Diese Ausstellung ist für die wenigen unter den Menschen bestimmt, die glauben, daß dasjenige, was direkt zu begreifen ist, nicht gerade immer das Allerhöchste ist; ebenso für die, die Vincents Werk bewundern, wie für die, die bereits an sein hohes Streben glaubten, aber noch nicht von seinem glänzenden Erreichen überzeugt waren."

Was hier geboten ward, wird allerdings für die Amsterdamer Laienschaft nicht ohne weiteres „direkt zu begreifen" gewesen sein. Diese Bilder, Studien und Zeichnungen gingen in der Kühnheit der Auffassung und des Vortrags weit über alles hinaus, was die moderne holländische Vereinigung der „XX" und der jüngere, noch revolutionärer gestimmte „Haagsche Kunstkring" jemals gewagt hatten. Ein Flammenmeer lodernder, züngelnder Pinselstriche schlug dem Beschauer in die Augen. Unerhörte koloristische Keckheiten verwirrten ihn. Ein Chaos blauer, gelber, roter Töne, nach Prinzipien aufgetragen und nebeneinander gesetzt, die jede innere Ordnung vermissen zu lassen schienen. Grelles Licht ging von den Leinwandflächen aus, deren Schatten selbst zu glühen begannen. Es waren Landschaften, einfachste Motive, hier und da durch Gestalten, schlichte Bauernfiguren, belebt, daneben Porträts, auch einige Stilleben — aber wie schien die Natur verwandelt, was für seltsame Veränderungen nahm ihr Antlitz an, die zwischen Größe und Grimasse schwankten! Wie in wilder Wut hingehauen sahen diese Wirklichkeitsbilder aus, von einem Künstler gepackt und festgehalten, der in leidenschaftlicher Gier die Erscheinungen ringsum in sich eingesogen und ebenso wiedergegeben hatte. Ein Geflimmer von Farben. Und dazwischen, bestimmend, beherrschend, das bunte Gewimmel unerbittlich zusammenhaltend, die lapidaren Linien einer freien Zeichnung, die von einem mächtigen Willen geleitet war. Das tausendfältige Spiel des Lichts und der Reflexe gebändigt von der Energie fester Konturen, die das Zerfließende wieder zu kompakten Einzelgebilden zurückzwang. Was man bisher von moderner Art kannte, ließ sich damit nicht vergleichen. Van Goghs Arbeiten entzogen sich jeder Rubrizierung. Sie wiesen auf die Luft- und Lichtmalerei der Impressionisten, auf die pointillistische Farbenzerlegung der radikalen und dogmatischen Belgier und Franzosen, die Manets und Monets Lehren konsequent und pedantisch ad absurdum führten — aber an Stelle ihrer analytischen Manier trat hier eine majestätische Synthese, die über dem „Teilen" das „Herrschen" nicht vergaß. Man fühlte sich bei den Bauernbildern an den feierlichen Ernst Millets erinnert, aber die Malerei des Meisters von Barbizon erschien hier von allen braunen Dunkelheiten und aller öligen Schwere, die ihr anhaftet, befreit; ihre epische Ruhe war einer nervösen, fiebernden Unruhe gewichen. Auch an die exzentrischen Phantasien eines anderen jüngeren Holländers dachte man: an Jan Toorop, der aus der Verwirrung und dem Raffinement der modernen Welt den Weg zum Primitiven finden wollte, um wieder zu einfachen, groß wirkenden Formeln malerischen Ausdrucks zu gelangen.



Der Säer. (Nach Millet.)
Ölstudie von Vincent van Gogh.

Aber bei van Gogh war nichts von Toorops preziöser Art und kühler Berechnung zu entdecken, man spürte den innigen Kontakt mit der Natur, mit der herb duftenden Erdscholle, mit dem Wehen des Windes, mit dem Leuchten des Sonnenglanzes, der hier die Grundlage alles Schaffens abgab. Gewiß: der Meister war nicht über Skizze und Anlage hinausgediehen. Das ganze seltsame Lebenswerk war etwas Fragmentarisches, trug den Stempel der Unfertigkeit, des friedlosen Kampfes an der Stirn. Vieles war im Wollen stecken geblieben. Aber dies Wollen war etwas Starkes und Gewaltiges, dem man sich, willig oder unwillig, beugen mußte.

Merkwürdig wie das Werk war das Leben des Malers gewesen, der damals, vor sechzehn Jahren, zum erstenmal die Öffentlichkeit beschäftigte. Er war am 31. März 1853 in Groot-Zundert in Noord-Brabant geboren, als Sohn eines Predigers, und die Eindrücke des Vaterhauses sind für seine verschlungene Erdenwanderung wie für seine Kunst von großer Bedeutung geblieben. Aber ein Bruder seines Vaters, wie er selbst Vincent van Gogh geheißen, der Vater jenes Theodor van Gogh, den wir schon nannten, war Kunsthändler, und so trieb es den jungen Idealisten, der ein ethischer und ästhetischer Schönheitssucher zugleich war, zu dem Beruf des Onkels. Mehrere Jahre war er im Haag, in London, in Paris in den Häusern der großen Firma Goupil tätig. Doch die kaufmännische Behandlung der Dinge, denen seine tiefste Sehnsucht galt, konnte ihn auf die Dauer nicht fesseln. So gewinnen denn die Tendenzen der frühesten Jugendanregungen wieder das Übergewicht: 1876 gibt er seine geschäftliche Stellung auf, um in England — Schullehrer zu werden! Ein Jahr lang schlägt er sich, als Ausländer nur mit großen Schwierigkeiten, in Ramsgate und Isleworth als Erzieher der Jugend durch. Nach einem Jahre werden die ethischen Interessen von den ästhetischen wieder zurückgedrängt, er verläßt England und tritt in Dordrecht, dem altertümlichen Dorado der holländischen Maler, in eine Buchhandlung ein. Gleich darauf aber neigt sich das Zünglein der Wage wieder auf die andere Seite, und gebieterischer noch als vorher wird der Wunsch in ihm, auf Menschenseelen zu wirken: er beschließt, Geistlicher zu werden! 1877 geht Vincent van Gogh nach Amsterdam, um Theologie zu studieren. Doch auch die Gelehrsamkeit kann dem Unruhvollen, der sich noch nicht finden kann, keine Befriedigung gewähren. Er will Christentum ohne Dogma predigen, Religion ohne Wissenschaft treiben, und er geht ins benachbarte Belgien, um sich von der protestantischen Gemeinde in Brüssel zu den Bergwerkarbeitern ins „Borinage“ senden zu lassen; um als ein moderner Evangelist stillen, ernsten Menschen die ewige Wahrheit der Bibel schlicht zu predigen.

Hier erlebte er die große Wandlung. Wie fast um dieselbe Zeit der belgische Maler Constantin Meunier unter den ungeheuren Eindrücken dieser Bergarbeiterwelt zum Bildhauer reifte, da er nach einem lösenden, befreienden Ausdruck für die Empfindungen suchte, die ihn überwältigten, so ward der junge Prediger van Gogh dort zum Künstler. Was er, kein Meister der Rede, mit dem Wort nicht auszusprechen vermochte: das tiefe Mitleiden, Mitfühlen mit den schweigsamen Männern und Frauen, in deren Mitte er versetzt war, er begann es plötzlich in Zeichnungen aufs Papier zu bringen. Und der Siebenundzwanzigjährige beschließt, noch einmal den Beruf zu wechseln. Er kehrt ins Haus der Eltern zurück, die damals in einem kleinen Dorfe Etten lebten, um hier als unermüdlicher Autodidakt alles abzuzeichnen, was sein Auge sieht. Der Maler Anton Mauve, der feine Schilderer holländischen Landes und Volkes, von dem Max Liebermann so viel gelernt hat, ein entfernter Verwandter van Goghs, bringt ihm in seinem Atelier im Haag die handwerklichen Grundlagen des Malens bei, die der Neuling rasch verdaut.

Jetzt beginnt die rastlose Arbeitsgier Vincents, die ihn in wenigen Jahren die kolossale Masse seiner Bilder hervorbringen ließ. Als Mauve ihm nichts mehr geben konnte, spinnt er sich in einem eigenen Atelier im Haag ein, geht aufs Land, um bei den Brabanter Bauern



Boote in St. Maries. Ölstudie von Vincent van Gogh.

Motive zu finden, die er brauchte, besucht sogar, um sich technisch ja nichts zuschulden kommen zu lassen, 1885 noch auf ein paar Monate die Akademie von Antwerpen, und wandert endlich im Jahre darauf nach Frankreich, wo er heimisch wird.

Die herrschende Kunst, die der Holländer in Paris vorfand, war durchaus noch die des klassischen Impressionismus. Aber schon meldete sich die Gruppe derer zum Worte, die es sich zum Ziel setzten, die Malerei der „Schule von Batignolles" weiterzuführen. Neue Gedanken tauchten auf. Die Impressionisten hatten sich ganz und gar der Natur verschrieben. Sie hatten zwar auch das Wesentliche des Kunstwerks in der individuellen Art erblickt, in der der Maler ein Stück Natur sah und empfand, aber sie waren dann doch in der Wiedergabe dieses persönlichen Eindrucks durchaus als Diener des Gesehenen aufgetreten. Ihre Absicht war gewissermaßen: die subjektive Impression zu objektivieren, und nun alle Kraft darauf zu verwenden, jenen „coin" der Wirklichkeit, wie ihr Theoretiker Zola sagte, zwar durch ihr „Temperament" gesehen, aber doch in der Eigenart seiner Erscheinung festzuhalten. Die jüngere Generation ging weiter. Sie knüpfte an das subjektivistische Element der Manet-Prinzipien an und schritt nun ganz radikal zu einer Kunst vor, in der sich das Individuum des Malers zur souveränen Herrschaft über das Objekt aufschwingt. Das Mittel wird vor allem: eine energische Vereinfachung, ein immer schärferes Herausarbeiten der entscheidenden Züge aus der Fülle des in der Natur Vorhandenen, ein Reduzieren dieser verwirrenden, von der Hauptsache abziehenden Vielheit auf die geringe Zahl von Flächen, Linien, Farbenwerten, Kontrasten, die das Wesen des Naturausschnitts bestimmen. Alles kommt auf ein Vereinheitlichen, auf ein Zusammenfassen, eben auf eine Synthese an, die nicht mehr ein Spiegelbild der Wirklichkeit liefert, sondern einen nach künstlerischen Gesichtspunkten hergestellten Extrakt aus ihr, der dennoch eine Illusion des Lebendigen, Natürlichen vermitteln soll. Es waren vor allem Paul Cézanne und Paul Gauguin, die, auf verschiedene Weise, damals in diesem Sinne tätig waren und einige jüngere Künstler um sich sammelten. Daneben blühten und lebten freilich noch die älteren Kräfte der neueren französischen Kunst.

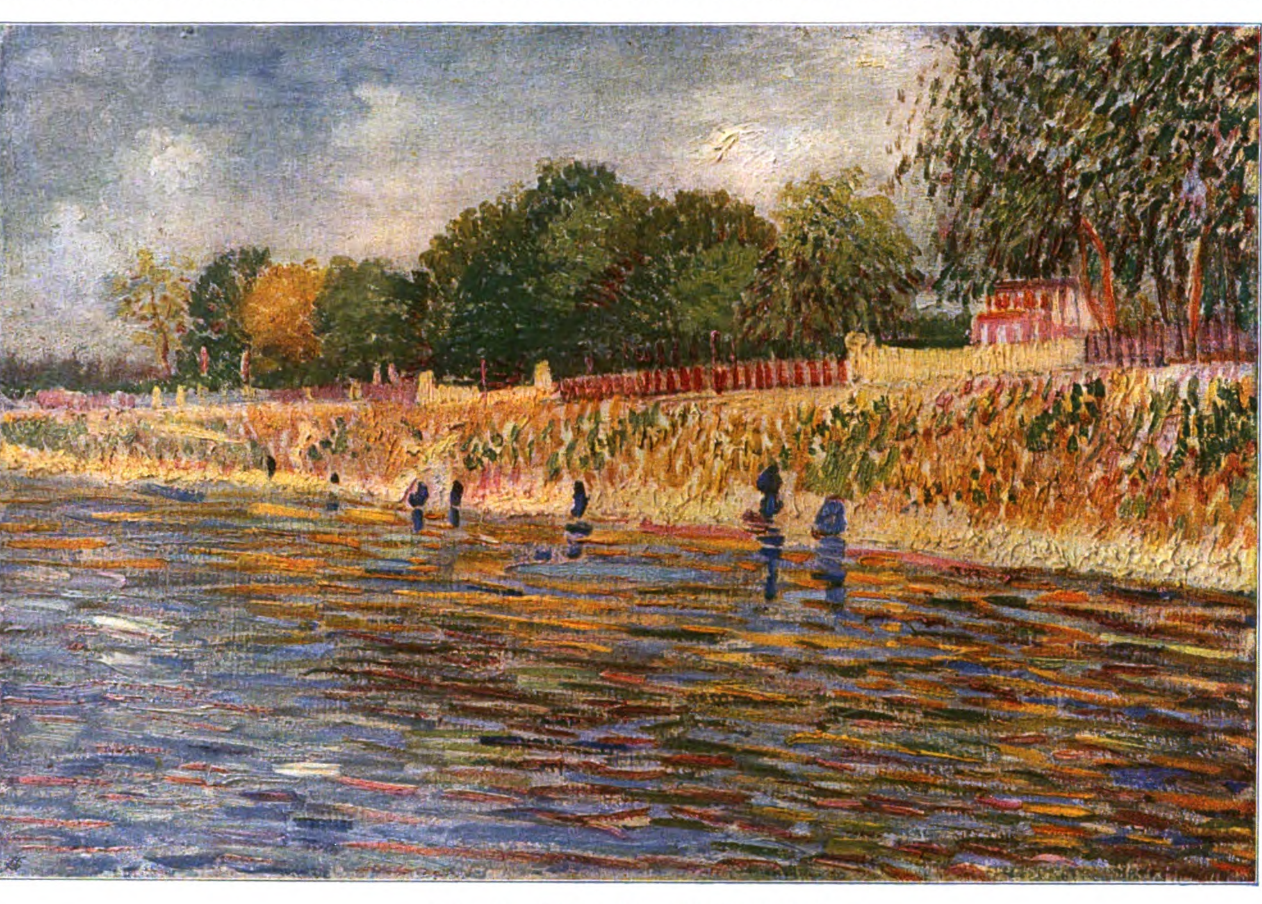
Van Gogh nahm alle diese Elemente in sich auf, um sie mit der Eigenwilligkeit seines Talents zu durchtränken und sie alle sich untertan zu machen. Die Manet-Leute zunächst konnte er gebrauchen, um seine noch etwas düstere holländische Farbe aufzuhellen. Namentlich an Pissarros Art schloß er sich an, und die Studie des „Seineufers", die wir hier in einer vorzüglich gelungenen farbigen Reproduktion bringen, zeigt deutlich genug, wie eng er zu dem „Patriarchen des Impressionismus" Fühlung nahm. Wie er sich Pissarros feinfühlige Tupftechnik zu eigen machte, die bei aller Sorgsamkeit der koloristischen Analyse doch auch der Stimmung, der „Seele" der Landschaft gerecht zu werden suchte. Wie er seiner wohlerwogenen, behutsamen Kompositionsmanier folgte, die von einer scheinbaren Zufälligkeit des Ausschnitts leise zu bildmäßiger Geschlossenheit vorrückte. Auch Seurat, dem Hohenpriester der „Neoimpressionisten", die aus Monets „Komma" die Konsequenz zogen und, jede Mischung auf der Palette verschmähend, die reinen Farben nebeneinander auf die Leinwand tüpfelten, trat van Gogh nahe. Den pedantischen Pointillismus der Seurat, Signac, Luce und ihrer Gefolgschaft hat er nach wenigen Versuchen wieder aufgegeben, weil diese ängstliche Konstruktion seinem innersten Wesen entgegen sein mußte; aber die nicht zu leugnenden Fortschritte der Gruppe in der Farbenanschauung und Lichtmalerei hat er auch späterhin benutzt, um die Leuchtkraft seiner Bilder zu steigern. Stärker aber wirkte auf van Goghs innerstes Künstlertum das Vermächtnis Millets, des großen Bauernmalers der Normandie. Nicht umsonst war er in Holland zu einer Zeit zur Kunst abgeschwenkt, als Jozef Israëls auf der Höhe seiner Kraft stand, dem auch Mauve viel zu verdanken hatte. Nicht umsonst hatte er im Borinage sein Können entdeckt, dem Meunier seine Stoffe entnahm. Nun fand er von Israëls und Meunier den



Der Holzhacker.
Ölstudie von Vincent van Gogh.

Weg zu der Quelle, die auch sie gespeist hatte: zu Millet. Dem Manne, der die Jugend lehren, der zu den Arbeitern der Bergwerke das Evangelium tragen wollte, mußte die konfessionslose Religiosität des Meisters von Barbizon teuer sein. Die Feierlichkeit, mit der Millet seine Gestalten über den Horizont der weiten Ackererde aufsteigen ließ, die schlichte, doch tief ergreifende Monumentalität, mit der bei ihm der Landmann zur Verkörperung des Bodens wird, den er bestellt, zu einer Personifikation des innigsten und einfachsten Verhältnisses zur Natur, die wortlose Frömmigkeit, die seine Gruppen und Einzelfiguren beseelt, das alles machte auf van Gogh tiefen Eindruck. „Rembrandt und Delacroix," schrieb er einmal, „haben die Gestalt Christi gemalt, Millet seine Lehre." Auf einer großen Zahl kleiner Blätter hat er Milletsche Zeichnungen nachgeahmt, oft treu kopiert. Unser „Säer" gibt eine Probe dafür, wie er sogar mit Ölfarben dem ältern Meister folgte. Aber wie hat sich die Vorlage hier verändert! Nie hätte Millet einen flammenden Abendhimmel wie diesen gemalt, nie eine solche violette Ackerfläche gewagt, die sich förmlich zu bewegen scheint, so daß wir den Schritt des Bauern doppelt fühlen, fast zu hören vermeinen. Alles ist dramatischer, temperamentvoller geworden, und für die Milletsche Größe, die es verlor, hat das Bild ganz neue Qualitäten angenommen. Besonders charakteristisch aber sind die flackernden, unruhigen Linien des Schurzfells und des Kostüms überhaupt; van Gogh hat hier gleichsam aus Millet das herausgelöst, sichtbar gemacht, was dieser einem noch älteren französischen Meister: Daumier, verdankte, dem ersten, der es unternahm, Gestalten des modernen Alltags aus ihrer natürlichen Erscheinung, aus den Bedingungen ihres Wesens heraus ins Monumentale zu steigern, ohne dabei Anleihen bei der Renaissance zu machen. Auf diesem Bilde des Sämanns kann man demnach die ganze Entwicklung mehrerer Generationen französischer Maler ablesen, und van Gogh ist's, der, durchaus im Stil der Vergangenheit, die aus dieser Methode ihre beste Kraft sog, die ganze Erbschaft der Vorgänger, bewußt oder unbewußt in sich aufnahm, sie nach dem Willen seiner Persönlichkeit umzumodeln.

Auch der „Holzhacker" gehört noch in die Gruppe van Goghscher Werke, die auf Millet zurückdeuten. Doch hier ist, wie man sieht, der Einfluß des älteren Impressionismus bereits im Schwinden. Nun werden seine Striche breiter, mächtiger, derber, maßloser. Man glaubt es, wenn man hört, daß er die Farbe oft unmittelbar aus der Tube auf die Leinwand laufen ließ, ohne die Vermittlung des Pinsels, die ihm zu lange dauerte. Denn immer unruhiger, immer rasender, immer verzehrender wird jetzt seine Malerei. Es ist ein Kampf, der nun anhebt, ein Ringen mit den Erscheinungen, die er mit aller Unmittelbarkeit der Wirkung, die er selbst verspürte, festhalten wollte. Es sind nicht mehr Darstellungen der Wirklichkeit, sondern Phantasien auf ihre Bilder, die doch so tief in einer ehrfürchtigen Naturanschauung wurzeln, daß sie den Zusammenhang mit dem lebendigen Wesen der Gotteswelt ringsum nie verlieren. Es sind Visionen der Urphänomene dessen, was das leibliche Auge sah; Reduktionen von Landschaften und Gestalten auf die einfachsten malerischen Grundformen. Das ergibt oft nur Andeutungen, Entwürfe mehr als „Bilder" im engeren Sinne; aber es vermittelt in dieser lallenden Sprache, in diesem Stammeln, das seinen Grund in heiligster Erregung hat, doch so merkwürdige und so überzeugende Eindrücke, daß man in allen diesen unfertigen, tollen, wie ein kluger Beurteiler von van Goghs Kunst sagte: „weniger gemalten als herausgestoßenen" Bilderfragmenten die Faust des Genies spürt. Vom Realismus ist hier keine Rede mehr. Mit voller Absicht rückt der Künstler von der Malerei ab, die nach der Illusion des Wirklichen strebt, und läßt sich nur auf eine Sprache ein, die ein Symbol für das Geschehene gibt, aber ein rein malerisch, ohne Mitwirkung des Verstandes gewonnenes Symbol. Im ersten Augenblick verblüffen diese Arbeiten, diese seltsamen Ebenen, die sich in tausend Strichen hinziehen, diese wahnsinnigen Bäume und Büsche, deren Zweige sich zum Himmel emporsträuben, diese



Seineufer. Ölstudie von Vincent van Gogh.

Häuser, die von innerem Leben zu zittern scheinen. Aber versenken wir uns tiefer in die Art ihrer Malerei, so erkennen wir plötzlich durch alle Extravaganzen hindurch die Wahrheit dieser Schilderungen. Die Ebenen gewinnen eine Weite, die Bäume eine Größe, die Büsche eine Fülle, wie wir sie sonst kaum oder nie wahrgenommen haben; und wir fragen uns, ob solche Wirkungen nicht die exzentrische, selbstherrliche, um alle Konventionen unbekümmerte Manier aufwiegen, die hier angewandt ist.

Ein besonderes Kapitel bilden daneben van Goghs Bildnisse. Auch den Problemen menschlicher Köpfe ist er mit seiner lapidaren Malweise zu Leibe gegangen. Man sieht breite, dicke, oft rohe Pinselstriche, Pinselhiebe. Eine ungehobelte alla prima-Malerei. Dazu ungeniert hingestrichene primitive Konturen, die das Antlitz begrenzen und gegen den Hintergrund abheben. Und doch öffnen sich bei der Betrachtung dieser Gesichter überraschende, fast erschreckende Durchblicke ins innerste Wesen der Persönlichkeiten, die van Gogh konterfeite. Oft nehmen Blick und Haltung eine archaische Starrheit an, die von Fern an die Porträts erinnern, die man in ägyptischen Gräbern der koptischen Zeit gefunden hat; aber hinter dieser Starrheit wogt ein geheimes individuelles Leben, dessen unruhiges Auf und Ab im Bilde einen monumental fixierten Ausdruck gewonnen hat. Am stärksten wird dieser Eindruck in van Goghs Selbstbildnissen, in denen er mit erbarmungsloser Aufrichtigkeit von den heißen Wünschen und den Zweifeln seiner Seele malerisch Rechenschaft abgelegt hat. Man kann diesen viereckigen, plebejischen Kopf, in dem von den tausendfältigen Qualen und spärlichen Wonnen eines tragischen Lebenskampfes Bericht gegeben wird, nicht ohne tiefe Ergriffenheit betrachten.

Ein Ringen. Aber nicht nur ein Ringen mit der Natur um ihre Geheimnisse; auch ein Kampf mit dem eigenen Können. Die Hand ist nicht fähig, alles das auszusprechen, was das Auge und der Wille aussprechen möchten. Sie gehorcht den Konzeptionen nicht, **kann** ihnen vielleicht nicht völlig gehorchen. Ein klaffender Widerspruch entstand zwischen van Goghs Plänen und der Fähigkeit, sie durchzuführen. Auch Klarheit, Übersichtlichkeit des Ausdrucks gehört zur Kunst — er fühlte seine Kraft an dem Problem zerbrechen, die Erfüllung dieser Pflicht mit seiner Malersehnsucht in Einklang zu bringen. So schwand die Widerstandsfähigkeit seiner schwächlichen Gesundheit; und sein Geist erkrankte. Mit finsterer Energie zwang er sich weiter zu rastloser Arbeit, und seine glühende Phantasie gebar nur noch leichter ein Werk nach dem andern. „Je kränker ich werde, desto mehr Künstler werde ich," schrieb er. Und vielleicht liegt eine tiefe, unheimliche Wahrheit in dem Gefühl, daß der Geist, der aller Fesseln mehr und mehr ledig wird, um so freier sich in die Regionen des Schaffens emporschwingen kann, weil die Hemmungen der Vernunft mehr und mehr nachlassen. Schon in Arles, wo er mit Gauguin zusammenarbeitete, verlor van Gogh das Gleichgewicht. Es kam zu einem schrecklichen Auftritt mit dem Freunde, in dem ein Mord- und ein Selbstmordversuch eine blutige Rolle spielen. Dann rettete sich van Gogh in das Haus des gütigen, liebevollen Dr. Gachet in Auvers-sur-Oise, der, selbst Maler und Arzt in einer Person, am besten wußte, was dem verwirrten Genie nottat. Auch hier hat van Gogh noch eifrig gemalt und gezeichnet, und die Ruhe, die um ihn ward, ließ sein Werk in Bildern von reinerer Harmonie ausklingen, als sie ihm vorher beschieden war. Doch er war nicht mehr Herr über sich selbst. Und so sollte eine Kugel ins Herz dem verlorenen Leben vollends ein Ende machen. Er traf nicht sicher und lebte noch anderthalb Tage. Der treue Gachet setzte sich an seine Leidensstatt und plauderte mit ihm über die Dinge, die in solchen Momenten allein noch Wert für uns haben, wenn alle Kleinheit unserer Existenz von uns abgefallen ist wie Frühnebel von den Bergen. Nur wenn Gachet den Künstler fragte, warum er denn zur Pistole gegriffen — zuckte van Gogh mit den Achseln und antwortete nicht . . .

Am 28. Juli 1890 ist er gestorben.

Fichte als nationaler Prophet.

Von Prof. Dr. Friedrich Meinecke, Freiburg i. B.



Die ernsten Säkularerinnerungen, die wir in diesen Jahren feiern, rücken von den schweren Tagen zu Jena und Tilsit zu den Zeiten hinüber, wo unter der Winterdecke der Fremdherrschaft neue grüne Saat emporsproß. Wir durchleben jetzt das große Jahr des Steinschen Ministeriums und haben von neuem ein Ohr für die Reden an die deutsche Nation, die Fichte im Winter 1807/8 in Berlin hielt. Sie sind ja in dem Jahrhundert, das uns von ihnen trennt, niemals ganz verhallt, sind immer wieder gedruckt, gelesen und gerühmt worden als eines der großen Fanale unserer neueren deutschen Geschichte, aber darum wendet man, auf welchem Aussichtspunkt man auch stehen möge, immer mit Freude wieder sein Auge zurück zu dieser hellen Flamme auf dem Berge, und immer wieder kann ein frischer Wind, der sich im Leben der eigenen Zeit erhebt, ihr neuen Luftzug und Kraft zuführen. So war es, als Heinrich v. Treitschke im Jahre 1862 am Vorabend der deutschen Entscheidungen mit einem von Hoffnung hochschlagenden Herzen seinen Aufsatz über „Fichte und die nationale Idee" schrieb und damit seine eigene Tätigkeit als großer Redner an die deutsche Nation eröffnete. Wir haben heute keinen Fichte und keinen Treitschke mehr, aber wir stehen möglicherweise auch wie sie am Vorabend schwerer Entscheidungskämpfe für Deutschland, fühlen jedenfalls angesichts einer drohenden Gefahr abermals das Bedürfnis, alle inneren und äußeren Kräfte unseres nationalen Daseins zusammenzuraffen. So sehen wir mit besonderer Bewegung heute das Feuerzeichen, das Fichte vor 100 Jahren aufrichtete, und dürfen auch sagen:

Die Flamme reinigt sich vom Rauch,
So reinige unseren Glauben, —

denn gerade unserem Glauben, unseren moralischen Überzeugungen hat Fichte heute etwas zu sagen, etwas anderes als 1862 zu der Generation Treitschkes, aber etwas, das uns vielleicht sogar näher in das Zentrum seiner Gedanken hineinführt, als das, was Treitschke damals aus ihnen entnehmen konnte.



J. G. Fichte. Stich von Bollinger.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst kurz den äußeren Hergang der Reden.

Am Sonnabend den 28. November 1807 konnte man in der Vossischen Zeitung folgende Ankündigung Fichtes lesen: „Meine gewöhnlichen Vorlesungen in den Winterhalbjahren für ein gemischtes Publikum aus beiden Geschlechtern werde ich auch diesen Winter zu der gewöhnlichen Stunde Sonntags von 12—1 Uhr halten; und zwar werde ich in denselben die vor drei Jahren angehobene Betrachtung, die unter dem Titel: ‚Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters' auch gedruckt ist, bis auf unsere Tage fortführen." Am Sonntag den 13. Dezember begann er dann im runden Saale des alten, in jüngster Zeit erst gefallenen Akademiegebäudes Unter den Linden zu lesen und schloß mit seiner 14. Rede am 20. März 1808. Während er redete, hörte man zuweilen von der Straße die Trommeln der französischen Garnison, aber die Franzosen behelligten ihn nicht. Er selbst mußte sich auf anderes gefaßt machen. „Ich weiß recht gut, was ich wage," schrieb er, „ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich treffen kann. Aber dies ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern auch sterben." Die damalige preußische Zensur war mißtrauischer als die französischen Machthaber und hat — diese Vorgänge sind erst in neuerer Zeit bekannt geworden — den Druck der Reden durch allerlei Bedenken erschwert, die nicht nur der Angst vor den Franzosen, sondern auch der Angst vor einer freimütigen Beurteilung der bisherigen preußischen Politik entsprangen.

Schließlich hat Fichte auch im Drucke nichts Wesentliches seiner Gedanken zu opfern brauchen. Der Moniteur in Paris aber begnügte sich mit der Erwähnung, daß ein berühmter deutscher Philosoph in Berlin Vorträge über Verbesserung der Erziehung halte.

So unauffällig war im ganzen der Verlauf, — Fichte war, seiner äußeren Stellung nach, nicht mehr als ein außer Amt gerade lebender Professor, der durch private Vorlesungen sich diese ganzen Jahre hindurch mit erhalten mußte. Wohl war er damals zugleich, wie wir heute sagen würden, eine interessante moderne Erscheinung, der sich einige Jahre zuvor, dank seinem angeblichen Atheismus — le fameux athée Fichte, wie der Moniteur sagte — bei manchen anrüchig gemacht hatte. Aber er mutete den Hörern seiner Vorlesungen eine so schwere Kost, eine so abstrakte und mühsame Gedankenarbeit zu, daß nur ein ganz kleiner und auserlesener Kreis imstande gewesen sein kann, ihm ganz zu folgen. Volkstümlich in der Weise Luthers hat Fichte nie sein können, und so heroisch seine Absicht auch war, dem preußischen Heere von 1806 als eine Art von Laienprediger ins Feld zu folgen und „Schwerter und Blitze" zu ihnen zu reden — so ist es doch vielleicht gut, daß ihm die Enttäuschungen erspart wurden, die ihm bei der Ausführung beschieden gewesen wären. Schwerter und Blitze zu reden, war ihm wahrlich wie keinem anderen damaligen Deutschen gegeben, aber er bedurfte eines viel weiteren Horizontes, als ihn irgendein zufälliger Hörerkreis ihm bieten konnte, um seine Blitze auszustreuen über die deutsche Nation. Er gehört zu denen, die gewiß auch im Augenblick ihres persönlichen Wirkens auf alle empfänglichen Zeitgenossen mächtig eindringen, sie in den Grund der Seele bewegen konnten, aber deren volle Wirkung eines säkularen Spielraumes bedarf. Es ist auch heute noch ein geschärftes Auge nötig, um die ganze Bedeutung seiner Gedanken zu erkennen, aber diese Gedanken erweisen sich dabei auch als fast unerschöpflich. Fichte erlebt als Philosoph und insbesondere als Geschichtsphilosoph heute eine Art von Wiederauferstehung, bei der man mit Staunen gewahr geworden ist, wieviel fruchtbare moderne Keime unter einer harten Schale bei ihm schon liegen. Wir wollen das auch von dem nationalen Propheten Fichte zeigen, aber müssen uns freilich auch hier erst durch die harte Schale hindurcharbeiten, müssen das Spröde, das Fremdartige, das uns Widerstrebende sogar erst unumwunden und unverschleiert zur Sprache bringen, bevor wir zu dem für uns Lebendigen gelangen können.

Von einem nationalen Propheten verlangt man nicht, daß er prophezeie und die Zukunft erkenne, sondern daß er Kräfte erkenne und schaffe, mit denen die Zukunft gebaut wird. Inwieweit, so dürfen wir fragen, hat Fichte schon diejenigen nationalen Gedanken und Forderungen, die in unserem heutigen deutschen Nationalstaate lebendig sind, geweckt und vertreten?

Wir finden manches Wort wohl, das uns innerlichst verwandt berührt. Unser Nationalgefühl beruht im letzten Grunde auf gewissen einfältig-mächtigen Urinstinkten, auf Lebensgemeinschaft, die die Generationen miteinander verknüpft, die schlecht und recht sagt: Wir sind, was wir geworden sind, und wollen uns aller Welt zum Trotz darin erhalten. Auch bei Fichte weht ein starker Hauch von solcher Urempfindung, wenn er von den alten Deutschen etwa sagt: „Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortfuhren, ihre Angelegenheiten selbständig und ursprünglich ihrem eigenen Geiste gemäß zu entscheiden ... und daß sie diese Selbständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten." Zu den fast schon vulgär gewordenen und etwas abgeschliffenen Bestandteilen deutschen Nationalbewußtseins gehört es, das „deutsche Gemüt" zu preisen. Wenn auch Fichte vom „deutschen Gemüt" und der „ganzen wunderwirkenden Kraft des deutschen Gemüts" spricht, so hat das zwar in seinem Munde einen vornehmeren und edleren, aber uns doch ganz und gar vertrauten Klang. Nicht minder auch, wenn er auf die leidige Ausländerei der Deutschen schilt und sich darüber aufhält: „Der Gipfel aber unseres Triumphes ist es, wenn man uns gar nicht mehr für Deutsche, sondern etwa für Spanier oder Engländer hält, je nachdem nun einer von diesen gerade Mode ist." Wie es in Wahrheit um das Wertverhältnis zwischen deutscher und ausländischer Kultur steht, darüber spricht Fichte Ansichten aus, die auch dem hochgespanntesten deutschen Nationalbewußtsein unserer Tage genügen würden. Deutschland und Ausland sind ihm Gegensätze wie Tag und Nacht, wie Leben und Tod. Die ganze Weltgeschichte seit der Völkerwanderung wird unter diesen Gegensatz gestellt. Die Deutschen, zu denen er im weiteren Sinne auch die in ihren Sitzen gebliebenen germanischen Nachbarstämme rechnet — sind das rein gebliebene Ur- und Muttervolk, sie sind es schon kraft ihrer ursprünglichen Sprache, die unmittelbar aus der lebendigen Natur fließt, während die ausgewanderten und romanisierten Stämme mit der Annahme einer fremden Sprache auch die Wurzeln dieser Naturkraft durchschnitten haben und fortan nur eine tote und flache Bildung erzeugen können. Es ist an sich viel Tiefes und Fruchtbares in diesen Gedanken Fichtes über den innigen Zusammenhang zwischen Sprache und Geistesleben, und seine Kritik der romanischen Sprachen und Kulturen — er zielt natürlich immer dabei auf die französische in erster Linie — erinnert in manchem an die berühmte Kritik, die der große französische Denker Taine an dem toten esprit classique seiner Landsleute und an der Verödung und Verärmerung ihrer Sprache im ancien régime

geübt hat. Aber es streift doch schon an nationale Überhebung und Selbstgerechtigkeit, wenn Fichte erklärt: „Alle die Übel, an denen wir jetzt zugrunde gegangen, sind ausländischen Ursprungs." Selbst sein großes und starkes Wort: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend," hat einen solchen Beigeschmack von überreiztem Chauvinismus.

Aber würde ein moderner Alldeutscher bei Fichte wirklich seine Rechnung finden? Oft würde ihm das Herz lachen, ebensooft aber würde er auch bedenklich den Kopf zu schütteln haben. Er würde es nicht verstehen, wie es Fichte mit seinen löblichen Ansichten über den unbedingten Vorrang deutschen Wesens in der Welt vereinigen könne, über Ehre und äußeren Nationalruhm als Triebfedern nationalen Handelns so abschätzig zu sprechen. Wie nun gar, wenn er auf die Meinung stößt, daß der Deutsche die Meere und den Welthandel nur ruhig den anderen Völkern überlassen und sich mit dem begnügen solle, was sein reichlich ausgestattetes Land und sein Fleiß ihm gewährten. „O möchte doch nur den Deutschen sein günstiges Geschick ebenso vor dem mittelbaren Anteile an der Beute der andern Welten bewahrt haben, wie es ihn vor dem unmittelbaren bewahrte!" Was für verschrobene Ideen, wird unser moderner Normaldeutscher sagen, was für unfaßliche Widersprüche. Welche unmögliche Bilanz zwischen Produktion und Konsumtion der Nation. Alle geistigen Güter des Auslandes sollen von Deutschland produziert werden, aber auf alle materiellen Güter des Auslandes soll es verzichten? Immerhin, der Zweck dieses Verzichtes und dieser Abschließung soll ja, wie Fichte erklärt, sein: die „innere Selbständigkeit und Handels-Unabhängigkeit" des deutschen Volkes. Also, wird unser Kritiker vielleicht sagen, am Ende doch in altfränkischem Gewande ein guter Inhalt, etwas Ähnliches wie Heimatpolitik des Bundes der Landwirte.

In dieser Heimatpolitik einerseits, in der Welt- und Übersee-Politik anderseits haben die beiden großen Erwerbszweige der heutigen Nation, Landwirtschaft und Industrie, zwei charakteristische Grundtypen moderner Nationalpolitik geschaffen. Beide berufen sich dabei auf die nationale Idee, beide ziehen in der Tat aus ihr den besten Teil ihrer moralischen Kraft. Darum können sie in manchen Dingen, die von ihren unmittelbaren wirtschaftlichen Interessen nicht berührt werden, politisch zusammengehen, um freilich überall da, wo diese Interessen sich kreuzen, heftig aufeinander zu stoßen, jeder dabei mit dem Anspruch, das wahre und eigentliche Wohl der Nation zu vertreten. In einem Punkte aber treffen auch ihre eigensten Interessen zusammen: In der Steigerung des nationalen Gedankens zum nationalstaatlichen Gedanken. Nationales Leben ohne nationalen Staat scheint uns fast wie ein Messer ohne Schneide. Nur durch staatliche Machtpolitik und alles, was dazu gehört, können die großen realen Lebensinteressen der Nation, mag man sie nun so oder so verstehen, wirksam geschützt oder verteidigt werden gegen den Wettbewerb der anderen Nationen, und was die idealen, die Kulturinteressen der Nation betrifft, so bedürfen sie zwar um ihres inneren Wesens willen größerer Unabhängigkeit vom Staate, aber auch sie können seines Schutzes und seiner fördernden Impulse nicht ganz entbehren, auch sie fordern von sich aus die nationalpolitische Einheit als großen geistigen Wert für sich, fordern den großen Nationalstaat zur vollen Auswirkung auch des Charakters und der Persönlichkeit.

So etwa die moderne Ansicht vom Verhältnis der Nation zum Staate. Manchmal scheint wohl Fichte ihr schon ganz nahe zu kommen. Es ist keine Frage, daß ein dringendster, heißester Wunsch von ihm ist, Deutschland möge seine verlorene politische Selbständigkeit wieder gewinnen, daß die unmittelbare praktische Absicht seiner Reden ist, ein neues Geschlecht zu erziehen, das tauglich sei, den Befreiungskampf siegreich durchzukämpfen. Aber was soll dann werden, wenn die Nation in der Lage ist, ihr politisches Schicksal wieder selbst zu bestimmen? Hat Fichte wirklich schon den nationalen Einheitsstaat in unserem Sinne als Ziel des Strebens verkündet? Man kann es doch keineswegs mit solcher Sicherheit, wie es oft geschehen ist, behaupten. Wir finden wohl manches, was darauf hindeutet, aber auch wiederum manches, was sich gar nicht damit vereinigen läßt. Er erwägt z. B. den Fall, daß in der Vergangenheit ein besonderer deutscher Staat darauf hätte ausgehen können, die ganze deutsche Nation unter seiner Regierung zu vereinigen. Aber das wäre, sagt er wörtlich, „ein großes Mißgeschick für die Angelegenheiten deutscher Vaterlandsliebe gewesen," und „jeder Edle über die ganze Oberfläche des gemeinsamen Bodens hinweg hätte dagegen sich stemmen müssen". Denn es wäre dadurch die bisherige „republikanische Verfassung" — wir würden sagen die Vielstaaterei in Deutschland — vernichtet worden und damit „die vorzüglichste Quelle deutscher Bildung und das erste Sicherungsmittel ihrer Eigentümlichkeit". Eine *republikanische* Einheit der deutschen Nation wollte ihm schon besser behagen, aber ihm kam es auf die äußere Form und Erscheinung der politischen Einheit überhaupt nicht an. Eine ideale Einheit im deutschen Staatsleben soll allerdings sein, und so streng und kräftig wie möglich, insofern überall die „deutsche Nationalliebe selbst an dem Ruder des deutschen Staates sitze, oder doch mit ihrem Einflusse dahin gelangen könne". Ist das der Fall, dann mag der deutsche Staat immerhin als einer oder mehrere erscheinen, — es „tut nichts zur Sache".

Wer heute sich mit solchen Gedanken hervorwagen wollte, würde als verträumter Idealist belächelt werden. Dem Redner von 1808 wird man sie vielleicht zugute halten und ihm als geschichtliches Verdienst zubilligen, daß er den kommenden Nationalstaat zwar noch nicht erkannt, aber doch in den Gemütern vorbereitet habe durch die Entzündung deutscher Nationalliebe überhaupt. Aber was kann er uns als nationaler Prophet heute und für unsere Zeit noch sagen?

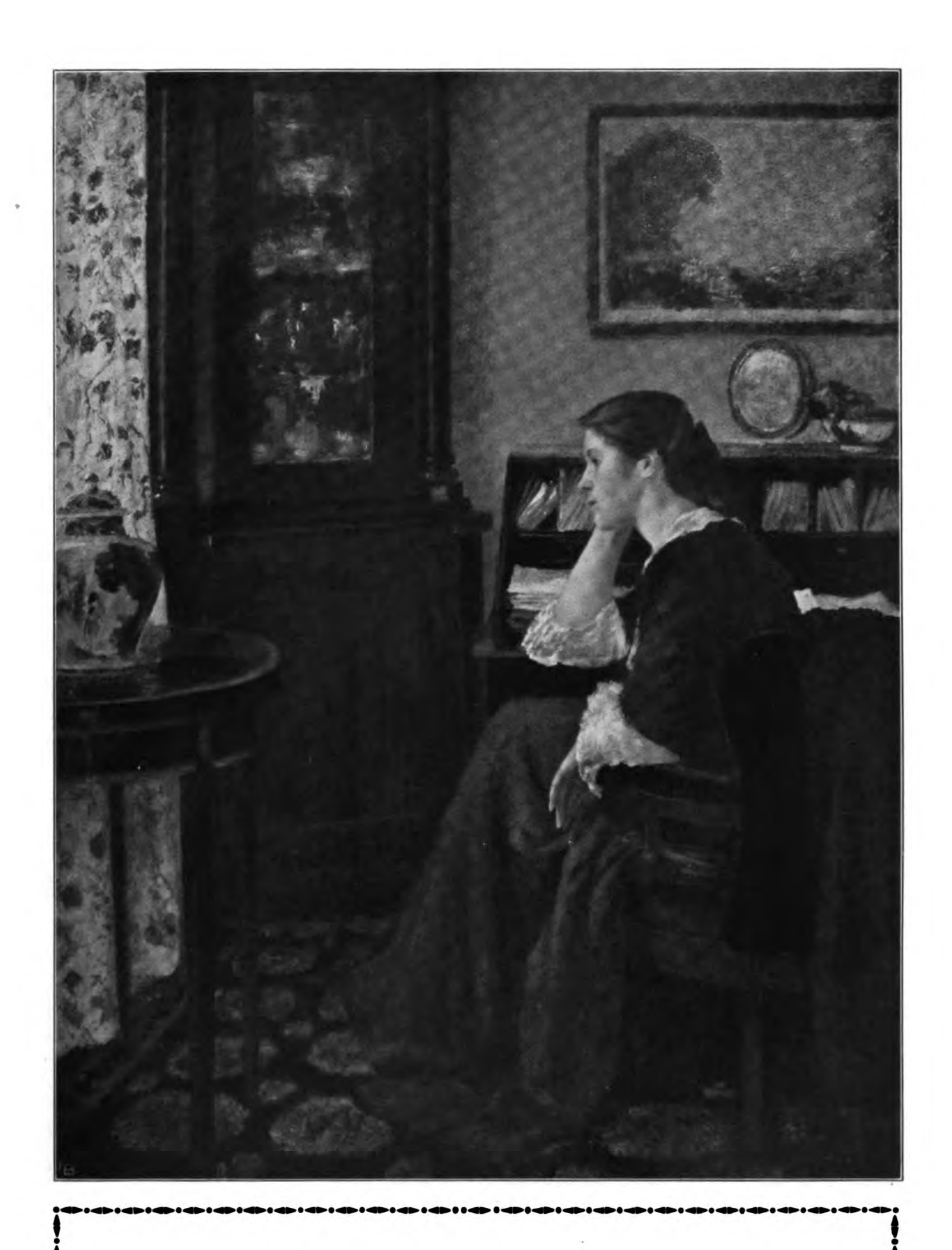
Um diese Frage dennoch überzeugt bejahen zu können, muß man etwas weiter ausholen, muß man nach den letzten Quellen forschen, aus denen die merkwürdigen Widersprüche seiner nationalen Gedanken, der beinahe chauvinistischen Überschätzung deutschen Volkstums auf der einen, der unpolitischen Auffassung vom Wesen des nationalen Staates anderseits, herstammen und sich psychologisch erklären lassen. Man muß einen Blick in die Entwicklung der Fichteschen Welt- und Lebensanschauung tun, um das Wesen seiner nationalen Überzeugungen richtig zu würdigen. Seine Reden an die deutsche Nation stellen ohne Frage eine neue, höhere Stufe dieser Entwicklung, eine neue, große Erkenntnis, die er gewonnen hatte, dar; aber man würde sich den Weg zum Verständnis dieses Neuen sofort versperren, wenn man nicht auf die Zwischenstufen achtete, die alte und neue Überzeugungen und Ideale bei ihm miteinander verbinden.

Fichte war weltbürgerlich gesinnt von Hause aus, — und ist es auch noch, wie wunderbar das klingen mag, in den Reden an die deutsche Nation. Eben jenes vorhin angerufene Wort: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend," hat neben der chauvinistischen und nationalistischen noch eine eminent weltbürgerliche Seite. Sie entspringt dem hohen Glauben, daß die Deutschen das eigentliche Welt- und Menschheitsvolk seien, daß sie vor allem durch ihre Natur dazu berufen seien, für die höchsten menschheitlichen geistigen und sittlichen Aufgaben zu arbeiten. Fichte teilte diesen Glauben mit den großen Denkern und Dichtern seiner Zeit, mit Schiller, Humboldt, Novalis usw.; aber auch in der breiten und seichten Tagesliteratur von damals findet man nicht selten die Meinung, daß der Deutsche sich für die Vernichtung seiner politischen Selbständigkeit und seines äußeren nationalen Ansehens schadlos halten müsse durch Pflege einer weltbürgerlichen Kultur, für die er nun einmal prädestiniert sei. So war es ein Glaube, den hohe und niedere Geister haben konnten, der je nachdem zu unwürdiger nationaler Schlaffheit oder zu höchster sittlicher Energie führen konnte. Und welcher gewaltigen Steigerung und Anspannung er fähig war, zeigt eben Fichte. Die weltbürgerliche Mission des deutschen Volkes ist ihm kein billiger Trost im Unglück, sondern ein Beweggrund zu stolzem und mutigem Aufblick. Ihr seid, so sagen seine Reden, das eigentlich auserwählte Volk, auf Euch, wenn Ihr Euch als Volk erhalten könnt, beruht die Zukunft des Menschengeschlechtes! Es war der wirksamste Waffensegen, den er für den kommenden Befreiungskampf aussprechen konnte; bei dieser und eben bei dieser Seite mußte der damalige Deutsche der höheren Stände angepackt werden, wenn er den Weg aus seinem bisherigen staatlosen und rein geistigen Dasein hinüberfinden sollte auf das Schlachtfeld und in die Welt politischer Arbeit hinein. Man sieht, daß man, um national und politisch zu werden in Deutschland, nicht notwendig zu brechen brauchte mit dem bisherigen weltbürgerlichen Geiste der Bildung, daß auch in diesem eine Quelle nationaler Kraft verborgen lag, daß die Zeitalter der neueren deutschen Geschichte nicht so streng geschieden sind, sondern daß ein großer innerer Zusammenhang in ihnen waltet.

Aber, wird man sagen, bedürfen wir noch heutzutage einer solchen weltbürgerlichen Substruktion unseres deutschen Nationalbewußtseins? Sie mag heilsam und richtig gewesen sein für die damaligen Tage, aber sie war doch auch damals nur möglich durch allerlei Illusionen und Überspannungen, die unser modernes realistisches Denken sich nicht mehr bieten lassen kann. Wir können nicht mehr so gleichgültig sein gegen die äußeren Formen des Staates, wie es Fichte in seinem halb nationalen, halb universalen Idealismus war; wir können nicht, wie er, verzichten auf die Beute der überseeischen Welt, damit das Welt- und Urvolk der Menschheit sich rein erhalte; wir können auch diese ganze These von Ur- und Normalvolk selbst den verstiegensten unserer heutigen Chauvinisten nicht mehr zugute halten, weil wir, bei aller Kraft und Entschiedenheit unseres nationalen Egoismus, doch durch die Geschichte über den eigenartigen Wert und das Lebensrecht auch der übrigen Kulturnationen belehrt sind, weil wir zu genau wissen, daß nicht alle geistige Bildung nur von uns ausgegangen ist, daß wir immer und immer wieder von anderen Nationen haben lernen müssen.

So müssen wir denn noch weiter ausgreifen, um den Gegenwartswert des Fichteschen Nationalismus zu beweisen. Es hilft nichts, wir müssen auch nach seiner philosophischen Begründung und seinem Zusammenhange mit den Grundgedanken seines philosophischen Systems fragen. Wir brauchen uns für diesen Zweck hier nicht mit den Schwierigkeiten seiner Terminologie abzumühen, brauchen nicht zu untersuchen, was er unter seinem vielberufenen „absoluten Ich" verstanden hat, sondern fassen sogleich diejenigen seiner Lehren ins Auge, die unsrer Frage zugekehrt sind.

Fichte ist derjenige der großen deutschen Philosophen, in dem die Spannung zwischen



Am Schreibtisch.

Gemälde von Ernst Oppler.

Wirklichkeit und Ideal den denkbar höchsten Grad erreicht. Er geht so weit, das, was ihm Ideal ist, nicht nur zum Kerne der Welt, sondern zur einzig wahrhaften Realität überhaupt zu erheben, und die Erfahrungswelt, die gemeine Wirklichkeit der Dinge zum bloßen Schatten zu verflüchtigen. Aber dieses an sich schattenhafte und tote Dasein ist doch deswegen nicht überflüssig, sondern sehr notwendig, damit das wahrhaft Seiende sich an ihm entwickle und offenbare. Dieses wahrhaft Seiende ist Leben, Tun und Handlung des sittlichen Menschen, und die äußere Welt ist also nur da als Material für die sittliche Arbeit des Menschen, als „Mittel und Bedingung eines anderen Daseins, des Lebendigen im Menschen, und als etwas, das durch den steten Fortschritt des Lebendigen immer mehr aufgehoben werden soll". Wer diese Aufgabe nicht versteht und auf sich nimmt, wer nicht sein ganzes Leben der Vergeistigung und Versittlichung der äußeren Welt widmet, wer in Sinnlichkeit und Trägheit versinkt, der sinkt damit herab aus der Welt des Geistigen in die sinnliche Welt, aus dem wahrhaft Seienden in das, was nur untergeordnetes Sein ist, nur den Wert des Materials für den Geist hat. Wer sie aber erfüllt und auf sich nimmt, der darf sich niemals einbilden, daß er sie je ganz erfülle, denn die ihm gestellte Aufgabe ist ja in ihrer Erhabenheit unendlich, und so ist das ganze geistig-sittliche Leben des Menschen ein ununterbrochenes Kämpfen und Ringen, eine niemals fertig werdende Arbeit. Aber man schafft dadurch, das ist der hohe Trost dabei, Ewiges schon im Zeitlichen, Göttliches schon im Irdischen.

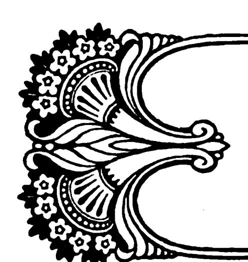
Jetzt ist es zu verstehen, daß Fichte auf der einen Seite der Wirklichkeit des ihn umgebenden Lebens so fremd und oft verständnislos gegenübersteht und auf der anderen Seite doch so intensiv zu ihr hindrängt. Keiner der großen deutschen Philosophen, hat man mit Recht gesagt, hat einen so starken Zug zu den Aufgaben der Wirklichkeit gehabt. Einmal also ein immer erneutes Anstürmen gegen die Wirklichkeit, ein immer heißerer Drang, sie zu bezwingen, — und dann doch wieder ein Unvermögen, die Dinge so anzuerkennen und gelten zu lassen, wie sie wirklich sind. Das gilt insbesondere von seinem Verhältnis zum Staatsleben. Auf der einen Seite, von seiner Jugendschrift über die französische Revolution an, ein gewaltiger auf den Staat gerichteter Drang, höchste aufs Politische gerichtete Energie, auf der anderen Seite eine schlechthin unpolitische Denkweise, die nur den Staat gelten läßt, der erst sein und werden soll, nicht den, den er wirklich vor sich fand.

Aber man kann nun beobachten, und es ist dies ein überaus ergreifender Anblick, wie er durch dieses Ringen mit der Wirklichkeit doch tiefer in sie hineingezogen wird, wie er Entdeckungen in ihr macht und seine ursprünglich ganz idealistische Gedankenwelt mit realem Inhalt zu füllen beginnt. Das geschah vor allem in den Jahren, denen seine „Reden an die deutsche Nation" entstammen, unter dem mächtigen Eindruck der politischen und nationalen Schicksalsschläge. Er war 1807, angesichts des Schiffbruches der schwächlichen und schlaffen preußischen Neutralitätspolitik, imstande, sogar die harte Substanz Machiavellischer Realpolitik zu würdigen; er war vor allem imstande, sein Herz einer ganz neuen Empfindung, die unbewußt wohl schon immer in ihm gelebt hatte, aber jetzt erst zur Klarheit wurde, zu öffnen und Wohl und Wehe seiner Nation in sich mit aller großen Leidenschaft, deren er fähig war, zu durchleben. Aber er wurde dabei auch seinen alten, ursprünglichen Idealen und seiner alten Weise, die Wirklichkeit zu behandeln, nicht untreu. Er suchte sie nun auf das neu Entdeckte anzuwenden, er suchte auch in Staat und Nation immer und immer nach dem, was über Staat und Nation hinausliegt, — nach dem Ewigen und Göttlichen, das nicht erst jenseits, sondern hinieden errungen und verwirklicht werden soll. So will er also auch jetzt nicht den gemeinen, sinnlichen Patriotismus gelten lassen, der an der Erdscholle haftet oder durch Ehre und Nationalruhm gereizt wird, sondern nur „die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt". „Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht gibt." Wer dies aber kann, dem sind Volk und Vaterland „Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit".

Wieder wird man geschichtlich zugeben können, daß eine derartige religiöse Deutung und Verklärung der nationalen Empfindungen wundervoll und herzbewegend auf die Zeitgenossen wirken und ihre vaterländischen Entschlüsse beflügeln mußte. Aber war das, was geschichtlich so wirksam war, auch geschichtliche Wirklichkeit? Entsprach das leuchtende Bild der deutschen Nation, das er den Zeitgenossen vorhielt, irgendwie den Tatsachen? Er schilderte die Nation wie sie sein sollte, nicht wie sie wirklich war. Was er über ihre Vergangenheit, über ihr ursprüngliches Wesen verkündete, erregt auf Schritt und Tritt das Kopfschütteln des kritischen Historikers. Es ist ein historischer Roman, wenn er uns erzählt, daß im Mittelalter die deutschen Bürger die Gebildeten, die ausländischen — „einige Stücke Italiens abgerechnet" — die Barbaren gewesen seien; daß überhaupt „Religion und jedwede Bildung" vom deutschen Urvolke ausgegangen und der übrigen neueren Menschheit geschenkt sei. Einer der wesentlichsten Züge des deutschen Nationalcharakters, wie er war und wie er ist, liegt in der Anhänglichkeit an den besonderen Heimatsstaat und die angestammte Dynastie, — diese territo-

rialen und dynastischen Gesinnungen will Fichte, wie aus seinen übrigen politischen Schriften in diesen Jahren deutlich hervorgeht, als berechtigt nicht anerkennen, hält sie für sinnlich und minderwertig, will sie womöglich ganz ausroden. Wir verlangen auch in unserem höchsten nationalen Pathos nach Wahrheit, wenigstens nach derjenigen Wahrheit, die wir erreichen können, und müssen darum urteilen, daß Fichtes Versuch, die deutsche nationale Idee in die Sphäre des Ewigen und Göttlichen zu erheben, zu einer Vergewaltigung des wirklichen Wesens der Nation geführt hat. Seine Lösung der Aufgabe ist mißlungen. Aber war darum die Aufgabe, die Nation sub specie aeterni anzusehen, selbst falsch gestellt?

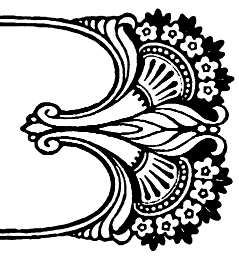
Hier spüren wir in der Tat ein Höheres und Ewiges bei ihm. Es ist seine unvergängliche Leistung, daß er zum ersten Male den Deutschen diese Aufgabe überhaupt mit Bewußtsein gestellt hat, daß er bei allem nationalen Enthusiasmus, der ihn erfüllte, doch das Ungenügende eines Patriotismus, der nur Patriotismus sein will, tief empfunden und nach seiner inneren Vereinigung mit allen übrigen höchsten menschlichen Werten gestrebt hat. Wir können diese Werte nun einmal nicht voneinander trennen, obgleich wir wohl wissen, daß menschlicher Eifer und Übereifer immer wieder auf solche Trennung hinarbeitet, immer wieder diejenige Lebenssphäre, der man unmittelbar dient, gleichsam souverän und unabhängig machen will von allen übrigen Lebensgebieten und Werten. Der Staat strebt danach, sich abzuschließen und alle unstaatlichen Motive und Einflüsse von sich auszuscheiden: in der Wissenschaft heißt es, daß die reine Forschung Selbstzweck sei; die Kunst gibt das Schlagwort l'art pour l'art aus. Und so neigt auch das moderne Nationalgefühl dazu, sich selbst auf den Altar zu setzen und jede andere Gottheit neben sich zu ignorieren. Man kann dieses Streben insgesamt nicht schlechthin schelten, denn es wurzelt tief in der menschlichen Natur und dient dazu, ein Maximum von Kraft in jedwedem solcher Sondergebiete zu entwickeln. Aber noch tiefer wurzelt das andere Bedürfnis im Menschen, nach einem Zusammenschluß und einer inneren Einheit aller dieser Gebiete zu suchen. Aus solchem übermächtigen Streben nach innerer Lebenseinheit ist es doch gerade geschehen, daß im Zeitalter Fichtes und nicht zum mindesten durch Fichtes Arbeit Staat und Nation, die bisher getrennte Wege gegangen waren, sich fanden und dadurch in dem preußischen Staat der Reformzeit eine erste große Verwirklichung des modernen Nationalstaats in Deutschland schufen. Aber das war, so fühlte Fichte gleich damals, noch lange nicht genug; es mußte ein Mehreres und Höheres noch hinzukommen, um das innere Verlangen der ganzen Seele zu befriedigen. So tat er hinzu einmal alle die großen Werte geistiger Kultur, die das damalige Deutschland erzeugt hatte, und forderte deswegen als unerläßliche Voraussetzung freien Raum für jede individuelle Entwicklung; so tat er vor allem hinzu auch den Aufschwung zu allen göttlichen und ewigen Dingen. Religion und Vaterland müssen auch für unser Empfinden irgendwie zusammengehören. So war es doch schon in naiver Weise auf allen primitiven Stufen des Völkerlebens, so muß es, in neuen Weisen, auch auf den in sich so differenzierten Stufen höherer Kultur immer wieder erstrebt werden. Und was uns von Fichte unterscheidet, was wir seitdem vielleicht hinzu gelernt haben, ist nur das, daß wir den Vereinigungspunkt zwischen Religion und Nation an anderer, weiter entfernter Stelle suchen müssen, um nicht die eine oder die andere vorzeitig zu vergewaltigen. So steht es ja überhaupt mit uns: daß unsere realen Lebensgebiete sich mächtig gedehnt und gereckt haben, daß die idealen Forderungen von dem, was sein soll, deswegen immer weiter hinaus haben geschoben werden müssen, um zunächst einmal dem, was wirklich ist, Raum zu geben. Darum sind wir insgesamt viel vorsichtiger und zurückhaltender geworden, die ideale Forderung an das Leben, um mit Ibsen zu sprechen, sofort einzukassieren. Wir sind deshalb auch nicht imstande, eine runde und plane Lösung des Problems anzugeben, die der von Fichte angegebenen überlegen ist. Aber vielleicht gibt es eine solche Lösung überhaupt nicht, vielleicht gibt es nur den ewigen Ansporn dazu und das niemals ganz zu stillende Bedürfnis, das uns treibt, unser von Natur aus egoistisches und ausschließliches Nationalgefühl doch wieder einzuschließen in den Zusammenhang unsrer höchsten Güter, — also vielleicht gibt es nur eine Bewegung zum Ziele hin, aber kein erreichbares Ziel selbst. Aber indem wir uns das klar machen, fühlen wir uns abermals zu Fichte mächtig hingezogen, denn eben dieser Gedanke, daß alles höhere geistige Leben ewige Bewegung zum Ziele, aber nie Erreichung des Zieles selbst sei, ist ja einer seiner Kerngedanken überhaupt. Mögen ihm dann im Feuer der Arbeit seine Ziele doch wieder näher und erreichbarer erscheinen, als sie wirklich waren, — wir verzeihen ihm diese edlen Irrtümer und halten uns an das, was ewig in ihm ist und als solches auf uns wirkt. Immer wieder schlägt uns in seinen Reden wie Glockenklang ein Wort an das Ohr: Es gilt ein neuer Mensch zu werden! Ihr sollt Euch aus irdischen und sinnlichen Geschöpfen zu reinen und edlen Geistern umschaffen, ein neues Leben in einer neuen Welt beginnen! Besseres und Stärkeres könnte er auch der heutigen Nation nicht sagen. Nur ein solches Nationalleben hat Wert und Kraft, das in seinen verborgenen Tiefen auf dieses „Stirb und werde" lauscht.



Im „bel paëse“.

Notizen eines Laien.

Von Emmi Lewald (E. Roland).



Die Römer — natürlich die Römer! — hatten die Brücke gebaut, über die es sich so schön hinschreiten ließ ...

Es war Oktober, die allzu bunten Blätter schon fortgeweht aus dem Herbstlaub der Bäume. Was noch an den Zweigen hing, das war dunkelgetönt, rostbraun oder altgold — das störte nicht den finstern Ernst der Felsmassen, die jenes enge Tal umschlossen, über dessen stürzendes Wasser der alte Ponte seinen kühnen Bogen schwang.

Riesige Ahorne standen mit weit gespreizten Ästen vor dem Fels. Über sein Gestein krochen weißgrüne Alpenmoose, denen kein Winterfrost etwas anzuhaben vermag. Hinter den Felsen flammte die Sonne, aber von der Brücke aus sah man sie nicht ... nur ihre Wirkung sah man, glutgelbe Strahlen, die nach der Richtung hin, wo das Tal sich weitete, hoch gelegene welsche Dörfer mit ihrem Lichte gleichsam unterstrichen.

Ja, dort lag Italien!

Mitten durch den blauen See ging die Grenze, die unsichtbare, geographische Linie.

Eine Kuppel des Bramante hob die schöne Wölbung drunten am Seeufer stahlblau vor dem dunkelnden Grün der Berge. Sie stand wie eine ferne Herrlichkeit an der Flut.

Das Wasser unter der alten Brücke drängte so heftig über die ausgemahlenen Steine, als könnte es nicht schnell genug hinuntergelangen, talab zu diesem See in das blaue Meer seiner Schönheit.

Ein Wanderer sagte, über den Rand der Brücke gebeugt, hineinstarrend in die tiefe, wilde Flut: „Wie der Gischt blauweiß schäumt, und wie es gleich daneben im ausgehöhlten Rund des Felsblockes so spiegelruhig aussieht, so dunkelmoosgrün — das ist Böcklin —“

„Um Gottes willen,“ sagte ein anderer und trank das Bild dieses wechselvollen Wasserspiels noch durstiger in sich — „das ist Natur ...“

⌘ ⌘ ⌘

Ich träume zuweilen, ein paar reiche Leute — etwa Vanderbilt mit Carnegie multipliziert — kauften den Italienern ein paar ihrer Städte ab, ein paar von den schönen sumpfverlorenen, ungesunden — siedelten die Einwohner anderswo an, etwa im glücklichen Campanien, wo die freigebige Erde dreimal Frucht trägt, stellten eine Art von Museumsverwaltung an die Spitze solch einer verlassenen Stadt und ließen sie nur dem einen Zwecke dienen: romantisch-ästhetisch zu sein.

Gerade soviel müßte für die Erhaltung geschehen, daß sie vor Verfall gesichert wäre. Im übrigen müßte sie hinträumen können — in einsamer Poesie, Stätte der Märchenstimmung — unverfälschter Nimbus der alten Schönheit Italiens ...

Ich denke dabei an Mantua — an die feuchten, graubraunen Reisfelder, die nebelumwogten Seen des Mincio ... Wenn Mantua vom Leben der Gegenwart, von Handel und Soldateska, von allen Spuren des XX. Jahrhunderts befreit werden könnte, wie traumhaft herrlich würden dann erst die Giulio Romanos und die Mantegnas in den verlassenen Kirchen und Palästen wirken! Wie würden die leuchtenden Reihen der rotvioletten Judasbäume, verzauberten Seelen gleich oder blühenden Gedichten, vor den bröckelnden Mauern des Palazzo del Tè dastehen, und aus Vergangenheitszauber und Wasserdünsten Nebel gewoben werden, die in den breiten Spiegeln des Mincio diese Stadt wie eine Fata Morgana erscheinen ließen ...

Wie ein schöner Spuk würde sie den von Norden kommenden Wanderer grüßen, der, die Blicke eben von den blauen Bergen der Alpen abgewendet, die seltsame Stimmung des lombardischen Flachlandes zu begreifen beginnt.

Nur alte Kustoden dürften dann durch die leeren Straßen von Mantua gehen, Klosterschüler etwa und junge Priester. Und selbst der Neuling könnte hier an der Schwelle schon den Zauber Italiens begreifen, der sonst viele erst so langsam in seine Bande schlägt ...

Ich würde solch einem Konsortium ferner vorschlagen, Orvieto anzukaufen. Die Natur hat in mehreren Fällen — so in Ninfa und Galera — schlagend dargetan, welches die kleidsamste Metamorphose für Städte des Mittelalters ist. Mit verschwendenden Händen hat sie ein Meer von Ranken, von Efeu und Blüten über die verlassenen Ruinen geschüttet, mit starken Liebesarmen hat sie alles in eine selige Vernichtung hineingerissen — und der Gehalt von Stimmung, der übrig bleibt, ist mehr, als ein Dutzend heiler Musterstädte auch nur annähernd zu erzielen vermöchte!

Orvieto müßte eine Rankenwildnis sein! Alles nur auf die eine Wirkung, auf den Dom hingearbeitet: mit weit offnen Portalen müßte er dem Märchengarten entragen, wie Perlmutter schillernd in der Leuchtkraft seiner Fassade. Kein Hochamt brauchte jemals abgehalten zu werden in der Pracht des hohen Kirchenschiffs. Die Signorellis und Orcagnas wären Gottesdienst genug.

Mondnächte würden mit ihrem milchigen Glanz ein überirdisches Leuchten über die alten Vulkane gießen. Der Duft des Weins von Orvieto würde mit dem Geruch der Sommerlilien zusammen eine Essenz brauen, die wie glückliche Betäubung den Wanderer umfinge ...

Wegfallen würde alles, was es uns heute so schwer macht, Stunden des Genusses rein aus den überall sich aufdrängenden Realitäten einer Reise zu schälen ...

Diese Eindrücke würden wie der Auftakt sein zu der schwermütigen Sinfonie der römischen Eindrücke — wie der einleitende Prolog zu all den Tragödien der Erinnerung, die am Tiber liegen.

❧ ❧ ❧

Und ich pilgerte wieder zur Villa Madama.

Ein staubiger Weg zwischen blendenden Häusern — zuweilen das Geklapper der Pferdebahn, die solch königlichen Ausgangspunkt hat im Kirchenschatten der Piazza del Popolo und solch sagenreiches Endziel am Brückenbogen des Ponte Molle — und doch eine ganz gewöhnliche kleine Pferdebahn, zitronengelb angestrichen mit uniformiertem Kondukteur.

Zuweilen an einer Straßenecke rauscht ein Brunnen mit graugrüner, reizender Architektur, diskret abgetönt neben den goldgelben Maiskolben des nahen Gemüseladens, dem Tomatenzinnober, den braunen phantastischen Kürbissen, die wie Flaschen und alte Amphoren aussehen. Zuweilen löst aus einer heranwirbelnden Staubwolke ein schnaubendes Automobil sich los, eine Windhose von Sand hinter sich herwirbelnd über die alte berühmte Straße.

Und endlich wird's still. Die Stadt bleibt zurück. Schwer und gewichtig — dunkelgrau, mit hineingewirkten Lichtern von Silber und Blond, zieht das Wasser unter dem alten Bogen dahin. Und ich ziehe mit, links ab, am Ufer entlang und schließe die Augen und genieße die Stunde, da ich wieder einmal gehen darf in diesem Wellentakt ...

Dann geht's bergan, den wilden Feldweg zwischen Flatterrosen, großblättrigen Büschen, Mastix und Ginster.

Eine elende, schmutzige Behausung taucht auf, davor zwischen Salatbeeten und schlechtbestellten Äckern ein riesiger, blitzender Haufen, wie ein aufgestapelter Berg leuchtender Diademe ... es sind alte Konservenbüchsen, verbrauchte Küchentöpfe, zerbrochene Tiegel in Masse. Es ist so häßlich, so gemein! Es ist wie die schrecklichen Prüfungen, die der Novize einst bestehen mußte, um aufgenommen zu werden in einen der unheimlichen Götterkulte der Cäsarenzeit ... der durch Feuer gehen und durch Schlamm waten mußte, bis erlösende Sphärenmusik ertönte; so wie ich an diesem schrecklichen Abfallhaufen vorbei muß, um zu dem Gespenst der schönen Villa zu gelangen, die da oben dem Verfall, diesem traurigen Liebhaber, rettungslos preisgegeben ist...

Hier rauschten einst berühmte, fruchttragende Gärten, hier wandelten Kardinäle in ehrgeizigen Gesprächen, unter Weinreben und Oleanderlauben. Ein Medici ließ sich von Raffael die Pläne

zu der Villa entwerfen. Wie ein Wunder hob sie sich auf hoher Terrasse vom Grün des Monte Mario ab. Durch die Bogen der offenen Loggia schwebten weiche Winde und Lieder der Nachtigallen. Leuchtende Fresken und weiße Stuckornamente bedeckten die Wände der hohen Säle. Draußen im Garten stürzte ein Bergwasser dreimal durch längseckige Bassins herunter wie Bänder von Silber, die in der Sonne blitzen.

Es war eine verfeinerte Welt, die damals an diesen grünen Hängen aufgebaut war: der Medici, der sie hervorgezaubert hatte, ging von hier zum Stuhl Petri. Der Genius des Ortes hat es nicht verdient, daß man ihm nun da unten Hekatomben von Kehricht und alten Blechbüchsen opfert.

Ich trat in die leeren Gemächer. Der Verfall tropft von den Wänden, die sickernde Feuchtigkeit frißt Giulio Romanos reizende Putten fort, dunkle Risse ziehen wie verderbliches Geäder über die zarten Formen des Stucco. Es riecht nach Moder, nach Keller, nach Brunnenpflanzen —

Draußen auf dem Balkon sitzt der Kustode und liest, emsig an seiner Brille rückend, in der „Tribuna".

In roten Allerweltsblumentöpfen züchtet er sich Pelargonien, die ihm schöner scheinen als all die hohe, traurige Schönheit ringsum, die er nicht versteht, aber deren Preis er kennt.

Wahrhaftig! Die Erben des Königs von Neapel wollen die Villa für ein Spottgeld verkaufen, sie kostet nicht mehr als eine bescheidene Villa im Grunewald oder in Baden-Baden! Allerdings wird sie den Bewohner sehr viel Chinin kosten, denn das Fieber haust an diesen gottverlassenen Hängen. Die Mönche von Tre Fontane müßten herkommen und sie mit Eukalyptus umpflanzen, aber dann würde freilich ihr Stil leiden, denn die mageren, hohen Stämme des Fieberbaumes passen nicht zu den Linien Raffaels.

Nein, sie soll bleiben, wie sie ist: unbewohnt, ertraglos, immer mehr und mehr der Natur anheimfallend — nur den einen Zweck noch erfüllend, ab und zu einem andächtigen Wanderer ein unvergeßliches Bild in die Seele zu zeichnen, mit wenig Linien — grau auf grün — aber mit unendlich viel hinsterbender Anmut, verfließender Grazie.

⌘ ⌘ ⌘

Und die Juden in Rom! Diese einst so malerischen Kinder des Unglücks!

In dieser, die nüchterne Moral verderbenden, die Begriffe verschiebenden Stadt — wer, der am freigelegten Uferkai der Tiberinsel wandert, sehnt ihn nicht grausam-egoistisch beinah zurück, den alten historischen Jammer? Und wer würde sich in gewissen Augenblicken nicht beinah versucht fühlen, selber wieder die Kette vor das alte Ghetto zu legen, um diese finstre, orientalische Note nicht missen zu müssen!

Durch wieviel Stadien des Elends, wie viele Formen der Verfolgung haben diese Zähesten der Zähen sich hindurchgewunden — gleich unausrottbarem Moosgeflecht an alten Mauern, gleich Wasserlinsen auf gewissen Teichen, die man auf hundert Weisen zu vernichten sucht und die doch immer wieder da sind und immer stärker noch als zuvor!

Und nun haben die reichen Juden Roms neben dem „geschleiften" Ghetto eine Synagoge gebaut, eine mit weißem Zinkblech überdachte, die Linien des Tiberufers grausam entstellende Synagoge!

Wenn die Sonne über die erlauchte Stadt jenen blitzenden Schimmer wirft, der ihr in den Mittagstunden des späten Frühlings eigen ist, wenn das Meer der Dächer und Kuppeln in Himmelblau, Taubenweiß und lichten Silbertönen schillert, dann gellt die Kuppel der Synagoge wie ein schriller Schrei der reizentkleideten Gegenwart über die Welt am Tiber, die so vieler Götter Heimat war. Als triumphierendes Symbol des emporgekommenen, sozial gut einrangierten Judentums ragt sie neben der alten, berühmten Insel des Elends. Die Gassen, die jahrhundertelang den ganzen Jammer Palästinas widerhallten, sind abgetragen — eine einzige steht noch. Ein einziger alter Jude mit langem Bart und schicksalsmüden Augen — wie ein von der Decke der Sixtina heruntergeholter Prophet des Alten Bundes — schleicht im blauschwarzen Häuserschatten hin. Und wie er mit dem langen Gewande so

selbstbewußt an mir vorbeischlürft, erinnert er mich plötzlich an eine jener zahmen Schweizer Hotelgemsen, die der Wirt während der Sommersaison für seine Aussicht engagiert. Ja, dieser eine alte Jude sieht bestellt aus — und während sie einst hier ihre historischen Tränen weinten:

> Waisen Salom's bauen wir,
> Endlos fort von Glied zu Gliede,
> Unsres Jammers Pyramide
> Auf dem Römerschutte hier —

ist jetzt die düstere Note judäischer Knechtschaft gestrichen aus dem Menschheitsbilde Roms!

Ach, die Leute, denen es gut geht, die satten Emporkömmlinge, die sind niemals malerisch! Der Bettler und der Priester, der Jude im Kaftan, die Frau mit dem Bambino — und wenn es zehnmal ein gemietetes ist! — der Ciociare mit dem zerrissenen Schuhzeug, die zeitlosen Gestalten alle, die nicht den Stempel der gerade herrschenden Jahreszahl tragen — die passen in das Städtebild von Rom. — Aber die anderen tun weh! Die englischen Blusen, die Matrosenhüte, die Eleganz im Bratenrock, der Zylinder auf der Treppe des Kapitols, die lange Seidenschleppe der Amerikanerin, die in St. Peter gleichgültig wegfegt über den roten Porphyrstein, auf dem einst der Papst die Kaiser krönte — —

Und was so malerisch sein könnte, das große Gepränge höchsten irdischen Glanzes, das ist im Haus der Päpste verborgen, das leistet nichts für das Gesamtbild der Stadt — ausgenommen die schwarzen diskreten Equipagen, in deren Ecken zurückgelehnt die Kardinäle fahren, und die abends vor den Toren müde dahinwandernden, von eifrigen Dienern beschützten Kirchenfürsten, die Dispens für frische Luft haben und an den Mauern entlang schreiten wie altersschwache Erben einer großen Tradition.

Gleich einer Enklave latenter Herrlichkeit liegt im Bannkreis St. Peters diese Welt voll Glanz, die einem manchmal wie pensioniert erscheint, wie „z. D. gestellt," die aber, sobald wir in sie hinabtauchen, uns mit ihren Zauberkräften umfängt, mit ihrem doppelten Nimbus, gemischt aus Größe der Geschichte und aus Wundern der Kunst! Hier sind zu allen Zeiten höchste Ehrenstaffeln erstiegen worden. Die Herrscher der Christenheit haben hier residiert, und die Herrscher im Reiche des Schönen haben an diese Wände ihre größten Werke gezaubert, heilige Offenbarungen, die im allgemeinen Bewußtsein der Menschheit wie etwas über irdisches Maß Hinausgehendes dastehen . . .

Und in marmornen Hallen ragen weiß und glänzend die Götter von vorgestern, die seligen Gestalten von Hellas und Rom . . . auch sie Gefangene des Vatikans. In langen Scharen stehen sie zwischen Opferschalen und Porphyrsärgen, auf bacchisch geschmückten Sockeln, unter Wölbungen des Bramante, mit den feierlichen Gebärden einer Hoheit, die, obwohl längst entthront, noch heute ergreift und zu Bewunderung zwingt.

⌘ ⌘ ⌘

Wer staunend über den Reichtum, den der römische Borgo beherbergt, unter die mittäglich durchsonnten Kolonnaden tritt und daran denkt, daß ja an der andern Seite der Stadt das Kolosseum liegt und die stolzen Bauten der Cäsaren, sollte der nicht fragen: „Ist denn diese Welt am Tiber nicht noch immer überreich?"

Woher nur nimmt der Mensch den Mut, sie anders zu fordern? Aus welchem seiner Verdienste leitet er das Recht ab, das Rom seiner Gegenwart zu schelten — nur weil sich zwischen die Herrlichkeiten, die er billigt, Teile eingeschoben haben, die ihn stören?

Liegt nicht ein Übermaß von Arroganz in seinen Klagen?!

⌘ ⌘ ⌘

Museen sind nichts als große Notbehelfe. Sie bieten die Kunst der verschiedensten Epochen gleichsam auf goldenen Präsentiertellern dar. Unter der Tyrannei der Kataloge hängt alles so folgerichtig und wohlgeordnet an der Wand. Man schreitet von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, das eine Auge auf dem Bild, das andre angstvoll suchend auf der Ziffer des Handbuchs. So wird es fast ein mühseliges Geschäft, die Wände von Doria und Colonna abzusuchen, und das Auge wird erst ruhig, wenn es an einer Zypresse oder Palme hängen bleibt, die draußen in Gärten oder Höfen steht.

Für den Kunstgelehrten mag das gut sein, aber das Rom des Laien ist eben ein sehr andres als das Rom des Fachmanns! Diesen Fachmann, der eingeschworen ist auf sein spezielles Gebiet, beneide ich hier nie. Der hier an allen Tafeln mittafelt, das ist der Beneidenswerte! Der, unbeeinflußt durch Spezialkenntnisse, von den Dingen den schönen, allgemeinen Flair genießt, wie er durch den Zusammenklang verschiedener Töne entsteht. —

Ich bin nicht wie der Archäologe, der von der grauen Inschrift nur den Sinn enträtseln will. Ich genieße das römische Licht mit, das über die alte Trümmerscherbe flutet, den Nelkenduft, der vom Kreuzgang des Klosters wie heiße Wellen in die kühlen Säle weht, das bröcklige Graubraun des verwitterten Marmors, der den Geruch der Erde, in der er lag, noch wie feuchten Moderduft auszuströmen scheint. Den langen, vornehmen Schatten genieße ich, den das scharfe Licht von der Statue eines Augustus schlank und gestreckt auf den spröden Mosaikboden wirft.

Ich koste aus allen Bechern. Mich freuen die gestürzten Säulen des Palatin — aber auch der rote Mohn, der die weichen Blätter über die Kapitäle neigt! Mich entzückt das Altarbild in seiner raffaelischen Süße — aber auch der blaugraue, mystische Schimmer der Kirchendämmerungen, dies Wogen und Weben gebrochenen Lichts, diese herbe Luft, gemischt aus Steinkälte und Weihrauch . . .

In meinen Träumen baue ich mir auf Piazza Navona den alten Isistempel wieder auf und sehe dort, wo jetzt die bleichen Leichensteine der Juden stehen, sehe Totila, den Gotenkönig, durch den Zirkus des Maxentius jagen!

Niemand zwingt mich, die Wunder dieser Stadt nur unter einem bestimmten Gesichtswinkel zu betrachten. Ich gehe heute den Spuren des Numa nach, wenn er sich mit der Klügsten aller Nymphen im Tale des Almo traf, und sehe nachts das zitternde Vollmondlicht auf den bronzenen Zügen Giordano Brunos spielen.

So bin ich schließlich der Mensch, dem alles am meisten gehört, und ich habe manchmal das Herrschergefühl des Imperators mit der Cäsarenbinde um die Stirn.

⌘ ⌘ ⌘

Viele Menschen sterben und haben nie gewußt, was sie eigentlich vom Leben wollten.

Viele kommen nach Rom und wissen nicht, was sie von Rom wollen.

Viele sind vom Leben enttäuscht und von Rom enttäuscht.

Und Enttäuschungen sind etwas so Persönliches, daß man niemand vor ihnen behüten oder retten kann.

Wenn man überhaupt weiß, was man will, und von Rom nur jene Dinge will, die es auch geben kann, so vermag die alte „Roma Felix“ noch heute Stunden zu schenken, die so voll gefüllt mit Glück sind wie ein Glas Falerner, das in den Städten der Volskergebirge, in der Heimat des heißen Rebenbluts, das die Cäsaren so gern tranken, die freigebige Wirtin dem Durstenden eingießt. —

Was will ich von Rom? —

Ich will nicht mit einem Auto durch die Porta Furba nach Frascati sausen. — Ich will keine Bekannten finden und treffen. — Ich will keine Miß heiraten und will nicht die Dekadenz in den alten Epigonenfamilien des römischen Adels studieren. —

Ich will nicht neue Hoteltrics bewundern und mir nicht in einem heißen Theater die Melodien von heute schlecht vorsingen lassen.

Ich will irgendwo ein altes Gemäuer, eine gestürzte Säule, ein Stück Stadtmauer, die moosgrüne Balustrade einer päpstlichen Villa.

Lacerten, die unter roten Mohnblumen hinschießen . . .

Himmelbläue über Zypressen.

Jene Mittagsonne, die alles so klar macht, jede Linie so bestimmt, in der alle Konturen ganz scharf gegen den Azur abgesetzt sind. Alles sicher, festgezogen, so daß nichts zum Rätseln und Deuteln bleibt — klare Heiterkeit romanischer Natur!

In der Nähe ein sanftes Wasser rieseln hören, in der Villa di Papa Giulio etwa, wo dreimal das Wasser aus einem schönen geschweiften Becken ins andre fällt, holde Geheimnisse der Renaissancebauten

will ich erspähen, leicht, in nichts beschwerend, so voll Anmut. Die etrurischen Funde will ich bewundern.

Ja, auch das: nachgrübeln über die Kunst eines so früh vernichteten, an Begabung so reichen Volkes. Schüler der Griechen. Ihre Göttinnen lächeln mit hellenischer Anmut.

Rostige Spangen, die man der etruskischen Priesterin mit ins Grab gab — Gemmen, mit dem gesenkten Profil eines hellenischen Gottes. Altes Gewaffen, mit dem der Krieger von Falerii seinem Verhängnis, dem Römer, entgegenzog. Verwitterte Erinnerungsstücke, die Moder des Grabes umweht und die soviel besser in die römische Sonne hineinpassen, als irgend etwas Neues . . .

In der Ferne ein gleichmäßig schweres, gedämpftes Rauschen.

Und man rätselt wiederum, was es sein kann?

Gewiß der Tiber, der blonde!

Von irgendwoher duften Gardenien. So überstark.

Es tut gut in der heißen Mittagstunde. Das ist, was ich von Rom will.

⌘ ⌘ ⌘

Wen die dezimierten, römischen Gärten, die wie gefangene Schönheiten hinter Eisenstäben, zwischen Mauern und Kasernen eingezwängt sind, allzu melancholisch machen — der soll nach Viterbo fahren!

Dort blühen Gärten, die noch nichts um ihre Poesie gekränkt hat.

Dort ist so viel Zierliches und Schönes — die Frauen und die Brunnen, deren Lob schon die ältesten Dichter sangen, leere Paläste in malerischem Verfall, Benozzo Gozzolis etwas blaßgewordene, so vergeistigte Anmut, Loggien, vor denen Fontänen plätschern, — etruskische Sarkophage, die mit Blumen gefüllt sind.

Ringsum eine seltsame Landschaft: vulkanische Schluchten, tiefe Erdrisse —, öder, graubrauner Boden.

Und darüber verstreut Villen und Gärten mit verschwenderischer Blütenfülle — wie Blumenkronen willkürlich hingelegt auf melancholische Kirchhofserde.

Steh sinnend still! was Du erblickst
Hier unter Deinen Tritten,
Wohin Du nur die Blicke schickst,
Ist Land, wo Helden stritten . . .

Dunkel zieht sich der eiminische Wald in der Sonne hin, durch den der Volksverderber Fabius als Sieger in Etrurien einbrach. Wie melancholische Augen starren kleine Krater aus der Landschaft.

Und dazwischen in weitem Umkreis um Viterbo liegen immer wieder Schlösser, Ruinen, umrankte Reste etruskischer Stadtmauern und Gärten, märchenhafte, einsam hinblühende, von Weinranken und Glyzinen durchwuchert.

Steineichenalleen mit Göttinnen auf der Balustrade, Bassins mit Hunderten von weißen Callas, die blendendhell in ihrer hochstengeligen Schönheit aus dem Schatten blinken.

Graue Palastfronten mit geschlossenen Fenstern, deren Glas zersprungen ist. Über fest verrammelten Portalen Wappen der Borgia, der berühmte Stier, Wappen der Farnese, die sechs Lilien. Brücken, neben denen Zypressen wie Wächter stehen, unter deren Wölbung es rosa von Oleandern leuchtet, wie hingeworfene Ballkleider junger Mädchen.

Bänke, die jonische Knäufe sind von alten Göttertempeln. Der Goldlack umwuchert sie wie Unkraut.

Leere Wasserwerke, die, ganz außer Dienst gestellt, wie verzaubert scheinen und zu Blumenterrassen geworden sind. Breite Treppen, moosübersponnen, der Menschenschritte entwöhnt.

Und neben dieser Szenerie Sonnenuntergänge des Mai — gelbgoldene Flammenwunder. Und die Einsamkeit dieser Gärten! Dies Weggleitenkönnen aus aller Zeit und Gegenwart . . .!

Hier wurde irgendwo Roland geboren, Karls des Großen großer Paladin. Hier geht die Hexe von Norcia um. Hier ist alles, nur nicht XX. Jahrhundert.

Diese zeitlosen Gärten um Viterbo sind wie die Landschaftshintergründe zu alten Romanzen, zu Träumen verstorbener Pagen, zu Geschichten von blonden Fürstinnen der Renaissance aus Nepotenfamilien, die Nebenbuhlerinnen vergifteten und zugleich wunderschöne Stickereien in Seide machten für den Hochaltar ihres Spezialheiligen . . .

Und tief unter dieser Oberfläche blühenden Lorbeers schlafen seit zweitausend Jahren die noch unausgegrabenen,

etrurischen Toten in ihren Cisten. Das Bild der Verstorbenen auf dem Deckel. Stolzen Blickes, als wollten sie sagen:

„Nichts darf so groß sein in der Welt,
Etrurien zu trotzen!" ...

Vielleicht hätte das auch niemund außer den Römern fertig gebracht.

Es war sehr unvorsichtig von den Etruskern, Zeitgenossen gerade dieses Volkes zu werden, das von Anfang an bestimmt war, die Welt zu erobern!

⁂ ⁂ ⁂

Inseln, die im Blau schimmern ...

Gibt es etwas Schöneres?

Gibt es Schöneres, als vom Ufer des Tyrrhenischen Meeres hinauszuspähen über die smaragdblaue Flut, die etwas Lähmendes, Gleichförmiges, etwas allzu Farbiges haben würde, wenn sie nicht unterbrochen wäre durch die zarten Linien dieser fernen oder näheren Eilande ...

Zuweilen sind sie kaum erkennbar im Duft. Nach Gewitterregen stehen sie scharf umrissen über der dunkel gezogenen Meereslinie. Ganz selten leuchten sie violett in gelb auf einem sterbenden Abendhimmel, und manchmal sind sie völlig verschwunden in Sonne und Blau.

Sie haben oft so schöne melodische Namen, viersilbige, die wie die Namen schöner Mädchen klingen — oder Namen, die wie mit großen Ausrufungszeichen in die Geschichtsbücher eingetragen sind wie Elba und Caprera.

Manche sind nichts als verlassene Fischerdörfer. Nur einmal in der Woche legt ein Postdampfer von Genua an. Die Wellen der Zeit ebben kaum an diese Ufer — nur die wirklichen Wellen, die alten homerischen ...

Römische Cäsaren sind einst in vergoldeten Gallionen hier gelandet; eine dieser Inseln war Strafasyl für hochgeborene Verbrecherinnen, verstoßene Kaisertöchter — sie wurde der Schauplatz finsterer Tragödien. Hier siechten schöne Sünderinnen hin vor Heimweh nach der goldenen Hauptstadt der Welt. Jetzt sind sie nichts als eine Schönheit mehr an diesen schönen Ufern.

Ihre Formen wiederholen die berühmten Linien von Ischia oder Capri — sowie sich die Linie des Soracte immer wieder in den Kaps der südlichen Ufer wiederholt.

Man wird nicht müde, diese Linien zu betrachten, in denen jede Biegung vollendet ist — so wunderbar gezogen wie oft die Linien der Buchten am Ufer Italiens, deren unfehlbare sichere Anmut man staunend begreift.

Oder wäre es möglich, mit Bleistift oder Farbe etwas ähnlich Vollkommenes aufzuzeichnen wie die Umrisse der Conca d'oro bei Palermo?!

Wie Geisterinseln tauchen sie aus der Ferne, wenn man zu Schiff von Genua nach Palermo fährt. Gleich einem großen dunklen Geheimnis schwebt Korsika über der Meeresfläche. Der Duft der Macchien weht herüber — ein herbes, seltsames Aroma, vermischt mit dem strengen Geruch der salzigen Flut.

Wer könnte je die kühngebogene Felsenform von Ischia vergessen? Oder die sich überschneidenden, immer wechselnden Umrisse von Capri — die bei Tag zwischen Indigoblau und Smaragdgrün märchenhaft erschillern können und nachts wie die zusammengeschlagenen Fittiche eines dunkelgrauen Riesenvogels am Rande des Golfes lagern?

Und weiter nach Süden die kleinen Inseln mit den noch nicht erloschnen Vulkanen: Stromboli, das Eiland des Äolus, wo die glühenden Schlacken rauchumhüllter Lava immerfort in regelmäßigen Pausen in die Luft steigen und wieder in den Krater zurücksinken in steter Danaidenarbeit — den feinen Umriß von Ustika „gleich der Lotosblume steigend aus des Meeres blauem Flor" — bis endlich die Krone des Südens, Sizilien selbst, über den Wassern auftaucht, bis der Monte Pellegrino, von „Morgenlicht umflügelt" in den werdenden Tag hineinragt und die Conca d'oro ihre schöngeschweifte Muschellinie den schimmernden Bergen entlangzieht ...

Inseln, die im Blau schwimmen ...

Längst, wenn uns wieder der „graulichte Tag droben im Norden" umfängt, stehen ihre Bilder in unseren Träumen wie lockende Fanale, von Heimweh entzündet. Von Heimweh nach einem Lande, in dem wir nicht geboren wurden, wo aber Liebe und Sehnsucht uns eine Freistatt gibt.

Italia diis sacra ...



Klingende Stille.

Lyrische Stimmungen.

Von Frida Schanz.

Weiße Daunenvögel sind die Tage,
Weiche Vögel, müd' und flügelschwer,
Fliehend wie in alter schöner Sage
Vor dem riesenhaften Jäger her.

Täglich früher streckt sein Pfeil sie nieder,
Täglich kühner wird des Schützen Hand.
Aus dem weichen zärtlichen Gefieder
Tropft ihr Herzblut glühend auf das Land.

* * *

So schwer ist heut der Tag! Und die Gedanken
Schleichen am Boden hin —
Lastend, wie schwarze nasse Efeuranken.
Kein Lächeln hebt den Sinn!

Als wenn der Tod den Jammer selbst empfände,
Den er dem Leben bringt,
So traurig tönt es, was der Sturm' heut singt —
Immer von neuem singt — und nie zu Ende! —

* * *

Mach' mir aus Deiner lieben Not kein Hehl!
Und höre recht, was ich Dir lächelnd sage!
Verklärte Trauer glänzt wie ein Juwel
An der geweihten Kette dieser Tage!

Dich, so wie mich, durchbebt der Widerhall
Von jäh für Ewigkeit geschloßnen Toren,
Und unsrer Scherze feines Eiskristall
Sind unsre Tränen, glitzernd festgefroren!

In dämmerstillen Seitengängen
Des Lebens schreit' ich, todallein. —
Ein leiser Fernklang von Gesängen,
Ein matter, silberbleicher Schein
Aus fremdem, lebensgoldnem Sein; —
Hoffnungen, blaß und schattenfein,
Wie Lilien, die zum Lichte drängen
Aus dichtem, sonnenlosem Hain! — —
Ein leiser Fernklang von Gesängen,
Ein matter, silberbleicher Schein! — —
In dämmerstillen Seitengängen
Des Lebens schreit' ich, todallein!

❀ ❀ ❀

Seit ich in dunkler Einsamkeit
Hinwandle, suchen mich die Sterne.
Ein starkes Etwas aus der Ferne
Lenkt meine Blicke weltallweit.

Ich sehe weiter als in heller Zeit,
Ich fühle mich in einem größren Ringe,
Selig und schauernd ahn' ich Dinge,
Die größer sind als Glück und Leid.

❀ ❀ ❀

Der Wald war totenstill und weich und bleich.
Der zarte neue Schnee lag hoch und lose.
Ich fuhr wie durch ein weites Totenreich
Auf weißem Weg wie über weiche Moose.

Büsche und Bäume wie ein Blütenmeer.
Und manchmal stob's um sie wie Silbersamen
Von innerem Erzittern! — Trauerschwer
Tönen die Glocken einen lieben Namen.

❀ ❀ ❀

Die preußische Städteordnung vom 19. November 1808.

Von Prof. Dr. Max Lehmann-Göttingen.

Zwei Nationen des romanisch-germanischen Völkerkreises — die Spanier und die Deutschen — gedenken in diesem Jahre zum hundertsten Male der Taten, mit denen für sie eine neue Zeit begann. Jene feiern den dos de majo, den Zusammentritt der Junta von Asturien, die Verteidigung von Saragoza, die Kapitulation von Baylen. Die Deutschen erleben von neuem die Tage, da Fichte die Reden an seine Nation hielt, da in Preußen die allgemeine Wehrpflicht angekündigt wurde, da die Städteordnung des Freiherrn vom Stein Gesetzeskraft erlangte.

Was die Spanier bei dem ersten Ansturm auf den Feind von Sieg zu Sieg führte, ein durch hundertjährige Arbeit der Kirche und des Staates geschaffenes Nationalbewußtsein, das mußte in dem zerklüfteten Deutschland erst herangebildet werden. Es geschah in Wissenschaft und Kunst, auf der Kanzel und im Hörsaal, auf dem Turnplatz und im Exerzierhause, durch Umwertung alter und Schöpfung neuer Werte. Kein Staat hatte mehr zur Zerstörung des alten Deutschen Reiches beigetragen als Preußen; jetzt sah es sich genötigt, selbst an dem Aufbau eines neuen Deutschland mitzuarbeiten. Denn es war durch den unglücklichen Krieg von 1806 und 1807 so verkleinert, daß, wenn es wieder eine Rolle in der Welt spielen wollte, es seine Kräfte durch innere Reformen zu vervielfachen suchen mußte. Indem nun die dem König von Preußen gelassenen Provinzen die Gegensätze und Feindschaften in ihrer Mitte zu überwinden und sich selbst als eine Einheit zu erfassen strebten, wurden sie inne, daß die Wurzeln der neu ersehnten Kraft sich nicht nur über die Grenzen des gegenwärtigen, sondern auch des ehemaligen Preußen verzweigten. Mit innerer Notwendigkeit trat an die Stelle von Preußen Deutschland. Alles, was 1807 und 1808 in Preußen geschaffen wurde, kam Deutschland und dem künftigen Kampfe um Deutschlands Dasein und Freiheit zustatten.

In dem Preußen des Freiherrn vom Stein, des Generals Scharnhorst und des Obersten Gneisenau war zugleich Befreiung, Ausgleichung und Versöhnung. Die Bauern wurden der Fesseln entledigt, die sie an einen Gutsherrn gebunden hatten. Das ausschließliche Anrecht des Adels auf den Besitz der Rittergüter, auf Sitz und Stimme im Kreistage sank ebenso dahin, wie die Beschränkung des Gewerbebetriebs auf das Bürgertum. Die Ankündigung der allgemeinen Wehrpflicht eröffnete die Aussicht, daß das vaterländische Heer dermaleinst schlechthin alle Wehrpflichtigen umfassen werde.

Die Städteordnung endlich machte die Bürger mündig.

⁂

Auf den preußischen Städten ruhte eine mehrfache Vormundschaft, das Ergebnis der historischen Entwicklung teils von Deutschland überhaupt, teils von den ostelbischen Landschaften insbesondere. Eine ansehnliche Zahl von Städten (Mediatstädte genannt) war von einem Grundherrn gestiftet; dessen Erben ernannten noch immer den Magistrat und hatten Anspruch auf Dienste sowohl, wie auf Leistung von Geld und Naturalien. Die anderen, die Immediatstädte, hatten sich einst einer stattlichen Selbständigkeit erfreut, die sie nicht ohne eigene Verschuldung einbüßten. Gegenüber der Territorialität hätten sich die deutschen Städte nur durch die engste Vereinigung und durch die konsequente Ausbildung der popularen Kräfte behaupten können. Aber jede Stadt blieb, selbst Territorium geworden, für sich, und das Stadtregiment wurde oligarchisch. Eben dadurch gab es dem mächtig aufstrebenden Fürstentum, sonderlich in Brandenburg-Preußen, die Handhabung zur Einmischung und zur Aufrichtung des absoluten Dominats. Die preußischen Städte wurden Domänen und Garnisonen.

Auf den ersten Blick zwar konnte es scheinen, als sei nicht sonderlich viel geändert, weder in der Organisation der Arbeit, noch in der Verwaltung. Wo Zünfte waren, mußte jeder, der ein zunftmäßiges Gewerbe treiben wollte, sich in sie aufnehmen lassen. Es behielt sein Bewenden bei den zahlreichen Verschiedenheiten, die diese Städte von alters her aufwiesen. Überall aber war den Kommunen gelassen worden das Patronat über Kirchen und Schulen, die Verwaltung des Kämmerei- und des Bürgervermögens, die Polizei in weitem Umfange, die Justiz. Es gab einen Magistrat, der gewählt wurde; es gab vollberechtigte Bürger und neben ihnen sogenannte Schutzverwandte; es gab Repräsentanten der Bürgerschaft. Das Gesetzbuch des Staates vindizierte der Bürgerschaft das Recht zu wählen, zu beraten und zu beschließen, die Bürger schworen einen besonderen Eid und waren verpflichtet, städtische Ämter unentgeltlich zu übernehmen, auch andere persönliche Dienste der Gemeinde zu leisten. Aber mit einziger Ausnahme der Justiz war diese städtische Autonomie ein Scheinwesen.

Es war noch das geringste, daß hier und da zu dem ursprünglichen Magistrate andere Magistrate (namentlich an der Spitze der eingewanderten Pfälzer und Réfugiés) hinzugekommen und daß viele Bürgergemeinden mit Eximierten durchsetzt waren, die so wenig wie die im Weichbild wohnenden Adligen den städtischen Gerichten unterstanden. Wichtiger war anderes. Der Magistrat wurde nicht mehr, wie in der Blütezeit städtischen Wesens, auf Frist, sondern auf Lebenszeit bestellt. Die Bürgerschaft wirkte

bei der Wahl kaum jemals mit; die städtischen Beamten wurden unter dem vorwiegenden Einfluß der Regierung, die gegenüber dem Magistrat das Bestätigungsrecht hatte, berufen, oft geradezu von ihr ernannt. Ihre Maxime war, soweit die Rechtsprechung nicht studierte Juristen erforderte, möglichst gediente Soldaten, Offiziere und Mannschaften, in die Stellen zu bringen: sie waren durch ihre Vergangenheit an Gehorsam gewöhnt. Da damals Pensionierungen in jüngeren und mittleren Jahren selten vorkamen, waren sie fast durchweg Invaliden, für die die städtischen Ämter nur die Bedeutung einer Sinekure hatten. Selten durch Sachkenntnis beschwert, überließen sie tatsächlich, wenigstens in den kleinen Städten, die Geschäfte den Richtern.

Von der Bürgerschaft ist wenig zu sagen. Sie scheint nicht einmal allerorten eine Vertretung gehabt zu haben. Wo es eine solche gab — das Allgemeine Landrecht nennt sie Repräsentanten, der wirkliche Name war nach den Provinzen verschieden, in der Mark Brandenburg: Stadtverordnete —, ist sie oft einfach durch den Magistrat ernannt worden. Die Stadtverordneten vertraten nicht die Bürgerschaft als solche, sondern die Zünfte und die übrigen in der Gemeinde befindlichen Korporationen; mit deren Vorstehern hatten sie Rücksprache zu nehmen. Die Wirksamkeit beider, der Stadtverordneten sowohl wie der Zünfte, war gering. Übrigens galten jene für Beamte der Stadt und wurden in der Regel, wenn auch äußerst bescheiden, besoldet.

So abhängig der Magistrat, seiner Zusammensetzung nach, von der Regierung war, die eigentliche Verwaltung der Stadt ließ sie ihm nicht. Er stand unter der Vormundschaft des Steuerrats, dieser wieder stand unter der Kriegs- und Domänenkammer, die ihrerseits vom Provinzialdepartement des Generaldirektoriums instruiert wurde. Nicht einmal einen Prozeß durfte der Magistrat ohne Erlaubnis der Regierung führen, und schließlich mußte oft sogar der König entscheiden; nicht nur über die Kämmereietats sämtlicher Städte, sondern auch über jede außerordentliche Ausgabe: über Gehaltszulagen von wenigen Talern, Vergütungen für das Stellen der Stadtuhr, Anschaffung von Spritzen und Wagen, Bau von Brücken und Dämmen, Verbesserung des Straßenpflasters. Die letzte Absicht, hinter der alles andere zurücktrat, war, nicht nur die an den Toren und auf den Packhöfen der Städte erhobene Steuer der Akzise möglichst zu steigern, sondern auch einen Überschuß aus den rein städtischen Einkünften zu gewinnen, sei es auch auf Kosten dringender Kulturaufgaben. Von der städtischen Armenpflege sagt ein hervorragender, im höchsten Grade sachverständiger Zeitgenosse: sie befinde sich noch völlig in ihrer Kindheit und entspreche in keinem einzigen ihrer Zweige dem eigentlichen Zweck. Und was die Schule betrifft, so hatte der Staat sie so vernachlässigt, daß ein ansehnlicher Teil der Bürger weder lesen noch schreiben konnte.

Noch mehr drückte auf den Bürger eine andere Vormundschaft, die des Militärs. Seitdem Friedrich Wilhelm I. die Reiterei in die Städte verlegt hatte, waren sie die ausschließlichen Garnisonen des Heeres geworden. Man darf sagen, daß, wenn die eine Hälfte der Stadtverwaltung den Zweck hatte, die Finanzen des Staates zu verbessern, die andere den Bedürfnissen des Heeres dienstbar gemacht war. Da, wo es keine oder nicht ausreichende Kasernen gab (und sie wurden sehr allmählich gebaut), hatte der Bürger den Soldaten zu beherbergen. Dafür, daß der Soldat billige Verzehrung habe, sorgten Lebensmitteltaxen, die gemeinsam von dem Magistrat und der Militärbehörde festgestellt wurden. Gewiß, offiziell bestand nicht mehr das soldatische Mitregiment in allen Polizeisachen, wie es Friedrich Wilhelm I. eingeführt hatte, und oft genug gebot Friedrich II. seinen Offizieren, den Bürger nicht übel zu traktieren. Aber das Prinzip wirkte durch seine Konsequenz weiter. Die Offiziere, als die ersten im Staate anerkannt und sich fühlend, mißachteten wie alle übrigen Stände so auch den Bürger, die brutal veranlagten setzten Gedanken in Worte und Taten um. Wieder beruht es auf dem unanfechtbaren Zeugnis eines Zeitgenossen, daß in den kleinen Städten kein rechtlicher und tüchtiger Bürger sich dazu verstehen wollte, den Posten eines Bürgermeisters oder Ratsherrn anzunehmen, weil der Garnisonchef es sich herausnehmen durfte, ihn in ein untergeordnetes Verhältnis zu stellen, ihm grobe Vorwürfe zu machen, ihn mitunter wohl gar zu mißhandeln.

Alles in allem: die Stadt war in Brandenburg-Preußen nur noch der Form nach eigenen Rechtes, in Wahrheit hatte sich der Staat ihrer Funktionen und ihres Vermögens bemächtigt. Eine der wichtigsten Errungenschaften der germanischen Welt, das Sonderdasein der Gemeinde inmitten von Staat und Individuum, stand hier auf dem Spiele.

⌘ ⌘ ⌘

Gerettet ist sie durch den großen Mann, der nach dem Tilsiter Frieden zum Heile Deutschlands das Zepter in Preußen ergriff, den Freiherrn vom Stein. Er ist es gewesen, der die Forderung stellte: die Nation solle in Zukunft sich selbst regieren. „Man muß," forderte er, „die Nation daran gewöhnen, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus jenem Zustande der Kindheit hinauszutreten, in dem eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten will. Der Übergang aus dem alten Zustand der Dinge in eine neue Ordnung darf nicht zu hastig sein, und man muß die Menschen nach und nach an selbständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu großen Versammlungen beruft und ihnen große

Interessen zur Diskussion anvertraut.“ Ein Wort, dessen Realisierung ebensosehr dem Individuum, wie der Gemeinde, wie dem Staate zustatten kommen mußte. Denn es verhieß den Einzelnen Anteil am Staate, es verkündete der Gemeinde den Rückgewinn ihrer Autonomie, es stellte die eigene Nation dem Napoleonischen Universalreich gegenüber, in dem der neue Leviathan die Gemeinde verschlungen und das Individuum seiner politischen Rechte beraubt hatte.

Eine freie Kommunalverfassung hatte Stein in England gesehen, mit Resten einer solchen im westlichen Deutschland selbst regiert, und zu dem englisch-deutschen Vorbilde gesellte sich nun das französische. Im Kampfe mit Frankreich war Preußen unterlegen. Das wies doch alle, die ihr Gewissen nicht mit dem Glauben an den angeblichen Zufall eines Schlachtentages oder an die Macht eines Übermenschen beschwichtigten, auf eine Überlegenheit in den modernen französischen Zuständen hin. Das Ereignis war nun, daß Stein sowohl wie derjenige, der ihm bei der Reformierung des Städtewesens zur Hand ging, der Ostpreuße Frey, sich nicht an die späteren Entwicklungsstufen der französischen Revolution, sondern an die allerersten, an die Gesetze der Assemblée constituante, hielten.

Freilich hüteten sie sich, sie einfach zu kopieren. Vielmehr war die von ihnen formulierte Städteordnung eine Kombination zwischen den Ideen von 1789 und Rechtsverhältnissen, wie sie in Preußen und Deutschland teils bestanden, teils bestanden hatten.

Sehen wir von minder wichtigen Differenzen ab, so lag eine Abweichung von dem grundlegenden Gesetz der Constituante schon darin, daß die preußische „Ordnung“ sich auf die städtischen Gemeinden beschränkte. Die Franzosen hatten die Kommunalverfassung des platten Landes und der Städte gleichzeitig und unterschiedslos nach denselben Regeln geordnet; es gab fortan in Frankreich keinen gesetzlichen Unterschied mehr zwischen Dorf und Stadt. In Preußen würde eine solche Egalisierung das Werk der Reform auf das schwerste gefährdet haben. Denn nicht nur, daß die gesamte wirtschaftliche und finanzielle Gesetzgebung des alten Staates aufgebaut war auf dem Gegensatz von Stadt und Land: auch die soziale Schichtung war verschieden. Eben erst war das Gesetz ergangen, das die ländliche Bevölkerung aus den Fesseln der Erbuntertänigkeit lösen sollte. Die Spannung zwischen Gutsherren und Bauern war viel größer als die zwischen Magistrat und Bürgerschaft, und darum empfahl es sich, in den Städten mit der Reform zu beginnen. Nicht minder bedeutsam war eine andere Abweichung von dem französischen Vorbilde. Die Constituante hatte die Gemeinden tatsächlich in kleine Republiken verwandelt, indem sie jede Einwirkung der Zentralinstanz beseitigte; das preußische Gesetz von 1808 ließ der Krone das Doppelrecht, die Verwaltung der Städte zu beaufsichtigen und die Wahl der Magistratsmitglieder zu bestätigen.

Immerhin blieb es ein ansehnliches Stück Freiheit und Gleichheit, das in den preußischen Städten nunmehr verwirklicht wurde.

Beginnen wir mit der Gleichheit, so sanken zunächst die Verschiedenheiten, die so lange zwischen den Städten bestanden hatten, dahin; die Verfassung aller Städte des Staats wurde vollständig und peremptorisch geordnet. Der einzige Unterschied, der fortan gemacht wurde, war derjenige der Größe; man unterschied zwischen großen, mittleren und kleinen Städten. Noch wichtiger war die Egalisierung innerhalb jeder einzelnen Stadt. Wäre es nach Stein gegangen, so würde Bürger identisch geworden sein mit Stadteinwohner; aber seine Mitarbeiter widersprachen diesem Radikalismus. So fielen denn zwar die meisten Differenzen, aber bestehen blieb der alte landrechtliche Unterschied zwischen Bürgern und Schutzverwandten; ausschließlich Bürger durften städtische Gewerbe treiben und Grundstücke in der Stadt besitzen. Bei Gewinnung des Bürgerrechts sollten weder Stand noch Geburt noch Religion noch überhaupt persönliche Verhältnisse einen Unterschied machen; nur Juden und Mennoniten gegenüber erscheint ein Vorbehalt, und von jedermann wird unbescholtener Wandel verlangt. Dergestalt wurde ein tiefes Bedürfnis der deutschen Städte befriedigt, denn durch nichts waren sie so heruntergekommen wie durch ihre Engherzigkeit bei Verleihung des Bürgerrechts. Ein von den Reformern besonders peinlich empfundenes Hindernis waren die Zünfte. Bereits erwog man ihre vollständige Aufhebung, jedenfalls wurden sie von allem Anteil an der Stadtverwaltung ausgeschlossen. An ihre Stelle trat eine rein topographische Einteilung, in Bezirke. Natürlich hörten auch die besonderen Magistrate innerhalb des Weichbildes auf; in jeder Stadt sollte nur e i n Magistrat sein: dem hatten alle Einwohner zu gehorchen.

Nehmen wir alles zusammen, so hatte die Bureaukratie der Gleichheit vorgearbeitet; völlig neu dagegen war das nunmehr in das städtische Wesen gepflanzte Prinzip der Freiheit. Die preußischen Städte wurden frei von der Bevormundung des Adels, der Beamtenschaft, der Armee. Kein Grundherr hatte fortan mehr etwas in der Stadt zu sagen; kein Steuerrat und kein Gouverneur durfte die Bürger gängeln oder beschimpfen oder gar mißhandeln. Frei aber sollten sie auch bleiben von einer aus der eigenen Mitte erwachsenen Oligarchie, wie sie sie vor dem Eindringen des fürstlichen Dominats so oft seufzend hatten tragen müssen.

Denn sie erhalten eine Vertretung, ein kleines Parlament, die Stadtverordnetenversammlung, die aus ihrer Wahl hervorgeht. Stein war es, der die von seinem Mitarbeiter Frey empfohlene Vorschlagsliste

verwarf; wählbar sollte für die Bürger jeder sein, der selbst wählen durfte. Sie wählen in geheimer Abstimmung (damit, wie Frey motiviert, der Einfluß der Reichen und Mächtigen auf die Wahl gehemmt werde), und, wie sich versteht, nicht mehr nach Zünften, sondern nach Bezirken. Eng damit zusammen hängt, daß der Stadtverordnete keine Instruktionen von der Wählerschaft erhält: sie werden ausdrücklich verboten, die Stadtverordneten vertreten nicht ihre Wähler, sondern die gesamte Bürgerschaft. Mit Recht sind hundert- und tausendmal die schönen und schwungvollen Worte der Städteordnung angerufen worden, die lauten: „Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Überzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruktion, ihr Gewissen aber die Behörde, der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben.“ Der Satz entstammt dem Entwurf von Frey, und aus ihm wieder redet ein Größerer: Immanuel Kant, zu dessen eifrigen Jüngern jener gehörte. Die Bürger wählen, aber so wenig wie einst in den Dekreten der Assemblée constituante ist das Wahlrecht in der Städteordnung allgemein; wählen darf nur, wer angesessen ist oder wer ein reines Einkommen von mindestens 200 Talern in den großen, von 150 Talern in den kleinen und mittleren Städten hat. Wenn unter den Stadtverordneten mindestens zwei Drittel Hausbesitzer sein sollten, so wollte das nicht viel besagen; denn in der überwältigenden Mehrzahl der damaligen brandenburgischen, pommerschen, schlesischen und preußischen Städte hatte nahezu jeder Bürger sein Haus. Selbstverständlich war wieder, daß die Stadtverordneten auf Zeit gewählt wurden; jedes Jahr schied ein Drittel aus.

Der Gedanke der Wahl fand aber noch eine zweite Anwendung: auch die Obrigkeit der Stadt wurde ihm unterworfen, und zwar fast mit derselben Schärfe wie das Stadtparlament. Gar mancher von Steins Mitarbeitern hatte gerade hier schwere Bedenken; sogar Frey wollte lebenslängliche Bürgermeister zulassen. Stein aber drang darauf, daß sie, wie alle Mitglieder des Magistrats, auf Zeit gewählt würden. Schließlich verständigte man sich auf eine Amtsdauer von sechs Jahren für sämtliche Magistratsmitglieder: ausgenommen nur die Syndici, die gelehrten (d. h. die gesetzeskundigen) Stadträte und den Baurat; sie wurden auf zwölf Jahre gewählt.

Eng mit dem Wesen der Selbstverwaltung, die durchaus als Ehrenamt gedacht war, hing es zusammen, daß die Stadtverordneten unbesoldet sein sollten und daß auch der größere Teil des Magistrats keinen Gehalt bekam. Am Gemeinwesen mitzuarbeiten sollte nicht Genuß, sondern Pflicht sein. Jeder Bürger muß wählen, jeder eine Wahl, die ihn trifft, annehmen.

Die Exekutive ist beim Magistrat, und überhaupt wird vom Gesetz ein Gleichgewicht zwischen den beiden städtischen Gewalten angestrebt; aber kein Zweifel: der Schwerpunkt wird in die Stadtverordnetenversammlung verlegt. Sie ist es, die den Magistrat kontrolliert, sie bewilligt die für die Gemeinde erforderlichen Gelder. Dabei ist sie nicht etwa von der laufenden Verwaltung ausgeschlossen. Sie redet und wirkt auch hier mit, und das Gewicht der von ihr repräsentierten Bürgerschaft wird noch verstärkt durch Bürger, die, von ihr gewählt, an den Deputationen und Kommissionen der Verwaltung teilnehmen und ihr die Majorität sichern. Überall war es Stein, der dem popularen Prinzip zum Siege verhalf. Frey hatte eingewandt, daß sehr viele Bürger nicht den Grad der Kultur hätten, der zur fruchtbaren Erwägung öffentlicher Angelegenheiten erforderlich sei. Stein erwiderte: Wo fange der Grad von Kultur, den Frey meine, an, und wo höre er auf? Ein verständiger, welterfahrener Gewerbtreibender urteile besser über städtische Angelegenheiten als der Gelehrte. Frey hatte die Rechte der Stadtverordneten stark beschränken wollen. Stein wollte von einem solchen Mißtrauen nichts wissen. Und wie reich, wahrhaft königlich, bemaß er den Umfang der städtischen Verwaltung überhaupt. Es war im Grunde alles und jedes, was bisher von den staatlichen Behörden versehen war; sogar die Polizei wurde nicht ausgenommen, nur behielt der Staat sich das Recht vor, unter Umständen eigene Polizeibehörden anzuordnen. Daß die Justiz der Stadt genommen wurde, empfand man kaum als einen Verlust, da ja die Richter den Bürgern vielfach auch als Vormünder gegolten hatten und überhaupt die öffentliche Meinung darüber einig war, daß die Rechtspflege von der Verwaltung getrennt und gänzlich Sache des Staates werden müsse.

⁂

Es ist nicht wohl möglich, die Bedeutung der Städteordnung zu überschätzen. Zunächst: sie war ein Schritt höchster Kühnheit, ein Schritt, wie er nur gewagt werden konnte von einem Staatsmanne, dessen Furchtlosigkeit selten erreicht, niemals übertroffen ist, und in einer Situation, wie der des Jahres 1808, da der ursächliche Zusammenhang zwischen der erlittenen Niederlage im Felde und den Zuständen daheim auch dem Blödesten in die Augen sprang. Die Städteordnung war, als Ganzes betrachtet, weder durch die Institutionen des alten Preußen vorbereitet, noch von denen begehrt, welchen sie zufiel. So tief war dies Bürgertum gesunken, daß es in vielen Fällen kaum wußte, was es mit diesem Geschenk anfangen sollte. Schritt für Schritt löste die neue Institution die große pädagogische Aufgabe, die die Eingangsworte des Gesetzes formulierten: durch Teilnahme der Bürgerschaft an der Verwaltung des Gemeinwesens Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten. Das Werk der popularen Bewaffnung von 1813, die Auf-

stellung der Landwehr, wäre ohne die Emanzipation der Bürger und Bauern unmöglich gewesen. Noch mehr aber stieg, durch eine merkwürdige Komplikation, das Ansehen der Städteordnung in der nun folgenden Zeit des Friedens. Friedrich Wilhelm III. ließ das konstitutionelle Versprechen, das er vor dem letzten Feldzuge des Freiheitskrieges gegeben hatte, unerfüllt. Doch mochte er es auch nicht ganz zurücknehmen; vielmehr erklärte er ausdrücklich, daß der Staat in Zukunft Anleihen nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der reichsständischen Versammlung aufnehmen könne, daß die Staatsschulden-Verwaltung ihr alljährlich Rechnung zu legen habe und daß bis zum Zusammentritt der Reichsstände eine Deputation des Berliner Magistrats gemeinsam mit der Staatsschulden-Verwaltung die eingelösten Schuldscheine in Verschluß nehmen solle. Die von den Bürgern der Hauptstadt durch das Medium der Stadtverordneten gewählte Behörde trat hier an die Stelle der Reichsstände.

Das war überhaupt die Funktion, die in dieser Zeit der Reaktion die Städteordnung übernahm. Weder Reichsstände noch Kreisordnung noch Landgemeindeordnung kamen zustande; die neugeschaffenen Provinziallandtage schienen eher ein Hindernis als eine Vorbereitung des Verfassungswerkes zu sein; die einzige Errungenschaft aus den großen Tagen der Reform war die Städteordnung geblieben. Und wie sie im Jahre 1808 durch Eliminierung der Zünfte deren völlige Aufhebung vorbereitet hatte, so half sie jetzt den wirtschaftlichen Aufschwung befördern, den das befreite Bürgertum nahm, und dieser kam ihr dann wieder selbst zustatten. Begreiflich, daß sich ihr doppelt und dreifach die Sympathien aller derjenigen zuwandten, die eine Weiterentwicklung des Staates anstrebten. So fest stand sie in der öffentlichen Gunst, daß auch die Fürsprecher überlebter Staats- und Gesellschaftsordnungen es nicht wagten, ernstlich an ihr zu rütteln. Ein und das andere wurde geändert; aber als die Urheber und Freunde der Änderungen zu einer Revision des gesamten Gesetzes schritten, ließen sie (im Jahre 1831) den Städten, die 1808 die Steinsche Städteordnung erhalten hatten, die Wahl zwischen Annahme und Ablehnung. Die Wirkung war, daß nicht mehr als drei Kommunen sich dem Alten ab- und dem Neuen zuwandten.

Seitdem ist die Städteordnung, deren Ursprung wir betrachteten, die Standarte des deutschen Bürgertums geblieben und geworden. Da, wo Konstitutionalismus und Liberalismus durchdrangen, ist sie teils direkt nachgeahmt, teils durch mehr oder minder ebenbürtige Schöpfungen ersetzt worden: Dank eben den Ideen, denen sie selbst ihr Dasein mit verdankte. Sie hat dann die Bewegung von 1848 auf das nachdrücklichste unterstützt. Wieder beladen mit der Abneigung der Bureaukratie und des Junkertums, hat sie sich durch alle Bedrängnisse hindurch behauptet; auch die Änderungen des Jahres 1853 haben ihre Substanz nicht angetastet.

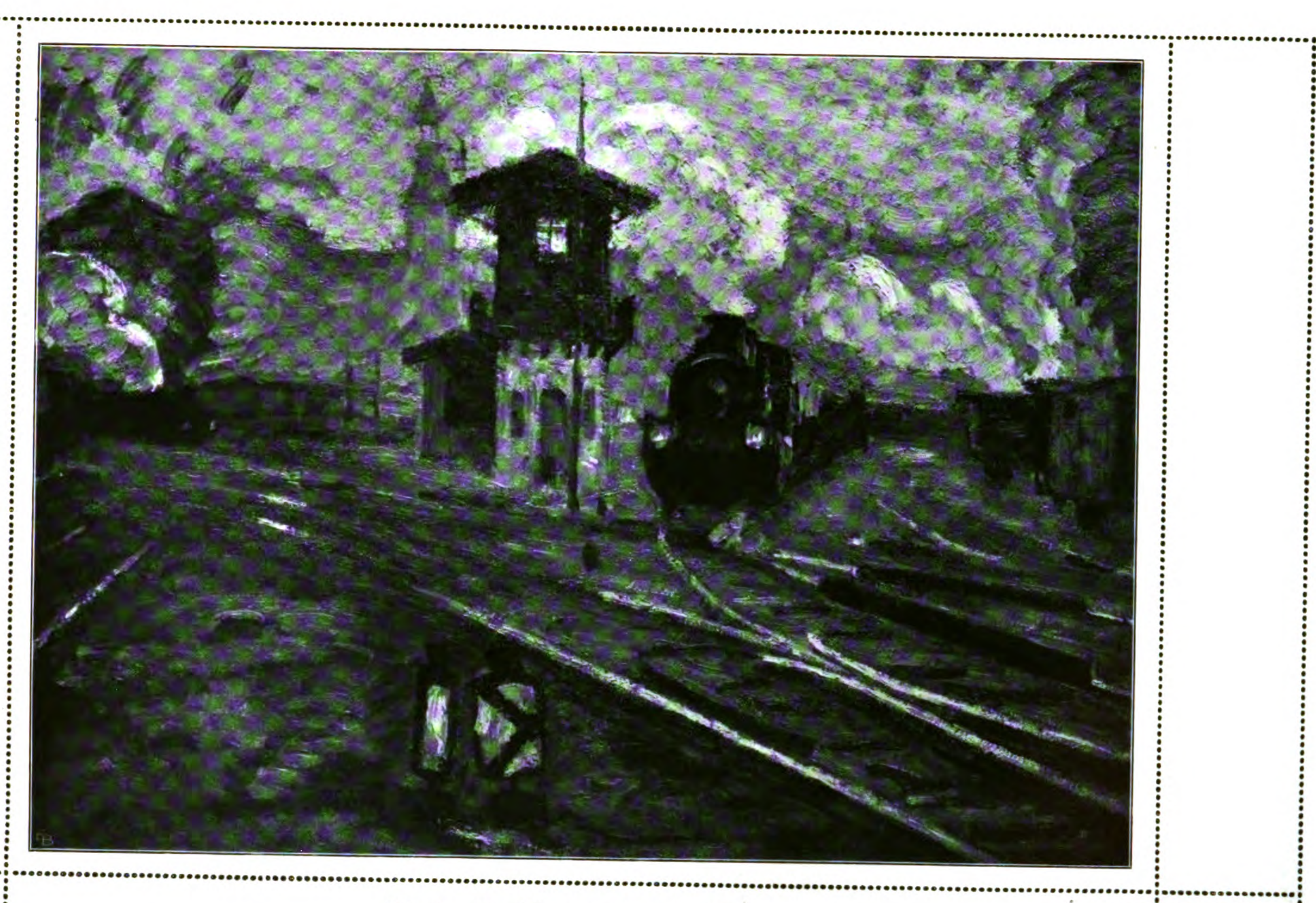
Wie alles Menschenwerk ist sie ein Produkt der Epoche, in der sie das Licht der Welt erblickte, und insoweit dem Wandel unterworfen. Aber zwischen den Epochen der Historie selbst besteht ein Zusammenhang, der in die Ewigkeit hineinreicht; was an ihm Anteil hat, ehren wir als das wahrhaft Große.

Die Städteordnung Steins lebt und wird leben, solange die deutsche Nation das Verlangen trägt, in ihren politischen Formen das Problem zu lösen, das seit dem Auftreten der Germanen die Denker und Staatsmänner beschäftigt: wie die Segnungen großer und kleiner Staaten in einem und demselben Gemeinwesen zu vereinigen sind.

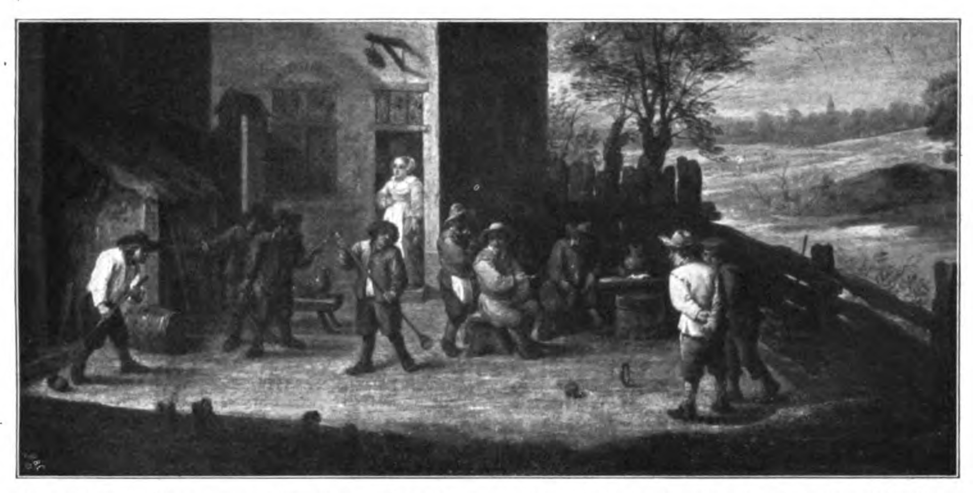
Hinauf!

Heil uns! Endlich gelang's: Mit gondelbehangenen Würmern
Fliegen wir kraft des Benzins steuergerecht durch die Luft.
Geht auch manches noch schief, was tut's: Graf Zeppelin macht's schon.
Solch ein Kavallerist reitet zuletzt auf den Mond.
Wohl! Wir sind es zufrieden. Zwar stammt die schöne Bescherung
Wieder vom Gotte des Kriegs, der auch im Frieden regiert:
Einerlei! Mag er nur weiter auf solche Manier uns beweisen,
Daß er dem Leben dient, wenn er auf Mordmittel sinnt.
Mag er immer berechnen, wieviel an Bomben ein Luftschiff
Einst zur feurigen Saat aufwärts zu tragen vermag:
Wir verfolgen den Flug der geistgezügelten Würmer
Über die Ziele hinaus, denen Gott Mars sie bestimmt.
Alles was Geist ist, dient am letzten Ziele der Freiheit,
Dient sich selber: dem Geist, der uns von Schwere befreit.
Zielvoll schwebender Menschheit gelingt zuletzt auch das Schwerste:
Daß in sich selber den Geist einst sie der Schwere bezwingt.

Otto Julius Bierbaum.



Abend. Gemälde von Prof. H. Pleuer.



Kugelspielende Bauern. Ausschnitt eines Gemäldes von Dav. Teniers in der Eremitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Zur Geschichte des Billards. Von Georg Buß.

Die elegant und bequem ausgestatteten Billardsäle großstädtischer Cafés geben sich so modern, die Billards sind technisch und künstlerisch so vorzüglich ausgeführt, das Spiel mit den vom menschlichen Willen gelenkten, energisch oder sanft rollenden Elfenbeinkugeln berührt so frisch, flott und lebendig, die Spieler zeigen sich so beweglich und elastisch, das amerikanische Serienspiel, bei dem berühmte Berufsspieler in der freien Partie und in der erschwerten Cadre-Partie die Krone ihrer Meisterschaft bekunden, lockt so zahlreiche und enthusiastische Zuschauer herbei, daß man schwören möchte, die Geburt des Billards falle erst in die jüngste Zeit. Aber der Schein trügt, denn schon unsere Großeltern haben dem edlen Spiel eifrig gehuldigt und mit Mittel- oder Effetstoß, Nachläufer oder Zurückzieher, direktem oder indirektem Balle den Sieg zu erringen gesucht.

Billard ist ein Spiel, bei dessen Verlauf nicht blinder Zufall, nicht Glück, sondern schnelles Erfassen der Situation, sichere Berechnung, scharfes Auge, körperliche Gewandtheit und geschickte Hand, also menschliche Intelligenz und Tüchtigkeit den Ausschlag geben. Seine Inanspruchnahme geistiger und physischer Kräfte geht gerade soweit, um vom Spieler als Annehmlichkeit empfunden zu werden. Daß sich das Spiel bei solchen Vorzügen alsbald die Sympathie aller besseren Gesellschaftskreise errang, kann nicht wundernehmen.

Die Annalen der Kulturgeschichte haben das Geburtsjahr des Billards nicht verzeichnet. Immerhin läßt das Spiel sich weit genug zurückverfolgen, um seine Entstehung aus einem älteren Kugelspiel annehmen zu können.

Es erschien 1737 zu Hamburg „ein mit möglichster Accuratesse nach der neuesten frantzösischen Edition durchgesehenes und an vielen Orten verbessertes“ Duodezbuch mit zahlreichen Anweisungen für gewisse Unterhaltungsspiele, unter dessen Kapiteln eins die Überschrift trägt: „Le nouveau Jeu de Billard oder Pielken-Tafel-Spiel, wie es anitzo gespielt wird.“ Der sonderbare Name „Pielken-Tafel-Spiel“ wird verständlich, wenn man weiß, daß Pielken für Piken steht und daß hiermit die spießartigen, konischen Spielstöcke gemeint sind, die man erheblich später kurzweg „Queues“ genannt hat. Aber als „nouveau jeu“ ließ sich das Billard damals nicht mehr bezeichnen. Daß es geschehen ist, liegt am Herausgeber, der nur eine Übersetzung aus den 1696 im Haag erschienenen „Divertissemens innocens“ bietet, in denen es ebenfalls heißt: „Le nouveau Jeu de Billard, et comme il se joue à présent.“ Und auch 1696 konnte das Billardspiel nicht mehr als neu gelten, denn die „Divertissemens innocens“ aus dem Haag fußen auf einer älteren fran-

zösischen Ausgabe vom Jahre 1640, also aus der Zeit Ludwigs XIII.

Schon der Vergleich dieser verschiedenen Buchausgaben bezeugt, daß man das Billardspiel, obwohl es die deutsche Ausgabe vom Jahre 1737 neu nennt, bereits hundert Jahre früher gekannt hat.

Jedoch noch weiter reicht sein Alter zurück, bis in das XVI. Jahrhundert. Das bestätigen zwei klassische Zeugen: Edmund Spenser und Maria Stuart. Die unglückliche Königin setzte noch kurz vor dem blutigen Drama, dem sie am 8. Februar 1587 in Schloß Fotheringhay zum Opfer fiel, den Erzbischof von Glasgow brieflich von der ihr drohenden Hinrichtung mit dem Hinzufügen in Kenntnis, daß man, um Platz für die Exekution zu schaffen, bereits ihre „table de billard" entfernt habe. Und Spenser, der berühmte Dichter des Schäferkalenders und



Titelbild aus „Divertissemens Innocens" vom Jahre 1696.

der Feenkönigin, der 1599 zu London starb und als letzter Romantiker der Renaissance in Westminster beigesetzt wurde, erwähnt gleichfalls das Billard, aber nicht in französischer, sondern in der damals in England üblichen Schreibweise „balyard".

Es ist über Ursprung und Herkunft des Billards viel gefabelt worden. Die Schuld liegt wesentlich an der Gewohnheit, Kugelspiele kurzweg den Ballspielen beizuzählen. Ohne Bedenken wird dann gefolgert: „Italien, das klassische Land der Ballspiele, ist auch das Geburtsland des Billards." Das ist falsch, denn das Billardspiel als echtes Kugelspiel hat mit dem Ballspiel nicht die geringste Gemeinschaft: unter besonderen Formen des Antriebes werden die Kugeln gekugelt über eine Fläche, die Bälle geschleudert durch die Luft, — eine Verschiedenheit der Mittel und der Kraftentfaltung, aus der jeder der beiden Kategorien scharf voneinander getrennte Regeln und Aufgaben erwachsen sind.

Ball- und Kugelspiele verschiedener Art sind bereits während des Altertums beliebt gewesen. In Griechenland wurden sie mehr unter dem Gesichtspunkte gesunder und kräftigender Leibesübung getrieben, in dem kaiserlichen Rom unter dem des Vergnügens und der Zerstreuung.

Zwar gebot die ars amandi, deren trefflicher Interpret der kundige Ovid ist, Grazie beim Ballspiel zu entfalten, aber „allzu zierlich in dem Spiel des Balles" war jener eitle Attalus, der Typus eines Gigerl, den Martial mit epigrammatisch gespitzten Pfeilen bedacht hat.

Nur dem Kugelspiel blieb eine rauhere Weise eigentümlich, daher es bevorzugter Günstling der Plebejer war und als „Bocciaspiel" bis zu unseren Tagen unter den Italienern volkstümlich geblieben ist.

Das Mittelalter ist solchen Kugelspielen, die sich als gesunde körperliche Übungen erwiesen, sehr geneigt gewesen. In deutschen Landen stand hoch in Gunst das aus germanischer Zeit stammende Kegelschieben, kurzweg „Kugeln" genannt, dem der Deutsche noch heute in unwandelbarer Treue ergeben ist. Frankreich schwor auf sein uraltes „jeu de mail",

bei dem jeder Mitspieler bestrebt war, durch möglichst wenig Schläge eines langgestielten Hammers seine Kugel über eine weite Strecke Weges als erste von allen ans Ziel zu treiben. Auch pflegte Frankreich später das aus dem Mail hervorgegangene Croquet, das nun zu den Lieblingsspielen aller Nationen gehört. Nordfrankreich trieb jenes „Chole“, das sich über Belgien nach Holland verpflanzte, wo es den Namen „Kolf“ erhielt, und Schottland das treffliche Golf, das in unseren Tagen auch in Deutschland die freundlichste Aufnahme gefunden hat.

Dient bei Mail und Croquet der langgestielte Hammer zum Treiben der Kugeln, so bei Chole, Kolf und Golf ein nach unten keulenartig verdickter handlicher Stock, wie denn auch das keltische Wort „Golf“, ebenso wie „Chole“ und „Kolf“, in Übereinstimmung mit dem althochdeutschen „cholbo“, Kolben oder Keule bedeutet.



Titelblatt der deutschen Ausgabe der „Divertissemens Innocens“ von 1737.

Gleichwohl ist Golf als Spiel von Chole und Kolf sehr verschieden. Bei Golf spielt jede Partei ihre eigene Kugel. Zudem sind in seinem ausgedehnten Spielfelde sogenannte „putting-greens“ verteilt — kleine Grasinseln mit einem Loch in der Mitte. Diejenige Partei, die vom Abschlagsmal ihre Kugel mit den wenigsten Schlägen in ein Loch treibt, hat das Loch gewonnen, und diejenige, welche die meisten Löcher bis zum Ziele gewinnt, ist Sieger. Anders bei Chole und Kolf: bei ihnen war nur eine einzige Kugel vorhanden, und diese mit einer bestimmten Anzahl Schläge nach dem mehrere Kilometer entfernten Ziele zu treiben, übernahm die wettende Partei, während die Gegenpartei die Lösung der Aufgabe durch Zurücktreiben der Kugel zu vereiteln suchte. So wogte der Kampf, in dessen Verlauf sich die Parteien mit je drei Schlägen folgten, bis zum Sieg oder zur Niederlage hin und her.

Wie verschieden nun die Kugelspiele hinsichtlich ihrer Spielregeln sein mögen, so stehen sie doch untereinander in einer gewissen Verwandtschaft. Billard weist Züge auf, die an Croquet und Golf erinnern. Daß es von einem Rasenspiel herkommt, deutet das grüne Tuch des Tisches an. Spielgeräte sollen zuerst ein Kegel, ein Tor, zwei Kugeln und Schlägel gewesen sein. Als Hindernisse, hazards, welche die Kugeln bei Verlust zu vermeiden hatten, werden um den Spielplatz gruppierte Löcher, je drei an zwei Seiten, gedient haben.

Die Überführung dieses Rasenspiels aus dem Freien ins Haus hat wohl im Wunsche der Spieler ihren Grund gehabt, die Spielfreuden des Sommers auch im



Das Billardspiel. Stich von C. Nilson.

Winter zu genießen. Da Damen am Spiel teilnahmen, so werden sie seine Übertragung in einen gegen Schnee und Kälte geschützten Raum besonders befürwortet haben. Das muß geschehen sein im Milieu einer verfeinerten Kultur, zur Zeit der Renaissance, etwa um die Mitte des XVI. Jahrhunderts, als die Einrichtung der Schlösser reicher und das gesellschaftliche Leben üppiger geworden waren.

Eine wirklich genaue Kenntnis, wie sich die Wandlung zum Spiel im geschlossenen Raum und auf dem Tisch vollzogen hat, ist nicht mehr zu gewinnen. Offenbar ist Zwischenstation der mit einem Teppich belegte Fußboden einer Halle oder eines Saales gewesen, war es doch ein leichtes, die erforderlichen Löcher, die hazards, auszusparen. Erst mit dem Verlangen, bequemer zu spielen, dürfte die Übertragung auf einen mit quadratischer Platte, Holzbanden und Bandentaschen ausgestatteten Tisch erfolgt sein.

Es leuchtet ein, daß ein Spiel mit so teuren Geräten und einem so bedeutenden Raumbedürfnis nur für die vornehmsten Kreise bestimmt war. Das Billard ist denn auch von Anfang an sehr exklusiv gewesen, und diese Eigenschaft ist ihm bis heute in gewissem Sinne geblieben.

Nun soll beim Spielen das Treiben der Kugeln mit Schlägeln geschehen sein. Das Wort „Schlägel“ ist sehr dehnbar — es kann ein Gerät von den verschiedensten Formen bedeuten. Am ehesten denkt man an einen Hammer. Ein langgestielter Hammer und zwei Kugeln auf einer Münze der Stadt Philippopolis in Thracien veranlaßten den geschätzten französischen Gelehrten Jean Hardouin, gestorben. 1729 in Paris, sogar zur Vermutung, daß in vorchristlicher Zeit ein thracisches Spiel, ähnlich dem Billard, bestanden habe, — eine Annahme, die Winckelmann in seinem 1766 herausgegebenen „Versuch einer Allegorie besonders für die Kunst“ als erzwungen zurückweist. Immerhin konnte der langgestielte Hammer für das Rasenspiel just so wie beim Mail und Croquet möglich sein, nicht aber für das Spiel auf dem Tisch, denn hier wäre selbst der kurzgestielte im höchsten Grade unbequem gewesen.

Nach der modernen Weise des Billardspiels ist das Charakteristische der Stoß, nicht der Schlag. Wenn dieses Charakteristikum schon in den Jugendjahren des Spiels Geltung gehabt hat, so ist unter dem Schlägel ein Gerät zum Stoßen, nicht aber zum Schlagen zu verstehen.

Hierfür spricht auch die alte Bezeichnung „balyard". Das englische Wort ist zusammengesetzt aus ball und yard. Ball ist die Kugel und yard die ellenlange Stange, mit welcher der Stoß auf die Kugel vollführt wurde. „Balyard", aus dem der Franzose „billard" gemacht hat, ist identisch mit „Spielstock". Tatsächlich ist auch der Spielstock in den französischen Spielregeln des XVII. Jahrhunderts nie anders als „billard" genannt, während der Tisch, entsprechend seiner Fläche von Samt oder Tuch, mit „tapis" — Teppich — bezeichnet ist. So wird gesagt: „Défendu de ne frapper du billard sur le tapis et de ne jouer qu'à son rang, à peine de perdre le coup", — was der Deutsche in folgender Weise übersetzt hat: „Man darf die Keule nicht auf die Tafel stoßen und darf nicht außer der Reihe spielen, widrigenfalls der Stoß verloren ist." Und ferner: „On peut changer le billard en jouant" — „man darf den Spielstock während des Spiels wechseln." Nach dem Spielstock „balyard" und „billard" ist das ganze Spiel benannt worden, — ein Vorgang, der um so weniger wundernimmt, als Golf, Chole und Kolf auch nach ihrem Hauptspielgerät, der Keule, getauft sind.

Das Wort „balyard" weist auf den Ursprung oder zum mindesten auf die tiefgreifende Reform des Spiels in England hin. Hierfür sprechen noch sehr überzeugend die Bandentaschen. Ihre Verwandtschaft mit den putting-greens und hazards des schottischen Golfs ist unverkennbar. Bei Golf gewinnt der Spieler, wenn er die Kugel ins Loch treibt, bei Billard verliert er: also hier gelten als häßliche hazards die Löcher, dort die zwischen den Löchern vorkommenden Abweichungen von der geraden Bahn. Beim Billardspiel in dieser alten Weise, an der der moderne Engländer zähe festhält, hat daher der Spieler das Bestreben, nicht die eigene Kugel, wohl aber die des Gegners ins Loch zu treiben. „Einen Ball machen" heißt demgemäß: „to throw a ball into the hazard", hingegen „sich verlaufen": „to run one's own ball into the hazard." Der Franzose hat sich weniger prägnant ausgedrückt: er nennt die Bandentasche oder den

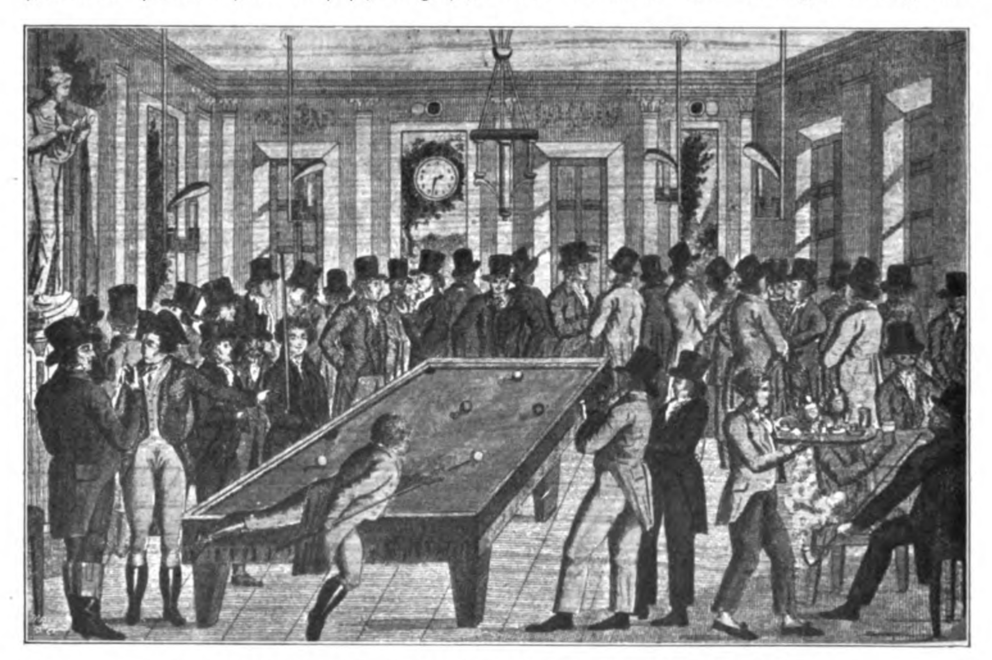


Billard der Königin Luise in Schloß Paretz.

Billardbeutel: „blouse“, „einen Ball machen“: „blouser“ und „sich verlaufen“: „se blouser soi-même.“ Jedenfalls haben die Franzosen nicht so scharf im Ausdruck wie die Engländer die Bandentaschen als hazards gekennzeichnet. Auch das scheint darauf hinzuweisen, daß das Billardspiel nicht auf französischem, sondern auf englischem Boden erwachsen ist.

Aber angenommen, das Spiel stamme wirklich aus Frankreich und dem Worte „billard“ sei das charakteristische englische „balyard“ lautlich einfach nachgebildet, dann fordern doch manche zur Legitimation dieses angeblich französischen Sprößlings vorgebrachte Erklärungen zum entschiedensten Widerspruch heraus, insbesondere die, daß „Billard“ seinen Namen von „bille“ ableite. Gerade umgekehrt: „bille“ leitet seinen Namen von „Billard“ her, denn in der Bedeutung von „Ball“ oder „Kugel“ kommt es vordem gar nicht vor. Eher ließe sich noch zur Erklärung des Wortes „billard“ auf einen Familiennamen zurückgreifen, lieben es doch gerade die Franzosen, irgendwelche bemerkenswerte Erfindungen und Verbesserungen mit dem Namen des Autors zu belegen — die Gobelins sind auf die Färberfamilie Gobelin zurückgeführt, der vernis Martin auf den Kunsttischler Martin, die Boulearbeit auf den Pariser Kunsttischler André Boulle. In der Tat kommt der Familienname „Billard“ schon im XVI. Jahrhundert vor. Und den Namen trägt ein bedeutender Mann — Claude Billard, geboren um 1550 und gestorben 1618 zu Paris.

Claude Billard, nach Beginn seiner Laufbahn kurze Zeit Militär, dann Rat und Sekretär der Königin Margarete von Valois, der ersten Gemahlin Heinrichs IV., hat am französischen Hofe eine angesehene Rolle gespielt. Seine Herrin gehörte zu jenen genußsüchtigen Frauen, an denen Frankreichs Thron so reich gewesen ist. Das Erfinden neuer Moden, der tollsten und bizarrsten, die sich denken lassen, gereichte ihr zum höchsten Wohlgefallen. Gegen ihre Prachtliebe und Verschwendung lehnte sich sogar ihr lebenslustiger Gemahl auf. Schwer wiegende politische Gründe traten hinzu, um ihm eine Trennung rätlich erscheinen zu lassen. Und so kam es zur Scheidung, nach deren Vollzug sich Heinrich im Jahre 1600 mit Maria von Medici vermählte.



Beim Billardspiel in Hugelmanns Kaffeehaus in Wien, etwa ums Jahr 1820.

Daß eine exzentrische Frau wie Margarete als Rat und Sekretär einen Mann wählte, der ihren Launen entsprechen konnte, erscheint sehr natürlich. Aber Claude Billard ist nicht nur geschmeidiger Höfling, sondern auch Dichter gewesen. Als einer der ersten französischen Dramatiker, die ihren Stoff der Nationalgeschichte entnahmen, errang er mit seinem 1612 in Paris aufgeführten Trauerspiel „Henri le Grand", einen achtbaren Erfolg.



Billardmeister Hanke (Berlin) führt in der amerikanischen Serie einen Kopfstoß aus.

Es könnte nahe liegen, gerade diesen Träger des Namens „Billard" mit dem Billardspiel in Verbindung zu bringen, um so eher, als Paris zur damaligen Zeit der rechte Ort war, Neues und Interessantes in Kurs zu setzen und der Hof sich nach Kräften befleißigte, die spanische Mode durch eine französische zu verdrängen. Dieser Kurs richtete sich auch nach England, wo das Französische vor dem Spanischen den Vorzug genoß. Und so hätte ein amüsantes französisches Spiel am Hofe der lebenslustigen Elisabeth sicherlich die freundlichste Aufnahme gefunden.

Solcher Annahme stehen aber die schon entwickelten Gründe entgegen, die gerade umgekehrt das Spiel „balyard" von England nach Frankreich wandern lassen. Allerdings, hier ist es dann im Laufe der Zeit in die eleganteste Form gebracht worden, so daß den Franzosen der Ruhm, die vornehmsten Förderer des Billardspiels gewesen zu sein, unbedingt zukommt.

In der Epoche Ludwigs XIV. tritt das Billard in hellere Beleuchtung. Wesentliche Verbesserungen haben das Spiel annehmbarer gemacht und ihm die Gunst zahlreicher „Personen von Kondition" gesichert. Der außerordentlich große Tisch besitzt nicht mehr die Form eines Quadrats, sondern, wie noch heute, die eines länglichen Vierecks; — es umgeben ihn Stopfbanden, deren Elastizität durch Einführung von Haaren und Tuch bewirkt ist, und es öffnen sich an jeder Langseite als hazards drei Bandentaschen, kreisrunde Löcher mit gestrickten Beuteln. Die Elfenbeinkugeln sind trefflich abgedreht, entsprechend der hohen Leistungsfähigkeit, die das Drechslerhandwerk des XVII. Jahrhunderts auszeichnet. Und die Spielstöcke, die „billards"? Nun, jetzt erst läßt sich ihre Form deutlich erkennen: sie sind zum Stoßen, nicht zum Schlagen bestimmt. Dem Stock ist an dem einen Ende ein länglicher, viereckiger Klotz aufgesteckt, der etwas konkav gebogen ist, so daß beim Spiel seine Stoßfläche senkrecht zur Tischfläche steht und die Kugel voll zu treffen vermag. Bei dem Stoß, der, wie noch



Ein Kunststoß: Der Bogennachläufer.

jetzt, über den Bock der linken Hand vollzogen wurde, durfte aber der Klotz das Billardtuch nicht berühren. Das entgegengesetzte Ende des Spielstockes war dünn und hieß „queue“. Seine Benutzung zum Stoßen war streng verboten. Ausdrücklich heißt es in den Spielregeln: „Qui tire la queue du billard, perd le coup“, — oder deutsch: „Der das dünne Ende der Keule brauchet, verliert das Spiel.“ Die Bezeichnung „Keule“ traf noch besser zu, als der Spielstock, der „billard“, zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts eine erhebliche Verbesserung erfahren hatte,



Bogenkarambolage bei Preßstehen des Balles.

bestehend in der Beseitigung des Stoßklotzes und in einer sehr kräftigen konischen Formgebung des ganzen Stockes, der nun schon als ein gedrungener Kollege des modernen Spielstockes erscheint. Aber auch damals wurde noch nicht mit dem dünnen Ende, der queue, gestoßen, vielmehr vollführte man, in Erinnerung an den alten Stoßklotz, den Stoß nach wie vor mit dem dicken Ende. Ehe sich die neuen Spielstöcke völlig eingebürgert hatten, mußte natürlich geraume Zeit gemischt — mit Spielstöcken beiderlei Art — gespielt werden.

Es leuchtet ein, daß die ganze Spielweise noch sehr unvollkommen war. Feine Stöße ließen sich mit dem dicken Ende des Spielstockes nicht vollführen. Karambolagepartien, der feinste Reiz der modernen Billardkunst, konnten überhaupt nicht gespielt werden.

So blieb also vorläufig der Hauptzweck des Spiels darauf beschränkt, die Kugel des Gegners in ein Loch zu treiben oder über die Bande zu sprengen. In beiden Fällen gewann der Spieler zwei Points und das Recht, seinen Ball nach Belieben günstig zu setzen. Traf er des Gegners Ball nicht, jagte er vielmehr vorüber in ein Loch, so zählte das für den Gegner drei Points. Mit zwölf Points galt die Partie gewonnen. Brauch war es, acht solcher Partien hintereinander zu spielen. Erschwerende Hindernisse beim Spiel bildeten neben den Bandentaschen noch die Pforte, la passe, die gegen jede Berührung gefeite Schnur und die Glocken, la corde et les sonnettes, sowie die Bestimmung, doublé oder triplé zu spielen, also die Kugeln an zwei oder drei Banden anschlagen zu lassen. Als besondere Art gab sich „le jeu de la guerre“, das acht Spieler, je mit einer markierten Kugel zuließ.

Über die Bewegung der Kugeln und ihr Verhalten beim Auftreffen auf die



Ein Kunststoß: Karambolage in einen Hut.

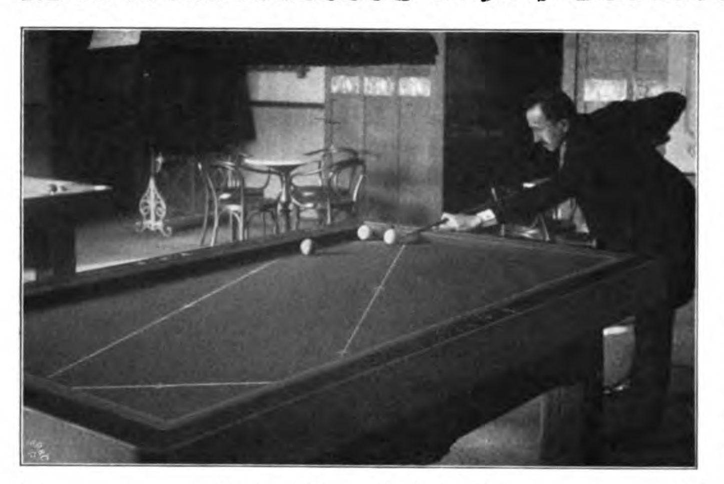
Bande oder auf eine andere Kugel herrschten wenig zutreffende Ansichten. Auch dann, als sich um die Wende des XVII. Jahrhunderts der Astronom und Physiker Manfredius und später Eustachius Zanotti, beide Mitglieder der Pariser Akademie, mit dergleichen „Problema“ beschäftigt hatten, wog noch immer die Meinung vor, daß eine schief gegen die Bande getriebene Kugel in ebendemselben Winkel abpralle. „Es ist also der mechanische Lehrsatz zu merken,“ so lautet es sehr gelehrt in einem dicken Folianten, „daß der angulus reflexionis auf einem plano elastico dem angulo incidentiae gleich sei, auf ebensolcher Art, wie ein Lichtstrahl von einem glatten Spiegel reflektiert wird.“ Leider kommt der Satz in der Praxis nicht zur Geltung, denn der Abschlagwinkel der Kugel pflegt entweder kleiner als der Anschlagwinkel oder größer zu sein, weil eben gewisse Faktoren, wie Form der Bewegung, Elastizität, Reibung und Geschwindigkeit, von Einfluß sind.

Trotz der Unklarheit über diesen Gegensatz zwischen Theorie und Praxis und trotz der noch sehr verbesserungsbedürftigen Banden und Spielstöcke gab man sich dem Billardspiel mit wahrhaft rührendem Eifer hin. Lustig glitten und rollten die Kugeln in London, im Haag, in Antwerpen, in Brüssel und vor allem in Paris über das Billardtuch. Ludwig XIV. fand Vergnügen am Billardspiel, und das genügte, um die Mitglieder des Hofes und alle, die auf „Kondition“ hielten, von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Spielstock wacker zu gebrauchen. Aber mehr noch: das Billardspiel wurde populär. Es hatte diesen Vorzug zu danken den Kaffeehäusern.

Der Kaffeebaum war in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts von den Holländern aus Yemen nach Java und von den Engländern nach Westindien verpflanzt worden. Seitdem kam der braune Trank sehr schnell in Aufnahme. Allerdings lehnten ihn ältere Leute ab, und noch im Dezember 1712 schrieb Elisabeth Charlotte von Orleans aus Versailles an ihre Halbschwester Louise nach Frankfurt: „Ich kann weder Tee, Kaffee noch Schokolade vertragen und kann nicht begreifen, wie man es gern trinkt; — Tee kommt mir wie Heu und Mist, Kaffee wie Ruß und



Beim Billard-Unterricht: Ein Zurückzieher.



Ein Zurückzieher mit vier Banden.

stattet sei. Das Englische Kaffeehaus hat viele Jahre ein einträgliches Leben geführt, bis ihm später eine scharfe Konkurrenz erwuchs, nennt doch Friedrich Nicolai 1786 neben dem Fehrschen Kaffeehause noch acht andere, in denen schon Billards vorhanden waren. Sogar das kleine Potsdam wies damals zwei stark besuchte Mokkastätten mit Billards auf: die von Torchiana und Polborn.

Feigbohnen vor, und Schokolade ist mir zu süß." Aber der jungen Welt war der Kaffee eine Art Getränk der Olympier. Die Kaffeehäuser mehrten sich, und die Cafétiers stellten, um die Gäste noch mehr zu fesseln, Billards auf. Zur Zeit der Regentschaft hat die Zahl der Kaffeehäuser in Paris schon über hundert betragen. Hier fand das Billardspiel eine Heimstätte, durch die es schnell die Gunst auch der gutbürgerlichen Kreise errang.

Außerhalb Frankreichs wurde die Mode, zumal sie Aussicht auf reichen Ertrag für die Akzise bot, nach Kräften mitgemacht. Solchen Lockungen widerstand man in den brandenburgisch-preußischen Landen unter König Friedrich I., dessen Kassen meist ein großes Manko aufwiesen, erst recht nicht: schon 1704 wurde festgesetzt, daß für die Konsumtion von Tee, Kaffee und Schokolade ein Erlaubnisschein jährlich für zwei Taler zu lösen sei, und ferner wurde in demselben Jahre beschlossen, in den Hauptstädten aller preußischen Provinzen Tee- und Kaffeehäuser zu etablieren, um den Verbrauch zu steigern. Bereits im März 1707 taucht dann im Englischen Kaffeehaus von Fehr in der Königstraße zu Berlin das erste Billard auf, begleitet von einer Verfügung des Polizeigouvernements, laut deren „die Ausstellung eines französischen Billards und die Darbietung desselben an das Publikum, so in dem genannten Kaffeehause verkehret", ge-

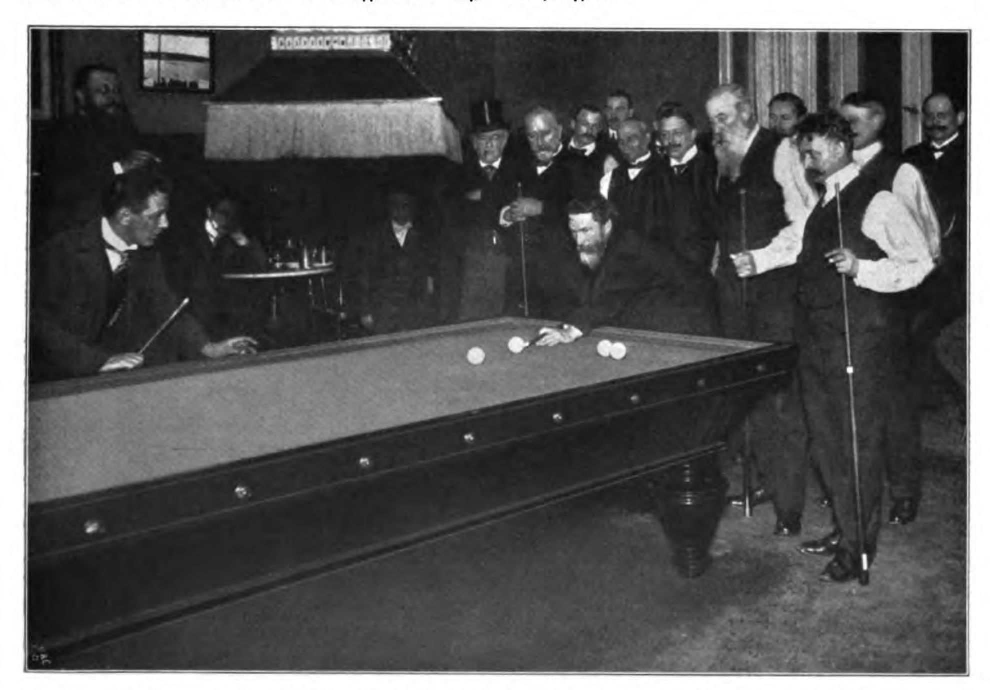
In welchem Maße gespielt wurde, geht daraus hervor, daß unter König Friedrich Wilhelm I. eine Verordnung das Billardspielen während des Gottesdienstes ausdrücklich verbot. Kursachsen erließ 1716 ein gleiches Verbot in Form eines langen Reskripts, in dem es heißt, daß niemand die Billardprofession betreiben dürfe, dem sie nicht besonders vergönnt sei, — daß die Bedienung durch Mannspersonen zu erfolgen habe, — daß alle Glücksspiele auf Billard verboten seien, sonst aber die Summe, um die man spiele, sich nach jedermanns Stande zu richten habe, — daß die Spielzeit im Sommer nicht über zehn und im Winter nicht über neun Uhr dauern dürfe, — daß Kaufmannsdienern das Billardspielen untersagt sei, — und daß der Wirt, der diesen Bestimmungen zuwiderhandle, zehn oder zwanzig Taler Geldstrafe und schließlich den Verlust seiner Profession zu gegenwärtigen habe.

Das Billardspiel war ziemlich teuer — für acht Partien, je zu zwölf Points, waren 1737 in Hamburg zwei Schilling und sechs Pfennig zu zahlen, und zwar: „mit Verbot, den Nahmen Gottes nicht zu mißbrauchen bey fünf Schilling Straffe vor die Armen." Wer einen Spielstock zerbrach, hatte den Verlust zu ersetzen, und wer einen Riß ins Tuch machte, mußte ihn mit Gold decken.

Was das Billardspielen am Berliner Hofe betrifft, so hielt es sich unter den

beiden ersten Königen in mäßigen Grenzen, denn Friedrich I., der preußische Äsop, konnte, weil er hinkte, das lange Stehen am Billardtisch nicht vertragen, und Friedrich Wilhelm I. bevorzugte das dem Puff und Tricktrack verwandte Brett- und Würfelspiel Toccatille, bei dem sein Partner der Generalmajor Flans war, — ein origineller Kauz, der jede seiner Reden mit „Bah“ zu unterbrechen pflegte. Wie es bei diesem Spiel zuging, lehrt ein bezeugter Vorfall: Sie wollten um einen Groschen spielen, meinte einst der König. „Bah! das laß' ich wohl bleiben!“ antwortete der General. „Ew. Majestät werfen mir beinahe die Würfel an den Kopf, da wir umsonst spielen; was würde nicht geschehen, wenn ich mit Ihnen um Geld spielte!“ Erst Friedrich der Große zeigte Neigung für das Billardspiel, allerdings nur in jüngeren Jahren, denn später hatte der König wichtigeres zu tun, als den Spielstock zu führen. Jedenfalls schätzte er das Spiel, wie er denn auch für seine Schwester Ulrike, nachmalige Königin von Schweden, in einem der von ihr bewohnten Gemächer des königlichen Schlosses zu Berlin „ein Billard von rotem Samt“ aufstellen ließ. Später gehörte zu den Verehrerinnen des Spiels die Königin Luise, deren kleines Billard noch in Schloß Paretz steht.

Mehr als am preußischen Hofe blühte das Spiel am polnischen und russischen. Überhaupt fehlte das Billard jenseits der Weichsel fast in keinem größeren Edelsitz. Die Reiseschriftsteller des XVIII. Jahrhunderts erwähnen das Spiel sehr häufig. Unter ihnen zählt als einer der klassischsten Zeugen der Angehörige einer berühmten Gelehrtenfamilie, der weitgereiste Johann Bernoulli aus Berlin, der auch als Verfasser astronomischer Schriften geschätzt ist. Während seines Aufenthalts in Polen und Rußland, 1777 und 1778, machte er die Bemerkung, daß der Billardsaal zu den schönsten Galagemächern der Paläste gehöre. So war es im Palast des Grafen Tschernygew in Petersburg, so in Zarskoje-Sselo bei der Kaiserin, so auch im Schloß des Herzogs von Kurland zu Mitau. „Nach aufgehobener Tafel,“ so schreibt er, „spielte der Herzog billard à la guerre mit verschiedenen Herrn des Hofes; — der Saal, in welchem Billard gespielt wurde, war wie in Rußland eines der reichsten Zimmer des Schlosses.“



Vierball-Turnier zwischen den Professoren Reinhold Begas und Raoul Prité in Berlin.

Während der Herzog von Kurland sich im fernen Mitau noch mit dem jeu de la guerre amüsierte, war aber bereits ein neues Zeitalter des Billards angebrochen — das interessante und reizvolle Spiel der Karambolage, in dem wir noch heute stehen.

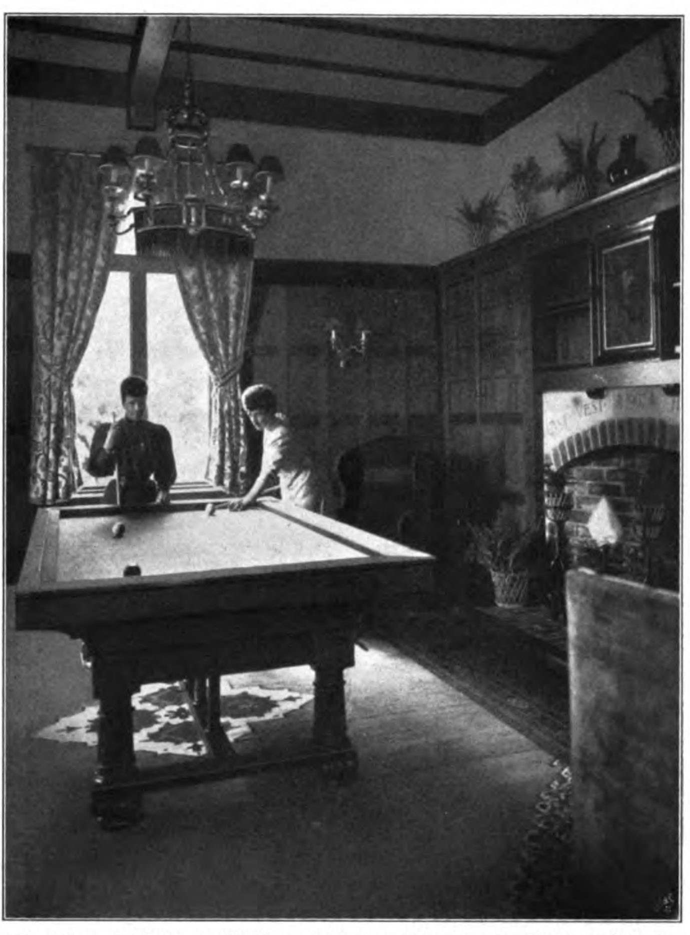
Gesetze und Vorschriften sind dazu da, um übertreten zu werden. Diese ewige Wahrheit waltet auch bei den alten Billardregeln. Der § 23: „Qui tire la queue du billard, perd le coup" — „wer mit dem dünnen Ende des Spielstockes stößt, verliert das Spiel" — spornte zum Widerspruch an. Und so machten in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts einige Pariser Billardgenies kurzen Prozeß, drehten den Spielstock um und vollführten den Stoß gegen die Kugel nicht mehr mit dem dicken, sondern mit dem dünnen Ende, der queue. Und siehe da, der Geniestreich verlief in befriedigendster Weise, zumal als die Stoßfläche der Queue etwas rauh gemacht wurde. Man quirlte zum Rauhmachen die Stoßfläche gegen den Fußboden, die Wand oder die Decke — was man „käuen" nannte — und war nun in der Lage, Seitenstöße gegen die Kugel, allerdings noch nicht gar zu weit vom Durchmesser, vollführen zu können, ohne ein allzu häufiges Abgleiten der Queue, einen sogenannten „Kicks", befürchten zu müssen. Auf Grund dieser einschneidenden Wandlung wurde dann in den siebziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts begonnen, Karambolagepartien mit zwei weißen und einer roten Kugel zu spielen. Es galt, die eine Kugel, die Spielkugel, so zu stoßen, daß sie während ihres Laufes die beiden anderen Kugeln traf. Gewöhnlich wurde diese Karambolage noch mit der alten Bestimmung verbunden, eine der getroffenen Kugeln oder alle beide in das Loch zu befördern.

Aber je mehr man karambolierte, um so mehr sah man ein, daß dem Spiel die höchste Ausbildung noch fehle, und daß insbesondere das Ideal, die Spielkugel recht fein zu fassen, ihr ein wirklich zartes „Effet" zu geben, noch nicht erreicht sei. Fast ein halbes Jahrhundert ging bis zum ersehnten Ziel vorüber. Es war gegen das Jahr 1830, als das schlichte, leicht gewölbte Lederplättchen, das der Franzose Mignaud auf die Stoßfläche der Queue klebte, und das Bestreichen dieses Lederkopfes mit Kreide den Spielstock derart verbesserte, daß sich nunmehr Stöße gegen die Kugel innerhalb sechs bis sieben Zehntel ihres Umfanges ausführen ließen. Das Mittel mochte einfach sein, aber sein Erfolg war großartig: die Karambolage mit ihren Finessen konnte in eleganter Weise gespielt und hiermit dem Billard erst der rechte Zauber entlockt werden. Die Béranger, Victor Hugo, Alfred de Vigny, Alfred de Musset, Dumas père, kurz, die ganze Schriftstellerclique des damaligen Paris, die ja ihre Inspirationen vorzugsweise in den Cafés und beim Billard empfing, jubelte, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre dem braven Mignaud für seinen Lederkopf von Karl X. oder Ludwig Philipp die Ehrenlegion gespendet worden. In Würdigung der französischen Erfindung wurde von nun an auch in Deutschland der Spielstock mit Vorliebe „das Queue" genannt. Ebenso sprach man nicht mehr von der Kugel, sondern nach französischer Art vom „Ball".

Infolge des verbesserten Spielstockes und der Vorliebe für die Karambolagepartie boten die Franzosen alsbald auch einen neuen Billardtisch dar; — er besaß die Form eines doppelten Quadrats und hatte, was am wichtigsten war, keine Bandentaschen. Nun diese verschwunden waren, ließ sich die Karambolagepartie erst wirklich rein, mit direktem Ball, indirektem Ball und Vorbandeball, spielen. Der Ball ist direkt gespielt, wenn er nach dem Treffen des einen Balles sofort den andern trifft, — indirekt, wenn er nach dem Treffen des einen Balles zunächst an die Banden schlägt und dann erst den andern trifft, — mit Vorbande, wenn sein Anschlag an die Banden dem Treffen der beiden Bälle vorangeht. Früher waren für solches Spiel die Löcher der Bandentaschen echte und rechte hazards gewesen.

Zugunsten der Karambolagepartie ließen auch die Amerikaner die Bandentaschen fallen. Wir in Deutschland spielten auf unseren großen deutschen Billard-

tischen mit Bandentaschen noch geraume Zeit stoisch weiter, nahmen aber dann ebenfalls das französische Billard an. Andere Nationen des Kontinents taten wie die Deutschen. Einzig die Engländer lehnten den französischen Neuling ab, so daß er sogar noch jetzt jenseits des Kanals nur selten zu finden ist.



Alexandra, Königin von England, mit ihrer Schwester, der Kaiserin-Witwe von Rußland, beim Billardspiel in der Sommervilla Hvidöre in der Umgebung von Kopenhagen. Copyright Mary Steen, Hofphotograph.

Mit der Verbesserung des Spielstockes durch den flach oder höher gewölbten Lederkopf und mit der Beseitigung der Bandentaschen war ein neuer Antrieb zur Verfeinerung der Spielgeräte gegeben. Der Ball erhielt eine vollkommen ebene Spielfläche, indem die zum Werfen geneigte hölzerne Tischplatte durch eine solche von poliertem Marmor oder geschliffenem Schiefer ersetzt wurde. Geräusche auf solchen, straff mit Tuch bespannten Platten durch das Rollen der Bälle treten nicht auf, da der Schiefer zu weich ist und der harte Marmor vor dem Tuchbelag eine Auflage von dünnem Baumwollenstoff erhalten hat. Die Ausdehnung der Spielfläche bei den Tischen wurde ziemlich allgemein auf 230 zu 115 oder 224 zu 112 Zentimeter, bei 84 Zentimeter Höhe über dem Fußboden, beschränkt; — nur für die Wettkämpfe der Billardkünstler hielt man an Tischen von größerer Spielfläche fest. Bei den Banden suchte man vermehrte Elastizität und für die anschlagenden Bälle größere Gleichmäßigkeit des Abschlagwinkels zu erreichen. Das gelang am besten den Amerikanern; — sie stellten aus einer Mischung von vulkanisiertem Kautschuk mit Kork und Lederpulver im Gegensatze zur weichen Bande die harte mit spitzkantiger Anschlagsfläche her. Jedoch ist mit ihr schon längst eine andere in Wettbewerb getreten, die Stahlbande, die aus dachziegelförmig übereinander gelegten Stahlblättern mit dahinter befindlichen kleinen Spiralfedern besteht. Für die Höhe der Anschlagfläche der Bande ermittelte man, daß sie den Halbmesser des Balles nur um ein geringes übertreffen dürfe. Höhe der Anschlagfläche und Balldurchmesser wurden also in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis gebracht: für die in Frankreich, Deutschland und Amerika üblichsten Bälle von 58 bis 62 Millimeter Durch-

messer hat die Anschlagfläche in Höhe von 29 bis 34,8 oder von 31 bis 37,2 Millimeter zu liegen. Nur wenn es die Höhe der Anschlagfläche zuläßt, sind Bälle bis herab zu 50 oder bis hinauf zu 75 Millimeter Durchmesser benutzbar. Die kleinen Bälle und niedrigen Anschlagflächen werden in England, die großen Bälle und hohen Anschlagflächen in Spanien bevorzugt. Aus Gründen der Ökonomie stellte man neben dem Ball aus Elfenbein einen billigen Ersatzball aus Hartgummi oder künstlicher Masse her, aber jener hat, vorausgesetzt, daß er bei vollkommenster Rundung aus edelstem Material von gleichmäßigster Struktur besteht, wegen seiner hohen Elastizität und Dauerhaftigkeit den Vorzug behalten. Zwei Elfenbeinbälle zusammengeschlagen, geben hellen Klang und sind schon hierdurch, wie auch durch ihren milden Glanz und ihre Zeichnung, von Imitationen genügend zu unterscheiden. Die Spielstöcke suchte man noch handlicher und stoßsicherer zu machen. Eine gleiche Länge ließ sich ihnen in Rücksicht auf die verschiedene Größe der Spieler nicht geben. Man stellte also Spielstöcke von verschiedener Länge her und empfahl dem Spieler, den zu wählen, der ihm bis zum Kinn reiche. Am Griffende erhielten sie eine Dicke von 25 bis 40 Millimeter und bis zur Verjüngung am Stoßende eine solche von 10 bis 15 Millimeter. Bezüglich des Gewichts wurde betont, daß für kleine Bälle der leichtere und für große der schwerere am geeignetsten sei. Um jedoch dem Spieler die Möglichkeit zu bieten, selbst die Schwere des Stockes zu regulieren, fertigte man einen solchen mit abschraubbarem hohlem Griff, der sich nach Belieben mit Gewicht füllen läßt. Und damit der Stock gegen fremde Benutzung geschützt sei, richtete man auch die Spitze zum Abschrauben ein. Es versteht sich von selbst, daß besonderer Wert darauf gelegt wurde, den Spielstock möglichst gerade herzustellen und ihn gegen Schiefwerden zu sichern. Die Erfahrung lehrte, daß Spielstöcke aus dem Langholz der Esche und solche, die ihrer Länge nach aus dünnen Streifen verschiedener Holzarten von ausgleichender Kraft aufeinander geleimt sind, die besten seien.

So ist eine Menge praktischer Arbeit geleistet worden, die sehr zur Verfeinerung des Spiels beigetragen hat.

Beschränkter war die wissenschaftliche Arbeit: die Darlegung der unter dem Einfluß gewisser Kräfte auf dem Billard stattfindenden Kugelbewegung. Wer den Genuß nicht lediglich in der handwerksmäßigen, sondern in der wissenschaftlich aufgeklärten Ausübung des Spiels sieht, wird auch solche Arbeit nicht missen wollen. Seit der 1835 erfolgten Veröffentlichung der bezüglichen Untersuchungen des französischen Mathematikers Coriolis ist die schwierige Materie in jüngerer Zeit erst wieder von German behandelt worden, und zwar in ebenso scharfsinniger wie geistvoller Weise. So hat auch die wissenschaftliche Seite des Billardspiels eine Förderung erfahren, die den Reiz des edlen Vergnügens wesentlich zu erhöhen vermag.

Die Lösung der schweren Aufgabe moderner Karambolage, den Ball zu machen und zugleich die Bälle für einen neuen Macher in die günstigste Stellung zu bringen, hängt ab von dem Können des Spielers und von der zweckmäßigen Ausbildung des Geräts, dessen sich der Spieler bedient. Wenn also in unseren Tagen Matadore auf der Billardfläche im freien Spiel der amerikanischen Serie mehr als siebentausend Points erledigen, so legt die Möglichkeit solcher Leistungen für die Vervollkommnung, die Spiel und Spielgerät im Laufe der Zeit erfahren, das glänzendste Zeugnis ab.

Nicht jeder kann ein Matador sein, — aber das schadet um so weniger, als ihm die Möglichkeit gewahrt bleibt, ein solcher zu werden. Je freundlicher er bei diesem Streben zur wissenschaftlichen Theorie steht, je mehr er die Routine mit Geist zu erfüllen vermag, um so größere Befriedigung wird ihm das edle Spiel gewähren. Und da das Billardspiel zugleich eine gesunde, körperliche Erholung bietet, so läßt sich nur wünschen, daß es nicht lediglich ein bevorzugtes Anziehungsmittel der Cafés bleibe, sondern noch mehr als bisher Eingang finde auch in das deutsche Heim.

Die amerikanische Präsidentenwahl.

Von Otto von Gottberg.



Am ersten Dienstag des auf dem Umschlag dieses Heftes genannten Monats tritt das Volk der Vereinigten Staaten an die Wahlurne, um einem von zwei Männern den Mantel der höchsten von der Nation zu vergebenden Würde um die Schultern zu legen.

Das Resultat, die Entscheidung, ob William Taft oder William Bryan für vier Jahre die schwerste Bürde amtlicher Verantwortung auf amerikanischer Erde tragen soll, ist weniger bedeutsam als die Tatsache, daß seit Washingtons Tagen zum erstenmal das Elektorat einen von zwei Kandidaten wählen wird, die es selbst, gegen den Willen der berufsmäßigen Politiker, zu Anwärtern auf das höchste Bundesamt ernannte. In einer Zeit also, die manchen das neue, imperialistische Amerika schon auf dem Wege der Entwicklung zur Monarchie glauben ließ, scheint es, als sollte die mehr und mehr in eine Oligarchie verwandelte Republik nun doch jene Demokratie werden, deren Bild ihren Begründern vorschwebte.

Das Wiedererwachen des demokratischen Geistes reicht bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück.

Nachdem die Yankees während eines Jahrhunderts die Geruchsnerven der Außenwelt mit Eigenlob und Selbstruhm bis zum Überdruß irritiert hatten, nahmen sie als Nation bald nach dem spanischen Kriege unaufgefordert, aus freien Stücken, auf der Anklagebank Platz und bekannten sich schuldig: schuldig der Korruption, schuldig politischer Unredlichkeit und geschäftlicher Unehrlichkeit — gerade in dem Augenblick, als widerwillig die Fremde ihrer Größe Achtung zu zollen begann. Hochherzigere und tapfere Selbsterkenntnis hat selten eine Volksseele bekundet; und des Errötens ist wahrlich enthoben, wer so auf den Gipfeln von Fortschritt und Erfolg in Demut die eigenen Fehler und Sünden beichtet. Mit Recht hat darum die Nation den Glauben an ihre Zukunft nicht verloren. Doch erinnert ihr Bild gegenwärtig an die Gestalt eines ihrer Multimillionäre. Schätze, um die Krösus ihn beneidet hätte, liegen in seinen Geldschränken. Erkauft wurden sie mit den tiefen Furchen in dem starkknochigen, aber welken Gesicht eines Magenkranken. Müde, apathisch, pathetisch und bei plötzlicher Anrede wohl unstet, wie erschreckt, blicken die Augen. Ein Gewissen spricht aus ihnen, das durch große Schenkungen heimliche oder offenkundige kommerzielle Verbrechen zu sühnen versuchte, aber doch in ruhelosen Nächten den Schlaf verscheucht. In Heim und Familie ist kein Entrinnen vor den Gedanken an alte Sünden. Denn der Millionär hat beide nicht. Er hat nur Häuser, viele Häuser und zwei oder drei Paläste. Sein Sohn ist ein Tunichtgut und Verschwender, seine Tochter von zwei Gatten geschieden und dem dritten mit einem Abenteurer durchgegangen. — Wie er, so fragt sich heute seine Nation, ob Geld, ob die Jagd nach dem Dollar nicht zu kostspielig sei? Des Volkes Denken beginnt sich anderen, neuen, vielleicht höheren Zielen, wenn nicht gar Idealen zuzuwenden. Noch schwankt und zögert es. Es weiß nicht, welche Straße es einschlagen, wohin es gehen soll. Noch tappen sogar seine Führer im Dunkeln. Überzeugt ist es nur, daß es mit der Vergangenheit brechen und an anderen Altären als dem des goldenen Kalbes beten muß.

Schuldig bekannte die Nation sich in jenen Enthüllungen und Untersuchungen, die auf Geheiß weniger der Behörden als des souveränen Volkes die Korruption in Politik und Geschäft bloßlegten. Des Übels Ursache und Wurzel war das verbrecherische Bündnis, das vor Jahrzehnten schon die beiden großen politischen Parteien mit dem Hochdollartum, mit Finanz und Industrie geschlossen hatten. Gleichzeitig mit dem Wunsch, einen Augiasstall zu reinigen, reifte darum im Volk das Verlangen, sich selbst zu regieren und den obersten wie jeden anderen Vertrauensmann der Nation nicht mehr auf Vorschlag politischer Führer, sondern nach eigener Überzeugung zu wählen. Das war ein Wiedererwachen demokratischen Denkens.

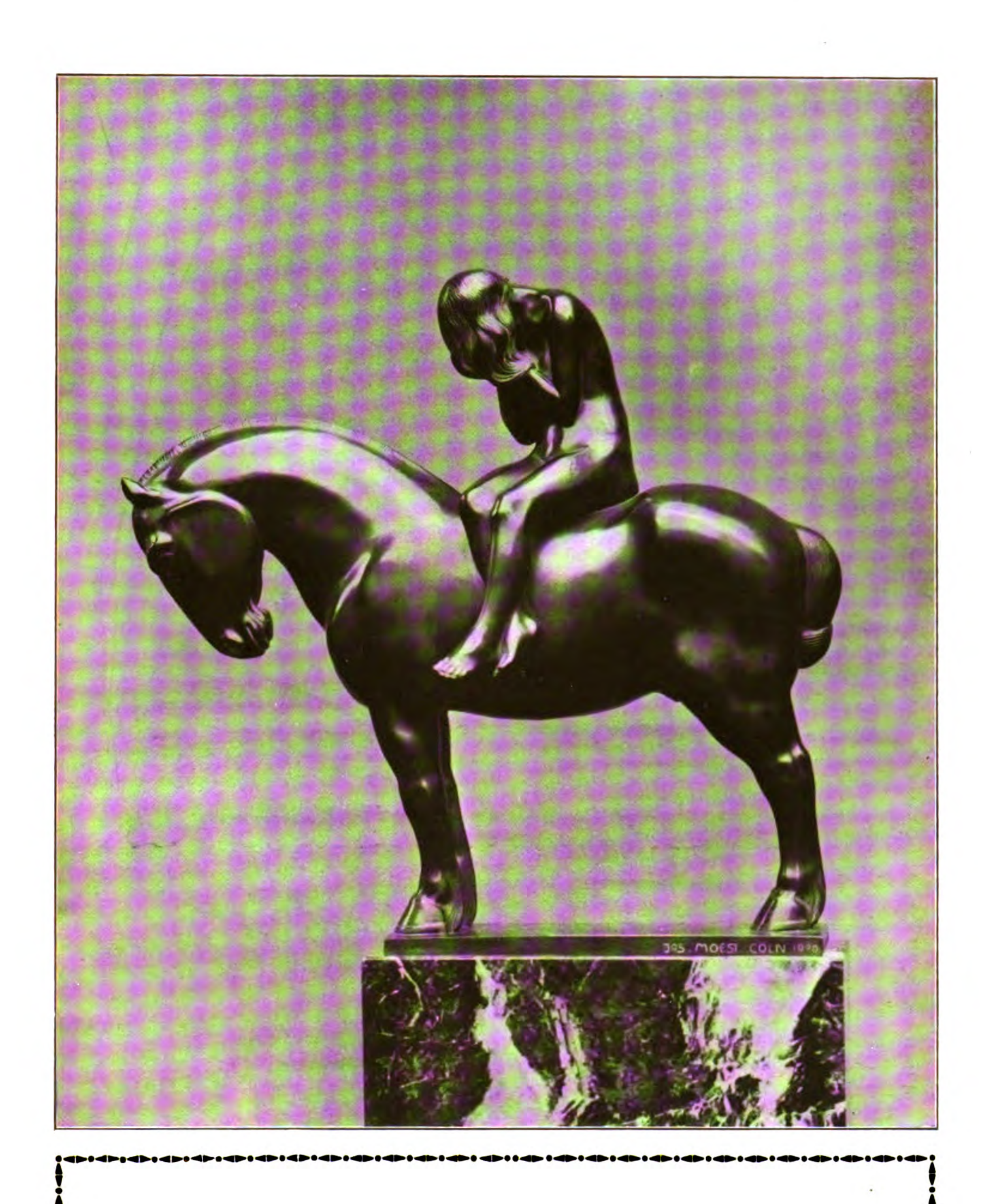
Die beiden Parteien der Republikaner und Demokraten unterscheiden sich für uns Europäer nur durch den Namen. Gewiß stellte jede für alle Wahlkampagnen stets ein eigenes Programm auf, das dem der anderen wenig ähnelte. Trotzdem blieb das Ringen eine Farce und Komödie. Sagte doch längst sogar in Amerika der Mann auf der Straße mit zynischem Humor oder gutgelaunter Selbstverspottung, daß der Kampf nur um die „spoils of office“, um die Beute an Ämtern für Politiker tobe. Indessen jene Enthüllungen bewiesen, daß Ämter nur der allergeringste Teil der großen Siegesbeute waren. In Wirklichkeit mobilisierten die Politiker das souveräne Volk während des Wahlkampfs für Schaustellungen mit Feuerwerk und Blechmusik, oder um es in Fackelzügen marschieren zu lassen, weil die betörten Heerscharen ihnen die Möglichkeit erstreiten konnten, dem Großkapital wertvolle Freibriefe, Ausbeutungsrechte und ähnliche Privilegien gegen Bargeld zu verkaufen, oder sich von dem Hochdollartum dafür bezahlen zu lassen, daß sie sich nicht zu Vollstreckern des Volkswillens machten. So waren die Führer der demokratischen Partei ja längst von ihren Wählern beauftragt, für Frei-

handel einzutreten. Aber sie weigerten sich, gleich den bislang bedingungslos für Hochschutzzoll streitenden Republikanern, eine alle Lebensbedürfnisse verteuernde Zollmauer einzureißen, weil sie im Solde der Großindustrie standen. Nun das Volk auf den beiden jüngsten Nationalkonventen den Wunsch, sich selbst zu regieren, äußerte, mußte jede Partei ihrem Programm die Forderung nach Tarifreform einverleiben. Nur wenn nach Ablauf der nächsten vier Jahre eine solche Reform wenigstens in die Wege geleitet ist, dürfen wir sagen, daß die Demokratie, die Volksherrschaft, über die Oligarchie triumphiert habe. Noch denken die Vorkämpfer des Hochdollartums, die Führer und Politiker beider Parteien, keineswegs daran, die Waffen zu strecken. Es sind in beiden Parteien nur einige wenige dieser Führer für die Sache des Volkes gewonnen und bereit, der Herrschaft der Parteimaschinen ein Ende zu machen, Männer, die wie Roosevelt und Bryan gleich allen an die Spitze von Volksbewegungen Tretenden mehr Demagogen als Staatsmänner zu nennen sind. Ihnen gerade hat die Nation während des Verlaufs der beiden letzten Nationalkonvente durch Nominierung Tafts und Bryans und Verwerfung der von den Politikern vorgeschlagenen Kandidaten Vertrauen bekundet.

Daß die Aufgabe der Nationalkonvente, nämlich die Ernennung der Kandidaten, wichtiger als der spätere Wahlakt sein kann, liegt auf der Hand. Einberufen wird jede der beiden Versammlungen im Sommer vor der Wahl durch die Parteileitung, die damit das Räderwerk der Parteimaschine für ihre Tätigkeit in der Kampagne aufzieht. Es tritt zunächst in jedem Bundesstaat ein Konvent zusammen, um für den Nationalkonvent Delegierte zu wählen. Ihre Zahl ist doppelt so groß als die der parlamentarischen Vertreter des Staates in Senat und Kongreß. Die Delegierten sind Männer von größerem oder geringerem Ansehen innerhalb der Parteiorganisation ihres Staates, aber sie mögen den Führern der großen Landespartei unbekannt sein. Sie sind gewöhnlich berufsmäßige Politiker, aber Politiker, die einstweilen Brot und Butter sowie oft auch reichlich Belag darauf in der Krippe des Einzelstaates finden. Sie repräsentieren das Volk ihres Staates und seinen Willen insofern, als sie auf dem Nationalkonvent gemäß den Wünschen ihrer Wähler und Auftraggeber stimmen oder es erleben müssen, daß ihnen nach der Rückkehr in die Heimat der Brotkorb höher gehängt oder fortgenommen wird. Freilich sind unter ihnen oft auch Politiker, die bereits mit den Führern der Landespartei Verbindungen anknüpften und auf Geheiß dieser mächtigen Freunde getrost gegen den Volkswillen stimmen mögen, weil sie einer Entschädigung für etwaige Verluste, vielleicht durch Anstellung im Bundesdienst, sicher sind. Die Führer der Landespartei unterhalten ferner als Regisseure des Konvents vor wie während seines Tagens durch Abgesandte oder durch Post und Telegraph Beziehungen zu den Parteiverbänden der Einzelstaaten und versuchen sie durch Überredung, Versprechungen, List und Drohungen für ihre Ansichten zu gewinnen. Darum ist es nie ausgeschlossen, daß eine Delegation in elfter Stunde Weisung erhält, anders zu stimmen, als sie ursprünglich beauftragt war. Schließlich mögen im Verlauf des Konvents Situationen eintreten, welche die Delegierten eines oder mehrerer Staaten überzeugen, daß sie entgegen ihrem Auftrag einer Augenblickseingebung folgen dürfen, weil sie fühlen, daß ihr Entschluß die Zustimmung ihrer Auftraggeber finden wird. Immerhin war bislang nicht das Volk, sondern der berufsmäßige Politiker des Einzelstaats der Auftraggeber der zum Nationalkonvent abreisenden Delegierten. Die Politiker von Bund wie Staat allein verhandelten, feilschten und berieten über die Nominierung der Kandidaten. Sie waren es auch, die das Geschäftsverfahren des Konvents ins Leben riefen und regelten. Die Verfassung befaßt sich nicht mit ihm. Es ist, wie es heute geübt wird, durch Evolution entstanden.

Dem Fremden erscheint der Verlauf eines Nationalkonvents, einer Versammlung meist grauhaariger Männer, als Orgie seniler Kinderei und Albernheit. Dem mit Art und Wesen der amerikanischen Politik vertrauten Zuschauer aber bietet sich ein Schauspiel, dessen Leidenschaftlichkeit Nerven und Erwartung bis zum Bersten in Spannung hält. Individuen, Gruppen und Fraktionen ringen vor seinen Augen und Ohren in offener Arena um die höchste Ehre, die achtzig Millionen Menschen zu vergeben haben. Zwei Rivalen, die gegeneinander um die Stimmen der Delegierten und um die Nominierung streiten, können bei plötzlichem Aufblicken aus dem Getümmel des Kampffeldes gewahren, daß eben ein bisher von ihnen verlachter Konkurrent den großen Preis im Staube der Walstatt auflas, an sich riß und mit ihm entwischte. Ein tönendes Schlagwort, das klingelnde Schellengeläut leerer Phrasen, ein Brocken Rhetorik, ein Witz oder auch galliger Spott winden den Sieg aus der Hand des Mannes, der ihn schon zu halten glaubte. Der Kandidat, der des Vertrauens der gesamten Nation sicher ist, kann sich das der die Stimmzettel in der Tasche tragenden Delegierten durch einen taktischen Fehler, durch eine unbeabsichtigte Kränkung, durch einen lapsus linguae verscherzen. Ja, beeinflußt wird der Gang der Ereignisse nicht nur von den Bevollmächtigten, sondern oft auch von den Zuschauern auf der Galerie.

Die Versammlung tagt in einem jener Mammutgebäude, die für Schaustellungen in den Großstädten nur Amerikas errichtet werden. Die Halle mag 10000 Sitzplätze



Lady Godiva.

Bronze von Jos. Moest.

haben, und die gleiche Zahl von Eintrittskarten wird ausgegeben. Doch hinein drängen sich weit mehr Menschen. Ihrer 50000 wohnten neulich dem republikanischen Nationalkonvent im Kolosseum zu Chicago bei, während draußen 150000 um Einlaß Bettelnde das Haus umlagerten. Von den Ungeladenen drinnen kam der eine mit gestohlener oder gekaufter Karte, der andere schlüpfte wohl hinter einem fetten Mann am Türhüter vorbei; manche kletterten durch unbewachte Fenster oder schlichen sich nachts zuvor in den Sitzungssaal und nächtigten unter seinen Bänken. Weniger Neugier lockt ungebetene Gäste, meist Politiker kleinen Kalibers, als der Wunsch, gesehen und für rechtmäßige Beisitzer des Schauspiels gehalten zu werden. Ein Politiker, der den Konvent mitmachte, darf sich hinterher zu Hause seiner guten Beziehungen zu den Großen der Landespartei rühmen!

Die eigentliche Bühne für das Drama ist der Mittelraum der Halle. Hier sollten, die Gesichter nach dem Podium an des Saales schmaler Seite gekehrt, die geladenen Politiker und Delegierten auf den langen Reihen von Stühlen sitzen. Meist freilich schwärmen sie schwatzend, schreiend und gestikulierend durcheinander. Ein temporärer Vorsitzender wird gewählt, ruft den Konvent vergeblich zur Ordnung und hält den Keynotespeech, die Leitmotivrede, ein Ausdruck, der keiner Erklärung bedarf. Während der Erkorene noch spricht, beginnt das Pläneschmieden und Plänewerfen, das Minieren und Attackieren in Front, Flanke und Rücken des Gegners. Fraktionen bekämpfen einander mit scheinbar weit bitterem Ingrimm als Armeen auf der Walstatt. Und wie im Rauch des Schlachtfeldes wohl der Firnis der Zivilisation von Streitern, so fällt von diesen Politikern im Getümmel des Konventkampfes jedwedes Merkmal der Kultur ab. Ehrgeiz. Haß und Gier nach Macht ringen nicht nur mit Gesten oder Lippen, sondern oft auch mit der Faust. Vielleicht kommt es nicht auf jedem Konvent zu größeren Prügelszenen, doch wohnte als Gast noch keinem Würde bei. Ein brüllender, schwitzender Mob von Menschen ohne Rock und Weste, mit zerwühlten Haaren und aufgekrempelten Hemdsärmeln kürt den obersten Beamten des Landes.

Der temporäre Vorsitzende stellt einen permanten zur Wahl. Dieser mag mit eigenen Lippen zugunsten eines Kandidaten sprechen oder anderen Rednern das Wort erteilen. Hintereinander werden so die Namen aller Kandidaten genannt. Nominierung erfolgt, nachdem zunächst eine Abstimmung gefordert ward und diese einfache Stimmenmehrheit für den Vorgeschlagenen ergeben hat. Doch damit eilt es den Delegierten nicht. Sie wollen sich amüsieren, sowohl in der Großstadt als in der Konventshalle. Ihr Lachen ist ebenso leicht wie ihr Mißmut zu erregen. Nur schweigend folgen sie nie den Worten eines Sprechenden. Die Nennung des Namens eines beliebten Kandidaten oder auch nur einer Tagesberühmtheit mag Anlaß zu Hochrufen geben, die nicht Minuten, sondern viertel und ganze Stunden währen. Als neulich die Republikaner sich dreiviertel Stunden lang für Roosevelt heiser geschrien hatten, hielten es die Demokraten für Ehrenpflicht, drei ganze Stunden für Bryan zu toben. Da kein Sterblicher solche Anspannung seiner Stimmbänder aushalten kann, löste man sich ab. Die einen brüllten, während die anderen Abendbrot aßen. Der Pflicht gegen die Partei war genügt, solange die Reporter oben auf der Galerie noch mit der Uhr in der Hand dem Lärmen lauschten.

Krawall, Zänkereien und Nachtsitzungen mehren die Nervosität der Delegierten, bis der Unbeteiligte sich am dritten oder vierten Tage unter Hysterischen, wenn nicht Tollhäuslern glaubt. Jetzt kann der Vollklang einer Phrase die Bevollmächtigten verleiten, das höchste Ehrenamt der Nation sinnlos an einen Namenlosen zu verschenken. Ein klassisches Beispiel dafür wird stets die Nominierung Bryans auf dem demokratischen Nationalkonvent des Jahres 1896 bleiben. In wechselnder Rede ward auf dem Podium für zwei Kandidaten gestritten und dabei die Währungsfrage erörtert. Die Erregung wuchs, bis die große Halle mit den wild durcheinander rennenden Delegierten etwa das Bild einer mit Zuschauern gefüllten Menagerie bot, deren Raubtiere eben ihre Gitter gesprengt haben. Da schwingt sich Bryan, damals ein 36jähriger, außerhalb seines Heimatsstaates Nebraska unbekannter Kleinstadtanwalt, auf die Tribüne und reißt mit der Stimme, die hell wie Trompeten schmettern, aber auch voll wie Orgelklang dröhnen kann, das Wort an sich. Er spricht für Freisilberprägung, meisterhaft, dramatisch, oder richtiger melodramatisch. Er führt aus, daß die Goldwährung Ursache der Notlage des Arbeiters und eigentlich aller Leiden der Menschheit sei. Er tut des Heilands Erwähnung, erinnert daran, wie in ihm die Menschheit gekreuzigt wurde, und schließt: „Aber Sie, meine Herren, sollen nicht länger die Dornenkrone der Goldwährung auf das Haupt des Lohnarbeiters drücken, Sie können die Menschheit nicht an das goldene Kreuz schlagen!"

Ungereimtere Plattheiten hörten wohl selten 50000 Menschen gleichzeitig. Selten aber auch ward ein Redner mit gleich frenetischem und andauerndem Beifall belohnt. Er tobte für zwei Stunden und kam aus dem Herzen. Er pflanzte sich durch die Straßen einer zum Bedlam werdenden Großstadt und über Telegraphendrähte durch einen Kontinent bis an die Ufer zweier Weltmeere fort. Als er verklang, war jeder andere Kandidat vergessen und Bryan nominiert, obwohl mehr als neun Zehntel der Bürger der Vereinigten Staaten nicht wußten, wer der „Silberzüngige" sei.

Ähnlich drohen stets Lärm und Jubel das Dach der Konventshalle von ihren Grundmauern zu sprengen, wenn endlich eine Abstimmung die Nominierung eines Kandidaten ergibt. Mehr Lungenkraft noch als seine Anhänger vergeuden die Gegner, um zu bekunden, daß sie sich dem Spruch der Partei beugen und während der Kampagne mit allen Kräften für den Erkorenen eintreten wollen.

Unvergeßlich dürften jedem Zeugen die Szenen bleiben, die der Nominierung Roosevelts im Jahre 1904 folgten. — Auch des letzten Rests von Würde entkleidet, stand seit Stunden einer der Großen der Republik, Herr Joe Cannon, Speaker des Unterhauses, auf dem Podium. Die große knochige Hand des hageren, eckigen, langaufgeschossenen und seltsam rüstigen Siebzigers hatte während der Verhandlungen unter wieherndem Lachen der Zuschauer mit wildem Fuchteln und hallendem Klopfen einen Hammer aus Holz geführt, größer als jener aus Stahl, den irgendein Schmied auf den Amboß fallen läßt. Dazu verzog sich das verschmitzte Gesicht mit listig zwinkernden Äuglein zu Grimassen, deren jede bejubelt ward. Um das Resultat der Abstimmung zu verkünden, ergriff der Graubart in seniler Ausgelassenheit eine Fahne und begann, als die Musik einsetzte, zu ihren Klängen zu tanzen. In keinem Zirkus ward je Groteskeres gesehen als die hohe, magere Gestalt des exzentrischen Greises im schlechtgeschnittenen, lang und lose um seine Figur schlotternden Gehrock aus gröbstem Kammgarn. Während der Mann, der an Jahren und Stellung auf deutschem Boden etwa dem Grafen Ballestrem während seiner Tätigkeit als Reichstagspräsident zu vergleichen war, einen Akt von historischer Bedeutung vollzog, tanzte er unter der rund über seinem Kopf geschwungenen Fahne, den engbrüstigen Oberleib zurückgebogen und mit der Linken die nach Frauenart geschürzten überlangen, faltenreichen Rockschöße um vorwärts gebogene Knie schwenkend, im Cakewalkschritt die Bühne entlang. Oder er stand in ihrer Mitte auf einem dünnen Bein, während das andere, fast wagerecht zur Seite gereckt, in rhythmischen Bewegungen zum Takt der Pauke mit dem Knie gegen den Leib gezogen und dann wieder ausgestoßen ward.

Auch die Nominierung Tafts auf dem republikanischen Nationalkonvent im Juni dieses Jahres war von ähnlichen Kindereien begleitet. Ein riesiger Teddybär, eine Vergrößerung des nach dem Bärenjäger Roosevelt benannten Spielzeugs, das — made in Germany — seit Jahren amerikanische Frauen und Kinder ergötzt, wurde auf die Rednertribüne und dann für eine halbe Stunde von Füßen und Händen der Delegierten über wie gegen die Köpfe ihrer Kollegen geschleudert. Die politischen Launen dieses Konvents aber zügelte die Hand Roosevelts von Washington aus. — Die Delegierten waren von den republikanischen Wählermassen beauftragt, für keinen anderen Kandidaten als Roosevelt zu stimmen. Der Präsident, der wohl das Weiße Haus erst wieder nach vierjähriger Ruhepause beziehen möchte, hatte entgegen aller Tradition in Taft sich selbst einen Nachfolger bestimmt. Die Politiker der Parteimaschine aber wollten weder von Taft noch von Roosevelt etwas wissen und die Stimmen der Delegierten für einen der Konservativen der Partei, für Cannon, Fairbanks, Foreaker oder Hughes gewinnen. Es gelang diesen „Verbündeten", einen der Ihren, den Senator Julius Cäsar Burrows, zum temporären Vorsitzenden des Konvents zu machen. Aber Cäsar stieg ohne sein Glück auf das Podium. Seine Leitmotivrede entfesselte keinen Enthusiasmus, und die Furcht, daß die Partei auch während der kommenden Kampagne ihre Anhänger nicht begeistern könnte, klopfte so laut an die Herzen der Führer, daß sogar einige von ihnen auf das Weiße Haus und den Mann schielten, dessen Name einen Wahlsieg verbürgt. Doch Roosevelt winkte abermals ab und stand zu seinem Kandidaten. Nur dürfte er sich die Hände gerieben haben, weil er jetzt leichtes Spiel hatte. Er ließ während der Nacht die Telegraphendrähte nicht erkalten und schickte morgens neue Streiter auf den Plan. Auf sein Geheiß wurde der ihm ergebenste und vertrauteste seiner politischen wie persönlichen Freunde, Senator Lodge von Massachusetts, zum permanenten Vorsitzenden gewählt. Lodges Rede zugunsten Tafts unterbrach Beifall, sobald er den Namen des Präsidenten erwähnte. Das Jubeln und Händeklatschen wollte nicht enden. Die Stampede, das Durchgehen für Roosevelt schien begonnen. „Nominiert ihn jetzt, wartet nicht länger," forderten die Galeriegötter. Nach dreiviertel Stunden erst gelang es dem Senator, sich wieder vernehmlich zu machen. Mit Worten hart wie Hammerschläge zertrümmerte er jede Hoffnung, daß der Präsident sich eine Kandidatur aufzwingen lassen werde. Die Politiker atmeten auf. Hughes, Fairbanks, Cannon und ein halbes Dutzend der favorite sons verschiedener Staaten wurden vorgeschlagen. Die Delegierten rührten sich nicht. Die Galerien lachten. Die Parteileitung sah ein, daß das souveräne Volk sich entschieden habe — für Taft als Roosevelts Mann, wenn Roosevelt selbst nicht zu haben sei. Taft wurde nominiert.

Kaum anders verlief der demokratische Nationalkonvent in Denver. Die Führer der Landespartei forderten einen Konservativen, den Gouverneur Johnson von Minnesota. Die Masse der Delegierten und Zuschauer aber schrie: „Gebt uns Bryan!" und setzte ihren Willen durch. Dem Radikalen ward die Nominierung, und im einen wie im anderen Parteilager hatte das Volk triumphiert und die Politiker geschlagen.

Bryan ist zweifellos von beiden Kandidaten jener, der die größere Zahl von persönlichen Anhängern und Freunden hinter sich hat. Er verlor zwei Wahlschlachten, weil Besitz und Kapital mit Ausnahme einiger Bergherren stets unter die Fahnen der Gegner des Freisilberapostels traten. Heute aber steht ein neuer Bryan zur Wahl, ein Kandidat, der alle Gedanken an Freisilberprägung aufgegeben hat, ein Politiker, der ganz gewiß Demagoge, aber immerhin von konservativeren Anschauungen als Roosevelt ist. Der begüterte Demokrat versichert darum nicht, wie während früherer Kampagnen Bryans, daß er am Wahltage desertieren und in das Lager der Republikaner übergehen werde. Ja, vielleicht dürfte heuer mancher republikanische Geschäftsmann sich fragen, ob es nicht geraten sei, für Bryan zu stimmen, weil Roosevelts Mann, Taft, eine Politik fortführen mag, welche die Panik des Jahres 1907 heraufbeschwor und dem amerikanischen Handel schwere Wunden schlug. Schließlich werden die Massen des Westens mit gleicher Begeisterung für Bryan stimmen, wie jene des Ostens für Roosevelt streiten. Dem Farmer namentlich ist Bryan ein Abgott. Der Landmann kutschiert gern durch die Nacht zum nächsten Städtchen, wenn dort Bryan eine Rede hält, der seinen Lebensunterhalt als Vorleser und als Herausgeber einer Wochenschrift verdient.

Um Taft zu sehen, dürften bislang wenige Amerikaner sich großen Unbequemlichkeiten unterzogen haben. Der einstige „bon juge“ und spätere Prokonsul in den Philippinen ist eine würdevolle, aber doch auch joviale Persönlichkeit, deren Humor und Lachen anstecken. Aber bislang hat Taft noch nicht gezeigt, daß er seine Landsleute hinreißen und in ihnen jene Begeisterung wecken könnte, die Vorbedingung des Sieges in amerikanischen Wahlkämpfen scheint. Als Minister war er das Arbeitspferd der Administration und des Kabinetts. Ein Mann von jener gleichmäßigen und selbstverständlichen Pflichttreue, die wir gern altpreußisch nennen, saß er bis tief in die Nacht am Schreibtisch, um Arbeiten zu erledigen, die sein bequemer Protektor und Präsident ihm aufgebürdet hatte. Einmal sagte das Begleitschreiben eines der Aktenbündel, die Roosevelt seinem Mann Freitag zu schicken pflegte: „Zur Erledigung in den Mußestunden, die Sie, wie mir bekannt, nicht haben!“ Auch wenn außerhalb der Landesgrenzen eine üble Besorgung zu verrichten war, wenn ein Mitglied des Kabinetts nach Panama, Japan oder um die Welt in schwieriger Mission reisen sollte, mußte Taft seine Koffer packen. Zu Festlichkeiten fuhren andere. Dafür war und ist denn auch Roosevelts Vertrauen in den Schützling ein unbegrenztes. „Ich lasse ja Taft auf der Kiste sitzen; der wird den Deckel schon zuhalten!“ sagte in seiner burschikosen Art der Präsident, als er selbst die Reise nach Panama antrat. Wer den Scherz völlig würdigen will, muß wissen, daß Herr Taft etwa 2½ Zentner wiegt. Er kämpft gegen seine Beleibtheit mit der gleichen Energie, die ihn, Kriegs- und Kolonialminister zugleich, ein ungeheures Arbeitsquantum bewältigen ließ. Trotz seines Embonpoint ist er rührig, aber doch nicht von jener Lebhaftigkeit, die das amerikanische Elektorat von seinen nationalen Führern fordert. Er scheint der Typus des Menschen, der besser gehorchen als befehlen kann. Darum ist es immerhin fraglich, ob er, der nur Roosevelts Mann ist, die gleiche oder eine annähernd gleiche Zahl von Stimmen erhalten wird, wie jene, die seinen Protektor in das Weiße Haus berief. Also haben die Demokraten nicht weniger Aussicht zu gewinnen als die Republikaner.

In den ersten Tagen nach den Konventen schien freilich Taft als Gegner eines schon zweimal geschlagenen Kandidaten so gut wie gewählt. Aber die Demokraten sahen sehr bald die Bresche in der Stellung ihrer Widersacher. Sie verwiesen auf die erzwungene Nominierung Tafts als ein angeblich undemokratisches und unamerikanisches Handeln Roosevelts. Eine geschickte Taktik ließ sie ihre Lippen, wenn auch nicht ihre Augen der Tatsache verschließen, daß gerade das Volk es war, das Roosevelts Mann nominierte. Sie nähren in ihren Wahlreden die Furcht, daß die das Elektorat bei seinem wichtigsten Tun beeinflussende republikanische Partei ein gleichsam erbliches Regiment des Absolutismus einführen wolle. Solch Gespenst aber hat Yankees noch immer gruseln gemacht. Es bleibt abzuwarten, wie Roosevelt, der Meister politischer Kleinkunst, den Hieb pariert, um seiner Partei zum Siege zu verhelfen.

Wir Deutsche mögen mit gleicher Genugtuung oder Gleichgültigkeit Taft wie Bryan das Weiße Haus beziehen sehen. Gewiß spricht das Parteiprogramm der Demokraten entschiedener für eine Zollreform, als jenes der Republikaner, und sicherlich dürfte Bryan schneller als Taft versuchen, sich zum Vollstrecker des Volkswillens zu machen und das Programm in Taten umzusetzen. Indessen hätte der eine wie der andere Präsident vorläufig mit einem Kongreß von republikanischer Mehrheit zu rechnen. Der konservative und führende Flügel der Republikaner aber ist noch lange nicht für das Parteiprogramm und für Abschaffung des Dingleytarifs gewonnen. Darum kann auch Bryan diese für uns wichtige Frage nur anschneiden und Reformen einleiten. Verwirklicht könnten sie erst werden, wenn es einer siegreichen demokratischen Partei gelänge, ihre neue Machtstellung auszunutzen, um sich eine Mehrheit im Kongreß zu sichern. Das aber scheint bei Roosevelts Lebzeiten unmöglich. Er brauchte nach einer Erwählung Bryans im Jahre 1912 nur auf dem Plan zu erscheinen, um die Republikaner wieder zu Herren des Landes zu machen.

Auch die Leitenden unserer äußeren Politik haben keinen Grund, auf die Erwählung des einen oder anderen Kandidaten Hoffnungen zu bauen. Beide blicken mit nüchtern kühler Achtung auf Deutschland und haben weder für das Reich noch für irgendeine andere Nation Europas je Vorliebe geäußert. Sie sind Amerikaner, nur Amerikaner, praktische Patrioten von der Art Roosevelts, den unsere Presse „deutschfreundlich“ nennt. Sie wird auch nicht verfehlen, uns nach dem Wahltage zu erzählen, daß der neue Präsident deutschfreundlich sei, weil in seinem Bücherschrank eine abgegriffene deutsche Schulfibel oder eine Reclamsche Ausgabe des Nibelungenliedes stehen. Denn daß jenseits unserer Grenzen mit Ausnahme vielleicht unserer Verbündeten im Südosten nur Menschen leben, die, wie Roosevelt, lediglich auf den Vorteil des eigenen Landes bedacht sind, aber keinen Deut um das Ergehen Deutschlands geben, werden wir noch lange nicht begreifen. In der ganzen fremden Welt ist nicht genug Deutschfreundlichkeit zusammenzukratzen, um in Tagen deutscher Not zu unserer Hilfe eine Katze aus dem Regenfaß zu locken. Darum sollten wir das kindliche Wort deutschfreundlich aus unserem Lexikon streichen.

Der diplomatische Verkehr von Fremdmächten mit den Vereinigten Staaten dürfte sich unter Taft wohl angenehmer als unter Bryan gestalten. Der Demokrat ist einer von den Yankees alten Schlages, die darauf halten, daß ihre Abgesandten auch vor fremden Thronen Männerstolz bekunden. Er sagte: „The Presidency is the highest position in the world.“

Das Regime beider Präsidenten aber wird uns wieder vor Augen führen, daß der Kongreß die Vereinigten Staaten regiert und daß sie nur Exekutivbeamte sind. Sogar Roosevelts Mann, Taft, betonte diese Tatsache, als er neulich seine Auffassung von der Präsidentschaft bekannt gab. Fast sprach Scheu vor des Amtes Würde und Bürde aus dem eigentümlichen Dokument: „Obgleich der meistumworbene, ist der Präsident doch auch der einsamste Mensch im Lande.“ Tafts persönliches Programm läßt sich in kurzen Worten zusammenfassen. Er wird versuchen, der bestehenden Gesetzgebung Achtung wie Geltung zu erzwingen, und hofft so allen Mißständen ein Ende zu machen.

Bryan dagegen, der menschlich interessantere, obwohl darum nicht sympathischere der beiden Kandidaten, hat erkannt, daß nicht nur die laxe Gesetzgebung, die der Korruption Türen und Schlupfwinkel öffnete, sondern auch der Gesetzgebung Fundament, die Verfassung, zu ändern ist, wenn die Vereinigten Staaten den Weg von der Oligarchie zur Demokratie zurückfinden sollen. Zwölf Jahre sind vergangen, seit Bryan sich in Chicago auf das Podium schwang und über Nacht zum Führer seiner Partei ward. Ungebildet, ungekämmt, tauchte er wie eine Drohung aus der Masse auf. Feinfühlende unter seinen Landsleuten erröteten bei dem Gedanken, daß der rüde Demagoge und Apostel einer radikalen Demokratie das Weiße Haus bewohnen könnte. Heute nennen gerade die damals Empörten, nämlich die Gebildeten und die Besitzenden der Nation, Bryan „weniger gefährlich als Roosevelt“. Tatsächlich ist der beredte Volkstribun der Typus jenes amerikanischen Selbstgemachten, der, von Erfolg zu Erfolg klimmend, auch noch Zeit findet, sich Schliff und Bildung anzueignen. Nicht nur Bryans politisches Denken und Sprechen ist reifer, sondern auch sein Gebaren, seine Haltung, ja des Mannes Gesichtsausdruck ist würdevoller geworden. Als Mensch braucht er heute den Vergleich mit dem auf der Universität Yale erzogenen Clubman Taft nicht zu scheuen. An Energie und Charakterstärke ist er dem Gegner wohl überlegen. Um seinen Halt über die Massen nicht zu verlieren, um ihr Führer zu bleiben und — beiläufig — auch um den nützlichen, notwendigen und allmächtigen Dollar zu verdienen, durchreiste der zweimal Geschlagene und von den Politikern der eigenen Partei grimmig Befehdete unermüdlich das breite Land der Vereinigten Staaten. Tagaus, tagein, Jahr auf Jahr hat er in Dörfern und Städten geredet und gepredigt, gebeten und geeifert, gelobt und gescholten, debattiert und kritisiert. Aus allen Äußerungen, die er in letzter Zeit getan, treten uns als sein Programm zwei Behauptungen entgegen:

1. Die Trusts sind die Ursache der gesellschaftlichen wie politischen Korruption Amerikas.
2. Die Regierung ist von der Verfassung nicht sattsam mit Waffen ausgerüstet, um die Trusts den Vorschriften des Landesgesetzes zu unterwerfen.

Die erste Behauptung unterschreibt mit Vorbehalt auch Taft. Bei der zweiten trennen sich, wie wir sahen, die Wege der beiden Kandidaten. Während Taft nur den Roosevelt mißglückten Versuch einer Heilung durch die Strafmittel bestehender Gesetze machen will, möchte Bryan die Verfassung ändern und die Trusts nicht nur dem Walten menschlicher, sondern auch ökonomischer Gesetze, nämlich der Einwirkung freien Wettbewerbs durch Abschaffung des Dingleytarifs preisgeben.

Das Neue in diesem Wahlkampf ist, daß die streitenden Parteien ethische Werte zu schaffen, die idealen Güter der Nation zu mehren versprechen, während sonst die Wahlkämpfe der letzten Jahre um den „full dinner pail“ tobten.

Der alte Gottwin. Von Karl Dörffling.

„Alle Granden zum dritten Akt Don Carlos auf die Bühne!"

Der Audienzsaal König Philipps von Spanien war fertiggestellt. Schon hatte der Inspizient am Läutewerk das erste Klingelzeichen gegeben, das schrillend in die Ankleideräume drang. Die klinkenlose Tür, die vom Garderobengang auf die Bühne schwang, wurde aufgestoßen von den Chormitgliedern, die von den höher gelegenen Chorgarderoben die Treppe herabgestiegen waren. Einige wenige aus der Garderobe der ersten Solokräfte schlossen sich ihnen an, und von der gegenüberliegenden Seite her, wo die Ankleideräume der Damen lagen, kamen die zierlichen Pagen. Die Bretter zitterten unter den Tritten der Schar, die sich auf der Bühne ordnete. Da stand noch der Oberregisseur, die Seitenbeleuchtung zwischen den Kulissen warf ihr grelles Licht auf seine nüchterne Kleidung. An den zwischen den Soffitten herabgelassenen Balken, die, durch Drahtnetze geschützt, die verschiedenfarbigen elektrischen Birnen trugen, leuchteten nur die weißen. Ein Nachzügler in rotem Samt stolperte über das schräge Holzstück, das die Kulisse neben der Tür nach der Hinterbühne zu stützte, so daß die Wand des Audienzsaals anfing heftig zu zittern und zu schwanken. Schon wollte der Arbeiter, der die Stütze mit dem Metallstift wieder festpflöckte, den unachtsamen Choristen mit grobem Fluch zur Aufmerksamkeit ermahnen, als er zur rechten Zeit noch bemerkte, wen er vor sich hatte. Da unterließ er's doch lieber.

Es war Gottwin, der Darsteller des Herzogs von Feria. Er trug wie die anderen das reiche, historische Kostüm, den Mitteln des begüterten Hoftheaters angemessen, von glänzendem, schönen Stoff, aber nicht ganz sitzend, da es nicht für ihn gearbeitet war; ebenso das spanische Mäntelchen, die farbigen Trikots und die seidenen Schuhe. Vielleicht war das Barett mit der Straußfeder auf seinem Kopf etwas kleidsamer gerückt, die kurze Lockenperücke, deren Stirnhaare unter dem Rand des Baretts hervorgezogen waren, glich natürlichen Haaren mehr als bei den übrigen, und während die Schar, die ihn umstand, das Gesicht ganz gleichmäßig mit Teint II übermalt hatte, zeigte seine Gesichtsfärbung einen feineren, bräunlichen Ton und charakteristisch gezogene Augenbrauen — aber nur an diesen verschwindenden Kennzeichen noch konnte der aufmerksame Beobachter sehen, daß der Mann, der da gleichgültig, mit etwas hängendem Kopf, unter den Chormitgliedern stand, einstmals eine erste Kraft gewesen war.

Das Gesicht unter der Schminke war scheinbar fast faltenlos, die Gestalt schlank und aufrecht, die Umrisse der Glieder in den enganliegenden Kleidern schienen jugendlich gerundet. Der Ausdruck des Gesichts mit den müden Augen, deren geschwärzte Wimpern ein wenig gesenkt waren, glich in bezug auf den Mangel an innerer Teilnahme völlig den Mienen seiner Umgebung. Wie die Maschinen blickten sie alle nach dem Podium, das in der Kulisse ihnen gegenüber gebaut war hinter der Treppe, von der der König nachher herabsteigen sollte. Er stand noch im Gang jenseits des Podiums, nur sein Oberkörper überragte das erhöhte Gestell. Jetzt verschwand der Oberregisseur in den Kulissen mit einem Zeichen an den Mann, der die Hand bereits am Tau des Vorhangs hielt. Die Lampen flammten von allen Seiten auf und beleuchteten die Gruppe der Granden, vor denen sich die graue Leinwand hob.

Die Choristen näherten die Köpfe einander, als flüsterten sie. Gottwin sparte sich die mechanische Bewegung. Aber auch die regungslose Figur war noch eine schmückende Staffage des Bildes. Als solche wurde er immer und immer wieder verwendet, denn er war ja lebenslänglich angestellt.

Seit mehr als vierzig Jahren gehörte

er der Bühne an. Aber sein Beruf stellte freilich heut andere Anforderungen an ihn als früher. Hatte er ehemals manche Nacht durchsitzen müssen, um die umfangreichen Rollen der Liebhaber und Helden auswendig zu lernen, so zwang ihn jetzt sein Kontrakt dazu, daß er vor jedem Auftreten den alten, gebeugten Körper durch die innen gepolsterte, außen mit Stahlstangen gesteifte Weste aufrecht schnallen ließ, daß er die hageren Beine mit wattierten Binden umwickeln mußte und die Schuhe anziehen, deren hohe Korkeinlage seiner Länge drei Finger breit zulegte. Und wenn das Werk gelungen war, wenn die Perücke das graue Haar, die dick aufgestrichene Fettschminke die Gesichtsfalten verbarg und er dastand wie heut als Feria, ähnlich wie er in seiner Jugend ausgesehen haben mochte — dann freute sich der Intendant in seiner Proszeniumloge seiner verwendbaren Kraft und fand, daß man an Pensionierung doch noch nicht zu denken brauchte.

Neben Gottwin stand ein junger Eleve, der den Prinzen von Parma gab. Wenn sie nicht gerade ins Rampenlicht traten, schadete selbst der Gegensatz nicht. Der Kontrast war sogar noch als interessantes Charakterisierungsmittel auszubeuten — dieser angespannte Eifer im Gesicht des ehrgeizigen Jünglings und die blasierte Gleichgültigkeit des Weltmanns. Mit Geschick ließ sich alles verwenden.

Und Gottwin ließ sich verwenden wie ein Gegenstand, ohne Sträuben sogar. Wer wußte denn jetzt noch unter den Angestellten außer ihm selber, daß er vor fünfunddreißig Jahren das Wams des Carlos getragen hatte und das Publikum begeistert? Daß er vor fünfundzwanzig Jahren den Marquis Posa dargestellt hatte und die Menge hingerissen? Daß er vor zehn Jahren noch der König gewesen war und die Zuschauer bis in die tiefste Seele erschüttert hatte? Generationen nacheinander hatte er um sich aufwachsen, den Höhepunkt erreichen und langsam wieder bergabgleiten sehen. Die Kritiker, die seiner Jugend die große Zukunft prophezeit, die anderen, die die Erfüllung erlebt hatten, waren lange tot oder so altersschwach, daß sie nicht mehr für maßgebend galten. Er hatte sie alle überlebt und seinen Ruhm dazu.

Sein Talent hatte alles gehalten, was es versprach. Aus der maßlosen, feurigen Jugend klärte sich die edle Begeisterung, die den Grund legte zum tiefinneren, mächtigen Empfinden des gereiften Mannes. Als er später in das Fach der Heldenväter überging, erkannte man, daß seine Eigenart wieder ein neues Feld mit Kraft und Glück in Angriff nahm. Mit der unfehlbaren Beherrschung der äußeren Technik vereinigte er die weitblickende Erfahrung, die Mäßigung und Reife, die erst die Jahre bringen. Eine Kleinigkeit nur fing an, seine Leistungen manchmal zu beeinträchtigen. Sein Gehör ließ nach. Und da sein schon immer wenig zuverlässiges Gedächtnis ihn oft auf die Hilfe des Souffleurkastens hinwies, waren hin und wieder Störungen vorgekommen, wenn er die Worte der Souffleuse nicht rasch genug fassen konnte. Aber dergleichen Vorkommnisse, die er gewöhnlich mit viel Geistesgegenwart unauffällig zu machen verstand, übersah man, da zu viele Vorzüge dem einen Mangel entgegenstanden. Mitdarsteller wie Vorgesetzte, Kritik wie Publikum erlaubten sich nicht, an seinem Ruhm zu rütteln. Auch der etwas scharfe Oberregisseur schwieg, weil er sich sagte, daß den von außen an ihn herantretenden Zufällen gegenüber selbst der beste Darsteller machtlos ist. Auf Gottwins guten Willen konnte man sich unbedingt verlassen.

Da trat eine neue Schwierigkeit ein. Er war von Jugend an kurzsichtig gewesen, und da sein Beruf ihm das dauernde Tragen eines Glases verbot, kostete ihn seine Tätigkeit eine immerwährende Konzentration der Gedanken und große Beherrschung. Er war stets damit getröstet worden, daß kurzsichtige Augen im Alter besser sehen lernen. Aber er wartete vergebens auf dies Kennzeichen des Alters. Mochte die rücksichtslose Behandlung durch oft allzu grelle Beleuchtung und schroffen Lichtwechsel seinen Augen geschadet haben, war vielleicht die übermäßige Anstrengung, mit der er sich zwang, ohne Hilfsmittel für das schwache Gesicht möglichst

dasselbe zu leisten wie ein Normalsichtiger, verderblich gewesen — jedenfalls verschlechterten sich seine Augen mehr und mehr. Seine Bekannten beklagten sich, weil er sie auf der Straße fast nie mehr grüßte; statt ihrer grüßte er aber dort ganz fremde Leute. Wenn er beim Essen zu Gast war und aus den Schüsseln auf seinen Teller nehmen mußte, begegneten ihm die peinlichsten Irrtümer; auf der Bühne stieß er Versatzstücke um, und eines Abends in der Rolle des Wallenstein geschah es ihm, daß er statt seiner Tochter Thekla deren Hofdame umarmte, weil die beiden Damen versehentlich die gewohnten Plätze getauscht hatten. Eines lebhafteren Lacherfolgs hatte sich der beliebte Komiker nicht oft zu erfreuen, als der unfreiwillige Scherz des alten Tragöden. Die Oberleitung drückte zwar die Augen zu; der Regisseur schärfte den Darstellern ein, sich genau an die festgesetzten Plätze zu halten. Aber er sah Gottwins Leistungen jetzt immer mit Unruhe an. Das Vertrauen auf seine unbedingte Zuverlässigkeit war hin, und selbst der beste Abend schwankte dicht an der Kante eines möglichen Umschlagens durch eine Zufälligkeit. Gottwin selbst strengte sich mit allen Kräften an, die Wiederholung ähnlicher Vorfälle zu vermeiden. Vor Beginn jedes Aktes besah er sich die Bühne genau, um jede Schwelle, jede Unebenheit der Bühne, jedes Hindernis in seinem Wege kennen zu lernen und sich einzuprägen; er ließ sich neuerdings alle seine Perücken so schneiden, daß die Ohren frei blieben, um in seinem Gehör nicht beeinträchtigt zu werden. Trotzdem blieb er eines Abends in König Philipps großer Szene mit Posa so hoffnungslos stecken, daß er selber alle Ruhe und Haltung verlor und zuletzt, nachdem sich die Unerträglichkeit der Situation minutenlang gesteigert hatte, in seiner Angst vom Stuhl sprang und dicht vor den Souffleurkasten lief, um fortfahren zu können. Der Akt war verdorben und die Stimmung des Publikums, das bei jeder Pause in Gottwins Rede eine Wiederholung der Szene erwartete, für den ganzen Abend.

Der Intendant sah ein, daß es nicht mehr so weiter ging.

Er ließ dem alten Gottwin durch den Oberregisseur freundlich sagen, daß man zu seiner Entlastung die alten Heldenrollen doppelt besetzen würde. — Von da an sah er andere Kräfte in seinen Rollen. Nominell blieb er noch immer der Hauptvertreter seiner Glanzpartien, aber in Wahrheit spielte er sie nie mehr. Wochen vergingen, ohne daß er überhaupt auftrat; Monate, ohne daß er eine neue Rolle bekam. Da bot man ihm endlich einmal wieder eine an; aber es war weder ein alter Held noch ein Charakter, sondern ein Bote, der in einer sehr poetischen, dramatisch aber ganz wirkungslosen Szene einen Bericht zu bringen hatte. Und Gottwin nahm die Rolle ohne Widerstreben. Die völlige Untätigkeit war ihm das Allerunerträglichste. Denn wenn auch seine Augen, seine Ohren und sein Gedächtnis alt geworden waren, seine Seele war noch nicht müde. Und er widmete sich den neuen Aufgaben mit derselben Gründlichkeit wie früher den alten. Anfangs waren es solche Rollen, die in einer Szene das ganze Interesse auf sich konzentrierten und dann nicht wieder vorkamen am Abend; die kurzen in Betracht kommenden Reden konnte auch ein schwaches Gedächtnis beherrschen, und selbst wenn es versagte, so litt nicht der ganze Abend darunter. Später wählte man nicht so skrupulös und gab ihm auch Aufgaben, in denen er wenig zu sprechen, aber viel umherzustehen hatte. Der Oberregisseur sagte, daß es ihm doch sicher eine Erleichterung wäre, nicht mehr so viel lernen zu müssen.

Die jungen Eleven, die jetzt heranwuchsen und ihn nie mehr in einer ausschlaggebenden Rolle gesehen hatten, zeigten ihm nur noch die Ehrfurcht, die seinen Jahren zukam. Arbeiter, die erst seit kurzem angestellt waren, liefen bei seinem Erscheinen nicht sofort aus dem Wege und rissen nicht eilig die Mützen herunter, die sie im Theater zu tragen pflegten. Im Anfang dieser Veränderungen war er der einzige, der nichts davon merkte. Seinen Ruhm besaß er; in schweren Jahrzehnten hatte er ihn erworben; wer sollte ihm den nehmen können? Und geradeso wie ein begüterter

Mann an dem Ort, wo er bekannt ist, dem Ruf seines Reichtums unbeschadet, sehr bescheiden auftreten kann, so durfte er aus Gefälligkeit die anspruchsloseren Aufgaben übernehmen, ohne seiner Stellung als erste Kraft zu nahe zu treten. Er war mit Leib und Seele bei seinem Beruf. Während er im Leben alle Äußerlichkeiten verachtete, war auf der Bühne ihm nicht die kleinste Einzelheit seiner Maske oder Garderobe der Aufmerksamkeit unwert. Er bemühte sich in den Szenen, wenn er stumm daneben stand, durch Mienen- und Gebärdenspiel seine Teilnahme an der Handlung zu beweisen. Schließlich blieb ihm von seinen Pflichten nichts mehr übrig, als die gewaltsame Pflege der Äußerlichkeit.

Er wurde nie mehr in der Kritik erwähnt, sein Name stand ganz unten auf dem Theaterzettel, und geriet in Vergessenheit. Ganz sanft stahl ihm das Schicksal seinen Besitz, den er so sicher verwahrt geglaubt hatte, mit schmeichelnden Händen aus den Taschen. Und als es endlich sein Werk vollendet und ihn gänzlich ausgeplündert hatte, der in seiner Jugend, Stirn an Stirn mit seinem Gegner, jeden kraftvoll besiegt hätte — da war er müde. Sein Ehrgeiz war hin. Sein Fleiß war hin. Eitelkeit hatte er nie gehabt. In die Vorstellung, daß es mit ihm dahin kommen würde, hätte er sich nie gefunden. In die Tatsache fand er sich.

Denn es war bereits alles geschehen.

Und da kam ein neuer Intendant, geneigt, wie alle neuen Besen, den Schauplatz seiner Tätigkeit von allem alten Gerümpel reinzufegen. Ein paar bejahrte Charakterspieler, die noch große Rollen beanspruchten, wurden verabschiedet. Aber der alte Gottwin blieb. Der Intendant meinte, er wäre immer noch eine hübsche und stattliche Erscheinung, die mit mehr Würde und Haltung stand als die übrigen. Das sollte ein Lob sein.

Es kränkte ihn weder, noch freute es ihn. Es ließ ihn alles gleichgültig. Lauter neue Leute umgaben ihn: die Kollegen, der Regisseur, das Publikum. Er sparte sich schon lange das begleitende Mienenspiel, das er früher vergeblich in seinen stummen Szenen verschwendet hatte. Es sah es doch keiner, wenn er es machte; es vermißte es doch keiner, wenn er es ließ. Mit seinen trüben Augen sah er den jetzigen König Philipp in den Kreis der Granden treten, und alles, was er empfand, waren Schmerzen in den Schulterblättern von der Anstrengung der unnatürlichen Haltung; und während er das Barett wie die übrigen von der Lockenperücke hob, um seinen Nachfolger zu begrüßen, fühlte er nichts als das Wehtun der Beinmuskeln vom Stehen auf der hohen Korkeinlage unter den Füßen.

Der junge Eleve, der aus Eifer immer vor seinem Stichwort einzusetzen pflegte, schob sich vor ihn. Er ließ es ruhig geschehen. Dem Anfänger war es eine noch ganz unverbrauchte Freude, gesehen zu werden. Mochte er sie haben. Wie sehnte sich dieser junge Mensch in die Carlosrolle hinein! Aber weiter reichten seine kurzen Jünglingsgedanken nicht. Er wußte nicht, daß, was er anstrebte, die Laufbahn desselben alten Mannes war, den er eben zu verdrängen suchte — er ahnte nicht, daß er, wie er in seinem Beruf mit dem Nichts angefangen hatte, auch wieder mit dem Nichts endigen würde. Auf den Carlos folgt der Posa, auf Posa der Philipp und auf Philipp — die Chargen. Oder in der Sprache des Publikums: zuerst die verheißungsvolle Jugend, dann die reiche Mannheit, dann das ehrfurchtgebietende Alter, und zuletzt das klanglose Verwelken. Und Gottwin war einer von denen, die das Höchste in seinem Beruf erreicht hatten!

Glücklich der erfolgreiche Schauspieler, der vor seinem fünfzigsten Jahre stirbt. Dem Überlebenden stirbt sein Ruhm, und der Beruf, der die Seele nicht mehr zur Arbeit fordert, wird zur Schmach.

Da hatte einer im Zuschauerraum den Theaterzettel bis zu Ende gelesen. Bei dem Namen Gottwin stutzte er und las noch einmal; dann wendete er sich an seinen Nachbar.

„Vor dreißig Jahren habe ich hier mal einen Gottwin als Hamlet gesehen. Aber der kann freilich mit diesem hier in keinem Zusammenhang stehen. Denn erstens müßte der jetzt viel, viel älter sein, und außerdem war das ein großer Schauspieler."



Sarah Bernhardt.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E., Paris und New York.

Pariser Bühnenkünstlerinnen. Von Otto Grautoff.

Alle haben wir den Hang — besonders, wenn es sich um Kunst und Frauen handelt — vergangenen Zeiten nachzuforschen, die so unendlich viel besser waren als unsere Zeit. Diese Gewohnheit ist alt; sie klingt schon in einem alten französischen Chanson durch:

De mon temps, oui, vraiment,
Tout allait mieux, qu'à présent.

Wie oft haben wir es gehört: Die Frauen von heute sind weniger schön als die Frauen des zweiten Kaiserreichs. Die Maler und Bildhauer waren vor zwanzig Jahren genialer, bedeutender als die Künstler unserer Tage. Die Comédie française hat ihr Prestige eingebüßt; die Schauspieler, die Schauspielerinnen von heute sind nicht zu vergleichen mit denen von damals. Ja, damals stand überhaupt alles auf einer höheren Stufe der Vollendung.

Dieser billige Sieg jeder abgetanen Generation über die nachkommende darf uns nicht in Erstaunen setzen. Heil Euch, wenn Euere Vergangenheit wertvoller war als unsere Gegenwart; das soll uns nicht verdrießen. Unsere Gegenwart wird auch bald zu einer Vergangenheit werden und in goldenem Lichte verklärt daliegen. Schließlich ist es eine alte Sache, daß die Natur die Genies und die großen Künstler mit derselben Unregelmäßigkeit hervorbringt, wie die großen Ernten. Es gibt nicht nur in der Natur gute und schlechte Jahre.

So ist es auch im Theater. Aber es gibt im Pariser Theater doch ein Niveau, unter das die Darstellung niemals herabgleitet, weil die Regiekunst ein französisches Nationalgut ist. Das ist jedoch nicht der einzige Grund, weshalb die Aufführung eines Melodramas, eines Sensationsstückes oder eines brutalen Giftmordschmarrens in einem Vorstadttheater oft noch zum Erlebnis werden kann. Den Galliern ist auch ein Talent zu einfacher, schlichter, natürlicher und oft ergreifender Menschendarstellung eingeboren. Diese Begabung der Franzosen für Regie- und Darstellungskunst hat sich in jahrhundertlanger Arbeit herangebildet, hat sich zu einer festen, un-

erschütterlichen Tradition entwickelt, die sich nirgends verleugnet. In unserem Lande, dem Volke der Dichter und Denker, hat das Theater dagegen zu verschiedenen Malen ganz den Zusammenhang mit der Gegenwart und sich ins Abstrakte verloren. Ja, wir sind so sehr Dichter und Träumer, daß uns die Realität unserer Zeit auf der Bühne illusionsstörend erscheint. Unsere Kritiker schütteln die weisen Häupter, wenn in einem modernen Stücke ein Ausschnitt der Friedrichstraße, ein Ausschnitt des Potsdamer Platzes, das Reichstagsgebäude, das Sezessionsgebäude auf der Bühne erscheint. In Paris erscheint täglich ein Stück der modernen Gegenwart auf der Bühne, und die Dichter bearbeiten die Zeitgeschichte. Im Parlament, im Senat wird über die Ehescheidung diskutiert — die französischen Dichter nehmen dieses Thema als Vorwurf für ihre Stücke; der Dreyfuß-Prozeß erregt die Gemüter — die Dichter schreiben Stücke, in denen der Held ein Verräter ist usw. Das französische Theater ist durch und durch aktuell. Weil es aktuell ist, treten in ihm Menschen auf, die in unseren Tagen durch die Straßen von Paris wandeln könnten. Es ist eine erdichtete Wirklichkeit, die auf festen Füßen steht. Da die Franzosen beweglich, graziös, geschickt, anmutig und flexibel schon von Natur aus sind, brauchen sie nur auf der Bühne natürlich zu sein; und es wird etwas Gutes werden. Wenn dann noch eine tüchtige Regiekunst die einzelnen Faktoren rasch ineinanderfaßt, wird in Paris leicht und spielend Bedeutendes erreicht. Nur die großen Einzelnaturen sind das Wechselnde.



Gabrielle Réjane.

In den Jahren 1860 bis 1890 wirkten an den Pariser Theatern und besonders an der Comédie française eine außergewöhnlich große Anzahl bedeutender Künstler, die die Einfachheit und zugleich die Größe eines wirklich vollendeten Stiles besaßen. Die Interpreten der Dumas fils, Emile Augier und Victorien Sardou haben ein Andenken von Ausgeglichenheit und höchster Vollendung hinterlassen, das so lebendig ist, daß allein ihre Namen noch heute bei jungen Leuten, die sie doch kaum kannten, ein tausendfaches Echo packender Harmonien wieder wachrufen, wie es das Zeichen wirklich großen und echten Ruhmes ist. Monsieur Provost, wie man ihn kurz nannte, war der alle überragende Meister dieser Generation; er wurde wie keiner geliebt und verehrt. Um ihn herum tauchen wie Silhouetten diejenigen auf, die die Erinnerung für einen Augenblick aus ihrem Grabe und dem Vergessen auferstehen heißt: Frédéric Febvre, Got, Worms, Dupuis, unter den Frauen die Brohan, Jane Samary, Reichenberg, Baretta und ein wenig später Rose Chéri.

Ein oder der andere dieser ruhmreichen Gruppe lebt heute noch; unter ihnen die eine, deren Ruhm am breitesten geworden ist: Sarah Bernhardt, weiter Julia Bartet, Judic, die beiden Coquelin und Mounet-Sully. Bei ihrem lebendigen Anblick sind wir zuweilen erstaunt, ihren Namen schon in den Rollenverteilungen von Stücken zu finden, die lange bereits der Literaturgeschichte angehören. Wie schnell schwindet doch der flüchtige Ruhm des Schauspielers dahin; aber ist er nicht deshalb gerade um so rührender?



Cécile Sorel.

Originell, kapriziös, romantisch, der Ausdruck alles dessen, was das Weib Kostbares an Leidenschaft und femininer Kraft begreift, so steht Sarah Bernhardt noch heute im Mittelpunkt des Theaterinteresses. Sie hat ihren eigenen Platz unter den Schauspielern. Ihr Name wird bleiben als Schöpferin einer Art, zum mindesten einer Manier. Sie wird verhimmelt und verabscheut. Sicher ist sie eine der merkwürdigsten und intelligentesten Frauen unserer Zeit. Ehrgeizig, Geschäftsfrau, marktschreierisch auf der einen Seite, ist sie anderseits phantastisch, verschwenderisch und luxuriös in einem Maße, daß ihre fabelhaften Einnahmen nicht immer ihren grenzenlosen Ansprüchen zu genügen vermögen. Ihre Mutter war Berlinerin, siedelte nach Paris über, wo Sarah in einer kleinen Dachkammer am 22. Oktober 1844 geboren wurde. Der Name ihres Vaters ist unbekannt geblieben. Im Alter von sieben Jahren kam sie ins Kloster Grand Champ nach Versailles, wo sie erzogen wurde. „Ich war in meiner Jugend häßlich und sehr nervös und sagte damals allen Menschen: Entweder will ich im Kloster bleiben oder Schauspielerin werden.“ Mit fünfzehn Jahren trat sie ins Konservatorium ein in die Klasse von Provost, 1861 und 1862 erhielt sie die ersten Auszeichnungen und wurde dann an die Comédie française engagiert. Kürzlich sind ihre Memoiren unter dem Titel: „Mein Doppelleben“ erschienen. Leider erzählt sie darin nur die Geschichte ihrer Anfänge und ihrer zahllosen weiten Reisen. Sie erzählt, wie sie als Studentin sich täglich ihre sechs Sous für den Omnibus absparte, den weiten Weg zum Konservatorium zu Fuß machte, um sich alle drei Tage eine Droschke leisten zu können. Aber damit brechen die Mitteilungen ab; von ihren Herzensabenteuern erfährt der gespannte Leser nichts. Zahllose Bildnisse existieren von ihr; Bastien-Lepage, Alfred Stevens, Spindler haben sie gemalt, Willette, Grasset, Gill, Caran d'Ache u. a. haben sie oft sehr witzig karikiert. Häufig beschäftigt sich die Gesellschaftschronik mit ihr. Bald wird ihr das Kreuz der Ehrenlegion verweigert, bald erhält sie eine Professur am Konservatorium, wird aber kurze Zeit darauf veranlaßt, dieses Amt wieder niederzulegen. Die fabelhafte Tätigkeit dieser Frau ruft zur Bewunderung. Jeden Tag leitet sie selbst die Proben in ihrem Theater; in einer Proszeniumsloge, angetan mit einer Hose und einem langen, weißen Mantel, den sie im L'aiglon trägt, achtet sie auf alles: Requisiten, Betonung, Auftritte, Kostüme, Beleuchtungen. Abends spielt sie. Um zwei Uhr morgens geht's nach Hause im leichten Trab ihrer beiden Ponnies vor ihrem berühmten, vierrädrigen Handsom, dessen Kutscher vorn sitzt. Den folgenden Morgen fährt sie auf eine Tournee; denselben Abend tritt sie wieder auf und so fort. So rollt sich das komplizierte und aufreibende Leben dieser außergewöhnlichen Frau ab,



Berthe Cerny.

die eine der idealsten Darstellerinnen der „Kameliendame“ und der „Phädra“ war, dieser zwei schuldbeladenen und unter Gewissensqualen stöhnenden Frauengestalten.

Solch ein Doppelleben, halb Künstler, halb Direktor, hat auch die große Réjane gereizt. Gabrielle Réjane, mit ihrem richtigen Namen Réju, ist ebenfalls geborene Pariserin und nur um anderthalb Jahrzehnte jünger als Madame Bernhardt. Die Réjane stammt aus einer französischen Schauspielerfamilie; auch sie ist auf dem Pariser Konservatorium groß geworden, war an verschiedenen Theatern tätig und hat erst im Jahre 1903 ihr eigenes Theater eröffnet. Ihr Talent ist geistreich, sicher und biegsam. Während Sarah Bernhardt das lyrische und krankhafte Temperament seltener, leidender Frauen verkörpert, widmet sich die Réjane der Darstellung der verschiedenartigsten Charaktere, spielt mit derselben Leichtigkeit die Geistreiche wie die Komische. Aubrey Beardsley hat ihren schönen Kopf gezeichnet, und Albert Besnard sie am gelungensten porträtiert. Spontan — und im innersten Weib — ist sie eine ausgezeichnete Schauspielerin des modernen Dramas. Sie ist jubelnd, jauchzend, heiter, ernst, traurig und in Tränen bewundernswert. Man lese im Tagebuch Goncourts nach, wie entzückt dieser feine Künstler von ihr war. Sie meistert ihre Technik; sie ist voller Empfindung, und ihre Sprache ist wie Musik. Ihre Darstellung der „Madame Sans Gêne“, ihre liebliche und amüsante Interpretation von „Zaza“ sind für jeden unvergeßlich; ihre Hedda Gabler und Nora wirken befremdend für den Nordländer und doch durch die Gesten, das Organ und die verhaltene Ruhe im Spiel ans Herz greifend. Gerade in den großen Rollen, in denen es sich um ein feines und lebendiges Analysieren von menschlicher Leidenschaft handelt, wie auch in Henri Becques starken Stücken, La Parisienne und L'Amoureuse, weiter noch in den Rollen, in denen die Entwicklung eine dramatische ist wie in La Robe rouge und Le Partage offenbart sie die weiten



Jeanne Provost.

Grenzen ihrer vollendeten Kunst.

Ihre persönlichste Note liegt in der Kunst, mit raffinierter Intelligenz und sensiblem Empfinden die schlimmsten Treibereien des weiblichen Instinktes wiederzugeben. So ist sie auch im Leben: die geistvollste, modernste der Schauspielerinnen unserer Zeit. Mannigfache Aussprüche, die zuweilen von ihr zitiert werden, sind der getreue und treffende Ausdruck weiblicher Ideen und Empfindungen, in denen ihre Welterfahrung sich widerspiegelt.



Jeanne Granier.

Während sie in einem Wagen davonfährt, gleich dem der Sarah Bernhardt, nur daß vor den ihren zwei kleine, graue Maulesel gespannt sind, fort an die Bahn, ihr Talent in der Fremde zu zeigen, bleibt Madame Julia Bartet den Parisern treu; die am wenigsten reiselustige von allen Künstlerinnen der französischen Bühne. Sie ist eine rührende Andromache, besonders aber eine vorzügliche Bérénice; zu den schönsten Eindrücken gehört es, Racines Meisterwerk in der vornehmen Auffassung dieser Künstlerin zu sehen. Das ist klassische, ist die große, traditionelle Kunst Frankreichs.

Da wir nun einmal in der Rue Richelieu angelangt sind, wollen wir hier einen Augenblick verweilen. Vielleicht treffen wir unter den Arkaden ein kleines, häßliches Kerlchen, der aber jene Wichtigkeit des alten Parisers zur Schau trägt und gewissenhaft alle die kleinen Pflichten seines Daseins als Theateramateur erfüllt. Er ist überall. Wenn nach aufgehobener Tafel, wie gewöhnlich, die Rede auf Künstlerinnen und ihr Alter kommt, dann holt der häßliche, kleine Kerl — ob man just darum ihn einladet? — sein Büchlein aus der Tasche und gibt seine sorgfältig aufgezeichneten Auskünfte. Er weiß alles, dieser alte „Kulissenkieker“. Jedes Jahr veröffentlicht er seine Kenntnisse in einem Annuaire dramatique. Seine Hauptopfer sind die Sarah Bernhardt, Réjane, Bartet und Granier.

Aber sprechen wir von denen, die er noch verschont. Zahlreich sind die Koketten am Théâtre français, unter ihnen ist die bedeutendste: Mademoiselle Cécile Sorel. Als höchste Instanz in Fragen weiblicher Eleganz wurde sie neulich von einer amerikanischen Zeitschrift interviewt, der sie anvertraute, daß ihre „vie élégante“ ihr jährlich 250000 Franks koste.' Viele fanden das unerhört: aber Mademoiselle Sorel wußte sich zu verteidigen und behauptete, mit weniger könne man nicht auskommen. Schließlich kostet sie Frankreich nur den vierten Teil dessen, was ein Präsident kostet; und obendrein ist sie doch noch der Günstling der Republik. Aufmerksam verfolgt sie die Parlamentsdebatten. Die Minister wechseln so schnell. Die am Ruder stehen, speisen bei ihr. Das Volk weiß es, und Ma-



Marie Leconte.



Marthe Brandès.

demoiselle Sorel empfängt Petitionen von Sozialistensyndikaten und notleidenden Agrariern, die ihre Vermittlung erbitten. Eine neue Pompadour, die ihre Garderobe aus der Rue de la Paix bezieht und deren Friseur an der Place de la Bastille wohnt. Aber auf der anderen Seite begeistert sie auch ihr Publikum durch die Majestät und Pracht souveräner Weiblichkeit, in ihren Wiedergaben der alten und modernen Célimène.

Mademoiselle Cerny, dieser seltene Stern der Boulevards, ist erst vor kurzem in die Comédie française übergesiedelt. Sie war als ‚Célimine' ein echtes Weib; aber ohne jene große, traditionelle Gebärde der Sorel. Um vieles verführerischer war ihre Grazie in „La Rivale" und in „La Courtisane" und vielen anderen modernen Rollen. Als die Dekadenz zu Gnaden kam, erfolgte ihre Berufung an die große, subventionierte Bühne.

Und endlich die dritte heranreifende Kokette, Mademoiselle Jeanne Provost, die kaum das Konservatorium beendet hat und schon ihren Einzug in das Théâtre français gehalten hat, so jung, aber schon so bewußt und so sicher, daß sie wohl in nicht allzu ferner Zeit die biegsame Grazie und das Kluge, Hoheitsvolle, Herrschende ihrer beiden Vorgängerinnen in sich vereinigen wird. In zwei, drei Rollen hat sie ihr starkes und hoffnungsvolles Talent erwiesen, in „L'amour veille" und „La Rivale". Ihre Schönheit wurde gefeiert, ihre leidende Grazie bewundert, und man glaubt zu empfinden, daß sie aus einer eigenen Welt ihre Gestalten schafft. Sie ist sicher eine der großen, kommenden Künstlerinnen, zusammen mit ihrer jungen Kollegin Lifrand, dieser bezaubernden „Schüchternen". Vielleicht sind es diese beiden, denen es bestimmt ist, die glänzende Tradition einer Reichenberg und Louise Meyer wieder aufzunehmen.

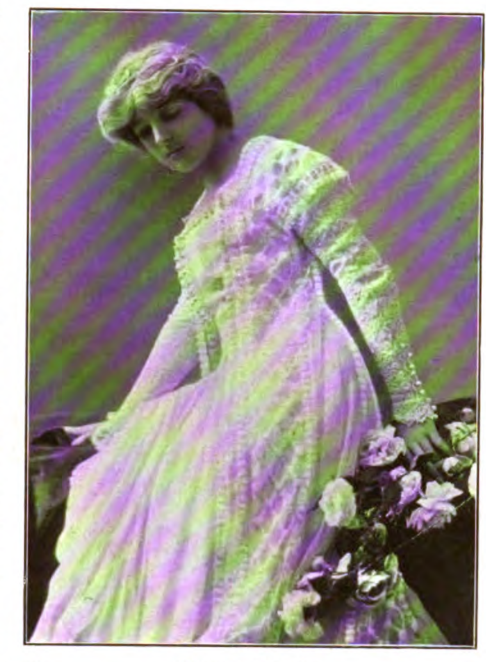
Zur Seite der Bartet, der Überlebenden einer großen Generation, sehen wir noch Marie Leconte, den augenblicklichen Liebling des französischen Publikums. Sie ist von den Göttern mit allen Reizen der Natur in verschwenderischer Weise begnadet worden. Erst auf eine zehnjährige Tätigkeit blickt sie zurück, die sie zu schönen Erfolgen emportrug, obwohl sie nicht über große, physische Mittel verfügt; aber sie ist „die kleine, moderne Frau" par excellence, lebhaft, fröhlich, mokant und dann wieder zärtlich und schließlich niedergedrückt durch den Schmerz. Der große, sentimentale Schwung ist nicht ihr Feld; aber die ganze Stufenleiter der Empfindungen, das Auf und Ab der modernen Komödie, die um



Andrée Mégard.

die große, menschliche Leidenschaft nur herumflattert in der beständigen Furcht, in den Fehler der Romantik zu verfallen. Mademoiselle Leconte meistert die Skala dieser Empfindungen und weiß sie frisch und persönlich wiederzugeben. In ihren ironischen Dialogen spiegelt sich das Leben mit seinem lächelnden Realismus und seiner verhaltenen Grausamkeit wider; sie, die ehemalige kleine Heroine des Melodramas, später die elegante und geistvolle Pariserin, ist sicherlich eine ideale Vertreterin dieser Darstellungskunst.

Vor ihr beherrschte Jeanne Granier die Wiedergabe dieser und ähnlicher Rollen, die Maurice Donnay und Alfred Capus geschaffen haben, und die Robert de Flers und G. A. de Cavaillet in geschickten Wiederholungen bieten. Aber Jeanne Granier gehört einer früheren Generation an. Erst war sie Sängerin. Dann gab sie den Gesang auf und ging in späteren Jahren zur Komödie über, in der sie erst als reife Frau durchschlagende Erfolge erzielte. Man könnte sie als eine Bartet der Boulevards bezeichnen: Einfachheit, Strenge gepaart mit pariserischer Leichtigkeit sind die Hauptzüge ihrer Darstellungskunst.



Marthe Régnier.



Blanche Toutain.

Neben diesen echt pariserischen Liebhaberinnen kommt das Drama doch nicht um seine Rechte. Außer den Legenden und Heldendarstellungen läßt das Drama auch sein menschliches Klagen vernehmen. Es schildert flüchtige Leidenschaften, simple und verwickelte, das Ende von hundertfältig verschiedenen schmerzlichen, häuslichen Miseren, die oft genug von echten und großen Empfindungen getragen werden. Für diese Stücke — man schreibt solche und wird immer solche schreiben — ist als starke, erstrangige Vertreterin Marthe Brandès zu rühmen. Nach langem Fernbleiben von der Bühne wurde sie in „Le Divorce“ von Paul Bourget wieder dem Theater zurückgewonnen. Ihre merkwürdige leidende Erscheinung, ihr Organ, das wie ein Violoncello klingt,



Eve Lavallière.

so lockend süß, so seidenweich, so innerlich bebend, machen sie zu einem vollendeten Typus einer tragischen Heldin im Bürgerkreise. Sie gibt Gebärden der Hingebung, Gebärden des innerlichen Schmerzes, die ans Herz greifen; sie weiß abzutönen, Glanzlichter aufzusetzen, zu nuancieren — kurzum sie hat Gehalt und — Leidenschaft, eine Leidenschaft, die einem sehr großen Pariser Künstler lästig wurde, die aber aus ihr vielleicht jenes herrliche, wundervolle Instrument gemacht hat, das sie ist und bleibt. Zu selten nur zeigt sie sich auf der Bühne . . .

Ich bin im Schwunge. Es ist die Minute von dem leuchtendsten Stern zu sprechen, der aufgeht: Andrée Mégard. Sie ist eine Schönheit, die dem Zuschauer den Atem benimmt; schlank, sie hat Arme wie eine Prinzessin; Hände, in denen eine Dämonie liegt; sie hat ein wunschwertes Gesicht; ihre Sprache ist die Melodie einer Seele. Ihre Anmut hat Tiefe und ihre Schönheit ist verführerisch. Sie spielt eine Königin, die ein Herz hat, in „La Femme nue," eine Prinzessin, die ein Mensch ist. Natürlich ist sie auch kokett; aber es ist, als wenn sie sagen wollte: ‚Seht, jetzt bin ich kokett.' Sie beherrscht sich. Und in „La plus amoureuse" ist sie wild leidenschaftlich, die verachtete Liebhaberin. Aber sie beherrscht sich. Wieder ist es, als sagte sie: ‚Seht, so sind die Menschen. Wie töricht — nicht?' Und es ist ganz still im Saal. Aber glaubt ihr, daß es einen Mann gibt, der nicht zittert, wenn sie sich aufrichtet, gerade, stark, stolz, die hochmütige Märtyrerin in „Cœur à Cœur"? Sie ist ein Wunderwerk; denn sie hat Schönheit, Natürlichkeit, Seele — und Herrschaft über sich selbst. Man muß sie mit Guitry auf der Szene sehen. Im kommenden Winter wird sie Seite an Seite mit ihrem Gatten, Gemier, dem Direktor des Théâtre Antoine, in einer Liebeskomödie von Albert Guinon auftreten. Es wird ein Fest werden.

Aber da sind noch andere neben ihr: Marthe Régnier, halb Kind, halb Dame, hat eine vage Note, die sie aber vollkommen beherrscht. Sie spielt die jungen Mädchen in dem Augenblick, in dem die Probleme der Ehe, der Ehescheidung, der Erziehung für sie aktuell werden, und hat eine große Anzahl dieser leichten, jungen



Jane Hading.

Heldinnen anmutig und graziös dargestellt. Mademoiselle Josette ma femme hat sie berühmt gemacht. Da ist weiter noch Blanche Toutain zu nennen, die man auf den Bühnen des Gymnase- und Vaudeville-Theaters bewundern kann; ihr letzter Erfolg war die Darstellung der Germaine im Eventail. Dann Eve Lavallière, die fast ganz mit dem Théâtre des Variétés verwachsen ist. Sie spielt in den Operetten von Meilhac und Halevy, in den Stücken von Capus und de Flers mit vielem Humor, Witz und Sinn für Situationskomik.

Endlich Jane Hading, die Tochter eines kleinen Schauspielers an einem Vorstadttheater in Marseille. Im Alter von drei Jahren war sie zum ersten Male auf der Bühne, aber nicht als Wunderkind, sondern als Wickelkind, für welche man ja gewöhnlich Puppen nimmt. Um die zwanzig herum debütierte sie in Algier als Operettensängerin, trat in Kairo und in Südfrankreich auf. Endlich kam sie ans Theater Palais Royal nach Paris, dann an die Renaissance. Im Jahre 1883 trat sie dreihundertmal im Maître des Forges von Ohnet auf, einige Zeit lang war sie an der Comédie; seit 1894 gehört sie zum Vaudeville und hat hier und auf vielfachen Reisen sich einen Weltruhm gegründet.

Wenn nun dieser Überblick abgebrochen wird, so geschieht das nicht aus Stoffmangel. Es ließe sich leicht der Kranz schöner Frauen, guter Talente und hoffnungsvoller Schauspielerinnen weiter winden; es ließe sich noch manches sagen über die geistreiche Silhouette von Gabrielle Dorziat, über Angèle Gril, die bezaubernde Schöne des Théâtre des Capucines, über Dora Gregg und Gilberte Ruby am Théâtre du Grand Guignol, aber wir sparen uns das auf für einen späteren Zeitpunkt, bis der Ruhm dieser jugendlichen Begabungen im Zenit steht.

Der Überblick wird genügen für den Beweis, daß auch das Paris der Gegenwart reich ist an schönen Frauen und Frauen von starkem Talent für die Schauspielkunst. Die Theaterkunst lebt und gedeiht, und es blüht und gedeiht auch die Darstellungskunst, die auf dem Boden der Tradition und gefördert durch starke Persönlichkeiten sich immer mehr verfeinert und weiter entwickelt.

Ernte.

Mein Weinberg blühte reich, und volle Trauben
Hofft ich in froher Ernte zu gewinnen,
Schon sah die Winzer und die Winzerinnen
Ich scherzen in den herbstbunt reichen Lauben.

Kein Schatten drohte warnend meinem Glauben —
Der Mai zog kühl, der Juni heiß von hinnen,
Und daß kein Tröpflein nutzlos soll verrinnen,
Schlug ich in alte Fässer neue Dauben.

Zwei Wochen ist kein Regen mehr geflossen;
Da weckt die Nacht der West, der Wolkenpresser,
Und auf die Schindeln prasseln Hagelschloßen —

Spät kommt der Morgen, schlammiges Gewässer
Treibt zwischen Weinbergsmauern, Trauben, Sprossen —
Voll Wasser stehn im Hof die neuen Fässer.

Hans Martin Eckert.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Eine Wallfahrt nach Konstantinopel in den letzten Tagen des alten Regimes.

Von Colmar Freiherr v. d. Goltz.

Als die „Sachsen“ des Norddeutschen Lloyd am 5. Juni dieses Jahres sich den Gestaden des Golfes von Smyrna näherte, äußerten alle Mitreisenden laut ihr Staunen über deren freundliches Aussehen. Gegen die sonnenverbrannten Küstenstriche Italiens und Griechenlands, die hinter uns lagen, hoben sie sich durch ihre frischeren Farben vorteilhaft ab. Eine Art von Lokalpatriotismus regte sich in meinem Herzen und wuchs, als wir um das, die innere Bucht gegen das Meer schützende Kap Karaburun mit seiner sauber und gut gehaltenen Batterie bogen und die im Hintergrunde am Fuße der Berge amphitheatralisch sich erhebende Stadt — anfangs nur wie ein niedriger Streifen — sichtbar wurde. Allmählich tauchten laub-erfüllte Vororte daneben auf, deren Anblick uns seit der Abfahrt von Genua nicht mehr vergönnt gewesen war, und Überraschung und Beifall stiegen.

Dann fielen die Anker dicht am Molo des inneren Hafens, der, von einer französischen Gesellschaft vor nicht allzulanger Zeit gebaut, heute den wachsenden Verkehr kaum mehr zu bewältigen vermag. Alle größeren Schiffe blieben draußen. Die jedem Mittelmeerreisenden bekannte Ausladeszene verlief weit ruhiger als in Italien oder gar dem Piräus. Es herrschte mehr Ordnung und Disziplin; die türkischen Beamten entwickelten erfolgreich ihre ernste Würde und sichere Gelassenheit. Übrigens heischte auch niemand den sonst so wohlbekannten „Backschisch“. Mir öffnete das Haus unseres Generalkonsuls seine gastlichen Pforten, und eine Rundfahrt durch die Stadt mit Dr. Mordtmann gewährte Gelegenheit zum Austausch alter Erinnerungen von Stambul und Saloniki, sowie humorvoller türkischer Anekdoten, an denen Land und Volk so reich sind.

Smyrna ist weit weniger europäisiert, als ich angenommen hatte. Es sieht noch echt orientalisch aus, eng und niedrig, aber verhältnismäßig gut gebaut. Nur am Kai, in der Kolonie Bunarbaschi nördlich der Stadt und in Karschy Jacka*) oder Cotillo, wohin kleine Dampfer den Verkehr vermitteln, herrscht das Europäertum vor. Der Raum zwischen Bergen und Meer wird allmählich zu eng für die Stadt, die heute angeblich schon 300 000 Bewohner zählen soll. Nördlich nach Bunarbaschi zu, wo das flache Land sich erweitert, verbietet schlechter Baugrund die Ausdehnung. So wird sie zur Kolonienbildung rundum an der Bucht schreiten müssen, zu der auch die Anfänge schon vorhanden sind.

*) Der „Abhang gegenüber“.

Hinter der Stadt ging es durch eine trockene, auf ihrer Sohle von Wein-, Oliven- und Feigengärten bedeckte Schlucht zum „Paradies“ empor, einer pittoresken Felsenge mit einem Wasserfall unter hohen Bäumen — inmitten der Kahlheit in der Tat eine wohltuende Abwechslung, die den Namen erklärt. Durch holprige, echt türkische Straßen mit vielen Löchern fuhren wir von dort bergauf, bergab und wieder bergan zum Feuerturm empor. Als alte Bekannte zogen die ersten Kamelkarawanen an uns vorüber. Ein herrlicher Blick über Stadt, Golf und die umliegenden Berge öffnet sich dem Auge auf der Höhe und läßt uns unwillkürlich in schweigender Bewunderung innehalten. Es war mir eine große Freude, den türkischen Boden zu betreten, und zwar an einer mir bis dahin fremden Stelle. Ich hatte die Empfindung wie jemand, der nach langen Wanderungen unerkannt die Heimat betritt und sie beobachten kann, ohne Aufsehen zu erregen. Wer hätte nicht, wie ich ehedem beim Abschiede, den festen Vorsatz gefaßt, recht bald wiederzukommen! Zwölfundeinhalb Jahre aber waren darüber hingegangen, gerade so viel, als ich im Lande gewesen, ehe aus dem Wunsche Wirklichkeit wurde. Nun aber hatte ich schnell das Gefühl, als wäre ich gar nicht fort gewesen, sondern nur von Stambul herübergekommen.

Am nächsten Morgen erwachten wir in den Dardanellen, wo seit dem griechischen Kriege ein Teil der türkischen Flotte ankerte und rostete, die Sultan Aziz einst mit so großen Hoffnungen und so großen Kosten geschaffen hat. Im herrlichsten Frühsonnenschein begrüßte ich die Höhen, auf denen ich im Jahre 1885, also vor dreiundzwanzig Jahren, umhergeklettert war, um im Auftrage des Großherrn die Befestigung der Meerenge zu prüfen; denn es drohte wegen des Grenzstreites in Afghanistan der Krieg zwischen England und Rußland. Damals rechneten wir Deutsche auf erhöhte Tätigkeit im Heere und in der Flotte. Es waren schöne Zeiten, in noch jüngeren Lebensjahren, mit dem Gefühl im Herzen, etwas am Rade der Weltgeschichte mitdrehen zu dürfen, und voll Hoffnung auf eine bedeutungsvollere Zukunft — tempi passati! Erst später sah ich es ein, daß der einzelne doch nur ein Atom sei in der großen Masse der Materie, eine Nummer in der ungeheuren Zahl —

ein melancholischer Gedanke, an den sich zu gewöhnen der Verständige gut tut; denn, um aus dem Schwarm zu ragen, bedarf es der Gelegenheit und der Gunst des Schicksals. „Pascha, in acht Tagen haben wir vielleicht Krieg!“ — rief ich damals freudig erregt dem wohlwollend lächelnden Kommandanten der Dardanellen zu. „Djanim etme!“ — „Seelchen, mach' doch nur keinen!“ — war seine philosophische Antwort. —

Eine Freude erlebte ich beim Wiedersehen. Die Landwirtschaft hatte inzwischen unzweifelhafte Fortschritte gemacht. Die Uferhöhen in den Dardanellen sind weit mehr angebaut als ehedem, die Felder regelrecht eingeteilt, die Ackerung ist sorgfältiger, und der Ertrag versprach hier gut zu werden. Die saftig grünen Felder taten dem Auge wohl. Ein tüchtiger Ackerbaustaat im Südosten, nahe vor den Toren des „industrialisierten“ Europa, findet noch immer seinen Platz. Er vermöchte ein kräftiges und zahlreiches Geschlecht auf seinem Boden zu ernähren und würde bald durch die Schwere des eigenen natürlichen Gewichtes zu Macht und Ansehen gelangen.

Im Innern freilich soll es trübe ausgesehen haben. Lange anhaltende Dürre ließ das Gespenst einer zweiten vollständigen Mißernte vor dem Blick der armen Landleute erstehen.

Die Marmara-Inseln, an denen wir vorbeikamen, sahen kahl aus, wie die griechischen Küsten. Im Lande soll sich leider auch schon der Mangel an werktätigen Armen für die Landarbeit fühlbar machen, wie in Mitteleuropa. Hier ist es freilich keine „Landflucht“ in die großen Städte, welche die Dörfer entvölkert, sondern es sind die Rekrutierungen und die Unregelmäßigkeit der Präsenszeit im Heere — der mörderische Dienst in Yemen, in Hedjaz und Tripolis. Ganze türkische Ortschaften gehen nach und nach an das vordringende griechische oder armenische Volkselement über. „Die Heranziehung der Rajah zum Kriegsdienste ist also eine Lebensfrage — und sie ist durchführbar, freilich nicht schematisch und nicht gleichzeitig, aber doch nach und nach .... Allein die orientalische Sorglosigkeit, das Glück und Unglück dieses schönen Landes, die uns überbürdete und ewig hastende Europäer mit ihrem Zauber bestrickt, hindert zwar nicht die Erkenntnis von solchen Notwendigkeiten, wohl aber die Abhilfe, die ein Aufraffen und energische Tätigkeit erfordert“ — so notierte ich damals auf dem Deck der „Sachsen“ in mein kleines Reisenotizbuch, ohne Ahnung, ja auch ohne Hoffnung, daß sechs Wochen darauf die große Umwandlung sich wie mit einem Zauberschlage vollziehen sollte.

Möwen und Delphine, die Boten des Marmarameeres, spielten ums Schiff. Allmählich hob sich vor uns zur Rechten zwischen anderen Wolkenstreifen ein besonders fest und scharf gezeichneter ab. Es ist der Schneerücken des mysischen Olymps, meines alten Bekannten von Moda her, der mich bei klarem Wetter an jedem Morgen grüßte, wenn ich aus der Tür meines Hauses trat. Bald tauchte die ferne Küste erst als graue niedrige Bank vor uns auf. Ihr folgte eine weiße Häusermasse — San Stefano —, später rechts Moda auf hohem Ufer und die Prinzeninseln, die sich mit der Bewegung des Schiffes kulissenartig durcheinanderschoben. Dann kommt zur Linken Makriköj.

Endlich sind die Mauern von Stambul zu unterscheiden, stark gelichtet — wohl am meisten durch das Erdbeben vom Jahre 1894 — und nun beginnt mit der Einfahrt zum Hafen das prachtvolle Panorama von Konstantinopel sich auszubreiten, das unserem Kaiser beim ersten Besuche den Ausruf entlockte: „Das ist ja über alle Beschreibung großartig!“

Jetzt also war der Augenblick gekommen, nach dem ich mich so oft gesehnt, den ich mir in Gedanken so oft vorgestellt und von dem ich häufig geträumt hatte. Da sah ich dann das ganze Bild in einem eigentümlich verklärten Lichte, alles höher, größer, näher aneinander gerückt als in der wachen Erinnerung, voll phantastischer Bilder, wie ein exotisches Land vor mir. Ich suchte die Stätten meiner ehemaligen Tätigkeit und fand sie nicht, wie es im Traume zu gehen pflegt — ich suchte ruhelos. Dann peinigte mich das Gefühl, daß ich noch nicht im Yildiz-Kiosk gewesen sei, um meinen schuldigen Antrittsbesuch zu machen, daß ich mich dort nicht zeigen könnte, weil ich die richtigen Uniformstücke nicht zusammenfand, daß auch die Zeit verging und zur Heimkehr drängte, weil — ein gutes Zeichen für die alte preußische Disziplin, die auch im Schlafe noch wirkt — mein Urlaub abgelaufen war. Über diesem Alp kam das Erwachen.

Der lebhafte Wunsch nach der Rückkehr verblaßte mit der Zeit mehr und mehr, je stärker die leidigen Tagesgeschäfte Geist und Körper in Anspruch nahmen, und er machte allmählich einer stillen Resignation Platz, die mir sagen ließ, daß sie wohl für immer ein frommer Wunsch bleiben werde. — Und nun war es doch zu seiner Erfüllung gekommen, in der Jahreszeit freilich später als ich gewünscht — denn es herrschte an einzelnen Tagen schon glühende Hitze — im letzten Augenblick auch eiliger vorbereitet als ich gedacht, — aber es war doch dazu gekommen. In seiner ganzen großartigen Wirklichkeit lag das herrliche Panorama vor mir, und ich muß gestehen, daß es mich nicht enttäuschte, was uns so oft begegnet, wenn wir uns ehedem lieb gewesene Stätten wieder aufsuchen.

Im stolzen Bogen mußte unser großes Schiff erst längs der asiatischen Küste an der völkerwimmelnden Stadt vorüber in den Bosporus hineinfahren, um dann zu wenden und an dem Kai anzulegen, der, als ich einst schied, erst im Entstehen war. Zweimal zog

daher das Landschaftsbild an uns vorbei. Die Stadt hat sich durch viele Neubauten verschönt, aber sie sind nicht das Entscheidende. Noch immer bilden die großen Moscheen, die Achmedié, die Aja Sofia und darüber, neben dem stolzen Aufbau des Kriegsministeriums, die Suleimanié die Glanzpunkte. Die Küsten aber erhoben sich steiler, die Berge zu beiden Seiten höher, als sie mir in der lebendigen Erinnerung vorschwebten. Die Mannigfaltigkeit war größer, das Bild bunter, das Land grüner, das Meer blauer als ich es erwartet. Der alte Zauber des Orients, der jeden Fremden aus dem Norden festhält, umfing mich wieder. Die Träume hatten eher recht gehabt, als die Erinnerung, die mit der Trennung nach und nach nüchterner geworden war. So gestaltete sich das Wiedersehen mit Konstantinopel nach langer Abwesenheit.

Als ich am Ufer die dicht gedrängte Menge sah, in der der Fes noch immer vorherrscht, das Gewimmel, das Durcheinander von Wagen, Lasttieren, Trägern, das Gedränge, wie es nur der Orient kennt, da sah ich mich wieder inmitten orientalischen Lebens, und es war mir zumute, als kehrte ich nur von einem „nach Europa genommenen Urlaub", wie man am **Bosporus** zu sagen pflegt, wieder zurück.

Dies Gefühl verstärkte sich, als ich in der Menge eine Gruppe deutscher und türkischer Freunde entdeckte, die mich, sobald wir angelegt hatten und die Landebrücke fiel, mit einer Herzlichkeit empfingen, wie sie dem unruhevollen Westen längst verloren gegangen ist. Ein Kammerherr und der Chef des Militärkabinetts, beides alte und liebe Freunde, empfingen mich im Namen des Großherrn. Es war für mich ein recht bewegter Augenblick. Auch Hoffnungen wurden mir sogleich entgegengebracht, die sich an mein Kommen knüpften, während ich doch ohne Mandat und ohne Auftrag, vor allen Dingen aber ohne alle Machtvollkommenheiten erschien. Es waren Hoffnungen, die sich nicht erfüllen konnten, und die das Herz mit dem leidigen Gefühl der Ohnmacht bedrückten, das den einzelnen beschleichen muß, der sich seiner geringen Bedeutung inmitten einer großen politischen Bewegung bewußt ist.

Ich hatte auf des Sultans Befehl in dem im Parke von Yildiz gelegenen Merassim-Kiosk absteigen sollen; doch war mir auf meine Bitte eine Wohnung im Pera Palace-Hotel zugewiesen worden, wo für das Kommen und Gehen, sowie für Besuche die Förmlichkeiten fortfielen, die der Eintritt in den Umkreis des großherrlichen Palastes immerhin mit sich bringt.

Zu den Freunden, die mich und meine Frau hinaufgeleiteten, gesellten sich dort andere, und bald saßen wir in lebhaftem Gespräch über die alte Zeit, über das Viele, was wir einst erstrebt, erhofft, und das Wenige, was wir erreicht hatten, über das seitdem Vorgefallene und die Wendung, die das Schicksal des Landes genommen hatte. Auch ein neuer Sendbote aus dem Palais kam. Wir sollten schon am nächsten Tage vom Großherrn empfangen werden.

Orientalische Etikette ist es meist, daß ein solcher Empfang ein- oder zweimal abgesagt und dann erst verwirklicht wird. Diesmal aber traf das nicht zu; wir wurden tatsächlich gleich am nächsten Abend in den Palast befohlen und in einen der Neubauten von Yildiz geführt. Auch hier bei der Auffahrt war der Eindruck der gleiche, wie bei der Ankunft im Hafen. Als ich im Jahre 1895 von Konstantinopel schied, waren die Anlagen rings um das Palastviertel herum noch jung und licht, jetzt die Bäume auf der fruchtbaren Erde mächtig herangewachsen, dicht belaubt, und die Wege schattig, die Bauten vervollkommnet, alles erweitert und vergrößert. Nur der wohlbekannte, langgestreckte Pavillon auf einer Terrasse zur Linken vor dem Palais-Eingange war verschwunden, von welchem aus ehedem die fremden Besucher der Selamlik-Zeremonie zusahen. Ohne Zweifel, ein Fortschritt ließ sich auch hier nicht verkennen. Freilich hatten sich zugleich die Posten und die Palastwachen, sowie der Eindruck der Unnahbarkeit vermehrt, in der die Welt von Yildiz lebte. Ich glaube, es gehörte keine besondere Empfindsamkeit dazu, das Herz etwas lebhafter pochen zu lassen, als wir uns dem Ziele näherten; eine Fülle von Erinnerungen stürmte gerade hier auf mich ein.

Aber dieses Gefühl schwand sofort mit dem Eintritt in die inneren Gemächer, behagliche, mit würdigem Luxus ausgestattete Räume, keine offiziellen hochgewölbten Empfangshallen. Ein kleines Diner im engeren Kreise sollte stattfinden — nur bekannte Generäle und einige Hofwürdenträger waren geladen. Es gab manches frohe Wiedersehen. Dann wurden wir in ein Nebengemach gerufen, und ich stand dem Souverän gegenüber, dem ich mehr als ein Jahrzehnt gedient hatte — mit redlichem Willen, aber einem Erfolge, der doch bei weitem hinter dem zurückblieb, auf den ich ursprünglich gehofft hatte.

Mit der ungezwungenen Liebenswürdigkeit, welche dem Sultan in so hohem Maße zu eigen ist, wurden wir empfangen. Aber mehr noch standen wir unter dem Eindruck von Herzlichkeit und einer wirklichen Freude über das Wiedersehen, die sich unverhohlen kundgab. Sie und die rührenden Zeichen von Dankbarkeit, die mir von alten Schülern und Freunden zuteil geworden waren, gaben mir den neuen Beweis, daß es eine der schönen Seiten im orientalischen Charakter ist, den guten Willen für die Tat zu nehmen.

Eine Audienz bei Sultan Abdul Hamid II. hat nichts Steifes und Feierliches, wie man es im Hinblick auf die Schilderung von Sultans-Empfängen alter Zeit anzunehmen geneigt ist. Obwohl ein souveränes Bewußtsein auch in seiner freundlichen Art bestimmt

zum Ausdruck kommt, weiß er doch sofort jedes Gefühl von Fremdsein zu bannen. Große Einfachheit ist der Stempel seines Verkehrs mit Gästen. Selbst bei der Überreichung der Auszeichnungen, die er diesen so gern spendet, versteht er es vortrefflich, es für einen jeden in besonders verbindlicher Art zu tun. Ich hatte dabei stets eine Empfindung, als befände ich mich bei einem befreundeten Grandseigneur auf seinem Landsitze, der mir Aufnahme gewährt habe.

Nur vier Personen saßen wir einander gegenüber, und das Gespräch wendete sich bald militärischen Dingen zu, bei deren Behandlung ich erstaunt war, wie gut der Großherr trotz seines abgeschiedenen Lebens über alle Vorgänge draußen in der Welt unterrichtet sei. Vor und nach der Tafel dehnte sich die Unterhaltung stundenlang aus; es blieb wohl weniges unberührt, was im Leben der Heere das Tagesinteresse bewegt.

Wieder aber wie ehemals wurde mir klar, wie schwer es ist, in einer fremden Armee zu wirken, ohne deren Sprache zu beherrschen. Schon Clausewitz hat in seiner Abhandlung über das Jahr 1812 darauf hingewiesen und mit großem Rechte. Selbst Napoleons feurige Anreden an die fremdländischen Bundesgenossen sollen bei der Übersetzung durch einen Dolmetscher das meiste von ihrer Wirkung verloren haben. Die Schwierigkeit wächst, wenn dieser ein Nichtmilitär ist und beim Sprechen sich gleichsam zweimal umdenken muß. Das Rätsel, warum so wenig von dem, was fremde Reformatoren von ihrer Ideenwelt in die Praxis zu überführen vermögen, löst sich zum Teil schon aus diesem einen Grunde. Wer in der Kriegsmacht eines anderen Landes mit Nutzen wirken will, sollte vor allen Dingen deren Sprache bis zur völligen Beherrschung erlernen, wie es zurzeit dem deutschen General Imhoff gelungen sein soll.

Ein denkwürdiger Abend lag hinter mir, als wir in später Nachtstunde am 7. Juni zur Stadt zurückkehrten.

Ich hatte Sultan Abdul Hamid viel weniger gealtert gefunden, als ich annahm; sein Gesicht war sogar etwas voller geworden. Es zeigte keine Spur von Kränklichkeit, über welche die europäischen Zeitungen so viel zu erzählen wußten. Nur des Großherrn Haltung war ein wenig gebückter als früher geworden; doch wem bliebe das unter der Last der Jahre erspart, die durch Regierungssorgen nicht vermindert wird.

Die nächsten Tage vergingen über zahlreichen Besuchen bei alten Freunden auf asiatischer und europäischer Seite, Besichtigungen, bei denen ich überall aufgenommen wurde, als sei ich noch im türkischen Dienste und käme in amtlicher Eigenschaft. Selbst die Moscheen, die seit einiger Zeit für den Fremdenverkehr verschlossen waren, da angeblich anarchistische Attentate auf die herrlichen Bauwerke befürchtet wurden, öffneten sich uns. Im Museum, das allein durch die einzig in ihrer Art dastehende Sammlung von Sarkophagen eine Reise nach Konstantinopel lohnt, führte mich der vollkommen deutsch gebildete Direktor Dr. Halil Edhem Bey herum, und wir verlebten gemeinsam ein paar genußreiche Stunden. Manches ernste bewegte Gespräch über die Zukunft des Landes füllte die Abende aus.

Eine wundervolle Bosporusfahrt auf der Dampfbarkasse der deutschen Botschaft verstärkte die Eindrücke, die ich bis dahin empfangen. Viel neue Landsitze in lauschigen Parks oder blühenden Gärten waren auf der Uferhöhe entstanden. Auch hier erschien mir alles grüner, als ich geglaubt, das Wasser durchsichtiger, die Luft klarer. Es ist, ehe die Augustsonne es verbrennt, ein herrliches Fleckchen Erde, an der schönsten Wasserstraße, die zwei Meere verbindet. Die Berge zu beiden Seiten grüßten mich als alte Bekannte — hier — dort — hatte ich gestanden und an meiner Karte der Umgegend in brennender Sonnenglut gearbeitet — ein Werk von sieben ziemlich angestrengten Jahren.

Auch auf der anatolischen Bahn folgte ein kurzer Ausflug, da der Großherr den Wunsch geäußert, daß ich seine Werkstätten von Hereke am Golf von Ismidt besuchen sollte, die er in den letzten Jahren bedeutend erweitert hatte. Ein Extrazug von drei Salonwagen mit fürstlicher Ausstattung und fürstlicher Aufnahme führte uns dorthin, den die Verwaltung der anatolischen Bahn stellte. Neben der schon früher bestehenden Seidenstoff-Weberei und der weltberühmten Teppichfabrik, die heute ihren Absatz zum großen Teile nach Amerika findet, ist eine Fes- und eine Tuchfabrik entstanden. Das originellste Bild bietet aber noch immer die Teppichweberei. Kleine Mädchen von sechs bis zwölf Jahren — Türkinnen und Griechinnen — sitzen dort in langen Reihen, wie die Spatzen auf dem Telegraphendraht, vor den senkrecht aufgestellten, ungeheuren Rahmen, auf denen die Teppiche aufgespannt sind, und singen zur Arbeit — die Griechinnen eine Art Kanon, die Türkinnen getragene, etwas melancholisch ausklingende Melodien. Dabei knüpfen die kleinen Finger mit unglaublicher Geschwindigkeit und Sicherheit die Muster, und fortwährend wechseln die Knüpferinnen ihre Plätze — eine bunte, liebliche Szene.

Der ganze Ort, dicht am Ufer des Meeres, von riesigen Platanen beschattet, von hohen Bergen mit antikem Gemäuer umgeben, von einem silberklaren Bergwasser durchflossen, ist nicht minder anziehend als die schönen Punkte in der näheren Umgebung der Hauptstadt. Schon die Fahrt dahin fesselt das Auge. Sie führt am Meere entlang, das heute blau und still dalag wie ein Alpensee. Auf der anderen Seite des Golfs erheben sich die dunkeln Gebirgsketten des Argonthonius und darüber der schneebedeckte Olymp. Der Schienenstrang führt meilenweit durch

Gärten hindurch, an Landhäusern, Villen und stattlichen Sommersitzen vorüber, die sich seit meinem Fortgange erstaunlich vermehrt haben. Bis nach Kartal hin reicht die Gartenstadt, die hauptsächlich von der vornehmen islamitischen Gesellschaft bewohnt wird, so daß pessimistische Gemüter behaupteten, die türkischen Großen begännen, nach Asien hinüber auszuwandern.

Meine Karte bedarf schon heute der Ergänzung. Das Häusermeer hat sich an der asiatischen Seite überraschend ausgedehnt. Derselbe Prozeß vollzog sich auf den Prinzeninseln, deren größte, Prinkipo, sich fast gänzlich schon mit eleganten Bauten bedeckt hat. Auch die Ordnung und Sorgfalt in der Unterhaltung ist wesentlich gestiegen, Konstantinopel „europäisiert“ sich zusehends.

Am Ende der Hereke-Fahrt, im Fabrikorte selbst, erreicht man den reizendsten Punkt, einen Pavillon dicht am Strande unter den Uferbäumen, der für den letzten Besuch unseres Kaisers erbaut wurde. Dort genießt man, in der kleinen Halle sitzend, einen herrlichen Blick auf den Golf und die Berge. Der Platz ist so recht wie geschaffen zu stundenlangem Ruhen; denn die stimmungsvolle Müdigkeit des südlichen Himmels und der südlichen Gewässer nimmt uns hier schnell gefangen. Nie würde man an nordischen Meeren so schön nichtstun und träumen können wie hier.

Wenn man die sich so vergrößernde und verschönernde Hauptstadt sieht und dann von Vertrauten die Klagen aus dem Lande hört, das sich allmählich entvölkere und verarme, drängt sich unwillkürlich die Überzeugung auf, daß ein Prozeß im Begriff war, sich hier am schönen Bosporus zu vollziehen, wie ihn an denselben Stätten einst das byzantinische Reich erlebt hat, die Auffaugung des Landes durch die Hauptstadt.

Eines ähnlichen Gefühles konnte ich mich nicht entschlagen, als ich der oft geschilderten, von allen Fremden besuchten Selamlik-Zeremonie beiwohnte. Die Zahl der hohen Würdenträger, der Diplomaten, der Marschälle, Generale, Stabsoffiziere und Adjutanten hatte sich wesentlich vermehrt. Der eleganten Equipagen, der Ordonnanzen und Diener waren mehr geworden. Das ganze festliche Gewühl hatte äußerlich sehr gewonnen, wie alles ringsumher. Aber wenn man danach fragte, welchen Nutzen, welche Bedeutung für das praktische Staatsleben diese Schar hier vereinigter Männer habe, die mit Scharfsinn diskutieren und mit Anmut plaudern konnten, die der Mehrzahl nach der Wunsch beseelte, sich zu betätigen, und die auch fähig gewesen wären, Gutes zu leisten, — so mußte die Antwort doch trübe lauten.

Nur den allerwenigsten von ihnen war die Möglichkeit gegeben, tatkräftig an der Staatsmaschine mitzuarbeiten, und diese waren überlastet von Geschäften. Die anderen, die gern helfen wollten, aber nicht dazu berufen wurden, warteten, warteten auf den einzigen Willen, von dem alles abhing, den ihres Padischah. Dieser ist vielleicht einer der arbeitsamsten Herrscher, die es gibt. Er steht früh auf und bleibt bis in die Nacht hinein tätig. Gar oft wurde in Yildiz auch dann noch weiter gearbeitet, wurden Generale, Beamte und Berater gerufen, wurde beratschlagt, geschrieben und befördert. Aber zu der einzigen Kraftquelle führte auch nur ein einziger enger Kanal, der durch des Sultans ersten Sekretär. Wenn man die Fülle von Schriftsachen, die sich auf dessen Tische häuften, nur einmal gesehen hat, so mußte man überzeugt sein, daß auch der stärkste Wille eines Mannes diese Arbeitslast unmöglich bewältigen konnte. Hunderte von Vorlagen liefen täglich ein, tausend werden es öfters geworden sein, über tausend sind sie sicherlich nicht ganz selten gestiegen. Orientalischer Brauch ist es ferner, nicht bei geschlossenen Türen zu arbeiten. So drängten in das kleine Kabinett des „Baschkiatib“ auch noch Bitt- und Antragsteller jeder Art hinein; da kamen auch Konzessionäre, Kaufleute, Architekten, Künstler, Reisende, Geistliche, Offiziere, selbst Soldaten usw. mit ihren Anliegen. In jedem Augenblick wurde die eben angefangene Arbeit unterbrochen, um nach kurzem wiederholt zu werden.

So verschloß sich auch dieser eine Eingang zum Willen des Padischah durch die Macht einfacher, elementarer Umstände. Draußen aber saßen die Kommissionen, die Berater und Behörden, um nichts zu tun und ihre Stunden und Tage unfruchtbar dahinfließen zu sehen. Da die Geschäfte nicht vorwärts gingen, so wurden sie vermehrt und vermehrt, aber die Anstauung von Kräften hemmte nur, anstatt zu nützen.

Die Rolle, welche die Hauptstadt dem Lande gegenüber in materieller Hinsicht spielte, übernahm die alles zentralisierende Regierungsmaschine in geistiger, — nämlich die Auffaugung der besten Kräfte des Landes, nur um sie zu lähmen.

Die Notwendigkeit für jeden, der etwas erreichen wollte, in irgendeine Verbindung mit dem Großherrn zu kommen, zeitigte zugleich das Übel der Günstlingswirtschaft mit dem Gefolge von Korruption, und die Vereinigung aller Macht in einer einzigen Hand gebar das im Lande so tief verhaßte und so unsägliches Unglück stiftende Aufpassertum. —

Noch war, als das Ende meines Aufenthaltes herankam, von dem Kommenden nichts mit einiger Deutlichkeit zu spüren. Aber eine gewisse Schwüle lag doch schon in der Luft. Leute, die Land und Volk seit Jahrzehnten kannten und seinen Pulsschlag fühlten, sagten voraus, daß irgendeine wichtige Veränderung bevorstünde. Ob sie aber von außen kommen würde oder von innen, darüber waren auch die besten Kenner gerade entgegengesetzter Meinung.

Das erste Grollen ließ sich in der Ferne wohl hören, die anfänglichen Meutereien in Mazedonien, — doch dergleichen war öfter schon dagewesen und hatte keine ernsten Folgen gehabt. Ungeschickte Eingriffe der in Angst geratenden Spitzel vermehrten die Erregung. Dann folgte die Nachricht von der Monarchen-Zusammenkunft in Reval, und wie ein Lauffeuer ging es durch Land und Hauptstadt, daß dort die Würfel der Entscheidung für die Türkei gefallen seien. Der nicht ungewöhnliche Vorgang gewann eine Bedeutung, die er keineswegs verdiente, aber gegen die Macht solcher Strömungen, wenn sie einmal tief gehen, richten überzeugende Gründe nichts aus. Vor den Augen aller Patrioten erhob sich die drohende Wahrscheinlichkeit neuer fremder Einmischung, neuer Demütigungen, neuer Verluste, ja vielleicht einer Teilung des Reiches. Auf England hatte man gezählt, Rußland gefürchtet; jetzt schienen sich beide geeinigt zu haben, und das konnte nur auf Kosten des osmanischen Reiches geschehen sein. Ein Irrtum hat einer großen politischen Bewegung den letzten Anstoß gegeben, doch war's eben nur der letzte und — wie es so oft in der Geschichte des Menschengeschlechtes geschieht — ein zufälliger.

Am Abend, als ich Abschied nahm, bei dem Festmahl für den Herzog von Koburg, mußte, wer den Großherrn kannte, merken, so sehr dieser sich auch zu beherrschen weiß, so sehr er auch mit gewohnter Meisterschaft die Pflichten gegen seine hohen Gäste erfüllte, daß ernste Dinge ihn beschäftigten. Es mögen wichtige Nachrichten eingelaufen sein, die nur seine nächsten Vertrauten kannten. In bunter glänzender Versammlung waren die Männer des alten Regimes noch um ihn versammelt. Niemand ahnte, so will mich bedünken, daß dessen letzte Tage gekommen seien.

Aus der stillen Wallfahrt nach Konstantinopel, auf die ich noch am Feuerturm von Smyrna gehofft, aus dem andächtigen Besuche der Stätten, an denen ich in den besten Mannesjahren gewirkt hatte, und an die mich liebe Erinnerungen aus dem noch vereinten Familienkreise fesselten, war etwas anderes geworden, eine an Erinnerungen reiche, aber auch recht bewegte Zeit, die Geist und Gemüt stark in Anspruch genommen hatte.

Von Dank erfüllt, vom Großherrn über Verdienst und Verlangen mit Ehren und Geschenken bedacht, von vielen herzlichen Wünschen geleitet, aber doch schweren Herzens, schied ich. Mich verließ der Gedanke nicht, was da werden solle, wenn ein verwegener Nachbar inmitten der Unruhe, der politischen Spannung und der nationalen Gegensätze in das Land einbräche. Eine Katastrophe, größer als die von 1877/78 konnte folgen. Da kreuzten sich dann die Pläne darüber, was man tun solle, um das Unheil abzuwehren, unaufhörlich im Hirn, aber mit ihnen leider auch die Überzeugung, nichts Wirksames zu ihrer Verwirklichung zu vermögen. „Es ginge wohl, aber es geht nicht!" — das war und blieb der Refrain.

Und doch ist es gegangen! Günstlingswirtschaft und Zentralisation sind plötzlich geschwunden. Der Padischah selbst hat sie fallen lassen, was niemand erwartet hatte. Trotz des Ernstes der Vorgänge war man bei der Überraschung versucht, eine der köstlichen Alltagweisheiten unseres volkstümlichsten Humoristen anzuführen:

„Aber hier, wie überhaupt,
Kommt es anders, als man glaubt."

Diejenigen Leute haben recht behalten, welche das Außerordentliche von innen her erwarteten. Eine friedliche Umwälzung hat sich vollzogen, die, wenn sie Bestand hat, fast ohne Beispiel dastehen wird, die schnell kam, wie der Wechsel der Szenen auf dem Theater, und doch wirksam, wie sonst in seinen Ergebnissen nur ein jahrelanger blutiger Kampf. Verscheucht ist das Schreckgespenst der erneuten Unruhen in Mazedonien, der fremden Einmischung der Mächte und der Teilung des Reiches. Das Osmanentum hat sein Recht in die eigenen Hände genommen.

Diese große Bewegung ist vom Heere ausgegangen, aber dies Heer hat dabei seinem Herrn doch die Treue bewahrt. Jede antimonarchische Triebfeder hat ihm fern gelegen, soviel es auch zuvor im Drange der schwierigen politischen Lage hat durchmachen müssen. Gerade die Möglichkeit einer unerhörten Gefahr für den Großherrn und Kalifen ließ die leitenden Männer den Ausbruch der Krise, an die zu dieser Zeit vorher niemand gedacht hatte, beschleunigen. „Wir haben ihn und das Land, wenn auch gegen seinen Willen, gerettet, wir haben nur das Beste für Kaiser und Vaterland gewollt, und jetzt haben wir dreißigjähriges unendliches Leiden vergessen und ehren und beschützen unseren Souverän, wie wenn nichts geschehen wäre. Ich glaube, daß wir richtig gehandelt und daß wir unsere Pflicht getan haben" — schrieb mir jüngst ein türkischer Freund, der die letzte Zeit an hervorragender Stelle durchlebte. Aus einem edleren Beweggrunde kann eine Staatsumwälzung nicht hervorgehen.

Zu wünschen ist nur, daß sie sich in den gleichen Bahnen erhalte, wie es alle Freunde und Kenner des Landes hoffen. Dann wird sie auch für die Geschichte eine merkwürdige Erscheinung bleiben. Die Türkei ist ein Land der Überraschungen von jeher gewesen. Dergleichen konnte nur dort geschehen.





Burg Ragaine.

(Das heutige Ragnit.)

Nach einer litauischen Volkssage von
Erminia von Natangen.

Wo die Memel fließet zum baltischen Meer,
Steht hoch die Burg Ragaine
Bewacht vom silbernen Sternenheer,
Gekrönt vom Mondenscheine.

Die Nacht ist lind, die Nacht ist lau,
Die Wellen umspülen die Mauer;
Der Herr ist alt, sein Haupt ist grau,
Bald träumt das Schloß in Trauer.

Der Litauer lehnt an der Söllerbank,
Seine Tochter wacht auf den Stufen.
„Mein Goldhaar jung, mein Goldhaar schlank,
Bald werden die Götter mich rufen!

Dann sollst Deine weiße, jungfräuliche Hand
Einem heimischen Edlen Du geben,
Dann sollst Du gebieten in Burg und Land,
Dann wirst Du genießen Dein Leben.“ —

„Nicht will eines Edlen Jungliebste ich sein,
Und mögen mich hundert umwerben!
Laß hausen die Vögel im Schloß allein —
Mein Vater — auch ich will sterben!

Den goldenen Schlüssel vertraut meiner Hand
Das Burgtor noch heute zu schließen, —
Dann will ich ihn schleudern vom Söller
zum Sand,
Wo die Wasser der Memel fließen.

So will, eine Geisel, geduldig ich ruhn
Meinem sterbenden Vater zu Füßen,
Bis daß uns begehren Pikoll und Perkun,
Dann wollen Romowe wir grüßen!“ —

Und der Schlüssel springet vom Berg hinab
Als hätt' er ein Herz geschlossen. —
Tief unten singet ein Hirtenknab'
Auf der Wiese bei weidenden Rossen.

Und es sinkt der Mond in des Flusses Flut,
Und die Nachtigall schluchzt im Holunder;
Hoch steiget im Osten die Sonnenglut
Empor wie ein göttliches Wunder.

Und in des Tages Frühlicht klar
Schaut der Alte mit seinem Kinde;
Sein greises Haar, ihr goldenes Haar
Umspielen die Morgenwinde.

Was eilt den steinigen Berg hinan?
Was blinkt im Sonnenscheine?
Viel schmucke Gesellen, wohl hundert Mann,
Erstürmen die Burg Ragaine.

Und sie reiten den dornigen Damm empor
Wie den Wall und die Wehr sie erklimmen,
Und sie stehen still am steinernen Tor
Und rufen mit hallenden Stimmen:

„Wir sind Jungedle vom Sudauland,
Wir wollen die Burg befehlen;
Der Schönste erbittet der Jungfrau Hand,
Sie soll ihn sich selber erwählen!

Erschließe das Tor! Bewirte die Schar!
Sei unsere Herrin, Liebtraute!
Wir wollen Dir winden ins goldene Haar
Ein Kränzlein von blühender Raute.“ —

Doch der Alte düstert die Brauen dicht:
„Ich lege mich hin zu sterben;
Ich werde die Feste befehligen nicht, —
Wohlan! Ihr möget sie erben!

Doch wird mein alter, zitternder Mund
Ein frisches Wortspiel Euch geben,
Und wer da findet des Rätsels Grund
Der möge den Schlüssel heben,

Den goldenen Schlüssel zum steinernen Tor,
Zu der Jungfrau Herzen und Minnen.
Drei Tage lang spähet zum Söller empor
Geduldsam in klüglichem Sinnen:

Wie nennt Ihr die Jungfrau, liebreizend
und hold,
Deren Haare hell leuchtend erglänzen,
Als täte die Sichel des Mondes gold
Das herrliche Haupt ihr umkränzen?

Die Stirn ihr zu schmücken, erblinken weiß
Viel Sterne in silbrigem Schimmer,
Ihren schneeigen Nacken umflutet heiß
Der Sonne Strahlengeflimmer!

Wohlan, Ihr Edlen vom Sudauland,
Auf die Spur dem verborgenen Worte!
Und wer es gefunden, der hebe die Hand,
Der melde den Sieg an der Pforte!" —

Die Sonne sinkt, und der Mond steigt auf;
Die Sterne kommen und wandern;
Es fliehen die Tage in eiligem Lauf,
Eine Nacht folgt ruhig der andern.

Doch kein Edler tritt aus den Reihen hervor,
Das richtige Wort zu bekennen,
Kein Reiter schlägt an das steinerne Tor,
Den Namen der Jungfrau zu nennen.

Da ersteiget ein singender Hirtenknab'
Den Fußpfad am dritten Tage;
Seine einzige Habe, der eichene Stab,
Pocht ans Pförtchen mit klingendem Schlage.

Ein Sonnenstrahl in den Fenstern blinkt.
Jungtraute! Welch emsige Hände!
Weit schwingt sie den Kamm, und ihr Finger schlingt
Eine Sichel von Goldhaar behende.

Sie langt aus dem Schrein an der Fensterwand
Ein Kleinod von weißlicher Helle,
Feinsilberne Sternlein auf düsterem Band,
Um die Stirne sie schlängelt es schnelle.

Und sonnenfarbenes Bernsteingold
Legt leicht sie um Schultern und Nacken;
Das sprüht und funkelt, das flammt und rollt
Von Perlen, Tropfen und Zacken.

Und es eilt ihr Schritt zu des Söllers Rand,
Wie wenn Schwalben den Turm umschwirrten.
Mit leuchtenden Augen, mit winkender Hand
Steht die Edle und grüßt den Hirten.

Der jubelt empor: „Es klang mir zu
Das Rätsel wie freudige Kunde;
Vernimm meine Lösung, Feinholde Du,
Aus meinem frohlockenden Munde:

Wie im Mond- und Sternen- und Sonnenlicht
Burg Ragaine schaut in die Ferne,
So krönen, Schön-Raga, Dein Angesicht
Mondsichel, Sonne und Sterne.

Du bist es, die über den Söllerbord
Sich beuget im Abendscheine, —
Ich bin's, der gefunden das Lösungswort!
Jung-Raga — werde die Meine!

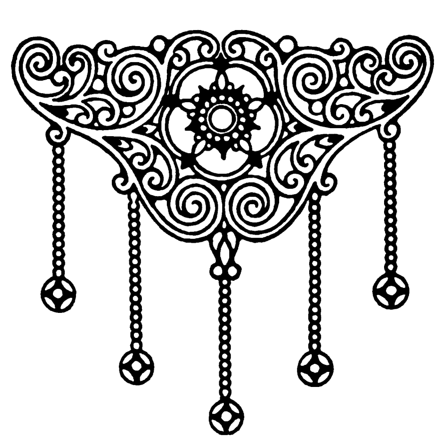
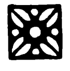
Nun löse los meines Herzens Band,
Kost' aus meiner Liebe Gluten;
Den goldenen Schlüssel hat meine Hand
Gehoben aus tiefsten Fluten!" —

Er öffnet das Tor, so geschwinde er kann,
Sie eilt zu dem Hirtenknaben:
„Dich hab' ich geliebet von Kindheit an,
Ich durfte nicht lieb Dich haben!

Mein erster, heimlicher Frühlingskuß
Galt dem fröhlichen Spielgenossen,
Als über die Wiesen am Memelfluß
Wir tummelten frei mit den Rossen,

Als von duftendem Kalmus und silbernem Sand
Eine schattige Hütte wir bauten,
Und zierlich wand Deine Knabenhand
Ein Kränzlein von blühenden Rauten.

Ein Rautenband wird frisch Deine Hand
Jetzt legen ins Gold meiner Flechten.
Laß die Jungherren ziehen ins Sudauland
Eine andere Braut zu erfechten!" —



Ein Quartett-Finale. Von Wilhelm Speck.

Den ganzen Nachmittag des Dezembertags hatten die vier alten Herren unermüdlich, fast ohne Unterbrechung musiziert, und gerade wollten sie den letzten Satz des Quartetts beginnen, mit dem dann, da es schon zu dämmern begann, das Konzert beschlossen werden sollte, da wurde leise an die Tür geklopft und dringender Besuch angemeldet.

Alle vier fuhren mit puterrotem Gesicht in die Höhe, und während der Hausherr die Besuchskarte besah, hielten die anderen ihren Bogen krampfhaft in der energischen Stellung, die der Sprung in das feurige und freudige Finale erforderte. Denn sie zweifelten keinen Augenblick daran, daß der ungebetene Gast aufs schleunigste wieder hinausbefördert werden würde. Wie sie die verdrießliche Wolke im Gesichte des Freundes aber plötzlich untergehen sahen, begriffen sie, daß das Spiel für diesmal sein Ende gefunden habe. Sie brachten also grollend ihre Instrumente in Sicherheit, steckten sich, während der Pfarrer seinen Besuch empfing, die übliche Abschiedszigarre an und ließen sich einstweilen am Sofatisch, den die Magd inzwischen mit einer Lampe versehen hatte, nieder, und zwar in herkömmlicher Ordnung, die beiden ältesten und dünnsten, der Gerichtsrat und der Bibliothekar, auf dem schmalen Sofa, während es sich der Musikdirektor in einem weitläufigen Ledersessel bequem machte.

Seit vielen Jahren pflegten sie einmal im Monat miteinander zu spielen, jedesmal in einem anderen Hause. Das Dezemberspiel aber fand unweigerlich im Pfarrhause statt, denn nirgends hörte sich zu dieser Zeit die alte Musik, an der sie sich begeisterten, so traulich und himmlisch an, als in dessen uralten Räumen.

Als der Pfarrer nach geraumer Zeit zurückkam, hielt er ein fest verschnürtes Paket in der Hand, das er eilig in einer der vielen Schubladen seines Schreibtisches verschwinden ließ.

„Na na," begrüßte ihn der Gerichtsrat in wiedergefundener guter Laune. „Wieder einmal ein zartes Geheimnis? Weiß der Himmel, woher es kommt, daß Ihr Pastoren von aller Welt verhätschelt werdet. Mir hat noch keiner ein zartes Angebinde ins Haus getragen."

„Und wieviel interessante Geheimnisse mag der alte Schreibtisch noch außerdem in sich verbergen," sekundierte ihm sein Sitznachbar. „Ich wünschte, ich dürfte einmal darin herumwühlen. Es lohnte sich sicher."

„Schwerlich," antwortete der Pfarrer mit einem Lächeln. „Es kommt ja in der Tat an unsereinen manches Geheimnis heran, frohes und trauriges. Aber die eigentlich interessanten Dinge verwahre ich doch so sicher, daß sie kein neugieriger Bibliothekar jemals aufstöbern wird. Auch diesmal — Ihr habt recht vermutet — handelt es sich um ein Geheimnis, sogar um ein sehr zartes. Es reicht indessen mit seinen Wurzeln in ferne Zeiten, und Ihr würdet seine Spuren, selbst wenn Ihr es wider Erwarten versuchen wolltet, niemals aufdecken. Daher will ich Euch, wenn Ihr wünscht, gern davon erzählen."

„Los!" kommandierte der Musikdirektor. „Du bist uns ohnehin eine Entschädigung für das ausgefallene Finale schuldig."

Der Pfarrer setzte sich, und seine Züge wurden, während er sich einen Augenblick besann, plötzlich ernst.

⌘ ⌘ ⌘

‚Es war vor vielen Jahren,' begann er, ‚ungefähr um diese Stunde, und auch um dieselbe Jahreszeit, doch etwas später, nämlich am 24. Dezember. Den ganzen Tag war es bei mir wie in einem Taubenschlage aus- und eingegangen, große und kleine Leute, alle vergnügt und in froher Erwartung. Um die Dämmerungsstunde wurde es endlich ruhig um mich her, und ich hatte mich gerade an den Schreibtisch gesetzt, als mir eine Dame gemeldet wurde, in deren Haus ich früher oft und gern verkehrt hatte. In der letzten Zeit hatte ich sie

seltener gesehen, denn sie war kränklich und menschenscheu geworden. Ein Nervenleiden hatte sie, wie mir der Arzt einmal erzählt hatte, befallen. Ich wunderte mich daher über ihren Besuch und machte mich auf wenig Erfreuliches gefaßt. Wie erschrak ich aber, als sie, dem Mädchen auf dem Fuße folgend, hastig bei mir eintrat, am ganzen Leibe zitternd und wie im Fieber, das Gesicht marmorweiß und die dunklen Augen voll brennenden Herzeleids. Sie blieb an der Tür stehen, wie von einem jähen Schrecken gelähmt, hielt sich im Zusammensinken an dem Pfosten fest, und eine kleine Ledertasche, die sie mit hereingebracht hatte, fiel ihr aus den Händen.

Ich führte die bleiche Leidensgestalt zu dem Sessel, in dem unser Musikdirektor so gern zu sitzen pflegt, und bat sie Platz zu nehmen. Sie fiel fast in den Stuhl hinein und lag darin stumm und leblos, ohne sich zu rühren.

Als sie sich endlich aufraffte, streifte mich ein scheuer Blick aus ihren Augen, und dann stammelte sie mit erstickter Stimme: ‚Ich komme zu Ihnen, Herr Pfarrer, mit der Bitte, meinen Mann auf das Unglück vorzubereiten.‘

‚Auf welches Unglück?‘ fragte ich in neuem Schrecken.

‚Ich habe meinen Mann verlassen, es ist aus zwischen uns.‘

‚Sie haben Ihren Mann verlassen?‘ wiederholte ich in völliger Verwirrung, und brachte dann heraus, was mir gerade einfiel: das wäre noch schöner, und sie werde das hübsch bleiben lassen.

Sie hatte sich inzwischen gesammelt, sah mich mit strenger Miene an, mit fast feindlichem Blick, als hätte ich selbst ihr etwas zu Leide getan, und antwortete mit scheinbar fester Stimme: ‚Geben Sie sich keine Mühe, es wäre umsonst, und fragen Sie auch nicht, ich würde nicht antworten. Es hat lange genug gedauert, bis ich soweit gekommen bin. Ich habe mich meines Mannes unwürdig gemacht. Es gibt kein Zurück mehr.‘

‚Nun nun, nicht so heftig,‘ beruhigte ich sie. ‚Was sagen Sie da für schlimme Worte? Sie sind krank, das ist das Ganze, und Sie werden wieder gesund werden und fröhlich, wie vormals.‘

‚Ich bin nicht krank, ich bin eine Verbrecherin.‘

Die offenbare Übertreibung dieser Worte bestärkte mich natürlich in meiner Annahme. Ich widersprach ihr daher nicht länger, um sie nicht weiter zu reizen, sondern bat, sie möchte mir einmal getrost ihr Herz ausschütten, ich würde ihr raten, so gut ich es vermöchte, und sie auch nicht zurückhalten, wenn sie auf ihrem schrecklichen Beschluß bestände. Warf dann etwas von ihrem Haus und ihren Kindern dazwischen, die sie aufs zärtlichste liebte, ganz behutsam und so, wie man eine gefährliche Arznei abmißt, jeden Tropfen vorsichtig abzählend.

Sie schien kaum auf meine Worte zu hören, aber ganz langsam löste sich die Spannung in ihrem Gesicht. Die tiefe, trotzige Falte zwischen den Brauen ging unter, und die steinerne Ruhe wich von ihr. Und nun zitterte es über das Gesichtchen hin, stieg auf und nieder, und endlich hob sich aus dem verzweifelten Herzen eine große Träne empor, die die dunklen Augen bis zum Rande füllte. Bald darauf verbarg sie das Antlitz in den Kissen und weinte herzbrechend.“

Der Musikdirektor hatte sich schon mehrmals unruhig in seinem Sessel, der einstmals von diesen Tränen benetzt worden war, hin- und herbewegt. Jetzt erhob er sich und wählte sich einen anderen Platz. Der Pfarrer folgte ihm kopfschüttelnd mit den Augen und fuhr dann fort: „Ich ließ sie sich ungestört ausweinen, bis der laute Jammer zur stillen Klage wurde. Dann versuchte ich es von neuem, das stumme Unglück zum Reden zu bringen, lange umsonst. Aber endlich fing sie doch an zu reden, die Dämmerung des Zimmers, in dem nur meine Studierlampe auf dem Schreibtisch brannte, ermutigte sie wohl und machte es mir möglich, ihr ihr schweres Geheimnis abzuringen. Zuerst vernahm ich nur abgebrochene und unverständliche Sätze. Allmählich sprach sie in besserem Zusammenhang und antwortete auch, wenn ich eine Frage dazwischen warf. So erfuhr ich denn nach und nach alles. Ich will Euch die Geschichte aber nicht so, wie ich sie von ihr selbst in vielen Unterbrechungen und Wiederholungen

vernahm, erzählen, sondern lieber die Bruchstücke, die sie mir zögernd in die Hand gab, mit dem, was ich wußte oder ahnte und was ich später erfuhr, so gut es geht, zusammenfügen.

Ihr Mann war Lehrer an einem großen Institut, ein kluger und bedeutender Mensch, von ernstem, nachdenklichem Wesen, da er immer in seinen Gedanken saß und heimlich weiter arbeitete, auch wenn er sein Studierzimmer verlassen hatte. Seit dem Tode seiner ersten Gattin, einer geistvollen und hochgebildeten Frau, die ihn etwas mehr unter die Leute gebracht hatte, hatte er sich seinen einsiedlerischen Neigungen vollends hingegeben. Er schloß sich mit seinen beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, bei dessen Geburt seine Frau das Leben gelassen hatte, von allem Umgang ab und suchte sein Hauswesen mit Hilfe einer alten Haushälterin notdürftig weiter zu führen. Die Kinder gediehen jedoch bei deren Pflege schlecht, es fehlte ihnen die Sonne und Liebe, sie wurden blaß, wurden auch nicht ordentlich gehalten. Man machte ihn daher darauf aufmerksam, daß er ihnen wieder eine Mutter geben müsse, und schließlich sah er es auch selbst ein, folgte aber nicht den Fingerzeigen, mit denen man ihn vor die rechte Tür führen wollte, sondern wählte sich eine Frau nach seinem eigenen Kopfe.

Bei Verwandten seiner Frau, zwei unverheirateten alten Damen, die in einem benachbarten Städtchen ihren kärglichen Mitteln gemäß zurückgezogen lebten, hatte eine verwaiste Nichte Aufnahme gefunden und war von ihnen schlecht und recht aufgezogen werden. Das Mädchen war von Haus aus nicht an viel Freude und Glück gewöhnt gewesen, und bei ihren im Alter grämlich gewordenen Tanten bekam sie davon auch nicht mehr zu sehen. Indessen sie hatten sich ihrer opferwillig angenommen, sie einfach erzogen, wie es ihren bescheidenen Aussichten entsprach, so daß sie den Haushalt ihrer Verwandten untadelhaft zu führen vermochte, und wenn diese ihrer einmal nicht mehr bedurften, eine Stellung als Mamsell oder so etwas annehmen und auch, wenn es sich einmal fügte, einen schlichten, anspruchslosen Mann glücklich machen konnte. Sie war bei alledem lieblich aufgeblüht, hatte ein zartgefärbtes, feingeformtes Gesicht, ein fröhliches, sonnenhelles Gemüt und warme, braune Augen, in denen ein ganzer Frühling von Liebe und freudiger Hoffnung schimmerte. In dem Hause des Doktors war sie vordem oft gewesen, als ein lieber, gern gesehener Gast, der sich heiter und ungezwungen unter den Verwandten bewegte und keinerlei Umstände machte, sondern dankbar war, wenn er sich irgendwie nützlich machen konnte.

An dieses Mädchen dachte der Doktor, als er sich nach einer neuen Mutter für seine Kinder und einer passenden Lebensgefährtin für sich selbst umsah. Seinen Kindern konnte er, das wußte er, keine bessere Erzieherin geben, als diese ihnen längst vertraute und von ihnen geliebte Freundin; ihm selbst konnte sie ja das Verlorene nicht ersetzen, er verlangte es auch nicht. Sie war ihm aber längst lieb gewesen, und er zweifelte nicht daran, daß er sie immer lieber gewinnen werde und daß sie ihm immer mehr ans Herz wachsen würde. Sie aber hatte dem ernsten und von uns allen verehrten Manne wohl längst ein Lämpchen auf ihrem Herzensaltar angezündet und besann sich daher, als er um sie anhielt, nicht einen Augenblick, sondern gab ihm freudestrahlend über ihr unerwartetes Glück ihr Wort und ihr Herz.

Er hatte sich auch in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Mit ihr war der Sonnenschein in sein Haus gezogen, seine Kinder bekamen frische, rosige Gesichter, es blühten die Blumen, und es blühte sein Herz. Es entsprach jedoch seiner Natur nicht, aus seinen Empfindungen viel Worte zu machen, er nahm sein Glück schweigend hin und versenkte sich nun, da es um ihn her wieder hell und lieblich geworden war, mit neuem Behagen und Eifer in seine Arbeit.

Er war ohne Vermögen und hatte damals noch ein mäßiges Einkommen. Das hatte ihn früher nicht beunruhigt, nach Geld ging sein Sinn nicht. Eher war er ehrgeizig und wünschte sich zu einer leitenden Stellung hinaufzuarbeiten. Der Anblick seiner Frau aber, die noch

ganz mädchenhaft war, sich naiv wie ein Kind gab, und unselbständig wie ein Kind war, und die, wenn sie etwas versehen hatte, hilflos aus ihren dunklen Augen zu ihm aufsah, mochte den Sorgengeist in ihm wachgerufen haben. Er begann ängstlich an die Zukunft zu denken. Zuerst belastete er sich mit vielen Privatstunden, nachher, da ihm das fortwährende Unterrichten zu schwer wurde, nahm er Pensionäre, die Geld ins Haus brachten, und hatte nunmehr Zeit, an seinem Werk über Erziehung, das er schon seit langem in Angriff genommen hatte, weiter zu arbeiten. Seine Lampe brannte nun Tag für Tag bis tief in die Nacht hinein, nicht selten bis ans neue Morgenrot.

Derweilen er sich in seinen Gedanken verlor, saß seine Frau im Nebenzimmer und schlich, um ihn ja nicht zu stören, wenn sie einmal aufstehen mußte, auf den Fußspitzen über die Dielen. Sie hätte es nicht nötig gehabt, sich so in acht zu nehmen, ihr leiser Schritt riß ihn nicht aus seinen Gedanken. Er freute sich vielmehr ihrer Nähe und des Lichtes, das durch die angelehnte Tür zu ihm herüberschimmerte.

Auch als das Hauswesen stärker auf ihr lastete, blieb sie ihrer Gewohnheit, bei ihm auszuharren, treu. So war sie den ganzen Tag auf den Füßen, besorgte ihren Haushalt musterhaft, spielte wie ein Kind mit ihren Kindern, nahm sich auch der fremden Kinder aufs beste an, teilte Freud und Leid mit ihnen und hielt sie in guter Zucht. Und sie pflegte ihre Blumen, sang und sprang wie ein munteres, fleißiges Ackermännchen herum und war am Abend todmüde, so daß sie schnell über ihrer Handarbeit oder einem aufgeschlagenen Buch einnickte. Wenn er aber nebenan den Stuhl rückte und die Bücher zusammenschob, so war sie augenblicklich munter und schaute ihm, sowie er die Tür öffnete, aus ihrem heimlichen Schläfchen erwacht, mit rosigem Gesicht und frohem Lächeln entgegen.

So fühlten sie sich beide wohl. Es wäre aber doch besser gewesen, er hätte sich bei seinen Erziehungsgedanken daran erinnert, daß es auch nebenan etwas zu erziehen gab und daß seiner die allerschönste Aufgabe, die es gibt, wartete, nämlich eine dunkle, noch unentfaltete Seele an das Licht zu führen, wonach sie, ohne es selber deutlich zu wissen, sehnsüchtig verlangte. Er gab ihr freilich, ihrer vernachlässigten Bildung aufzuhelfen, mancherlei Bücher zu lesen. Sie war jedoch eine von den Frauen, die am Arme des geliebten Mannes bis ans Ende der Welt laufen würden, für sich allein aber nicht weit gelangen, sondern nach den ersten Schritten müde niedersitzen.

Sie kannte ihre Mängel sehr wohl, hielt es aber für unmöglich, ihnen abzuhelfen. Versuchte sie es einmal, sich einen Weg in das, was ihres Mannes Gedanken erfüllte, zu bahnen, so geriet sie regelmäßig zu den allerschwierigsten Fragen, zu denen er Stunden gebraucht haben würde, ihr die Sache leidlich klar zu machen. Dazu aber hatte er weder Zeit noch Lust, er gab ihr also wohl Bescheid, aber auf eine Weise, daß die dunklen Bilder nur noch dunkler vor ihrem Geiste standen als vorher. Auch als Lehrer zwang er seine Schüler, ihre Gedanken zusammen zu nehmen, ihnen aber standen mancherlei Brücken zu Gebote, die ihr fehlten. Er sprach sich scharf und klar aus, aber so knapp und mit so wenig Worten als möglich, war auch keiner von den Lehrern, für die sich die Jungen begeistern und für die sie schwärmen. Aber sie lernten etwas bei ihm und erkannten später, was sie an ihm gehabt hatten. Und sie hatten Respekt und wagten nicht vor ihm zu mucksen. Ähnlich stand ihm auch die Frau gegenüber. Sehnsüchtig, befangen, scheu, obwohl hinter ihrer Scheu ein ganzer Blumengarten voll brennender Liebe blühte.

Solange sie zu Hause war, fühlte sie es auch weniger, daß sie ihren Platz an der Seite eines gelehrten Mannes nicht auszufüllen vermochte. Ängstlich wurde sie aber, wenn sie in den Kreisen ihres Mannes zu verkehren hatte. Dort hatte man es natürlich bald heraus bekommen, wie es um ihr Köpfchen stand, und man hielt es noch für leerer als es wirklich der Fall war. Denn aus natürlicher Schüchternheit und in der Furcht, sie könne etwas Törichtes sagen und ihren

Mann bloßstellen, wagte sie sich auch dann nicht zu äußern, wenn sie recht gut hätte mitreden können, oder sie sprach sich, wenn sie dazu genötigt wurde, unbestimmt und verworren aus und brachte etwas ganz anderes hervor, als was sie eigentlich hatte sagen wollen. Dazu gab es Leute, die sich nicht enthalten konnten, ihr immer wieder das Lob ihrer Vorgängerin zu singen, und deren Wert, und was sie ihrem Manne bedeutet hatte, ins hellste Licht zu stellen. Denn obwohl die junge Frau sich mit der größten Bescheidenheit gab und dazu die Anmut und Lieblichkeit selber war, ja gerade deshalb wagten sich die Mißgunst und der Neid aus ihren lichtscheuen Winkeln an sie heran und sandten vergiftete Pfeile auf ihr weiches Herz ab. Sie verschloß jedoch ihren Kummer und all die Bitterkeit, die sie etwa empfunden hatte, tief in ihrem Herzen und ließ es ihren Mann nicht merken, daß sie unter den Leuten, in deren Mitte er Anregung suchte und fand, oft schmerzlich litt und traurig war.

Unter einfachen Leuten dagegen war sie heiter und guter Dinge. Und nun gar unter ihren Kindern, den fremden wie den eigenen, denn sie bekam auch selbst ein Söhnchen; aber auch ihre Stiefkinder schloß sie so warm ans Herz, als wären sie ihr Fleisch und Blut. Unter diesen jungen Seelen fühlte sie sich völlig heimisch, kramte alle Kleinodien ihres Herzens hervor und ließ sie vor ihren glänzenden Augen blinken und funkeln. Phantasie hatte sie, und was für eine schöne, goldene Phantasie! Ich hörte ihr einmal, ohne daß sie es gewahrte, eine Weile zu. Da ging es durch Wiesen und Felder, wo die blauen Glocken läuten und roter Mohn im Abendlicht träumt. Es glänzten die Sterne, und gedankenvoll wandelte durch die Wolken der Mond. Und alles wurde lebendig. Der Stein am Wege, der unförmige Weidenstumpf, der Wald und die Heide. Ihr Mann hätte ihr einmal lauschen sollen, er hätte dann gesehen, was für schöne Sterne in ihrer Seele glänzten, und er wäre dann wohl auch der ungestillten Sehnsucht darin gewahr geworden.

Aber sie erkannte wohl auch selbst nicht deutlich, daß sie der Welt ihres Mannes immer ferner kam und mehr und mehr in die Kinderstube hinein geriet. Die Wolke, die nach und nach ihr ganzes Herz überdunkelte, mag sich aber doch schon zu dieser Zeit gebildet haben. Und wenn eine Seele wie die ihrige einmal zu grübeln anfängt, eine phantasievolle, sehnsüchtige, nach Licht und Leben dürstende Seele, eine sich arm und leer fühlende, dann hört sie nicht wieder auf, sondern bohrt und bohrt, bis das Herz eine einzige Wunde ist.

Dazu zehrten wohl auch die langen, einsamen Nachtstunden nach dem unruhigen und immerfort bewegten Tagestreiben nach und nach an ihren Nerven. Noch hatte ihr Gesicht Farbe und noch immer strahlten die Augen warm und hell, aber die Farben waren doch um einen Hauch blässer geworden und der Glanz der Augen etwas müder.

Damals wurde ihrem Manne ein Pensionär aus Südamerika, ich weiß nicht aus Peru oder Chile, angeboten, der Erbe fabelhafter Reichtümer, dessen Vater es sich unglücklicherweise in den Kopf gesetzt hatte, ihn durch die ganze Rennbahn der europäischen Kultur zu hetzen, wozu der Junge jedoch weder Lust noch Kräfte hatte. So hatte er sich denn schon an mancherlei Orten versuchen müssen, ohne an Weisheit beträchtlich zuzunehmen und stand als Siebzehnjähriger noch auf den untersten Stufen der großen Bildungsleiter.

Der Antrag, diesen Erbsohn, für den natürlich ein schweres Pflege- und Zehrgeld gezahlt wurde, bei sich aufzunehmen, hatte selbstverständlich viel Verlockendes für den Doktor. Besonders mußte es einem, der ein Buch über Erziehung unter der Feder hatte, reizvoll erscheinen, sich an einer Aufgabe zu versuchen, an der schon so viele verzweifelt waren. Er erkundigte sich jedoch, ob der Junge nicht etwa unbegabt sei, und ob nicht etwa Unmögliches von ihm verlangt werde. Die Antwort lautete: ein großes Licht sei er freilich nicht, aber wohl imstande, das zu leisten, was man von ihm fordere, wenn er seine Kräfte nur anwenden wollte. Er wäre aber grenzenlos faul, und zwar aus

Grundsatz, da er von der Überzeugung durchdrungen sei, es seiner Reichtümer halber gar nicht nötig zu haben, wie andere die Schulbank abzuscheuern. Man könne es ihm auch nachfühlen, daß es ihm schwer werde, die Sache ernst zu nehmen. Denn er würde von seinen Eltern aufs ärgste verwöhnt, wohne wie ein Prinz und verfüge über ein fürstliches Taschengeld, dürfe sich ein Reitpferd halten und reite, gefolgt von zwei stattlichen Rassehunden, nach des Tages Müh' und Plage mit aller Würde als ein vornehmer Herr spazieren.

Der Doktor entschloß sich, den exotischen Goldvogel bei sich aufzunehmen, hielt es aber für nötig, ihm zunächst die stolzen Flügel gehörig zu stutzen. Er stellte also die Bedingung, daß fernerhin weder von Hunden noch Pferden die Rede sein dürfe. Der Junge solle in einem bescheidenen Stübchen wohnen, über ein lächerlich kleines Taschengeld verfügen und überhaupt allein nach seinem Schülerrang behandelt werden.

Trotz der Tränen, die die Mutter des Unglücksmenschen vergoß, nahm der Vater die harten Bedingungen ohne weiteres an. Es war ihm ganz recht, daß sein Schlingel von Sohn einmal kräftig beim Kanthaken gepackt wurde.

Die junge Frau sah der Ankunft des neuen Pensionärs mit Unruhe entgegen. Zuerst befürchtete sie wohl, einen halbwilden Indianer ins Haus zu bekommen, und ihre lebhafte Phantasie spiegelte ihr allerlei unheimliche Schrecknisse vor. Als sie sich dann über diesen Punkt beruhigt hatte, stolperte sie über sein Alter, und es erschien ihr unmöglich, einen so großen Menschen, wie es ihr Mann wünschte, als ein Kind zu behandeln und ihn einfach bei seinem Vornamen zu rufen. Endlich aber und am allermeisten ängstigte sie sich vor den Reichtümern, die ihm einmal zuteil werden sollten. In den bescheidensten Verhältnissen großgeworden, konnte sie über den Respekt vor denen nicht hinaus, die mit einem vollen Geldsack durchs Leben wandeln.

Aber gerade aus dieser Scheu wuchsen in ihrem Herzen wärmere Empfindungen hervor. Es tat ihr leid, daß man einem von Jugend an an alle Annehmlichkeiten des Lebens gewöhnten Menschen so übel mitspielen und ihn mit einem Schlag aus allen seinen Himmeln stürzen wollte. Und sie malte es sich aus, wie es ihm, da er nun schon so viele Jahre gezwungen war, unter fremden Leuten zu leben, ums Herz sein müsse. Nachdem sie sich aber einmal mit ihrem Herzen auf seine Seite gestellt hatte, nahm sie auch mit allem Ernst für ihn Partei und glaubte nun von der üblen Nachrede kein Wort mehr, sondern hielt dafür, daß man ihn nur falsch behandelt, nachher aber grausam gedemütigt und eingeschüchtert habe.

Sie erinnerte sich auch daran, daß die so herb über ihn urteilten, ja wohl dieselbe Art Leute seien, die sie selbst ihre Überlegenheit so hochmütig hatten fühlen lassen. Und zum erstenmal hörte sie in sich ganz klar die Frage: Sieht denn nicht auch mein Mann ganz ähnlich auf mich herab, und liegt denn nicht auch zwischen mir und seiner Welt eine Tür, eine angelehnte, nie für mich aufgehende Tür?

Sie entsetzte sich über diesen Gedanken, der blitzartig den Grund ihrer Seele erleuchtet hatte, beschloß aber, dem armen, reichen Fremdling eine gute, ehrliche Freundin zu sein und ihm die Fremde zur Heimat zu machen. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte sie den Goldvogel wohl in einen goldenen Käfig und auf ein goldenes Stänglein gesetzt. Sie mußte sich aber an die Anordnungen ihres Mannes halten, und dem Fremden also sein einfaches Stübchen herrichten, sorgte aber dafür, daß es aufs sorgfältigste geschah, und brachte es unter Einschmuggelung einiger Deckchen und überflüssigen Nippessachen mit feiner Frauenkunst fertig, das Zimmer, ohne daß daran etwas Wesentliches verändert wurde, um ein bedeutendes glänzender zu gestalten.

Der Tag kam herbei, an dem der Zögling eintreffen sollte. Er blieb jedoch aus und hatte es vorgezogen, in einem Gasthofe abzusteigen. Die Verkürzung seiner heiligsten Menschenrechte hatte ihn auf das äußerste empört, und wenn er sich auch dem Willen seines Vaters beugen mußte und sich also von allem, was ihm das Leben noch wertvoll machte, getrennt hatte, so war er doch nicht willens, die ihm angetane Gewalt still-

schweigend hinzunehmen. Wenigstens die Doktorsleute sollten es erfahren, mit wem sie es zu tun bekommen hatten. Er wollte sich ihnen gegenüber aufs unverschämteste und rücksichtsloseste benehmen, und sie sollten es bereuen, daß sie sich jemals mit ihm eingelassen hatten.

So begann er also sein Rachewerk damit, daß er sie einen ganzen Tag vergeblich auf sich warten ließ. Er hatte davon freilich wenig Vorteil, schmälerte vielmehr nur den Überfluß besserer Zeiten, mit dem er seinem abgemagerten Taschengeldchen recht gut eine Zeitlang hätte aufhelfen können, tauschte aber auch sonst wenig Genuß dafür ein, da er sich, nachdem er einige Stunden melancholisch in den Straßen herumgeschlendert war, einige weitere Stunden im Gastzimmer herumgesessen und gelangweilt sämtliche Zeitungen von Anfang bis zu Ende durchgelesen hatte, in tiefster Seele verstimmt in sein Bett flüchtete und darin bis zum anderen Mittag verblieb. Nachdem er dann noch gespeist hatte und zwar in möglichster Langsamkeit, als verzehre er sein Henkersmahl und müsse also danach trachten, noch einige Minuten vor dem traurigen Ende zu gewinnen, machte er sich seufzend auf den Weg, sein neues Sklavenleben anzutreten.

Den Doktor fand er nicht mehr zu Hause. Er wurde also der Hausfrau gemeldet und einstweilen in den Salon geführt, der nach Norden hin lag und dessen Fenster mit schweren, dunklen Vorhängen überdeckt waren. Es empfing ihn also nach dem warmen schönen Frühlingslichte, dahindurch er gefahren war, plötzlich eine kalte unfreundliche Dämmerung. Immerhin war noch genug Licht vorhanden, daß er Gelegenheit fand, in dem großen Wandspiegel sein Gesicht zu studieren und es in der Verstimmung und Verdüsterung, wie er es sich vorgenommen hatte, für die kommenden Dinge bereit zu halten.

Er war noch mit diesen Vorbereitungen beschäftigt, als er plötzlich hinter sich einen leichten, raschen Schritt hörte und eiligst herumfuhr. Da sah er nun im Türrahmen das Lieblichste und Freundlichste, was ihm seit langem vor Augen gekommen war: Ein schönes, zartes Frauenbild mit allen Reizen der Jugend geschmückt, das Gesicht gerötet, denn sie hatte sich eiligst empfangsfähig machen müssen, und etwas verlegen, daß gerade sie ihn empfangen mußte, und etwas erheitert, da ihr seine Spiegelstudien nicht entgangen waren.

Sowie er sie erblickte, entflogen ihm wie losgelassene Falken augenblicklich alle seine schlimmen Gedanken.

Auch sie selbst freute sich, in ihm einen ganz netten Menschen zu finden, hochgewachsen, mit einem angenehmen sympathischen Gesicht und stillen, jetzt schüchtern dreinblickenden Augen. Sie begrüßte ihn daher aufs freundlichste, brachte es auch ohne allzu große Not fertig, ihn bei seinem Vornamen zu nennen und ihn bei sich willkommen zu heißen. Nachdem sie dann eine kleine Weile mit ihm geplaudert hatte, erhob sie sich, um ihm sein neues Heim anzuweisen und entschuldigte sich auf dem Wege dahin, er werde es wohl nicht so finden, wie er es gewohnt sei, sie hoffe aber doch, daß er sich mit der Zeit darin heimisch fühlen werde.

Der gute Junge wäre jetzt bereit gewesen, sich in einem Kellerloche einzurichten, hätte man es von ihm verlangt. Aber als sich nun die Tür vor ihm öffnete, strahlte sein ganzes Gesicht in der ehrlichsten Freude, und das Stübchen erschien ihm hübscher als alle Gemächer, in denen er bisher gehaust hatte. Die weißen Deckchen leuchteten, wie sie es sollten, ein großer bunter Frühlingsstrauß prangte in allen Farben und erfüllte das Zimmer mit Duft, und alles und jedes ringsumher erschien hell und glänzend, da es von der Nachmittagssonne, die mit warmem Schimmer durch die blütenweißen Vorhänge glänzte, in das rechte Licht gesetzt wurde. Von draußen her aber wehte der Frühling durch die halbgeöffneten Fenster warm und würzig herein, und aus den Büschen und Baumhallen eines großen Gartens, der sich hinter dem Hause weit hinaus erstreckte, klangen die Stimmen der Grasmücken und Meisen und der Gesang einer einsamen Amsel.

‚Das ist ja wunderschön‘, rief der Ankömmling in voller Begeisterung. Er fing auch sogleich an sich häuslich ein-



Das Mädchen mit der Nelke.
Gemälde von Prof. Fritz Fleischer.

zurichten und den Inhalt seiner Koffer in die vorhandenen Kasten und Schubladen zu entladen.

Die kleine Frau verließ ihn ganz heiter und zufrieden und dachte in ihrem Herzen: das ist ja ein gutartiger und liebenswürdiger Mensch, und was ihm etwa noch mangelt, das wird ihm mein Mann bald beibringen.

Als sie jedoch später einmal an seiner Zimmertür vorüberkam, hörte sie ihn drinnen aus tiefstem Herzen aufseufzen, denn die Arbeit, die er übernommen hatte, war ihm fremd und ungewohnt. Und alle Behältnisse waren schon, eh' er mit seinem Vorrat zu Ende gekommen war, bis obenhin vollgestopft.

Auf diesen Seufzer hin trat sie noch einmal bei ihm ein und fand ihn mit Schweißtropfen auf der Stirn verzweiflungsvoll zwischen seinen übriggebliebenen Siebensachen sitzen.

Lächelnd beschaute sie sich sein mißratenes Werk, griff nun selbst zu, und ihre gewandte Frauenhand brachte bald Ordnung in das Wirrsal und hatte am Ende noch Raum übrig.

Während sie vor den Kasten kniete und sich von ihm zureichen ließ, dabei munter mit ihm plauderte und zuweilen zutraulich, als kenne sie ihn seit Methusalems Zeiten, zu ihm aufblickte, schwoll dem Jungen das Herz. Er mußte ihr erzählen, wie schwer ihm zumute gewesen sei, als er seine beiden einzigen Freunde auf Erden von sich hatte lassen müssen, und sie ließ ihn merken, daß sie für seinen Kummer volles Verständnis hatte und die Vorzüge dieser edelsten aller Hunde voll zu würdigen wußte. Und als er ihr nun mit hochrotem Kopfe versicherte, er vermisse jetzt seine beiden Freunde nicht im mindesten mehr, und als die schöne Frau über diese versteckte und drollige Huldigung mit ihm errötete und lächelte, konnte er sich nicht mehr halten, er mußte ihr nun auch beichten, weshalb er am vergangenen Tage auf sich habe warten lassen und mit welchen finsteren Plänen er gekommen sei.

Sie lachte über sein Geständnis hell auf und antwortete: Das wäre ja aber ganz unmöglich gewesen.

‚Warum unmöglich?‘ fragte er erstaunt.

‚Es wäre ja ganz gegen Ihre Gewohnheit und gegen Ihre Natur gewesen.‘

In der Tat, wenn ich ihn auch vorhin einen Schlingel genannt habe, so war das doch nur vom Standpunkte der Schule aus gemeint. Im übrigen hatte er die besten Manieren und den feinsten Anstand, war dazu ein gutmütiger und treuherziger Gesell und hätte also, um die Rolle eines flegelhaften Burschen zu spielen, sein ganzes Wesen umstürzen müssen. Daß sie das sogleich erkannt hatte, hob sie in seinen Augen noch höher hinauf und erfüllte ihn zugleich mit stolzer Freude, aber auch mit Scham, da er das Knabenhafte und Kindische seiner Anschläge nunmehr begriff.

Als der Doktor nach Haus kam, saß seine ganze Gesellschaft vergnügt um den Kaffeetisch herum. Seine Frau eilte ihm entgegen, flüsterte ihm das Geständnis zu, das ihr gemacht worden war, und bat ihn, dem Ausbleiber keine Vorwürfe zu machen. Er lachte über ihren Eifer, versprach es ihr aber und nahm heiter unter der angeregten Gesellschaft Platz, gab sich auch mit der dunklen Entschuldigung zufrieden, die der neue Hausgenosse herausstotterte. Bald taute dieser auch ihm gegenüber auf, wenn er sich auch nun nicht mehr so frei und unbefangen gab, als er es vorher getan hatte.

Nachdem so eine Stunde in gutem Frieden verflossen war, wurde der neue Zögling noch zu einer ernsten Unterredung unter vier Augen in des Doktors Zimmer eingeladen. Als er davon wieder zurück kam, hatte er die ganze Heiterkeit und wieder errungene Zuversicht eingebüßt. Es bedurfte jedoch nur eines einzigen freundlichen Blickes aus den Augen der Hausfrau, so waren alle Wolken verflogen und alle verdrießlichen Gedanken versunken. Von nun an begegnete er seinem Erzieher mit dem äußersten Respekt. Die Frau aber verehrte er und betete er an.

Wenn er jedoch meinte, in ihr eine sanfte Beschützerin gefunden zu haben, die sich damit begnügen würde, sein Leben schön auszuschmücken, wie sie es mit seinem Zimmer getan hatte, so befand er sich in einem großen Irrtum. Sie hatte ihn vielmehr scharf betrachtet

und bei sich gedacht: was für helle Augen, sie sollen aber noch heller leuchten. Und sie hatte sein empfindliches Herz erkannt und sein Antlitz studiert, das jede innere Regung getreulich anzeigte und daher bald spiegelglatt dalag und im nächsten Augenblick wie vom Sturme bewegt erschien. Und sie hatte gedacht: in Dir steckt ja Kraft und Leben in Hülle und Fülle, und Du hast das Zeug, ein echter voller Mensch zu werden.

Dazu wollte sie ihm nun verhelfen. Er hatte es sich nicht träumen lassen, daß das zierliche und sanfte Frauenwesen in all ihrer Güte so herb aus den Augen schauen könne, und daß er nun gar zwischen zwei Feuer geraten würde. Sein Schicksal hatte es aber so gewollt. War er von seinem Lehrmeister derb angegriffen und als ein ungeschickter Rittersmann ein über das andere Mal aus dem Sattel gehoben und in den Sand gestreckt worden, so empfing sie ihn, wenn er geknickt und zerschlagen von dem unrühmlichen Turnierspiel zurückkehrte, wohl mit einem mitleidigen Blick, streichelte ihm aber nicht die blaß gewordenen Wangen und steckte ihm kein Zuckerplätzchen als Tröstung für das ausgestandene Ungemach in den Mund. Sondern sie flößte ihm eine Arzenei ein, die ihm gar nicht schmecken wollte, indem sie ihn nun auch ihrerseits an das erinnerte, was er sich selber schuldig sei und ihm einreden wollte, daß es für ihn bei gutem Willen eine Kleinigkeit sein würde, es den Allerbesten gleichzutun.

Er dachte, wenn sie so zu ihm sprach, bei sich selber: wüßtest Du nur, was ich für ein armer Teufel bin. Fing jedoch allmählich an, an seine Bestimmung zu glauben, und nachdem er sich eine Zeitlang verzweifelt um und umgedreht hatte, so daß ihm der Kopf davon ganz wirbelig wurde, stieg er zuletzt, gleich einer stolzen Rakete, hoch in die Lüfte und kam unerwartet noch zu Glanz und Ehren.

Dadurch bereitete er natürlich seinem Lehrmeister eine frohe Genugtuung, die ihm mit einer ansehnlichen Erhöhung seines Taschengeldes gelohnt wurde. Aber auch seine unvereidigte Erzieherin freute sich seiner neuen Tugenden und lohnte sie mit ihren freundlichen Augen. Der gute Bursch wußte nicht, wie ihm geschah, als ihn mit einem Male von allen Seiten her ein blauer Himmel anlachte, und er verirrte sich nun, trunken vor Freude und in Sehnsucht schwelgend, noch tiefer in den schimmernden Feengarten hinein, dessen blumenumrankte Tore er schon längst und oft in seinen heimlichen Gedanken durchschritten hatte.

Nun würde ich gern davon erzählen, wie sich das neue Leben in seiner jungen Seele weiter und weiter entfaltet hat, von der ersten zarten blauen Frühlingsblüte an bis zum glühenden Rosenbrand, und bis am Ende jede Stimmung, jeder Gedanke, jede Schwingung seiner Seele in dem neuen Lebenslicht erzitterte. Er ist diesen Weg jedoch für sich ganz allein gegangen, und nur sie, der er mit seinen schwärmerischen Augen von ferne folgte, wurde davon etwas gewahr.

Zuerst achtete sie wohl auch wenig darauf, aber es konnte ihr natürlich nicht entgehen, daß er zu ihr aufschaute, wie ein scheuer, verliebter Page zu seiner in unerreichbarer Hoheit über ihm schwebenden Königin. In der Tat, mit allen ihren Ermahnungen und lehrreichen Betrachtungen, so weise und verständig sie sein mochten, würde sie vermutlich wenig bei ihm ausgerichtet haben, wenn sie nicht außerdem eine Frau gewesen wäre, eine junge, in allen Reizen blühende Frau. Und er eine leidenschaftliche, sehnsüchtig nach ihr hindrängende Seele.

Es wird ihm ergangen sein, wie uns allen, da wir von der jungen ersten scheuen Liebe ergriffen wurden: Sein ganzes Leben veränderte sich. Ein seltsamer Glanz lag über allem, was er tat und erlebte, ein goldener Schimmer über seinem Kommen und Gehen. Traumhaft zog der Mond nun durch die Wolkenbilder, und traumhaft spiegelte er sich in seiner Seele. Was er in sich erlebte, war ein Geheimnis, von dem niemand wußte, ein köstliches und ganz reines Geheimnis, da er nichts begehrte, als ihr nahe zu sein, ihr zu dienen und sich im Lichte ihrer Augen zu sonnen.

Er sammelte ihr Blumen im Walde, und als er plötzlich zu Ehren gekommen war, gab er seiner Mutter einen Wink, daß sie sich dankbar erweisen möchte. Die junge Frau empfing denn auch ein glän-

zendes Schmuckstück, das sie sich glückselig ansteckte, mit dem sie sich aber niemals unter die Leute wagte. Und er holte sie ab, wenn sie im Theater gewesen war, und verrichtete alle diese Ritterdienste in untadelhafter Form und ohne jemals das Grenzrecht zu verletzen.

Es war nicht eben wunderbar, daß sich das weiche Frauenherz von solcher scheuen Zuneigung bewegt und gerührt fühlte. Sie hielt die Sache jedoch, da sie sich ihres eigenen Herzens sicher wußte, für eine belanglose und vorübergehende Torheit, die keinen Schaden anrichten könne. Und sie bedachte nicht, wie grausam sie damit an dem närrischen Jungen handelte.

Es war, wie ich sie kenne, nicht eine Spur Koketterie oder Leichtsinn in ihrem Wesen. Sie fühlte sich nur von der innigen und sich so bescheiden aus dem Herzen hervorwagenden Zuneigung des jungen Menschen beglückt. Stürmisches Ringen und Verlangen, heißes Werben hatte sie ja noch nicht erfahren. Wußte sie sich auch von ihrem Manne geliebt, so wie sie ihn wieder liebte, so hatte sie doch selten ein wärmeres Wort von ihm gehört, denn als er sie zu sich nahm, war er über die romantischen Minnejahre schon längst hinaus gekommen. Sie aber war noch so jung und lebensdurstig, nicht viel älter als der verliebte Knabe, und noch nicht reif dazu, das Glück einer Liebe, die ruhig wie ein gutes, verläßliches Licht dahin brennt, zu begreifen.

Das Wölkchen, das über ihrem Herzen hing, breitete sich weiter und weiter aus und wurde allmählich zu einer Wolke. Schon lagen die tiefsten Gründe ihrer Seele unter ihrem Schatten, und die Schatten stiegen leise, unmerklich leise höher und höher hinauf.

Es brannten nun drei Lichter in die Nacht hinein, jedes von den anderen durch Mauern getrennt, und doch bestand ein mystisches Band zwischen diesen drei einzeln dahinbrennenden Flammen.

Der Brief, der den Dank für die kostbare Gabe über den Ozean tragen sollte, gelangte in ein Trauerhaus und kreuzte sich mit einem Briefe, der dem Sohne den Tod seiner Mutter vermeldete. Er sprang, als er ihn empfing und die ersten Worte gelesen hatte, von dem Mittagstisch, an dem er sich einen Augenblick vorher vorher noch heiter unterhalten hatte, mit fahlem Gesichte auf und tappte, als wäre er blind geworden, nach der Tür hin und seinem Zimmer zu, schloß sich darin ein und weinte wie ein Kind. Es dauerte lange, bis es dem Doktor gelang, bei ihm Einlaß zu erlangen und noch länger, bis er ihn etwas beruhigen konnte.

Später suchte ihn auch die Frau auf und streckte ihm, als sie ihn auf seinem Platz zusammengesunken und in Tränen fand, wortlos beide Hände entgegen.

Damals erkannte sie zum erstenmal, zu welcher Höhe seine Leidenschaft für sie schon angewachsen war, und erschrak im tiefsten Herzen. Denn sowie er ihre Stimme hörte und sie warm und lieblich mit Tränen des Mitgefühls vor sich stehen sah, übermannte ihn eine wilde, selige, schmerzliche Zärtlichkeit. Er preßte ihr die Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Sie ließ es ihn nicht merken, daß sie in sein innerstes Herz hineingesehen hatte. Von nun an zog sie sich aber von ihm zurück, nicht leise und allmählich, sondern wie es ihrem Wesen entsprach, das nur ein Ja oder Nein kannte, ungestüm, heftig und ohne alle kluge Vermittelung. Sie wich ihm auch unter andern aus und vermied es ängstlich, mit ihm allein zu sein. Das war in einem engen Hauswesen natürlich eine schwere Kunst, und trotz aller Vorsicht konnte sie es nicht immer verhindern. Dann saß sie ihm unruhig und mit gerötetem Gesicht gegenüber, und da sie ihr Erröten fühlte, errötete sie noch mehr, und ihre Verlegenheit bemerkend, wurde sie noch verlegener.

So ruhig und heiter sie sich vorher in ihrem Hause bewegt hatte, so unsicher und schwer wurde jetzt ihr Schritt. Ihre offene, in keinerlei Verstellung geübte Natur befand sich, da sie sich nun verleugnen mußte und wehe tun, wo sie gern wohlgetan hätte, bald in völliger Verirrung. Hätte sie sich nur jetzt jemand anvertraut! Aber ihrem Manne wagte sie nichts von ihrer Not zu sagen, und andere kamen ihr gar nicht in den Sinn. Sie glaubte die Last auf ihrem Herzen allein tragen und die Glut, die sie, ohne

es zu wollen, selbst genährt hatte, auch wieder allein auslöschen zu müssen.

Der sie in solche Not gebracht hatte, sah wohl die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, es beschäftigten ihn jedoch vorerst andere Erlebnisse. Sein Vater hatte sich bald nach dem Tode seiner Frau wieder verlobt, und dieser neue Bund, der dem Sohne zeigte, wie schnell seine Mutter vergessen worden war, empörte ihm das Herz. Er antwortete nicht auf den Brief seines Vaters, brütete aber immerfort darüber und ließ überhaupt alles stehen und liegen, saß wohl noch immer bis spät in die Nacht hinein über seinen Büchern, ohne aber etwas anderes zu tun, als zu träumen und seinen bitteren Gefühlen nachzuhängen. Das ganze Haus, woran er so lange und mühsam gebaut hatte, brach nun wieder zusammen, er mag wohl ohnehin damals die Grenzen seiner Kraft erreicht haben. Der Doktor behandelte ihn als einen kranken Menschen mit aller Güte und Milde, es war umsonst. Er war gegen alles gleichgültig geworden, hatte seine frühere Liebenswürdigkeit verloren und benahm sich in seinem trostlosen Zustand wie ein unartiger Knabe.

Und daß sich die Frau, der er so warm ergeben gewesen war, mehr und mehr von ihm zurückzog, ohne daß er die Ursache erkennen konnte, erbitterte ihn vollends, und um so mehr, je länger er ihre Zurückhaltung beobachtete. Er grollte mit ihr, und doch schwebte mitten durch seinen Zorn ihre Gestalt wie ein seltsam süßer Traum vergangener Zeiten. Und in seiner Finsternis glänzte ihm ihr Antlitz wie ein Stern aus unermeßlichen Fernen entgegen. Er wollte mit ihr zürnen und liebte sie nur um so glühender.

Sie hätte ihm nun, da sie sah, daß sich sein Gemüt immer weiter verdüsterte, gern ein freundliches Wort gesagt, wagte es aber nicht mehr. Ihre Macht hatte ein Ende gefunden. Sie fürchtete sich schon vor ihm und schaute ihm doch mit zartem Mitleid nach, wenn er mit schweigendem Gruß an ihr vorüberging. Von allen diesen Aufregungen und Ängstigungen, die sie in sich verschließen mußte, von dieser unaufhörlichen Verstellung und dem ständigen Zwang, unter dem sie stand, wurde sie ganz müde, und wer weiß es, was alles an dunklen Bildern, Gedanken, schweren Ahnungen durch ihre Seele gegangen sein mag? Sie kränkelte dahin wie eine Blume, an deren Wurzeln der Wurm nagt, sah bleich und übernächtig aus, obwohl sie die einsamen Wartestunden nunmehr aufgab, sich frühe niederlegte, ohne freilich den Schlaf zu finden. Es brannten von den drei Lichtern also nur noch zwei in die Nacht hinein. Vor dem einen saß ein ernster, sorgenvoller Mann, der mit umdüsterten Augen oft das stille Licht suchte, das ihm sonst aus der Ferne geschienen hatte, und das von einem unbekannten Lufthauch ausgeweht worden war. Und vor dem andern verzehrte sich ein werdender Mann in der Leidenschaft einer unmöglichen Liebe.

Er faßte sich jedoch endlich ein Herz und schrieb seinem Vater, er sei des Lebens müde, und es habe nicht den geringsten Zweck mehr, ihn noch weiter zu quälen, man solle ihn also nach Haus rufen. Sein Vater ärgerte sich über den unartigen Ton des Briefes, antwortete lange nicht und schrieb endlich, er würde in nächster Zeit mit seiner Frau nach Europa hinüberfahren und ihn bei dieser Gelegenheit aufsuchen. Man könne die Sache dann mündlich besprechen.

Nach einigen Wochen konnte der Sohn auch seine Eltern abholen. Es war ihm vorher ans Herz gelegt worden, seine Verstimmung zu überwinden und besonders seiner Mutter, so wie es sich geziemte, zu begegnen. Er versprach es auch, durch die Hoffnung, bald von allem, was ihn bedrückte, frei zu werden, versöhnlich gestimmt. Als er aber die fremde Frau neben dem Vater erblickte, schlug seine bessere Stimmung jählings um. Seine Züge verfinsterten sich, er trat ihnen stumm und wortlos entgegen und beachtete die Mutter, außer daß er ihr kühl die Hand gab, nicht weiter. Auch als sie in der Wohnung des Doktors angekommen waren, verharrte er in seinem verdrossenen Schweigen und erstickte in sich alles, womit er den Vater hatte bestürmen wollen, seinen Wünschen nachzugeben. So mußte der Doktor für ihn reden. Er lobte seinen früheren Fleiß und enthüllte die Ursache seines plötzlichen Zusammenbruchs, so wie er sie

kannte, nämlich den jähen Tod seiner Mutter, den er noch nicht habe überwinden können. Darauf aber sprach er sich offen aus, daß seine Begabung nicht dazu ausreiche, eine Fortsetzung seiner Studien anzuempfehlen, er habe wohl schon das Äußerste getan, was ihm zu leisten möglich wäre.

Der arme Bursch hörte das alles mit gesenktem Kopfe an, nur als von seiner mangelhaften Begabung gesprochen wurde, hob er die Augen und warf seiner ehemaligen Freundin, die bleich und ängstlich zuhörte, einen jammervollen Blick zu.

‚Nun, was sagst Du selbst dazu?‘ fuhr ihn sein Vater an. Er schreckte auf, aber ehe er etwas erwidern konnte, griff seine Mutter, die wohl eine patzige Antwort befürchtete, in die Verhandlung ein und sagte, ihr Mann hätte ja sehnlichst gewünscht, seinen Sohn in allen Ehren zurücknehmen zu dürfen, und man könne es ihm wohl nicht verdenken, wenn er nun aufgebracht und erzürnt sei. ‚Aber,‘ wandte sie sich nun an ihn selbst, ‚Du mußt Dich nun zufrieden geben. Du hörst ja, daß er das Seine getan hat, und Unmögliches darfst Du nicht von ihm verlangen.‘

Sie wußte, daß sie zwischen zwei harten Köpfen zu vermitteln hatte, und verfehlte daher das rechte Wort.

Der Sohn blickte finster nach ihr hin und sagte schroff: ‚Ich habe Deine Fürsprache nicht erbeten.‘

Im nächsten Augenblick standen sich Vater und Sohn gegenüber, zornrot der eine, und der andere bleich wie die Wand.

‚Gut,‘ sagte der Vater, ‚wenn Du das freundliche Wort Deiner Mutter verachtest, so bleibst Du eben hier. Und wir reden erst weiter, wenn ich bessere Nachrichten über Dich empfange.‘

‚Ein verteufelter Junge,‘ wandte er sich an den Doktor, als sein Sohn, ohne eine Miene zu verziehen und ohne Abschied, das Zimmer verlassen hatte. ‚Hier heißt es biegen oder brechen.‘

Er lud darauf die Doktorsleute ein, die Stunden bis zu seiner Weiterreise mit ihnen zusammen zu sein. Der Doktor sagte auch zu, besonders da er die verfahrene Sache in ruhigem Gespräch noch zurecht zu bringen hoffte; die Hausfrau aber entschuldigte sich mit Unpäßlichkeit und bat nur, die Eltern möchten nicht weggehen, ohne von ihrem Sohne Abschied zu nehmen. Sie bekam jedoch die Antwort, man dürfe ihm gegenüber nicht nachgiebig sein. Jetzt heiße es wirklich, biegen oder brechen.

Als die Gäste mit ihrem Mann das Haus verlassen hatten, besann sie sich erst darauf, daß sie mit dem Unglücklichen ganz allein in der Wohnung sei. Die Pensionäre waren mit ihrem ältesten Sohne spazieren gegangen, ihre beiden jüngsten Kinder weilten bei einer befreundeten Familie, und die Magd machte Besorgungen. Es befiel sie eine große Angst.

Als sie einmal an der Tür, dahinter der Junge seinen Jammer verbarg, leise vorüberging, hörte sie keinen Laut und auch ein zweites und drittes Mal nicht. Nun fing sie an sich zu beruhigen, holte sich eine Arbeit und hatte schon eine Weile dabei gesessen, als sie plötzlich einen dumpfen Knall hörte, der sie entsetzt auffahren ließ. Sie stürzte auf den Gang hinaus und nach dem Zimmer, worin sich der einzige, der mit ihr noch in den Räumen lebte oder gelebt hatte, verborgen hielt, und rüttelte, als sie die Tür verschlossen fand, verzweiflungsvoll daran. Und rief und schrie hinein und suchte die Tür in ihren Riegeln zu sprengen.

Plötzlich drehte sich drinnen ein Schlüssel um, und das verstörte, verwildert aussehende Gesicht des Totgeglaubten wurde dahinter sichtbar. Er war unversehrt, nur ein paar Blutstropfen, die von einer Streifwunde herrührten, rannen aus dem Kopfhaar über die Schläfe nieder.

Sie war so entsetzt, daß sie noch immer rief und, in das Zimmer wankend, halb ohnmächtig in einen Stuhl sank. Dort lag sie mit keuchender Brust und geschlossenen Augen. Der Missetäter stand indessen von ihr einige Schritte entfernt, finster und bedrückt. Als sie endlich die Augen öffnete, empfing er aber einen Blick, so trostlos, so vorwurfsvoll und so gütig zugleich, und voll so zarten Mitleids, daß es ihm wohl wie ge-

schliffener Stahl durch die Seele gegangen sein mag, denn er stürzte, als hätte ihn der Blitz getroffen, vor ihr nieder, klammerte sich mit beiden Händen an sie an und schluchzte laut. Und dann flehte er sie an: sie möchte ihm vergeben. Er habe sich ja so elend gefühlt, sie wisse nicht, wie elend. Alle hätten sie ihn verlassen, zuerst seine Mutter, nun auch sein Vater und alle, und auch sie. Auch sie! Und endlich hätte er sich auch selbst verlassen. Was vorher über ihn gesagt worden wäre, das sei die reinste Wahrheit. Er sei dumm, beschränkt, unfähig, zu nichts mehr nütze in der Welt, allenthalben überflüssig. Und er müsse es ihr nun auch sagen, er sei feige, er sei ein ganz verächtlicher Feigling. Hundertmal hätte er das Pistol angesetzt, ohne den Mut zu finden, abzudrücken. Und da er es endlich getan hätte, wäre ihm aus lauter Angst das Zittern in die Hand gekommen und er habe sein Ziel verfehlt. Sie habe ganz recht getan, ihn zu verachten, ihn von sich zu stoßen. Sie müsse ihn ja verachten, er verdiene es nicht, daß sich auch nur ein Hund noch um ihn kümmere.

So quoll es aus seinem Herzen hervor, und die Tränen strömten ihm dabei über das Gesicht. Sie hörte still auf seine Worte, schüttelte nur hin und wieder einmal den Kopf, und es wurde ihr dunkel vor den Augen. Die ganze Angst lag ihr noch im Ohr, aber auch die Freude, daß die Angst vorüber war. Und die Augen des unglücklichen Menschen, der zu ihren Füßen den Jammer seines Lebens ausklagte, sahen sie so brennend an, und auf ihrem Grunde lagen ein so schwerer Kummer, ein so wahrer und aufrichtiger Schmerz und eine so demütige Liebe, daß ihr weiches Frauenherz in seinem Innersten erschüttert wurde. Leise strich sie ihm die wirren Haare aus dem Gesicht und sah ihn voll Mitleids und in wiedergefundener Zuneigung an.

Er mußte aber den Blick anders verstanden haben, oder war es die warme Nähe der so lange und sehnsüchtig geliebten Frau, war es die Traurigkeit, die ihn zu Boden gerissen hatte, und ihn nun plötzlich losließ? Mit einem Male umfing er sie mit der ganzen Heftigkeit des jungen Herzens, in der ganzen, so lange zurückgehaltenen und nun wild hervorbrechenden Glut, erstickte sie, die zuerst angstvoll aufschrie, mit seiner Leidenschaft, seinen Küssen, und riß sie in einen Nebel hinein, in dem die Welt vor ihren Sinnen verging und worin sie mit ihm versank. —

Als die unglückliche Frau von diesem Augenblick berichtete, sah ich, wie sie sich abquälte, das Rätsel dieser Stunde zu lösen. Sie suchte und suchte nach einer Erklärung ihrer Schwäche und wie das hatte geschehen können, was geschehen war. Sie gab es aber bald auf; schon lange hatte sie vergeblich danach geforscht. Und wenn ich mich bemüht habe, nach ihren Andeutungen den Weg zu suchen, den der glühende Lavastrom, als er, alles um sich versengend, weiter und weiter rann, eingeschlagen haben mag, so weiß ich doch, daß das eigentliche Geheimnis noch immer in rätselhafter Ferne liegt. Der wirkliche Mensch ist keine Maschine, an der sich jedes Rad dreht, wie es soll und wie man es erwarten darf. In seiner Natur wirken verborgene und unerforschliche Kräfte. Höchstens könnten verwandte Naturen einander leidlich verstehen, aber wissen wir nicht, daß der Mensch nicht einmal sich selbst in jedem Augenblicke zu begreifen mag? Wolken kommen, man weiß nicht, woher, Kluge handeln als Toren, alte Leute wie Kinder, und auch der Stärkste ist nicht sicher vor jenen dunklen Augenblicken, in denen sich die Seele plötzlich aus ihrem festen Gefüge löst und wie im Traume zu unbekannten Tiefen niedergleitet.

Als die beiden wieder zu sich kamen, lag finsteres Entsetzen über ihnen. Die Frau stand mühsam auf, sah den Menschen an mit Augen, die aus dem Tod zurückgekommen zu sein schienen. Es war zum letzten Male, daß er diese Augen zu sehen bekam; sie sah hinfort an ihm vorüber und über ihn weg, und er verkroch sich, wenn sie ihm begegnete, wie ein geschlagener Hund in dem dunkelsten Winkel.

Sie wurde nun wirklich krank. Er

bekam sie lange nicht mehr zu sehen, und als sie dann wieder aufstand und in der Ferne an ihm vorüberwankte, sie, die einst so Sonnige, nun aber in einen müden Schatten Verwandelte, erschrak er, als hätte er einen Geist gesehen. Und sie war ja auch nur noch ein Geist. Sie lebte fast nicht mehr in der Welt. Was sie damit verbunden hatte, schien durchgerissen zu sein. Nun verstand er, daß er aufs schleunigste zu verschwinden hätte. Er setzte sich mit holländischen Verwandten, bei denen er die Ferien zu verleben pflegte, in Verbindung und erreichte es mit deren Hilfe und neuer Fürsprache seiner Mutter, die ihr Versehen wieder gut zu machen trachtete, daß er seine Zelte abbrechen und in ein anderes Land auswandern durfte, von wo er dann von seinen Eltern auf ihrer Heimreise für immer entführt wurde. Er sah die Frau, deren Güte er mißbraucht und deren kindliches Zutrauen er mißachtet hatte, nicht mehr und war wohl auch froh, daß ihm ein Abschied von ihr erspart blieb.

Sie selber aber siechte dahin. Weder ihr Mann, noch der Arzt kamen hinter das Geheimnis, das an ihren Kräften zehrte. Man schob es, da sie schon längere Zeit gekränkelt hatte, auf die Nerven, denen ja so vieles aufgelastet wird. Ihr Mann ging nun viel mit ihr in die Luft, und man sah die beiden dann stumm durch die spärliche Herbstsonne und über die abgeernteten Felder wandeln. Es wurde dadurch nicht besser, eher schlimmer, da sie seine geduldige Güte als neues Weh in ihrem wunden Herzen empfand. So ließ er es denn sein und ließ sie allein, wie sie es wünschte. Sie saß tagsüber immerfort grübelnd in ihrem Stuhl, schaute zum Himmel auf und den Wolken nach.

Des Abends legte sie sich früher nieder, und es brannte nur noch ein einziges Licht in die Nacht hinein. Trat ihr Mann aus seinem Zimmer heraus, so mag er wohl immer einen Augenblick nach dem Platze hingeschaut haben, von wo ihn einst ihre lieben Augen warm und lächelnd gegrüßt hatten, und wo es nun finster geworden war und nichts mehr grüßte.

Sie aber lag indessen mit wachen, leeren Augen, grübelte der Vergangenheit nach und suchte einen Weg irgendwohin, schlug sich täglich neue Wunden und sammelte immer neue Beweise, daß sie schuldig sei, von Anfang an schuldig, und sprach sich immer von neuem das Urteil. Sie ging den Menschen scheu aus dem Wege, erschrak vor dem Anblick ihres Mannes, floh sogar ihre Kinder, und auch diese gingen ihr fremd und verängstigt aus dem Wege.

So kam der Tag heran, an dem aus den Tannenzweigen der wundersame Lichterglanz hervorbricht. Sie war erst um Mittag aufgestanden und saß nun, wie immer in trüben Gedanken versunken, an ihrem gewohnten Platze. Ihr Mann war mit seinem Ältesten in den beschneiten Wald gegangen, die beiden Jüngsten hatten sich in eine Nachbarfamilie begeben und spielten dort fröhlich. Vor den Fenstern schimmerte die sanfte Wintersonne, der neugefallene Schnee dämpfte jedes Geräusch, in der Wohnung war kein Laut zu hören, nur ihr einsames Kanarienvögelchen sang hin und wieder ein paar leise Töne. So saß sie stundenlang und sann nach. Ihre Augen schauten nach irgendwohin, ihre Gedanken liefen im Kreis, als seien sie an einen Pfahl angekettet, sie rang nach einem Entschluß, ohne ihn finden zu können, und erbebte, wenn sie ihn gefunden zu haben glaubte.

Als die Sonne im Niedergehen war, kamen ihre Kleinen zurück, die Augen strahlend, die kleinen Herzen ganz aufgeregt und die Gesichter glühend vor Eifer. Ohne an das, was sie die ganze Zeit über von der Mutter zurückgehalten hatte, zu denken, warfen sie sich, als sie sie sahen, stürmisch in ihre Arme. Verstört fuhr sie empor, schüttelte die Kinder rauh von sich ab und wehrte ihrer Zärtlichkeit. Da lief ihr eigenes Kind, ein reizender lieber Junge damals, weinend von ihr weg. Das Töchterchen aber, ein rechter Hitzkopf, geriet in Zorn, stampfte mit den Füßen auf und rief ihr zu: sie sei gar keine richtige Mutter mehr. Und wenn sie keine richtige Mutter haben dürften, so wollten sie überhaupt keine haben.

Dies Wort, von Kinderlippen gesprochen, die ja so oft ahnungslos an das Allerschwerste rühren, löste ihre Versunkenheit.

‚Nein, ich bin Eure richtige Mutter

nicht,‘ antwortete sie leise und bedeckte ihr Gesicht vor ihren Kindern.

Dann ging sie von ihnen, die ihr erschrocken nachblickten, hinaus, holte sich eine Handtasche, als hätte sie noch etwas einzukaufen, und verließ ihr Haus.

Unterwegs, als sie einnal zufällig aufsah, fiel das Licht aus meinem Zimmer in ihre verdunkelten Augen, und ein liebevoller Gedanke hob sich wie ein aufgehender Stern aus ihrem Herzen. Ohne zu überlegen, gab sie ihm nach und kam zu mir herauf. Sie glaubte wohl, ich würde ihren Auftrag wie ein Packträger übernehmen, dem es nicht erlaubt ist, nach der Bedeutung dessen, was er zu bestellen hat, zu fragen. Erst als sie mir gegenüber stand, begriff sie, was sie sich angetan hatte. Und nun sanken ihr die Knie und wankte ihre Gestalt unter dem Jammer und der Scham ihres Lebens.

Als ich ihre Geschichte herausbekommen hatte, wollte es in mir losbrechen, aber die todtraurigen Augen, denen ja mein Zorn nicht galt, brachten mich rasch zur Besinnung. Und ich fand denn auch nach und nach die Worte, wie sie die schwere Stunde erforderte. An die Sache selbst rührte ich zunächst überhaupt nicht, sondern erkundigte mich, als sei ich mit ihrem Entschluß vollkommen einverstanden, wohin sie ihre Schritte zu richten gedächte. Sie wußte es nicht. Ich fragte sie nach ihren Mitteln, sie hatte keine Ahnung, was sie an Geld bei sich trug, öffnete aber ihr Geldtäschchen und sah hinein. Es war wohl ganz wenig darin, immerhin mehr als genug für das, was sie beabsichtigte. Der Strom fließt ja so nahe.

Was sollte ich nun mit diesem Unglück anfangen, das mir noch kurz vor der heiligen Nacht ins Haus geschickt worden war? Daß ich sie nicht fortlassen dürfe, stand ja fest, aber was mit ihr beginnen? Und auch das wußte ich nicht, wie ich es anfangen müsse, um sie überhaupt geneigt zu machen, auf mich zu hören. Denn sie hatte sich inzwischen aus ihrer weicheren Stimmung schon wieder zu der früheren Verschlossenheit zurückgefunden, und die tiefe Falte stand auch wieder auf ihrem Gesicht. Der festgeschlossene Mund aber und ihre ganze, wie zur Abwehr aufgerichtete Gestalt zeigte mir, daß sie entschlossen war, sich auf kein Verhandeln einzulassen und daß sie sich, wie man es gerade bei leicht lenkbaren, nachgiebigen, unselbständigen und hilflosen Naturen erlebt, hinter ihrem Trotz wie unter dem Schutz einer Mauer fest verbarrikadiert hatte.

Vor allem wünschte ich Zeit zu gewinnen, um mir die Angelegenheit reiflich zu überdenken. Ich bat sie also, ihre Last noch wenige Tage weiter zu ertragen, worauf ich dann versuchen würde, ihr den Weg auf eine weniger auffällige und schlimme Weise frei zu machen. Ich redete lange auf sie ein und ließ kein Mittel unversucht, sie aus ihrem Starrsinn herauszubringen. Umsonst. Schließlich verließ mich die Geduld, ich verlor auch den Blick für die ungeheure Angst, die sich hinter ihrem Trotz verbarg, und fuhr sie heftig an: Das sei freilich ein bequemer Weg, den sie eingeschlagen habe, ihre Schuld von sich abzuschütteln. In einigen Minuten werde sie darüber hinaus sein, ihr Mann und ihre Kinder aber könnten zeitlebens zusehen, wie sie sich mit ihrem Unglück abzufinden vermöchten.

Sie sah mich mit schwimmenden Augen an, und ihr Antlitz zitterte in tausend Schmerzen. Obwohl mir das Herz von Mitleid überfloß, und ich gern mild mit ihr gesprochen hätte, behielt ich den harten, schonungslosen Ton bei, da ich merkte, daß er auf das furchtsame Wesen Eindruck gemacht hatte. Ich hielt ihr vor, wie grausam sie an den Ihrigen handele und der alten Schuld ganz unsinnig noch eine neue zufügen wolle, indem sie ihren Lieben, die ihr doch wohl noch immer teuer wären — sie nickte heftig, als ich sie fragend ansah —, indem sie ihnen gerade an diesem Tag einen solchen Schmerz zufügen wolle. Solange sie lebten, würden sie nun nie mehr frohe Weihnachten haben können, immer würde sich ein finstrer Schatten zwischen sie und alles Licht stellen. Und wie würde ihr Mann sein Schicksal ertragen und wie ihre armen Kinder?

Sie weinte laut auf und verbarg ihr Gesicht wieder in den Kissen und fragte dann mit zitternder Stimme: ‚Was soll ich denn tun? Was könnte ich denn tun?‘

Das war der entscheidende Augenblick.

‚Was Sie tun können?‘ antwortete ich in scheinbarer Ruhe. ‚Ich denke, Sie gehen nach Hause. Ihre Kinder warten gewiß längst auf Sie, wer weiß, wie lange schon.‘

Sie sah mich voll Entsetzen an und fuhr auf, wie fluchtbereit.

‚Ich soll zu meinem Mann zurückgehen und bei ihm bleiben? Soll ihm mein Elend und meine Schande bekennen?‘

‚Sie müssen nach Hause gehen, das ist meine Meinung. Ich habe aber nichts davon gesagt, daß Sie Ihrem Manne bekennen sollen, was Sie mir bekannt haben. Sie sollen Ihre Schuld und Ihren Schmerz allein tragen, denn Sie allein sind schuldig, und wenn es irgend möglich ist, sollen die Ihrigen nicht unter Ihrer Schuld mitleiden. Sie selber haben nichts weiter zu tun, als Ihrem Manne hinfort eine gute, treue Gattin zu sein und Ihren Kindern eine liebevolle Mutter.‘

Sie schlug sich mit beiden Händen ins Gesicht. ‚Ich darf ja nicht, ich darf ja nicht! Ich bin es ja nicht wert.‘

Fast hätte ich mich verführen lassen, ihre harte Selbstverurteilung zu mildern, und würde dann vermutlich alles, was ich mühsam errungen hatte, wieder verloren haben. Ich hielt die Worte aber noch zur rechten Zeit zurück und stimmte ihrem Verdammungsurteil scheinbar zu, brachte es jedoch auf eine andere Formel, die die Sache mehr ins allgemeine erhob und sie ihr fremder machte. Dann sagte ich: Ob sie es wert sei oder nicht, darum handele es sich in dieser Stunde nicht. Sie habe überhaupt zu viel an sich selbst gedacht und sich nur immer mit ihrer eigenen Person beschäftigt. Sie müsse sich aber nunmehr daran gewöhnen, von sich selbst ganz abzusehen und nur das eine zu bedenken, daß sie die Pflicht habe, ihre Schuld, soweit dies möglich sei, wieder gut zu machen.

Eine Weile saß sie gesenkten Kopfes vor mir. Nur die Augen irrten hin und her, als suchten sie nach einem Weg. Und plötzlich glimmte etwas in ihnen, ganz ferne und nur erst ein Funken. Sie hatte verstanden, daß sich ihr ein Weg auftat, ein neuer Weg, statt des einen und einzigen, den sie die lange Zeit vor sich gesehen hatte, ein Weg, wie sie ihn begehrte, auf dem sie sich über Dornen und Steine mit blutenden Händen und Füßen hinaufarbeiten mußte, ein langes schmerzenvolles Martyrium, das sich mit ihrem Ehrgefühl vertrug.

In dem dämmrigen Zimmer war es nach und nach heller geworden. Der Mond war über den Häusern aufgestiegen, und ein Streifen seines Lichtes lief die Dielen entlang und stieg langsam an ihrer zusammengesunkenen Gestalt empor. Wie ich ihr Profil in diesem Schimmer sah, so fein und zart, so weich jede Linie, da kam mir die Kindlichkeit ihrer Erscheinung erst recht zum vollen Bewußtsein: eine arme Psyche, von deren träumenden Augen der Gott des Schmerzes den goldenen Schleier gelöst hatte. Ich überließ sie ihren Gedanken: jetzt durfte ich nicht in ihre Seele hineinsprechen, sondern mußte sie den Weg, den sie gehen sollte, ungestört allein wandeln lassen.

Erst als ihre Augen von irgendwoher, wo sie geweilt hatten, wieder zu mir zurückkehrten, redete ich sie wieder an. ‚Ich mute Ihnen nichts Leichtes zu, die Last, die ich Ihnen auferlege, ist hart und schwer. Ich verlange etwas von Ihnen, was nur ein ganzer Mensch leisten kann, einer, dessen Reue echt ist und so tief wie seine Seele. Und daß ich Ihnen diese Pflicht auferlege, muß Ihnen doch sagen, daß Sie mir wenigstens nicht unwert erscheinen.‘

Und nun war es gut, daß ich einen weißen Kopf hatte und ein alter Mann war, an dem sie, wie ein Kind am Vater, hinaufschauen mußte. Und dann, daß ich Geistlicher war und daß die demütige und zerschlagene Seele in meinen Worten die Stimme der Vorsehung selbst zu hören glaubte.

Sie erhob sich.

‚Wo gehen Sie hin?‘ fragte ich beklommen.

‚Nach Hause,‘ antwortete sie, mit leiser, aber fester Stimme.

Ich mußte mich abwenden, trat ans Fenster und ließ die klare Winterluft herein. Darauf nahm ich von der Wand eine Holztafel herunter, an der noch die letzten Blätter des ablaufenden Kalenders hingen. Eine geliebte Hand hatte mir

vorzeiten, als ich selbst einmal unter Lasten zusammenbrechen wollte, einen Kranz blühender, nun aber schon verblichener Rosen darauf gemalt und mitten hinein das Wort geschrieben: Aushalten!

Dieses teure Andenken, dessen Geschichte ich ihr erzählte, legte ich in ihre Hände und bat sie, wenn einmal angstvolle Stunden über sie kommen sollten, sich das Wort zuzurufen: Aushalten!

Dann riet ich ihr noch, etwas für die Kinder einzukaufen und auf dem Wege immer zu denken: Ich bringe meinen Kindern und meinem Mann das Beste, was ich ihnen geben kann, nach Haus — eine richtige Mutter, eine rechte Gattin.

Sie drückte mir leise die Hand und neigte sich darüber, daß ich den Hauch ihres Mundes fühlte, ging ganz still nach der Tür, wandte sich dort noch einmal um und sah mich mit einem langen, schweren Blick an, mit der ganzen schweren Frage an das ernste Schicksal.

In diesem Augenblick legte sich mir die Verantwortung, die ich auf mich genommen hatte, niederpressend auf das eigene Herz. Ich mußte mich mit Gewalt aufraffen, um sie mit meiner plötzlichen Angst nicht noch zuletzt zu entmutigen. Ich richtete mich empor und rief ihr noch einmal zu: ‚Aushalten!‘

Sie neigte das Haupt und ging.

Wie sie die Treppe hinunterstieg, fuhr ich in meinen Mantel und folgte ihr aus der Ferne. Sie besuchte einige Geschäfte und schlug dann den Weg nach ihrer Wohnung ein, ging ihn bald hastig, als zöge sie eine unsichtbare Hand, bald zögernd, als halte sie etwas zurück, blieb auch einige Male stehen, gelangte aber doch endlich an ihr Ziel. Vor der Tür ihres Hauses besann sie sich noch einmal, die Klinke schon in der Hand; mit einem Male wuchs ihre Gestalt empor, es ging wohl durch ihre ganze Gestalt, diesmal von ihr selbst aus, das Wort: Aushalten!

Ich blieb noch so lange unter den Fenstern, bis droben die Lichter aufflammten und Kinderstimmen sangen, glaubte sogar einmal ihre Stimme zu hören. So weit war sie aber noch nicht, noch lange nicht. Sie blieb lange eine in sich gekehrte, ernste und wehmütige Frau, doch schimmerten Güte, Liebe, Dankbarkeit wie eine sanfte Morgenröte schon durch den trüben Ernst ihres Wesens.

Nach einigen Monaten erhielt ihr Mann einen Ruf in eine weit entfernte Gegend, den er annahm. Und ich war sehr glücklich darüber, denn ich hoffte, daß das Genesungswerk an einem anderen Orte und unter neuen Menschen schneller gefördert werden würde. Ich freute mich aber auch aus selbstsüchtigen Gründen: Ihr Anblick lastete auf die Dauer allzuschwer auf mir. Allein, wie ich sie nicht mehr zu sehen bekam, wurde meine Angst noch größer. Ich wäre die erste Zeit am liebsten alle Tage hinübergefahren, um mich von dem Stand der Dinge zu überzeugen. Das ging natürlich nicht an, ich mußte fern bleiben und mich damit zufrieden geben, daß ich alle Jahre einmal ihren stillen Gruß empfing."

⌘ ⌘ ⌘

Der Pfarrer schwieg, und auch die anderen blieben eine Weile in tiefen Gedanken. Endlich sagte der Gerichtsrat: „Ich begreife Deine Unruhe. Daß Du mild und gütig gehandelt hast, versteht sich ja von selbst, und ich freue mich aufrichtig, daß es so gekommen ist. Aber billigen kann ich Deinen Rat keineswegs. Wo kämen wir in aller Welt hin, wenn wir uns immer von unserem guten Herzen leiten ließen? Es fehlt die Sühne, mein Lieber, ohne die es nun einmal nicht geht. Ein oberflächlicher, gewöhnlicher Mensch kommt freilich über vieles leicht und ohne Bedenken hinweg, ein solcher wäre aber auch nicht in solchen Schmerzen zu Dir gekommen, sondern hätte sich ohne Skrupel selbst geholfen. Aber wie Du sie geschildert hast, als eine weiche, kindliche, tiefe, jedoch noch nicht voll erwachte Natur, kann sie sich auf die Dauer mit Deinem Wahrspruch nicht zufrieden geben. Wenn ich rein theoretisch mein Urteil abgeben soll, so muß ich sagen, sie hatte im Grunde ganz recht, als sie ins Wasser gehen wollte oder wenigstens," verbesserte er sich, „als sie ihr Haus verließ."

„Die Sühne vermiß ich nun nicht," widersprach der Bibliothekar. „Es ist zweifellos eine schwere Buße, eine ungeheure Last, die Du ihr auferlegt hast.

Ich habe aber eine andere Einwendung. Daß Du ihr Weiterleben in der Ehe auf eine unsittliche Basis gestellt hast, will ich nicht gerade sagen, obwohl ich es fast so meine; aber das Fundament, auf dem es sich nach Deinem Willen aufbauen sollte, ist in jedem Falle brüchiger Boden. Eine Ehe ruht doch auf dem Boden rückhaltlosen Vertrauens. Zum mindesten hätte sie daher ihrem Manne die Verfehlung eingestehen müssen, er würde ihr gewiß verziehen haben."

„So spricht ein Junggeselle," rief der Kapellmeister. „Natürlich hätte er ihr vergeben, aber die Harmonie wäre für immer zum Teufel gewesen. Ich meine, die schlimme Dissonanz ist so, wie es geschehen ist, am besten und schönsten gelöst worden."

Der Pfarrer hatte die Freunde lächelnd angehört und sagte nun: „Was Ihr mir vorgehalten habt, und was Ihr mir außerdem noch vorhalten könntet, das habe ich mir selbst schon hundertmal gesagt. Ich hatte aber nicht wie Ihr Zeit, mich ruhig auf theoretische Betrachtungen einzulassen, sondern mußte mitten im Feuerregen operieren. Daß ich es Euch aber gestehe: auch wenn ich Zeit genug gehabt hätte, würde ich nicht anders entschieden haben, als ich es getan habe."

Der Kapellmeister nickte ihm eifrig zu und sagte: „Schließlich kommt es doch am meisten auf den Erfolg an."

„Auf den Erfolg?" antwortete der Pfarrer bedenklich. „Ja, lieber Freund, wenn der wirklich entscheiden darf, dann kann ich mich bis jetzt für das gnädige Urteil bedanken. Mein Besucher von vorhin war der jüngste Sohn der Frau. Eben jener, der an jenem finsteren Weihnachtstag weinend von seiner Mutter wegging, jetzt aber ein frischer, fröhlicher Student, der auf der Durchreise nach Hause einen Zug überschlagen hat, um mir mein übliches Weihnachtsgeschenk zu überbringen. Leute, wenn ich den zu sehen bekomme, dann lacht mir das Herz. Dem sieht man's auf zehn Schritte an, daß er aus einem gesegneten und harmonischen Vaterhause stammt, einen Vater hat, der ihn führt, und eine Mutter, wie sie sein soll. Das schwere Schicksal, das ihre Seele bis auf den Grund aufgewühlt hat, das hat nun auch alles Schöne und Herrliche, alles edle Herzensgold, das in ihr verborgen lag, ans Licht geholt. Die arme Psyche ist aufgewacht. Da sie sterben wollte, ist sie lebendig geworden, und in der dunkelsten Nacht hat sie das Licht gefunden. Der Junge aber schwärmt für seine Mutter, es ist nicht zu glauben. Und ich würde es nicht glauben, täte ich es nicht selber. Ihr sollt aber nun auch sehen, was er mir gebracht hat."

Er holte das Paket aus der Schublade hervor und schnürte es auf. Ein Eichenbrett mit einem aufgehefteten Kalender kam zum Vorschein, und mit goldener Schrift zeigte sich zwischen blühenden Rosen das bedeutungsschwere Wort.

„Das bekomme ich nun Jahr für Jahr," sagte der Pfarrer. „Ich würde der armen Frau den Bußgang gern ersparen, dürfte ich es, würde es aber schmerzlich entbehren, bliebe sie einmal aus. Ich könnte nach diesen Kalendern eine Geschichte der häuslichen Künste schreiben, vor allem aber eine Geschichte des menschlichen Herzens. Anfangs sahen die Blumen unansehnlich aus, und die Buchstaben waren mit zittriger Hand geschrieben. Sie war keine große Künstlerin, es war ihr aber auch anderes hinderlich. Nach und nach aber haben die Knospen Farbe bekommen und sind immer schöner und leuchtender geworden, und auch die Schrift hat mit jedem Jahre mehr Festigkeit und Sicherheit erlangt. Seit einiger Zeit nun verändert sich nichts mehr. So wie heute blühen die Rosen schon lange. Ich hoffe also, sie hat Ruhe gefunden."

„Den letzten Ausgang freilich," fuhr er nachdenklich fort, „den kenne ich noch nicht. Er liegt noch in weiter Ferne, und ich selbst werde ihn wohl nicht erleben. Sie selbst steht ja noch im vollen Tageslicht, mein Leben aber versinkt immer tiefer im Abenddunkel. Jedoch nach allem, was ich bis jetzt gehört habe, habe ich keine Sorge mehr, sondern hoffe und glaube, daß auch das Finale schön und gut sein wird. Und ich erfreue mich schon jetzt in Gedanken daran, wenn ich es schon nicht höre und es auch niemals hören werde."



Varnhagen und Rahel.

Ein Gedenkblatt zu Varnhagens 50. Todestage.

Von Dr. Ernst Heilborn in Berlin.

Ein Student der Medizin ist aus der Pépinière, in die er auf Veranlassung mancher Gönner Aufnahme gefunden, heimlich geflüchtet. Das brutale Treiben der Kameraden, Zwang und wissenschaftlicher Gamaschendienst waren ihm unerträglich geworden. Bei Tagesanbruch findet man seinen Zopf an die Tür genagelt.

Ein Geheimer Legationsrat geht in der Behrenstraße spazieren und trifft allda einen anderen Geheimrat, der den Hut vor ihm abzieht und ihn höflich bei seinem Namen anspricht. Er sieht ihn flüchtig an, wendet sich ab, grüßt nicht und geht weiter. Und notiert sich's zu Haus mit Genugtuung, daß er dem „Schuft" gezeigt hat, wie sehr er ihn verachtet.

Ein Schriftsteller, den das offizielle Preußen halb und halb zu den Vertrauensmännern gerechnet hat, wird begraben. Neben den Vertretern von Kunst und Wissenschaft geben ihm staatliche Würdenträger das Geleite. Und nicht eben lange nach dem Tode eben dieses Schriftstellers werden dessen Tagebücher veröffentlicht, in denen das gesamte offizielle Preußen vom König hinab bis zum beliebigen Rat aufs derbste kritisiert, in ihrem Charakter verdächtigt, in ihrem Privatleben glossiert werden. Jener Student aber, jener Geheime Legationsrat, jener Schriftsteller, sie tragen gemeinsam den Namen: Varnhagen von Ense.

Auf einen sonderlich offenherzigen Charakter lassen die drei „Anekdoten" aus Varnhagens Leben nicht schließen, und wirklich hat er es keineswegs allezeit für notwendig erachtet, sich zu sich selber zu bekennen. Das Totengericht ist denn auch über ihn abgehalten worden, und drei deutsche Professoren, Haym und Treitschke und schließlich auch der wackere Walzel haben dem präsidiert und das Verdikt gegeben. Es lautet auf Hinterhältigkeit des Charakters, intrigante Skandalsucht, schriftstellerische und politische Farblosigkeit. Es scheint danach kein sonderlicher Grund vorhanden, Varnhagens Todestages, der nun eben zum fünfzigstenmal jährte, in sonderlicher Rührung zu gedenken.

Damals aber, in den Tagen, von denen ich spreche, war Varnhagen jung, und sein Stern war im Aufgang. Es war die Zeit vor den Freiheitskriegen und kurz danach, da die Literatur sich zu publizistischen Diensten herbeiließ, oder, wenn man den präziseren Ausdruck vorzieht, da unabhängige, bislang nur der Welt ihrer Ideale zugewandte Schriftsteller sich in den Dienst des Tages und unter die Führung der Regierenden stellten. Metternich hatte sich durchgesetzt und wußte eine gewandte Feder zu schätzen, und was er tat, das sah man ihm in Preußen ab. Die Literatur war nun auch in Deutschland eine Macht geworden, mochte sie im Spiel der Kräfte mitwirken! Und sie taten mit, allen voran die Gentz und Friedrich Schlegel, und wurden sehr einflußreich. Freilich, was sie an „Prädikaten" gewannen, das büßten sie zumeist an Charakter ein. Alle gingen sie mehr oder weniger innerlich geschädigt aus dieser geheimen offiziösen Tätigkeit hervor. Trugen Metternich und sein System allein die Schuld daran? Es scheint voreilig, die Frage abschließend zu bejahen. Vielleicht war es auch unheilvoll, daß es just die Führer und Anhänger der romantischen Schule waren, an die der Ruf ergangen war, Männer, denen es ein mittelalterliches Idyll angetan hatte, und die mit selbstherrlicher „Ironie" in die dumme Alltäglichkeit eingreifen und den „Philister" leiten zu können meinten: alles schön und annehmbar, nur etwas gefährlich in der Welt der nüchternen Arbeit und der widerstreitenden Interessen.

Doch schien der Wind günstig, und auch den jungen Varnhagen trug die Welle. Nach einer erziehungslosen Jugend, die der unstete Vater verwirrte und die dann wieder allzubald des Vaters ganz zu entraten hatte, nach arg verfrühten anatomischen und noch verfrühteren philosophischen Studien, nach vorzeitigem Bücherlesen und Bücherschreiben trat er in den österreichischen Militärdienst ein und sah sich, nach erfolgreicher und energischer Kur, die er als Fähndrich an seinem verwundeten Oberst vorgenommen, alsbald in eine zugleich militärische, zugleich diplomatische, zugleich publizistische Tätigkeit versetzt.

Sein Stern war wirklich im Aufgehn. Er folgte Tettenborn auf seinen Kriegszügen und wurde dessen Adjutant; verschaffte sich auch als vielgerühmter Chronist von Tettenborns ruhmreichen Taten Geltung. Unter Hardenberg trat er in den diplomatischen Dienst Preußens und ging damit den Weg, den die Friedrich Schlegel und Gentz vor ihm beschritten hatten, den Weg mehr oder weniger offiziöser Schriftstellerei. Nur mit dem sehr wesentlichen Unterschied: dienten jene Österreich, so er Preußen. Waren jene reaktionär, so war er liberal.

Aber vielleicht war der Unterschied nicht einmal so wesentlich, wie es uns scheinen muß! Vielleicht hätte er sich damals — es hat in Wahrheit den Anschein — nicht minder willig an Metternich angeschlossen. Vielleicht war sein Liberalismus mehr dem Einfluß Rahels als dem eigenen Persönlichkeitszuge, oder doch dem einen so sehr wie dem anderen, zuzuschreiben. Denn fortan ward Rahel, seine Gattin, ihm Bestimmung und Erfüllung. Man mag an Varnhagen Interesse nehmen wie man will, neben Rahel gesehen, bleibt er der literarische Prinzgemahl.

Er hatte Rahel geheiratet, war in Karlsruhe Ministerresident geworden und — betätigte seinen Liberalismus. Diplomatisch und publizistisch wirkte er für das Zustandekommen der badischen Verfassung, für Preßfreiheit, für konstitutionelle Entwicklung. Die Folge war: nach der Ermordung Kotzebues durch Sand wurde er abberufen. Die Untersuchung wider ihn verlief ergebnislos, doch beabsichtigte man sich seiner durch eine Versetzung nach Amerika zu entledigen. Er zog es vor, den Dienst zu quittieren und auf bessere Tage zu warten. Er ließ sich in Berlin nieder, wohnte mit Rahel im Eckhause Friedrich- und Französische Straße — nicht allzuweit vom Königlichen Schloß — und wartete.

Es mag vorausgeschickt sein, daß es für ihn nichts mehr zu erwarten gab.

⌘ ⌘ ⌘

Nicht sieben, doch sechs Jahre hatte Varnhagen um Rahel gefreit, als er sich 1814 mit ihr vermählte.

Die kränkliche Tochter des reichen und angesehenen Bankiers Lewin Markus hatte eine freudlose Kindheit verlebt. Der lebensfrohe aber despotische Vater tyrannisierte sie, zu der Mutter fand sie kein Verhältnis. Sie hatte sich Freunde gewonnen — die ausgezeichnetsten Geister fühlten sich zu ihr hingezogen und suchten sie auf — und verlor sie wieder. An dem Niedergang Preußens nach der Schlacht von Jena hatte sie für ihr Teil, und schwerer als andere, mitzutragen. Aus Reichtum sah sie sich in immerhin beschränkte Verhältnisse versetzt. Liebe brachte ihr Leid. Bewahrte ihr „Salon" trotzdem seine Anziehungskraft, hatte sie ihre Stellung im Mittelpunkte des Berliner geistigen Lebens bewahrt, so war es ihre Persönlichkeit, der milde und reiche und zugleich kranke Zauber, der von ihrem Wesen ausging, der ihr, an Stelle der verlorenen, neue Freunde gewann. Goethe sprach von der eigenen Bewegtheit ihrer Art bei innerer Ruhe. Adam Müller nannte sie ein „sensitives und sibyllinisches Wesen".

Fast niemals unterließ es Rahel, ihren Briefen eine genaue Wetterbezeichnung voranzusetzen. Das macht, es ist etwas Pflanzenhaftes in ihrem Wesen. Der Sehnsuchtsruf nach Wald und Wiese und Fluß geht wie ein Unterton durch alles, was dieses Großstadtkind geschrieben; bei Gewittern lebte sie auf. Sie scheint den Elementen irgendwie geheimnisvoll verwandt zu sein. Daher denn auch ihr Drang zum Absoluten in jeder Erkenntnisfrage. Sie fliegt ans Ziel. Sie pocht an die letzten Pforten. Das Zauberwort, sie zu öffnen, findet sie in ihrer eignen Brust.

Sie war mit Bettina v. Arnim befreundet, und der Vergleich zwischen beiden drängt sich auf. Sie sind wie Schwestern eines Naturwillens. Aber während Bettina ihr pantheistisches Empfinden recht bewußt und recht heidnisch auslebte, blieb Rahel, die getaufte Jüdin, fromm und gottergeben. Wie ein Kind sprach sie zu ihrem Vater im Himmel. Sie betete viel und gern. „Wie die Kinder uns, müssen wir ihn ennuyieren." In dem jahrewährenden und schmerzhaften Leiden, das sie befiel, hörte sie nie auf, die Krankheit als Prüfung anzusehen. Das strenge und leidgehärtete Judentum ihrer Vorfahren leuchtet gleichsam durch sie hindurch.

Ihre Begeisterungskraft, die impulsiv und feurig blieb, war ein Menschheitsgefühl. Derselbe Trieb, sich an das Allgemeine zu verlieren, sich auszuströmen! Sie stand in den Lazaretten während der Befreiungskriege. Sie sammelte für die Verwundeten und pflegte sie. Sie sorgte in der Cholerazeit für ihre Armen.

Wieder entsprach ihr durchaus instinktives Kunstverständnis ganz ihrer Eigenart. Mehr im Ernst als im Scherz hat sie sich selbst einmal einen großen Kritiker genannt, und sie war es wirklich, indem sie nicht abstrahierte und exemplifizierte, sondern sich ganz und bedenkenlos ihrer geläuterten Empfindung überließ. Goethe erfaßte sie tief, und vielleicht war es ihre recht eigentliche Mission, seinen Werken den Weg ins Publikum zu bahnen. Fichte nannte sie ihren „lieben Herrn und Meister". Schleiermacher stand ihr nahe. Aber sie ging auch die Straße talwärts zu den Heine, Börne und Victor Hugo, soviel sie an den beiden ersteren auch auszusetzen haben mochte. Dabei vergeudete sie sich nicht selbst an Schriftstellerei. Sie war nur imstande, einen Brief zu schreiben, einen Zettel aufzusetzen, wenn sie sich in jenem Zustand innerer Erregung befand, den wir Nervenanreiz, die Griechen aber göttlichen Wahnsinn nannten.

Und diese getaufte Jüdin war in ihrem geselligen Umgang — und der Verkehr von Mensch zu Mensch bedeutete für sie Leben — vorzüglich auf den Adel angewiesen. Das

Bürgertum im nördlichen Deutschland war geistig noch nicht erwacht. Das kaum noch emanzipierte Judentum war ihm zuvorgekommen.

Es ist ein sehr melancholischer Klang in Rahels eigenartigen Briefen. Sie zitiert einmal das Goethewort: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben!" und fügt hinzu: „Ich bin ein Meister im Verzweifeln, und nun leb' ich erst ruhig." Es ist aber nicht das eine Wort und nicht die wiederkehrende Klage, sondern die Grundstimmung, von der ich rede. Nun weiß zwar jeder, der den Stimmen aus dem angehenden XIX. Jahrhundert einmal gelauscht hat, daß diese Gemütsverfassung die allgemeine war; daß eine gewitterdunkle Zeit sie mit sich brachte und die literarische Mode ihr huldigte; man stand gleichsam zwischen „Wertherthum" und „Weltschmerz" mitten drin: Rahels Melancholie aber scheint doch eine bestimmte, und durchaus greifbare Ursache gehabt zu haben.

Sie hat unter ihrer Abstammung, unter der Halbheit ihrer gesellschaftlichen Stellung, dauernd und schmerzlich gelitten. Vieles in ihren Briefen deutet darauf hin. Sie bekannte, ihr ganzes Leben sei durch ihr Judentum zu einer „Verblutung" geworden. Rahel Levin wechselte ihren Namen und nannte sich nach dem Pseudonym ihres Bruders Rahel Robert; sie wurde Frau von Varnhagen und unterschrieb sich schließlich: „Friederike." Ihrem eigenen Wort nach, liebte sie in ihrer Jugend nur blonde, schlanke Menschen, die beiden großen leidenschaftlichen Erfahrungen ihrer Mädchenzeit galten Aristokraten. Und sie erzählt von einem Traum, der sie oftmals befallen: Wie sie in ein Schloß tritt, und alles sie fremd anmutet und niemand ihrer achtet; wie sich ein seltsames Tier zu ihr gesellt und sie begleitet; wie sie dieses Tier lieb gewinnt; wie sie wiederkehrt und es tot findet ... Ein Traum, schwer zu deuten, leicht zu erraten.

Es heißt Rahel nicht zu nahe treten, wenn man erklärt, daß hier eine, und nicht die unwesentlichste Ursache liegt, die sie bewog, Varnhagen von Ense nach schweren Enttäuschungen die Hand zu reichen. Das Aristokratische, Vornehm-Elegante in seinem Wesen zog sie an; sie sympathisierte mit seiner diplomatischen Mission. Was ist über diese Ehe nicht an Erklärungsversuchen aufgeboten worden! Bis hinab zu dem wackeren deutschen Professor, der da meinte, in Varnhagen und Rahel habe die literarische Form den literarischen Inhalt gefreit. Ach nein! Ganz so akademisch geht es nicht zu im Leben. Vielmehr war es allerzeiten die Tragik so tief veranlagter und so schmerzhaft getroffener Naturen, wie Rahel es war, der glatten Liebenswürdigkeit, der vornehmen Temperamentlosigkeit zum Opfer zu fallen. Solch Schicksal fügte diese Ehe. Solch ein Charakter aber, wie der Rahels, machte selbst diese Ehe zu einer — glücklichen. Er vergötterte sie; sie behielt ihn lieb. Seiner doch schon hervortretenden Neigung, Zwist zu stiften, trat sie entgegen. Die geistigen Interessen waren ihnen gemeinsam. Es ließ sich mit ihm auskommen, und sie kam mit ihm aus.

Der Salon der Rahel tat sich in Berlin wieder auf, nur daß die Wohnung aus der Behren- in die Französische Straße verlegt war. Das Wort „Salon" ist geprägt, und man wendet es an; nur macht man sich gemeinhin eine falsche Vorstellung von dem, was den „geistreichen" Ton dieser Berliner Geselligkeit um den Beginn des XIX. Jahrhunderts und unter den Nachwirkungen der romantischen Kunstrichtung ausgemacht hat. Man darf dabei durchaus nicht nur an Esprit oder gar an Witzelei denken. Man kam zusammen, am liebsten zum Tee. Man sprach ernst über ernste Dinge. Sei es über „Tierseelen" oder „Traumerscheinungen", über philosophische Streitfragen, über Theater und neue Bücher. Religiöse Betrachtungen waren aus der Diskussion nicht ausgeschlossen. Fiel das Gespräch auf Persönlichkeiten, so suchte man sich über ihre Charaktere klar zu werden; ein wenig Medisance, doch niemals Klatsch. Empfindsame Freundschaften, ein volles Sichanvertrauen, Gefühlsschwärmerei verbunden mit Gefühlszersetzung, waren an der Tagesordnung. Jean Pauls Stern stand eben sehr hoch. Wohl besaß Rahel Witz, doch machte der gewiß nicht ihr Wesen aus. Vielmehr war es ihr gegeben, ein kluges Wort einzuwerfen, das auf die weiten Horizonte wies, die Schwankenden zu stützen und den Lichtscheuen die Augen zu öffnen. Deshalb suchte man sie. Sie wies auch die geistig Bresthaften nicht von ihrer Tür. Und war zu dem allen in immerhin schmalen Verhältnissen eine gute Hausfrau! Ihre Suppen, ihr Äpfelkompott und ihr „schön gekochtes" Huhn durfte sie rühmen.

Der Salon der Rahel hatte sich wieder aufgetan, und Varnhagen hatte als literarischer Prinzgemahl seinen Teil daran. Manche freilich, die diesem Salon einst zur Zierde gereicht hatten, kehrten nicht zurück: Prinz Louis Ferdinand, der ewige Schuldner, hatte gezahlt; Gentz fuhr in Wien in eigner Equipage. Dafür aber fehlte es nicht an Nachwuchs, das „Junge Deutschland" meldete sich bereits energisch zum Worte. Und die den Salon hielten, sie — warteten.

※ ※ ※

Es ist etwas Unmoralisches um alle Erfolglosigkeit. So tief ist dem Menschen die Vorstellung, daß jede ehrliche Arbeit ihres Lohnes wert sei, eingewurzelt, daß auch edlere Charaktere, sehen sie sich beiseite geschoben, an ihrem Selbst Schaden leiden. Auch hat man kein Recht, Varnhagen die Art seiner Zielwahl zum Vorwurf zu machen. Wenn in irgend etwas, bekundet sich darin bei jeder halbwegs gesunden Natur Instinktregung, nicht willkürliche Verstandesklügelei. Er aber hatte es sich zum Ziel

gesetzt, an leitender Stelle die Geschicke Preußens mitzubestimmen: die Anfänge seiner diplomatischen Laufbahn schienen ihn dazu zu berechtigen. Über diesen großen Mißerfolg aber konnten ihm schriftstellerische Lorbeeren und persönliches Ansehen und soziale Stellung nicht hinweghelfen. Die das Totengericht über ihn hielten, urteilten über seine Leiden, wie der Staatsanwalt über den Fehltritt des Verbrechers.

Einmal glühte doch noch ein Hoffnungsschein an seinem Horizonte auf. Er wurde ganz unvorhergesehen zur Königlichen Tafel befohlen und darauf in geheimer Mission nach Kassel gesandt. Nun war Rahel gewiß ein freier Mensch; das Wort des Angelus Silesius, das sie liebte: „Mensch werde wesentlich!“ hatte sie an sich zur Wahrheit gemacht, — man lese in ihren Briefen aus jenen Tagen! Anekdote wird an Anekdote gereiht, die Trefflichkeit und Menschlichkeit des Königs zu verherrlichen. Klügere mögen darüber lächeln. Den Mitfühlenden dünkt dieser Zug an ihr vor anderen liebenswürdig, weil er so menschlich ist. Auch scheint darin ein Prüfstein für das Glück ihrer Ehe gegeben zu sein.

Das ist das Unmoralische an aller Erfolglosigkeit, daß sie treulos macht. Gegen sich selbst und gegen andere. Je nach der Stimmung des Augenblicks wird die eigene Persönlichkeit nun maßlos überschätzt, nun allen Zweifeln preisgegeben werden. Die Erinnerung an Gemeinsamkeit des Empfindens erlischt; der Freund der Jugend ist so fremd geworden, wie die eigene Vergangenheit. In Varnhagens Gedichten steht ein panegyrisches Sonett an Friedrich Schlegel; in seiner Biographie des Herrn von Held spricht er von dem Gesamtwerk beider Schlegel, als sei es selbstverständlicherweise für eine gesunde Natur wertlos gewesen. Königin Luise — und wie viele mit ihr! — wird in den Tagebüchern mit harten Worten abgefertigt. Es ist sogar etwas Untreues in seinem Liberalismus. Zuzeiten erklärt er sich gegen eine Volksvertretung für Preußen; gealtert, taumelt er in wahllose Demokratie hinein. Der Zeiten Ungunst und die reaktionäre Willkürherrschaft Friedrich Wilhelms IV. mag ihn in alledem entschuldigen; doch bleibt er der Typus des verärgerten Politikers. Eins nur spricht für ihn: zum mindesten wußte er stets zur rechten Zeit ein Ende zu machen. So quittierte er den diplomatischen Dienst; so gab er die Mitarbeiterschaft an der Hegelschen Zeitschrift, die ihm wichtig geworden war und für die er Bedeutendes geleistet hatte, auf.

Er wartete und betätigte sich derweil schriftstellerisch: das charakterisiert die Art seiner späteren literarischen Produktion. Die Arbeit ward ihm zur Muße, und die Muße zur Arbeit. Ihn leitete bei seinen biographischen Studien ein falsches Verantwortlichkeitsgefühl: das des Geheimrats, nicht das des Schriftstellers. Die Schwierigkeit der Stoffgestaltung erfuhr er nie. Zu Goethe als zu dem großen Erfüller aufblickend, übernahm er dessen Stil; der Geheimrat Varnhagen den Stil des Geheimrats Goethe; so schrieb er gefällig und würdig; doch eben mit Münzen zahlend, die ein anderer geprägt. Es ist auch etwas allzu Flüssiges in seiner Art, seine Bücher ermangeln der Einteilung, der Kapitelschnitte. Er führte die Goethe-Art in das Goethe-Epigonentum hinüber. Er war zu sehr und zu wenig der Geheimrat.

Entbehrte er der Selbständigkeit in der Stoffgestaltung, so fand er in der Stoffwahl, nachdem er sich auf vielen Gebieten umhergetummelt, seine Eigenart. Er hatte ausgesprochenen Sinn für Charakteristik: er wandte sich der biographischen Darstellung zu und schuf damit ein damals neues Genre. Goethe ermutigte ihn und trat für ihn ein; „Weltmärchen“ nannte er seine ersten Studien auf diesem Gebiete; den allzu leicht Produzierenden verteidigte er mit dem halb ironischen: „Der Tag ist lang.“ Aber wenn Varnhagen auch viel Sinn für Charakteristik besaß, so erscheint zum mindesten uns, die wir durch die Schule des Naturalismus gegangen, seine Schilderung etwas flau. Sein „Blücher“ dürfte kantiger ausschauen; „Prinz Louis Ferdinand“ hat offenbar um der bürgerlichen Moral willen Retouschen erlitten; sein „Hans v. Held“ — vielleicht sein bestes Porträt — ist wohl mit allen Eigentümlichkeiten gesehen, doch nicht in das rechte Licht gerückt, das für diesen höchst naiven Trotzkopf ein halb humoristisches sein mußte. Varnhagens Charakteristik fehlte in letzter Hinsicht, was seinem Stil gebrach: Persönlichkeitswille. Er wartete noch immer.

Und dann war Rahel (1833) gestorben, und ob es an Besuchern nicht fehlte, er vereinsamte doch. Schon vorher hatte man die Wohnung in der Friedrichstraße aufgegeben und war in die Mauerstraße hinaus gezogen; weiter nach der Peripherie hin; ein gleichsam symbolischer Umzug. Schließlich hörte dann auch Varnhagen zu warten auf. Statt dessen schrieb er seine Tagebücher.

Man begreift den Sturm des Unmuts, den sie bei ihrem Erscheinen nach seinem Tode hervorrufen mußten. Dessen hatte man sich von dem allzeit vorsichtig-zurückhaltenden Geheimrat denn doch nicht versehen. Das war wieder der Student, der seinen Zopf an die Tür der Pepinière nagelte. Kein Freund war geschont. Kein Gesalbter geachtet. Das Wort „Schurke“ erschien beinahe als eine Koseform. Dabei sind diese Tagebücher als solche doch nicht viel mehr als ein catalogue raisonné der Tageszeitungen und des Hintertreppenklatsches.

Nur seltsam! In diesen „Tagebüchern“ ist — und das hat man bislang nie beachtet — Varnhagens Stil denn doch ein anderer geworden. Er gewinnt den Persönlichkeitszug. Er wird reich an oftmals glücklichen Bildern. Die kurze Notiz tritt an Stelle

der ermüdenden Breite. Man blättert in diesen Tagebüchern, und man sagt sich, daß der Unmut eine bessere Muse ist als das Warten.

Sehr weiche, geradezu weibliche Züge um den breiten Mund; ein auffallend kurzes, gerades Näschen; Äuglein, die listig unter der Brille hervorschauen und deren Klugheit auch Bettina v. Arnim auffiel: das sind die wesentlichen Merkmale in Varnhagens Physiognomie. Vergleicht man Rahels Bildnis damit, so erscheint es neben dieser Beweglichkeit sehr ruhig in seinem Liebreiz, sehr ferngerückt. Ein ungleiches Paar!

Doch war den beiden neben allen künstlerischen Liebhabereien und literarischen Geschmacksrichtungen ein Wesentliches gemeinsam: der Spürsinn für die menschliche Persönlichkeit. Rahel besaß ihn in ihrer divinatorischen Art. Einen Mann wie Gentz wußte sie in dem epirammatischen Ausspruch: „Er ergriff das Unwahre mit Wahrheitsleidenschaft" für alle Zeiten lebendig festzuhalten. Bei Varnhagen verlor sich, seiner weicheren Natur gemäß, dieser selbe Spürsinn ins Anekdotische.

Der Sinn fürs Anekdotische ist in der Tat der Kern von Varnhagens gesamter Schriftstellerei. Darin leben seine Charakteristiken. Er bahnte die anekdotische Geschichtsbetrachtung an und wurde so ein Vorläufer aller namhaften deutschen Essayisten. Er wurde dadurch zugleich der große Popularisator.

Varnhagen hat die literarische Kritik in ganz anderem Maßstabe als die überragenden kritischen Geister vor und neben ihm zu einem Erziehungsmittel für das breitere Publikum, das nur eben erst erwachende norddeutsche Bürgertum, gemacht. Goethe wußte sehr wohl, was dieser Mann für ihn und das Verständnis seiner Werke tat. Von Rahel inspiriert, hielt er sich stets auf rechtem Wege. In allen unliebsamen Streitigkeiten trat er mit ruhiger Besonnenheit für die führenden Geister „Jung-Deutschlands" ein. Den Talentvollen stand seine Tür noch immer offen. Als einer der letzten klopfte Paul Heyse an. „Ein sehr hübscher, feiner und kluger junger Mann, der den besten Eindruck macht."

Ein großer Popularisator, und kraft seines Sinnes für das Anekdotische, hat Varnhagen der preußischen Geschichtsschreibung das bürgerliche Publikum gewonnen. Hat man seine Mängel rückhaltlos aufgedeckt, so scheint es doppelt Pflicht, seinen Leistungen gerecht zu werden. „Er hat die preußische Geschichte interessant gemacht." Das Wort stammt von Haym, und man kann nichts Besseres tun als es wiederholen; es trifft zu. Die preußische Geschichte war vor ihm ein Konglomerat von Begebenheiten gewesen; er richtete den beleuchtenden Lichtstrahl auf die keck-heldischen Persönlichkeiten und brachte sie im Anekdotischen nahe: die Schilderung begann zu wärmen. Vergegenwärtigt man sich die Wahl der Themen, die er getroffen, die „Derfflinger", „Blücher", „Seydlitz", „Winterfeldt", „Schwerin", so denkt man unwillkürlich Fontanes. Und wieder sagt man: Fontane, sich darauf besinnend, daß Varnhagens Schilderung vorzüglich in dem Anekdotischen wurzelte. Noch aber weist man den Vergleich als allzu äußerlich zurück.

Varnhagen schreibt einmal in seine Tagebücher: „Auf dem Wilhelmsplatze ging ich eine ganze Weile umher. Es war sehr still, ich mit den Bildsäulen allein; den alten Dessauer und Winterfeldt betrachtete ich mir lange, der Mond beleuchtete sie unterweilen; ihr Leben und ihr Wert stieg allmählich vor meiner Seele auf, das bißchen Ruhm und Ehre schwand ganz klein zusammen. Vergangenes Leben allerart vergegenwärtigte sich mir. Radziwills Hotel, Bernstorffs, das Ordenspalais lieferten ihre Erinnerungen. Der ganze Platz hat mir von jeher etwas Besonderes, Ahndungsvolles und gibt mir stets eine aufregende Stimmung." — Wer geht da auf dem Wilhelmsplatz umher? Geheimrat Varnhagen oder der alte Fontane? Diese Art des Stadtbetrachtens, diese Liebhaberei für alles Preußische, die Freude an der soldatischen Großtat, das patriarchalische Verweilen bei naher Vergangenheit, dazu das Lächeln über Ruhm und Ehre, — nein, die Ähnlichkeit zwischen den beiden Männern ist bei sehr wesentlichen Unterschieden keine rein äußerliche. In der Tat hat Fontane das Werk Varnhagens in markigeren Zügen und aus größerem Wesensreichtum fortgesetzt; der humane Konservative das Werk des aristokratischen Liberalen.

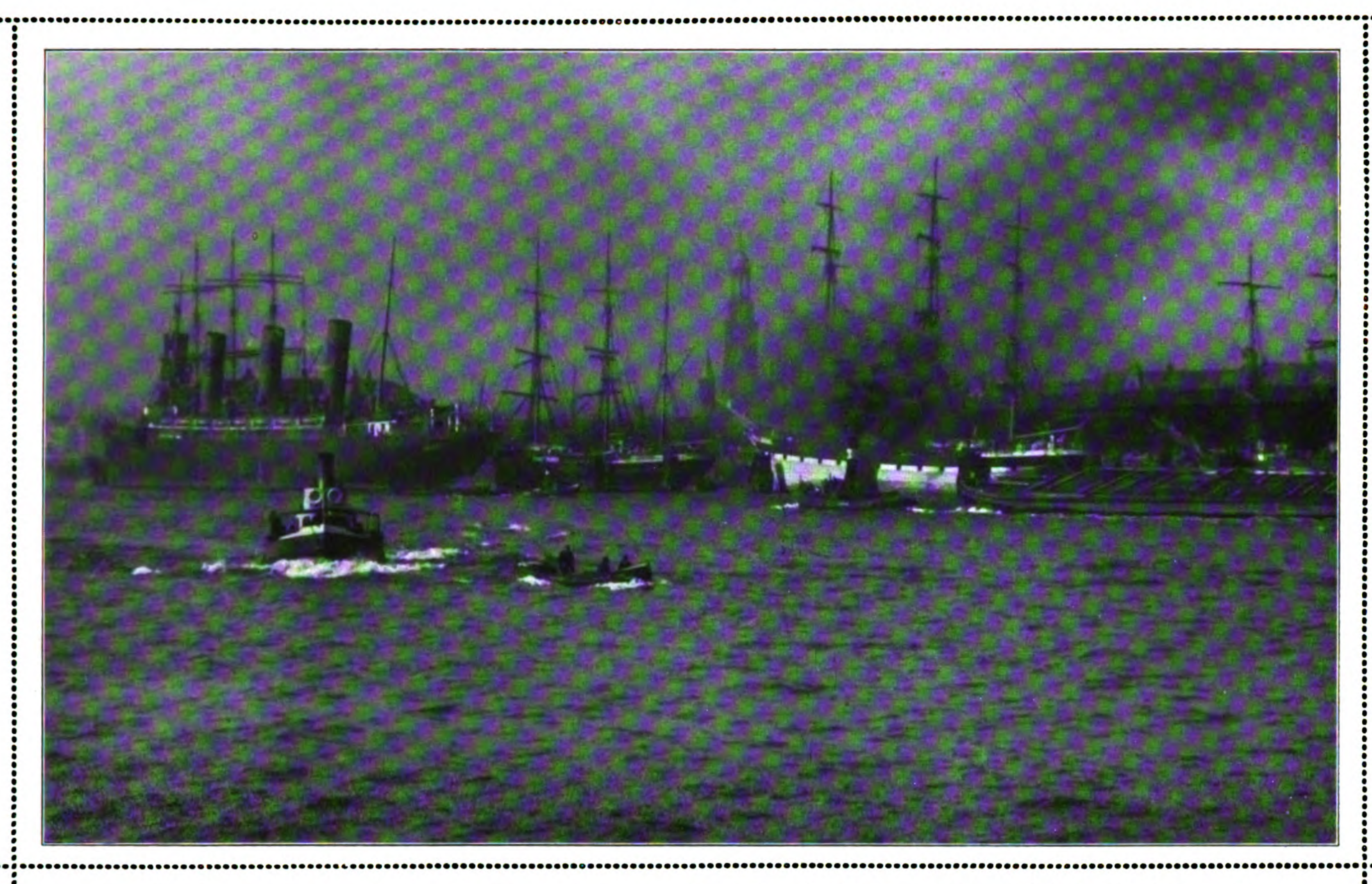
So spinnen sich, an das wenige Bleibende anknüpfend, die Fäden zur Gegenwart. Man mag Varnhagens Todestages in guter Erinnerung denken.

Und das ist zugleich das letzte über Varnhagen: Er war nicht der Mann, sein Werk zu Ende zu führen. Doch barg es Lebenskraft genug, den Fortsetzer zu finden, und in dem größeren Nachfolger lebt der Vorgänger fort.

Bahnhofslichter.

Wie kalte, schwere, bunte Edelsteine,
Die aus dem Faltenkleid der Nacht gefallen,
So liegen vor des Bahnhofs schwarzen Hallen
In regellosem, ruhig stillem Scheine,
Laternen lauschend an den Eisenwegen.
Und horch! Ein Donnern, fern, aus tiefem Dunkel,
Dann heller Augen suchendes Gefunkel — —
Und sicher jagt der Zug dem Ziel entgegen!

Hans Herbert Ulrich.



Im Hamburger Hafen. Nach einer Photographie von Prof. Dr. R. Linde aus seinem Werk „Die Niederelbe“.



Tor des Hanuman-Doka-Palastes.

Groteske Standbilder in geheimnisvollem Lande.

Von Kurt Boeck in Bern.

Mit neun Bildern, größtenteils nach Originalaufnahmen des Verfassers.

O ja, ich sehe sie sehr wohl, die hochgekräuselten Brauen unserer Deutschtümler: ‚Groteskes‘?! Ein Fremdwort!? „Der Kerl muß baumeln!“

Habt Nachsicht, liebe Leute — oder borgt mir die zutreffende Verdeutschung; meiner eignen Liebe Müh' ist umsonst. Es sollte mich freuen, wenn ein Genie mit dem Sprachgefühl eines Spitteler unseren Wortschatz um eine Neubildung für Grotesk und im Vorbeigehen auch gleich eine für Genie zu vermehren die Gnade hätte.

Wahrhaftig, über alle Maßen grotesk schaut es aus in den Städten des geheimnisreichen Landes Nepal, dessen edelsteinreichen Maharadschah der Wissensdurst jüngst aus seinen Himalajatälern über Indiens Ozeans lockte, die Wunder auch unseres Erdteilchens zn schauen.

Allerdings müßte ich Farbentöpfe mit hierzulande nicht gangbarem Malstoff zur Hand haben, wollte ich versuchen, das Lokalkolorit jenes seltsamen Reiches in getreuem Abglanz zu spiegeln. Ein paar Mosaiksteinchen mögen für heut die Buntheit des Gemäldes andeuten, das Lianen und Orchideen stickendheißer Sumpfwälder, gefiederte Palmen und breitblättrige Bananen, aber auch Edelweiß an fast meterlangen oder winzigen, kaum noch sichtbaren Stengeln und purpurfarbne Rhododendronblüten von Blumenkorbgröße unter betäubendem Dufte umranken.

Uns Hexenmeistern mit drahtlos in die Ferne schießenden Kräften und durch die Luft schnaubenden Schiffen sehen die brünetten Nepaler gewiß mehr noch als die übrigen Indier, die ja nichts mehr zu gewinnen oder zu verlieren haben, mit gemischten Gefühlen in das bleiche Gesicht. Wie ernst und heftig in ihrer Seele tiefstem Grund Bewunderung und Mißtrauen, Respekt und Verachtung, Haß und Zuneigung um die Oberhand ringen,

entzieht sich unserm Ermessen; Zweifel und Besorgnis walten aber zur Stunde wohl noch vor, schraubt doch Nepal bislang bei der Annäherung von Nichtasiaten für gewöhnlich seine Türklinken fürsorglich ab und vergönnt nur höchst selten dem „bösen Blick“ eines bevorzugten Fremdlings durch schmale Klinze zu lugen und beengte Umschau über ein paar Glanzpunkte ihres innersten Himalaja zu gewinnen.

Wie oft habe ich als jüngerer Mann die Alpenführer beneidet, die erfahrenen Trittes den des Geländes Unkundigen zu schwer nahbaren Hochwachten leiten und dem Staunenden überraschende Blicke in die ferne Tiefe vermitteln. Und nun darf ich selber für so manchen versteckten Erdenwinkel den Wegweiser spielen und ein erfahrenes „Aufgeschaut!“ rufen. Habe Dank, mein gütiges Schicksal!

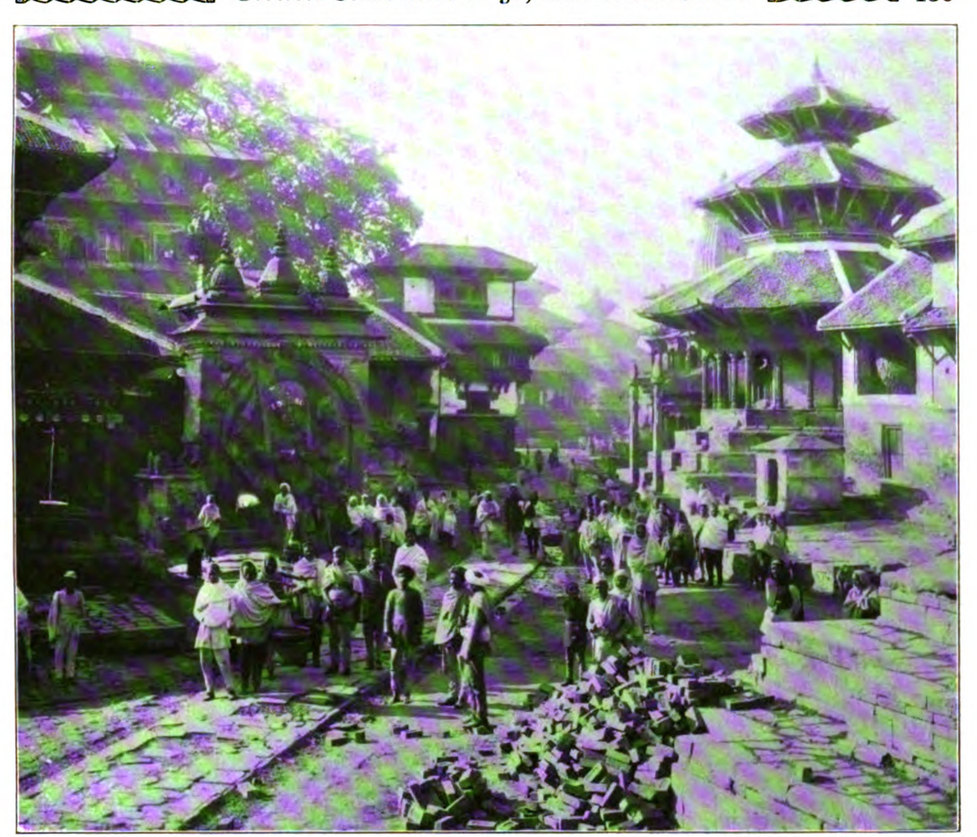
Ja, weit gilt es die Augen aufzutun, wo uns aus den Schauläden nirgends ein Baedeker anglüht und wo der Wissenschaft Licht eben erst beginnt, diese oder jene bislang recht unklare Form als gehaltreich und reizvoll zu deuten. Doch noch hat es unsere Kultur nicht dahingebracht, alle Rätsel sich selbsttönend lösen zu lassen; sollte dies aber in der jetzigen Hauptstadt Nepals, in Kathmandu je statthaben, was für ein Getöse müßte erschallen!

Welche drommetentonreiche Offenbarungs-Sinfonie würde allein den mystischen Gestalten an der Eigangstür zum Palaste Hanuman-Doka entströmen! Wie stentorhaft müßte der dort im tiefsten Schatten lauernde Torwächter schreien, das Tohuwabohu ringsum zu überkreischen, wollte er uns künden, welche Greuel jenseits dieser goldbeschlagenen Pforte einstmals spukten, wie tief im Blut dort zu Zeiten Menschenmetzger durch Höfe voll Gemeuchelter schritten, durch welche Gewaltmittel die jetzt herrschende Dynastie an das Ruder des Staates gelangte!



Die Säule mit dem Wischnu-Fisch.

Einen einzigen nur würde ich mich weigern, an diesen Schauplatz zu führen, dafern er aus Elysium zur Erde kehren wollte: so glücklich ich mich preisen würde, dem Schöpfer des Faust ins apollonische Auge blicken und ihm jedes Opfer huldigender Verehrung darbringen zu dürfen — den Anblick des Hanuman-Doka müßte ich ihm



Straße in Kathmandu.

mißgönnen. Einen Goethe der Gefahr von Ohnmachtsanwandlungen auszusetzen, fände ich nicht den Mut! Ihm, dessen Dichterseele für die Sakuntala seines Geistesverwandten Kalidasa in Entzükkungen schwärmte, mußte die (zu Goethes Zeit noch) ganz unverständliche „verrückte Zieratbrauerei“ der indischen „Fratzentempel“ so widerlich und hassenswert vorkommen, daß er ihr den „Spruch“ 28 als Fehdebrief hinwarf, indem er übermütig und überlegen frohlockte:

> Auf ewig hab' ich sie vertrieben
> Vielköpfige Götter trifft mein Bann,
> So Wischnu, Rama, Brama, Schiwen,
> Sogar den Affen Hannemann.

Just das zerbröckelte Affengesicht eben dieses Halbgottes Hanuman glotzt nämlich jedem Betrachter der wunderlichen Fassade mit herausforderndem Selbstbewußtsein entgegen und fällt ob seiner Ausstaffierung mit scharlachroten, goldbetroddelten Fürstenschirmen und bei einer Winterkälte von + 24 Grad Celsius im Schatten gewiß auch sehr nötigem, kariertem Havelock noch mehr ins Auge als ihr sonstiger Ausputz mit Fabelwesen.

Dies groteske, ja sogar bizarre Standbild des Affenkönigs Hanuman ruft jedem brahmanischen Hindu, also auch den in Nepal herrschenden Gorkhas, das Heldenlied Ramajana ins Gedächtnis; mir aber diente dieser nachdrückliche Hinweis auf die heroischen Legenden von Rama auch zur Warnung, nicht der Versuchung zu erliegen, den mich allerorten narrenden Affen und Äffchen mit dem Bakel in der Faust ein Kolleg über Umgang mit Menschen zu lesen; um dem angesichts der Heiligkeit dieser boshaften Vierhänder unausbleiblichen verhängnisvollen Nachspiel zu entgehen, mußte ich mich auf sehr geheime Privatissima beschränken.

Allerdings haben, dem Epos Ramajana zufolge, die Affen ihren indischen Heiligen-

schein nach besten Kräften zu erringen gesucht, haben sie ja doch dem Halbgotte Rama auf seinem Zuge gegen den Riesen Rawana, dem er die geraubte Gattin Sita abjagen wollte, unschätzbare Dienste geleistet: durch Einwerfen zahlloser Felsklippen in die Palkstraße stellte ihm das Affenheer einen Übergang aus Indien nach Lanka, der Insel Ceylon, her, und als dann dort Ramas Streiter nahe daran waren, den Wunden und Fiebern zu erliegen, da eilte gar Hanuman mit seinem Troß nach dem dreitausend Kilometer fernen Himalaja, um einen ganzen Berggipfel voll heilkräftiger Kräuter zu entwurzeln und durch die Lüfte nach Ceylon zu schleppen, dank deren die Gottesstreiter genesen und obsiegen konnten.

So abenteuerlich oder verschroben diese indischen Sagen unserem Ohre auch klingen, spricht doch aus ihrer kühnen Phantastik außerordentliche Kraft und Energie, Eigenschaften, die freilich den Indiern von heut wohl nicht mehr allzusehr eigen. Wer aber obendrein imstande ist, an die Schöpfungen der plastischen Kunst des alten Indiens, die ganze Gebirge zu Götterhallen umschuf, nicht bloß, gleich Goethe, den Gesichtswinkel hellenischer Klassik als Augenmaß aller Schönheit zu legen, muß sogar den Ungetümen des Pantheons der Hindus einige ästhetische Wertschätzung einräumen, sobald sich ihm das Streben, Unbegreifliches, Überirdisches in derbsinnlich-symbolische Form zu kleiden, in all seiner Naivität und im vollen Zusammenhang offenbart. Immerhin gehört ein nicht knappes Maß guten Willens dazu, sich etwas von der Einbildungskraft des Indiers zu leihen, aus deren Glut und Überschwang die lichtvolle Farbenfülle seiner heißen Heimat zurückstrahlt. Wie vielen von uns glückt es wohl gleich beim ersten Versuch, die Vorstellung des Weltalls in brahmanischem Sinn zu erfassen? Wessen Phantasie gehorcht ohne Murren, sich das in verschiedene Zonen und Terrassen gegliederte Weltgebäude vorzustellen, wie es in all seiner wuchtigen Majestät noch auf den gewölbten Rücken von vier nach den verschiedenen Weltgegenden gerichteten Elefanten ruht, die auf einer ungeheuren Schildkröte stehen, während dieser wiederum der zusammengeknäulte



Königs- und Prinzendenkmal.



Standbild eines Newari-Königspaares.

Leib jener Brillenschlange zum Lager dient, die, sich selber in die Schwanzspitze beißend, in grandioser Ellipse den alles umschließenden Weltozean, will sagen die Unbegrenztheit von Raum und Zeit, symbolisch veranschaulichen soll?

Nur ein scharfes Auge erkennt auch in dem winzigen Relief am linken Türpfosten oberhalb der auf einem Leogryphen reitenden Kriegsgöttin Durga die durch die Lüfte hastende Figur desselben Hanuman, der in vorgestreckter Hand den Berggipfel mit Heilkräutern trägt; aber noch viel bedeutungsreicher für den vedakundigen Indier ist das Gebilde auf dem wie eine Lotusknospe stilisierten Säulenknauf an der rechten Seite dieser Tür, das von der düsterschwarzen Amazonenfigur der Kali mit vier bewehrten Armen beschirmt wird: ein gekrümmter Fisch und eine Weihwasserschale, verziert durch die länglichen Früchte, aus denen die Götter Indiens ihr Soma, den „Trank der Unsterblichkeit" brauten; den Hintergrund bildet ein Kreuz, das ja auch Brahmanen wie Buddhisten ein Symbol ist, inmitten eines rundlichflammenförmigen Bronzefiligrans. Dies unscheinbare Fischchen jedoch spielt eine hervorragende Rolle in der brahmanischen Legende von der Sintflut, die für uns zu bemerkenswert klingt, um nicht kurze Erwähnung zu finden.

Nachdem nämlich Brahma zwei der vollkommensten lebenden Wesen durch Sprache und Gewissen vor allen Geschöpfen ausgezeichnet und das kraftvollere männliche Adima, das feinere weibliche Heva genannt hatte, gesellte er Heva dem Adima zur gleichgestellten Genossin, nicht etwa zur Sklavin, und wies beiden das reichgesegnete Taprobane (Lanka, Ceylon) zum Wohnsitze an. Die Nachkommen beider aber vergaßen der göttlichen Gebote und versanken dermaßen in Sünden, daß Schiwa die Schöpfung wieder zu vernichten beschloß. Wischnu jedoch, der Gott der welt-

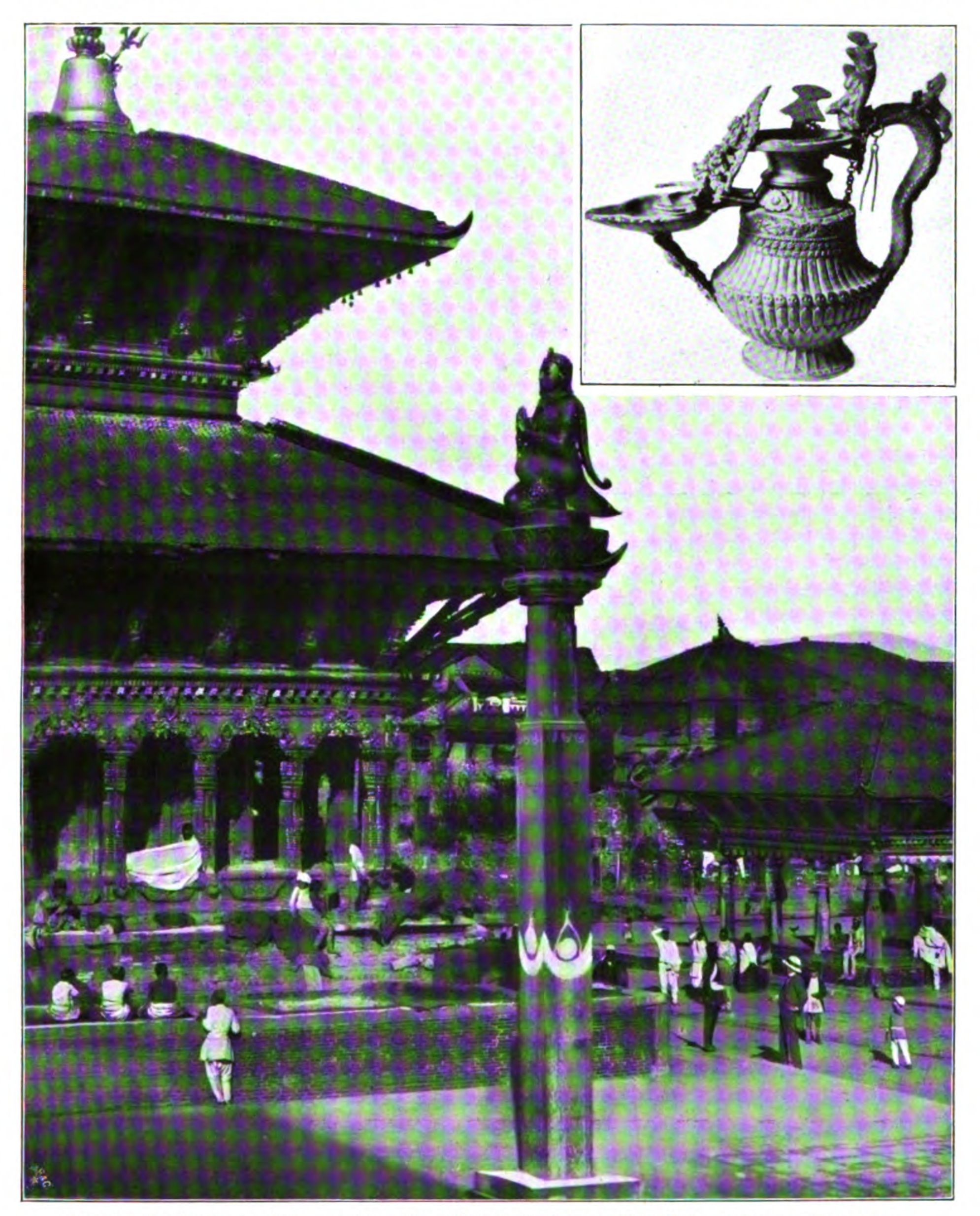
erhaltenden Liebe, suchte die Familie des allein tugendhaft gebliebenen Vaivasvata vor dem Untergang zu bewahren. In Fischgestalt schnellte er sich dem im Ganges badenden Frommen in die Hand und flehte, ihn vor seinen Verfolgern ins offene Meer zu retten. Mitleidsvoll willfahrte Vaivasvata. Zum Danke riet der Fisch, eine Arche mit Nahrungsmitteln bereit zu machen, auch von jeder Tiergattung ein Paar und Sämerei jeglicher Art darin aufzunehmen. Als dann unendlicher Regen herabtroff, alle Ufer verschwanden und der riesige Nachen den Wogen zum Spielballe diente, erschien der ungeheuer gewachsene Fisch abermals als Helfer, denn Vaivasvata verknüpfte sein Schiff mit einem hornartigen Auswuchse des Fischkopfs. Nach langer Fahrt machte es schließlich, als die Überschwemmung zu verrinnen begann, auf dem sich zuerst zeigenden Land, an den Bergrücken des Nepal-Himalaja, halt, die Insassen stiegen ans Land und mehrten sich rasch; Vaivasvata brauchte ja nur einen Stein in den Pokrasee zu versenken, um einen neuen Bewohner zu schaffen! Wischnu aber lehrte der neuen, veredelten Menschheit den Acker-, Haus- und Tempelbau und schwamm wohlgemut als Fischlein davon, nachdem er den Brahmanen das Geheimnis vom Sinn und Grund der Erschaffung der Welt und den letzten Zusammenhang aller Dinge offenbart, ihnen aber zugleich ewige, unverbrüchliche Verschwiegenheit auferlegt hatte. In schwungvollen Versen wird solcherart Wischnu in der Hari-Purana als „Geist über den Wassern" und Retter der Menschheit gepriesen.

Ein weiteres Eingehen auf all die symbolischen Figürchen an dieser goldplattierten Pforte, die nur für den König und den Maharadscha in voller Größe aufgetan wird, müßte auch die wunderbaren Ähnlichkeiten der uralten Krischna-Mythen und mancher Buddha- und Christus-Legenden, sowie andere tiefgründige Kapitel der Religionsgeschichte berühren. An dieser Stelle ist jedoch höchstens flüchtiges Hindeuten, keinesfalls aber ein Erschöpfen der inneren Bedeutung der zunächst so „grotesk" anmutenden Schauseiten Nepals gestattet.

Der Platz vor dem Hanuman-Doka-schlosse bietet aber noch weit mehr des Grotesken; wie eines phantasievollen Architekten üppiges Traumbild mutet er an! Auf welchem Planeten findet man Seitenstücke zu dieser unabsehbaren Flucht von Palästen und Tempeln, ausstaffiert mit so unerhörten Ausgeburten formbildenden Kunstsinns? Von jeder Tempelspitze verkünden Schiwas Dreizack, eine aufgestülpte Glocke oder sonst ein mystisches Attribut die unfaßbare Macht der nur zu ahnenden, niemals zu beschreibenden Gottheit. Aus allen Winkeln raunen uns die Geister des Ortes mehr kichernd als höhnisch ins Ohr: „Gelt, wir ‚Heiden' hier hinten im verstecktesten Asien haben doch wohl auch ein klein bißchen Kultur? Was siehst du so verdutzt drein, du komischer weißer Mann mit unbequemer Plättwäsche, Nasenklemmer und lila Krawatte, die so listig zur Vor-



Tempelleuchter.



Garuda-Standbild in Patan. Oben: Nepalische Opferkanne mit Löffel und Lampendochtzange.

spieglung falscher Tatsachen vernäht ist?"

Halten wir hier noch etwas Umschau. Neben dem Tempel zur Rechten, dessen dreifache Bedachung den nepalischen Tempelbaustil kennzeichnet, steht ein schmuckloses Haus, in dessen oberem Stock die Vorderwand nicht zufällig fehlt. Warum es der Erbauer so für gut fand? Ei nun, um den mauersprengenden Schallwellen der ungeheuerlichen, in jenem Raume lagernden Kesselpauke freie Bahn zu eröffnen, deren fürchterliches Gedröhn bei Tempelfesten alle holzgeschnitzten Fenstervorsetzer nicht minder wie die Gemüter des Volkes erschüttert.

Wenden wir uns nunmehr nach rechts. Was für ein Wirrsal von Figuren

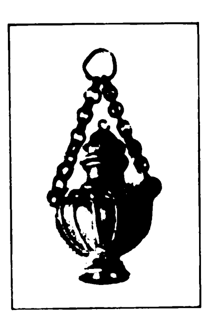
knäult sich dort auf der hohen Säule zusammen, just oberhalb der schauerlichen Todesgottheit, der Kali? Ein Nähertreten ist nicht möglich, der Zutritt zu jenem Hof des Palastes ist versagt, steht doch das Rätsel vor den buntverzierten Gitterfenstern der königlichen Frauengemächer.

Den Feldstecher her!

Ah so! Fürwahr, eine markige Schöpfung, dieses knorrige Kapitäl als Fußgestell eines ganzen, uns den Rücken wendenden Herrschergeschlechtes, trutzig gewaffnet mit Schwert und gewaltigen Schilden! Grotesk aber ist auch hier der ganze Entwurf, grotesk dieser zum Baldachin geblähte Hals der die Gruppe überragenden, steil aufgerichteten Kobra als Sinnbild unheimlicher, todgebietender Fürstenmacht, und nicht minder grotesk wirken die Stützen, die riesigen Tiere des nepalischen Urwalds und das Wappen am klotzigen Sockel mit den radschlagenden Pfauen, des Kriegsgottes Kartikeya stolz-schillerndem Reittier.

Doch zu noch weit kühneren Gestalten verstieg sich der Bildnergeist, als ihm oblag, das Königspaar hochselbander der Nachwelt plastisch zu schildern: winzig klein, für das bloße Auge bei der Höhe des Denkmals kaum noch kenntlich, zeigt der Fürstin Gestalt bescheidentlich das winzige Maß an, das ihre Bedeutung neben der ihres Gebieters beanspruchen darf. In Andacht versunken knieen beide vor dem Tempel, den ihr frommer Opfersinn schuf.

Aber auch in dem düsteren Inneren dieser Tempel würde manches verblüffte „grotesk!“ unseren Lippen entschlüpfen, dürften wir zu Zeugen der Kultushandlungen werden, dürften wir sie flackern sehen, diese mit Butter gespeisten Kandelaber aus fünf graziös verschränkten, auf den Schwanzspitzen stehenden Schlangen hinter der Beterfigur des tempelstiftenden Königs. Doch wir Weißen sind ja allzumal unreine Sünder, und nie dürfen wir uns der Stätte nahen, wo der Radschguru voll erhabener Würde über das Lingamidol den güldenen Löffel ausschüttet, mit dem er gestaltenreichen Kannen das heilige Wasser des Bagmati entnimmt.



Das Tintenfaß des Wächters.

Am groteskesten kam ich mir aber in dieser Umgebung schließlich selbst vor, wenn ich zu den Denk- und Wahrzeichen vergangener Zeiten emporsah; das unaufhörliche Klingkling im Winde schaukelnder, am Dachgebälk aufgehängter Glöckchen zwang ja den Blick förmlich hinauf zu der luftigen Höhe, wo im Schatten des Dachstuhls ganze Reihen von Lotavasen und anderem Kultusgerät aus gewichtigem, nicht wertlosem Metall den frommen Schenkungseifer ihrer Spender ausriefen. Denn ebenso erstaunt, wie ich selbst zum ersten Male zu einem Standbild des Garuda aufblickte, des geflügelten Boten, der den Göttern die Kunde von den ihnen dargebrachten Opfern übermittelt, so überrascht und aufmerksam musterte mich dort alt und jung, vermutlich um zu ergründen, ob hinter meinem Sonnenhelm ein staatsgefährliches, götterfeindliches Hirn oder was sonst für eins stecke.

Aber noch eine andere etwas grotesk angehauchte Erinnerung taucht in meinem Gedächtnis auf. Der Wächter an meiner Seite trug nicht nur seine Waffe, sondern auch das oben abgebildete, mir weit unheimlichere Bronzefläschchen voll blutroter Farbe, in das er alle Augenblick eine Rohrfeder tauchte, um auf einer endlosen Spule Bastpapier mein harmloses Tun und Treiben im „verschlossenen“ Lande Nepal getreulich zu buchen und allabendlich zu „höherer“ Kenntnis gelangen zu lassen. Nicht passender glaube ich diese Plauderei schließen zu können, als indem ich beichte, diesem lästigen Notierungsdrange dadurch ein Ziel gesetzt zu haben, daß ich meinem Argus kurzerhand die rotschreibende Maschine gegen ein paar schönklingende Rupien abtauschte und ihn ersuchte, den Rapport daheim summarisch nachzutragen — und siehe da, es „ging auch so“, die „grotesken“ Standbilder des Landes Nepal fielen darob keineswegs um.

Münchener Bohême. Von Willy Rath.



itten in unserem exakten Staatsmechanismus lebt und blüht ein leibhaftiger Märchenstaat. Ein unoffizielles, unlogisches, internationales Staatsgebilde. Kein einziger Beamter waltet, keine Statistik gibt Auskunft darüber, nirgends sind seine Grenzen zu fassen. Es hat keinen Staatshaushalt, kein Parlament, keine Soldaten, keinen Erwerbsstand — und erfreut sich doch eines unverwüstlichen Lebens, das gewiß noch manches politische Staatlein Europas oder Mittelamerikas gesund überdauert.

Bohême heißt dieser Märchenstaat. Mit dem Tschechenland hat er womöglich noch weniger zu tun als das „Böhmen" Shakespeares, das an der See Gestaden liegt. Dem Franzosen pflegen ja alle geographischen Auslandssachen „böhmische Dörfer" zu sein. Wenn er „Bohême" sagt, so scheint er von alters her eigentlich Ungarn zu meinen, wenigstens Ungarn in seiner Eigenschaft als Hauptland der europäischen Zigeuner.

Und diese übertragene Übertragung hat dann der Pariser Murger bekanntlich vor einem halben Jahrhundert weitergetragen: auf unsern Märchenstaat. Zum mindesten hat er durch die Wirkung seiner „Scènes de la vie de bohême" die ganze gebildete Welt gewöhnt, das französisch zu sagen, was die soliden Bürger verschiedener Vaterländer gewiß schon längst in ihren Landessprachen ausgedrückt hatten: daß das Künstlervölkchen den Zigeunern zu vergleichen sei.

⌘ ⌘ ⌘

Zu den wichtigsten und reizvollsten Landschaften des Reiches Bohême gehört ohne Zweifel seine Provinz München. Nirgends kann ja dieser heimliche Staat fröhlicher gedeihen als in solchem großen künstlerreichen, duldsamen Gemeinwesen mit so vielfältigen Bildungs- und Bierquellen.

Die demokratischen Umgangsformen, die milde Lebensmoral und wiederum ein Nachklang der früheren gebirgs-vorörtlichen Einfachheit, ferner die vielfältige Betonung des Künstlerischen, also des Empfindungsmäßigen vor dem Bürgerlichen: all dies Buntvermischte führt leicht zu dem Eindruck, das ganze künstlerisch-literarische München, um nicht zu sagen die ganze Haupt-, Residenz-, Fasching-, Oktoberfest-, Maler-, Theater-, süße Mädeln- und Bierstadt, sei Bohême.

So märchenhaft ist aber natürlich auch das liebe München nicht, sogar das Kunst-München nicht.

Zwar mag z. B. mancher bildende Künstler, der des öfteren zum Prinzregenten gehen darf und Professor oder gar geadelter Ritter ward, mag der eine oder andere Schriftsteller, der über höchst bourgeoismäßige Kapitalien verfügt, sich selber in gewissem Sinne noch zur Bohême zählen. Es kann auch geschehen, daß Künstler, die seit Jahren gut bürgerlich geworden, die in vornehmen Häusern oder gar in der Pinakothek hochbezahlte Bilder aus ihrer Blütezeit hängen haben, bei Lebzeiten völlig aus der Mode kommen, aus der Pinakothek „ausrevidiert" und in ihren Galeriewerken nach Würzburg verpflanzt werden; ihre Persönlichkeiten kehren dann mitunter unfreiwillig in die Bohême zurück.

Indessen gibt's anderseits auch viele berufsmäßige Künstler jeder Art, die als bürgerliche Naturen aus sicheren Bürgerverhältnissen nach einem soliden Studium in eine akademische oder sonst halt bürgerliche Stellung eingehen. Die waren also nie bohêmes oder bohémiens. Und andere sind es längst nicht mehr, haben sich durch Anpassung an die kaufmännische Grundlage des menschlichen Zusammenlebens, durch Kitschmalen, Schwankdichten, talentvolle Heirat oder aber (doch seltener!) durch ehrliche Künstlererfolge aus dem Märchenstaat in den Rechts- und Kapitalstaat hinübergepaukt.

Was alles der Bohême zugesprochen wird, ist unter sich recht verschiedenen Schlages. Hier eine saubere Einteilung zu schaffen, wäre eine der schwierigsten und zugleich reizvollsten Aufgaben, die sich der hohen Wissenschaft nur bieten können. Von der großen Zahl der möglichen Gesichtspunkte greifen wir beispielsweise einen inneren heraus und teilen das Chaos wenigstens in fünf Hauptkreise. Wir unterscheiden: erstens echte Total-Bohêmes, zweitens unechte desgleichen, drittens echte und viertens unechte Jugend-Bohêmes, fünftens Grenzbewohner.

In der ersten Gruppe lebt und stirbt man als Zigeuner. Und dies „man" gilt sowohl von einzelnen, Männlein oder Weiblein, wie auch von stileinheitlichen Paaren und Pärchen, mitunter sogar vom Nachwuchs. Der echte Total-Bohême liebt die Freiheit mehr als die Reinlichkeit, die Stimmung mehr als die Brotarbeit, die Kneipe mehr als den Salon, den Plan mehr als die Ausführung. Er ist jeden Verzichts auf Erdengüter fähig, Geld ist ihm recht eigentlich verhaßt; was ihm davon in die Hände kommt, sucht er so schleunig wie möglich loszuwerden, und das gelingt ihm vorzüglich. Seinen Unterhalt gewinnt er teils durch außerordentliche Bedürfnislosigkeit — denn was man an normalen Ausgaben spart, ist schon gewonnen — teils durch Pump, teils durch Gelegenheitsarbeit und letztenteils durch ein

chronisches Gotteswunder, das aller vernünftelnden Deutung spottet.

Nicht fähig ist der echte Total-Bohême irgendwelcher Ordnung, weder nach innen noch nach außen. Sein Lebenselement bildet ja die Poesie der Nichtordnung. Wird er für einen Versuch zur Erreichung einer Lebensordnung gewonnen, so kann das unnatürliche Tun ihm nie gelingen, selbst wenn er sich, in Unklarheit über sein eigenes Ich, vorübergehend durch glänzenden materiellen Lohn verlockt fühlt.

Ohne Zweifel glüht in ihm ein Funke Künstlertums; aber der wunderbar zähe Wille des Vollkünstlers aus der auch ihn berückenden Unordnungsfreiheit heraus und zu einer selbstgeschaffnen Ordnung hin, der ist dem armen Bohême nicht verliehen. So vermag er fast nie ein größeres, reifes Werk zu schaffen. Häufiger gelingen ihm ein paar eigengeartete Skizzen oder ein bißchen lyrische Kleinkunst, die sich vom Ich nicht weit zu entfernen braucht. Im übrigen kann sein Dasein selber etlichen Wert im Haushalt der Zivilisation erlangen: durch mündliche Anregungen, zu denen er so viel Muße hat, und schließlich insgesamt durch die sozusagen repräsentative Kraft eines Lebens gleich dem der Lilien auf dem Felde, durch diesen komplementären Gegensatz zum andern Extrem, zum fadengeraden Spießer, den nur die Angst um den Pfennig beherrscht.

Die übrigen vier Gruppen erklären sich danach von selbst. Doch sind Unterabteilungen zu beachten. So kann ein scheinbarer Total-Bohême aus zwei geradezu entgegengesetzten Gründen unecht sein: entweder weil ihm jede geistige Qualität fehlt und in ihm lediglich eine zum platten Philistertum berufene Natur aus Energiemangel den Anschluß an die ordentliche Versorgung verpaßt hat; oder aber weil ein wirklich Schaffender aus Lebensnot gewisse Äußerlichkeiten mit dem echten Bohême gemein hat. Und ähnlich geht es mit den unechten Jugend-Bohêmes.

Die echten Jugend-Bohêmes stellen die erfreulichste Klasse. Freilich sind sie auch im Grunde keine „richtigen“ Bohêmes im üblichen übleren Sinn. Unter ihnen ist der größte Teil der berechtigt hoffnungsvollen Münchener Kunstjugend, wobei der Begriff Jugend am besten recht weit gefaßt wird. Gärender Most, der einmal bester Wein werden will. Geister, die sich selber noch finden, das Leben erlernen und die rechte Lebensarbeit durch Ausprobieren erkennen müssen. Werdende Menschen, die mit all der Hingabe, wie die Künste sie nachmals ernster und zeitlebens von ihnen fordern, jetzt noch dem Rausch der Einbildung und den erhabnen Dummheiten des Augenblicks gehorchen. Ihnen zum Trost sang der selige Mirza Schaffy:

„Wer nie verließ der Vorsicht enge Kreise
Und auch aus seiner Jugend Tagen
Nichts zu bereun hat, zu beklagen:
Der war nie töricht, doch auch niemals weise.“

Fast jeder, der sich irgendeiner der Künste widmet, hat ja nach mehr oder minder grimmer Fehde die engen Kreise erst verlassen müssen, die naturgemäß die elterliche Vorsicht für die Berufswahl der Heranwachsenden zu ziehen pflegt. Die goldene Hoffnung auf einstige Siege hilft hier, ein allermeist entsagungsreiches Leben vom Tag zum Tag ertragen und sogar herrlich finden. Und zur Hoffnung, die in dem kühnen Glauben an sich selber wurzelt, gesellt sich notwendigermaßen die dritte Himmelsmacht: die Liebe.

Das Ganze übt eine so unwiderstehliche Anziehungskraft auf die benachbarten Schichten, daß mancherlei Leute, die gar keine Anlage dazu mitbringen, sich der Bohême auf eine Weile eifrig nähern. So entstehen die Hauptteile unserer Gruppen VI und V: junge Leute, die einen auskömmlichen Wechsel von Hause haben und die in jedem Sinne schon recht gut zu rechnen wissen, die aber geistigen Einfluß und ein wenig Romantik suchen, und endlich die vielen Mischnaturen verschiedenen Lebensalters und Steuersatzes, die zwischen dem Zigeuner- und dem Patriziertum hin- und widerpendeln.

⌘ ⌘ ⌘

Im lieben München ist jegliche dieser Spielarten von Bohêmetum zahlreich und wohl ausgebildet zu beobachten. Vor allem in den Stadtteilen nördlich der Briennerstraße, die vom Löwenbräukeller über die Propyläen zum Café Luitpold und zum Hofgarten führt: also im Lateinischen Viertel und in Schwabing. Wer aus dem Innern Münchens zur Feldherrnhalle, von da geradeaus die Ludwigstraße hinunter und durchs Siegestor hinaus wandelt oder etwa bei der Theresienstraße links abbiegt, der könnte förmlich aus dem Aussehen des begegnenden Volkes die allmähliche Annäherung an das Land Bohême verspüren.

Auf der ganzen Linie fällt ein anwachsend geistiger Zug auf. An der kaufläden-losen Ludwigstraße liegen ja die meisten höheren Bildungsanstalten, darunter die Staatsbibliothek und am nördlichen Ende beim Siegestor die Universität und die Kunstakademie. Mag auch die ‚entente‘ zwischen den Staaten Bohemia und Academia nicht übermäßig ‚cordiale‘ sein, unmittelbare Nachbarn bleiben sie doch.

In diesem Bereich, in den ältlich konventionellen Häuservierteln zwischen Universität und Briennerstraße und in den neuen, bedeutend schöneren des blühenden Schwabing, können einem an einem Tag mehr kunstzigeunerliche Gestalten begegnen, als in mancher anderen Großstadt in einem halben Jahre.

Da schreiten Jünglinge und Männer mit bleichen Beethovenmasken und verwegenem Haarwuchs, mit südlich oder halbasiatisch

schwarzen Räuberbärten oder auch mit blonden Rauschebärten und kräftigen Stirnlocken, finstere Loden-Asketen, elegante Übermänner mit amerikanisch verschnittenem Schnurrbärtchen, die ihre einsame Überlegenheit nur durch skeptische Lippenschürzung und die stumm flammende Beredsamkeit ihrer Weste betonen. Vielerlei breitrandige Hüte, Radmäntel, Riesenkrawatten, Manchesteranzüge mit Kniehosen oder auch kühne Zusammenstellungen alltäglicher Gewandstücke heben wieder andere von der normalmenschlichen Masse und von den uniformierten Studentenhäuptern ab.

Noch schärfer womöglich prägen die Jungfrauen und anderen Weibwesen der Bohême ihre Eigenart in der Erscheinung aus. Mit anerkennenswerter Ausdauer tragen sie individuell gedichtete Sack- oder Phantasiegewänder und märchenseltsam stilisierte Haarkronen. Etwas entschieden Uneitles kennzeichnet sie. Mit Kopfbedeckungen, die trotz ihrer Unförmigkeit durchaus keinen Anteil an der gegenwärtigen Mode nehmen, mit Schlapphüten und gewaltigen Schleiern, immer möglichst mit dem Extrem (des Unsagbar-Unscheinbaren oder des Wild-Farbenprächtigen) ziehen sie gegen die verhaßte Konvention zu Felde.

⌘ ⌘ ⌘

Man muß das Völkchen im Café beisammen sehen, um es ein wenig kennen zu lernen; am besten im „Café Größenwahn", offiziell „Stefanie" zubenannt, an der Theresienstraße. Das ist ein nicht sehr großes und gar nicht prächtiges Ecklokal mit zwei Räumen, ursprünglich wohl für einen Geschäftsladen oder zwei bestimmt, mit großen Spiegelscheiben, bräunlich getönt, verwohnt und gemütlich.

Kaum eine bekannte Persönlichkeit des malerischen, musikalischen, dichterischen, journalistischen Münchens gibt es, die nicht vormals manche Nachtstunde an den Marmortischen dieses Zufluchtsortes verdisputiert, verscherzt oder — verarbeitet hätte. In den benachbarten Mietskasernen-Quartieren mit den vielen Visitenkärtchen an den Flurtüren und im erfindungsreichen Schwabing, dem „Kopf Münchens", ist seit Jahren schwerlich ein jugendliches Künstlerunternehmen erdacht worden, das nicht „im Stefanie" reifgebrütet worden wäre. In vielen, vielen Sitzungen wurde z. B. hier zuerst in deutschen Landen die Kabarettidee nach allen Richtungen hin erwogen und schließlich (gleichzeitig mit Wolzogens Überbrettl) das Künstlerbrettl der „Elf Scharfrichter" vorbereitet. Und tagtäglich werden dort mindestens zwei bis drei neue Tageszeitungen, fünfzehn literarische Zeitschriften und sechs bis sieben Theater — ich will nicht gerade sagen gegründet aber doch gründlich „ventiliert".

Besonders in den Nachmittagsstunden, findet man hier einen großen Teil der exotisch anmutenden Persönlichkeiten beisammen, die in der Umgegend hausen. Zigarettenrauch hüllt das Ganze in stark duftende Nebel. Die meisten europäischen, aber auch ostasiatische Sprachen werden höchst fließend gesprochen, alle auswärtigen und -ländischen Blätter eifervoll gelesen. Mit wichtigen Gesten, auf die dämonisch schlanke Linie bedacht, spielen einige Billard, andere diskutieren fanatisch, gruppenweise die genialischen Köpfe über das Tischchen zusammensteckend. Wenn der obligatorische Kaffee oder Kognak vertilgt ist, können sie sehr lange mit dem frischen Wasser auskommen, wovon der Kellner nach schöner Wiener Sitte freigebig neue Runden serviert.

Und der jugendliche Fanatismus, der da versprüht wird, wendet sich nicht — wie in Berlin gemeiniglich — der sozialen oder der kunstgeschäftlichen Sphäre zu, sondern meistens ästhetischen Fragen. Die „Bildenden" streiten über Jurysünden, Preisausschreiben und ihre Ergebnisse, besprechen Malprobleme und Modellsorgen, die Literaten reden von neuen Büchern und Theaterstücken, als bedeute jedes an sich eine neue Stufe menschheitlicher Entwicklung, und alle finden das allermeiste der zeitgenössischen Kunstwerke mehr oder weniger „kitschig". Noch vollkommener ist jedoch die Übereinstimmung über die absolute Unbegreiflichkeit, Überflüssigkeit, Unfähigkeit, Verlogenheit und Niedertracht der Kritik — es sei denn, daß der eine oder der andere der Bohêmes ausnahmsweise in der neuesten Nummer eines Preßorgans „verstanden" wurde.

Eine Schauspieler-Bohême macht sich erst seit kaum einem Jahrzehnt bemerktbar; seit den Hoftheaterdarstellungsbeamten durch allerlei Kleinbühnen eine Schar unstäter Berufsgenossen zugesellt wurde. Dies Sondervölkchen hält sich mehr ans Café Luitpold oder an die Lokale zwischen Maximilianstraße und Hofbräuhaus.

Das andre Geschlecht, das wir mit altväterischer Galanterie das schöne nennen, vollendet erst den fremdartigen Reiz der nachmittägigen „Größenwahn"-Stimmung im Café des Lateinischen Viertels. Die holde Pärchenhaftigkeit der Münchner Jugend ist für das Reich Bohême nicht aufgehoben. Es findet sich auch, daß der junge Zigeuner seine Neigung auf recht schlichtbürgerliche Mägdlein wirft. Nicht so leicht auf die „Kassierinnen" und „Wassermadln" der Restaurants; denn erstens gibt's deren nicht allzu viele, die auf Jugend und Schönheit ihrer „Servierfräulein" („Kellnerinnen" zu sagen ist verpönt) Wert legen, zweitens haben diese Damen nicht viel Zeit zum geistigen Ausgleich, drittens ergibt sich für sie viel natürlicher ein Schutz- und Trutzverhältnis mit einem Verbindungsstudenten, Fähnrich oder Leutnant, wie sie in den feineren Bierhäusern der inneren Stadt als Stammgäste heimisch sind. Dagegen schließt der Bohême harmlosern Typs sich gerne an auserlesene Vertreterinnen der mannigfaltig blühenden Gattung „Geschäftsfräulein" an.

Da aber auch diese den Werktagnachmittag nicht im Kaffeehaus absitzen dürfen, so kommen in der Regel um diese Zeit vorzüglich solche junge Damen mit, die selber schon von Berufs wegen zur Bohêmewelt gehören und die sich überdies mit einem Kunstmenschen in Kameradschaft gefunden haben.

Nichts in der Welt übertrifft die Selbstverständlichkeit, mit der so ein Bohêmepärchen in „sein" Lokal eintritt, die gewohnte Ecke einnimmt oder sich mit ähnlichen Pärchen zusammengruppiert und ohne Kundgebungen banaler Zärtlichkeit ernsthaft zur Lektüre und zu den Zigaretten greift. Auch ungeleitete Damen voller Individualitätsbewußtsein kehren regelmäßig im Café Größenwahn ein. Manchmal in Rudeln zu zweien, dreien und mehr; dann werden sie meist ungalant „Malweiber" genannt, obwohl sie häufig auch nicht weniger können als die überlegen fühlenden Mannsbilder am Nachbartisch. Leider muß gesagt werden, daß unter diesen geistigen Gefährtinnen und Nebenbuhlerinnen der Bohêmes viele durch ihr Äußeres den Eindruck erwecken, als seien sie körperlich gegenüber den meisten minderbegabten Mädchen ein bißchen zu kurz gekommen oder als wollten sie mit Gewalt „weder Fräulein, weder schön" sein. Nur zu vortrefflich streben sie in Gradlinigkeit, Arroganz, Kurzsichtigkeit und Rauchleidenschaft der kunststudierenden Männerjugend nach. Und der Konsum an Schokoladewaffeln und Torten des Cafés ist bei dieser bereits stärker als bei der so beschaffnen Weiblichkeit . . .

Doch es wäre ebenso wohlfeil wie ungerecht, die Bedeutung des Bohêmecafés nur unterm Gesichtspunkt der skeptischen Ironie zu werten. Im Gegenteil, das Café ist für die geistigen Großstadtzigeuner, namentlich im Winter, so notwendig und so nützlich, daß es erfunden werden müßte, wenn es nicht schon existierte. All die einsamen, überwiegend jugendlichen Gemütsmenschen, deren geräuschvoller Persönlichkeitskult wie oft nur die Ängste ihrer eignen Isolierung zu betäuben hat, sie brauchen wirklich einen solchen Ort, wo sie um ein geringes einen Platz unter Mitmenschen, unter Schicksalsgenossen, und Licht, Wärme, leibliche Erfrischung (auch ohne Alkohol), sowie eine gewisse Dosis gedruckter Geistesnahrung jederzeit bereit finden; und außer alldem: das Bewußtsein, etwas zu sein — einen heimlichen Trost bis zu der Zeit, wo das Taugliche in ihnen wirklich etwas geworden sein wird.

⌘ ⌘ ⌘

Zur Hauptmahlzeit verteilt sich die Bohême in zahlreiche mehr oder minder bescheidene Wirtshäuser des Lateinischen Viertels, tut der herben altbayrischen Kost alle Ehre an oder unterstützt die ethisch-kulinarischen Bestrebungen der vegetarischen Speisehallen. In einem Land, wo jede Semmel bezahlt werden muß, ist es ja keine Schande, ein mäßiges Mahl mit größeren Quantitäten Brotes zu vervollständigen. Das Abendessen macht nicht viel Umstände noch Kosten. Es wird in kleinen Paketchen aufs Atelier oder auf die möblierte Bude mitgenommen. Das gute Bier und die Gesellschaft würzen das Zigeunermahl.

Wenn der Fasching kommt, Vereinssachen oder Atelierfeste zu feiern sind, dann weiß auch der Bohême beider Geschlechter üppiger zu leben. Der Humor in aller Ausgelassenheit, den man auf Faschingsredouten und großen Künstlerfesten längst vergeblich sucht, der begegnet uns höchstens noch bei den zwanglosen, freilich oft äußerst zwanglosen Polternächten im Engern der Bohême. Daher denn auch zu solchen Gelegenheiten die Schlachtenbummler und die Grenzbewohner, soweit sie Zulaß finden, niemals fehlen.

Die echte Bohême aber zieht sich in demselben Maße zurück, in dem ihr Reiz von der Gastwirtsspekulation und der Fremdenindustrie vor der Öffentlichkeit ausgebeutet wird.

So war einmal im Theresienviertel, nicht weit vom Café Stefanie und vom Kneipentheaterchen der Elf Scharfrichter, eine wirkliche Künstlerkneipe, „Dichtelei" geheißen. Max Halbe, der „Sänger-Prolet" Ludwig Scharf, Frank Wedekind, der fein-kaustische Graf Keyserling und alle anderen modernen Dichter, die München angezogen hat, machten gerne dort einer angebrochnen Nacht ein Ende. Der „Nämlich", recte Azbe, ein echter Total-Bohême ungarischer Herkunft, der eine große Malschule leitete, stieß gewöhnlich noch in sehr vorgerückter Stunde zu den Literaten und debattierte unter einem riesigen Aufwand von „nämlichs" mit ihnen. Jüngere und ältere Maler und Bildhauer, seßhafte Studierende verschiedener Fakultäten mit oder ohne Gefährtinnen hielten die übrigen Tische besetzt, und die bohêmeverständige Wirtin Kathi Kobus wußte ihre Gäste individuell zu behandeln. In ungezwungener Folge gab es Klaviervorträge, manchmal auch ein Tänzchen; wer Lust hatte, brachte seine Gitarre mit und spendete Schnadahüpferl. Mit List und Tücke wurde die Kleinstadt München um die Innehaltung ihrer „Polizeistunde" betrogen.

Seit ein paar Jahren aber hat die „Dichtelei"-Wirtin ihren Betrieb eine Straße weiter verlegt und ihr neues Unternehmen, „Simplizissimus", zu einem Nachtlokal mit intensivster Bewirtschaftung entwickelt. Zwei Stuben und ein schmaler Verbindungsgang sind mit Tischen und Stühlen vollgepferchten. Sämtliche Lampen erfreuen sich roter Hüllen, die dem Ganzen eine ebenso wohlfeile wie sichere Stileinheit geben. Die Wände hängen voll moderner Bildchen und Skizzen. Der Literatenkreis verkehrte anfangs auch hier. Scharf und andere rezitierten eigne Gedichte, Lieder fügten sich an; es schien, als sollte ein klein wenig vom Künstlergeist der Scharfrichter kabarettmäßig fortleben.

Doch die so popularisierte Kunst zog zu viel Volks an; das drückte bald die Vorträge hinab; beides verscheuchte die wirklichen Dichter und sonstigen Künstler. Und ungefähr seit derselben Zeit macht das „Simplizissimus"-Lokal Reklame für sich als originelle „Künstlerkneipe"! Vorne produziert sich ein Schuhplattler-Paar, rückwärts wird Klavier getrommelt, und von den kleinen Damen der Kabaretts wird nach Absolvierung ihrer eignen Vorstellungen gesungen oder vielmehr gebrettelt. Abends und nachts ist der ganze Fuchsbau überfüllt. Jeder bummelnde Student macht da Station, jeder Lebejüngling will hier gesehen werden; solidere Leute, allerlei Fremde kommen bereits der Kuriosität halber — nur die wahre Bohême, deren Nimbus die Sache so gefördert hat, ist dort sehr wenig mehr zu finden. Der Münchner Stadt ist da etwas sozusagen Großstädtisches, fatal Großstädtisches „errungen".

Wer sich für das zigeunerische Märchenreich stärker interessiert, der wird es auch ohne solchen rotbeleuchteten Gasthauszauber, und grade ohne den, unschwer kennen lernen. Er könnte vielleicht sogar feststellen, daß die Bohême bei so günstigem Boden förmlich fruchtbar auf die gesellschaftliche Entwicklung einzuwirken vermöge. Den Beweis bietet vor allem Schwabing. Hier lebt die Bohême zwischen „Grenzbewohnern" und ausgesprochenen Kapitalisten. Und doch liegt über dem ganzen, vier Fünftel neustädtischen und ein Fünftel ländlichen Vorort einheitlich eine gewisse feinere Bohêmestimmung. Böse Münder behaupten sogar, in Schwabing dürfe man zu einem Verheirateten (oder einer Verheirateten) niemals sagen: „Empfehlen Sie mich, bitte, Ihrer Gattin (bezw. Ihrem Gatten)" — ohne hinzuzufügen: „Pardon, falls Sie noch nicht geschieden sind."

Die künstlerische Richtung, die Vorurteilslosigkeit, die Freude an modernen Schlagworten, die Zurückdrängung des Geschäftlichen, ein freierer Schwung in der Kleidung: all das scheint entweder von der Bohême als dem vorgeschobensten Posten der Künste abgefärbt zu haben oder es stimmt wenigstens sehr wohl dazu. Die überwiegende Mehrzahl aller Münchner Schriftsteller, Gelehrten, Kunstgewerbler, Zeichner, Maler, Tonkünstler von Bedeutung wohnt in Schwabing. Zum größten Teil gehören sie nicht eigentlich der Bohême an, aber sie sind doch die natürlichen Vermittler zwischen ihr und der Gesellschaft. Und so ist — nicht das extrem Gesellschaftswidrige der neu-romantischen Schwabinger Originale, wohl aber der mittlere „Schwabinger Stil" zum Anfang eines neuen Lebensstils geworden.

Auf die reine Bohême läßt sich im übrigen ein französisches Wort anwenden, das sonst vom Journalismus gelten soll: sie führt zu allem, vorausgesetzt, daß man sie rechtzeitig verläßt! Viel Elend ist in ihr daheim, doch mehr Reichtum — für die echte Jugend der Bohême; und zumal in der Stadt München, wo der Weg zur redlichen Kunstarbeit nachher vom Berufenen nicht leicht verfehlt werden kann. Nachher ...!

Die Herbstzeitlose.

Alle Blumen verblühten nun,
Auch die Malven, die schönsten von allen;
Alle Früchte fallen,
Und die Erde will ruhn;
Auch die singenden Vögel entflohn
Über die Berge lange schon.
Nur eine Blume drängt mit Gewalt
Aus der Erde ihre zarte Gestalt
Und hebt ihr Kelchlein gläubig auf
Zur letzten kärglichen Sonne hinauf,
Und schmückt mit ihrem blaßrötlichen Schein
Noch einmal alle Wiesen und jeglichen Rain.

Aber weh, es ist nur des Sommers Bild,
Sein Leben nicht, das in ihr quillt.
Von dunklem Gifte gärt ihr Saft;
Es ist der Tod, der in ihr schafft,
Der gelb aus ihren Poren dringt
Und, um den Sommer zu verhöhnen,
Ihn tückisch nachäfft mit der schönen
Tödlichen Blume, die den Winter bringt.

Will Vesper.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen herausgegeben von Adolf Frey. Zwei Bände (Leipzig 1908, H. Haessel). — **Hermann Hesse, Nachbarn** (Berlin 1909, S. Fischer). — **Hermann Bahr, Stimmen des Bluts** (Ebenda). — **Marianne Mewis, Der große Pan** (Dresden 1908, Carl Reißner). — **Neue Leipziger Klassikerausgaben** (Leipzig, Max Hesse).

In den Herbststürmen des Jahres 1898 nahm der Tod zwei grundverschiedene deutsche Dichter auf dieselbe sanfte und stille Weise hinweg: im Norden Theodor Fontane, im Süden Conrad Ferdinand Meyer. Sie hatten sich beide zum Blättern und Lesen auf das letzte Heft der „Deutschen Rundschau" geneigt, als ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende machte. So verknüpfte zuletzt ein wunderlicher Zufall zwei Poeten, die sich ewig fern gestanden hatten.

„Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit" — mit diesen Worten hat Detlev von Liliencron einst das Wesentliche der Meyerschen Kunst illustriert. Und ein besseres Symbol als dieser „goldne Helm" läßt sich wohl schwer finden. In bewundernder Ehrfurcht steht der eine davor, mächtig setzt seine Phantasie ein. Der goldne Helm: Das ist Prunk und Pracht, das ist etwas Großes und Königliches, das ist pathetische Erhabenheit, ein Rufer aus alten Tagen. Scheu vorbei aber drückt sich an diesem goldnen Helm ein andrer. Er ist ihm zu golden und zu feierlich. Er liegt auf Sammetgrund im Museum, aber man nimmt ihn nicht nach Hause. Er paßt nicht fürs Wohnhaus. Die Kinder werden still davor und spielen nicht mehr. Der goldne Helm ist zu kostbar.

Was Theodor Fontane nicht besaß, besaß der Kilchbergsänger im höchsten Grade: den Sinn für Feierlichkeit. Sie waren beide so verschieden wie der Charakter ihrer heimatlichen Landschaft. Fontane etwas nüchtern, zäh wie die Kiefern Brandenburgs, ein Poet des Alltags. Conrad Ferdinand Meyer dagegen großartig, pathetisch-erhaben wie die Berge Helvetiens, aber auch oft so kühl wie sie, ein Poet des Festtags. Er trug stets die Tiara der Ausnahme auf dem Haupt. Liest man seine Verse, so hört man es rauschen wie einen schweren faltigen Purpurmantel oder einen Talar. Als Talarträger spricht er aus dem Feiertag heraus zu seiner Gemeinde. Er spricht in großen königlichen Worten. Jedes ist wie in Marmor gemeißelt; es läßt sich nicht mehr daran drehen und deuteln. Aber unter dem Marmor hört man heißes Leben kochen, als ob es nicht heraus kann. Niemals hat man vor einer Dichtung Meyers das Gefühl, als wäre sie eine volle Erlösung für den Poeten gewesen. Jede ist versiegelten Lippen schwer abgerungen, ist mit unendlicher künstlerischer Sorgfalt immer von neuem gefeilt und geformt und verrät in jeder Zeile das Streben nach „großem Stil". Mit gemessener Würde, unter einer fremden Maske alles Persönliche verbergend, schreitet sie vorüber. Das ist Meyers Art; da liegt seine Grenze. Niemals bricht etwas mit ursprünglicher Kraft heraus. Er kann große, dunkle, glockentönige Gedichte machen, doch kein Lied. Er hat eine prachtvolle Rhythmik, doch keine natürliche eingeborne Melodie. Er ist ein größerer Zeit- als Menschendarsteller; er bringt ganze Stände und Parteien glänzender heraus, als die Einzelwesen und ihr Allerpersönlichstes; er hat deshalb in seiner Lyrik nichts Schöneres geschrieben als Chöre. Man wird ihn eher einen großen Künstler nennen als einen großen Dichter. Er hat die Andacht, aber er hat nicht den Tanz. Conrad Ferdinand Meyer geht ja auch nicht. Er *wandelt* immer.

So mußte die Ankündigung einer zweibändigen Sammlung seiner Briefe eine gewisse Verwunderung erregen. Unwillkürlich fragte man sich, ob dieser „Stumme des Himmels" in seinen Episteln denn mit einem Male ein aus sich herausgehender Bekenner sein würde. Nun sind diese „**Briefe Conrad Ferdinand Meyers nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen**" glücklich erschienen (Leipzig 1908, H. Haessel). Adolf Frey, der getreue Eckermann des Züricher Meisters, hat sie herausgegeben. Sie ergänzen die gute, mehr auf Erzählung und Darstellung als auf Kritik gestellte Lebensbeschreibung, die von demselben Adolf Frey vor mehreren Jahren im Cottaschen Verlage veröffentlicht worden war. Conrad Ferdinand hatte ihn selbst zu seinem Biographen bestimmt. Da ist es nur recht und billig, daß gerade er uns auch die Briefe seines Dichters zugänglich macht.

Trotzdem finde ich, daß er seine Aufgabe mehr pietätvoll als glücklich gelöst hat. Er hat vor allem den gewaltigen Haufen der Korrespondenz nicht *chronologisch* geordnet, sondern nach den Empfängern. Man könnte das zur Not bei den Briefen eines Dichters verstehen, der soviel Hingabe und Wandlungsfähigkeit besitzt, um sich ständig auf die einzelnen Adressaten abzustimmen und gleichzeitig zu nehmen und zu geben. Aber es ist nicht mehr verständlich bei der Reserviertheit und allzu engen Beschlossenheit des Zürichers. Und wenn Adolf Frey, um gewisse Färbungen und Nuancierungen deutlicher zu machen, uns jeden Überblick raubt, so gibt er die ganze Schlacht preis, um ein Gefecht zu gewinnen. Bei seiner Anordnung kommt es nicht nur zu ständigen Wiederholungen, sondern wenn auf einen

Brief aus dem Jahre 1892 einer von Anno 1868 folgt, so muß man auch darauf verzichten, die menschliche und dichterische Entwicklung des Poeten an der Hand dieser persönlichen Dokumente kennen zu lernen. Nur diesem Zwecke jedoch konnte und mußte diese Briefsammlung dienen. Denn daß die Stirn Conrad Ferdinands der „Kranz des Epistolographen" nicht schmückt, muß sein getreuer Schildknappe selber zugeben. Die Briefe haben fast nie eine Eigenschönheit, haben ihre Bedeutung nicht in sich, sondern neben sich, d. h. sie sind nur durch die Person des Schreibers, als Ergänzung und Erklärung zu einem großen Lebenswerk wichtig. Um diesen Gesichtspunkt scharf hervorzuheben, um Wachsen und Werden, Betätigung und Entwicklung des Mannes und seines Werkes aus der Sammlung seiner Korrespondenz herausleuchten zu lassen, war die chronologische Anordnung geboten. Hätte Adolf Frey sie gewählt, so hätte er vielleicht auch die Nötigung gefühlt, einen nicht geringen Teil der Episteln über Bord zu werfen. Das aber wäre gut gewesen.

Jawohl: gut! Denn ich kann mir nicht helfen: der Gewinn, den man jetzt aus diesen Briefen zieht, steht doch in keinem rechten Verhältnis zu dem Volumen der beiden, 1000 Seiten starken Bände. Vielleicht sieht man nirgends besser als hier, wie wenig „Dichter" Conrad Ferdinand Meyer war. Wie soll man anders als kühl auf eine Persönlichkeit reagieren, die selbst niemals in Haß oder Liebe reagierte, oder die, wenn sie es heimlich doch tat, es stets höflich verschluckte? Nein, Meyer war im höchsten Sinne keine „Natur". Er war ein courtoisievoller, wohlwollend-reservierter Mensch, aber wenn man fast 1000 Seiten Zeile für Zeile durchackert und mit wenigen Ausnahmen immer nur wieder auf Courtoisie, Wohlwollen und Reserviertheit stößt, so kriegt man diese schätzenswerten gesellschaftlichen Eigenschaften allmählich gründlich satt und empfindet tief, wie erschreckend ergebnislos sie in einem höheren menschlichen Sinne sind. Daß man am Ende aus einer so umfangreichen Publikation doch eine gewisse Ausbeute interessanter Urteile herausdestilliert, ist selbstverständlich. Aber der Spiritusgewinn steht, grob gesagt, eben in keinem Verhältnis zu den Kartoffelmengen, die wir verarbeiten müssen.

Um einiges zu notieren: schon in Meyers frühesten Briefen tritt sein überwiegendes Interesse an allem Historischen hervor. Er war nicht umsonst der Sohn einer alten Züricher Patrizierfamilie. Und die längsten und hübschesten Briefe seines ganzen Lebens schreibt er aus und über Rom. „Nur Rom kann eine Heimat ersetzen." Aber was ihn an Rom fesselt, ist nur „die Vergangenheit, das großartige Gefühl, über den Trümmern so vieler Jahrhunderte zu leben". Es ist weiter bekannt, daß er in seiner Frühzeit schwankte, ob er Deutsch oder Französisch schreiben sollte und daß der große Krieg ihn endgültig für Deutschland gewann. Aber hier versagen die Briefe völlig. Es ist kein einziger vorhanden, der unter der Einwirkung der weltgeschichtlichen Ereignisse von 1870/71 geschrieben wäre und von der damaligen Erregung des Herzens spräche. Nur unterm 16. Januar 1871 berichtet er, daß er seine französischen Sympathien schwer überwunden habe, und noch 18 Jahre später hält er es für möglich, daß sein „Ohr feiner ist für das Französische als das Deutsche, geschulter jedenfalls". Aber er war nun von ganzem Herzen deutsch und hatte später besonders an dem „lieben, jungen Kaiser" seine Freude, dessen Wesen und Pathos ihm stark entgegenkam. Er applaudierte zu Bismarcks Entlassung, gab Wilhelm II. völlig recht und ließ sich auch später in der Anhänglichkeit an den Herrscher, der ihm „geradezu gefiel", nicht beirren. Für die gewaltige Naturkraft Bismarcks hatte dieser Kulturmensch keinen rechten Sinn. Mit heimlichem Mißtrauen stand er dem aller Berechnungen spottenden Genie gegenüber. Schließlich allerdings bekannte er: „Es war doch ein großer Irrtum des Kaisers, von Bismarck zu lassen."

Daß er, der ganz auf das Pathos Gestellte, dessen „Jugendpoet" Herwegh gewesen war, mit dem Komischen nichts anzufangen wußte, wird keinen wundern. Es „hinterläßt mir einen bittern Geschmack, während das Tragische mich erhebt und beseeligt". Nur der Kothurnschritt war ihm gemäß. Deshalb stand ihm auch von den Poeten seiner Zeit keiner näher als Hermann Lingg, der in großen Chören gern Wendepunkte der Geschichte besang. Dagegen sind die beiden größten mitlebenden Lyriker, Mörike und Storm, in all den Briefen überhaupt kaum genannt. Und was sonst an literarischen Urteilen da ist, bedeutet wenig. Dahn wird gelobt, Wildenbruch figuriert als „guter Junge mit Blut in den Adern", die Liebenswürdigkeit Paul Heyses wird noch einmal bezeugt, Leutholds Gehaltlosigkeit richtig betont. Eine Abneigung hatte Conrad Ferdinand gegen Grillparzer, der ihm zu sinnlich war; Hebbel und Otto Ludwig schienen ihm zu reflektiert; ein „Faible" hatte er nach den „Webern" für G. Hauptmann. Am interessantesten jedoch ist seine Stellung zu seinem engsten Nachbar Gottfried Keller. Da der Briefwechsel beider hier zum ersten Male vollständig veröffentlicht wird, erhält man ein klares Bild. Meyer hat sich stets und ständig dem älteren Meister untergeordnet. Er hatte immer eine Scheu und Schüchternheit Keller gegenüber, und sie beruhte vielleicht noch weniger auf der Einsicht der natürlichen Überlegenheit, als auf der leisen Furcht vor der widerborstigen Natur des grätigen Junggesellen. Der grobe Keller, den keine Rücksicht davon abhalten konnte, fest und fromm seine Meinung zu sagen, mußte die Courtoisie und übergroße Höflichkeit des formenstrengen Patriziers wohl übertrieben finden, und mit spöttisch-ironischem

Lächeln setzte er, wenn Meyer ihn seiner „Ehrerbietung" versicherte, einen Trumpf drauf und versicherte den Nachbar seiner „Ehrfurcht". Der verschluckte das, aber es kränkte ihn, und er schob die schlechten Manieren Kellers auf die „Wirtshausumgebung und Weinatmosphäre" des Junggesellen. Jedenfalls: wenn das Verhältnis der beiden erträglich war, so war das eben Conrad Ferdinand zu verdanken, der sich neben dem „alten Meister" nur als „alter Geselle" fühlte. Aber damit, daß die paar Kellerbriefe nun zwischen der Überfülle der seinen stehn, ist ihm wenig gedient. Wie springt aus Meister Gottfrieds Zeilen gleich ein ganzer Kerl auf! So etwas Festes, Körniges und Prächtiges wie seinen Brief vom 1. Mai 1881 findet man in den beiden Bänden nicht wieder, und wüßte man es sonst nicht, so erführe man es aus der Korrespondenz, wer von den beiden Schweizern die größere Natur war.

Ein neues Buch von **Hermann Hesse** führt uns von den Toten zu den Lebenden zurück. Es sammelt unter dem Titel „**Nachbarn**" (Berlin 1909, S. Fischer) fünf Erzählungen, von denen besonders die erste und die letzte Freunde finden dürften.

Daß nach der Peter Camenzind-Begeisterung ein gewisser Rückschlag eintreten würde, war vorauszusehen, und die nachträgliche Nörgelweisheit der Neunmalweisen braucht niemanden anzufechten. Das ist ein altes Spiel. Aber wir sollen und wollen auch nicht aus Liebe zu dem Dichter, der uns durch die Lauterkeit seines Herzens und seiner Kunst gewonnen hat, die uns manchmal überschleichende Besorgnis unterdrücken, als gebe er sich neuerdings in zu kleiner Münze aus. Deshalb mag gerade von Freundesseite ein leiser Warnungspfiff ertönen. Eine Kraft, die sich an verhältnismäßig zu geringe Aufgaben setzt, ermattet leicht. Und es gibt hier in den „Nachbarn" ein paar Novellchen, die nur so aussehen, als ob sie etwas seien, die nicht genug Substanz haben, in den Ansätzen stecken bleiben und nach Art des Hornberger Schießens ausgehen. Ich rechne dazu in erster Linie den „Garibaldi". Aber auch die zweite Erzählung „Karl Eugen Eiselein", die einen kleinen Anlauf zu einer literarischen Satire gegen die Ästheten nimmt, hinterläßt doch den Eindruck, als schlüge sich Hesse hier mit zu billigen Dingen herum, als versäume sich ein feiner Poet, den größere Aufgaben erwarten, hier mit einem faden Narren, der seines Interesses und seiner Kunst nicht recht wert sei. Viel erquicklicher mutet die Eröffnungsnovelle an, in welcher der sanfte Andreas Ohngelt, der kleine Schüchterne, zu einer Frau kommt — zwar nicht zu der eigentlich begehrten, aber zu dem viel braveren Kircherspäule. Und am schönsten entfaltet sich die Hessesche Begabung in der letzten Skizze, die das Armleuthaus und seine Bewohner, ihre kleinen Schliche und Ränke, ihre Freund- und Feindschaften behandelt. Da gibt es eine ganz köstliche Szene: wie die beiden alten Kerle nachts splitternackt um eine Zigarre kämpfen.

Hermann Hesse, der mit einer natürlichen Schlichtheit, einer herzlichen Wärme und dabei mit einer nicht drückenden, sondern erfreuenden humoristisch-ironischen Überlegenheit erzählt, ist ein Dichter von großer Zartheit. Er ist nichts weniger als eine ungebrochene Vollnatur. Man findet bei ihm niemals Kraft und Leidenschaft, aber man findet immer eine feine Schönheit bei ihm. Er reißt nicht hin, aber er spinnt zart ein. Er kann nicht Trompete blasen, aber er geigt sehr schön. Er ist weniger Tat-, als Traum- und Sehnsuchtsmensch — ein Poet der Stille, der blauen Ferne, der Erinnerung. Seine Zartheit wird niemals sentimental und schwächlich, aber er wirft auch nie sein Herz vorwärts, um ihm im Sturm nachzuspringen. Ja, es zeugt von einer leisen Schwäche, daß er mit Vorliebe seine Stoffe von sich entfernt. Was er erzählt, ist viele Jahre vergangen, leuchtet aus der Kindheit herüber, ist längst vergessen und erledigt. Und es fällt weiter auf, daß seine „Helden" mehr oder minder gebrochene Naturen sind, Menschen, die mit dem Leben nicht zurechtkommen, die günstigsten Falles von einer kräftigeren Ehehälfte zu ihrem Heil dirigiert werden, die sonst im Spital enden, im Alltag verkümmern oder einem verfehlten Dasein selbst ein Ende machen. Die Gesellschaft dieser „Halben" könnte einem auf die Dauer wohl einmal zu viel werden, wenn nicht immer wie ein schönes Licht über der Verwirrung ihres Lebens die zarte Liebe des Dichters stünde, die uns stets von neuem mit ihnen versöhnte. Auch sonst: wenn Hesse den starken Heimwehzauber bannt, der „aus kühlen Brunnentiefen ferner Kinderjahre" atmet, wenn er erzählt, wie er spät und langsam durch die bleiche Seenacht seinem Dorfe entgegenfährt, der leise, laue Wind in seinem Segel singt und seltne Rufe aus entfernten Fischerbooten übers Wasser wehn — dann fühlt man doch stets von neuem, daß nur ein Dichter so reden kann ...

Ein solcher Dichter ist **Hermann Bahr**, der Österreicher, **nicht**. Vor fünfzehn, zwanzig Jahren, da war er für Jüngstdeutschland eine große Kanone: Prophet, Fahnenträger und Führer ins gelobte Land der Zukunft. Niemand verstand es so meisterhaft, von sich reden zu machen und die Literatenwelt immer von neuem zu verblüffen wie er. Sein Bild kannte jeder: bald stand er im schlohweißen Strandanzug da, bald bedeutend à la Napoleon, bald war er ganz Weltschmerz und Stirnlocke. Diese Stirnlocke genoß in der Literatur einen besonders großen Ruf. Und ihr glücklicher Besitzer, der seine Genealogie so verwickelt darstellte, daß man nie wußte, welches europäische Volk nun eigentlich den größten Anspruch auf ihn hatte, — er war unermüdlich tätig und hielt die Scharen seiner Gläubigen fortgesetzt durch

neue Entdeckungen in Atem. Er importierte oder erfand alljährlich neue Worte, neue Theorien, neue „Stile“, brachte die Fin de siècle-Mode aus Paris mit, prägte das scheußliche Wort „die Moderne,“ entdeckte dazwischen den siebzehnjährigen Loris (Hugo von Hofmannsthal) „mit den hängenden Schultern degenerierender Kulturen,“ predigte den Naturalismus heut, schrieb morgen einen naturalistischen Roman für die „Freie Bühne“, und überwand denselben Naturalismus übermorgen — ein literarischer Schlangenmensch von fabelhafter Geschwindigkeit, den man niemals recht stellen konnte, weil er fortwährend Häute abstreifte und immer wo anders war, als wo man ihn suchte. Es gab Gläubige, die bei jeder neuen Haut, die zum Vorschein kam, mit ihm selbst darauf schworen, daß dies nun die richtige sei, aber mit den Schwurfingern sank auch meist schon die beschworene, um einer anderen Platz zu machen. Am Ende verlor das Spiel an Reiz; die echten Schöpfer stiegen über die Herolde, Propheten, Mitläufer und Manager der Bewegung empor, und Hermann Bahr geriet mit so vielen anderen ins Hintertreffen. Da ward er in Wien seßhaft und leuchtete am dortigen Kunsthimmel, da es „das ganze Deutschland“ einmal nicht sein konnte. Und es weiß heute jeder, daß er nur deshalb zwanzig verschiedene Naturen hatte, weil er nie eine Natur war. Immerhin hat er als geistreicher Anreger Verdienste ...

Sein neues Novellenbuch „Stimmen des Bluts“ (Berlin 1909, S. Fischer) setzt seine alten Verblüffungsmanöver fort — nur in sehr gemäßigter Weise. Ich sagte schon, er sei kein Dichter. Er ist eigentlich der Mann fürs Feuilleton. Sein Denken und Stofferfinden ist noch mehr feuilletonistisch als sein Stil, obwohl seine Menschen alle etwas im Feuilleton- und Bühnendialog reden. Er versucht immer durch Überrumpelung zu siegen, durch das Unerwartete. Es steckt hinter jeder seiner Novellen, auch wenn sie das Tragische streifen, immer ein Stück Witz. Man findet in der ersten Erzählung das Thema der Geschwisterehe angeschlagen, aber am Ende sind es gar keine Geschwister, die da heirateten. Oder man hört eine Liebesgeschichte, die kurz vor der erwarteten Katastrophe abbricht und die nun doch keine Liebesgeschichte ist. Oder es wird ein Räuber gefangen und gefesselt, der schließlich wieder gar kein Räuber ist. Und wie das tragisch Angelegte gegen jede Erwartung stets vergnüglich endet, so schließt das lustig Angelegte plötzlich tragisch. Es ist stets ein etwas verdeckter Bluff da. Manchmal, beim ergötzlichen Bluff, geht man gern mit; aber beim tragischen Bluff — vide die Hundeschichte „Schurl“ — zuckt man die Achseln. Zum guten Ende erzählt Bahr noch eine kleine Geschichte des Herodot nach und belehrt uns, daß es den „Griechen für unvornehm galt, etwas Besonderes zu können oder gar es herzuzeigen. Wer sich plagte, etwas zu tun, war ihnen verdächtig, nichts zu sein. Der freie Mann wirkt genug, indem er ist. Weshalb Philipp, als er hörte, wie stark sein Sohn auf der Laute war, sprach: ‚Schämst Du Dich nicht, so schön zu spielen?‘ Weshalb es im Plutarch heißt, kein besserer junger Mensch, der die Statue des Zeus in Pisa oder der Hera in Argos bewunderte, habe sich jemals gewünscht, ein Phidias oder ein Polyklet zu sein. Der freie Mann hört zu, sieht an und genießt sich.“

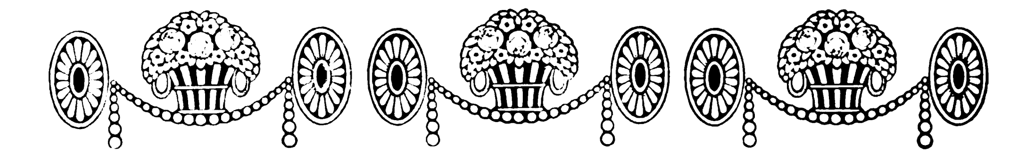
Ich weiß nicht, ob Hermann Bahr dies alles mehr sich zum Trost sagt oder mehr zur Belehrung der Leser. Gefällt ihm dies feine Geschichtlein wirklich so gut, so möge er hingehen und desgleichen tun, d. h. zuhören, ansehen und sich genießen. Aber keine Novellen mehr schreiben. —

An vierter Stelle möcht' ich für einen Roman von Marianne Mewis Gehör erbitten: „Der große Pan“ (Dresden 1908, Carl Reißner). Es ist ein Ostmarkenroman, und zwar der beste, den ich nach Clara Viebigs „Schlafendem Heer“ gelesen habe. In seinem Mittelpunkt steht der „große Pan“ Swantewitt, ein deutscher Großgrundbesitzer, der wie ein absoluter Herrscher über seine Völker gebietet, der sein Reich fortwährend mehrt, ein Stückchen Renaissance- oder gar Übermensch, ein Genie, eine Gewaltnatur, ein Fels in der anspülenden Slawenflut. Marianne Mewis hat diesem Helden der Tat, in den sie selbst ein wenig verliebt ist, vielleicht gar zu große Dimensionen gegeben, ihn zu sehr gesteigert. Aber jedenfalls: es ist kein kleines Ziel, das sie sich gesteckt hat, als sie diesen Riesen modellierte, der die heterogensten Eigenschaften in sich verkörpert. Mag hier und da ein Zug nicht ganz sitzen, mögen sich leise Bedenken gegen den Schluß erheben — was da geleistet ist, zwingt jedenfalls Achtung ab. Auch die übrigen Gestalten sind trotz ihrer großen Zahl durch die Bank gut gesehen und genügend herausgearbeitet. Eindringlicher aber noch als sie wirkt die Landschaft, die sie geboren hat, das ganze Milieu, in dem sie stehen, der vielumstrittene Boden, der für Deutsche und Polen Korn trägt. Das Buch hat mir viele Erinnerungen geweckt an die Zeiten, da ich selbst noch vom „polnischen Wind“ umweht ward, über die weiten Ebenen wanderte und an Sommerabenden das weiche Singen der polnischen Landmädchen hörte. Es ist viel Liebe zu der umkämpften Heimat in dem Roman, und ein leiser Schmerz, daß die Kinder dieser Heimat sich nun in Haß und Streit gegenüberstehen. Jede starke, äußerliche Parteinahme ist dabei vermieden; der große Pan ist kein Tendenzbuch. Aber man fühlt wohl in und zwischen den Zeilen, daß Marianne Mewis mit der Regierungspolitik nicht einverstanden ist, daß sie für das gutmütige, arbeitswillige und bedürfnislose polnische Landvolk viel Sympathie hat und ohne rechtes

Vertrauen in die Zukunft sieht. Sie hat in erster Linie die ländlichen Verhältnisse im Auge, den Besitz, um den am meisten gerungen wird. Der Ostmarkenroman, der den erbitterten Kampf in den kleinen Städten schildert, ist noch ungeschrieben. „Das schlafende Heer" führt ja gleichfalls auf Gut und Dorf. Und ist es nicht merkwürdig, daß es gerade zwei Damen sind, die uns die besten Werke aus dem Kampfgebiet schufen? Nicht noch merkwürdiger, daß beide mit der Art unserer Germanisierungspolitik so wenig einverstanden sind? Aber wir wollen kein politisch Lied singen, sondern nur sagen, daß der mit künstlerischen Kräften karg bedachte Osten sich über den Zuwachs freuen mag, der ihm in der Erzählerin Marianne Mewis zuteil ward.

Unter den Neuausgaben, die der Büchermarkt allmählich in reicher Fülle auszuschütten beginnt, möchte ich für diesmal auf ein paar ebenso gute wie billige Volksausgaben von Jeremias Gotthelf und anderen hinweisen, die als Fortsetzung der „Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben" eben erschienen sind (Leipzig, Max Hesse). Wir haben in Deutschland ja in der Reclamschen Universalbibliothek ein Unternehmen, das auch dem Ärmsten die Schätze aller Literaturen darbietet und dessen kulturelle Wirksamkeit gar nicht abzuschätzen ist. Keine Nation hat uns das in der Weise nachmachen können. Auch die in Deutschland selbst mit der Universalbibliothek in Wettbewerb tretenden Unternehmungen, die auf ähnlichen Grundsätzen aufgebaut waren, erlahmten mehr oder minder mit der Erkenntnis, daß der Reclamsche Vorsprung nicht mehr einzuholen war. So gab es ein großes Kopfschütteln, als vor Jahren der Max Hessesche Verlag von neuem an dem alten Strang zu ziehen begann. Aber die Mißtrauischen, zu denen auch ich gehörte, mußten ihre Zweifel am Ende einpacken. Und besonders die guten und billigen Hesseschen Klassikerausgaben sind heut wohl das Beste, was wir zu solchem Preise auf diesem Gebiete haben. Es handelt sich dabei nicht in erster Linie um Goethe und Schiller, Lessing und Körner, Hauff und Grillparzer, die sowieso auf jedem Bücherbrett stehen. Sondern der Kreis ward — und das war das Neue — von vornherein viel weiter gespannt, so daß auf einmal Novalis und Tieck, Arnim und Brentano, Gutzkow und Laube, Bauernfeld und Anastasius Grün, ja selbst Zschokke und andere Lichtlein in die Reihe der „Klassiker" rückten. Man mag über diese leichten Herzens verliehene Rangerhöhung lächeln — schließlich ist und bleibt die Hauptsache, daß damit nun den weitesten Volkskreisen die Gesamtwerke von Poeten zur Verfügung stehen, die man früher einfach nicht erlangen konnte. Dabei sind diese Werke gut und scharf gedruckt, bringen Bildnisse und erläuternde Einleitungen und halten auch — ich habe selbst hier und da Einzelnes mit den Originalausgaben verglichen — einer philologischen Nachprüfung stand. Ich nenne von den letzten Erscheinungen die „Ausgewählten Werke" von Jeremias Gotthelf, diesem in seiner ausgeprägten moralisch-erzieherischen Tendenz echt schweizerischen Volksschriftsteller. Adolf Bartels hat diese zehn Bände mit einer Biographie des Dichters und Einleitungen versehen, und selbst wer sich an der Enge der Bartelsschen Natur stößt, muß der temperamentvoll-ehrlichen Darstellungsart des Mannes Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er charakterisiert und schreibt stets in Angriff oder Verteidigung. Er reagiert eigentlich viel weniger auf den Dichter, mit dem er sich befaßt, als auf die Kritiker, die sich vor ihm mit diesem Dichter beschäftigt haben. Ihre Urteile nimmt er auf, indem er sie entweder angreift und leugnet oder ihnen zustimmt. Da ihm Gotthelf als Natur sehr nahe steht, so ist seine Einleitung recht lesenswert. Neben diesen Gotthelfschen Werken sind im letzten Jahr Freiligrath und Claudius, Kerner und Laube usw. usw. in der Sammlung erschienen, und interessanter noch ist der Versuch, Johannes Scherr, den Alten vom Zürichberg, durch billige Neuausgaben seiner zum Teil vergriffenen Schriften zu beleben. Daß dieser Versuch bei seinem zehnteiligen Novellenbuch gelingen wird, glaube ich weniger, aber sein dreibändiges, die Zeit von 1740 bis 1815 hell beleuchtendes Werk über „Blücher" dürfte noch viele Leser finden. Denn obzwar er immer etwas einseitig ist und die demokratischen Scheuklappen trägt, ist er doch mit einem Worte ein „Kerl", der frisch, derb, heftig zufahrend und farbig zu schreiben versteht. Sein Standpunkt, hat Conrad Ferdinand Meyer in einem Briefe an Alfred Meißner gesagt, „ist ein sehr individueller, und wenn er das Zufällige höchst energisch betont (darin liegt, viel persönliche Bravheit und Geradheit hinzugerechnet, seine Stärke), so erschöpft er die menschlichen Dinge, in denen viel Vernunft ist, lange nicht. Auch müssen Sie den Mann nicht allzusehr beim Wort nehmen, es ist auch etwas schriftstellerische Manier und gewollte Originalität dabei."

Dies als avis au lecteur für jeden, der an diese neue Scherr-Ausgabe herantritt!





Damenzimmer der Frau Hauptmann R. in Berlin W. Von Architekt Georg Honold in Berlin W. 50

Illustrierte Rundschau.

Damenzimmer von Georg Honold-Berlin. — Schiffsinnenräume von Prof. Bruno Paul. — Bronzen und Plaketten von H. Harry Liebmann. — „Die Niederelbe" von Prof. Dr. R. Linde. — Zu unsern Bildern.

Wiederholt schon führten wir an dieser Stelle unseren Lesern Inneneinrichtungen des Berliner Innen-Architekten Georg Honold vor, dessen schlichte und feine Kunst sich immer weitere Kreise erobert. Diesmal sind es Teile eines Damenzimmers. Eigentlich nicht das, was man gemeinhin unter „Damenzimmer" versteht: nichts Spielerisches, Leichtes, Kokettes, Aufgeputztes. Gerade das ist der große Vorzug der Honoldschen Arbeiten, daß er sie immer der Eigenart des Bestellers, des Besitzers anzupassen weiß, daß er sich nicht von Vater Usus und Mutter Schema beeinflussen läßt. So auch hier: man fühlt gleichsam aus den Abbildungen heraus, daß es sich um das Zimmer einer künstlerisch veranlagten Frau handelt, die ihrem Leben ernstere Ziele gesteckt hat. Es lohnt, auf Kleinigkeiten zu achten: auf den famosen Fenstersitz zum Beispiel mit dem unendlich behaglichen tiefen Stuhl und dem Tischchen davor, das — wie alle Honoldschen Möbel — bei aller Zierlichkeit so wunderschön, so zuverlässig fest steht; auf die Gliederung der Wände mit den bespannten Flächen lohnt es zu achten, auf die schönen, zweckmäßig konstruierten Schränke. Wer sich für den hochbegabten Künstler interessiert, sei auf eine Mappe aufmerksam gemacht, die er im Verlag von Schuster & Bufleb, Berlin W. 30, unter dem einfachen Titel „Raumkunst" erscheinen ließ. Sie enthält vierzig Blätter, die in bunter Folge eine Übersicht seiner in den letzten Jahren ausgeführten Arbeiten geben, ein Bild seines ernsten, vielseitigen und erfolgreichen Strebens. Wir finden da neben der Schloßkapelle ein Theaterfoyer, neben der Diele eines Jagdschlosses eine Bibliothek, finden Speisesäle, Herrenzimmer, Schlafzimmer, große Hallen und kleine Interieurs, reizvolle Treppenanlagen, Fenster und Türen, Badezimmer — und überall in diesen eine geradezu quellende Erfindungsgabe. —

Für die künftige Entwicklung des neuen deutschen Kunstgewerbes wird es stets eine der wichtigsten und folgereichsten Begebenheiten bleiben, daß der „Norddeutsche Lloyd", unsere große Bremer Schiffahrtsgesellschaft, sich im vorigen Jahre an der Umwandlung der „Münchener Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk" in eine Aktiengesellschaft beteiligte und so das Unternehmen sanieren half, das von Anfang der neuen

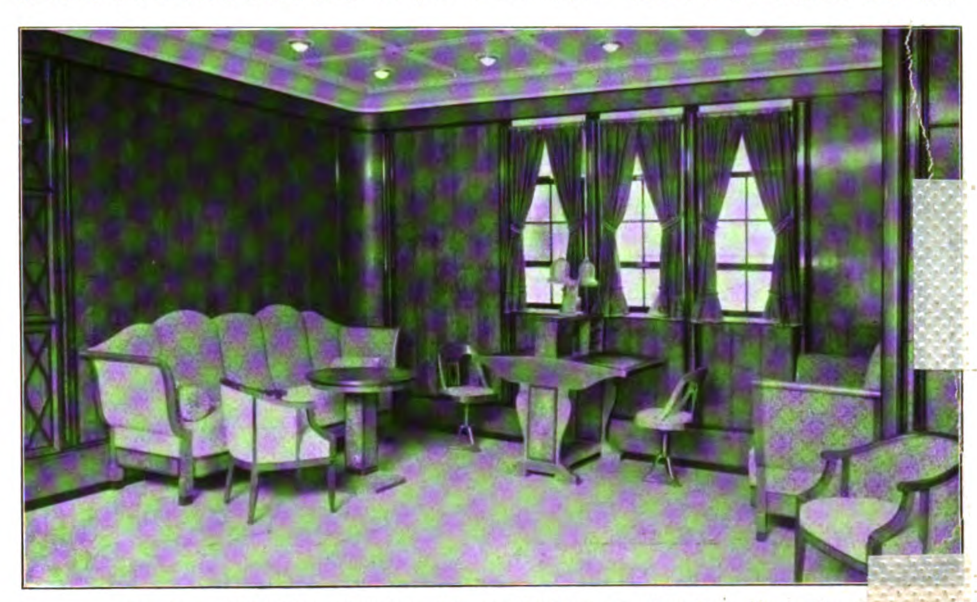


Bücherschrank des Damenzimmers.

kunstgewerblichen Bewegung an deren vornehmster Träger gewesen war. Man muß dem „Norddeutschen Lloyd“ für jene Maßnahme aufrichtig dankbar sein, zumal sie in eine Zeit fiel, in der die Gewinnchancen der Schiffahrtsgesellschaften keineswegs günstig standen. Selbstverständlich konnte der Lloyd den Werkstätten die hilfreiche Hand nur bieten, weil er selbst an ihrer erfolgreichen Weiterarbeit interessiert war. Es schwebten damals schon größere Aufträge; weitere sind inzwischen erfolgt, und damit war nicht nur den Vereinigten Werkstätten gedient, sondern auch endlich die langersehnte Gelegenheit gefunden, dem Auslande zu zeigen, was das deutsche Kunstgewerbe heut Eigenes und Wertvolles zu bieten vermag. Auf dem großen Weltmarkt, den heut noch Frankreichs traditionelle Möbelstücke (vortrefflich oft an sich, aber erstarrt in der Tradition) beherrschen und an dem auch England mit seinen Chippendale- und Sheratonmöbeln einen nicht geringen Anteil hat, — auf dem großen Weltmarkt kann Deutschland, dessen Export auf kunstgewerblichem Gebiet sich bisher leider fast ausschließlich

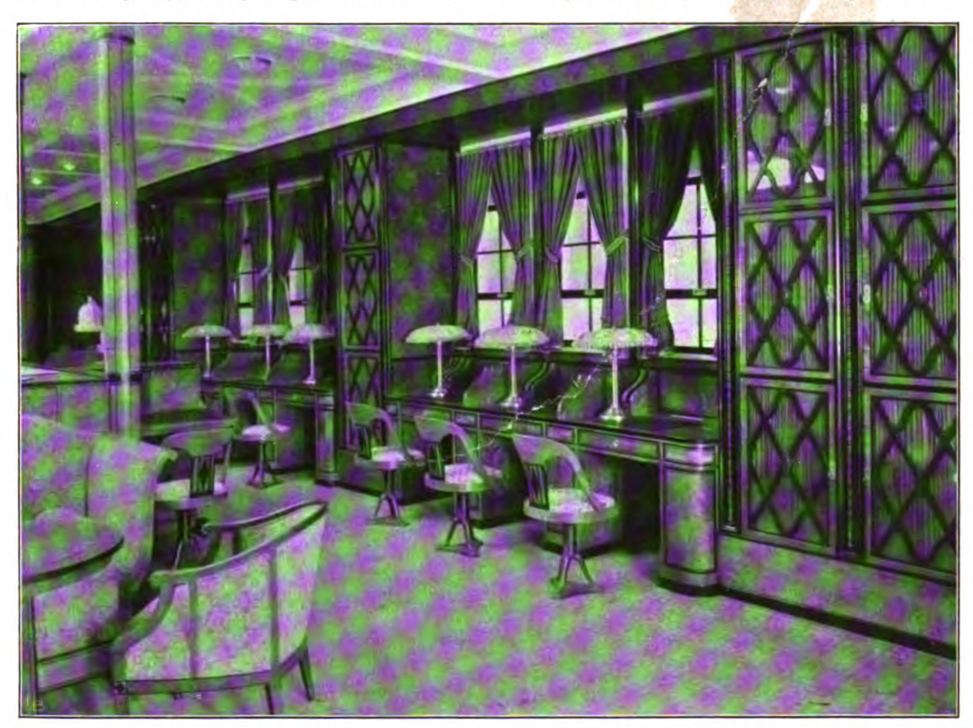


Ecke mit Bücherschrank im Damenzimmer der Frau Hauptmann R.
Von Architekt Georg Honold in Berlin W. 50.



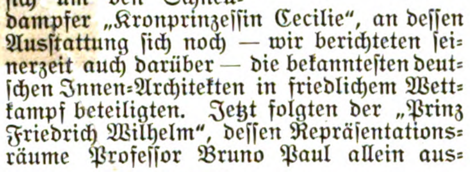
⊠ Aus dem Lesesaal des Dampfers „George Washington". Von Prof. Bruno Paul.

an kulturell tiefer stehende Völker wendete, sich auf die Dauer nur durch Erzeugnisse von ausgeprägter, künstlerischer Eigenart behaupten; es muß sich damit die Beachtung auch der anspruchsvolleren Kreise fremder Nationen gleichsam erzwingen, wenn es vorwärts kommen will. Unter diesem Gesichtspunkt haben die neuen Dampferausstattungen des Norddeutschen Lloyd geradezu eine nationale Bedeutung, denn das tage- oder wochenlange Verweilen in den Räumen der Ozeanriesen hinterläßt naturgemäß viel



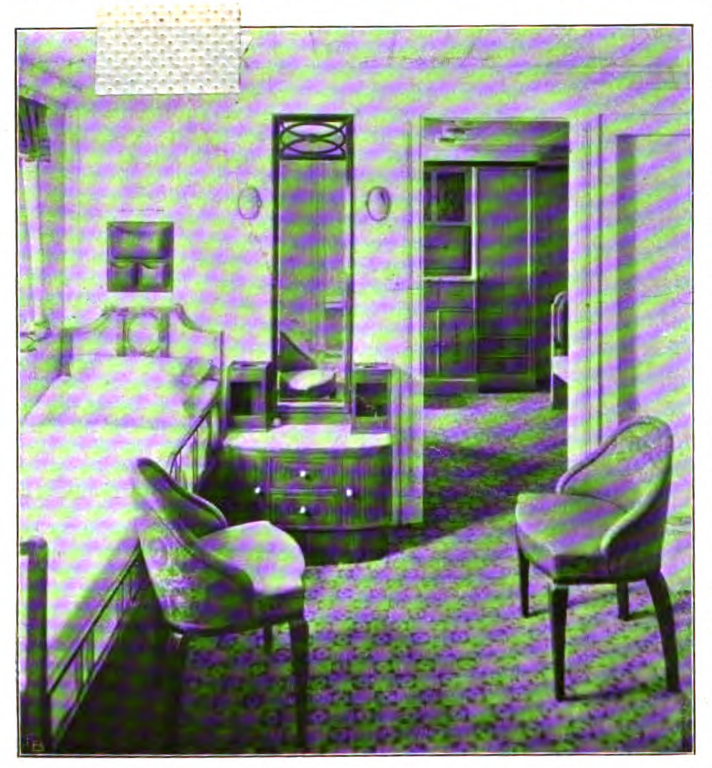
⊠ Aus dem Lesesaal des Dampfers „George Washington". Von Prof. Bruno Paul. ⊠

tiefere Eindrücke, als es der flüchtige Besuch von Ausstellungen vermag. Wir haben es erlebt, wie der englische Stil (oder was unter dieser Flagge segelt) sich wesentlich durch die Einrichtungen der großen internationalen Hotels seinen Weg eroberte, und wir werden es erleben, daß auch die neueren großen deutschen Prachthotels, das wundervolle Hotel Adlon in Berlin voran, für das deutsche Kunstgewerbe Eroberungen ausführen. Noch intensiver aber können jene Schiffseinrichtungen Propaganda machen. Zuerst handelte es sich um den Schnelldampfer „Kronprinzessin Cecilie", an dessen Ausstattung sich noch — wir berichteten seinerzeit auch darüber — die bekanntesten deutschen Innen-Architekten in friedlichem Wettkampf beteiligten. Jetzt folgten der „Prinz Friedrich Wilhelm", dessen Repräsentationsräume Professor Bruno Paul allein ausstattete, und die in diesem Sommer in München ausgestellt gewesenen Räume für den neuen Riesendampfer „George Washington". Den stärksten Eindruck hinterläßt ohne Zweifel der große Lesesaal, dem wir denn auch zwei Abbildungen widmen. In seiner diskreten, praktischen Anordnung, in seiner ruhigen Farbenwirkung, in den Formen der dem Sonderzweck klug angepaßten Möbel, die so recht eigentlich zur beschaulichen, behaglichen Lektüre einladen, gibt er sich als eine einheitliche Schöpfung reifster, künstlerischer Begabung. Auch in dem Salon und dem Schlafraum der Luxuskabinen ist alles so geschmackvoll angeordnet, so durchdacht aneinander gefügt, wie aus langer Erfahrung heraus geschaffen, daß man glauben möchte, es sei in derartigen Räumen immer so und nicht anders gewesen. Und doch hat eigentlich noch niemand vor Bruno Paul Dampferkajüten gleich wohnlich zu gestalten gewußt, hat niemand vor ihm dem Komfortbedürfnis sehr verwöhnter Kreise ganz ohne leeren Prunk, nur durch Gediegenheit und fast schmucklose Eleganz so voll zu ent-

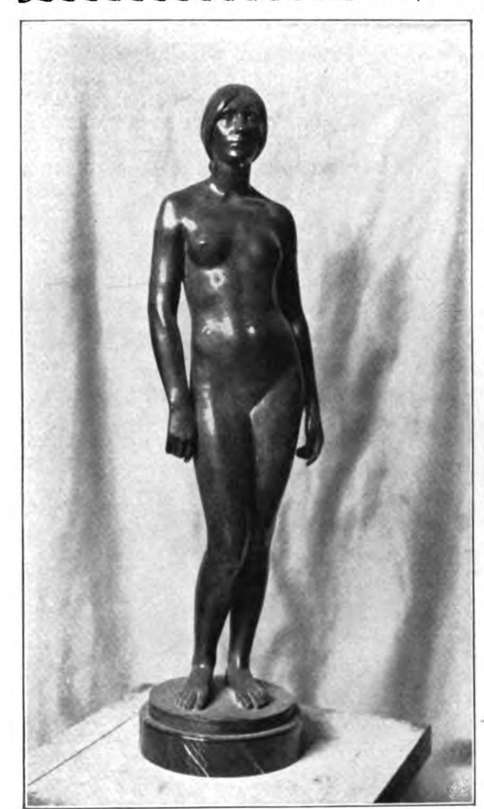




Salon einer Luxuskabine. Von Prof. Bruno Paul.



Schlafzimmer einer Luxuskabine. Von Prof. Bruno Paul.



Jugend. Bronze von Hans Harry Liebmann.

sprechen verstanden, wie es in diesen Räumen erreicht ist. Sie repräsentieren wirklich künstlerisch und technisch mit das Beste, was Deutschland heut auf dem Gebiet der Innenausstattung erzeugt. Aber es kann sich auch nur durch solche Musterleistungen unser Kunstgewerbe dauernd einen „Platz an der Sonne" erobern. Begierig aber darf man darauf sein, was nun die Hamburg-Amerika-Linie nach dem Lloyd zu bieten versuchen wird. Es läßt sich ja erfreulicherweise voraussehen, daß Hamburg nicht hinter Bremen, Herr Ballin nicht hinter Herrn Wigand zurückstehen will. —

Einige feine Bronzen, eine Marmorskulptur, zwei Plaketten von Hans Harry Liebmann reihen sich in unserer Abbildungsfolge an. Viele unserer Leser und Leserinnen werden sich noch der Bronzestatuette „Die Zopfflechterin" erinnern, die wir im Januarheft des vorigen Jahrgangs wiedergaben; sie rief damals einen kleinen Sturm von liebenswürdigen Zuschriften und Anfragen bei uns hervor. Die beiden Bronzen, die wir diesmal bringen, tragen künstlerisch eine ganz ähnliche Note und können in ihrer Anmut des gleichen Beifalls sicher sein; allgemein interessieren werden auch die beiden Plaketten, schon durch die Porträts der Männer, die sie umschließen: Prof. Hermann Prell, der gefeierte Monumentalmaler, der eine; Prof. Carl Saltzmann, der allgemein beliebte Marinemaler, der den Kaiser so häufig auf der Nordlandsreise begleitet hat, der andere. Übrigens wurde die soeben erwähnte „Zopfflechterin" Liebmanns von der Nationalgalerie erworben.

⌘ ⌘ ⌘

Unter den zahlreichen Einschaltbildern, die das Heft diesmal begleiten, werden die farbigen Wiedergaben aus dem Werke Vincent van Goghs sicher das meiste Interesse erregen. Gewiß auch einiges Staunen: den Staunenden sei der Artikel von Dr. Osborn über den merkwürdigen Künstler besonders ans Herz gelegt. Uns erschien es als Pflicht, unsere kunstfrohen Leser mit der eigenartigen, man kann wohl sagen: einzigartigen Erscheinung des Holländers bekannt zu machen. — Das Heft bringt außerdem noch zwei farbige Kunstblätter, die wir mit Bewußtsein den van Goghschen Blättern scharf entgegengesetzt auswählten, um wieder einmal zu zeigen, wie sehr in der Kunst das Verschiedenartigste nebeneinander seine vollste Berechtigung haben kann



Bronze von Hans Harry Liebmann.

und hat. Das eine Blatt, unser Titelbild, „Abenddämmerung" des Düsseldorfers Fritz Reusing, stellt eine schlanke jugendliche Frauengestalt kühn und fein gegen einen großzügigen landschaftlichen Hintergrund und bringt dadurch wundervolle Farbenkontraste zur Geltung. Das andere, „Das Mädchen mit der Nelke" von Prof. Fleischer in Weimar (zw. S. 440 u. S. 441), schlägt eine stark archaistische Note an, mahnt an Frauenbildnisse der italienischen Renaissance. — Zwei total verschiedene Landschaften mögen sich anreihen. Die eine, „Abend" von Prof. Herm. Pleuer (zw. S. 496 u. S. 497), kann man freilich nur bedingt als Landschaft ansprechen, diesen famosen Versuch, einen Ausschnitt aus einem Bahnhof zu geben mit den Schienensträngen, der Weiche, der fauchenden Lokomotive, dem Signalturm. Die andere Landschaft ist ein herrlicher Volkmann (zw. S. 344 u. S. 345). Auch hier eine Abendstimmung, aber im tiefsten ländlichen Frieden. Ein weiter Blick über das Land, ein breiter Weg, Vieh auf dem Heimweg: das alles so unendlich einfach, so zum Herzen sprechend, daß man nicht satt wird, das Bild immer wieder anzusehen. — Zw. S. 408 u. S. 409 schalteten wir eine reizvolle Bronze von Joseph Moest ein, eine Lady Godiva, die rührende Gestalt der Frau, die ihre Keuschheit preisgibt, um von ihrem harten Gatten Gnade für die Stadt Coventry zu erlangen — wer kennt nicht das schöne Gedicht Tennysons! Ernst Oppler gab uns ein feines Interieur, mit einer sinnigen Mädchengestalt darin (zw. S. 376 u. S. 377), und von Hans Unger bringen wir, zw. S. 360 u. S. 361, ein Gemälde „Schönheit", das auf der Dresdener Kunstausstellung dieses Sommers großes Aufsehen erregte. — Zum Schluß sei noch kurz eines schönen kürzlich erschienenen Werkes gedacht, das dem Verfasser, Prof. Dr. Rich. Linde, soeben die seltene Auszeichnung der Goldenen Medaille der Stadt Hamburg eintrug: das Buch heißt „Die Niederelbe" und gibt eine Darstellung der Eingangspforte des für das Reich so wichtigen Elbstroms (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld). Eine Würdigung des Textes mag unterbleiben. Aber auf die Illustration sei nachdrücklich hingewiesen, auf etwa 120 Abbildungen, die nach Aufnahmen des Verfassers hergestellt wurden. Für den künstlerischen Wert dieser Aufnahmen, die von einem wahrhaft liebevollen Vertiefen in die Natur des Landes Zeugnis ablegen, mag unser Einschaltbild zw. S. 456 u. S. 457 sprechen. H. v. Sp.

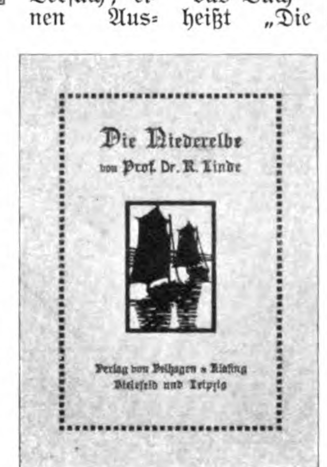


Träumerei. Marmorskulptur von Harry Liebmann.

Prof. Hermann Prell. Marmorrelief von H. Liebmann.

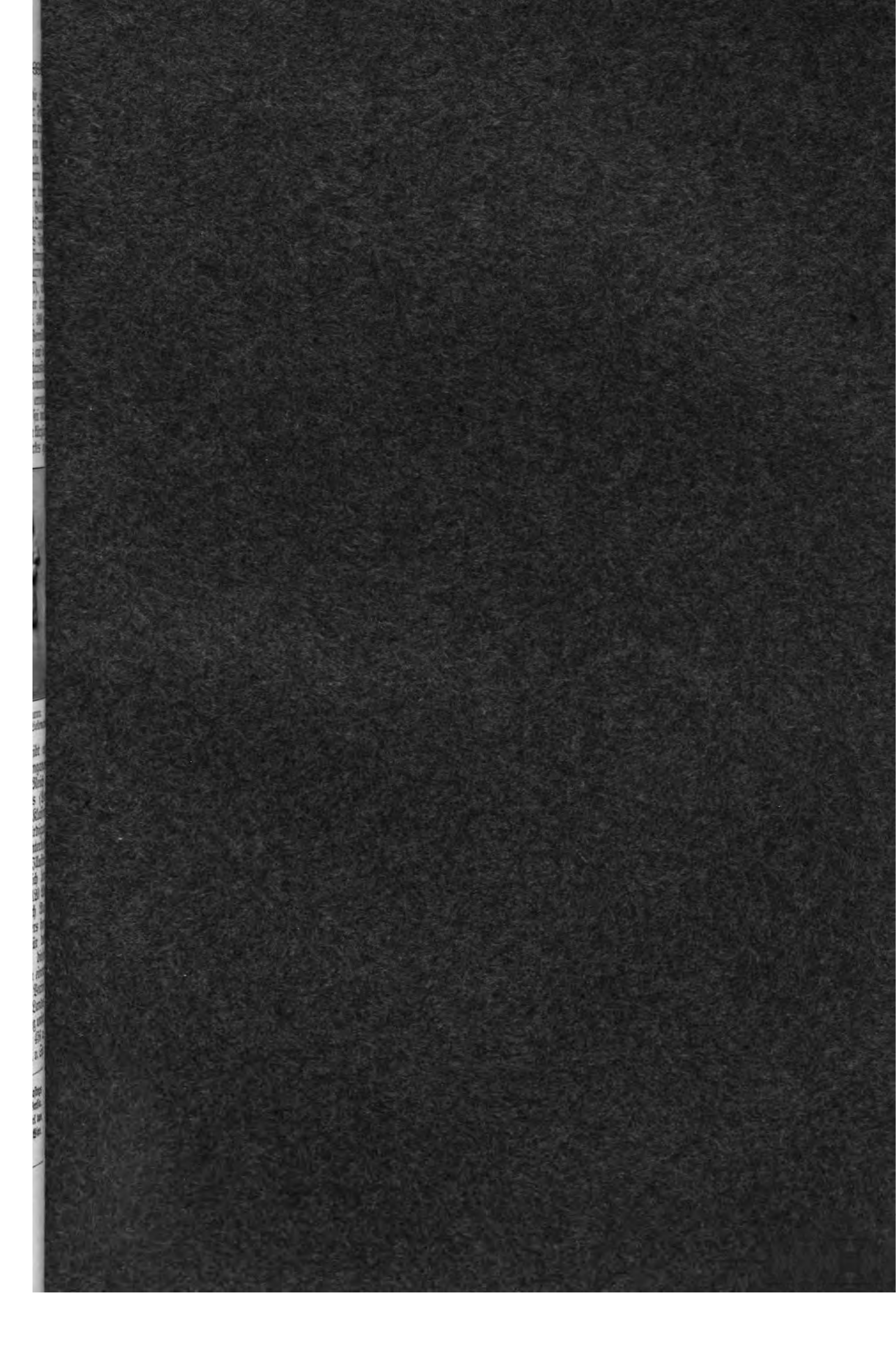


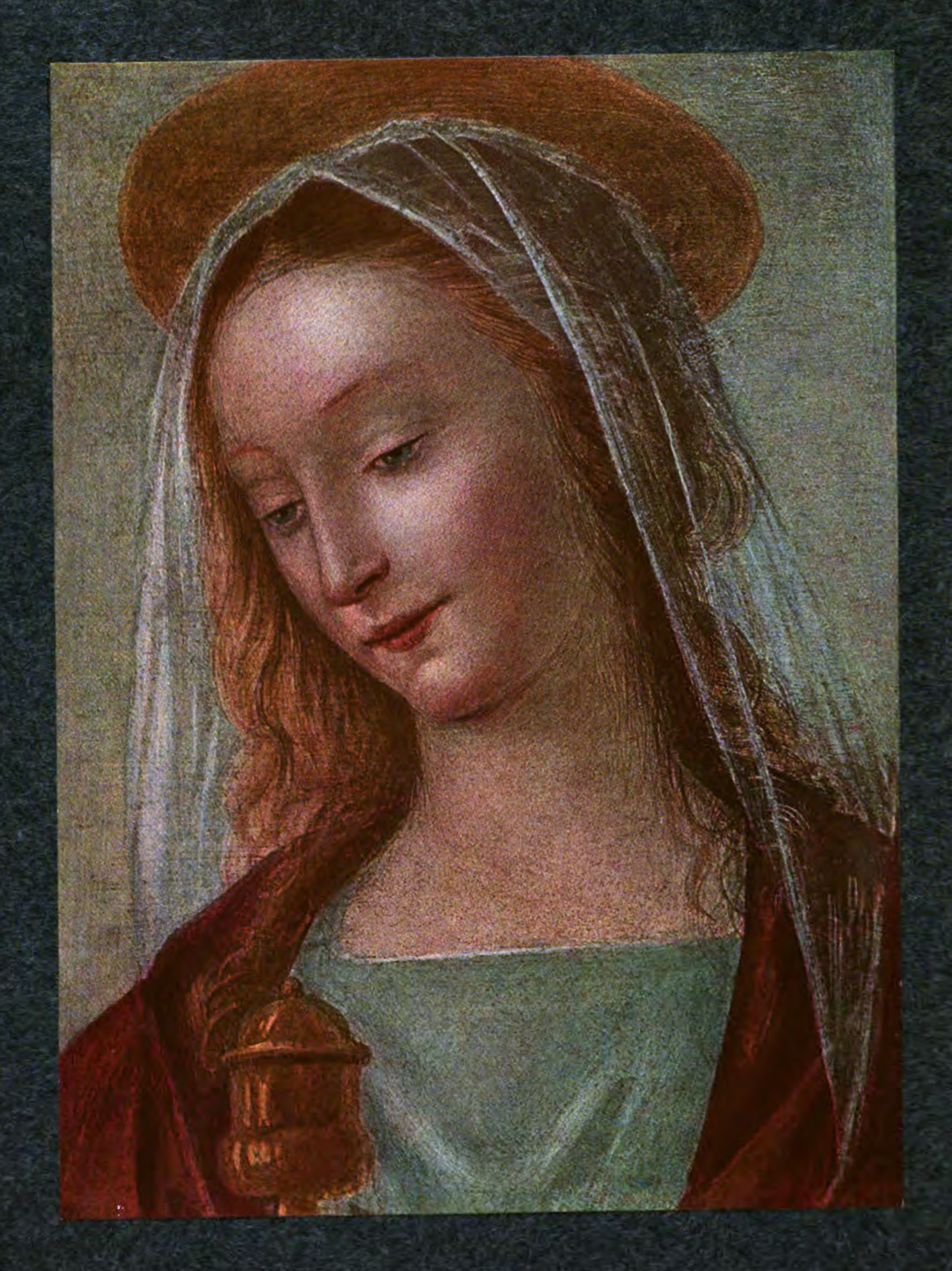
Prof. Carl Saltzmann. Bronzeplakette von H. Liebmann.



„Die Niederelbe." Von Prof. Dr. R. Linde. Zeichnung zum Einband von Rolf von Hoerschelmann.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Frieſe & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.





Die heilige Magdalene.

Gemälde von Fra Bartolommeo.

Nach einem Photoaquarell von G. Brogi in Florenz.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker



XXIII. Jahrgang 1908/1909



Heft 4. Dezember 1908

Fra Bartolommeo, der Madonnenmaler.

Von Prof. Dr. Fritz Knapp.



Mutterglück und Mutterschmerz, Menschenliebe und Seelenschönheit bilden den edelsten und reinsten Bestand der christlichen Religion. So war es denn der christlichen Kunst erste Aufgabe, ein reines, lebensvolles Bild davon zu schaffen. Und so sehr mancher Übermoderne die Armut an Motiven in der älteren Kunst tadeln mag, es war doch gut, daß eine schlichte, auch menschlich edle, vornehme Aufgabe gestellt wurde. Die Künstler verirrten sich so nicht in komplizierten, neuen Effekten und vergaben nicht das Beste ihrer Kraft im Suchen nach neuen Motiven. Der zunehmenden Vertiefung der religiösen, seelischen Empfindung ging die Bereicherung der künstlerischen Darstellung immer parallel. Maria und ihr Gottessohn, die zuerst in überirdischer Heiligkeit über den Menschen gestanden, deren Bild anfänglich ungreifbar, mit Gold und glänzender Pracht umhüllt geblieben war, es senkte sich mählich zur Erde herab. Was zuerst nur eine Art Sinnbild gewesen, es wurde zur Wirklichkeit. Der Naturalismus feierte bald höhere Triumphe.

Keine Zeit zeigt dies langsame Stärkerwerden der rein menschlichen Empfindung im Madonnenideal und zugleich das Emporwachsen der künstlerisch-realistischen Vorstellung besser als die italienische Renaissance. Genrehafte Motive wurden beigefügt. Leonardo da Vinci war es, der schließlich das Muttergottesbild rein menschlich und doch zugleich groß, hoheitsvoll gestaltete; in Raffael erreichte diese Bildung der Maria zur glückseligen Mutter mit dem fröhlich heitern Kind ihren Höhepunkt und — ihr Ende. Denn dieser Raffael verklärte schließlich dieses mit rein seelischen Empfindungen belebte Mutterbild wieder und erhob es zu überirdischen Höhen.

Neben Raffael, wenn auch nicht auf gleicher Höhe, aber in vielem ihm verwandt und sicher in der Wahrheit seiner innerlichen Religiösität über ihm stehend, ist Fra Bartolommeo, der Mönch von S. Marco (1472 bis 1517) zu nennen. Schon einmal hat zu Beginn des Quattrocento ein Mönch von S. Marco, Fra Angelico, genannt il Beato, der Gottselige, als Maler eine bedeutsame Rolle gespielt. Jahrzehnte hervorragender Kunstentwicklung trennen die beiden Mönche. Fra Bartolommeo steht auf dem Gipfelpunkt der italienischen Renaissance. Die Vorstellungskraft und die Darstellungsmittel hatten ihr Höchstes erreicht. Fast wollte es, wie auch das Leben und Treiben der Vornehmen, ein Schwelgen, und übermütiges Sich-Berauschen werden, dieses künstlerische Schaffen, und ernste Geister begannen schon bedenklich zu werden. Es regte sich ein stark reaktionärer Geist, der wiederum in einem



Abb. 1. Studienzeichnung. In den Uffizien zu Florenz.

Mönch von S. Marco, in Fra Girolamo Savonarola, am stärksten zum Ausdruck kam. Daß der junge Maler Fra Bartolommeo dem Einfluß dieses rasenden Fanatikers, seines Klosterbruders, erlag, war nur natürlich. Im Jahre 1495 warf er zusammen mit andern von der Furie ergriffenen Malern die Bilder und Zeichnungen weltlichen Inhalts auf den Scheiterhaufen; 1498 siegte jedoch im Volk die Gegenpartei, und Savonarola selbst wurde von der wütenden Menge verbrannt. War nun auch der treibende Faktor damit unschädlich gemacht, im innern Freundeskreise lebte sein Geist weiter. Fra Bartolommeo, tief ergriffen von dem Martyrium seines verehrten Klosterbruders, warf Pinsel und Palette beiseite und gelobte, allein der Kirche zu leben.

Ein kurzer Rückfall im folgenden Jahre — 1499 übernahm er den Freskoauftrag eines Jüngsten Gerichtes, um ihn bald unvollendet aufzugeben — und er blieb jahrelang der Malerei fern. Aber das Malerblut war zu lebendig in ihm. Im stillen, in seiner kleinen Klosterstube, gestaltete er mit Feder und Stift entzückende Zeichnungen. Die Madonna mit Kind, reizende Putten, Engel u. a. entsprangen da seiner Phantasie. Er wurde dort einer der ersten Zeichnungskünstler der italienischen Kunst. Abgebildete Stücke (Abb. 1) geben uns Beispiele dieser glaubensreinen, innigen Auffassung, von der Raffael gewiß manche Anregung gewonnen hat. Heitere Liebenswürdigkeit von fast mädchenhafter Keuschheit lebt in diesen mit zarter Feder leicht hingestrichenen Skizzen. Jeder, der bisher verächtlich an derartigen Zeichnungen vorübergegangen, wird bei näherem Studium in ihnen eine feinere und gewiß auch offnere, frischere Seelensprache entdecken, als sie viele Bilder zeigen. Da sprüht der Geist leicht aus, was ihn erregt, und der Phantasie Gebilde findet schnell und frisch Gestaltung. Auf dem Gebiete der Zeichnung ist der Frate fast Raffael ebenbürtig. Dort tritt auch das, was ich von der tiefern Innigkeit und Glaubenswahrheit sagte, besonders rein zutage. Gewiß, Raffael ist harmonischer, abgeklärter, weicher und schwungvoller, aber diese Zeichnungen des frommen Mönches haben etwas außerordentlich Sympathisches. In diesen reizenden Puttengestalten und zarten Engelsfiguren offenbart sich ein großer Kinderfreund.

Waren diese Zeichnungen die ersten

stillen Äußerungen seines nicht zu tötenden Künstlerdranges, so trat er bald auch wieder auf die große Künstlerbühne. 1504 übernahm er einen Bildauftrag und stand binnen kurzem ganz in dem lebendigen Kunstgetriebe. Auftrag auf Auftrag folgte, und vorzüglich Madonnenbilder waren es, die er sich zur Aufgabe stellte. Die Aufträge wuchsen bald zu solcher Masse an, daß er sich einen Gehilfen für seine Werkstatt nehmen mußte; es war sein Jugendfreund Mariotto Albertinelli, mit dem er schon öfters zusammen gearbeitet hatte. Diese Künstlervereinigung und Vergrößerung der Werkstatt trat 1509 ein und ging 1512 wieder auseinander. Später wurden andere Gehilfen herangezogen.

Und nun erscheint die Madonna mit dem Kinde in den verschiedensten Situationen. Das erste Bild, heute in der Akademie zu Florenz (Abb. 2), gibt die Erscheinung der Mutter Gottes vor dem heiligen Bernhard. Eine Schar von Engeln umflattert die vom Himmel herabschwebende Maria. Wir ahnen hier schon eine neue Zeit, die das schlichte Muttergottesbild, wie es das Quattrocento erstrebte, zu höheren Zonen erheben wird. Maria schwebt nieder auf Wolken, sie, die in gleicher Szene zehn Jahre früher zu dem knienden Heiligen auf der Erde heranschreitend gegeben war. Man muß darauf hinweisen, denn in der Auffassung der Künstler nehmen die Gestalten an Würde und Heiligkeit nun mehr und mehr zu, eine Wandlung, für die der Einfluß Fra Bartolommeos besonders wirksam wurde. Gerade darin ist Raffael sein Schüler gewesen.



Abb. 2. Die Jungfrau erscheint dem heiligen Bernhard. Originalphotographie von D. Anderson in Rom.

Aber es ist trotzdem nichts Unfaßbares in diesen Bildern des Frate. Denn er ist doch zu eng mit der Zeit und der Menschheit verquickt, er ist zu sehr Italiener und als Cinquecentist Sohn des Quattrocento, als daß er körperlose Phantasien, unklare Ideen geben konnte. War er auch Mönch und als solcher etwas der Weltlichkeit entrückt, so blieb sein klar blickendes Auge doch gern haften an den schönen Geschöpfen des himmlischen Vaters. Wie bei Raffael gewährt es auch bei ihm einen eignen Reiz, der Entwicklung seiner Madonnenkompositionen nachzugehen: flüchtige Gesamtentwürfe, sorgfältige Einzelstudien, und zwar, was für die Hochrenaissance charakteristisch ist, Studien nach dem nackten Modell und Sonderstudien für die Gewänder finden sich da. Gegenüber den früheren leichten Federskizzen, die der Mönch in der Klosterkammer ganz für sich gearbeitet hatte, zeichnen sich die späteren Studien durch bedeutend kräftigere und klarere Formgebung aus. Man vergleiche die zierlichen, feinen Phantasieengel aus der Zeit der Zurückgezogenheit mit den kräftigen, fast derben Buben der spätern Jahre. Feste, runde Bengel, nach der Natur gezeichnet sind das, und das lebendig frische Spiel derselben entzückt uns (s. Abb. 3 u. 4). Ebenso ist es mit der Madonna geworden. An Stelle der durchsichtig-zarten, zumeist ins feine Profil gebrachten Gestalten sind schöne, volle Rundbildungen nach dem Naturmodell getreten. Der keusche Mönch gibt sie selten ganz nackt, sondern in enganschließenden Gewändern. Die Gewandstudien pflegte er mit Hilfe von Holzfiguren zu machen. Soll er doch der Erfinder der Gliederpuppe gewesen sein. Die Fülle der Formen und der Reichtum an Bewegungen wachsen mit den Jahren. Schöne Frauengestalten in weichem, lebendigem Linienfluß treten uns entgegen. Immer ist es — ein Charakteristikum der hohen Renaissance — die ganze körperliche Erscheinung und ihre große Haltung, Bewegung, die den Künstler interessiert und die er zum Ausdruck der innern Erregung zu machen sucht. Wir müssen darum nicht im Gesicht allein und der Durchbildung der Züge, sondern auch in der ganzen Haltung der Gestalt und den Bewegungen die Seele des Künstlers und ihre Erregungen lesen. Es tritt immer ein Doppeltes zutage: einerseits eine liebenswürdige Naivität, die besonders

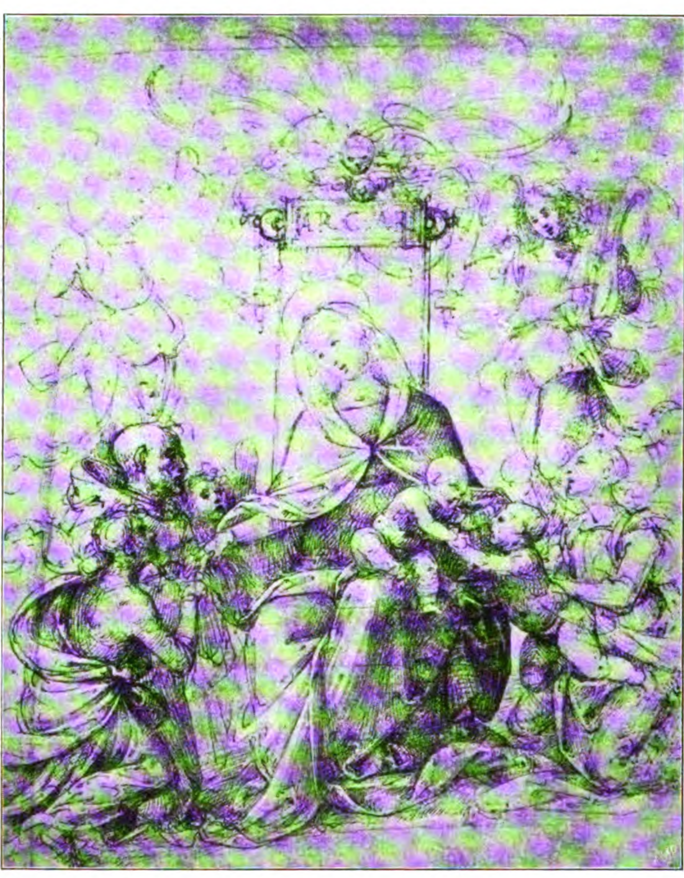


Abb. 3. Studienzeichnung.

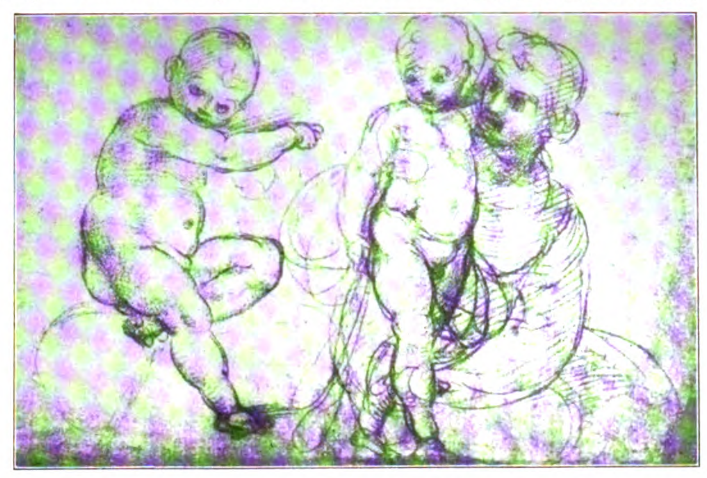


Abb. 4. Kinderstudie.

seine Puttengestalten belebt, und daneben eine gewisse weltentrückte, glaubensfreudige Hoheit, die mit den Jahren immer größer, edler wird. Schon die Zeichnungen geben uns ein klares Bild dieser Entwicklung.

Besser vielleicht aber und deutlicher für den, der nicht gewohnt ist, die Zeichnungen großer Meister, diese ersten Gedankengänge zu verfolgen, tritt all dieses in den Bildern zutage. Wie liebenswürdig fein und zart ist noch die Madonna auf der Erscheinung vor St. Bernhard von 1506 (Abb. 2)! Wie rein und mild ist Christus als Wanderer bei den Jüngern von Emmaus (Abb. 5). Als sei er hier nur abgebildet als herrlich-klares Widerspiel der ganzen Glaubensinnigkeit und Glaubenswahrheit, die die Seele des frommen Klosterbruders erfüllten. Man wird vergebens suchen, um gleich schön die zarte Stimmung der Seelen dargestellt zu finden. Die ganze Milde des Erlösers ist in unübertroffener Schönheit gegeben.

Die Madonnenbilder, die nun folgen, zeigen jene schon in den Zeichnungen beobachtete zunehmende Fülle und Pracht. Eine Reise nach Venedig hatte ihm für den Glanz der Farben und ihre Reize die Augen geöffnet. Zugleich jedoch war etwas von der zeremoniellen Ruhe, fast Steifheit, die einmal den Venezianern länger als den Florentinern anhaftete, in ihn übergegangen. Gewiß kam das der Strenge seiner kirchlich-religiösen Empfindung entgegen.

Eine farbenprächtige herrliche Madonna zwischen zwei Heiligen im Dom zu Lucca (Abb. 6) ist das prägnanteste Beispiel dafür. Wunderbar der Glanz und die Schönheit der Farben, die strahlende Fülle des Lichtes. Der Ausdruck, die Haltung der Madonna wie des Kindes aber ist etwas zeremoniell — es ist schon nicht mehr die dem schlichten Erdenleben entnommene Mutter mit dem Kind des Quattrocento. Sie strebt schon leicht empor auch über die ihr zur Seite stehenden Heiligen, allein auf erhöhtem Thron von dem klaren Himmel sich abhebend. Aber wie weich, nach Abklärung und nach harmonischem Ausgleich verlangend die Seele des Meisters ist, das zeigen fast noch besser die beiden stehenden Heiligen,



Abb. 5. Christus und die Jünger von Emmaus.
Gemälde im Museum von San Marco.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.



Abb. 6. Madonna zwischen zwei Heiligen. Gemälde im Dom zu Lucca.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

die wie ein reiner, vollklingender Akkord zu der heiligen Mutter Gottes stimmen.

Noch schöner, noch inniger klingt diese Erhebung der zur Erde herabgezogenen Gestalten gen Himmel empor in einem anderen Bild der Galerie von Lucca, das die beiden Heiligen Magdalena und Katharina kniend vor Gott-Vater darstellt (Abb. 9 u. 10). Die beiden herrlichen Heiligengestalten schweben, der neuen Idealisierung entsprechend, weltentrückt über den Wolken, Gestalten, die wie eine Vorahnung der Sixtinischen Madonna Raffaels erscheinen. In weiter Ferne nur wird die Erde sichtbar. Diese beiden knienden Frauen bilden einen wunderbaren Seelenakkord: Magdalena, in prunkendem Gewand, hat die Augen noch der Erde zugewandt; ihre irdisch-schöne Erscheinung zeigt sie breit unsern Blicken. Wie einen starken Kontrastton bildet sie zu der zarten, weltentrückten heiligen Katharina, deren Auge verklärt emporgerichtet ist zu Gott-Vater. Das zarte Profil und keusche Grau-Weiß der Farben, die feine Linienführung, wie im leichten Schwunge nach oben leitend, all das erhebt sie zu einer der schönsten Gestalten der Renaissance, erfüllt von



Abb. 7. Die Jungfrau mit Heiligen. Gemälde im Pittipalast zu Florenz.
Originalphotographie von D. Anderson in Rom.

tiefinnerster, wahrer Religion. Und diese Gestalt ist der reinste Reflex aus der Seele des frommen Mönches.

Eine reiche Zahl von Madonnenbildern folgt. Die Fülle der Formen, der Reichtum der Bewegungen und die Zahl der Heiligen wachsen, die Schar der Verehrer wird immer größer, und es bildet sich eine Art Bühne, auf der sie sich um Maria, die angebetete Mutter Gottes, versammeln. Es hat einen eigenen Reiz, diese immer reichere Gestaltung zu verfolgen. Das Bild in Lucca hat nur zwei Heilige, das Kindchen sitzt ruhig im Schoß der Maria, die Rechte segnend erhoben. Auf einem Bild in der Kirche von S. Marco zu Florenz sind fünf Heilige, einer kniend und Maria stehend. Die Bühne bildet sich schon mählich: über der Maria halten entzückende Putten den Baldachin. Dasselbe ist auf dem Bild im Louvre (1511) und dem schönsten der Gruppe, dem Bild im Pitti zu Florenz, der Fall. Die Zahl der Heiligen wächst noch weiter, sie scheinen schließlich unzählbar, die Gruppierung der Figuren gliedert sich immer reicher, den hohen Gesetzen der Harmonie und der aufgehobenen Symmetrie, wie des Kontrastes heimlich unterworfen. Wie ein wogendes Auf und Nieder drängt es hin zur Mutter Gottes. Und auch diese wie der Gottessohn sind immer lebendiger bewegt. Kniende Frauengestalten, wie der Knabe Johannes, sind mit ihnen zusammen zu einer gesonderten Gruppe vereint. Man vergleiche die lebendig bewegte Gestalt der Maria mit ihrer übergreifenden Rechten und den frischen Knaben mit der strengen Haltung und Schlichtheit auf früheren Bildern. Dazu wogt und flammt das Licht in dem tiefen Helldunkel des Raumes, und über dem Ganzen hängt ein mächtiger Baldachin, gehalten von außerordentlich lebendigen Putten. Das Einzelne versinkt im Gedränge der Vielzahl; die Intimität der Darstellung, das rein Mütterliche in der Maria, das Kindliche in dem jungen Christus verliert sich mehr und mehr. Wir fühlen wohl, die Heiligen dürfen sich in Andacht und Verehrung nahen, aber uns ist die Mutter Gottes etwas entrückt. Das Ganze hat etwas Kirchlich-Zeremonielles an sich. Man beobachte einmal all die verschiedenen Schönheiten der Erscheinungen, besonders auf dem Pittibild (Abb. 7): die heldenhafte Gestalt Ritter Georgs, der würdige Paulus, die ergebenen heiligen Frauen Elisabeth, Magdalena u. a., endlich jedoch die Großartigkeit der Gruppierung, die gewaltige Vertiefung des in magisches Helldunkel gehüllten Raumes. Am reizvollsten fast kommt der Lichteffekt zur Wirkung in den lebendigen, stark bewegten Puttengestalten, die den mächtigen, runden Baldachin halten. Wie eine wirkliche Darstellung auf erhöhtem Podium, auf großer Theaterbühne wirkt das Ganze, und wir denken unwillkürlich an die verschiedenartigen, gerade damals in Italien und im Norden beliebten, vom Volke ausgeführten Weihnachtsdarstellungen und andere bühnenhafte Wiedergaben aus dem Leben und Leiden Christi. Ich brauche nur an die Oberammergauer zu erinnern. Aber mag hier auch irgend etwas derartiges als Vorbild vorliegen, die Art der Gruppierung, die geistvolle Belebung der Gestalten in einem großen feierlichen Moment, die lebendige, fast überreiche, aber dabei doch ganz klare Anordnung, dazu viele genannte Einzelschönheiten, gehören dem Künstler selbst und seiner Phantasie an.

Auch hier, wie bei all diesen vielfigurigen Bildern gewähren die Handzeichnungen als Vorstudien den wahren Einblick in die Seele des Meisters. Wenn wir da sehen, mit welch außerordentlicher Sorgfalt und Liebe er die Stellungen der Maria oder der Heiligen durchdachte, wie er immer neue Wendungen und leichte Variationen der Bewegung bringt, erkennen wir so deutlich wie sonst kaum, woran es dem Frate, und mit ihm allen Meistern der italienischen Renaissance gelegen hat: es ist die menschliche Erscheinung in ihrer ganzen Natürlichkeit und Schönheit, Beweglichkeit und Kraft. Uns Nordländern, die wir allein im Gesicht die Seele lesen, ist das nicht so ohne weiteres begreiflich. Wir müssen uns erst in diese andere Auffassung hineinsehen, ja man muß die lebendige Redeweise des Italieners erst einmal beobachtet haben, um den Reichtum der Erfindung und die vielfachen



Die Kreuzabnahme. Gemälde von Fra Bartolommeo im Pitti-Palast zu Florenz.
Originalphotographie von D. Anderson in Rom.



Abb. 8. Madonna mit Heiligen. Gemälde in der Galerie zu Besançon.

Schönheiten dieser Kunst zu begreifen. Man studiere einmal mit Liebe die verschiedenen Blätter, etwa die mit der sitzenden Maria, man beobachte die leichten, kaum bemerkbaren Änderungen, die die eine Figur neben der anderen zeigt, man frage schließlich sich selbst, welche der Gestalten die ausdrucksvollere, die lebendigere, die schwungvollere ist — und man wird so langsam die wahren Schönheiten der italienischen Renaissance erfassen. Man muß eben in die Werkstatt des Künstlers einzudringen versuchen und ihn hier bei der Arbeit heimlich belauschen. Erst dann wird man sie recht verstehen, all die großen Meister wie Leonardo da Vinci, Raffael, Michelangelo und auch Fra Bartolommeo, deren lebendiges südliches Temperament, wie ihre Lebens- und Naturauffassung und künstlerischen Ideale uns nicht so ohne weiteres begreiflich sind. Diese heimlichen Wege führen uns oft leichter und besser zum Ziele als das andauernde, zumeist doch nur pflichtgemäße Bewundern der fertigen Bildwerke. Wenn er für sich ist, läßt jeder Mensch sich oft und leichter gehen. Man publiziert die Briefe großer

Geister, denn in ihnen offenbaren sich die Gedankengänge derselben, und oft werden uns da die Grundideen und ihr seelischer Ursprung offenbar. Und sind nicht die Zeichnungen der bildenden Künstler zumeist noch ganz andere, viel tiefere Offenbarungen als die oft mit unnötigem Ballast beschwerten Briefe?

Doch kehren wir zurück zu unserem Meister. Was seine Zeichnungen besser geben als seine doch nicht selten etwas zeremoniellen Bilder, das ist die naive, fast kindliche Unschuld seines keuschen Herzens. Die kleinen Kinderchen spielen überall in heiterer, kindlicher Lebensfreude; dick, pausbackig werden sie mit der Zeit. Maria zwar ist würdiger geworden. Soll sie sich doch bald wieder emporheben gen Himmel, ist sie doch nicht mehr eine einfache Mutter, sondern die Mutter Christi, des Erlösers. Das Motiv des Schwebens auf Wolken, der Erde entrückt und auf die Heiligen gnadenreich herabschauend, gibt ein schönes Bild in Bésançon (Abb. 8). Wir werden an die auf Wolken schwebenden heiligen Frauen in Lucca erinnert. Aber wie befremdlich wirkt die Architektur im Hintergrund: Ist es ein geschlossener Raum, in den Maria sich hereingesenkt hat? So fragt unser nüchterner Sinn. Aber so realistisch hat der Italiener sicher nicht gedacht. Es verlangte ihn nur danach, den prachtvollen Heiligengestalten einen klaren Hintergrund zu geben. Von diesen geraden Pilastern und schlichten Linien, die dem Ganzen etwas von Ruhe und Abgeklärtheit verleihen, heben sich die feinen Linien und schönen Bewegungen der knienden wie stehenden Gestalten lebensvoll ab. Man beobachte besonders die herrliche, nackte Figur des heiligen Sebastian links. Jede, auch die geringste Wendung und Schwingung in der Haltung und Bewegung wird sichtbar vor den schlichten Linien der Architektur. Da wird uns, auch im Bilde, die Milde und Sanft-



Abb. 9. Die Heiligen Magdalena und Katharina kniend vor Gott-Vater. Gemälde in der Galerie zu Lucca.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

mut der Seele des Meisters offenbar, besser fast als in den dramatisch erregten Gruppen der späteren Bilder (Pittibild, Uffizienbild). Denn diese letzteren sind später. Die Dramatik der Darstellung wuchs gerade in den zwei ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts überall in Italien mächtig empor. Michelangelos Werke in gleicher Weise, wie die Rafaels, des jungen Tizian im Norden erweisen dies, was uns Fra Bartolommeos Schöpfungen schon gezeigt haben. So nimmt jeder Künstler teil an der großen Entwicklung und gibt seinen Baustein zur Aufrichtung des Ganzen.



Abb. 10. Kopf der heiligen Katharina aus dem gegenüberstehenden Bilde.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Die weiteren Jahre bringen neue Wandlungen in der Entwicklung. Es trieb den frommen Meister auch einmal nach Rom, das gerade damals in glänzendster Höhe stand. Michelangelo, Rafael vollendeten ihre, der ganzen Menschheit größten Werke, die Sixtinische Decke und die Stanzen. Als der bescheidene Meister dorthin kam, da ergriff auch ihn wie manch anderen seitdem, die gewaltige, hinreißende Macht dieser Schöpfungen. Von Michelangelo ließ er sich hinreißen, aber nur, um ihm seinen Tribut zu bringen. Dieser leidenschaftdurchglühte, herbe, beinahe leicht sarkastische Genius war dem milden Fra Bartolommeo innerlich fremd. Die machtvolle Größe der Gestalten Michelangelos, die wildaufbrausende, innere Erregung derselben und der gewaltsame Ausbruch von höchster Energie und Monumentalität lagen ihm nicht. Einige Heiligengestalten in den Uffizien, ein vielfiguriges Altarbild in der Galerie zu Lucca zeigen dies allzu deutlich.

Viel näher stand ihm Raffael. Wir sehen zwar deutlich, wie ihn momentan auch Michelangelo fortgerissen hat. Wiederum geben die Handzeichnungen klare Einblicke hierfür, gleich Tagebuchblättern, wie eine Handzeichnung in den Uffizien eine Vorstudie zu einem bestellten Bilde zeigt: die sitzenden Gestalten am Sockel des Postamentes sind nämlich den Sklaven der Sixtinischen Decke direkt nachgebildet. Aber bald wandelte sich der Einfluß. Raffael wirkte länger in der Erinnerung nach, und aus den dramatisch wildbewegten Gestalten werden mehr sanfte, harmonisch sich zusammenfügende Erscheinungen. Das fertige Bild von 1516 „Christus zwischen den vier Evangelisten“ im Pittipalast (Abb. 12) zeigt jene edle Abmilderung und Verklärung, die gerade in Raffael so wunderbar offenbar wurde. Ja, der segnende Christus als Erlöser erscheint fast wie ein Reflex der über den Wolken schwebenden Mutter Gottes auf der Sixtinischen Madonna Raffaels. Gerade dies Bild wird allzuoft das Opfer unverstandener Bewunderung. Aber man halte es einmal mit dem Bilde des Frate zusammen. Solche Vergleiche sind am besten geeignet, uns die Künstler näher zu bringen, ihre Eigenarten und Temperamente zu offenbaren. Gewiß wird man zum Resultat kommen, daß Raffaels Sixtina mit der schwebenden, hoheitsvollen, fast kühlen Mutter Gottes und den im Gegensatz zu ihr knienden, wunderbar reich und kontrastlich zueinander bewegten Heiligen das Höchste künstlerischer Verklärung und harmonischen Ausgleichs ist. Freilich muß Fra Bartolommeo vor diesem größten Meister vollkommener

Schönheit weichen. Aber aus seinem Bild, wenn es auch nicht gleich abgeklärt ist, aus dieser milden, weich geschwungenen Erlösergestalt und den tapferen Verteidigern seiner Lehre, fest und kühn auftretend, spricht doch solch eine tiefe, reine Glaubensfülle und innere Wärme, daß unser Herz hier fast mehr erhält als unser Auge an himmlischer Schönheit bei Raffael. Dem einen, Raffael, war eben Kunst höchste Religion, dem anderen, Fra Bartolommeo, jedoch stand über allem sein Glaube, und die Kunst stellt er ganz in den Dienst seiner inneren Überzeugung.

Und dieser großen Auffassung der Religion dienen auch noch weitere Werke. Man fühlt deutlich nach, wie er nach Ausdruck ringt. Aber oft dringt das, was aus dem Innersten kommt, nur unter Stammeln heraus zum Licht. Wie ein heiliges Bekenntnis für die Tat des Herrn erscheint die Erlösergestalt auf ebengenanntem Bild, und wie eine das ganze Leid Christi und den tiefen Schmerz der Mutter nachempfindende innerliche, schmerzliche Erregung spricht es aus der Pietà im Pittipalast zu Florenz, ebenfalls aus dem Jahre 1516 (Einschaltbild zw. S. 488 u. 489). Wenn irgendwo in der Kunst, so ist hier der tiefe, stille Schmerz der Mutter in dem feinen sich neigenden Profil der Maria zum Ausdruck gebracht. Und dem gegenüber steht das Profil Christi, aus dem die ganze letzte Erlösung von allem Erdenweh und -Leid voll und rein spricht. Der Körper Christi ist nicht tot in sich zusammengesunken, sondern wie der eines Schlafenden, noch ganz von Leben und irdischer Schönheit erfüllt: Ruhe und Erlösung hier, tief innerliche, schmerzvolle Trauer und hoheitsvolle Beherrschung dieses Schmerzes dort. Die beiden anderen Gestalten des Johannes und der Magdalena sind nur dienende Geister und bilden den neutralen Unterton zu der tiefen, seelischen Stimmung der Hauptfiguren. In ihnen wird der Schmerz erregter, verzweifelter, menschlicher. Nichts scheint überflüssig im Bild, nicht nur rein äußerlich genommen, sondern auch seelisch und endlich künstlerisch, wo alle Gestalten zusammen eine prachtvolle in sich geschlossene Komposition — das rechtwinkelige, auf die Langseite gelegte Dreieck bildet die Grundform — ergeben. Der Hintergrund ist schwarz. Sicher war es so nicht geplant. Zeichnungen gewähren uns Einblick, daß der Künstler noch zwei kniende Dominikanermönche hinzufügen wollte. Aber während der Arbeit kam ihm die höhere Erkenntnis, daß hier nur das Allernotwendigste, die reine Abklärung gegeben werden durfte, und daß diese doch schließlich überflüssigen Mönche ausgeschaltet werden mußten. Dieses hohe Gefühl für die



Abb. 11. Der Evangelist Markus.
Gemälde im Pittipalast zu Florenz.
Nach einer Originalphotographie von Giacomo Brogi in Florenz.

harmonische Verteilung, für das Gleichgewicht der Kräfte ist nun einmal die höchste Eigenart der Hochrenaissance, der italienischen Kunst überhaupt. Wenn man gerade bei der Darstellung der Beweinung etwa nordische Vergleiche heranzieht, finden wir den charakteristischen Gegensatz des Nordens und des Südens. Der Deutsche sucht dem inneren Schmerz, der Höhe und Gewalt des Leides in möglichst vielen Gestalten mit schmerzverzerrten Gesichtern Ausdruck zu geben, während Christus wie ein in sich zusammengebrochener Leichnam, Maria die verzweifelte, haltlose Mutter ist. Der Italiener kennt da Maß und Ziel. Er weiß die Akzente zu verteilen, weiß Würde zu wahren. Er vergißt nie, daß ein Zuviel zumeist schlimmer als ein Zuwenig ist, und daß der Künstler im Bild die Abklärung einer Vorstellung geben soll. Die Wirkung bei solch feiner Akzentuierung wie auf der Beweinung des Fra Bartolommeo ist darum nicht wie zumeist nordische Darstellungen verwirrend, aufregend, sondern fast beruhigend, von wahrem, stillem Schmerz erfüllend und erhebend in die Höhen wahrer Glaubensempfindung.

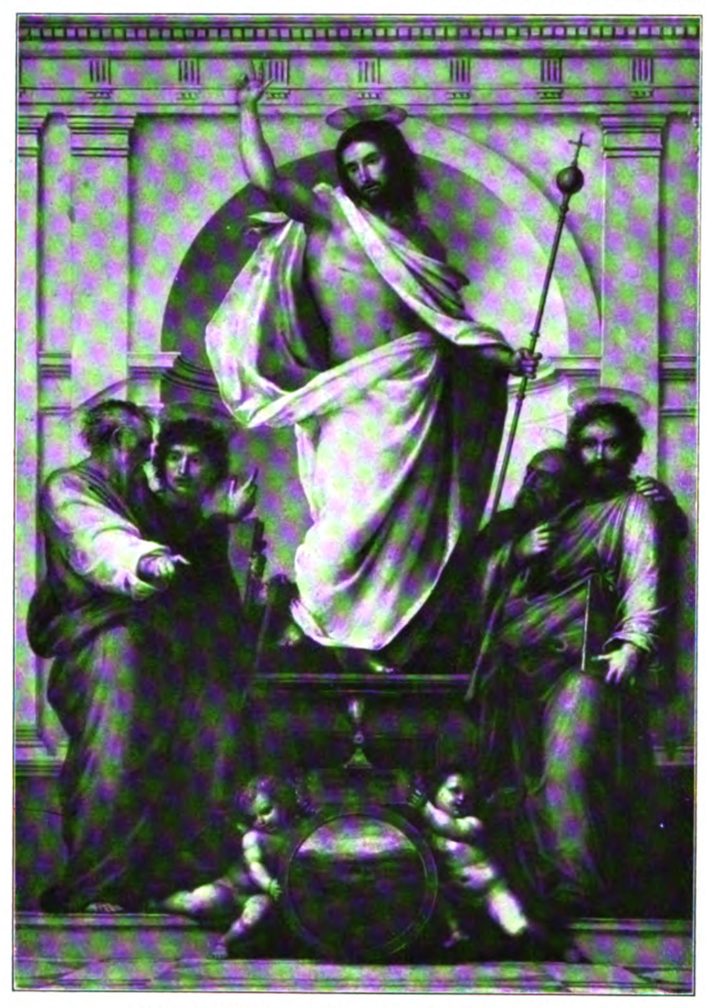


Abb. 12. Christus zwischen den vier Evangelisten.
Gemälde im Pittipalast zu Florenz.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Aber nicht nur derartige tief religiöse strenge Werke hat der sanfte Mönch von S. Marco in seinen letzten Jahren geschaffen, sondern auch einige liebenswürdige Darstellungen aus dem Leben des kleinen Jesusknaben. Eine kleine Zeichnung mit den zwei kleinen Buben Jesus und Johannes in französischem Privatbesitz sei hier genannt wegen der liebenswürdigen Anmut der Darstellung. Wir merken hier wieder, welch Kinderfreund der Frate gewesen sein muß und mit welcher Liebe er das Treiben der Kleinen beobachtet hat. Dazu kommt noch eine ganze Reihe von Darstellungen der Mutter mit Kind zwischen Engeln (Petersburg, Eremitage) und besonders der heiligen Familie. Wir sehen da zumeist, wie auf einem Bild in der Galerie Corsini zu Rom (Abb. 13) Maria, und zwar wieder als glücklich lächelnde, aber immerhin hoheitsvolle Mutter, den Jesusknaben haltend,



Abb. 13. Die heilige Familie. Gemälde in der Galerie Corsini zu Rom. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

der den kleinen, vor ihm anbetend knieenden Johannes umarmt. Daneben oder dahinter sitzt etwas in sich versunken der alte bärtige Joseph. Andere Bilder variieren dies Motiv außerordentlich fein. Man beobachte übrigens hier, wie auch auf früheren Bildern, etwa der Erscheinung in der Akademie zu Florenz (Abb. 2) und der Verklärung der zwei heiligen Frauen in Lucca (Abb. 9) die Landschaften im Hintergrund. Man entdeckt da eine für einen Florentiner außerordentliche Freude an der schönen, weiten Natur. Freilich ist es ein nichtentwickelter Keim geblieben. Einige entzückende Skizzen unter den Handzeichnungen zeigen diese Freude an der Natur offenbarer. Auch da strahlt uns eine innere, seelische Heiterkeit entgegen, die nun einmal das Eigenartige der Natur des Fra Bartolommeo gewesen ist. Für den, der die Seele im Bild sucht und den es nach innerer Erhebung verlangt, geben grade seine Werke Stimmungen höchster, gottseligster Glaubensfreudigkeit. Denn aus ihnen spricht immer neben ernster zeremonieller Art und höchst künstlerischer Mäßigung eine wahrhaft reine kindliche Natur zu uns.

Immer auch kommt zu der würdevoll-gestrengen Seite des Fra Bartolommeo die liebenswürdige, milde Stimmung seiner Seele, die aus allen seinen Bildern bald frei und offen, bald unter rauher Hülle zu uns klingt. Wie manches seiner Madonnenbilder atmet die heitere Frische und fröhliche Stimmung, in die wir glaubensselig versetzt werden. Aber mehr noch tritt der Künstler uns in seinen liebenswürdig-zarten Zeichnungen, es kann nicht genug betont werden, als Mensch nahe als in den großen, für Kirchenaltäre bestimmten Bildern. Die kindlich-fromme Natur offenbart sich frei; seine Madonnen, Engel und Kinder sprechen fröhlich zu uns. Wenn in den Bildern das ernste Insichkehren der Festzeit mehr obsiegt und würdig, gewaltig durchdringt, in diesen Zeichnungen lebt vielmehr die heitere, kindlich-selige Freude der Weihnachtszeit.

Schneezeit.

Schnee liegt breit, von keinem Hauch gestört.
Leise, wie ein Lauschen, gehn die Wochen.
Hab' wohl nie ein liebres Wort gehört,
Als Du mir's am Abschiedstag gesprochen! —

Traum und Tag sind silberlicht erhellt.
Alle Nähen, alle Fernen blinken. —
Eine Glut und Innigkeit die Welt
Jeden Abend, — eh' die Schatten sinken.

Frida Schanz.



Blühender Lorbeer.

Die steilen Hänge glühn im Mittagsglast;
Auf hoher Bank im Schatten halt' ich Rast,
Zur Seite wilde Myrt' und Aloe.
Und tief im Grunde blaut der Gardasee,
Den schon Catull besungen und Virgil.
Still ist's — nur fernher tönt ein Glockenspiel
In meine Träume. Manchmal weht ein Strom
Von Wohlduft zu mir her, ein zart Arom,
Das ich nicht kenne. — Lindenblüte? Nein! —
Sieh da! Ein keck braunwangig Mägdelein
Hüpft flink den Pfad herunter. Unverzagt
Lacht es mich an und wird von mir befragt,
Was denn so duftet?
Aus dem Aug' ihr sprüht
Mutwill'ges Staunen: „Ei, der Lorbeer blüht,
Signora! Riverisco!" — Und sie springt
An mir vorbei zu Tale, leicht beschwingt.
Mir aber läßt der Ausspruch keine Ruh;
Das muß ich sehn! — Der Höhe treibt's mich zu.
Ja, wahr! Da ragt mit hangendem Gezweig,
Sein Schattennetz verbreitend übern Steig,
Ein Lorbeerhain.
Ich schaue wie gebannt.
Der Lorbeer — anders hab' ich den gekannt.
In grüngestrichnen Kübeln steif und stramm
Ein rundverschnittner Baum mit kahlem Stamm,
Mit Blättern, die man zieht auf Drahtgebind,
Auch manchmal in der Küche nutzt. Als Kind
Da glaubt' ich stets: sie wären von Papier.
Mich deucht, den ersten Lorbeer seh' ich hier.
Im Erdreich wurzelnd, ein lebend'ger Strauch,
Die Krone mild bewegt vom Lenzeshauch,
Goldfarbner zarter Blütenbüschel voll —
Gesegnet ist, den dieser kränzen soll!

Umwogt vom Dufte steh' ich — froh und frei
Ist mir zu Sinn, auch feierlich dabei.
Doch dann, mit zagem Finger, brech' ich sacht
Mir ein paar Zweiglein aus der frischen Pracht,
Nur soviel, als der Ast mir willig beut. —
Die send' ich einem Freund nach Deutschland heut,
Der einsam sich in ernstem Ringen müht,
Und schreib' dazu den Gruß ihm auf ein Blatt:
„Wenn Lorbeer Dir das Glück beschieden hat,
Wünsch' ich Dir den, der duftet und der blüht!"

Helene Raff.

Das Mädchen ohne Gnade.

Novelle von Viktor von Kohlenegg.

Auf den Straßen lag dicker Nebel und machte alle Geräusche und Farben heimlicher. Die Menschen eilten in Mänteln und Pelzen, den Kopf schützend gegen das rauchige, scharfe Luftgespinst gesenkt, dahin. Autos knatterten und fauchten, doch das klang fast gemütlich, und wenn die Azetylenlichter aus dem Nebel und der Dunkelheit auftauchten, dann konnte man glauben, daß irgendeine Zauberkutsche einen Prinzen oder eine Hexe sausend einhertrüge. Am hübschesten aber sah es aus, wenn die kurzen, strahlend hellen Züge der Hochbahn über allem Menschen- und Wagengewimmel dahinrollten, auftauchten, verschwanden, wie vom Nebel verschluckt; es war ein Bild heiterer, eleganter Geschäftigkeit.

In so einem Wagen, hoch über der Erde, standen zwei schlanke, ziemlich große, sehr gewählt gekleidete Damen. Die Jüngere, ganz Dunkle, sie mochte gerade zwanzig sein, war kaum einen Finger breit kleiner als ihre Begleiterin, die etwa Anfang der Dreißig stand. Das verriet eine gewisse beherrschte Fülle und Weichheit der Formen. Das Abteil war um diese Stunde stark besetzt; Offiziere, Beamte kamen aus dem Dienst heim, Damen kehrten von Einkäufen zurück und trugen appetitlich verschnürte Pakete in den Händen; man drängte sich im Mittelgang.

Die beiden Damen hatten ihren Platz dicht an der Ausgangstür inne, sie standen und hielten sich an den messingnen Gitterstäben fest; sie hatten einigen Herren, die ihnen ihre Sitzplätze angeboten, gedankt; hier konnte man wenigstens atmen und wurde durch anderer Leute Beine nicht allzusehr geniert.

Am Zoo stiegen sie aus. Ihre Gesichter waren gerötet — Gottlob! Die Luft in der Untergrundhalle war zwar feucht, kellerig, mit einem scharfen Gummigeruch durchsetzt, aber sie war kühl, und man konnte die Glieder wieder regen. Die Damen schritten rasch aus und eilten die Treppe hinan. Oben winkte die Ältere einer Autodroschke.

„Das hätten wir gleich tun sollen, Kleine. So ein Unsinn, bei solchen Gelegenheiten zu knausern.“

„Es geht so hübsch rasch mit der Bahn, Aline. Aber wir müssen wohl die Pakete da auf dem Rücksitz fester verstauen, sonst gibt's ein Malheur ... Am unangenehmsten, muß ich Dir sagen, empfand ich die Nähe der beiden Herren mit den Huldigungsblicken.“

„Nun, sie waren doch sehr artig und distinguiert. Ohne ihre Aufmerksamkeit, fürchte ich, wäre Dein Handschuhpaket beim Aussteigen verloren gegangen. Hier ist Dein Schirm, Anna ...“

„Möglich. Aber ich traue dieser Artigkeit, diesen Demutsmienen ganz und gar nicht. Alles Maskerade! Dahinter stehen ganz andere Gedanken ...“ sagte die Jüngere mit kühler, hochmütiger Miene.

„Welche?“

„Ich weiß es und weiß es nicht. Ich mache mir keine Gedanken darüber; aber ich habe als Großstadtkind meine Erfahrung und mein Mißtrauen.“

„O, o. Du Mädchen ohne Gnade.“

„Bewunderung, Aline!“ Die jüngere Dame lachte wieder; es klang hart und verächtlich. „Ich mag keine Bewunderung, auch nicht die ehrlichste; sie ist mir zuwider ... Und wenn ich an die Möglichkeit einer Zärtlichkeit denke, dann schaudert's mich; ich glaube, ich würde schlagen und mich maßlos empören.“

„Bei soviel Leidenschaftlichkeit, Kleine? Wer weiß das vorher.“

„Ich weiß es, Du! Ich beobachte mich gut und lasse meine Phantasie aus Gründen der Selbsterkenntnis manchmal nach der Richtung hin gehen, gerade weil ich so anders bin als andere. Ich will mich prüfen ...“ sie brach errötend ab. „Nein — kameradschaftlich sein, warm, meinetwegen herzlich, harmlos, freundschaftlich,



Stilleben.

Gemälde von Adolf Münzer.

schön! Siehst Du, Aline, ich selbst bewundere nur einen Mann; der ist der Männlichste, Stärkste, Sicherste, an dem ich jeden messe und vor dem keiner besteht — das ist Papa. Zu ihm blicke ich auf; ihn liebe ich ... ja, der Gedanke, ohne ihn leben zu müssen, scheint mir absurd; — — ganz unmöglich."

Frau Aline Wendland sah zur Seite. Die Laternen huschten vorüber. Der Wagen kreuzte jetzt den Kurfürstendamm. Frau Aline schwieg plötzlich und schien in Gedanken ...

Auch Anna Heydemann verstummte. Sie war erhitzt von der Heimwegseskapade, sie waren nach dem Bahnhof geeilt, hatten eingepreßt, wie in Fieberglut, in dem Wagen gestanden, und sie hatte sich in der Tat über ein letztes, fast vertrauliches Lächeln jenes völlig unbekannten und gleichgültigen Herrn geärgert. Sie war so leicht gereizt bei ihrem heftigen Temperament, und ihr Mädchenstolz war maßlos.

Aline wurde von den vorüberfliegenden Lichtern schwach beleuchtet; sie schien immer noch ernst und zerstreut, als wäre das rasche, zufällige Gespräch nur so an ihr vorübergegangen; die Frau schien auch blasser. Jetzt merkte sie den Blick der andern, und sie nahm Annas Hand.

„... Nun? Du großes Kind. Was weißt Du vom Leben und von seinen Tiefen. Du bist verwöhnt, wirst auf Händen getragen; Dein Vater ist noch jung, sogar jünger als jene Jahre sind. Und er ist ein hervorragender Mann, ein großer, vielgeliebter Arzt. Sollte ihn seine Tochter nicht leidenschaftlich lieben? Aber sieh, Änne, gerade Du, die auf die andern, auf uns menschlicher Empfindende herabsehen —"

„Das tu' ich doch nicht, Aline!"

„Doch. Vielleicht nicht auf mich, Kind, denn ich bin seit Jahr und Tag Witwe. Aber auf andere. Gerade die Unerbittlichen, die Herben, Erzumgürteten faßt es einmal rasend an, wenn auch nach bitterem Kampf. Glaube mir, wir sind alle Schwestern."

Es klang seltsam ernst, fast bewegt, und Aline legte den Kopf in das Dunkel des Wagens zurück.

„Wie Du redest, Aline. Und das Gespräch entzündete sich aus nichts ... so gleichgültig ..."

„Du sagst so etwas öfter. Es liegt Dir gleichsam immer auf der Zunge, jedenfalls im Sinn," meinte die andere.

„Und es kränkt Dich?"

„Ein wenig ... daß ich es sage. Ich bin wohl älter als Du —; aber auch weicher. Es trifft mich auch in meiner Art — nein! Das ist es nicht. Es ist erst ein Unbehagen und dann ein Mitleid mit Dir, Änne."

Die lachte jetzt wieder und streichelte die Hand der anderen. „Du gute, liebe Frau. Mitleid mit mir. Und ich bin doch frisch, froh, blank in meiner Haut; ich habe keinen anderen Gedanken, nichts, nichts, das mich bedrückt; ich habe mein reiches Heim, meinen Vater, einen Wirkungskreis — ich bin glücklich!" Es klang wiederum fast triumphierend, und die schwarzen Augen strahlten klar in dem Dämmerlicht des Wagens.

Aline antwortete nicht; sie machte sachte, wie im Verborgensten verwundet, ihre Hand frei und sah auf die Häuser an der Straße.

„Aline, es bleibt dabei. Du kommst mit zu uns. Vater wird sich freuen. Er bleibt heut daheim. Wir musizieren, und wenn wir's klug anfangen, dann bringen wir auch Papa an seine Geige." Die Stimme des Mädchens mit dem schönen, sonoren Altklang war jetzt wieder schmeichelnd, erfüllt von einer starken Wärme.

Das war ja immer die Brücke. Zwischen beiden Frauen lagen über zehn Jahre Altersunterschied, eine Welt der Erfahrung stand zwischen ihnen, und beider Naturen waren verschieden; Anna herb, spröde, doktrinär, durch die Liebe zum Vater, der seit langem Witwer war, verblendet und gewissermaßen vereinsamt, Aline frauenhaft sensibel, zärtlich. Aber gerade das kluge, feinste Frauentum Alinens, das ebenfalls einsam war, und Annas exzessive, im Grunde warme, große Natur verbanden auch wieder, ließen die Jüngere sich leiten und die Ältere nachgeben und sich fügen. Es war möglich, daß Anna auch die Mutter entbehrte.

Aline antwortete nicht gleich. Der Wagen hielt, sie beschäftigte sich mit ihren

Paketen, die auf dem Vordersitz lagen. Ja, sie hatte sich auf den heutigen Abend mit oft unruhig drängendem Herzen gefreut ... Aber nun, nach dieser kurzen, unversehenen Unterhaltung, war es wie ein Schatten in sie gefallen, ja eine Unlust, fast ein Groll. Und ihr Gesicht rötete sich wie in Scham.

„Ich fürchte, es wird zu viel, Anna. Der Nachmittag war anstrengend; ich fühl's jetzt. Wollen wir's nicht lieber verschieben?"

„Nein, Aline. Was hast Du? Du kannst Dich ja eine Weile in meinem Zimmer ausruhen, und wenn alles nicht hilft, nimmt Dich Papa in Behandlung. Willst Du das Spiel verderben? Auch Papa erwartet Dich. Er hatte den gleichen Wunsch, als ich ging: bring' Aline mit."

Da senkte die Frau das Haupt mit dem breitrandigen Federhut.

„So sei es. Warte hier, ich werde mit meinem Gepäck im Lift hinauffahren und Tante Josephe Bescheid sagen. Wiedersehen." —

Etwa zehn Minuten später hielten sie in einer anderen stillen Straße des oberen Bayrischen Viertels.

Die Damen stiegen die Treppe hinauf. Doch als sie oben klingelten, öffnete noch der Diener, der zugleich Wärter war; es war also noch Sprechstunde. Anna und Aline gingen an der gepolsterten Tür zum Sprechzimmer vorüber, alles still, es roch ein wenig nach Jodoform und zart nach Parfüm, dieser Duft kam von einem mit Nerz verbrämten Damenmantel, der im Entree hing, und wohl auch aus dem Wartezimmer, dessen Tür offen stand; es war leer, Zeitschriften lagen auf den grünen Damastsesseln umher; es war nur noch eine Dame drin beim Geheimrat. Aline, als sie an dem Pelzmantel vorüberging, fühlte einen leisen Stich im Herzen. Sie wußte, wie die Patienten den bekannten Arzt, der so tiefe Wunden in ihre Körper schnitt, verehrten, sie wußte von Anna, wie besonders die Frauen an ihm hingen, sie brachten ihm Blumen mit, Stickereien, und manch eine hätte ihm wohl noch viel mehr und Kostbareres gegeben. Anna sprach mitunter verächtlich davon. Sie beobachtete die Blicke in den Kliniken, wo sie oft neben dem Vater hantierte, er hatte sie selbst als Pflegerin ausgebildet, und sie hatte in der Frauen- und Kinderklinik ein bestimmtes Ressort inne. War auch das an ihrer oft unbegreiflichen Herbigkeit ein wenig schuld?

Es wurde mit einemmal heller in Aline. Sie lächelte. Und dann dachte sie noch: ‚Ihre Tätigkeit in der Klinik und ihr unbeschränktes Regiment im Haus macht ihre zwanzig Jahre stolz und überheblich.'

Eben, als das Stubenmädchen die Mäntel abnahm, klappten draußen Türen; die Patientin ging, und im nächsten Moment traten Anna und Aline von dem kleinen englischen Rauchzimmer her in das riesige Sprechzimmer ein. Eine breite, verschleierte Reifenkrone leuchtete, alle Vorhänge waren diskret vorgezogen, auf dem Schreibtisch brannte eine elektrische Lampe mit grünem Schirm. Wieder war das feine Parfüm da, aber noch stärker war der Jodoformgeruch, in den sich jetzt das Aroma einer Zigarre mischte. Die Luft war verbraucht. Aline mußte in diesem Gemach stets erst ein Unbehagen, eine lastende, seriöse Stimmung überwinden, sie sah die Instrumente, Flaschen, Gläser, den Untersuchungsstuhl, der wie eine Folterbank wirkte, die Teppiche waren verschoben.

Der Geheimrat schrieb noch und tat dabei lange, genießende Züge aus seiner Zigarre. Vielleicht war es der Diener. Aber jetzt erhellte sich sein Gesicht, und er stand rasch auf.

Er war groß, schlank, straff, mit grauen Schläfen und kurzem, dunkeln Schnurrbart. Man konnte ihn für knapp vierzig halten. Er sah eher wie ein frischer, energischer Staatsanwalt, als wie ein Chirurg und Medizinmann aus. Er sprach hell, rasch, aber es war ein gütiger Klang in der Stimme; und seine Augen hatten den klaren, ruhig beobachtenden Blick des Arztes.

Er behielt Alines Hand eine Weile in seiner Rechten. „Wie liebenswürdig von Ihnen, gnädige Frau. Ich fürchtete schon, wir müßten ansiedeln. Denn es konnte ja sein, daß irgendwo in Berlin gute Musik gemacht wurde ...!" Er

lachte. „Aber nun die Fenster auf!“ Er klingelte dem Diener, und gleich darauf war alles offen, ein kalter Luftzug wehte herein. Der Geheimrat nahm auf eine Bitte Alinens die Zigarre wieder zur Hand und ging Arm in Arm mit Anna durchs Zimmer.

Aline saß lächelnd in dem riesigen Ebenholzstuhl am Schreibtisch. Anna rapportierte, aus der Klinik und von ihrem Ausgang mit Aline; der Geheimrat sah dabei oft zu Frau Aline hinüber.

Und zuletzt stand auch Aline wieder auf und machte plaudernd am Arm des Geheimrats die Promenade mit. Aller Krankenspuk, alle Klagen und schmerzlichen Berichte waren verweht. Zwei frische, blühende Frauen waren im Zimmer, strahlendes Leben.

⌘ ⌘ ⌘

Aline nahm, während der Geheimrat sich umzog und Anna sich ums Haus kümmerte, im Wohnzimmer am Flügel Platz.

Das geräumige, hohe Zimmer war von Anna vor einiger Zeit neu eingerichtet worden. Etwas zu seriös, vielleicht auch zu programmatisch, ganz so, wie es Annas Wesen entsprach... Alles war abgestimmt, „stand“ gut zueinander oder war delikat, kostbar, wie die Werte heute lauteten. Aline dachte es spöttisch, während ihre weißen Hände die kühlen Elfenbeintasten niederdrückten und allerlei schwebende, sehnsüchtige Akkorde festhielten. Ja ... eigentlich zu neu. Man roch förmlich noch das Holz, das Leder, den Stoff, so „edel“ all die Sachen waren. Aber doch war das Ganze wunderschön, reich, gediegen, traulich; auf dem breiten Lesetisch drüben standen Lampen mit fransenumsäumten Kupferschirmen, und in der Mitte über dem riesigen, warmroten Bocharateppich leuchtete hell und mild ein ähnlicher Lichtstreifen wie drüben im Arbeitszimmer des Geheimrats. Es konnte noch mehr Licht gemacht werden in all den Winkeln. Aber es würde nur stören. Gerade so, auf zwei Punkte verteilt, durch gelbliche Bastseide gedämpft, war die Helligkeit wohltuend, ließ alle Farben schimmern und weckte doch keinen Glanz.

Aline spielte. Bald lauter, wissender, bald leise, mit schweifender Seele. Unten auf der Straße rummelte mitunter ein Wagen oder tönte der tiefe Ruf einer Huppe; fern. In der Wohnung klappte kaum eine Tür. Nur einmal glaubte Aline den Schritt des Geheimrats irgendwo nebenan zu hören.

Wie fremd sie hier war. Einzig der Flügel gehörte gewissermaßen zu ihr, ihre Hände belebten ihn, ließen seine Seele zittern und tönen; sie bildete mit diesem Flügel eine große dunkle Insel in dem Gemach, in der ganzen Wohnung; ringsum war das Trennende, Unüberbrückbare; und dahinter standen wieder Dinge, zart beleuchtete Möbel, standen die Menschen dieses Hauses ... Anna, der Geheimrat —

Aline lächelte. Sie bog sich leicht in der Büste, und ihre mit Ringen geschmückte Hand spannte sich aus und führte die vagen, melodischen Akkordfolgen in eine schelmische, menuettartige Melodie hinüber.

‚... Und wenn ich jetzt riefe: Kommt zu mir! Kommt auf meine Insel! Du, Anna ... Sie, Herr Geheimrat!?‘ — Dann würden sie neben ihr stehen, und jener Zwischenraum würde sacht verdämmern und nur noch wie ein Schatten seiner selbst bleiben, bis ihn die Zeit, die Jahre ganz verwischten. Würden sie beide ihrem Ruf willig folgen, würden sie kommen und sich neben sie stellen auf ihre Insel? ... Aline zog die goldigdunkeln Brauen zusammen. ‚Anna ...? wer weiß —! Anna allein ... o gewiß! rasch, stürmisch. Aber mit dem Vater?‘

Die schlanke Frau griff eigenwilliger auf die Tasten, so daß bei einer Bewegung ihr Ehering, ihr Witwenring, gegen die schwarze Obertaste klappte; da brach sie das Spiel ab und faltete lässig die Hände im Schoß.

Glück und Glas ... summte es in ihr; es tauchte aus einer Gedankenlosigkeit auf, wie eine Sinnlosigkeit. Und doch traf es sie, reizte sie. ‚Nein,‘ dachte sie im nächsten Augenblick, erbittert und klar in ihr Leben zurückschauend: ‚es war kein Glück ... damals! Es war eine große Enttäuschung, es war Unwissenheit, die Illusion des Mädchentums, das in der Liebe nur sich selbst fühlt,

die eigne Zärtlichkeit, die süße Flamme des eignen Bluts. Der Mann weckt uns. Seine Hand ist wie meine Hand da, die sich auf die Tasten legt, und nun klingt es — in sich selbst. So war es. Nein, es ist ein falsches Bild — unvergleichlich — —' Und dann kam die Krankheit und dann der Tod. Ein kurzes Jahr und eine Ewigkeit. Es zog eine Kluft durch ihr Leben, trennte sie von ihrer Jugend Seligkeit, so daß es zwei Alinen für sie selbst gab, und die erste erschien ihr wie eine ferne, verschollene Freundin, auf die sie zuweilen mit sehnsüchtig sich weitenden Augen zurücksah.

‚Glück und Glas ...!' Was sollte das Wort. Es war kein Glück. Es gab überhaupt keins als in der Einsamkeit. Einssein mit sich, wunschlos sein, lächeln und stille sein. Ich bin ich, und die andern sind die andern. Habe ich's nicht empfunden durch fünf Jahre und im stillen gepriesen? Doch da glühte es langsam um ihre Brust, und die Welle hob sich und stieg hinauf über ihren Hals und über ihre Wangen. Und nun machte sich auch die andere Hand wieder auf und suchte in den Bässen einen starken, übertönenden Akkord, aus dem all ihre sich verbergende Scham klang, und dann schloß sich die rechte Hand dem führenden Baß an, als tönte ein festes, etwas lärmendes Marschmotiv durch den Raum, heiter strahlend, allmählich sich vertändelnd zu dem süßen, schelmischen Menuett von vorhin.

Aline hielt das schöne, lichtbraune Haupt gehoben, während sie nun ruhiger und bewußter weiterspielte, für sich und für das Zimmer da, für die gravitätischen kühlen Ledersessel und für die kleinen Sofas. Ihr Gesicht war im Profil der Tür zum Rauchzimmer zugewandt. Etwas später aber hörte sie von dorther ein Geräusch in der Tür. Kam da jemand? Wer mochte es sein? Sie wandte nicht den erhobenen Kopf, doch sie lauschte und spielte leiser, schneller; war jemand im Zimmer, hinter ihr? Es war eine Spannung in ihr, fast eine Furcht, ein Grauen, so daß ihr Herz pochte und dann ihr Blut wieder warm und heiß nach dem Gesicht floß. Sie hob die Brauen empfindsam, sie wußte, daß man von der Tür her ihr Profil sehen konnte, und daß sie schön war in dieser Stellung, von den Tönen des Flügels wie von ihren Gefühlen umwoben und verklärt; ihr Haar mußte goldig leuchten unter dem Schein der Lichtkrone, ihre Hände schimmerten weiß, und die Steine daran blitzten. Sie liebte sich selbst in diesem Augenblick, war entzückt von ihren Händen, die sie sah, von dem Antlitz, das sie in der Reinheit und innigen Belebtheit seiner Linien fühlte. Ihr Auge wurde starr, ihre Finger gingen jetzt ernst und sanft in Glucks preziöses, feierlich einherschreitendes „Divinités du Styx" über, das sie erst gestern von einer belgischen Sängerin gehört hatte ... sie summte es mit, und plötzlich mußte sie lächeln und wandte sich langsam um.

„Nun?"

„Ich störe, gnädige Frau."

„Mein lieber Herr Geheimrat. Dann hätte ich schon vor einigen Minuten aufhören müssen."

„Sie haben mich bemerkt, Frau Aline?" Geheimrat Heydemann kam näher und sah ihr mit einer großen Aufmerksamkeit ins Gesicht.

„Ja. Aber ich wußte nicht, daß Sie es wären. Ich vermutete es nur. Musik macht träge und schlaff." Aline erhob sich und ging mit knisterndem Kleid zum Tisch. Dort lagen Zeitschriften.

Sie nahmen Platz und plauderten von gleichgültigen Dingen, man sprach so vielerlei. Doch zuweilen, wenn eine Pause eintrat, senkten sich die Lider, und die Hände des Geheimrats strichen still und suchend über den Sesselarm und die Alines über die Seide ihres Kleides.

Es schlug sieben an einer Uhr. Eilig klang das Stimmchen durch die Stille und war dann plötzlich still, wie atemlos.

„Wo steckt Änne?" fragte Aline. „Wenn nicht das strenge Verbot bestünde, würde ich nach ihr sehen. Wahrscheinlich überrascht sie uns wieder mit einem Nachtisch eigner Komposition."

„Eine beinahe wissenschaftliche Sache, Frau Aline. Sie spricht von Chemie und Stoffverwandlung dabei, um ihren Eifer zu bemänteln."

Die Frau lächelte.

„Es schlummert noch in ihr," meinte

sie nach einer Weile und griff mit lässiger Bewegung nach einem der Hefte.

Der Geheimrat aber sah nachdenklich vor sich hin. — Es machte ihm ein wenig Sorge; vielleicht läge es an der Zeit . . .

„Es liegt tiefer. Es ist auch Natur."

„Natur?"

„Ja. Natur, die durch ein starkes Erlebnis erschüttert werden muß."

„. . . Sie macht sich so wenig aus Geselligkeit. Und ich bin nicht gerade ein Verführer in dem Punkt. Natürlich nicht, es liegt nahe. Ich bin Arzt und Arbeiter."

„Und man verdunkelt in Annas Augen alle andern." Sie sah schalkhaft von dem Heft zu ihm auf.

„Was heißt das, Frau Aline?"

„. . . Nun, Anna vergöttert Sie wohl und mißt alle andern an Ihnen. — Sie ist ein so eignes Gemisch. Leidenschaftlich und mißtrauisch. Warm und spröde bis zur Härte. Kindlich und grüblerisch; klug und doktrinär bis zur Schroffheit. Und maßlos stolz . . . auf ihren Vater, auf sich selbst, als Tochter ihres Vaters, die natürlich in allem etwas Besonderes und Vorzügliches sein muß. So sind Töchter berühmter Männer oft."

„Berühmt . . .! Sie kennen Anna gut."

„Weil ich sie liebe. Und weil es auch mich ein wenig verdrießt . . . N—nein, es liegt nicht alles so klar und plan in ihr. Natürlich nicht. Mädchen wie Anna sind keine simplen Einmaleins-Exempel. Aber eine Gleichung mit einem nie aufspürbaren x . . ."

Da lächelte auch der Geheimrat. „Sie sagen das hübsch, gnädige Frau. Aber ich denke, es wird sich schon noch aufspüren lassen . . ." Er strich sich langsam über die Stirn; das war eine gewissermaßen abschließende Bewegung bei ihm, wie er als Arzt gewöhnt war, seine Gedankengänge eher zu verschweigen, als zu verraten. Er war sich wohl längst darüber im klaren, daß hier vorläufig nichts zu ändern wäre, vielleicht überhaupt nichts zu ändern war. Das Leben war weise und gut; es mochte wirken.

Der Mann mit den grauen Schläfen dachte es in diesem Moment wohl wieder. Wie still es war. Die Dinge ringsum schienen zu lauschen.

Oder war seit einigen Wochen darin doch eine unbestimmte Änderung eingetreten? Vielleicht schon seit Monaten?

Hatte er sich diese Dinge unmerklich entgleiten lassen und sie, erst ohne rechtes Wissen und Wollen, dem Einfluß der dunkelblonden Frau da vor ihm mit den gesenkten Lidern zugewiesen? Sie war die Verkörperung schönster Weiblichkeit, und dabei klug und wissend.

Sie schwiegen.

Der Geheimrat sah auf die Lider mit den dunklen Wimpern nieder. Und die Uhr tickte wieder rasch und leise.

„Wie haben Sie sich da in Lausanne nur zusammenfinden können —"

„Ach, lieber Geheimrat, in aller Freundschaft ist soviel Zufall. Und in uns Menschen ist soviel Anonymes, das oft stärker bindet, als all das Sichtbare und Bewußte. Vielleicht am stärksten. Ja — das Gefühl ist das Klügste in uns. Ist das Leben."

Aline hob das Gesicht; es war regungslos, etwas steinern. Dann schüttelte sie den Kopf. Doch er achtete des nicht.

„Wie freundlich Sie zu uns sind, Aline! Wenn Anna und ich uns etwas Gutes antun wollen, dann sehen wir uns an und nicken uns zu: Aline muß kommen. Oder Aline muß mit uns gehen. Und dann wird selbst meiner Ungeduld ein Theater oder ein Konzert erträglich. Ja, ich sage es, ich freue mich auf den Abend, beeile mich, daß ich nicht zu spät nachkomme. Und das beste ist immer das Nachher, wenn wir in einer hübschen Weinstubenecke zusammensitzen und plaudern und kritisieren. Ich habe das lange nicht so genossen! Anna ist Tochter und Echo, das sie auf ihre Art fassoniert . . . Lange nicht. Es erinnert mich an ferne erste Zeiten, als Anna noch nicht da war." Er sprach warm und langsam und sah immer noch fest auf die Augen, die sich wieder senkten, auf die breiten Lider mit den seidigen Wimpern.

„Ich glaubte oft, daß Sie sich opferten, daß es Ihnen mehr Pflicht sei," sagte Aline leise.

„Dann hätte ich gesagt: ich habe keine Zeit, amüsiert Euch. Ja mitunter, lassen Sie mich auch das sagen, meine liebe gnädige Frau, faßt mich eine verborgene

Sorge an, als könnte das einmal aufhören, als könnte hier mal wieder eine Änderung eintreten — — Der Mensch wird nie fertig. Ich hatte abgeschlossen, vielleicht mit Kämpfen und Irrungen. Und nun bin ich beinahe ein alter Mann."

„Siebenundvierzig!" sagte Aline spöttisch.

„Siebenundvierzig. Nein, ich bin noch nicht vermoost und würdegreisenhaft!"

„Sie und Anna haben sich zu sehr eingekapselt, mein lieber Geheimrat; das ist alles. Ich war mal etwas andres in Ihrer Zweisamkeit, ein Stimulans, wie jedes andre. Nennt man es so?"

„Sehr, sehr, liebe gnädige Frau! Aber nicht wie jedes andre, Frau Aline. Da muß ich widersprechen. Ich sehe da unbedingt klarer als Sie, schon als Mann der Wissenschaft und praktischen Beobachtung. Wie dankbar wir Ihnen sind. Seit wann sind Sie wieder in Berlin? Seit einem halben Jahre. Kaum zu denken. Ich kann mir mein Haus ohne Sie gar nicht mehr vorstellen."

Der Geheimrat stand auf und ging, wie er gern tat, umher, und sein Schritt klang trotz des Teppichs. Aline hatte ihre Hände von der Zeitschrift entzogen und langsam im Schoß gefaltet. Sie sah dem Mann sehr ernst und mit glänzenden Augen nach.

„Ich kann mir mein Haus ohne Sie gar nicht mehr denken," wiederholte er mit noch stärkerer Wärme. „Ich bin noch nicht alt. Ich fühl' es täglich mehr. Ich hatte mich nur vom Leben abgewandt, der Arbeit zu, die ich immer liebte. Arbeit und Erfolg hielten mich umkrallt. Sie wissen es, schon in meiner Ehe, meine Frau war krank, wir schlossen uns ab, und das blieb so. Grade Annas wegen. Aber nun ist sie erwachsen, und nun ist es ein Fehler, daß sie so für sich und in sich hineinlebt. Ein Fehler, sag' ich! Aber vielleicht ist es schon zu spät für sie." Der Geheimrat stand vor Aline. Und plötzlich strich seine Hand scheu und wie unbeholfen über ihr seidig schimmerndes Haar. „Sie liebe, schöne gnädige Frau."

Durch Alinens Körper lief ein Zittern; sie bewegte sich nicht, nur ihre Augen schlossen sich. „Sie liebe gnädige Frau, wie freue ich mich stets auf die Stunde, in der ich Sie sehe."

Dann war es still zwischen ihnen. Das feine Pendelchen der silbernen Uhr lief eilig, eiligst, als haste es über den Augenblick hin. Im Nebenzimmer machten sich Stimmen auf, und dann wurde die breite Polisandertür zurückgerollt, und Anna erschien in ihrem Rahmen, von den Lichtern des Eßzimmers hinter ihr beleuchtet.

„Wir sind so weit."

Ihr Blick flog heiter herein.

Aber plötzlich kam eine leise Starre in ihr Auge, es war wie ein jähes, mißtrauisches Stutzen und Wittern.

Anna trat zögernd näher. In einer wunderlichen Angst. Die beiden Menschen im Zimmer waren stumm. Aline war blaß, und der Vater wie erschüttert und befangen. Hatten sie sich gezankt? Aber nein . . . Wie sollten sie. Anna sah scheu zu dem Vater hin, zu ihm, der nie verriet, was in ihm vorging, der stets Herr seiner selbst war und keine Stimmungen kannte, der selbst in der Müdigkeit stark und fest schien — und nun? Wie häßlich! Und Aline? Ein Lächeln schien um ihre Lippen zu schweben. War sie verwirrt, war es Spiel? Lächelte sie in einem Triumph?

Wie eine Fieberwelle durchzogen Anna diese Gedanken; ihre fast schwarzen Augen blickten groß, ihre ganze schlanke Erscheinung bekam etwas Herbes, fast Eckiges, und in der nächsten Sekunde drehte sie sich um und schlug in die Hände.

„Zu Tisch, zu Tisch, ich bitte!" rief sie klar und bestimmt. „Papa, führe Aline."

Und sie trat vor den beiden in das Eßzimmer zurück.

Später musizierten die Damen, und der Geheimrat rauchte in einem der Kastensessel seine Zigarre und sah die Zeitungen durch. Da waren nun keine Masken für Seele und Mienen mehr nötig; und Anna brauchte sich nicht mehr aus der verborgenen Starrheit ihrer Seele loszureißen.

⌘ ⌘ ⌘

Anna war etwas matt. Sie hatte eine Erkältung hinter sich. Nun lag sie noch für Stunden auf der Chaiselongue in ihrem Zimmer.

Aber das war gut so. Da war sie allein mit sich. Sie lag oder saß mit einem Buch und dämmerte so hin. Sie spann sich absichtlich in eine Dumpfheit und Gleichgültigkeit ein, neben der sich ihre Gedanken wie die einer Fremden bewegten; es war ja alles so egal ... vollkommen. Sie, die sonst nicht eine Stunde ohne Tätigkeit verbringen konnte, empfand jetzt einen Ekel vor allem Tun; ja, sie nährte in sich die Vorstellung von ihrer Unpäßlichkeit.

Vor einigen Tagen hatte ihr der Vater gesagt, daß er sich mit Aline verloben werde. Und auch ihm war es lieb, daß Anna dabei in einer gewissen Schwäche vor ihm weilte. Die gab der ganzen Unterredung einen vertraulicheren Ton, man sprach gleichsam behutsamer, die halbe Krankenstimmung nahm von vornherein jedem Wort das Allzuklare und Bestimmte.

Er war kein Jüngling mehr, und er wußte, was er für Anna war und was alles er ihr nehmen und entziehen würde. Das Haus hier würde ihr nicht zur Fremde — behüte! Aber sie mußte teilen, in allem, mußte verzichten, ihre Herrinnenrechte preisgeben. Aber sie war jung, energisch und besaß genug andre Tätigkeit, der sie sich noch ausschließlich widmen konnte; und schließlich würde über kurz oder lang auch mal ihr Herz sprechen ... Und doch blieb eine letzte, untilgbare Scheu in ihm, als könnte ihn die Tochter nicht verstehen; auch Aline hatte ihn darauf hingewiesen. „Sie wird außer sich sein. Sie wird sich starr verschließen. Sie wird nichts, nichts begreifen — nicht begreifen *wollen*!"

Annas Lippen hatten schwach gezittert, und ihre Augen hatten sich erweitert, als der Vater ihre Hand nahm und langsam zu ihr sprach. Es war, als setze ihr Herzschlag aus, ihre Hand wurde kalt und feucht. Aber sie antwortete nichts. Auch als der Vater sie fragte, sie um ein Wort bat, sagte sie nichts. Sie schloß nur die Augen.

„Anna, ich bin noch jung. Du sollst es verstehen. Du bist alt genug und selbständig in Deinem Fühlen und Denken. Es sind menschliche Dinge, wie sie Dir ähnlich und anders auch in Deiner Pflegetätigkeit entgegentreten. Ihr habt mich in den Kreis Eurer Jugend gezogen; mir einen Spiegel vorgehalten. Du weißt, Anna, wie es mit Mutter war, sie lebte wie zum Schein, und ich war damals noch nicht dreißig; nun, das geht nur mich an, das und andres. Nach zwölf Jahren starb Mama. Ich weiß, daß Du Dir ein Heiligenbild von ihr machst, ich hab' Dir viel von ihr erzählt, von der Schönheit und Güte ihrer Jugend, Du solltest nichts entbehren. Aber wir sind auch Menschen. Ich blieb einsam, zuletzt auch um Deinetwillen, Kind. Und nun kamen mit einemmal die Jugend und das Leben wieder zu mir. Du selbst führtest sie ins Haus. Schon aus Lausanne schriebst Du von Aline, viel von ihr. Dann besuchte sie uns von München aus, und schließlich begrüßtest Du's wie ein Glück, daß sie wieder nach Berlin übersiedelte, woher sie stammte. Bist Du nicht am Ende die Veranlassung von allem, Anna?" Der Vater lächelte und streichelte Annas Hand. „Ich habe inzwischen viele Frauen kennen gelernt, auch außerhalb meiner Praxis; aber keine von ihnen ist mir so nahe gekommen, hat mir einen gewissen Gedanken *so* nahe gelegt. Du brachtest sie ins Haus; ich sah Euch wie Schwestern, einträchtig und zärtlich, Du die Jüngere, Aline die Ältere, die schon mit ihrer Gegenwart all das Herbe und Heftige in Dir auszugleichen schien. Soll ich Aline rühmen? Du kennst sie. Ihre Sicherheit, Klugheit, ihr Ladytum. — Sieh, Kind, ich sagte mir: ich bin zu alt für sie, fünfzehn Jahre älter. Aber dann sah ich auf andre. Es war stärker. Wenn Aline kam, war Festtag. Jedes Zusammensein mit ihr war Verjüngung für mich. So hab' ich den Schritt getan, Anna. Mußte ihn tun, um meinet- und ihretwillen. Ich wollt' es. Und nun soll Dir Dein Heim noch reicher und schöner sein. — Ich weiß es, und auch Aline sprach es aus: Du wirst Dich erst an die Wandlung der Dinge gewöhnen müssen. Du sollst es. Du sollst Zeit haben; Zeit genug. Gönne mir das Glück. Du bleibst unser Verzug, dem ich nun auch dankbar bin, weil er mir Aline gebracht."

So hatte der Vater gesprochen.

Doch Anna war stumm geblieben. Sie

hatte die Augen nicht geöffnet. Und als er sie fragte, als er in sie drang, ernst und mit einer Strenge in der Stimme, da hatte sie die Augen geöffnet. „Jetzt nicht, Papa. Laß mir Zeit. Es ist so neu.“

„Überrascht es Dich so?“

„Ja und nein. Ich sah es wohl doch kommen. Ich weiß es nicht mehr. Jetzt nicht — jetzt nicht.“

Und dann hatte sie gegrübelt. Und ein Fieber, das nicht aus ihrem körperlichen Zustand kam, sondern aus ihrem Herzen, flog über sie hin, daß ihre Zähne zusammenschlugen; sie fieberte und krampfte die Hände zusammen und schluchzte trocken, es war wie ein Stöhnen, ein erstictes Schreien. Und ihr Körper wand sich wie in Qual. Sie ertrug es nicht. Der Vater war ihr genommen, die Freundin, das Heim. Sie ertrug es nicht. Die Bilder waren fürchterlich, die vor ihrer Seele spukten; sie waren das Schlimmste; sie ertrug es nicht, Aline im Arm des Vaters zu sehen, von ihm geliebkost, leidenschaftlich geküßt, und Aline erglühend und selig. Sie ertrug es nicht. Es waren Fratzen. Es war Entweihung, Erniedrigung, es war häßlich, ein Zerrbild, das den tiefsten Widerwillen und Abscheu weckte. Der Vater — die Freundin — es war schändlich, fürchterlich. Es war Eifersucht, ja, ja! aber es war unvergleichlich mehr, es war etwas, das auf der Tiefe ihres Herzens zitterte, sich empörte, es war unaussprechlich, die keusche Kindesliebe, die herbe, harte Jungfräulichkeit, die bisher nur den Vater geliebt. Es war Liebe und Abscheu, die ihr den Sinn verwirrten, daß sie wie krank und irr dalag. Sie konnte es nicht fassen — wollte nicht — niemals! Und dann stieg Alinens Bild vor ihr auf. Sie sah sie lockend, wünschend, werbend, sah sie dem schönen, stattlichen Vater sich entgegenbringen, sah sie als Witwe, die sich zurücksehnte nach der Ehe, und nun war ihr der stolze Mann gerade recht! Er war nicht alt. Wie lächerlich — er war frischer als alle, die sie kannte. Hatte er nicht selbst fast geschwärmt? Hatte er nicht ihr — Anna — sein Herz auf den Händen gezeigt, daß sie ihm hätte Einhalt gebieten mögen, daß sie die Augen immer fester geschlossen, als könnte das die Worte zurückhalten? So fest hatte ihn die Frau gefangen. Und sie hatte zu ihr aufgeblickt. Und nun war es etwas so Menschliches, Allzumenschliches, das man höhnen und hassen möchte! Beide waren ihr entweiht, von einer Höhe herabgezerrt, herabgeglitten! Der Vater in Leidenschaft — die Freundin in Glut und Triumph — O, sie sah jetzt so schneidend klar, wie jene nur für den Vater gekommen, wie all ihre Freundschaft nur feine, kluge Maske war. Sie selbst war nur Vorwand gewesen, wurde benutzt. Und nun war sie ausgeschlossen, vertrieben, einsam. Und sie dachte an ihre Mutter, und da zog sich ihr Herz noch grausamer zusammen, in noch stärkerer Empörung. Sie haßte, haßte deren Nachfolgerin. Haßte Aline. — Sie war die Verführerin. — Sie war maßlos in ihrem Empfinden, das bislang nur dem Vater und dem engeren Kreis um ihn gegolten, das noch nicht das Leben geschmeidigt und gemildert hatte. Sie haßte. Und wenn die kranken Bilder kamen, dann entsetzte sie sich vor ihnen, daß es sie auftrieb und sie ruhelos von Zimmer zu Zimmer jagte. Sie dachte an Tod und Verderben.

⌘ ⌘ ⌘

Der Vater ließ ihr Zeit.

Aber dann war auch seine Geduld zu Ende. Er hatte sich dem Mädchen nicht wie einer Tochter gezeigt, sondern wie einer Freundin. Sein Entschluß war unwandelbar. Er wollte eine Antwort haben, Klarheit, Zustimmung. Die Stummheit Annas verletzte ihn und war beleidigend für Aline, die noch nicht wieder im Hause gewesen. Er liebte sein Kind, er mußte ihm alle Rücksicht angedeihen lassen, aber er stand nimmermehr mit seinem Leben unter ihrem Willen und Urteil. Was wußte sie vom Leben und seinen Kämpfen? Von seinen Höhen und Tiefen? Nichts. Sie war jung, unerschlossen. Sie lebte mit dem Wissen und mit der Phantasie, die wohl auch das Unterbewußte mit ihrem Flügelschlag aufscheuchte. — Sie war doktrinär, wie Aline so richtig sagte; nur die Urgefühle sprachen heftig in ihr, die Kindesliebe, die Freundschaft, das Mitleid. —

Sie war als Weib streng, herb, hart, trotz allem ... Sie war zu jung — jung! ...

„Anna, Du bist mir noch eine Antwort schuldig. Du weißt, ich wünsche nicht Deine Entscheidung, das hast Du selbst keinen Augenblick geglaubt. Ich will wissen, wie Du die Dinge aufnimmst; wie Du Dich zu Aline und damit zu mir stellst?"

„Ich begreif' es nicht."

„Sei nicht töricht!"

„Ich bin nicht töricht."

„Ich will eine Antwort, Anna. Eine klare Aussprache zwischen Dir und mir. Zwischen Dir und Aline. Du beleidigst und quälst die Frau."

„Nun gut, Papa. So will ich es sagen: Ich gehe fort. Ich gehe aus dem Haus. Mir ist alles fremd geworden. Du, unser Heim, Aline. Alles fremd und falsch. Mein Kopf ist wie leer und tot. Die Welt ist mir verkehrt."

„Anna, Du bist krank."

„Ja, das bin ich, Papa. Ich muß fort. Vielleicht werde ich dann ruhiger, vielleicht kann ich es dann mit Euren Augen sehen. Aber ich glaub' es nicht. Es ist mir entsetzlich, furchtbar. Ich will Euch nicht im Wege sein. Ich will fort. Laßt mich nach England, nach London, wie ich es früher mal wollte. Ich habe mir alles zurechtgelegt. — Fort."

Der Geheimrat war erschüttert und sah die erregte Tochter scharf an, mit den Augen des Arztes, die Leib und Seele durchdringen wollen. Es wehte ihn wohl ein Hauch der martervollen Wirrnis an, die in ihr lebte. Er las in dem heißen Blick das Entsetzen und den Zorn, so sehr sie es verbarg; wer kennt seine Tochter — und Anna war anders als Tausende! Er sah in dieser Minute hellseherisch ihr stählernes Mädchentum, das jede heiße Regung noch verachtete oder verachten zu müssen glaubte ... wer würde es erlösen, wer den Kampf mit ihm aufnehmen? Und nun spiegelten sich der Vater und Aline in diesem stählernen Glanz. Er senkte den Blick.

„Du darfst gewiß gehen, Kind. Natürlich. Auch wir dachten daran, wenn auch nicht an eine Flucht. Du wirst wiederkommen."

„Ich weiß es nicht."

„Du wirst wiederkommen, um Deinet- und unsertwillen, Anna."

„Ich weiß es nicht ..." Sie zitterte. „Ich kann Aline jetzt nicht wiedersehen, Papa! Ich bitte Dich. Es ist meine einzige Bitte. Erspar' es mir und ihr. Ich kann mich nicht zwingen; ich kann und will nicht heucheln. Aline hat Einfluß auf mich gehabt. Aber glaube nicht, daß sie jetzt etwas über mich vermöchte. Es würde uns beide erregen. Es würde nur einen grellen Mißton schaffen. Das wäre alles."

„Weißt Du, daß Du Aline damit bis ins Herz hinein kränkst? Sie will nur Gutes, will nur Wärme und Glanz in unser Haus bringen, niemand vertreiben, niemand etwas rauben!"

„Ich kann nicht anders."

Annas Gesicht wurde wieder steinern, und die blassen Lippen legten sich fest aufeinander, als sähe sie in diesem Moment abermals das von ihr entstellte Antlitz der Freundin vor sich.

Der Geheimrat erhob sich.

„— Gut. Ich werde mit Aline sprechen. Aber ich glaubte, Anna, Du hättest mich lieb."

„Ich weiß es nicht mehr." — —

Aline war doch noch einmal bei Anna. Sie sprach wie eine kluge, reife Frau, stolz und selbstverständlich. Anna war freundlich, aber kein warmer Ton trat über ihre Lippen. Aline fröstelte zuletzt und erhob sich mit verhaltnem Groll und doch bewegt.

„Ich hätte nie gedacht, daß wir einmal so voreinander stehen würden. Auch zuletzt nicht, Anna. Leb' wohl. Ich weiß, daß Du noch einmal zu mir kommst. Ich weiß es!"

⌘ ⌘ ⌘

Die Neuvermählten lebten ihrer tiefen Neigung.

Anna schrieb in jedem Monat einmal an den Vater. Das war Bedingung. Aber sie schrieb wenig von sich selbst, von Dingen, die ihren inneren Menschen angingen. Sie war erst in Putney Hill gewesen, in einem Institut, wo sie deutschen Unterricht gab, denn sie wollte beschäftigt sein, später in Epsom-Surrey, als Lehrerin des Deutschen und der Musik. Sie

schrieb von ihrer Tätigkeit, vom Institut, von London.

Sie fügte auch jedesmal Grüße an Aline bei. Und die jetzige Frau Geheimrat Heydemann schrieb stets unter die Antworten ihres Mannes ein paar herzliche Zeilen. Auch Pakete schwammen über den Kanal, für die sich Anna dann in ihrem Brief oder einem Postskriptum bedankte.

Aline hegte die Hoffnung, daß Anna im Winter einmal kommen würde.

Als dann der Winter da war, sprach auch der Vater diesen Wunsch aus. Doch Anna antwortete ausweichend. „Ich lebe mich ein. Ich habe mit den Damen im Teachers-home, besonders mit der wissenschaftlichen Lehrerin, Freundschaft geschlossen.“ Und endlich schrieb sie klipp und klar: ich will nicht.

Aber der Vater war unwillig. Er sah, daß Aline zuzeiten nicht recht froh wurde. Es fiel immer wieder ein Schatten auf ihr Leben. Die anderen Menschen und ihr Meinen waren gleichgültig; aber es wurde nötig, ein wenig ein Haus zu machen; der Geheimrat gehörte seiner Arbeit, da mußte er seiner Frau einen Kreis schaffen, ihr die alten Freunde erhalten; und man hatte jetzt Pflichten. Es war etwas anderes, ob ein junges Mädchen im Hause regierte oder eine weltgewandte Frau. Da mußte auch Anna die Dekors wahren.

Der Geheimrat bat. Dann befahl er. Er konnte auch unerbittlich sein, wenn er einen Entschluß gefaßt hatte, vor allem, wenn es sich um Recht und Pflicht handelte. Das wußte Anna, die den gleichen, starken Sinn vom Vater her besaß. — —

Und nun war der Winter wieder nahe. Berlin stand wieder in Nebeln, die gegen Abend, wenn die Sonne sank, glühten. Die Häuser sahen wie alte Paläste aus, das riesige Berlin wirkte wie eine behagliche Kleinstadt, und das Kribbeln und Krabbeln der Menschen und Wagen war so unwahrscheinlich, als wär's nur Staffage in einem alten, lieben Bild.

Und dann kam Schnee, der alles weiß puderte, selbst die Helme der Schutzleute. Das war noch hübscher. O, das war ein Gewirbel, das lustig auf die Menschen niederpurzelte, von früh bis spät und durch die ganze Nacht.

Anna war wieder daheim. Ihr Institut hatte eines Umbaues wegen vor der Zeit geschlossen. Sie bewohnte ihre beiden Zimmer, die unverändert geblieben waren, obwohl man sie bei der Neuordnung der Dinge wohl hätte brauchen können. Aber Aline hatte peinlich darüber gewacht, daß nicht ein Stück darin verschoben wurde. Es war fast wie sonst, nur daß Anna nicht mehr im Haus regierte. Dafür ging sie schon des Morgens, nach ihrem Spaziergang im Tiergarten, den ihr der Vater verordnet hatte, denn sie war drüben in merry Old England ein wenig schmal geworden, in die Klinik; es war ihr nicht gut möglich, müßig oder gleichgültig beschäftigt im Haus zu sitzen. Auch dem Vater stand sie wieder zur Seite in seinem Krankenhaus in Berlin N.

Alles vollzog sich wie selbstverständlich, aber doch ohne rechte Intimität. Man plauderte, scherzte bei Tisch, aber man vermied gewisse Dinge, alles Persönliche, und gleich nach Tisch zog sich Anna zurück. Aber schließlich mußte einmal ein vertrautes Wort fallen. Aline begann damit, impulsiv, sie umfaßte das Mädchen. Auch in Anna wallte es auf. Doch das Eis in ihr war fester. Sie lächelte. „Wie temperamentvoll Du bist, Aline! Ich bin hier fremd geworden. Und dann muß ich auch an meine Mutter denken.“

Eine Röte stand auf Alinens Wange unter dem klaren Blick des Mädchens; ein Zorn war in ihr.

„Sieh, ich habe Euch besucht, Aline,“ sagte Anna leise.

Dennoch empfand das Mädchen den Frieden seines alten Heims wieder. Immer, wenn sie von der Straße heimkam, war dieses tiefe Gefühl da, daß sie die Luft wie hungrig einatmete. Mitunter stand sie still und schloß die Augen. Ja, so roch es früher schon hier, auf dem Korridor, in den Zimmern. Sie war nicht vertrieben. Aber plötzlich war doch ein falscher Hauch darin. Und da wachte sie auf, und alles war fort.

Es kamen oft Gäste ins Haus. Freunde und Kollegen des Vaters, Freunde Alinens. Anna war das am Anfang lästig;

sie schienen ihr wie Eindringlinge, die ihr altes Heim entweihten; was wollten die Fremden hier, die sie kaum kannte? Allmählich aber zerstreute es sie. Sie empfing mit Aline, heiter und freundlich.

Anna musizierte meist mit einigen der Jüngeren oder sie plauderte in einer Ecke und beobachtete dann still Aline, deren Art und Erscheinung sie bewunderte, als wäre sie ihr ganz neu; mitunter aber kam ihr unvermittelt auch der Gedanke: ‚Sie spielt wundervoll Komödie; sie kokettiert ladylike; was gehen sie im Grunde diese Menschen alle an? Was strahlt und lächelt sie?‘

Sie saß meist mit den Assistenten des Vaters zusammen, die sie von früher her kannte, mit Dr. Türk, Dr. Hellwig, Dr. Dohrn — den sich Vater in seiner Privatklinik koordiniert hatte und unter dem Anna jetzt hauptsächlich arbeitete, er war vor kurzem von mehrjährigem Auslandsaufenthalt zurückgekommen, Anna hatte ihn auch in London vorübergehend gesprochen — und mit Dr. von Zorge; Türk und Hellwig waren verheiratet. Sie hatten reizende Frauen, richtige Ärztefrauen, resolut, frisch, hübsch, mit weisem Bedacht ausgewählt. Zorge und Dohrn waren übrigens dem Vater im Wesen sehr ähnlich ... es war Zufall oder unbewußte Absicht, wie oft bei Assistenten, Dohrn spielte sogar auch Geige, seine einzige Sentimentalität, wie Anna spottete, er war sehr ernst, eher schroff als liebenswürdig.

Und waren die Gäste endlich wieder gegangen, dann blieb man noch ein Weilchen zu dritt auf, der Vater rauchte und ging umher, die Damen saßen ein wenig ermüdet am Tisch oder machten leichthin und leise summend Ordnung. Es war dann wie früher. Alle dachten es, während die Augen unmerklich größer und starr wurden und die Hände blasser schimmerten ... als wenn Aline der Besuch wäre, nicht Anna. Aber ehe noch jemand so etwas aussprach, lenkten alle drei wie von ungefähr ab.

Anna lächelte. Sie kamen alle dran; sie zeigte sich jetzt gern von der schärferen Seite, noch entschiedener als früher. „Nein, Papa — Dohrn. Er ist ein Trappist. Und nun denke Dir, wenn er mich fast täglich von der Klinik ein Stück weit begleitet. Es ist nicht Artigkeit, behüte. Wir haben den gleichen Weg — that's all. Aber es ist mühsam. Furchtbar. Ich atme immer auf, wenn er den Hut endlich zieht: adieu, Fräulein Heydemann. Warum sagt er nur so zwischendurch mal nach Landessitte: gnädiges Fräulein?“

„Du mußt ihn fragen, Kind. Er ist tüchtig. Eine Nummer. Alles andere ist Blague.“

„Hm. Wenn Du meinst.“ Es klang fast spöttisch. Sie sah starr vor sich hin. „Nun ja als Arzt —“ sagte sie dann langsam und müde. „Das weiß ich.“

Die Tage und Wochen gingen hin. Es stand fest, daß Anna im Januar, nach Ferienschluß, wieder abreisen würde.

Jetzt kamen die Gäste schon spärlicher. Denn jeder begann sich im eignen Nest einzurichten bei Ofenwärme oder heißen Heizröhren, und die Junggesellen hielten sich in respektvoller Entfernung von den um diese Zeit exklusiveren Familienabenden und saßen einsam und beunruhigt wie Ungeweihte in den Kneipen. Auch bei Heydemanns gab es zu tun, zu besorgen, zu verheimlichen. Draußen aber war die Welt weiß, weiß.

Anna ging noch immer Tag für Tag in die Klinik; alle Zimmer waren besetzt, und sie hatte schon wieder wie früher einige Vorzugspatienten unter den Frauen und Kindern, bei denen sie länger verweilte. Oft kam sie erst bei Dunkelheit heim, denn eher wurde Dr. Dohrn mit seinen Besuchen jetzt nicht fertig.

❖ ❖ ❖

An einem dieser Spätnachmittage nun, als ein feiner Schneefall durch die Dunkelheit niederging und Anna und Dr. Dohrn ein wenig abgespannt die Händelstraße entlang schritten, da fragte er sie, ob er hoffen dürfe, daß er sie einmal gewänne. Nicht gleich —

Anna war so überrascht, daß sie stehen blieb und ihn starr ansah. Sie hatte mit keinem Gedanken an so etwas gedacht, jetzt nicht und niemals. Sie empfand nicht das geringste bei seiner kurzen, unvermittelten Frage. Sie hatten über einen Fall in der Klinik gesprochen; und dann war Dohrn verstummt. Nun Er-

staunen. Und dann, als ihr die Situation klarer, bewußter wurde, da war eine Art Spottgelüst in ihr wach — das sah dem Doktor ähnlich, so und nicht anders konnte er das anstellen — wahrscheinlich wälzte er den kleinen Satz schon seit Wochen hinter seiner festen Stirn. Er hatte sie gar nicht angesehen; er sah auch jetzt geradeaus, und sein Profil hatte etwas Gespanntes, beinahe Gewaltsames. Und zuletzt hob sich doch ein verborgener Schrecken aus ihrem Herzen, der sie seltsam aufrüttelte; über ihre Knie stieg eine warme Welle, und sie fühlte, daß ein Zittern darin war. — Aber gleich darauf, fast im selben Augenblick schon, war es ein Schmerz, etwas Wühlendes, Brennendes, als würde jählings an eine wunde Stelle in ihr gerührt, als müßte sie hundertmal Gedachtes und Fortgescheuchtes wie für sich selbst denken, empfinden, fortscheuchen — eine Pein — —

„Lieber Herr Doktor, was reden Sie."

„Ich meine es ernst. Selbstverständlich. Glauben Sie, daß ich damit Spaß treibe? Oder daß ich es wie ein Rechenexempel handhabe, mit dem ich diesem Augenblick fertig wurde?"

Rechenexempel? Daß er aus vernünftigen Erwägungen sich sagte: es sei nun Zeit für ihn und sie, und sie paßten in allem zusammen? „Nein, so mein' ich's nicht. Daran denke ich nicht. An nichts."

„Ich kannte Sie schon mit sechzehn oder siebzehn. Aber da war ich noch nichts. Und Sie waren zu jung. Sie waren mir, offen gestanden, zu stachlig und kindlich hochmütig. Aber schon in London — da war es anders, da war es da, in mir. Grade das Herbe, das Stachlige r e i z t jetzt, als stünde etwas dahinter; etwas, das reifer geworden —" Er brach ab; aber es wallte wie ein heißer Hauch aus diesem Verstummen.

Anna war noch immer ganz benommen.

„Mein Gott, Sie — S i e, Herr Doktor! Ich glaubte, Sie würden sich eher in der Polargegend ansiedeln, als von diesen Dingen reden."

„Solchen Eindruck mache ich?"

„Ich weiß überhaupt nichts von einem Eindruck. So überrascht bin ich. Ich habe nicht im entferntesten an eine solche Möglichkeit gedacht."

„Und Sie glauben auch nicht, Fräulein Heydemann, daß später einmal —"

„Ich glaube und weiß nicht, Herr Doktor. Absolut nichts. Ich weiß nur, daß wir im Schnee hier gehen und daß Sie mich mit fast derselben Stimme, ja, fast im Zusammenhang mit dem Gespräch über die Patientin auf 4 etwas gefragt haben, und daß Sie von meiner Stachligkeit gesprochen haben. Ich **finde dies . . . dies . . . ebenso offen gesagt** . . . that's rather strong!"

„Aber schließlich paßt es doch," sagte er.

Anna wurde rot. Das traf sie. Das war nicht fein. Sie war in jeder Linie Dame. War er ein solcher Bauer? Nein. Ihr Auge ging an ihm hoch — er war bleich und erregt. Wie seltsam. Das Herz wurde ihr fast schwer. Aber unwillkürlich dachte sie an Aline, was würde d i e sagen? Sie würde lächeln. Nein!! Sie, Anna, war anders, sie wollte das alles nicht, sie verabscheute das. Ihr Herz schlug, und ihr Schritt wurde träge und auch ihr Atem. Woher kamen ihr diese Bilder? Aus jener alten Selbstquälerei? Und nun hatten sie gleichsam ein eignes Leben, und es irrte und huschte durch die Sekunde. Was wollte es! Hier neben ihr ging mit harten Schritten ein Mann und forderte ein Schicksal von ihr. Und sie hatte überlegen und fast bissig gesprochen, und jetzt war ein Chaos in ihr, eine Hitze stach sie, und ein Widerstand rang sich in ihr hoch, hart und böse. Und zuletzt eine Gleichgültigkeit. Wer war dieser Dr. Dohrn? Sie kannte ihn nicht. Sie kannte ihn als Arzt, als Besucher in ihres Vaters Hause. Er war ihr fremd, wildfremd. Ein Grauen schüttelte sie. N—nein, es war keiner Überlegung, keines Gedankens wert, so uninteressiert war sie bei dieser Sache.

„Das sollten Sie nicht sagen, Herr Doktor! Ich verstehe es nicht. — Und kann Ihnen überhaupt nicht antworten. Seien Sie nicht böse. Ich kann Ihnen auf keine Ihrer Fragen eine Antwort geben. Ich wiederhole, ich bin nur überrascht."

„So verzeihen Sie."

„Ich habe auch nichts zu verzeihen. Ich würde es bedauern, wenn unsere

schöne, gemeinsame Tätigkeit nun eine Trübung und Störung erfahren würde."

„Das soll sie nicht; das wird sie nicht. Das sind zwei Dinge."

„Das freut mich. Das freut mich, Herr Doktor. Bald gehe ich ja doch wieder fort."

Er nickte.

Sie gingen noch eine gute Strecke nebeneinander her.

Die ganze Händelstraße hinunter und dann links an den Stadtbahnbogen hin. Sie legten unwillkürlich eine kleine Entfernung zwischen sich, es war wohl Dr. Dohrn, der abrückte, und Anna bemühte sich, auf der rechten der beiden Trottoirplatten zu bleiben. Zu sprechen hatten sie nun nichts mehr, denn es ging nicht an, jetzt auf andere Dinge zurückzukehren. Anna fürchtete erst, es würde eine Unendlichkeit währen; aber dann war es nicht so schlimm, es ging sich ganz flott rechts und links auf den Platten, und die Gedanken hatten etwas heiter Schweifendes, weil sie die Gegenwart vermieden.

Dohrn blieb stehen und zog den Hut.

„Leben Sie wohl, Doktor."

„Auf Wiedersehn, gnädiges Fräulein."

Und sie gaben sich ernst die Hand.

⁂

Die Wochen gingen weiter. Und alles blieb, wie es war. Auf der Straße klirrte der Frost und trieb die Menschen zur Eile. Sie liefen mit immer zahlreicheren Paketen durch die Straßen und wurden von Tag zu Tag vergnügter und atemloser.

Anna ging ihrer Tätigkeit nach. Nicht lange mehr, so ließ sie alles hier wieder im Stich. Es war gut. Auch deshalb, weil es in der Klinik immerhin einige Befangenheit zu überbrücken galt; keine sichtbaren Verlegenheiten, bewahre, sie waren beide vernünftige Menschen. Die Geschäfte wickelten sich glatt ab, man begrüßte und trennte sich kameradschaftlich. Aber schließlich besaß sie doch ein Gedächtnis und ein sehr sensibles Empfinden, wohl nur zu viel davon. Sie mußte sich klar darüber sein, daß Dohrn so eine Frage nur unter einem starken inneren Zwang gestellt haben konnte. Man war nicht mehr unbefangen, so sehr sie es von sich *selbst* aus war.

Sie erwähnte daheim vor Vater und Aline kein Wort von dem, was vorgefallen war. Sie wurde noch stiller, fester und trug den Kopf noch gerader.

Nur mitunter in der Dämmerzeit, die in die Dunkelheit überging, wenn sie von der kalten Straße ins Zimmer getreten war, saß sie länger am Klavier und spielte wie träumerisch. Da zog es auch wohl wie ein Bangen vor der Fremde in ihr Herz, als wäre die Fremde so kalt wie die Winterstraße draußen mit ihrem klingenden Frost. Erinnerungen tauchten auf, daran, wie sie früher gelebt. Und wenn dann einmal Aline in der Dunkelheit an ihr vorüberstrich und mit weicher Stimme „Änne, Änne!" rief, dann schnürte es ihr für eine Sekunde die Kehle zusammen, ja, sie hätte plötzlich rauh, trocken aufschluchzen können in rätselhafter Unruhe. Aber danach war sie erst recht gefaßt, so daß sie sich mit wachsender Festigkeit dem Arm Alinens entzog und nur noch den Hauch ihrer weichen Lippen auf ihren Wangen fühlte.

Dr. Dohrn, der doch zu den Intimen gehörte, kam nicht mehr.

Der Vater sprach verwundert davon, er war sonst regelmäßig, wenn auch spät, zum Freitagstee erschienen und mit den engeren Freunden des Hauses bis zum Abend geblieben. Aline sagte nichts dazu; nur ihre lichtbraunen Augen forschten zu Anna hin. Hatte sie mit raschem Frauenblick in dem ernsten, seelisch so schweren Mann gelesen? Es war ein Mädchen ohne Gnade. Es war ein Mädchen, das ein harter, herzloser Mann bis in die innerste Seele hinein kränken müßte! Dann würde es vielleicht erwachen.

⁂

In den Zimmern hingen immer noch die blaßgrünen Mistelzweige, die Anna und Aline befestigt hatten, und über allem lag ein letzter süßer Hauch von Festlichkeit. Aber die Zimmer schienen so leer, wie ausgestorben oder als warteten sie auf etwas. Es war so, als wären sie eben noch von Menschen und Stimmen erfüllt gewesen, und nun waren sie alle hinausgegangen, und die Tür war hinter ihnen ins Schloß gefallen; nur die Luft vibrierte noch, und die Sessel

und Sofas streckten wie schmerzlich ihre Arme aus.

An einem der Feiertage war man noch einmal beisammengewesen, eh' Anna Heydemann die Reise über den Kanal wieder angetreten hatte. Man war bis nach Mitternacht geblieben und hatte zum Schluß in dem großen Wohnzimmer getanzt, Aline, Anna und andere hatten gespielt. Auch Dohrn war gekommen, er konnte sich diesmal nicht ausschließen, wollte auch nicht. Aber er kümmerte sich nicht viel um Anna; es war wie in der Klinik, man sagte sich guten Tag, sprach einige Worte und ging aneinander vorüber.

Aber er hatte einmal mit ihr tanzen müssen, es zwang ihn zuletzt selbst dazu. Er hielt das schlanke dunkle Mädchen fest im Arm, doch sie sprachen nichts. Sie waren unglaublich ernsthaft dabei. Nur zuletzt öffnete er die Lippen. „Was ist das für eine Komödie, Fräulein Heydemann! Man hält sich im Arm und ist wie Feuer und Wasser!" Da war jäh wieder das Brennen in ihr gewesen, die Unlust und der Schmerz, und wieder stieg eine warme Welle und eine Schwäche über sie, alles noch deutlicher als damals, daß er sie fest halten mußte. Er tat es, und sie glaubte ein Zittern in seinem Arm zu spüren. „Ich danke, Doktor Dohrn. Man muß nicht alles so ernsthaft nehmen. Nicht überall einen Sinn sehen. Tanz ist Tanz und eine leidlich hübsche Sache." Er verneigte sich und sah mit einem bittern Lächeln in ihr brennendes Auge. Sie war blaß, und ihre Hände waren kalt. „Wie recht Sie haben, wie klar Sie alles sehen, gnädiges Fräulein."

Dann sagten sie sich Lebewohl. Aber er stand noch eine ganze Weile zwischen den andern in der Garderobe, als grübelte er; er sah und hörte nichts von den andern. Dann ging auch er und lief noch bis zum Morgen durch die Straßen.

Ja . . . nun schienen die Zimmer noch nach Tagen auf die Wiederkehr der Gäste zu warten, die Luft schien noch zu schwingen von dem Lärm, und die Mistelzweige schwankten leise, wenn die Wagen unten rollten: jetzt kommen sie! Aber die Leere und Stille, die überall stand und kauerte, kam wohl noch mehr aus der Tatsache, daß Anna fort war.

Sie hatte zum Hause gehört, und nun war man wieder allein.

⌘ ⌘

Anna war abgereist.

Allein es kam kein Telegramm, und es kam auch kein Brief von ihr. Erst auf eine Kabelanfrage des Vaters antwortete sie kurz, daß sie wohlauf sei.

Dann nichts weiter.

Da schrieb Aline an sie, in einer dunklen Sorge. Aber wieder erst nach vier oder gar fünf Wochen kam eine Antwort.

Aline war in ihrem Zimmer. Der Geheimrat, der vor einer Weile seine Sprechstunde beendet hatte, arbeitete noch drüben. Sie wartete ja täglich auf eine Nachricht, aber als das Mädchen ihr den Brief brachte, erschrak sie. Es war ein dicker Brief, und er war an sie gerichtet. Da ahnte sie nichts Gutes, und sie hatte das Schreiben nur zögernd vom Silberteller genommen.

Erst nach einer ganzen Weile schnitt sie mit ihrer feinen Stickschere den Umschlag aus dünnem Überseepapier auf.

⌘ ⌘ ⌘

„Liebe, liebe Aline!

„Du wirst Dich wundern, daß ich erst heute von mir hören lasse. Trotz des Telegramms und trotz Deines herzlichen Briefes. Nimm Dank dafür und sage auch Papa Dank für seine Grüße und Sorgen. Es gab so unendlich viel zu tun hier; ich mußte einige Damen vertreten, von denen die eine plötzlich nach Hause gerufen wurde; die andere hatte sich um Weihnachten an Plumpudding krank gegessen und konnte sich nicht erholen. Es ist erstaunlich, was man alles kann; ich unterrichtete französisch, deutsch, musizierte, spielte und turnte mit den Mädchen, und wagte es sogar mit der Mathematik — without fishing for compliments. Papa wird lachen. Aber auch das ging. Und ich bedaure jetzt in der Tat, daß wieder Ordnung im Hause herrscht und meine früh geweckten Talente wieder schlummern müssen; ich sehe ordentlich mit Sehnsucht auf die arbeitsreiche Zeit zurück, in der man sich selbst so verlieren und vergessen konnte!

„Das war der eine Grund meines langen Schweigens.

„Aber, und Du wirst es erraten, liebe Aline, er ist es nicht allein. Er ist nur eine Teilsache. Was mich sonst noch vom Schreiben abhielt, war ungleich komplizirter. Und es bedarf einer gewissen Rage und Blindheit meinerseits, eines Selbstvergessenseins und Sichselbstaufgebens, damit es sich äußern kann. Aber nun ist die Zeit da, nun soll es sein, und ich schließe die Augen, ich tue es wortwörtlich, daß die Linien schief und krumm werden, und will es Dir schreiben: — — ich hatte Sehnsucht nach Deutschland. Nach Berlin, nach den Freunden, nach den Patienten in der Klinik, nach all dem Alten und Vertrauten, das mir ans Herz gewachsen ist. Ja Aline, ich muß es Dir gestehen, das alles hier erschien mir in den ersten Tagen wie ein Surrogat, als etwas Falsches, Künstliches, als Zwang und Exil. Ich gab dieser Stimmung natürlich nicht nach. Ich war erst selbst erstaunt und verglich unwillkürlich meinen Zustand mit dem vorm Jahr. Aber das half mir nicht viel. Im Gegenteil, es trieb mich nur tiefer in die seltsame Melancholie und Unlust hinein, so daß ich fast fürchtete, es wäre körperlich, es käme vom Klima, oder es läge eine Krankheit in mir. Da hieß es denn abwarten. Abwarten und nicht an Euch schreiben und zwischen den Zeilen klagen; Du bist so klug, Aline, und siehst und hörst alles. Morgen schon konnte es überwunden sein, und dann würde mir der Brief in anderem Lichte erscheinen, und all das ungewollt Verräterische würde sehnlich zu mir zurückklingen und meine Ruhe stören. Dann kam die Arbeit mit ihren gesteigerten Anforderungen; das lenkte ab, abends, wenn ich mich präparieren mußte, war ich oft todmüde, daß mich jedes Wort der andern Damen quälte und stach. Auch sie fanden mich verändert, sie forschten neugierig und teilnahmvoll, wohl mit suspekter Verdächtigung. Der ‚Mann' ist auch hier Inhalt aller Gedanken, above all praise. Und zuletzt konnte ich es mir dann selbst nicht mehr verhehlen: ich hatte Sehnsucht, veritable Sehnsucht und wurde sie nicht los. Sehnsucht nach Euch, Aline. — Auch nach D i r. Da steht das Wort, nackt und bloß, und schämt sich, und sieht so erbärmlich und furchtsam aus!

„Wie soll ich es Dir nur sagen; wie soll ich es Dir erklären? Ich bin so machtlos, jedes Wort scheint falsch, übertrieben und verstümmelt; es fehlt das Ohr, das errät, das Auge, das schon vor dem Worte sieht.

„N e i n! Es g i b t keine Scheu. Darf nicht! Vor Dir nicht! Vor mir nicht! Es ist falsch. Doppelt falsch. Mir ist, als müßt' ich mich vor Dir demütigen, Aline, als müßt' ich Deine Hände nehmen und das Gesicht in Deinen Schoß drücken. —

„Ich will vernünftig sprechen. Mademoiselle Clémence war eben im Zimmer und sah mir über die Schulter. Sie versteht kein deutsches Wort, aber ihr kühles, heiteres Wesen, neben dem ich mir im Augenblick wie liederlich, plump und mühselig vorkam, gab mir die Haltung wieder. Sie hat recht: ü b e r den Dingen stehen, sie nicht zu ernst nehmen, sie lächelnd und ein bißchen spielerisch als s e l b s t v e r s t ä n d l i c h nehmen. Aber wir Deutsche können das nicht. Wir sind Grundstoffel. — — —

„Lies den beigeschlossenen Brief, Aline. Er kam von Dohrn. Er kam schon vor vierzehn Tagen.

„Und nun laß Dir sagen, Aline: Dohrn hat mich in Berlin einmal auf dem Wege von der Klinik um meine Hand gebeten. ‚Nicht gleich!' setzte er hinzu. Er wollte es nur aussprechen, die Angelegenheit ins Rollen bringen. Du kennst ihn. Ich war wie vom Himmel gefallen. Dann sagte er nie wieder ein Wort. Aber wir sahen und sprachen uns täglich. Und dieses Schweigen, diese Ruhe, mußte ihn schwer ankommen, denn er sah noch sachlicher, strenger aus als sonst, ähnlich wie Papa, wenn er das Messer in der Hand hat! — Ich wollte sagen, daß Dr. D. zuletzt zu mir gesprochen hat, das mußte einen sehr, sehr ernsten Grund haben. Er sagte auch, daß es schon lange in ihm wäre; aber ich wäre ihm zu stachlig gewesen — früher. Aber gerade jetzt reize es

ihn, diese ‚gereiftere Stachlichkeit‘. Er war nicht sehr liebenswürdig. Aber am meisten, ohne daß ich es wußte, imponierte mir seine Ruhe. Dann an dem letzten Abend bei Euch, da sprach er noch einmal ein Wort, so kurz es war, ein bitteres Wort, das so viel Leidenschaft und auch Schmerz verriet, — assez! Ich erschrak im Herzen, daß ich alles so leicht und gleichgültig nahm. Er war ein ernster, starker Mann. Ohne jede Lächerlichkeit.

„Sieh, Aline, ich wußte nicht, was es war, als ich wegreiste. Ihr saht, daß es mir naheging, und Du sprachst auf mich ein. Erst auf dem Schiff, als ich auf die neblige Küste zurücksah, fühlte ich, wie etwas in mir riß, ich fühlte es fast körperlich oder auch visuell, denn es war zugleich auch draußen, als ginge ein Riß durch die Luft, als löste ich mich gewaltsam los. Und da stand ich mit Tränen in den Augen und fror am ganzen Leib. Und ich glaube, ich rief leise nach Euch, nach Dir, Aline. So hilflos fühlte ich mich.

„Dann schwand es; und kam zurück. Es war wie eine Lüge in meinem Sein! Ein Neues, Falsches, Unerhörtes! Und ich war ruhelos, eilte über das hügelige Surrey-Land, fuhr nach London, wollt's übertäuben. Aber es war stärker, daß ich mich haßte. Ich will das schreiben. Auch Papa soll es lesen. Und dazu plagte mich der Gedanke an Dich, ich hatte neue Augen, Schleier waren gefallen. Und dann verschloß ich mich wieder, vor allem!

„Aber es ist sehr merkwürdig, daß ich an keine bestimmte Person — außer vielleicht an Dich, Aline — dabei dachte. Ich meine, nicht kontinuierlich dachte, mit fester, klarer Vorstellung. Alles war in mir. Alles war für mich, nur mit vagen Erinnerungen —

„Lies den Brief! Er kam vor etwa vierzehn Tagen. D. ist so ehrlich. All sein Zorn hat sich gegen ihn selbst gerichtet. Er macht sich Vorwürfe, schmäht sein schwerfälliges, rücksichtsloses Wesen, wie er schreibt. Er habe wie ein Bauer zugefaßt, einmal und dann noch einmal mit einem dummen, empfindlichen Wort, und wäre dann durch die Nacht gelaufen, immer mit einer Erinnerung an meinen Blick und an ein Erschrecken und Kaltwerden meiner Hände. Das hätte ihn nicht mehr losgelassen. Und nun schreibt er. O, wie ist er beredt, Aline! wie hat er sich die Worte abgerungen, lapidar, es sind vier Seiten, und die Sätze sind wie Steine, die er aufeinander zwingt, und sie treffen mein Herz. Lies, Aline. Ich habe noch nicht geantwortet. Ich bin ruhig und ruhelos. Ich mußte erst an Dich schreiben. Ich mußte erst vor Dir das Haupt neigen, in Reue und Demut, ich will mich beugen vor Dir, liebe, liebe Aline, wie vor einer Schwester. Ach das Rätsel ist noch größer geworden! Nur eines weiß ich, daß ich mich nach Dir sehne, nach Deinem Wort und Deinen klaren, wissenden Augen.

„Grüße Dohrn von mir. Sage ihm, was Du denkst. Weiter weiß ich heute nichts. Küsse Papa.

Anne.“

⁂

Aline las den Brief allein. Ihre Hand bebte.

Dann ging sie leise in das Arbeitszimmer ihres Mannes hinüber und legte ihm die Bogen stumm auf den Schreibtisch.

„Was ist, Kind?“

„Von Anna.“

„Gutes?“

„Ja.“

Und sie legte die Arme um den Hals des Mannes und las noch einmal mit ihm. —

„Das Kind. — — Das törichte Kind,“ sagte der Vater langsam und legte die Bogen mit einer scheuen, fast verlegenen Bewegung fort. Er küßte seine Frau.

„Was nun, Liebling? — Dohrn. Seltsam. Ich habe nie daran gedacht. — Willst Du Dohrn etwas sagen?“

„Nein.“

„Was dann?“

„Grüße Du ihn von Anna. Und sage ihm, daß ich nach London-Surrey gereist wäre.“

„Du willst nach drüben?“

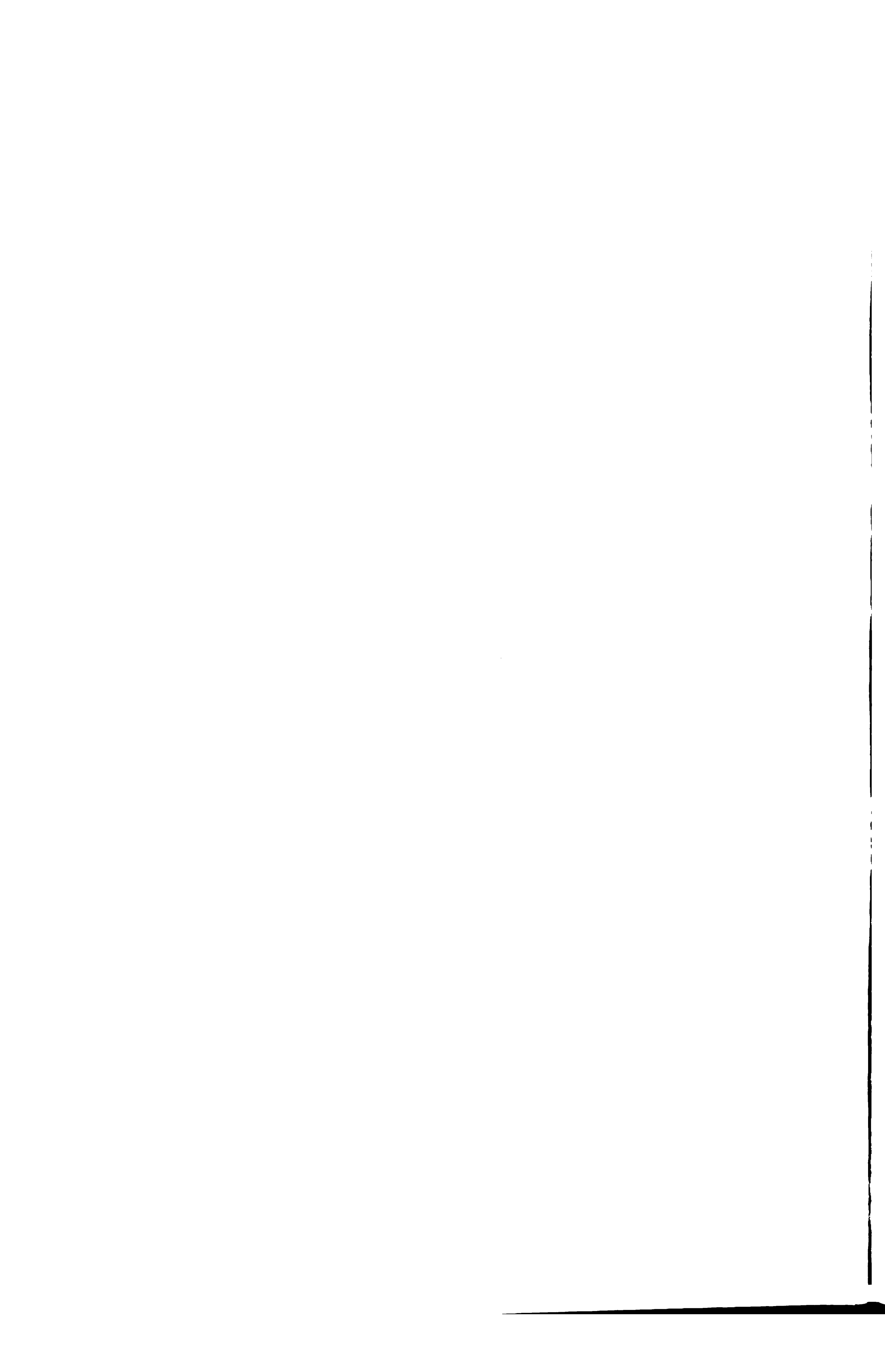
„Ja, schon morgen, Georg.“

„Ich kann jetzt nicht ab —“

„Du sollst auch nicht. Wir wollen allein sein. Und dann bring' ich sie mit.



Winterabend. Gemälde von S. Jacobsen.



Ende der Woche ist sie hier. Sie soll mir erst London zeigen. — Wie ich mich freue —!"

Der Geheimrat strich mit behutsamer Hand über das Haar der Frau, immer wieder.

„Das törichte Kind. Und nun Dohrn."

„Paßt er Dir nicht?"

„O sehr. Er ist der Tüchtigste. Mann durch und durch. Sie kann bei keinem anderen so geborgen sein."

„Unsere liebe, kleine Anne! Wie ich mich freue —! Für sie — — und für uns, Georg. Nun erst wird alles klar. Wie freu' ich mich!"

Der Geheimrat strich wieder über das Haar der geliebten Frau. „Vergiß."

Sie sah in das Licht. „Sie tanzten hier unter dem Mistelzweig. Und nun wird sie Dohrns Frau ... Er muß sie behutsam anfassen! Mann, ich möchte noch heute nach Hamburg!"

„Morgen. Heute gehörst Du mir. Ich werde Dich lange genug entbehren. Auch dann noch, wenn Du mit dem Kind zurück bist ..."

„Hole uns vom Schiff!"

„Wenn wir Zeit haben. Ich und Dohrn."

„Du und Dohrn?"

Und die Frau preßte lächelnd die Wange an sein Gesicht.

Und dann neigte sie sich und küßte die Hand des Mannes, so stark war ihre Dankbarkeit.

So froh und hell war ihr Herz.



Fremde Straßen ...

Von

Lüning.

Fremde Straßen. Einsam irr' ich.
Hundert Wege kreuzen sich.
Fremde Straßen, fremde Menschen.
Und vergebens such' ich Dich.

Suche auf dem harten Pflaster
Töricht Deiner Schritte Spur,
Such' im Winde Deine Worte ...
Du bist fern. Was such' ich nur?

Nebel sinkt. Die Welt wird stiller.
All der tolle Lärm wird matt.
Wieder steh' ich in Gedanken
In der fernen kleinen Stadt.

Wieder durch die engen Gassen
Zieht der Kinder heller Sang.
Weihnachtslieder. Deiner Heimat
Dachtest Du bei ihrem Klang.

Wieder von den hohen Türmen
Fällt der Uhren Stundenschlag,
Grüßt ein fromm Adventgeläute
Tröstend in den dunklen Tag.



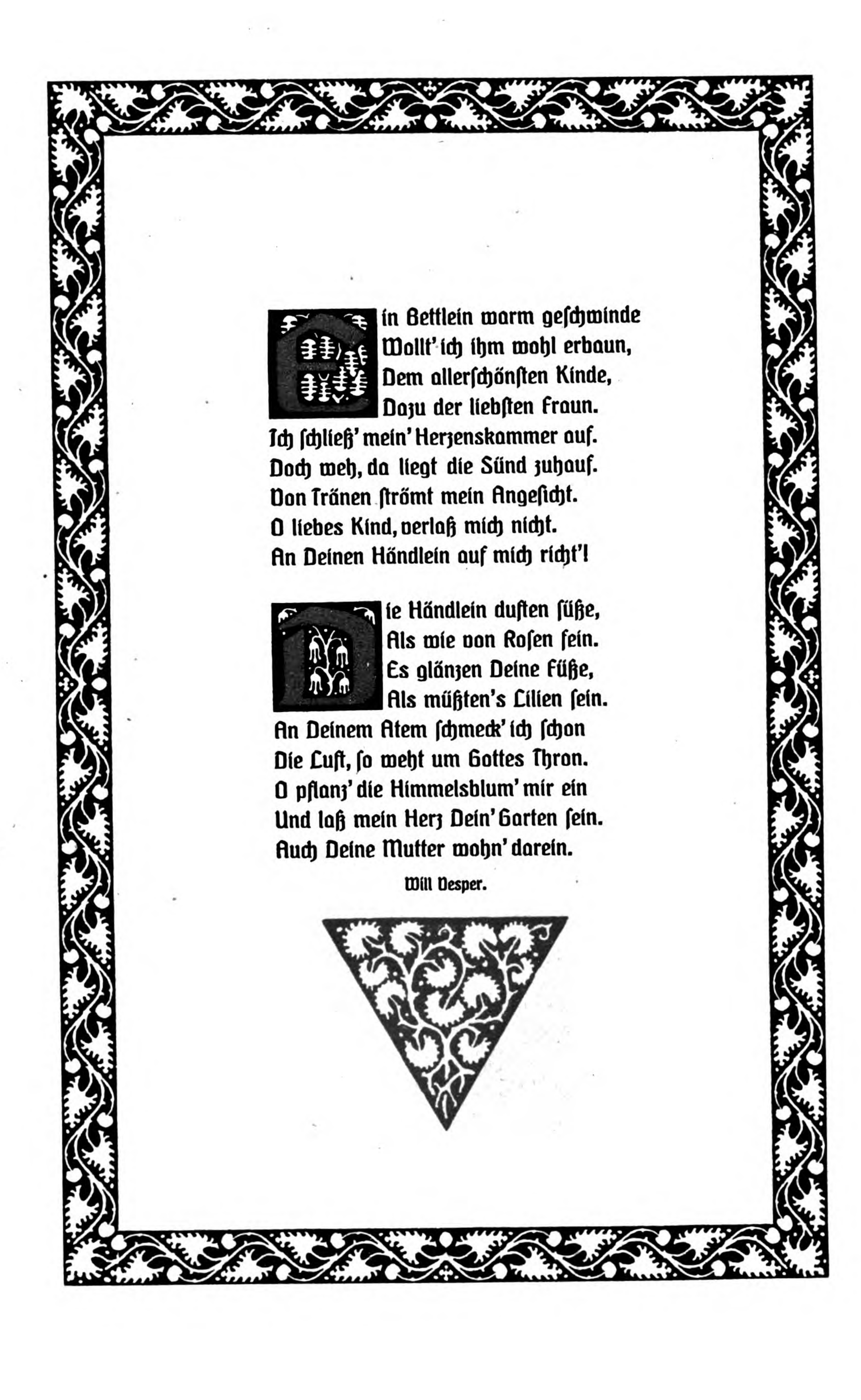
Ein Weihnachtslied.

In einem alten Ton.

Die Maien all erblühen
Bei kalter Winterzeit.
Die roten Röslein glühen
An Wegen weit und breit.
Ein süßer Duft vom Berge weht,
Dazu das Tal in Blüten steht.
Die Flöten blasen; die Luft erklingt;
Der hohe Himmel offen springt
Und sich zur niedren Erde schwingt.

Wir waren fern verloren
Und wußten heimwärts nicht.
Nun ward ein Kind geboren,
Das uns sein Heil verspricht.
Ins Dunkel kam ein lichter Strahl.
Die Sonne sank vom Himmelssaal
Und neigt sich über einen Stall.
Die Engel singen überall,
Dazu die schöne Nachtigall.

Es liegt ein Kindlein kleine
Auf rauhem Heu und Stroh
In blühenden Windlein reine,
Des ist sein' Mutter froh.
Zwei Tiere schnaufen sein Füßlein an,
Daß ihm der Frost nicht schaden kann.
Ach, ist denn in der ganzen Stadt
Kein Ort, da Gott ein' Herberg' hat;
Sein' Mutter ist des Weges matt.



Ein Bettlein warm geschwinde
Wollt' ich ihm wohl erbaun,
Dem allerschönsten Kinde,
Dazu der liebsten Fraun.
Ich schließ' mein' Herzenskammer auf.
Doch weh, da liegt die Sünd zuhauf.
Von Tränen strömt mein Angesicht.
O liebes Kind, verlaß mich nicht.
An Deinen Händlein auf mich richt'!

Die Händlein duften süße,
Als wie von Rosen fein.
Es glänzen Deine Füße,
Als müßten's Lilien sein.
An Deinem Atem schmeck' ich schon
Die Luft, so weht um Gottes Thron.
O pflanz' die Himmelsblum' mir ein
Und laß mein Herz Dein' Garten sein.
Auch Deine Mutter wohn' darein.

Will Vesper.

Die Amerikanerin. Von Henry F. Urban (New York).



Es ist noch nicht lange her, seit auf dem Tummelplatz der Weltpolitik Onkel Sam erschienen ist. Natürlich wurde er sofort der Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit. Man besah ihn von hinten und vorne, man beobachtete jeden seiner Schritte, wie er sprach und wie er sich benahm — genau so, wie das einem Neuling widerfährt, der in eine fremde, geschlossene Gesellschaft kommt. Besonders Michel betätigte wieder seine sattsam bekannte Neugierde und Bewunderung für alle Fremden. Er drängte sich dienstbeflissen an den auffallenden Herrn mit dem Ziegenbart heran, belauerte ihn unausgesetzt und reiste schließlich sogar in sein Land, um seinen Wissensdurst an der Quelle zu stillen. Mit anderen Worten: Niemand hat der jüngsten Weltmacht so viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie der Deutsche. Hier schien ein Land zu sein, wo Menschen und Dinge ganz anders waren als in Europa. Hier war eine Demokratie riesigsten Stils mit dem Stempel des Riesenhaften auf allem von Natur oder von Menschenhand Geschaffenen — Riesenbodenschätze, Riesenernten, Riesengewinne, Riesenkatastrophen, Riesengebäude, Riesenedelsinn, Riesenspitzbüberei. Wie waren die Männer und die Frauen dieses neuartigen Volkes? Was man davon in Europa zu sehen bekam, reizte nur noch mehr zu eingehenderen Studien. Es waren ziemlich schlanke, oft hagere Menschen, vielfach hoch gewachsen, sehr elegant, weltgewandt, liebenswürdig, die Europas Göttern und Götzen erhobenen Hauptes gegenüber traten und sie lediglich als Kuriositäten behandelten, wie wenn sie sagen wollten: ‚Eure Götter und Götzen erscheinen uns als komische Zwerge, die wir belächeln.‘ Geld schien für sie das Nebensächlichste aller Güter zu sein. Wenn es für sie überhaupt etwas Göttliches gab, so schienen es ihre Frauen zu sein, denen gegenüber sie die Rolle brünstig anbetender Priester spielten. Und diese Frauen wieder schienen die Anbetung und Untertänigkeit der Männer als etwas Selbstverständliches mit kühler Herablassung entgegen zu nehmen. Aber das waren doch meist die Reicheren der Transatlantiker, die man sah. Es mußte sich also lohnen, die große Masse zu beobachten. Waren die Frauen alle von der Art, wie man sie in Europa sah? Gerade die Amerikanerin ist mit besonderem Eifer von Europäern studiert worden, weil sie von der Europäerin so grundverschieden schien. Im allgemeinen sind Deutsche in der Beurteilung der Amerikanerin bisher nicht sehr glücklich gewesen. Ich erkläre mir das aus der angeborenen Neigung des Deutschen, Ausländer immer als höhere Wesen zu betrachten, oder aus allzu kurzer und oberflächlicher Beobachtung, oder aus der in besonders hohem Grade der Amerikanerin eigenen Fähigkeit, für sich einzunehmen und zu blenden. Mehr oder minder tragen sie alle eine schöne Maske, die die wenigsten fremden Beobachter als solche erkennen. Der Deutsche ist an eine Frau gewöhnt von stillem, bescheidenem Wesen, etwas hausbacken, etwas altmodisch, von oft spartanischer Einfachheit in den Ansprüchen an das Leben, die nicht allzu viel Gewicht auf das Äußere legt. Nun tritt ihm in Amerika die Amerikanerin entgegen, eine vollendete Aristokratin selbst in den weniger bemittelten Kreisen, reich und geschmackvoll gekleidet, meistens hübsch, lebhaft, kokett, klug, unterhaltend. Sie schwärmt dabei für alles Gute und Edle, für alle Künste und Wissenschaften, für Wasser und den lieben Herrgott. Das höhere Wesen ist fertig.

Aber die wahre Amerikanerin ist doch etwas anderes. Manche ihrer Beurteiler haben es für nötig gehalten, ihr eine ungeheure Verschiedenartigkeit anzudichten, je nach der Örtlichkeit, der Herkunft und den Kreisen, in denen sie sich bewegt. Aber in Wahrheit ist diese Verschiedenartigkeit nicht sehr bedeutend. Ihr ist schon der demokratische Gleichheitshobel hinderlich, der alles oder so vieles wie möglich gleichhobelt, äußerlich und geistig, genau wie er's beim männlichen Amerikaner macht. Man könnte höchstens behaupten, daß die Neuengländerin größer, knochiger, kühler und blaustrümpferischer ist, daß die Weststaatlerin breiter, gesünder und natürlicher ist (durch die starke deutsche und skandinavische Besiedelung des Westens), daß die Südländerin zierlicher, feuriger und noch ausgesprochener aristokratisch ist. Aber in welchem Lande sind solche Unterschiede nicht vorhanden? Hat nicht auch Deutschland im Norden, Osten, Westen und Süden verschiedene Frauen? Auch der Einfluß der Einwanderung auf die Amerikanerin, den ich soeben als im Westen wahrnehmbar erwähnte, hat einige Verschiedenheiten des Körpers und Wesens geschaffen. Außer der deutschen und skandinavischen Beimischung macht sich auch die irische stark bemerkbar, ebenso in neuster Zeit die slawische, italienische und jüdische — vornehmlich in den unteren Bevölkerungsschichten. Neben der langen, kühlen Neuengländerin gibt es daher heute eine Amerikanerin, die brünett, kleiner, runder, lebenslustiger und leichtsinniger ist. Die Anglo-Amerikaner, die sich als die allein echten Amerikaner betrachten und den Volkstypus möglichst englisch-amerikanisch erhalten wollen, sehen seine Entanglo-amerikanisierung (wenn ich so sagen darf)

oder Kontinentalisierung mit scheelen Augen an. Sie kämpfen einen stillen aber erbitterten Kampf gegen die Veränderung des Typus. Da der Charakter des ganzen öffentlichen und privaten Lebens anglo-amerikanisch ist (das heißt englischer Herkunft), so sind sie darin bis jetzt auch noch ziemlich erfolgreich. Eine völlige Neuengländerin vermögen sie aber aus der Amerikanerin von heute nicht mehr zu machen. Dennoch zeigt die Amerikanerin noch vorherrschend neuengländische und selbst puritanische Züge. Namentlich die echt englische Prüderie und Heuchelei finden sich bei unzähligen Amerikanerinnen, in deren Adern ausschließlich oder hauptsächlich kontinentales Blut fließt. Und woher ihre Eltern auch gekommen sein mögen, alle sind sie im Besitz jener Eigenschaften, die ihnen die amerikanischen Sonderverhältnisse verliehen haben.

Um die Amerikanerin in ihrem innersten Wesen zu begreifen, muß man ihre Entwicklung kennen.

Die Tochter aus reichem Hause wird von Kindheit an in völlig undemokratischem Luxus erzogen. Sie bekommt eine deutsche oder französische Gouvernante und wird später in eine Art höhere Töchterschule geschickt, die nur Töchtern aus reichem Hause zugänglich ist und wo nicht einmal junge Mädchen jüdischer Familie Zutritt haben. Es sind gewissermaßen Schulen für junge Dollararistokratinnen. Danach besuchen sie oft eine höhere Lehranstalt (College) für junge Mädchen, wo sie höhere Bildung in sich aufnehmen, einschließlich Latein und Griechisch, wo aber auch allerlei körperlichen Übungen (Sport) gehuldigt wird. Nebenbei wird der Pflege des Körpers durch Massage, Handpflege, Fußpflege usw. peinlichste Aufmerksamkeit geschenkt. Außerdem besuchen sie noch alle möglichen Sonderinstitute, wie Kochschulen, Nähschulen, Schneiderschulen, Malschulen, Musikschulen. Vielfach werden sie auch in vornehme Erziehungsanstalten nach Europa gesandt, besonders nach der Schweiz, um dort den letzten Schliff zu erhalten. Frühzeitig muß sie sich auch im Puritanismus üben, nur Wasser trinken, viel die Kirche besuchen, Wohltätigkeit üben und auf die Eingewanderten herabblicken. Denn all das gilt als eine Legitimation der Vornehmheit. Ist der jungen Dollararistokratin Ausbildung beendet, so wird sie eines Tages in die vornehme Gesellschaft eingeführt und damit den Verwandten und Bekannten als erwachsene Dame vorgestellt. In den Kreisen der Dollararistokraten wird dies zu einem Akt von höchster Feierlichkeit gemacht. Hunderte von Einladungen werden ausgesandt, die Eingeladenen kommen im Frack und Gesellschaftskostüm, in Kutschen und Automobilen angefahren, und im Gesellschaftszimmer des Hauses hält die junge Dame in großer Toilette mit der Würde einer Prinzessin Empfang ab. Am nächsten Morgen berichten die Zeitungen ausführlich über das gesellschaftliche Ereignis. Sie nennen sämtliche Gäste, beschreiben die Kostüme der Damen und der „Debutantin" (so lautet der Ausdruck) und versäumen nicht ihr Bild beizufügen. Der nächste wichtige Abschnitt in ihrem Leben ist die Wahl eines Lebensgefährten. Ihr Liebesleben hat wesentlich andere Formen als das der Europäerin. Sie verkehrt mit den jungen Herren ihrer Bekanntschaft, die selbstverständlich gleich ihr wohlhabend und wohlerzogen sind, ziemlich frei und selbstbewußt, mit einem Anflug gnädiger Herablassung. Denn die jungen Herren sind frühzeitig dazu angeleitet worden, in der Amerikanerin ein weit über dem Manne stehendes Wesen zu sehen, dem eine Art göttlicher Verehrung entgegengebracht werden muß. Diese Verehrung hat oft geradezu groteske Formen, die auf den Europäer komisch wirken. Die amerikanische Ritterlichkeit muß sich vor allen Dingen darin zeigen, daß der Mann, sei er jung oder alt, sich lächelnd allen weiblichen Launen fügt. Es gilt sogar als ein Beweis schlechter Erziehung oder Unhöflichkeit, einem weiblichen Wesen zu widersprechen, selbst wenn es die unsinnigsten Behauptungen aufstellt. So wird es begreiflich, daß die feine Amerikanerin kein Bedenken trägt, junge Männer ohne Beisein der Eltern zu empfangen oder mit ihnen Theater und sonstige Vergnügungen zu besuchen. Auch hierbei werden gewöhnlich gewisse äußerliche Formen streng beobachtet, die für das landläufige Verhältnis zwischen den Geschlechtern kennzeichnend sind. Die junge Dame ist so huldvoll, einem ihrer männlichen Bekannten zu gestatten, sie ins Theater zu führen. Sie legt dazu ein elegantes Kostüm an, er erscheint im Frack, Zylinder und in Lackstiefeln, mit einem teuren Blumenstrauß und einer Schachtel auserlesener Süßigkeiten. Zur Fahrt ins Theater wird Kutsche oder Automobil benutzt. Nach dem Theater geleitet er sie in ein vornehmes Restaurant. Oft erfolgt ein solcher Theaterbesuch aber auch in größerer Gesellschaft, die aus mehreren jungen Herren und jungen Damen besteht.

Und eines Tages findet einer ihrer zahlreichen Anbeter Gnade vor ihren Augen. Sie verlobt sich mit ihm, sie heiratet ihn. Das ist für Amerika richtiger ausgedrückt als: er heiratet sie. Seine vornehmste Pflicht als Ehemann ist es nun, seiner Frau ein Schmetterlingsdasein zu bieten. Irgendeine Mitgift, die dem Manne zu Gute kommt, oder ihm mit zugute kommt, erhält sie vom Vater selten. Irgendwelches Vermögen, das sie besitzt, gehört ihr ganz allein. Sie mag etwas davon ihrem Manne freiwillig zukommen lassen. Aber im allgemeinen wird sie mit dem gesunden Ichsinn der Yankeetöchter die Hand darauf halten. Die Sorge für die Frau wird als des Mannes heiligste Aufgabe betrachtet. In seinem Hause ist sie Königin. Sie regiert darin absolut, umgeben von allem nur denk-

baren Luxus. Tagsüber ist sie von der nichtigen Geschäftigkeit, die ihresgleichen als ernsthafte Tätigkeit zu betrachten pflegt. Sie hat tausend gesellschaftliche Pflichten, sie macht tausend Einkäufe, hat tausend Konferenzen mit Schneiderinnen und Putzmacherinnen, hört tausend Vorlesungen und wohnt tausend Versammlungen aller möglichen Klubs und Wohltätigkeitsgesellschaften bei, und abends fährt sie mit dem Gemahl ins Konzert, ins Theater oder in die Oper. Die Anzahl der Kinder wird auf das Notwendigste beschränkt. Viele Kinder wären ein unangenehmes Hindernis in diesem Schmetterlingsdasein. Dabei ist sie fortwährend unterwegs, Sommer und Winter, bald in Europa, bald im eigenen Lande an der See, in den Bergen oder in Florida. Der Mann ist selten dabei, denn ihn halten seine geschäftlichen Pflichten daheim fest. Er empfindet es nicht, daß er die Dollarmaschine ist, die ununterbrochen arbeiten muß, um die Ansprüche der Frau zu befriedigen. Denn einmal ist ihm die Dollarmacherei ein genußreicher Sport, ein angenehmer Nervenkitzel, und überdies hat das Bewußtsein für ihn etwas Beglückendes, seiner Frau mit dem erworbenen Reichtum ein Paradies auf Erden zu schaffen. Sie mag ein ganzes Jahr lang oder selbst mehrere Jahre in Paris leben mitsamt den Kindern — er wird darin keine Vernachlässigung ihrer Gattinpflichten erblicken. Sie genießt, er arbeitet, anders kennt er's nicht. Wenn ihm jemand sagen würde, daß seine Frau lediglich ein Parasit ist, würde er das als eine Beleidigung mit Entrüstung zurückweisen.

Merkwürdig ist, daß diese Auffassung von der Stellung der reichen Frau auch bei den weniger Bemittelten zu finden ist; nicht allgemein freilich, aber doch häufig. Das ist wieder durchaus natürlich in einem Lande, wo mit der Gleichheit so kokettiert wird, besonders äußerlich. So wie die reichen Frauen möchten die nicht reichen ebenfalls leben; nach der absonderlichen Gleichheitslogik: wir haben genau dieselben Rechte, wie die anderen. Wenn die Mittel dazu nicht vorhanden sind, so tröstet man sich wenigstens mit der peinlichen Beachtung der gleichen Formen. Das zeitigt dann mancherlei Erscheinungen von unfreiwilliger Komik. Auch im Mittelstande wächst daher das Töchterchen in der Überzeugung auf, daß es als weibliches Wesen eine Sonderstellung beanspruchen dürfe. Auch sie besucht häufig Privatschulen, wenn auch weniger kostspielige, um danach in höhere Mädchenschulen überzugehen. Auch ihr Verkehr mit den jungen Männern ist ein sehr ungebundener; noch viel ungebundener als in den Kreisen der Dollararistokraten. Auch sie teilen die Überzeugung der meisten Amerikanerinnen, daß der Mann vor allen Dingen dazu da sei, der Frau ein möglichst bequemes und vergnügtes Leben zu bieten. Als junge Mädchen taumeln sie von einem Vergnügen ins andere und finden es dann schwer, sich als verheiratete Frauen, an der Seite eines Mannes von bescheidenen Mitteln, nach der Decke zu strecken. Da lebt dann das Paar oft weit über seine Mittel, um sich Vergnügungen zu verschaffen, die es sich versagen müßte. Wer zum Gleichheitsfanatiker erzogen ist, findet es doppelt schwer, sich an Beschränkungen oder Verzichte zu gewöhnen, die die unerbittliche Ungleichheit auferlegt. Dies über die Mittel leben gerade bei den nicht Reichen erscheint mir als eine ganz besonders amerikanische Erscheinung. Daher ist auch in diesen Kreisen eine vielköpfige Kinderschar nicht als ein großer Segen eingeschätzt. Viel zu oft wird die häusliche Tätigkeit von der Ehefrau als eine unangenehme Pflicht betrachtet, die sie nur widerwillig erfüllt. Sie wird nicht leicht auf ein Dienstmädchen verzichten, um selber zu kochen und dadurch die häuslichen Ausgaben zu verringern. Kann oder mag sie häusliche Pflichten nicht erfüllen, so wird sie (auch das ist wieder eine amerikanische Sondererscheinung) mit ihrem Mann in eine Pension ziehen und auf Familienzuwachs vor der Hand verzichten. Während der Mann im Geschäft ist, kann die Frau dieser Gattung wenigstens gemächlich im Bett liegen oder die Unmenge freier Zeit zum Durchwandern der Warenhäuser benutzen. Doch soll dies keineswegs als kennzeichnend für die ganze Weiblichkeit des Mittelstandes gelten. Es gibt zahlreiche tüchtige Hausfrauen im Mittelstande, auch solche, die mit dem Mann durch dick und dünn gehen in der Erwartung der Zeit der Ernte.

Am eigenartigsten ist der Lebenslauf der unbemittelten Amerikanerin. Er beginnt in der öffentlichen Schule, die ursprünglich als erzieherisches Mädchen für alles gedacht war, gewissermaßen als die große Gleichheitsmühle für alle Amerikaner und Amerikanerinnen, reich oder arm. Das war sie auch lange Zeit, solange die Vereinigten Staaten ein Agrarstaat waren mit ziemlich gleichartiger Bevölkerung. Aber der Wechsel der Verhältnisse hat auch hier rücksichtslos Überlieferungen und Grundsätze über den Haufen geworfen. Die Entwicklung zum Industriestaat mit einer Plutokratie und die Einwanderung schufen Ungleichheit und änderten den Charakter der öffentlichen Schule namentlich in den großen Städten. Der wohlhabende Vater mochte seine Kinder, besonders die Tochter, nicht länger der öffentlichen Schule anvertrauen, wo sie mit den Kindern des europäischen Abschaums (Slawen und russischen Juden) auf einer Bank hätten sitzen müssen. Fanatischen Demokraten, die das Zerbröckeln ihrer alten demokratischen Ideale durchaus nicht zugeben wollen, ist diese Wandlung der Dinge in der öffentlichen Schule außerordentlich unangenehm, und sie bemänteln sie nach Kräften. Doch die Tatsache bleibt, daß in den großen Städten, wie New York, die öffentliche Schule für alle vielfach zu einer

Proletarierschule geworden ist. Diese Schule besuchen also junge Amerikanerinnen unvermögender oder armer Eltern, vor allem aus der Arbeiterklasse. Hier gebietet die Lehrerin, die es für ihre vornehmste Pflicht hält, dem Schüler und der Schülerin einen hysterischen Patriotismus sowie eine übertriebene Meinung von der Stellung der Amerikanerin einzuimpfen. Viel Disziplin erwirbt das junge Mädchen in der Volksschule nicht; auch zu Hause nicht. Selbst der Tochter einfacher Arbeiter wird in der Schule und daheim frühzeitig das Bewußtsein beigebracht, daß sie eine „Lady" und freie Amerikanerin sei, der der Mann zu jeder Zeit und überall den untertänigsten Respekt entgegenzubringen habe. So gewöhnt sich auch die Amerikanerin der ärmeren Klassen daran, Ansprüche an das Leben zu stellen, die in einem Mißverhältnis zu ihrer geringen Bildung und den begrenzten Mitteln ihrer Eltern stehen. Selbst wenn sie in irgendeinem Geschäft tätig ist, wird sie sich meist so kleiden, wie die Tochter aus wohlhabendem Hause, wenn auch nicht so kostbar. Immer wird sie den Wunsch haben, in der Erscheinung und im Benehmen den Eindruck einer wohlhabenden jungen Dame zu machen. Das kostet sie manchmal ihren ganzen Verdienst, aber sie opfert ihn willig der Befriedigung ihrer Ansprüche. Ihr Verkehr mit dem jungen Mann bewegt sich in noch freieren Formen als der ihrer mehr begüterten Geschlechtsgenossinnen, und in zahlreichen Fällen ist er geradezu zügellos. Es ist etwas Alltägliches, daß sich junge Mädchen mit jungen Leuten halbe Nächte herumtreiben, ohne daß die Eltern irgendeine Kontrolle über sie haben. Versuche einer solchen Kontrolle werden vom Töchterchen schnippisch zurückgewiesen. Oder die Eltern versuchen überhaupt keine Kontrolle, weil sie glauben, daß ihre Tochter als freie und stolze Amerikanerin genügend Selbstkontrolle zu üben imstande sei. Das ist selbstverständlich arger Selbstbetrug, der in Amerika häufig zu finden ist. Wer hinter den großen Vorhang gesehen hat, den der Amerikaner mit Vorliebe vor die dunklen Seiten seines öffentlichen Lebens zieht, der weiß, wie schlecht es um die Moral vieler junger Amerikanerinnen der unteren Klasse bestellt ist. Viele erliegen der Gleichheitssucht und der Versuchung, das Leben ebenso schrankenlos zu genießen, wie die bemittelte junge Dame. Die Oberflächlichkeit und Genußsucht der unbemittelten Amerikanerin kommen auch in ihrem legitimen Liebesleben zum Vorschein. Sie verlobt sich allzuoft ohne lange Prüfung Hals über Kopf, häufig ohne die Zustimmung der Eltern, und macht ihre Verlobungszeit zu einer ununterbrochenen Reihe von Vergnügungen. Auch ist es gar nichts Seltenes, daß sie sich nur wegen der Vergnügungen der Verlobungszeit verlobt und den Verlobten in gewissen Zwischenräumen wechselt. Mehr als alles andere ist gerade für das Handwerkertöchterlein oder die Tochter des Kleingewerbetreibenden bei Eingehen der Ehe die Frage maßgebend: Wird er mir ein Leben mit recht viel Vergnügungen bieten können? Dadurch kommt es in der Ehe vielfach zu schiefen oder gar grotesken Zuständen. Die Ehefrau, die dem Mann die Pflichten der Köchin, des Stubenmädchens oder des Kindermädchens überläßt, ist eine bekannte Erscheinung. Übrigens erfüllt er diese Pflichten mit der freudigen Demut des wohlerzogenen amerikanischen Mustergatten. Man kann ihn beobachten, wie er Sonntags den Kinderwagen schiebt, man weiß, daß er in der Nacht stundenlang den Säugling im Zimmer herumträgt, daß er Stuben reinigt oder des Morgens Feuer anmacht und das Frühstück bereitet, während seine Frau im Bett liegt. Ähnliche Verhältnisse sind auch in der Ehe des Mittelstandes zu finden. Auch der unbegüterte Ehemann, genau wie der Mann der Dollararistokratin, betrachtet es als seine schönste Pflicht, der Gattin soviel Bewegungsfreiheit wie möglich zu lassen. Ist sie keine Hausfrau, so bedauert er das sehr, wird aber kaum die unschmackhafteste Mahlzeit als Veranlassung zur Verstimmung oder Rebellion zu betrachten wagen. Doch auch in diesen Kreisen ist die tüchtige Hausfrau zu finden, und manches arme junge Mädchen hat sich aus eigener Kraft zu umfassender Bildung und einer höheren Lebensstellung emporgerungen.

Welcher Herkunft die Amerikanerin auch immer sei, sie wird in der Ehe und in der Häuslichkeit nie so völlig aufgehen wie etwa die deutsche Frau. Sie wird vor allen Dingen nie die Auffassung von ihren Gattinnenpflichten haben, wie die deutsche. Hierfür kennzeichnend ist die in ganz Amerika verbreitete Ansicht der Frauen, daß die deutsche Frau lediglich eine Art höherer Dienstmagd des Mannes sei. Wenn dem so ist, dann könnte man sicherlich den amerikanischen Ehemann ebensogut als eine Art höheren Hausknecht seiner Frau bezeichnen. Man ersieht hieraus die ungeheuere Kluft, die zwischen dem amerikanischen und dem deutschen Eheleben gähnt. Nebenbei gesagt: diese Kluft gähnt überhaupt zwischen allen deutschen und allen amerikanischen Einrichtungen.

Der hier skizzierte Frauentypus ist als der in den Städten vorhandene gedacht. Die Amerikanerin im Lande (die Kleinstädterin und die Dörflerin) ist wieder anderer Art. In der Kleinstadt oder auf dem Dorfe ist noch alles mehr auf das Agrariertum von früher zugeschnitten und daher auch die öffentliche Schule mehr die patriarchalische Gleichheitsmühle aus alter Zeit. Die Amerikanerin im Lande ist anspruchsloser, einfacher, natürlicher und häuslicher. Doch auch sie achtet eifersüchtig darauf, als „Lady" betrachtet zu werden. Wie es einen Bauer im europäischen Sinne des Wortes in Amerika nicht gibt, so gibt es auch keine Bäuerin.

Des Farmers Tochter läuft nicht barfüßig und verrichtet nicht Feldarbeit, sondern spielt Klavier und liest Romane oder studiert auf einer höheren Lehranstalt.

So ergibt sich etwa folgendes Bild (in großen Strichen) der Amerikanerinnen: Sie sind auffallend frühreif, hübsch, mit feinen Figuren, die nicht selten der Rundung und der weiblichen Reize entbehren. Sie sind nervös, intelligent, bigott, graziös, elegant, liebenswürdig, verzogen, anspruchsvoll, unweiblich und weiblich zugleich und von einem ungeheuren Selbstbewußtsein. Und sie alle sind geneigt, den Mann, der sie unter die Göttinnen erhoben hat und anbetet, lediglich als den gefügigen Vollstrecker ihrer Ansprüche zu betrachten. Was sie wünschen, ist dem Mann Befehl, so unvernünftig diese Wünsche auch manchmal sein mögen. Sie wünschen die Abschaffung der Armeekantine, weil sie den Alkoholismus fördere, und die Volksvertreter im Kongreß gehorchen blindlings unter Nichtachtung der Gegenansichten aller Militärs und Fachleute. Sie schreiben staatlichen Legislaturen das Verbot geistiger Getränke vor und ruinieren Tausende von Geschäftsleuten. Das Recht wird ihnen zuliebe gebeugt, wenn sie vor Gericht stehen und ein Mann ihr Gegner ist. Und der bloße Versuch eines Mannes, mit einem weiblichen Wesen öffentlich anzubändeln, wird vom Richter mit lächerlicher drakonischer Strenge geahndet, als ob es sich um Entweihung einer Gottheit handle. Sie darf einen Mann, von dem sie auch nur annimmt, daß er ihr ein Unrecht zugefügt habe, öffentlich durchprügeln unter dem Beifallsgejohl der Zuschauer. Wenn er versuchen wollte, sich zu wehren, würden die übrigen Männer über ihn herfallen. Sie darf als Rächerin ihrer Ehre einen ungetreuen Liebhaber erschießen, oder der Vater oder der Bruder darf das, und sie werden fast immer Geschworene finden, die den Mord als gerechtfertigt erklären. Sogar die Kunst steht in Amerika sozusagen unter dem Pantoffel. Die Malerei, die Bildhauerei, die erzählende Literatur und das Drama dürfen nichts Unbekleidetes darbieten, sondern immer muß der Maler, der Bildhauer, der Erzähler und der Dramatiker im Hinblick auf die Prüderie der allmächtigen Weiblichkeit arbeiten. Hier wirkt die Amerikanerin mit ihrem Einfluß schon geradezu kulturfeindlich. Auch in der Wissenschaft und in der Erziehung kann bereits der ungünstige weibliche Einfluß gelegentlich beobachtet werden. Doch ist nicht zu verkennen, daß die Amerikanerin vielfach auch einen günstigen Einfluß auf ihre Umgebung ausübt. Sie ist immerhin kunstliebend und eine Verfechterin alles Guten, besonders von werktätiger Nächstenliebe, wenn sie sich auch in der Wahl der Mittel oft vergreift. Der Mann überläßt ihr alle diese Betätigungen und begnügt sich mit der Jagd nach dem Dollar, die ihm höchster Lebenszweck ist. Er fühlt die Frauenherrschaft nicht, die er sich geschaffen hat. Aber eine solche Gynäkokratie ist heute unleugbar in Amerika vorhanden. Es ist kennzeichnend für diese ungesunde Frauenherrschaft, daß sich selbst Fremde die Feindschaft der Amerikaner zuziehen, die nicht die allgemeine Frauenverehrung mitmachen. Als der hochgebildete Gaekwar von Baroda, der Amerika bereist hatte, die Amerikanerinnen keineswegs für die schönsten und klügsten Frauen der Welt erklärte, brach in der Presse und im Publikum ein komischer Entrüstungssturm über den indischen Fürsten herein.

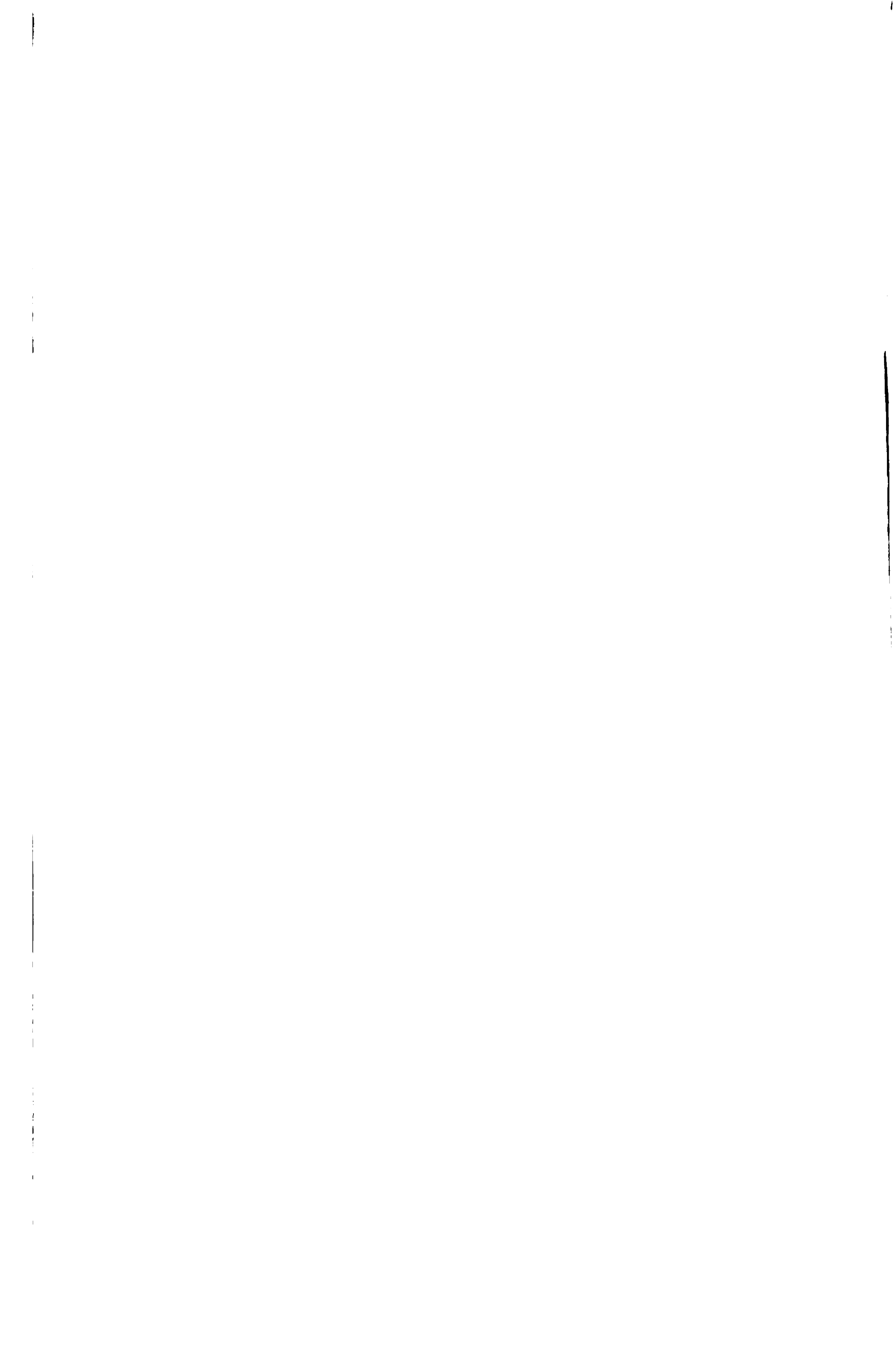
Deine Locken.

Lieblich sind Deine Ringellocken.
Sie sind wie irrende Weihnachtsflocken,
Die nur zögernd fallen, als ob sie wüßten,
Daß sie sinkend hintauen müßten
Auf Deinen Schultern und in Nichts zerfließen.
Und sind doch jene seltsam süßen
Geliebten Wunder weißer als der Gischt der See,
Und kühler ihre Nacktheit, keuscher noch
Als meiner Heimat Berge tief in Christnachtschnee.

Adolf Holst.

Rokoko.

Gemälde von A. Schmidt-Michelsen.





Oberfläche des südpolaren Inlandeises am Gaußberge.

Die Natur der Eisberge.

Von Prof. Dr. E. Philippi in Jena.

Mit dreizehn Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Hoch oben auf der Walliser Seite des Berner Oberlandes, am Fuße des aussichtsreichen Eggishorns, liegt der Märjelensee. Weder durch Größe noch durch Schönheit zeichnet er sich vor seinen zahllosen Schweizer Kameraden aus, aber er besitzt eine Eigentümlichkeit, die seinen Namen durch die ganze Welt getragen hat. Nur auf drei Seiten fassen ihn glattgeschliffene Gneisfelsen ein, auf der vierten Seite aber begrenzt ihn der Aletschgletscher, der größte Eisstrom der Alpen, in einer senkrechten, bläulich schimmernden Wand. Von dieser Eismauer brechen von Zeit zu Zeit größere oder kleinere Brocken los und schwimmen in den dunkelgrünen Fluten des Sees, ein Bild von wunderbarer Farbenpracht.

Die Eisblöcke, die der Aletschgletscher in den Märjelensee abstößt, sind nichts anderes als Eisberge en miniature; im Grunde haben wir bei den Eisbergen dasselbe Phänomen vor uns, nur in viel größerem Maßstabe. Statt der Brocken, die im Maximum einige Kubikmeter Eis enthalten, ungeheure Eisklötze, statt eines kleinen Bergsees das Weltmeer und statt eines schmalen Talgletschers außerordentlich breite Eisströme oder das polare Inlandeis, das mit einem einheitlichen, lückenlosen Mantel riesige Landstrecken überdeckt.

Fragen wir uns nun: Weswegen bröckelt ein Gletscher ab, wenn er sich in stehendes Wasser von einer gewissen Tiefe vorschiebt? Man ist geneigt, zunächst an eine Schmelzwirkung zu denken, die von dem Wasser ausgeht. Allein der Märjelensee ist eisig kalt und gefriert fast in jeder Sommernacht. Auch das Meer, das die gewaltigen Eismassen der Polargebiete umspült, besitzt meist Temperaturen, die unter 0° liegen, kann also nur sehr geringe Schmelzwirkung ausüben.

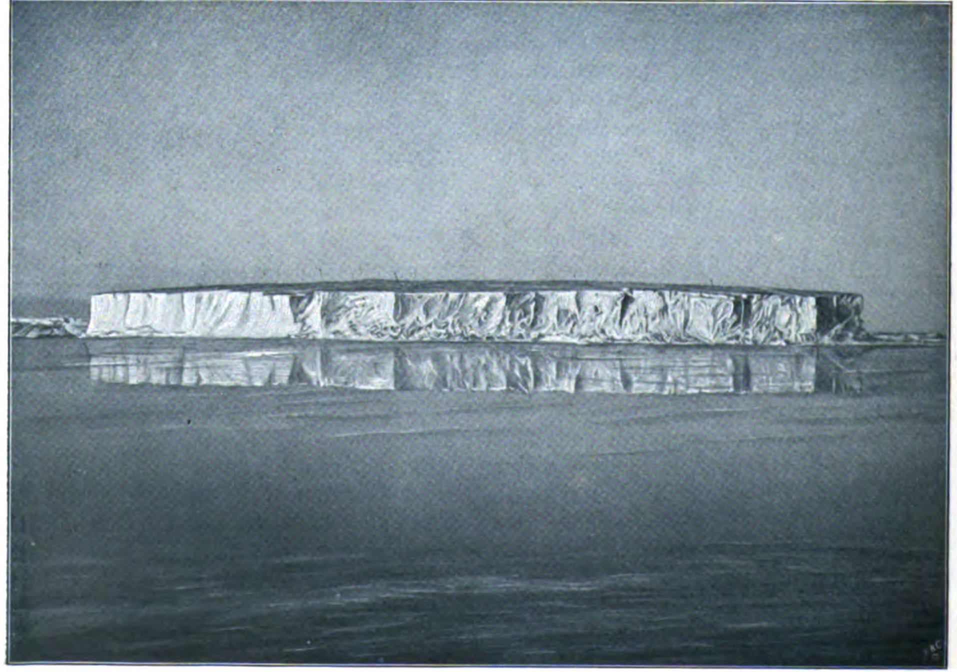
Die Kraft, welche das Gletschereis bei seinem Eintauchen in tiefes Wasser zerbricht, ist der Auftrieb, dieselbe Kraft, welche die Schiffe trägt und den mit Gas gefüllten Luftballon vom Boden hebt. Eis ist bekanntlich leichter als Wasser, hat also die Tendenz, an seiner Oberfläche zu schwimmen. Die Bewegung, die dem Gletschereise innewohnt,



Gruppe von tafelförmigen Eisbergen im Südpolarmeer.

versucht aber die randlichen Teile eines Eisstromes am Grunde des stehenden Gewässers vorzuschieben. Je tiefer das Gletschereis dabei in das Wasser eintaucht, desto mehr verstärkt sich die Kraft des Auftriebes, bis sie schließlich den Zusammenhang des Eises überwindet, seine äußeren Teile ablöst und nach oben treibt. Man nennt diesen Vorgang „kalben"; man kann auch die Eisberge als flügge gewordene Junge des Gletschereises bezeichnen, nur wachsen sie nicht weiter, sondern nehmen vom Augenblick der Trennung an beständig an Größe ab.

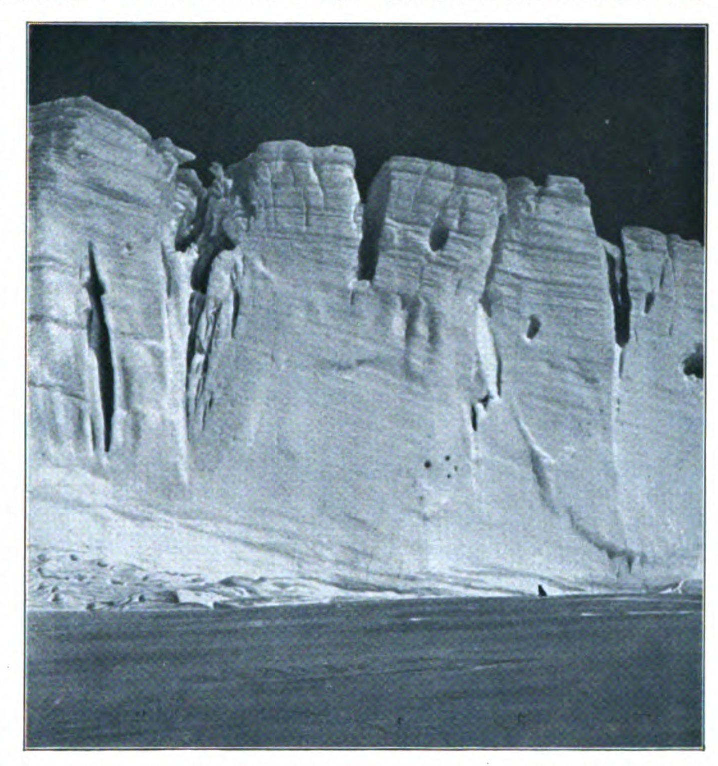
Durch diese Entstehungsart der Eisberge erklärt sich auch ihre eigentümliche geographische Verbreitung im Nordpolargebiet. Den Nordpol umgibt ein Binnenmeer, das fast allseitig von Landmassen eingeschlossen ist. Die großen Kontinente am Rande des Nördlichen Eismeeres sind nicht vereist, können also auch keine Eisberge hervorbringen. Auch die kleineren Inseln wie Spitzbergen und Franz Josephsland kommen wenig in Betracht. In größeren Mengen und in bedeutenden Dimensionen liefert Eisberge auf der Nordhemisphäre nur Grönland, das fast ganz von einem einheitlichen Inlandeismantel bedeckt ist. Aus den grönländischen Gewässern treibt die polare Meeresströmung, welche die Ostküste von



Tafelförmiger Eisberg im Südpolargebiet, in ruhigem Wasser treibend.

Nordamerika bespült, die Eisberge nach Süden, und mancher harmlose Tourist hat schon auf der Überfahrt von New York nach Europa Eisberge zu Gesicht bekommen, während Nansen auf seiner jahrelangen Treibfahrt durch das Nordpolarmeer keinen einzigen beobachtet hat.

Die eigentliche Domäne der Eisberge ist aber das Südpolargebiet. Hier lagern innerhalb des Polarkreises gewaltige Kontinentalmassen und diese sind, wie Grönland, von einem zusammenhängenden Inlandeis bedeckt, das Eisberge in erstaunlichen Mengen abstößt.



Wand eines etwa 40 m hohen, tafelförmigen Eisberges mit deutlicher Schichtung, Spalten und Schmelzwasserkanälen. Posadowskybucht, Südpolargebiet.



Südpolarmeer mit treibenden Eisbergen und Meereisschollen.

Die ursprüngliche Form der Eisberge, die im Südpolargebiete auch am häufigsten auftritt, ist die des Tafelberges. Die Oberfläche des Eisberges hat hier noch die gleiche, flache Lage, die das Inlandeis besaß; meist bemerkt man auf dem Eisberge auch noch die Spalten, welche das Inlandeis durchzogen; an den steilen Außenwänden ist deutlich horizontale Schichtung zu erkennen, die darauf beruht, daß blasenreiche und schneeähnliche, hellere Teile des Eises, die im Winter gebildet wurden, mit blickt, die in hakenförmigem Umriß 60 zu 40 Seemeilen maß; sie würde mit der Langseite von Helgoland über Sylt hinausgereicht haben, und ihr Volumen kann auf 500 cbkm geschätzt werden.

Die Höhe der Eisberge wird häufig überschätzt. Ältere Berichte sprechen von Hunderten von Metern, allein das ist sicher übertrieben. Die durchschnittliche Höhe eines südpolaren Tafelberges wird etwa 40 bis 50 m betragen; etwas höher sind meist die unregelmäßig gestalteten Eisberge, die im Norden die häufigsten



Altes Eisfeld, zerbrochenes Jungeis und Eisberg. Im Vordergrunde einige Kaiserpinguine.

dunkleren, blasenärmeren Partien wechsellagern, die im Sommer entstanden. Bisweilen besitzen solche kastenförmige Eisberge ganz ungeheure Dimensionen. Ich marschierte einmal an einem, im Packeis eingeschlossenen Eisberge fast einen ganzen Tag entlang; seine eine, geradlinige Kante maß mindestens 30 km, war aber wahrscheinlich nicht einmal die längste. Eisberge von der Grundfläche der Insel Helgoland sind durchaus nichts Seltenes im Südpolargebiet. Im Dezember des Jahres 1854 wurde eine ungeheuere Eisinsel im Südatlantischen Ozean er- sind, doch werden 100 m selten erreicht. Mit Sicherheit ist einmal an einem Eisberge, der dem Jakobshavner Eisstrom in Westgrönland entsprossen ist, die Höhe von 137 m gemessen worden, damit dürfte aber nahezu das Maximum erreicht sein. Immerhin muß man bedenken, daß nur etwa der fünfte bis sechste Teil des Eisberges über den Meeresspiegel emporragt; addiert man die unseren Blicken entzogenen $^5/_6$ zu dem uns sichtbaren $^1/_6$, so gelangt man allerdings zu Höhen von mehreren hundert Metern.

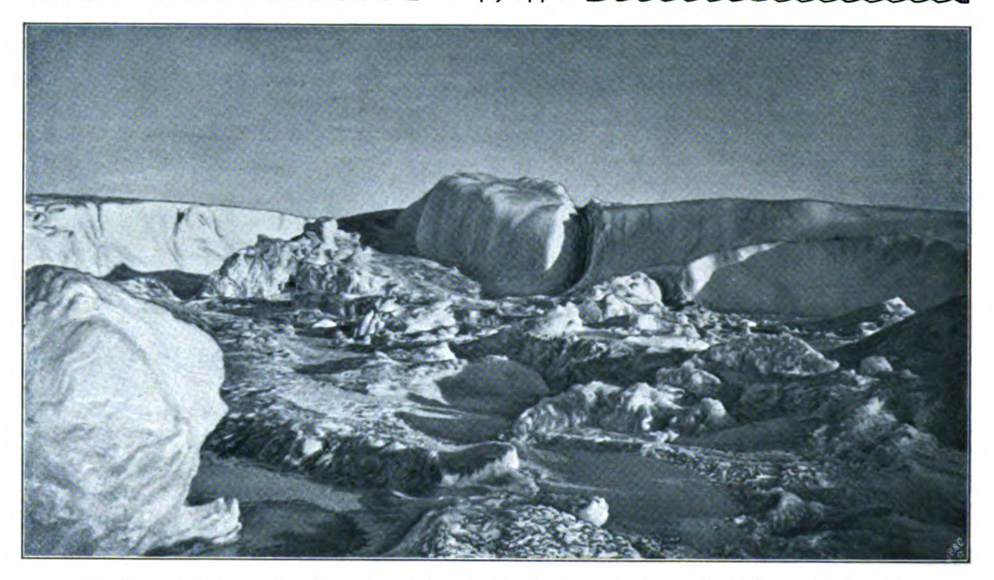


Tafelförmige Eisberge, an der einen Seite etwas aufgerichtet. Dadurch sieht man den unter Wasser vorspringenden Eisfuß. Die dunklen Flecke auf dem Eisfelde sind Wedell-Seehunde.

So lange der Eisberg in dem von Packeis bedeckten Meere treibt, dessen Wellenbewegung sehr gering ist, so lange wird er nur sehr wenig angegriffen und verändert seine Form äußerst langsam. In raschem Tempo setzt jedoch die Zerstörung ein, wenn einmal das offene Meer erreicht ist. Mit ungeheurer Gewalt bricht sich die Brandungswelle an den senkrechten Wänden der Eistafel; in der Wasserlinie bildet sich eine Hohlkehle, dort wo Spalten den Eisberg durchsetzen oder sonstwie sein Zusammenhang gelockert ist, werden tiefe Höhlen



Schiefstehender Tafelberg mit Hohlkehlen und tiefen Grotten, die von der Brandung ausgewaschen sind. Posadowskybucht, Südpolargebiet.



Gewälzter Eisberg mit Schmutzband, das durch die Sonnenwirkung stark eingeschmolzen ist. Posadowskybucht, Südpolargebiet.

ausgewaschen. Schließlich brechen von oben her große Massen, die von der Brandung unterwaschen worden sind, herab, dafür steigen andere, die zuvor unter dem Wasser lagen und jetzt entlastet worden sind, über den Wasserspiegel empor. Meist wird die eine Seite eines Tafelberges am stärksten angegriffen, dadurch stellt sich die ursprüngliche Tafel allmählich schief und kippt schließlich um, sie „wälzt" sich, wie der Fachausdruck lautet. Im allgemeinen



Im Vordergrunde halbzerstörter Eisberg mit Schmutzbändern. Im Hintergrunde gewälzter Berg mit deutlichen Brandungsstreifen. Posadowskybucht. Südpolargebiet.

liefern flache Eisströme, die in ein allmählich sich vertiefendes Meer ausmünden, jene großen, kastenförmigen Eisberge, die sich erst wälzen, wenn ihre Zerstörung weit genug vorgeschritten ist. Bei den Eisströmen, die, wie nicht selten in Grönland, mit steiler Böschung in tiefes Wasser ragen, werden Eisberge abgestoßen, deren Höhe die Breite übertrifft. Dieser Typus wälzt sofort bei der Kalbung, da er sich nicht im Gleichgewicht befindet.

Die gewälzten Eisberge zeigen im den einzelnen Schichten gewisse Abstufungen zeigt. Kein Schmutzband, kein Stein, ja nicht einmal ein Staubkörnchen trübt diese reinen und zarten Farbentöne. Anders bei den gewälzten Eisbergen, in denen die unteren Lagen des Gletschereises zutage treten; ihre Farbe ist im allgemeinen dunkler, in einzelnen Lagen fast ultramarin, und nicht selten treten hier mißfarbige Schmutzbänder auf. In diesen häuft sich Gesteinsmaterial an, welches das Gletschereis während seines allmählichen Vorwärtsgleitens aufgenom-



Eisberg mit ausgeschmolzenem Moränenschutt. Posadowskybucht, Südpolargebiet.

Gegensatz zu den Eistafeln sehr unregelmäßige Formen; im allgemeinen ist ihre Oberfläche von dem spülenden Seewasser glatt gewaschen, oder es sind von ihm flache Rinnen und Furchen eingeschliffen worden. Sind die Eisberge jedoch längere Zeit der Wirkung der Atmosphärilien ausgesetzt, so entstehen jene zackigen, ruinenähnlichen, bisweilen geradezu phantastischen Gestalten, die das Auge des Seefahrers entzücken.

Die Farbe der tafelförmigen Berge ist ein reines Bläulichweiß, das nur in men hat. Auf diesem Wege werden den vereisten Landgebieten ungeheure Massen von Gestein entführt und nach dem Abschmelzen der Eisberge am Meeresboden abgelagert.

Die Lebensdauer der Eisberge ist sehr verschieden. Diejenigen, welche Grönland hervorbringt, werden von einem nach Süden setzenden Strome in niedere Breiten getragen und fallen hier rascher Zerstörung anheim; im allgemeinen dürften sie wohl kaum älter werden als zwei Jahre. Anders liegen die



Blick auf das Eisfeld, in dem der „Gauß“ über elf Monate eingefroren war, vom Fesselballon in 300 m Höhe. Eisberge und große Packeisschollen sind zu einem einheitlichen, unbeweglichen Felde zusammengefroren, das mit langen, parallelen Schneewehen bedeckt ist.

Dinge im Südpolargebiete; hier flottieren die Eisberge wohl längere Zeit in ostwestlicher Richtung, entfernen sich also nicht oder nur wenig vom Pol. Da sie in der Packeiszone den zerstörenden Wirkungen der Brandungswelle entrückt sind, die Schmelzwirkung über und unter dem Meeresspiegel aber wenig intensiv ist, so können diese Eisberge wohl Jahrzehnte alt werden. Das höchste Alter erreichen Eisberge aber dann, wenn sie für lange Zeit in ein festliegendes Feld von Meereis eingeschlossen werden. Diesen Fall konnte die deutsche Südpolarexpedition vielfach in der Posadowskybucht, am Rande des antarktischen Kontinents, beobachten. Auf der Unterseite schmilzt ein solcher Eisberg in außerordentlich langsamem Tempo ab, da die Temperatur des Meerwassers, das ihn umspült, nur um Zehntelgrade über dem Gefrierpunkt liegt. Etwas rascher, aber immer noch langsam genug, wird die Oberseite abgetragen; die Sonne spielt dabei eine untergeordnete Rolle, denn ihre Schmelzwirkung ist in der antarktischen Packeiszone sehr gering. Auch Regen fällt, selbst im Sommer, so gut wie nie. Im wesentlichen wird die Abtragung durch Verdunstung des Eises herbeigeführt, die besonders kräftig dann einsetzt, wenn trockene Winde von Föhncharakter die Eisfläche bestreichen. Auf diese Weise wird der ursprüngliche Tafelberg zu einer rundlichen Kalotte abgeschliffen. Die oberen, blasenreichen und hellgefärbten Teile des Eises werden abgetragen, und es kommen die unteren, luftarmen und daher dunkelgefärbten Partien zum Vorschein. Solche „Blaueisberge“, wie sie v. Drygalski genannt hat, sind zweifellos sehr alt; nichts hindert uns anzunehmen, daß mindestens hundert, vielleicht Hunderte von Jahren seit ihrer Loslösung vom antarktischen Inlandeis vergangen sind. Wo dieses „Blaueis“ die Landschaft beherrscht, empfängt die Natur den Stempel der völligen Ruhe, ja des Todes.

Auch im Nordpolargebiet hat man diesen Eisbergtypus schon aufgefunden, so besonders in den Buchten und Engen des nordamerikanisch-arktischen Archipels. Man hat diese allerdings hier viel kleineren Gebilde als Ureis (palaeocrystic ice), auch als Glas- oder Blaudome bezeichnet.

Wegen ihrer oft sehr bedeutenden Masse können sich die Eisberge, wenn ihnen die Strömungen günstig sind, vielfach weit aus der Polarregion entfernen. Man trifft sie noch in Meeren von ziemlich hoher Temperatur an, in denen das polare Schollenеis, das durch Gefrieren des Meerwassers entstand, längst verschwunden ist. Die Eisberge, denen man an der Ostküste von Nordamerika begegnet, stammen hauptsächlich aus dem nordwestlichen Grönland und haben die Baffinbai passiert. Den Winter über werden sie durch ungünstige Winde und durch ihr Einfrieren in Meereis oben im Norden festgehalten. Zeitig im Frühjahr machen sich aber die Eisberge los und erscheinen bereits im März am Ostrande der Neufundlandbank. Hier treten sie während der Monate Mai und Juni am häufigsten auf, um im Juli rasch zu verschwinden; von da ab ist das Fahrwasser um Neufundland bis zum März eisfrei. Die Hauptmasse der Berge zieht zwischen der Neufundlandbank und der sogenannten „Flämischen Kappe", einer Untiefe östlich von jener, nach Süden, ein kleinerer Teil passiert die Bank oder strandet auf ihr. Ostwärts vom 50.° westl. Länge bringen Eisberge oder ihre Trümmer nicht selten bis über den 40.° nördl. Breite nach Süden, überschreiten also hier noch den Breitengrad von Neapel.

Island wird hin und wieder von Eisbergen besucht, die mit der ostgrönländischen Meeresströmung nach Süden wandern; ganz vereinzelt sind versprengte Berge auch nördlich von den Faröern gesichtet worden. An der ganzen norwegischen Küste, in den nordrussischen und sibirischen Gewässern und im Bereiche des nordpazifischen Ozeans fehlen Eisberge jedoch gänzlich.

Während auf der Nordhemisphäre Eisberge nur ganz bestimmte, ziemlich eng begrenzte Meeresteile bestreichen, sind sie rings um den antarktischen Kontinent ganz allgemein verbreitet und in der Nähe des Packeises oft außerordentlich häufig. Im allgemeinen liegt die Nordgrenze ihrer Verbreitung bei 45° südl. Breite, doch können sie gelegentlich durch Meeresströmungen noch weiter nach Norden getrieben werden; so hat man vereinzelt Eisberge noch in der Nähe des Kaplandes, also unter 35° südl. Breite beobachtet.

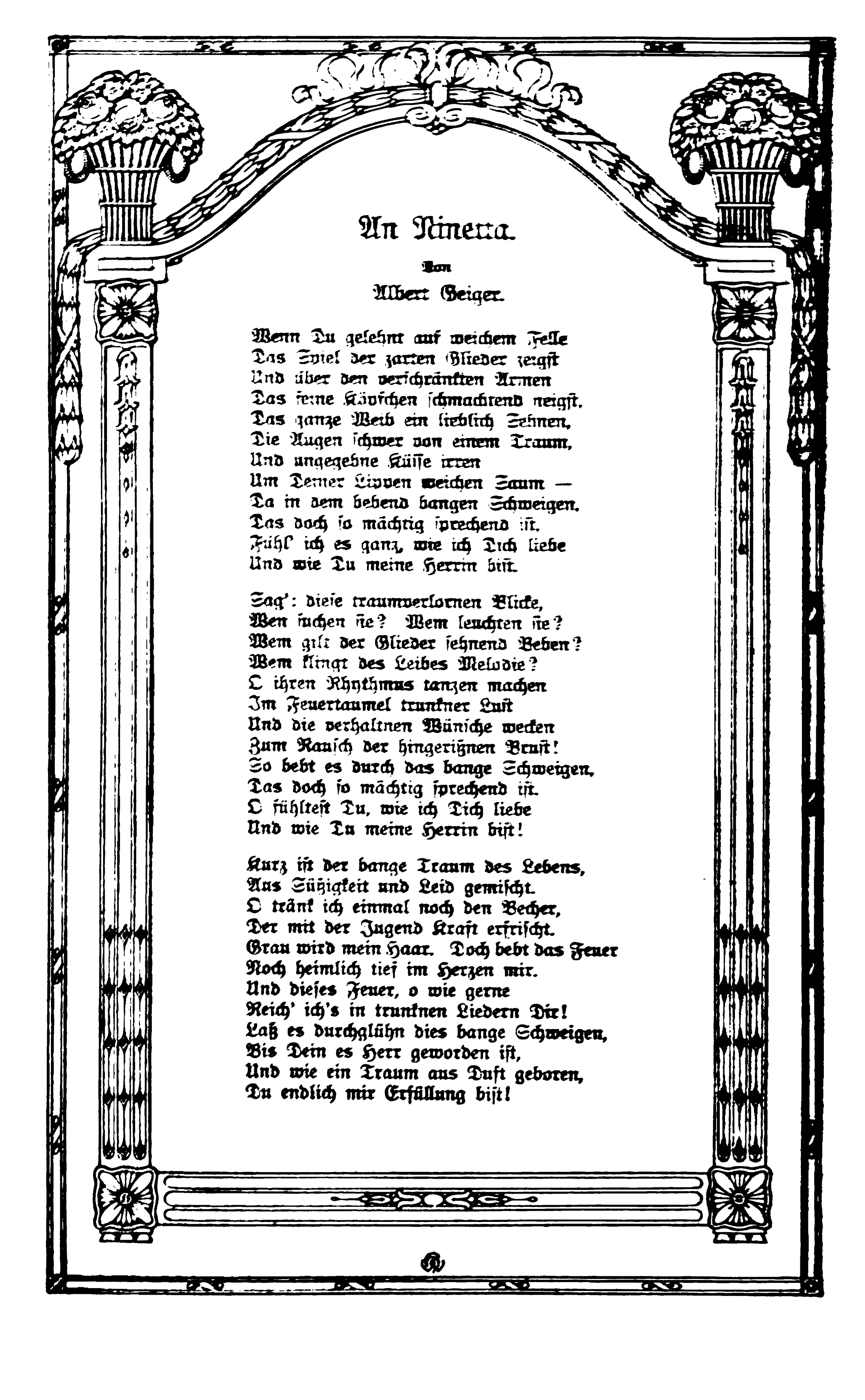
Die Eisberge gehören zu den Dingen, über deren Wert die Ansichten der Seeleute und der Passagiere erheblich auseinandergehen. Wird auf der eintönigen Ozeanfahrt in der Nähe von Neufundland ein Eisberg gesichtet, so herrscht auf dem Promenadendeck heller Jubel, und unzählige photographische Apparate richten sich auf den trotzigen Gesellen. Auf der Kommandobrücke aber ist man weniger enthusiastisch, und manche Stirn runzelt sich sorgenvoll; denn hier weiß man, daß zu den vielen Gefahren, von denen die erste Kajüte nichts ahnt, eine neue hinzugetreten ist. Besonders bedenklich ist es, daß in der Gegend, in welcher im Frühjahr und Frühsommer Eisberge zu erwarten sind, häufig sehr dichte Nebel auftreten. Man mißt alsdann sehr genau die Temperaturen des Seewassers, da Eisberge sich häufig durch kühlere Wasserschichten in ihrer Nachbarschaft verraten. Mit kurzen Unterbrechungen ertönt die Dampfpfeife, deren Ton zurückgeworfen wird, wenn ein Eisberg in der Nähe ist. Das beste Schutzmittel besteht aber in schärfstem Ausguck und Verminderung der Fahrtgeschwindigkeit. Wenn auf der transatlantischen Fahrt verhältnismäßig wenig Zusammenstöße mit Eisbergen vorkommen, so spricht dies nicht gegen die Gefährlichkeit dieser polaren Gäste; es beweist nur, daß diese wichtigste Route des Weltverkehrs im allgemeinen von sehr sorgfältigen und tüchtigen Kapitänen befahren wird, die auch dieser heimtückischen und unberechenbaren Gefahr zu begegnen wissen.

Tage.

Von den Tagen
Getragen zu werden,
Ist das Los der Einen auf Erden.

Jedoch sie zu tragen
Im Wandern,
Ist das Schicksal der Andern.

Dora Stieler.



An Ninetta.

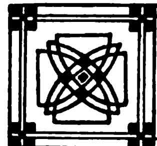
Von

Albert Geiger.

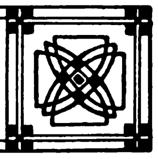
Wenn Du gelehnt auf weichem Felle
Das Spiel der zarten Glieder zeigst
Und über den verschränkten Armen
Das feine Köpfchen schmachtend neigst,
Das ganze Weib ein lieblich Sehnen,
Die Augen schwer von einem Traum,
Und ungegebne Küsse irren
Um Deiner Lippen weichen Saum —
Da in dem bebend bangen Schweigen,
Das doch so mächtig sprechend ist,
Fühl' ich es ganz, wie ich Dich liebe
Und wie Du meine Herrin bist.

Sag': diese traumverlornen Blicke,
Wen suchen sie? Wem leuchten sie?
Wem gilt der Glieder sehnend Beben?
Wem klingt des Leibes Melodie?
O ihren Rhythmus tanzen machen
Im Feuertaumel trunkner Lust
Und die verhaltnen Wünsche wecken
Zum Rausch der hingerißnen Brust!
So bebt es durch das bange Schweigen,
Das doch so mächtig sprechend ist.
O fühltest Du, wie ich Dich liebe
Und wie Du meine Herrin bist!

Kurz ist der bange Traum des Lebens,
Aus Süßigkeit und Leid gemischt.
O tränk ich einmal noch den Becher,
Der mit der Jugend Kraft erfrischt.
Grau wird mein Haar. Doch bebt das Feuer
Noch heimlich tief im Herzen mir.
Und dieses Feuer, o wie gerne
Reich' ich's in trunknen Liedern Dir!
Laß es durchglühn dies bange Schweigen,
Bis Dein es Herr geworden ist,
Und wie ein Traum aus Duft geboren,
Du endlich mir Erfüllung bist!



Ahasver. Von Karl Hans Strobl.



„In Judäa, dem heiligen Land,
War einst ein Schuster, wohl bekannt
Wegen seiner Herzfrömmigkeit
Zur gar verdorbnen Kirchenzeit.
War halb Essener, halb Methodist,
Herrnhuter, mehr Separatist,
Denn er hielt viel auf Kreuz und Qual,
Genug, er war Original.
Und aus Originalität
Er anderen Narren gleichen tät."

Goethe: Vermischte Gedichte.

Als der Studiosus der Theologie zu Wittenberg, Paulus von Eitzen, der hernachmals ein gar berühmter und angesehener Kirchengelehrter und Bischof von Schleswig-Holstein werden sollte, im Winter des Jahres 1542 bei seinen Eltern in Hamburg zu Besuch weilte, zog es ihn, als einen sehr eifrigen und achtsamen Schüler der Gottesgelahrtheit, am nächsten Sonntag nach seiner Ankunft in die Kirche. Es mochte ihm daran gelegen gewesen sein, den Prediger zu hören und mit den Männern zu Wittenberg, insbesondere mit seinem geliebten Lehrer Melanchthon zu vergleichen. Aber es war ihm beschieden, eine weit seltsamere Begegnung zu haben, als er in seinem beflissenen Gemüte sich jemals vorzustellen gewagt hätte. Als er so während der Predigt die Augen ein wenig herumschweifen ließ, fiel ihm ein höchst sonderbarer Mensch auf, der der Kanzel gerade gegenüber stand und so andächtig zuhörte, daß er jedesmal bei der Nennung des Namens Jesus sich auf die Brust schlug, sich in innerer Qual zu winden schien und tief aufseufzte. Draußen war es bitter kalt, und auch in der weiten Kirche fror es den winterlich wohl verwahrten Studiosus trotz der Menge der Frommen nicht wenig. Dieser Mann aber hatte nichts anderes an, als ein Paar Hosen, die am unteren Rand vollständig zerrissen waren, einen gegürteten Leibrock, der bis auf die Knie reichte, und einen fadenscheinigen Mantel. Die Haare hingen ihm bis auf die Schultern. Barfuß stand er auf den vor Frost knirschenden Steinen. Dem Ansehen nach mochte er ein Mann von fünfzig Jahren sein. Paulus von Eitzen konnte sich des mächtigen Eindruckes, den er empfangen hatte, nicht erwehren und ließ sich nicht eher Ruhe, bis er das Quartier des Menschen ausgeforscht hatte. Er ging zu ihm und erkundigte sich, wer und woher er wäre. Da antwortete ihm nun der Fremde in aller Bescheidenheit: „Er sey ein geborner Jude / und von Jerusalem bürtig / mit Namen heisse er Ahasverus / seines Handwercks wer er ein schumacher daselbst auch bey der Creutzigung Christi und seinen Tode domals persönlich vorhanden gewesen / und also von der zeit hero lebendig blieben / viel Länder und Städte durch gereiset / wie er dann zu bestetigung dessen viel und mancherley Kundschaften umbtstende / von sich selbs / und denn auch folgends so sich mit Christo zugetragen / nach dem er anfenglich für Pilatum und Herodem gebracht / und endlich gecreuzigt worden / angezeiget / und zwar noch mehr als die Evangelisten und Historienschreiber meldung thun / unter des bekennet und zeigt er an / wie viel Regimentsverenderungen / sonderlich aber in den Orientalischen Ländern in so viel hundert Jahren von einer zeit zur andern sich begeben / und dennoch fürnemlich hat er von den heiligen Aposteln Christi / wie ein jeder gelebet / und zuletzt gelitten und sein Ende genommen / ordentlich erzehlet."

Es ist zwar anzunehmen, daß besagter Ahasverus wohl seinen Bericht nicht in einem solchen Satze erstattet hat. Ansonsten er unbedingt hätte den Atem verlieren und seine Pilgerschaft zu einem Ende hätte kommen müssen. Aber an den Tatsachen selbst ist nicht zu zweifeln. Zwar: Paulus von Eitzen selbst hat in seinen zahlreichen Schriften diese Begegnung niemals erwähnt. Aber kurz nach seinem im Jahre 1598 erfolgten Tode erschien (1602) eine anonyme Schrift „Kurtze Beschreibung und Erzehlung von einem Juden namens Ahasverus", gedruckt zu „Leyden bey Christoff Creutzer", in welcher der Verfasser ausdrücklich erklärt, daß er und andere Studenten zu verschiedenen Malen den Doktor der heiligen Schriften, Paulus von Eitzen, davon habe sprechen hören. Der Bericht, der aus wenigen Blättern besteht, wurde in den folgenden Jahren mehrmals nachgedruckt, und in einem dieser Drucke erscheint endlich ein Autorname: Chrysostomus Dudalaeus Westphalus. Die ganze Erzählung erhält zugleich einen Rahmen. Sie erscheint als ein Brief dieses Dudalaeus an einen guten Freund, „Datum Dantzig den 9. Julij Anno 1602."

Das Jahr 1542 ist also das Jahr des ersten „beglaubigten" Auftretens des ewigen Juden in Deutschland. Ein für die Literaturgeschichte nicht unbedeutsames Jahr. Mit Faust, Tannhäuser, dem wilden Jäger (in seiner seemännischen Form dem fliegenden Holländer) wandert der ewige Jude von nun an durch die Jahrhunderte. Er rückt aus dem Osten in die deutschen Dörfer ein, er zeigt sich in den Städten, er steht mit seinem harten Profil vor einem dunkeln Hintergrund von Fragen. Und die deutsche Volksseele hat sich von nun an dieser Gestalt bemächtigt, um tausend rührende und große Züge an ihr zu entdecken, um sie zum Träger tiefer und tönender Gedanken zu machen, um alle Lebens- und Todessehnsucht an ihr

zu erweisen, um den eigenen prometheischen Trotz und das Grauen vor der Unsterblichkeit des Leibes in sie hineinzulegen. Der ewige Jude hat seine Heimat in Deutschland gefunden und — wie sich später ergeben wird — zum Teil seit jeher gehabt. Er ist nur aus dem Osten — zurückgekehrt.

Die psychologische Grundlinie der Gestalt, das einfache Thema, auf dem sich die große Symphonie vom ewigen Juden aufbaut, ist: die Gewissensqual des Verbrechers. Orestes und die Erinnyen tauchen auf und ziehen schattenhaft vorüber. Sogleich aber wird das Motiv noch tiefer mit der Mystik des Grauens umhüllt. Ein unsterblicher Orestes. Ein Verbrecher, der ruhelos umhergetrieben wird und für den es keine Erlösung gibt als am Ende aller Dinge. Daß in der bloßen Unsterblichkeit ein Fluch liegen kann, wußte das klassische Altertum in Mythen darzustellen. Da ist der Kentaur Chiron. Ein halber Gott und unsterblich. Aber nicht unverwundbar, und als ihn der vergiftete Pfeil des Herakles trifft, muß er in einem entsetzlichen Zustand weiterleben. Seine Qual ist furchtbar — aber er kann nicht sterben. Das Maß des menschlichen Lebens darf nicht ungestraft überschritten werden. Das erweist sich auch an Tithonus. Eos liebt ihn und bittet für ihn um Unsterblichkeit. Aber sie hat es versäumt, auch um ewige Jugend zu bitten. Nun lebt er immer neben ihr, aber welk und kraftlos, ein wandelnder Leichnam.

Die Bibel dichtet uns die Gestalt des ersten und größten aller Verbrecher, Kains, durch den der Tod in die Welt gekommen ist. Er ist von Gott gezeichnet, damit ihn niemand töte. Denn er, der zuerst getötet hat, soll dadurch gestraft sein, daß er selbst den Tod nicht kennen lernt. Hier haben wir die starke Wurzel aller Legenden von den unruhig umhergetriebenen Verbrechern, die durch Unsterblichkeit gestraft sind. „Unstet und flüchtig sollst Du sein auf Erden" ... in diesen Worten liegt die Tragik des „irrenden Juden" schon enthalten.

Die zweite Wurzel der Sage aber liegt im Neuen Testament. Ahasverus ist so enge an die Person Christi herangerückt, daß man unbedingt auch nach einer Beglaubigung der Legende durch den Heiland selbst verlangte. Nun findet sich aber in den Evangelien von jenem Schuster nichts, und man mußte sich mit einer rätselhaften Stelle des Evangeliums Johannis begnügen: „Petrus wandte sich um und sah den Jünger folgen, welchen Jesus lieb hatte, der auch an seiner Brust am Abendessen gelegen und gesagt hatte: ‚Herr, wer ist es, der Dich verrät?' Da Petrus diesen sah, spricht er zu Jesus: ‚Herr, was soll aber dieser?' Jesus spricht zu ihm: ‚So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es Dich an? Folge Du mir nach.' Da ging eine Rede aus unter den Brüdern: ‚Dieser Jünger stirbt nicht.'" — Die Unsterblichkeit eines Menschen scheint nach diesem dunkeln Wort Christi gewährleistet. Oder wenigstens die ungeheuerliche Verlängerung des Lebens bis zur Wiederkehr des Messias als Weltenrichters. Die Tradition, die sich an diese Stelle des Evangeliums knüpft, berichtet auch von Johannes, daß er zwar bei Ephesus ins Grab gestiegen sei, aber daß er dort nur schlafe, denn die Erde über ihm hebt und senkt sich, wallt auf und nieder, von seinem gewaltigen Atem bewegt. Es soll hier nicht versäumt werden, des braven M. Joh. Sebastian Mitternacht zu gedenken, Rektors am Gymnasium zu Gera, von dem im Jahre 1655 ein grundgelehrtes Buch über obige Verse des Johannesevangeliums und ihre Deutung erschienen ist. Die neunzehnte Dissertatio dieses über 450 Seiten starken Werkes handelt vom ewigen Juden und kommt nach vielem Her und Hin aus inneren und äußeren Gründen zu dem Schluß, daß die Legende nicht für Wahrheit zu erachten sei.

Zur Tradition über den unsterblichen Johannes gesellt sich aber noch die Überlieferung über einen anderen Unsterblichen, eine Überlieferung, die sich nur ganz lose an die Evangelien anschließt, oder vielmehr nur einen Hauch aus ihrem Munde übernimmt, eine Andeutung. Voll Empörung berichten die Evangelisten von den Mißhandlungen Christi vor seiner Kreuzigung. Und Johannes erzählt, daß ein Diener des Hohenpriesters dem Heiland einen Backenstreich versetzte, weil dieser dem Kaiphas die Auskunft über seine Jünger und den Inhalt seiner Predigten verweigerte. Er hob die in einen Eisenhandschuh gehüllte Faust und schlug den Erlöser ins Gesicht ... und dieser Mann soll derselbe Malchus gewesen sein, dem Paulus im Garten Gethsemane das Ohr abhieb und den Christus wieder heilte. Diese Roheit des Gemütes, dieser fürchterliche Undank wird nach der Legende dadurch bestraft, daß Malchus (oder Markus) unter der Erde um jene Säule, an die Christus vor seiner Kreuzigung gebunden war, immerfort im Kreise laufen muß, ohne jemals Ruhe finden zu können. Er versucht es, in seiner Verzweiflung sich zu töten und stößt sein Haupt gegen die Säule. Aber es ist vergebens, denn Malchus — ist unsterblich. Hier steht die Unsterblichkeit als gräßlicher fahler Schein über dem Schicksal des Verbrechers, sie dient zur Verschärfung der Strafe. Und von hier aus führt nun der Weg unmittelbar zu Ahasverus. Jan Aertsz von Mecheln, welcher im Jahre 1484 mit einer portugiesischen Expedition nach Jerusalem kam, hat diesen höchst sonderbaren Mann gesehen. Er wurde hinter neun verschlossenen Türen gefangen gehalten, wie eine große Kostbarkeit oder ein sehr gefährliches Tier. Unter einer Galerie, die auf vier Pfeilern ruhte, stand er da, völlig nackt, aber am ganzen Körper mit langen Haaren bewachsen und ein Grauen anzusehen. Seine triefenden Augen blinzelten ins Licht der Fackeln. So stand er da, in tiefem Schweigen. Jan Aertsz erfuhr,

daß er auf der Treppe seines Hauses gestanden sei, als Christus zum Tode geführt wurde. Und als ihm der Mann auf seinem Leidenswege näher gekommen sei, habe er ihm zugerufen: „Vorwärts, vorwärts, Ihr seid diesen Weg zu langsam gegangen." Da habe ihm Christus geantwortet: „Ich werde gehen, Du aber sollst bleiben bis zum Ende der Welt und nicht nach meiner Wiederkehr fragen." Und an jedem Karfreitag bricht der Elende in seiner finstern Höhle sein Schweigen mit der entsetzlichen Frage: „Kommt der Mann mit dem Kreuze nicht?" Der Berichterstatter nennt auch den Namen des Mannes. Er heißt merkwürdigerweise Jan Rodoyn. Auch einem venezianischen Patrizier soll dieser Mensch gezeigt worden sein, in seinem „verborgenen gepflasterten Saale, unter der Erden, woselbst er von den Türcken als etwas besonders in steter Verwahrung gehalten". Und nach einem anderen Bericht soll er von Zeit zu Zeit fragen, ob die Weiber noch immer gebären, denn er ist verurteilt, solange zu leben, als die Frauen Kinder bekommen, das heißt, solange noch die Säfte des Lebens auf der Erde kreisen.

Es ist aber wohl zu beachten, daß alle diese Berichte aus der Zeit nach dem Erscheinen der deutschen Volksbücher stammen; auch die Reisebeschreibung des Jan Aertsz ist erst im XVII. Jahrhundert erschienen. Sie zeigen indessen deutlich, wie sich die Phantasie des Volkes bemühte, „historischen" Boden unter den Füßen zu gewinnen. Das Verbrechen des Malchus, der dem Herrn ins Gesicht schlug, scheint hier gemildert. Es ist nichts anderes geschehen, als daß jener Jude den Heiland zu schnellerem Gehen antrieb. In der klassischen Form erzählt es die Flugschrift vom Jahre 1602: „Als nun der Herr Christus under seinem Creutz herzu gefürt worden / hab er sich an sein Hauß etwas angelehnet: da sey er zu merer seines Eyfers anzeigung herzu gelauffen: und mit scheltworten sich von dannen wegk zu packen / und hinauß / da er hingehört / zu verfugen / fort gewisen. Da hatt ihn Christus starck angesehn / und ihn auff die meinung ungefährlich angeredt Ich will stehen und ruhen / Du aber sollt gehen: Alsbald hab er sein Kind niedergesetzt / unnd im Hauß nicht bleiben können: Sondern mit nach gefolget und zugesehen / wie er ist hingerichtet worden." Und von da an kehrte Ahasverus nicht mehr nach Haus zurück, sah sein Weib und seine Kinder nimmermehr und begann zu wandern.

Eine schreckliche Strafe für ein Vergehen, das nicht das schwerste unter allen scheint, die an Christus verübt wurden. Und ein grausames Urteil von einem so milden Richter, wie es der Erlöser allen seinen Feinden war. Aber man muß den Fall des Schusters von Jerusalem als eine Verallgemeinerung erfassen. Er ist der Vertreter aller Menschen, die voll Bosheit des Gemütes und voll Trägheit des Herzens sind, aller jener Stumpfsinnigen, die das Göttliche nicht zu erkennen vermögen. Und der Ausspruch Christi ist nicht so sehr ein Fluch, als eine Weissagung der Strafe, die dem Verbrecher aus seinem eigenen Gewissen erwachsen wird. Christus hat ihn „starck angesehn", mit seinem bannenden Blick, der ihn zwang, hinterdrein zu gehen, nach Golgatha, der Schädelstätte, von wo er nicht mehr heimkehrte. Mit diesem Blick war die Qual des Gewissens erweckt worden.

Die Legende vom ewigen Juden wäre aber kaum entstanden, wenn nicht irgendwo im geheimnisvollen Osten noch andere mythenbildende Kräfte vorhanden gewesen wären. Vor allem die wichtigste von ihnen, die suggestive Persönlichkeit. Kain, Johannes, Malchus — das sind alles nur Verankerungen, spätere Rechtfertigungen, „historische" Beglaubigungen der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines solchen Phänomens. Aber es scheint noch irgendein sonderbarer Unbekannter dahinter zu stehen, ein Ekstatiker, ein Prophet, ein Schwärmer, der in dem großen Kessel allerlei Sektenwesens und religiöser Entwicklungen, in Armenien, gelebt zu haben scheint.

Das Jahr 1542 bringt nämlich wohl Ahasvers erste Agnoszierung durch die kirchliche Autorität in Deutschland, aber keineswegs seinen Eintritt in den europäischen Kulturkreis. Schon 1505 taucht er wie ein Phantom in Böhmen auf und zeigt sich dem Leineweber Kokot in Königinhof, aber wir finden ihn schon weit früher zum überhaupt erstenmal — allerdings unter anderem Namen — in einem Geschichtswerk erwähnt. Ein Mönch der Abtei St. Albans in England, Roger von Wendower, einer der naiven Chronisten, die alle Ereignisse von der Schöpfung bis auf ihre Zeit herab aufzeichnen, erwähnt zum Jahre 1228 (die „Flores Historiarum" des Roger reichen bis zum Jahre 1235) nachstehende merkwürdige Geschichte: In diesem Jahre kam ein gar frommer und angesehener Mann nach England, ein Erzbischof aus Armenien. Er wollte die heiligen Stätten Englands aufsuchen und brachte Empfehlungsschreiben vom Papst selbst mit, so daß er im Kloster St. Albans mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. Die wißbegierigen Mönche fragten ihn auch nach den Eigentümlichkeiten seines Landes und brachten das Gespräch auf jenen berühmten Joseph, von dem man so oft reden gehört hatte und nichts Rechtes wußte. Darauf antwortete der Erzbischof, daß er jenen Josef persönlich sehr wohl kenne und ihn noch kurz vor seiner Abreise zur Tafel geladen habe. Und das Gerücht, daß dieser Mann von den Zeiten Christi her am Leben sei, sage die Wahrheit. Er sei damals ein Türhüter des Pilatus gewesen und habe Cartaphilus geheißen. Als man Christus zur Kreuzigung an ihm vorbei geführt habe, habe er ihn mit der Faust in den Nacken geschlagen und spöttisch gesagt: „Geh doch

schneller, Jesus, was zögerst Du?" Da habe ihn Christus traurig angesehen und gesagt: „Ich gehe, und Du wirst warten, bis ich komme." Nun warte dieser Joseph, der ehemals Cartaphilus hieß, auf die Wiederkunft des Herrn. Er werde stets nur hundert Jahre alt und verjünge sich sodann bis zum Alter von dreißig Jahren. So alt war er damals gewesen, als Christus gekreuzigt wurde. Von Ananias sei er später zum Christentum bekehrt und getauft worden, gelte als ein heiliger Mann, führe fromme und erbauliche Reden, spende Trost und Belehrung und werde von Pilgern aus entlegenen Gegenden aufgesucht.

Wenn man nun nicht annehmen will, daß jener armenische Erzbischof oder vielleicht sein Dolmetscher, ein Ritter aus Antiochia, die frommen Mönche zu Narren gehalten habe, so scheint hier die unzweideutige Nachricht von einem jener Eremiten und Wundertäter vorzuliegen, die zur Bestärkung des Glaubens an ihre Kraft abenteuerliche Geschichten von sich in Umlauf zu bringen wußten. Aber noch etwas anderes geht aus der Chronik Rogers hervor: daß schon vorher die Schatten der Gestalt Ahasvers über das Abendland gefallen waren, daß man schon allerlei von dem ewigen Wanderer sprechen gehört hatte. Mit dem Datum 1228 sind wir in das Zeitalter der Kreuzzüge gerückt und jener großen Umwandlung in der Kultur des Abendlandes, die durch die Berührung mit dem Orient hervorgerufen wurde. In dieser Zeit ist die Vermischung der beiden Welten vor sich gegangen, aus welcher sich der Orient als träger Bodensatz noch für längere Zeit hin ausscheiden sollte, während der Okzident reichere Farben, ein Schillern, ein Opalisieren der Oberfläche, aber auch manche Veränderung seiner Tiefen gewann. In dieser Zeit sind auch die Wandersagen des Ostens und des Westens zur Verschmelzung gekommen.

Dem arabischen Kulturkreis ist der ewige Wanderer nicht fremd. Rückert hat die Sage für die deutsche Literatur gewonnen, die Sage von Chidher, dem ewig Jungen, der immer nach fünfhundert Jahren desselben Weges gefahren kommt. Er findet am selben Ort zuerst eine Stadt, dann eine Weide, dann ein Meer mit Schiffen, dann einen Urwald und abermals nach fünfhundert Jahren wieder eine Stadt. Dieser selbe charakteristische Zug der Wiederkehr des Wanderers und der Veränderung der Orte, die er von früher her kennt, bezeichnet einen großen Teil der Schweizer Sagen von Ahasverus, die Vermaleken gesammelt hat. Er ist dreimal über das Matterhorn gekommen. An der Stelle, wo jetzt die Visp dem Gletscher entströmt, fand er das erstemal eine große Stadt, das zweitemal Bäume und Felsen und zuletzt Schnee und Eis. Ähnliches erzählt man sich vom G'steigtal im Bernerland, von der Grimsel, von Basel. In Bern aber hat er gar ein paar Reliquien zurückgelassen: seinen Wanderstab und seine Reiseschuhe. Der Pfarrer Ulrich von Zürich hat sie auf der obrigkeitlichen Bibliothek zu Bern gesehen und beschreibt sie in seiner „Geschichte der Juden in der Schweiz" (1768): „Der Stecken ziemlich grob und stark, die Schuhe ungemein groß und von hundert Bletzen zusammengesetzet, ein Meisterstück von einem Schuhmacher, weil sie mit großem Fleiß, Mühe und Geschicklichkeit aus gar vielen ledernen Theilen zusammengeflickt worden." Ahasverus konnte die Schuhe zurücklassen. Er brauchte sie nicht mehr. Paulus von Eitzen hat ihn ja auch zu Hamburg barfuß gesehen. Und es hat dem Alten sicher kein Stein wehgetan, denn die deutsche „Kurtze beschreibung" weiß von ihm zu berichten: „Dieser Mann oder Jud / soll so dicke Fußsolen haben / das mans gemessen / zweyer Zwerch Finger dick gewesen / gleich wie ein horn so hart wegen seines langes gehen unnd Reysen / ..."

Für die Sage vom ewigen Wanderer der Araber fand sich bei den deutschen Kreuzfahrern wohl ein volles Verständnis. Sie hatten ja daheim auch einen, der nie zur Ruhe kam, einen ewigen Wanderer, den Schatten Odins, den wilden Jäger, den „Ewigjäger" (im Hildesheimischen), der alle sieben Jahre die Welt umreisen muß, den Hackelbernd (in Westfalen), den Gewaltigen, den Wagner aus der deutschen Volksseele heraus wieder als den „Wanderer" schlechthin auf die Bühne gestellt hat. Das Wandermotiv mit seiner urgewaltigen Wucht ist nichts Erfundenes, sondern etwas Entdecktes, etwas, das schon seit jeher da war und das durch Wagner einfach nur Klang geworden ist. — Ein syrisches Lagerfeuer. Die Knechte auf den Sand gelagert, die schweren Pferde rings im Kreis angepflöckt. In die Pausen des langsamen Gespräches heulen die Hyänen, von einem Hügel rieselt Sand herab und gibt einen seltsamen Ton. Der schwarzblaue Himmel voll von Sternen; es sind die bekannten Bilder, aber sie glänzen so fremdartig. Und einer der Araber, die halb gezwungen, halb freiwillig als Führer dienen, fängt an eine Geschichte zu erzählen, die einer der sprachkundigen Knechte übersetzt. Es ist die Geschichte von Chidher, dem Wanderer. Und wie er zu Ende ist, fallen dem und jenem Sagen ein, wie sie daheim an den Winterabenden erzählt werden, Wanderersagen, denen von Chidher zu vergleichen. Es steigt ein bitteres Schlucken in die Kehle — aber man überwindet sich und erzählt weiter. Mitten in der syrischen Wüstennacht rauschen die deutschen Wälder.

Und der Wanderer ist aus den syrischen Wüsten in die deutschen Wälder gekommen, wo ja sein Ebenbild seit jeher daheim war. Aus dieser Verschmelzung ist eine einzige Gestalt geworden, die durch einen wirklich Lebenden Plastik und Fülle gewann und endlich durch die christliche Tradition auf einen weithin sichtbaren Platz gestellt wurde. Die

Volksbücher haben sich wesentlich an die christliche Tradition und die letzte Metamorphose gehalten, die Sagen aber haben noch manchen Zug, der aus der germanischen Machtsphäre stammt. Der ewige Jude darf nur unter einer Egge oder auf einem Pfluge rasten. Dasselbe gilt vom wilden Jäger, dem deshalb barmherzige Menschen oft den Pflug auf dem Felde lassen. Der ewige Jude erscheint an einigen Orten nur um Weihnachten oder Neujahr. Das ist die Zeit der Zwölften, in denen auch Wotan mit seinem Gefolge zu erscheinen pflegt. — Unzweideutig wird der Zusammenhang aus der Geschichte, die sich mit zwei Bürgern von Brüssel zugetragen hat. Sie ergingen sich eines Abends in dem Sonienwalde nahe der Stadt. Da begegnete ihnen ein alter Mann, dessen Kleider nach uraltem Schnitt gemacht waren. Er ging mit ihnen in eine Herberge, setzte sich aber nicht, sondern trank stehend; und erzählte ihnen verstaubte Geschichten, Dinge, die sich vor vielen hundert Jahren zugetragen hatten. Da erkannten sie, daß ihr Begleiter niemand anderer sei, als Isaak Laquedem, der ewige Jude . . . und sie wichen voll Entsetzen aus seiner Nähe. Der Wald aber, aus dem der ewige Jude gekommen war, dieser Sonienwald, war auch sonst für einen höchst unheimlichen Ort gehalten. Man wußte von ihm, daß er den wilden Jäger beherberge. Die Anzeichen für eine vormals stattgefundene Kreuzung der beiden Sagen sind deutlich genug. Selbst der aus „hundert Bletzen“ zusammengesetzte Schuh Ahasvers, der zu Bern verwahrt wurde, hätte nach gangbarer Ansicht sein eddisches Gegenstück in dem Schuh Widars, diesem Schuh, der aus den weggeworfenen Lederstreifen von den Schuhen der Menschen besteht. Widar, der die Götterdämmerung überlebt, der also unsterblich ist wie Chidher und Ahasver, hat diesen Schuh an dem Fuß, den er dem Fenriswolf in den Rachen stemmt.

In den Tiefen braut es und brodelt's. Nebel steigen auf und verhüllen den Blick, nichts Geformtes ist mehr zu erkennen. Wir sind bei den „Müttern“, den sagenbildenden Kräften, und allem weiteren Vordringen wehren Felsen und Abgründe. Nur soviel soll noch in Parenthese gesagt sein, daß diese Verschmelzung der beiden Wanderergestalten keineswegs bloße Phantastik ist und daß sie zwei recht wohl nachweisbare verwandte Erscheinungen in dem Zusammenhang zwischen Herodes (von dem übrigens auch manche Fäden zu Ahasver leiten) und dem Rodensteiner und zwischen Herodias und Frau Holle hat. —

Die Zeit, in der die Sage vom ewigen Juden zuerst in Deutschland in fester Form auftrat, war zu ihrer raschen Verbreitung ungemein geeignet. Eine ganze Menge von Drucken erscheint in kurzer Folge. Die Reformation hatte mit ihrem Grundsatz des Zurückgehens auf die Quellen ein tieferes Eindringen in alle alten Fragen gefördert, die Buchdruckerkunst sorgte für die Verbreitung längst schon vorhandener Zweifel und der Lösungen, die aus der neuen Zeit für sie gegeben wurden. Der Antichrist begann wieder eine gewaltige Rolle zu spielen. Bei den Protestanten, die ihn im Papst erblickten, und bei den Katholischen, die ihn im Geist der nordischen Ketzerei seine Wirkungen äußern sahen. Und man begann von neuem die Offenbarung Johannis auszulegen, getrieben von der Botschaft, die im Jahre 1599 durch Europa ging, daß der Antichrist erschienen sei und von Babylon aus seinen siegreichen Feldzug angetreten habe. Man erzählte, daß die Juden im Begriffe seien, ihm zu huldigen. Und eine geheilte Besessene wußte hinwiederum ganz genau anzugeben, daß der Antichrist in der Nähe von Paris geboren sei (im Jahre 1600), und zwar als Kind einer Jüdin Blanchefleur und des Teufels. Auf jeden Fall aber war das Judentum irgendwie mit dem Antichrist in Zusammenhang zu bringen. Dazu kam noch, daß man wieder einmal den Weltuntergang erwartete und daß verschiedene „Erschröckliche newe Zeitungen“ den Weltenrichter schon sozusagen in den Wolken erblickten. Da ist es nun gar nicht erstaunlich, daß auch in dem Auftauchen des ewigen Juden ein neuerliches Anzeichen von dem bevorstehenden Ende aller Dinge erblickt wurde. Und darum bemerkt auch das „Volksbuch“ von Ahasver gegen Schluß des Berichtes: „Was nun von dieser Mans Person zu halten: davon steht jedem sein Judicium frey: Die werck Gottes seind wunderbarlich und unerforschlich / und werden je lenger je mehr ding / die bißhero verborgen gewesen / Nun mehr gegen dem zunahenden Jüngsten Tag und ende der Welt offenbaret / wol dem der es in rechtem verstandt auffnimbt und erkennete unnd sich daran nicht ergert.“ Aus dem Glauben an den Antichrist hat der ewige Jude einen mächtigen, neuen Wanderimpuls bekommen und sogar — seinen Namen Ahasverus. Der Name Ahasverus findet sich in der Bibel als Beiname dreier Könige, des Kambyses, des Astyages, vor allem aber als der des Xerxes, des Königs, der im Buche Esther vorkommt. Mit diesem Ahasverus des Buches Esther im engen Zusammenhang ist der Name seines bösen Geistes, des Haman, der das jüdische Volk so grausam bedrückte, daß er zum Vorbild aller unerbittlichen Verfolger wurde. Und nun fand man in der Offenbarung Johannis, daß dem Antichrist die Erscheinung zweier Tiere vorangehen werde und daß der Name des zweiten Tieres 666 bedeute. Nach dem Zahlenwert der hebräischen Buchstaben gibt aber die Zahl 666 in gewisser Schreibung den Namen „der böse Haman“. Wenn also das zweite der beiden Tiere der böse Haman war, so mußte das erste kein anderes sein, als jener Ahasverus. Es ist durchaus dem Geist der Zeit entsprechend, wenn die bibelfesten Gelehrten, deren Kreiser

der Verfasser der „Kurtzen beschreibung...“ von 1602 wohl nahestand, mit dem Namen des ewigen Juden allerhand Geheimniskrämerei, Symbolik und Zahlenmystik verknüpften. Liegt doch auch in den Namen des Druckortes und des Druckers dieser ersten Schrift eine der so beliebten Spielereien. „Gedruckt zu Leyden bey Christoff Creutzer“ — ein Hinweis auf das Leiden des Kreuzträgers, für das der ewige Jude Zeuge sein sollte.

Und das ist die andere große Bedeutung des ewigen Juden: seine Zeugenschaft für die Wahrheit des christlichen Glaubens. Allen Zweifeln an der Erzählung der Evangelien, allen heidnischen Spöttereien zum Trotz: Hier war einer, der dabei gewesen war, wie Christus gekreuzigt wurde, einer, der alles miterlebt hatte, von dem wilden Getümmel des Volkes vor dem Palast des Pilatus angefangen bis zu den Todesseufzern auf der Schädelstätte. Ahasverus, der dazu verdammt war, den Unglauben seines eigenen Volkes klar zu erweisen, dieses Volkes, das durch ihn verkörpert wurde und gleich ihm zu ruhelosem Wandern verdammt war. Chrysostomus Dudaläus fügt seinem Bericht eine „Erinnerung an den christlichen Leser“ an, in der dieser Gedanke ausgeführt ist. Vielleicht müsse Ahasverus deshalb unter den „verstockten, verblendeten Juden“ herumlaufen, um sie zu bekehren und von ihren Sünden abzubringen. Die Deutung des Namens Cartaphilus, der sich bei jenem englischen Chronisten findet, bringt diesen Zusammenhang klar heraus. Cartaphilus, was nach Paulus Cassel Chartophylax gelesen werden muß, ist der offizielle Titel eines byzantinischen Beamten, des Urkundenbewahrers, des Archivars, dessen Obhut die Dokumente anvertraut waren, in denen sich die Rechte und Privilegien der Kirche verbrieft fanden. Das ganze Judentum war nun nichts anderes, als ein solcher Chartophylax des Christentums. Denn in seinen heiligen Büchern waren die geheimen und die allen zugänglichen Urkunden des Christentums enthalten, die Prophezeiungen, die göttlichen Versprechungen, die dunkeln Rätselworte und gleichsam chiffrierten Dokumente, für die der Hüter des Schatzes selbst keinen Schlüssel besaß und die nur durch den rechten Herrn und Erben des Schatzes, das Christentum, gedeutet werden konnten. Augustinus nennt die Juden „gleichsam unsere Bibliothekare“ und sagt von ihnen: „Zerstreut durch die ganze Welt, sind sie die Kustoden unserer Bücher geworden.“ Ein Türhüter ist der Cartaphilus der Legende, und auch das will in symbolischem Verstande erfaßt sein; denn was war das Judentum, bevor es in die Welt hinaus zerstreut wurde, anderes als der Türhüter der Römer, abhängig von den Herren der Erde, kriecherisch untertan und ihren Winken gefällig, von ihrem Golde bestochen, der Sklave an der Schwelle des Orients, mit einer Kette belastet, wie Herodes Agrippa, dem Caligula eine goldene Kette schenkte anstatt der eisernen, die er im Gefängnis getragen hatte.

Das sind Spitzfindigkeiten, gewiß, denn die gelehrten Herren, durch die der Sage die letzte Form gegeben wurde, konnten es sich nicht versagen, noch hier und da eine Arabeske, ein zierliches, außerordentlich tiefsinniges Schnörkelchen anzuhängen, aber sie vermochten es nicht, die tiefe, bedeutsame, uralte und unsagbar traurige Melodie mit ihrer schrecklich fein ausgeklügelten Kontrapunktik zu überdecken. Das Volk hat in seinen Sagen die wahrhaft poetischen Züge bewahrt, und es brauchte nur ein echter Dichter zu kommen, um die späteren Konstruktionen einzureißen und die alte Melodie zu befreien. Das Thema war vor allem in zwei Richtungen zu verwenden. Beide finden sich schon in dem Bericht von Eitzens Zusammentreffen mit Ahasverus angedeutet und beide sollten sich später mächtig entwickeln. Eitzen erfährt von dem fremden Wanderer zweierlei: wie Christus gestorben und wie Ahasverus danach von Reue erfaßt worden sei, und zum anderen, die vielen Umwälzungen und historischen Ereignisse, die sich seither zugetragen haben. Also einen subjektiven und einen objektiven Bericht. Der eine geht von außen nach innen, beginnt mit der Verfehlung gegen den Erlöser, mit der Sünde gegen den Heiligen Geist und endet mit der Buße und vollständigen Wandlung des ewigen Juden. Der andere aber schweift durch die Länder und Zeiten, fügt allerlei Lappen zu einem bunten Kleid, zu einer primitiven Art von Universalhistorie. Die Meinung des Johann Jakob Schudt, die er in seinen „Jüdischen Merckwürdigkeiten“ (1714) ausspricht, wird später allgemein angenommen: „Dieser umlauffende Jude sey nicht eine eintzeln Person, sondern das gantze Jüdische nach der Creutzigung Christi in alle Welt zerstreute umherschweifende und nach Christi Zeugnuß biß auf den jüngsten Tag bleibende Volck.“ Die Dichter aber suchten nun entweder zum Kern der Gestalt vorzudringen und das zu erfassen, was Ahasverus in sich erlebt haben mochte, oder es reizte sie mehr, in bunten, großen Bildern zu zeigen, was er geschaut haben mochte. Psychologen und Freskomaler. Eine Übersicht über die Ahasverliteratur wird zeigen, welche Verbindungen sie miteinander eingegangen sind.

Daß Goethe einen „ewigen Juden“ geplant hat, ist bekannt. Die Episode mit dem päpstlichen Offizier, der mit Goethe durch die Apenninen reist, die Gespräche über die Entwicklung und die gegenwärtige Gestalt des Christentums zitieren ihm wieder den grauen Wanderer, der Zeuge aller dieser Wandlungen gewesen ist. Aber eine größere Gestalt schiebt sich vor Ahasverus, so oft er in den Gedankenkreis des Dichters tritt: Der wiederkehrende Heiland, der jetzt, wenn er zur Erde käme, ebenso gekreuzigt werden

würde, wie damals. Für Ahasverus selbst aber hat Goethe als tragischen Grundgedanken erfaßt, daß sich in seinem Schicksal das des nüchternen Weltmenschen spiegle. Des Menschen, der das Himmlische in seiner Verhüllung von Unzulänglichkeiten nicht zu erkennen vermag und der darum ohne Ziel suchend und zweifelnd durch die Welt geht. Das ist das Schicksal des Herzensträgen im allgemeinen und des rationalistischen Judentums im besonderen. Goethe hat seinen Plan nicht ausgeführt. Ein burleskes Fragment, dem das Motto in Hans Sachsens Manier entnommen ist, vermag uns nicht zu entschädigen. Auerbach hat einen Gedanken des Goetheschen Planes aufgenommen: Ahasver bei Spinoza. Hier ist Ahasver ganz klipp und klar das geknechtete Judentum. In der Sterbestunde des Philosophen tritt eine fremdartige Erscheinung vor ihn hin, der ewige Jude, wie ihn die Volksbücher schildern. Er spricht von seinem Schicksal und seinen Wanderungen: „Du bist gekommen, zu werden ein Erlöser der Menschheit, auch mich wirst Du erlösen." Und Ahasver küßt Spinoza auf die Stirne und kann nun endlich sterben. Spinoza, der das Judentum aus der Enge seiner starren Begriffe geführt hat, der für alle Welt die Freiheit des Denkens geöffnet hat, er hat auch Ahasverus befreit. Auch für Carmen Sylva ist der Wanderer nur ein Vertreter des Judentums. Sein Suchen geht nach Jehovah, dem Weltschöpfer der Juden, dessen starke Hand er nirgends spüren kann. Vom katholischen Standpunkt aus sieht Joseph Seeber in seinem Gedicht „Der ewige Jude" Ahasverus als den Repräsentanten des Judentums. Und wie stark die alten Vorstellungen noch heute wirksam sind, zeigt sich darin, daß Seeber in dieser 1894 erschienenen Dichtung Ahasverus in engen Zusammenhang mit dem Antichrist bringt. Die Ereignisse beginnen mit den letzten Tagen der antichristlichen Weltherrschaft und enden mit der Wiederkehr Christi, der den Antichrist zu Boden wirft. Trotzdem Ahasver von sich sagt:

„Ich bin der Haß, der ewig neugebor'ne,
Jahrtausendalte Haß des Judenvolks,
Das Gott zu seinem Sohne sich erkor,"

wird er zuletzt Christ und empfängt die Taufe wie jener Cartaphilus, der von Ananias den Namen Joseph empfing.

Die Dichter, denen Ahasverus das Leitmotiv durch das große Getümmel der Welthistorie gibt, mußten sich mehr von der legendären Gestalt entfernen und irgendeinen allgemeineren Gedanken suchen, der nicht gerade unmittelbar im Bereich ihrer ersten Möglichkeiten liegt. Und hier nun erst erweist sich die ungeheuere Tragkraft des Giganten, der ganze riesenhafte Gedankensysteme zu stützen imstande ist, die märchengleiche Wandlungsgabe, die Fähigkeit, in alle Häute zu schlüpfen und jede von ihnen auszufüllen. Der Faustgedanke, der Tannhäusergedanke sind ganz feststehende, in ihren Grundlinien unverrückbare Bauten; über dem Baugrund, der in unserem Denken dem ewigen Juden zugewiesen ist, sind die mannigfachsten Gebilde aufgeführt worden. Ja, der Baugrund selbst hat sich gewandelt: heute Moor und morgen Meer, heute Eis und morgen Sand ... aber in allen, selbst den seltsamsten Umformungen steckt immer eine der unendlichen Möglichkeiten Ahasvers. Und gerade das ist wieder recht ein Beweis, daß an der Herausbildung dieser Legende viele Zeiten und viele Kulturen teilgenommen haben. — Andersen läßt den Helden seines „Ahasverus" die Belagerung Jerusalems, die Katakombenversammlungen der Christen, die Zeit Attilas, Karls des Großen, den Gang nach Canossa, die Entdeckung Amerikas erleben und sieht seinen Kampf als das Symbol des Ringens alles Irdischen mit dem Göttlichen. Mosen erblickt in dem ewigen Juden den nach Gedankenfreiheit strebenden Menschengeist, den Geist der Weltgeschichte, der dem Geist des Christentums bewußt Trotz bietet, denn anderen Zielen streben die äußeren Ereignisse und anderen das innere Erlösungsbedürfnis zu. Er ist der Vertreter des Zeitlichen gegen das Ewige. Eine der gewaltigsten Ahasverdichtungen ist das Mysterium „Ahasverus" des französischen Romantikers Edgar Quinet, gewaltig seinem Umfang, seinem stürmischen Gedankengang und seiner ungeheuerlichen Phantasie nach. Dieses Mysterium ist ein Schauspiel vor den Augen Gottes, der nach dem Weltgericht noch einmal die alte Erde in Bildern vor sich auftauchen läßt. Ein Schauspiel von Weltschöpfung, Fluch und Welterschöpfung, an dessen zweitem Tag Ahasver in die Handlung tritt. Er geht durch die Geschichte, Jammer und Zerstörung begleiten ihn, der Tod und das Leben ringen um seine Seele, der Tod als ein altes Mütterchen, das Leben als die Liebe Rachels, eines Engels, der einst über Ahasver aus Mitleid geweint hat und der nun als Magd dem Tode dienen muß. Rachel wird Ahasvers Weib (auch in Deutschland gibt es einen seltsamen Bericht darüber, daß sich der ewige Jude verheiratet habe: mit Schmul Ber Ruhlemanns Tochter in dem Dorfe Helfte, und nach dem Aussterben der Menschheit wandern sie als die letzten Lebenden auf Erden. Das Weltgericht findet sie innerlich gewandelt. Ahasver hat seine Sendung erfüllt, er hat allen Schmerz der Erde gesammelt. Und nun will er nicht mehr ruhen, sondern auf anderen Sternen seine Wanderung fortsetzen — er, der durch die Liebe geläuterte, niemals ermattende, immer zu neuen Zielen strebende Menschengeist. Für Max Haushofer verkörpert sich in Ahasverus der Unsterblichkeitsgedanke, er sieht ihn

„als geisterhaften Greis, Erlösung suchend,
Mit glühndem Blick sich und die Welt
verfluchend.
Ein Götterschicksal ist's, in Staub gekleidet,
Bewundert und beklagt, verwünscht, beneidet."

Die drei Teile seines großen, in freien Abmessungen gehaltenen dramatischen Gedichtes „Der ewige Jude“ führen den Helden in das römische Juvavia (Salzburg) und nach Rom, in das deutsche Mittelalter und endlich in eine deutsche Stadt der Gegenwart. In eine deutsche Stadt der Gegenwart führt auch Lienhards „Ahasver“ in seinem zweiten Teil. Bei Lienhard ist der Ahasvergedanke als Kampf zwischen der materialistischen und idealistischen Weltanschauung spezialisiert und damit leitet er zur ersten Gruppe der Ahasver-Dichter zurück, zu denen, für die Ahasver vor allem der Vertreter des Judentums ist.

Die zwei bekanntesten und bedeutsamsten Dichtungen vom ewigen Juden haben ihre Kraft aus der Beschränkung geschöpft. Es ist nicht zu verkennen, daß die ungeheuerlichen Ausspannungen eines weltumfassenden, durch alle Zeiten und Kulturen gehenden Gedichtes die Konturen verwischen mußten. Anstatt der Zerstreuung haben Hamerling und Wilbrandt die Sammlung gewählt und auf begrenztem Raum, in begrenzter Zeit scharfe und klare Bilder entworfen. Der ewige Jude in Hamerlings „Ahasver in Rom“ ist die ewige Menschheit. Er ist Individuum und zugleich Verkörperung der Gesamtheit. Dem Individuum ist die Sehnsucht nach Ruhe gegeben, die Menschheit aber ist unsterblich, muß ewig leiden und kämpfen. Nero mit seinem gigantischen Lebenswillen ist der Gegenpol Ahasvers, er ist der „Wille zur Macht“, und Ahasver, der in Nero den Vollzieher der Notwendigkeit erkennt, tritt zu ihm in Beziehungen und steigert seinen aus den Lebenskrämpfen geborenen Vernichtungsdrang. Aber nicht einmal Nero vermag die Menschheit zu vernichten, und Ahasverus wandert, wie er in die Szene des Gedichtes kam, wieder hinaus ...

Auch Wilbrandts „Meister von Palmyra“ ist Ahasver. Ahasver im griechisch-römischen Gewande. Sein Apelles erklärt:

... „Der Jude von Jerusalem, er ist
Nur eine von den wechselnden Gestalten,
Womit ich folge den Jahrtausenden.“

Hier ist etwas ganz Neues in die alte Sage verwoben — die indische Idee von der Seelenwanderung. Der Meister, dessen fürchterlich großartiger Wille sein Alter über menschliches Maß verlängert, kann nicht sterben, bevor sich nicht seine Lebenskraft von selbst, von innen aufgezehrt hat. Und er wird wieder erscheinen, aus dem Jenseits hervorgetrieben, aus dem Unbewußten auftauchend, in neuer Gestalt, wie er vorher als Ahasverus über die Erde ging. ...

Als ich eines Nachts in Jerusalem durch die via dolorosa ging, sah ich an der Schwelle des Hauses, das von der Überlieferung als das des Ahasverus bezeichnet wird, eine verhüllte Gestalt. Es war Mondschein, und die Straßenhunde heulten ganz schaurig ... die Gestalt aber stand im tiefen Schatten, regungslos, und schien den Kopf gegen die Wand gelehnt zu haben. Abends war ich bei der Klagemauer gewesen und hatte mir den wohlgeordneten Jammer um Zion angehört ... es war ein halb rührendes und halb lächerliches Schauspiel gewesen. Und als ich nun durch die via dolorosa ging und die Gestalt am Haus des Schusters sah ... da war es mir mit einemmal, als schaute ich in eine bodenlose Tiefe, in einen Brunnen, aus dem es kalt aufsteigt. Und ich muß gestehen, daß ich mich beeilte, vorüber zu kommen. Vergangene Jahrhunderte haben hohle Augen — und ich fürchtete, in ihnen mehr Jammer als Glück, mehr Sehnsucht als Lebenstrotz und vor allem jene ungeheuere Verwirrung zu sehen, die aus dem Zweifel an einem Sinn alles Daseins kommt.

An die Heimat.

Die dampfenden Schwarzen ziehen den Berg hinan,
Ich halte die Zügel lässig in Händen, —
Herbstabend ist's, und unserem Wagen voran
Kriechen die Nebel an Tannenwänden.

Lindwürzigen Odem hauchen die Wiesen aus,
Heimatluft! — Wo auf der weiten Erde
Strömst Du so süß? Ich grüße Dich, stattliches Haus,
Grüße Dich, Rauch vom Heimatherde! —

Droben hebt es sich massig, mauerbewehrt,
Zwischen gastlichen Lindenkronen:
Schloß meiner Väter, was auch die Zeiten verzehrt,
Dich, Du herrliches, sollen sie schonen!

Sollen mir wahren die Zufluchtstätte allzeit
Vor des Weltsturms wütendem Toben,
Wo ich, gegen Wind und Wetter gefeit,
Ausruhen darf, Mühen enthoben! —

Horch, nun klappern die Hufe auf steinernem Grund,
Tore öffnen die Arme dem Müden,
Und die moosigen Mauern künden mit greisem Mund
Mir, der suchte und fand: Burgfrieden! —

Freiherr von Berlepsch.



Il forestiero.

Erzählung.

Von Karl Erdm. Edler.

Il forestiero — also ein Gast, aber kein befreundeter, sondern ein fremder; auch kein eingeladener, sondern einer, der von selber irgendwo einkehrt. Vielleicht auch kam er nicht von selber, sondern wurde hereingeweht. Hatte doch der Nachtsturm kurz vorher seinen Gastgeber, einen kräftig gewachsenen jungen Mann, in so rasenden Sätzen angesprungen, daß sich dieser an einem Baumstamm halten mußte. Nachdem er ihn noch mit wahnsinnigen Fäusten bearbeitet hatte, holte er sich aus der Luft eine Handvoll des weißen Gestäubes herab und fauchte es ihm unter boshaftem Pfeifen in die Lungen — keinen weichgeschütteten Schnee, sondern wirbelnde Eissplitter, spitz und schneidend wie Glas. Sie schauerten in einem endlosen Blitzesprühen über das beleuchtete Fenster nieder, dem sich der nächtliche Wanderer jetzt näherte. Jedoch beim Anblick der Weihnachtsfeier in der Stube hastete er vorbei wie einer, der sich gerne wieder von der Finsternis verschlingen läßt. Er betrat das Haus und tastete sich die Treppe hinauf bis in die Mansarde. Sein Atem ging heiß und keuchend, die Augen brannten, während der Leib zu einem Eisklumpen erstarrt schien, und mit ihm das Hirn, das Denken, das Fühlen. Das war übrigens gleichgültig, und ebenso, was sich in dieser trübseligen Stätte der Armut seinem Blick aufdrängte, das Malergeräte, die unverkäuflichen Bilder — überhaupt war alles gleichgültig. Bloß das Leben nicht: das Leben war unerträglich. Aber dem war leicht abzuhelfen. Nur ließen sich die zu Eiszapfen versteiften Finger ungeschickt dabei an: so ein tödliches Pulver ist doch unschwer in einem Glas Wasser aufzulösen! — Als er das Glas ansetzen wollte, schurrte es an der Tür. Offenbar der Sturm, der ihm mit verbohrter Hartnäckigkeit bis ins Haus nachgehetzt war — hatte er ja sein Keuchen treppauf hinter sich vernommen. Da — mitten aus dem Schurren ein wehes Stöhnen! Er stellte das Glas hin und öffnete.

Er war von einer unheimlichen Häßlichkeit, dieser Weihnachtsgast mit seiner gespaltenen Nase, den beiderseits überhängenden Lippen, den Fledermausohren, dem beständig sichtbaren Gebiß, für dessen furchtbare Stärke die Architektur des kurz abgestumpften Kopfes, ja des ganzen gedrungenen Leibes eigens ersonnen schien. Unter den Scheusalen der Bulldoggs war er sicher das scheußlichste. Auch er schien zum Eisklumpen erstarrt zu sein. Die Härchen des Rückens steiften sich zu kleinen Eiszapfen, der Schmutz weiter Wanderung klebte neben braunen Schneeknollen an Bauch und Füßen, der Hals war wundgeschunden, auf dem Kopf wölbte sich eine Beule, an der Hüfte klaffte eine Wunde. Die trotzigklobige Figur besagte: Da bin ich nun einmal! Das Elend der armen leidenden Kreatur ergänzte: Ich kann nicht anders! Aber die Augen, diese wundervollen Augen, sie flehten so rührend: Erbarme Dich meiner!

Die Augen des jungen Malers waren schon völlig dem unerträglichen Diesseits entrückt gewesen. Nun rief sie dieser aus tiefster Not emporschreiende Blick wieder zurück, klammerte sich an sie, ließ sie nicht mehr los, und zog schließlich den ganzen hochgewachsenen Mann zu sich nieder, damit er die arge Wunde

näher besehen könne. Und so heiß war das stumme Flehen dieses Blickes, daß der Eisklumpen von Mensch plötzlich auftaute und mit einer sich überstürzenden Beweglichkeit seinen Gast reinigte, wusch, abtrocknete. Dann ergriff er das Geld, das er sich vom Mund abgespart und offen auf den Tisch gelegt hatte, um der verhaßten Welt auch den sogenannten „letzten Liebesdienst" nicht schuldig zu bleiben. Mit diesen „Bestattungskosten" eilte er in die Krämerei hinab, die für jeglichen Augenblicksbedarf Tag und Nacht offen stand; denn das Haus lag weit draußen vor der Stadtgrenze von Paris, inmitten der ärmsten Fabrikarbeiterschaft. Sogar Karbol und Verbandzeug war zu haben. Drei Stufen auf einmal sprang der Mann hinauf, verband die Hüftwunde, feuerte den Ofen an, und tischte seinem Gaste Milch, Fleisch und Brot auf. Während er sich in dem Anblick verlor, wie diesem Wärme, Betreuung und Labung wohltaten, überschlich ihn selbst eine Art gerührten Behagens. Auf einmal tafelte der Gastgeber mit dem Gaste, ohne sich dessen bewußt zu werden, und wunderte sich, daß er eine qualmende Pfeife im Munde hatte, als ihn die Laune anflog, eine Tafelrede zu halten: „Da haben wir uns also, verehrter Forestiero, gleichfalls ein Weihnachtsbankett geleistet, der argen Welt zum Trotz, die uns beiden so niederträchtig mitgespielt, uns zerzaust, geschunden, wundgemacht und schließlich — als viel zu schlecht für sie — in Sturm und Schnee weggeworfen hat. Füreinander sind wir indes immer noch gut, nicht wahr, Leidenskamerad? Es ist nichts zu schlecht, daß es nicht doch noch zu etwas gut sein könnte: ich, um Dich heute zu retten — Du, um mich morgen .... Das magst Du aus einer kleinen Geschichte erraten: Es war einmal ein Dichter, Henri Murger, dessen ‚Bohême‘ heutzutage Verleger, Musiker und Theater bereichert, und der in einer Mansarde, wie diese hier, verkümmerte. Da flehte er in einer Dichtung den Tod an, ihn mitzunehmen, jedoch seinen Hund am Leben zu lassen, auf daß doch ein Wesen auf Erden zurückbleibe, um ihn zu beweinen."

Den ungefügen, schweren Kopf linkshin geneigt, unbeweglich in gespannter Aufmerksamkeit, lauschte Forestiero der Bankettrede, Wort und Tonfall, Miene und Geste in sich saugend. Und dann hielten seine Augen zur Entgegnung eine wunderschöne Gastrede: darin wurde von nichts anderem gesprochen als von Dank, Vertrauen und Hingebung. Zuletzt hob der Gastgeber die Giftlösung sorgsam im Kasten auf — für morgen, und legte sich zu seinem Schlafkameraden. Als dieser sachte vom Fußende heraufkroch und ihm die Hand leckte, preßte er das Gesicht ins Kissen, um nicht aufschluchzen zu müssen.

Am nächsten Tage meldete er Forestiero im Fundamt an. Aber niemand hatte ihn vermißt, niemand bekannte sich auch späterhin zu ihm. Das Glas im Kasten mußte sich noch gedulden, Henri de Verlant hatte keine Zeit, daran zu denken. Er mußte die eiternde Wunde Forestieros pflegen, ihn ins Freie führen, für sein Dejeuner und Diner sorgen und hierzu Geld beschaffen. Zunächst veräußerte er einen Miniaturrahmen mit Diamantenbesatz, das einzige Erbstück seiner zuletzt verarmten Familie, von dem er sich auch in der bittersten Bedrängnis nicht hatte trennen können. Er feilschte hartnäckig um den Preis, was ihm gar nicht eigen war, weshalb er auch, um ja nicht nachzugeben, dabei unausgesetzt an das festklammernde, zähhaltende Gebiß Forestieros dachte.

„Für ein halbes Jahr bist Du versorgt, mein Junge!" rief er mit einem fast lustigen Beiklang Forestiero zu, als er mit einem Bündel Banknoten heimkam. „‚Zur Not!‘ entgegnet mir Deine bedenkliche Miene. Zugegeben, aber Kaviar, Austern und Champagner magst du ohnehin nicht. Übrigens verstehe ich ganz gut, was die kummervolle Verwunderung in Deinen Augen mir zart vorrückt: ‚Da faulenzt nun dieses zweibeinige aufrechte allmächtige Tier, das ich grenzenlos liebe, anstatt durch Arbeit sich und mir zu einer lukullischen Aufbesserung des Menus zu verhelfen!‘ — Du glaubst also noch daran, an meine Arbeit, an deren Erfolg, an mein Talent — ach was, an mein Genie? Ja doch! Deine Blicke

verraten ja Deinen fanatischen Glauben an mich, unerschütterliches Vertrauen, glühende Verehrung, flammenden Enthusiasmus für mich. So oft du meine Bilder betrachtest, entdecke ich niemals auch nur die diskreteste Bemängelung, geschweige denn eine Enttäuschung in Deiner Miene. Nicht einmal meine ‚Bartholomäusnacht‘ dort, die von einem sogenannten guten Freund ‚der Schandfleck der französischen Malerei‘ getauft wurde, hat Dich empört oder angewidert, sondern Dein Schwanz hat mir nach deren eingehender Besichtigung schmeichelhaft zugewedelt. Das Tempo hierbei war prestissimo — ein Zeichen leidenschaftlicher Befriedigung! Leider bist Du der einzige, Deine Genieverehrung ist ein Geheimdienst. Aber ich bin kein Undankbarer: Du sollst dafür auch der einzige sein, dem ich dieses Genie widme — ich werde Dich porträtieren."

Seitdem saßen sie bei der Staffelei einander gegenüber und redeten miteinander wie alte Freunde, er in Worten, Forestiero in treuherzigen, von Liebe überquellenden Blicken. Durch solch unaufhörliches Beisammensein lebte sich die zutuliche Tierseele in Geist und Gemüt des Menschen mit bewundernswertem Feingefühl ein. Und Henri de Verlant vergaß darüber das Glas im Kasten. Er arbeitete mit einer Art Rührung und Dankbarkeit an dem Bildnis seines treuen Lebensgenossen, der so ehrbar Modell saß und ihm wie einem wundertätigen Götzen auf die Finger schaute.

Freilich kamen dazwischen Zeiten, in denen Forestiero plötzlich die Besinnung abhanden kam. Er fuhr jählings empor, schnüffelte die Schwelle entlang und sog gierig die Luft aus der Türspalte ein, durchstöberte sämtliche Winkel, spähte scharf unter Tisch und Stühle — immer, als ob er etwas Vergessenes oder Verlorenes suchen müßte. Wenn er schließlich mit gerunzelter Stirn zur Staffelei zurückschlich und vergrämt vor sich hingrübelte, tappte ihm Verlant mit dem Malstock sachte mahnend auf den Dickschädel: „Also wieder einmal in verblichenen Erinnerungen herumgeschwärmt, Du treue Seele? In alten Zeiten bei dem Menschen, der einst mit Dir gelebt hat, und der ganz andere merkwürdige Gewohnheiten besaß als der jetzige? So versteckte er zwar gleichfalls unbegreiflicherweise seine Zähne, als ob er sich ihrer schämen würde, und zeigte sie bloß, wenn er besonders lustig war — aber dies war er viel öfter als der jetzige. Der lüftet sein Gebiß höchst selten. Und nun ist ‚der von damals‘ nicht da, wo mag er stecken?"

Ein Studiengenosse Verlants, der sich zufällig in diese abgelegene Gegend verirrte und gewaltsam in sein Heim eindrang, sah das nahezu vollendete Porträt Forestieros. Am nächsten Tage verirrten sich zwei Kunsthändler absichtlich dorthin und überboten einander im Feilschen um das Bild. Einige Tage danach fuhr ein vielgenannter Sammler in seiner Equipage vor und überbot jene beide. Verlant verhielt sich selbst diesem einflußreichen Mäcen gegenüber ablehnend, sagte aber schließlich zu, dessen berühmtes King Charles-Hündlein zu malen. Forestieros Bild sollte nicht in irgendeiner Boudoirdämmerung verschwinden, sondern ins helle Licht hinaus, vor ganz Paris: alle Welt sollte ihn kennen lernen, diesen unvergleichlich Getreuen!

Die Jury der Ausstellung, die seine Historien-„Maschinen" mit Hohn zurückgewiesen hatte, beeilte sich, dem Porträt Forestieros einen Ehrenplatz im „Salon" anzuweisen. Und dort staute sich alsbald die Menge in beängstigender Weise. Tout Paris war in die Augen Forestieros verliebt. Die schönsten Damen verlangten von Verlant ihre Porträts — aber auch die häßlichsten, in der Hoffnung, mit ebenso wunderbar gemalten Augen ebenso alle Welt zu faszinieren, wie dieses unfaßbar lebensvolle Hundescheusal. Verlant erwiderte, er male keine Menschen, „bloß" Tiere. Hierauf bestürmte ihn Tout Paris um die Porträts seiner Lieblinge aus der Tierwelt. Henri de Verlants Tierstücke waren „Mode" geworden, er und Forestiero waren „en vogue". Gleichwohl lebten sie in der alten Weise zweisiedlerisch weiter und gingen, allen Lockungen zum Trotz, nie in Gesellschaft, außer in jene der Löwen, Adler und andern Getiers im Jardin

des Plantes, wo Verlant Studien machte. Sie waren mittlerweile in eine Stadtwohnung übergesiedelt, deren Überwachung Forestiero viel Ungelegenheit verursachte, weil sie so umfangreich war, und weil so viele Menschen hereinkamen, die man auf ihre Vertrauenswürdigkeit hin beriechen mußte.

„Gefällt Dir also nicht sonderlich, Dein neues Prunk-Appartement?“ sagte Verlant zu Forestiero. „Ich wiederhole: Dein Appartement! Denn alles das ist Dein Eigentum, Dein Werk — und ebenso die Ehren, der Ruhm, das Geld. Ohne Dich säße ich noch in unserer alten Mansarde. Ohne Dich wäre ich als Stümper der Historienmalerei verkommen, in der ich nach den Prophezeiungen meiner Lehrer zu hohen Dingen prädestiniert war — zu so hohen, daß mir schwindelte und daß ich in alberner Selbsttäuschung während meines langen Stipendiataufenhaltes in Italien nur Leinwandflächen von mehreren Metern mit den blutrünstigsten Geschehnissen der Geschichte befleckste. Du bist es, der mich entdeckt hat. Deine schönen Augen sind es, die mich dem leichtgläubigen tout Paris abwechselnd als einen neuen Potter, Cuyp, Landseer, Troyon aufgeschwatzt haben. Du bist es, dem . . .“

Aber Forestiero machte, wie in plötzlich ausbrechendem Wahnsinn, einen hohen Luftsprung, durchraste das Atelier, riß um, was ihm im Wege stand, und heulte in ohrenzerreißender Weise. Als Verlant ihm in den Salon folgte, bot sich ihm ein befremdendes Schauspiel dar. Forestieros plumper Leib schnellte wie ein Gummiball auf und nieder; die junge schöne Dame, der er solche unfaßlich hohe und unbegreiflich schnelle Elastizitätskünste zum Besten gab, lachte und weinte und rief ihm zärtliche Worte zu, schließlich schrien beide wirr durcheinander — vor lauter Freude.

Das war also der Mensch Forestieros von einst!

Auf der Reise von England nach Nizza zu ihrer schwer erkrankten Schwester war ihr Zug wegen eines Lokomotivgebrechens auf einer Station vor Paris aufgehalten worden. Sie hatte mit Forestiero das Coupé verlassen, um eine Depesche aufzugeben. Als sie aus dem Telegraphenbureau trat, war Forestiero verschwunden. Er blieb bis zur Abfahrt unauffindbar. Sie mußte weiterreisen. Sie tat es trostlos und in Tränen ausbrechend, nachdem sie Geld, Adresse und Beschreibung zurückgelassen hatte. Aber Forestiero blieb verschwunden. Sie war mit ihrer genesenen Schwester noch in ein Bad gefahren und nun nach Paris gekommen, wo sie den Winter verbringen wollte. In einer älteren Revue mit Illustrationen aus dem „Salon“ hatte sie Verlants berühmtes Hundeporträt aufgeblättert und auf den ersten Blick ihren verlorenen „Darling“ erkannt.

Anschließend berichtete Verlant von Forestieros Einzug am Weihnachtsabend, worauf beide zusammen kombinierten, daß Darling-Forestiero vermutlich wegen seines kostbaren silbernen Halsbandes in der Station von einem Strolch abgefangen wurde, sich mit der seiner Rasse eigenen Tollkühnheit wehrte, und mit der ihm persönlich eigenen Treue trotz Zerschlagenheit und Wunden, trotz Schnee, Sturm und Eisgeriesel dem Eisenbahnzug seiner Herrin nachrannte. Als er ihn endlich verlor und nicht mehr weiter konnte, war er mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft dem einzigen Lebewesen jener einsamen Nacht ins Haus über die Treppe nachgehinkt, ob dieses ihm etwa zu seiner Herrin verhelfe.

Forestiero schaute während solcher Kompilation seiner Romanfragmente bald „den von jetzt“, bald „die von einst“ verstört an. Da war auf einmal eine rätselhafte Zweiheit, für die sein bisheriges, auf Einheit fußendes Verhalten vom Grund aus umgestaltet werden mußte. Sein Sinnen verlor sich in allerlei Möglichkeiten. Inzwischen war über seinen Kopf weg schon die einzige selbstverständliche Möglichkeit entschieden worden: er wurde wieder „Darling“ und kehrte von seiner Gastrolle als „Forestiero“ zu seiner rechtmäßigen Eigentümerin, Lady Georgiana, zurück. Als die schöne Frau dem Gastgeber danken wollte, wehrte er barsch ab: „Forestiero hat mehr für mich getan, als ich für ihn tun konnte.“

Befremdet aufblickend, sah sie die müh-

sam unterdrückte Rührung, mit der Verlant von Forestiero Abschied nahm. Da sagte sie: „Ich würde Ihnen Darling lassen, — Ihnen gerne, — aber ich habe geschworen, mich nie von ihm zu trennen. Er hat mir auf unserem Landsitz mit heldenhafter Entschlossenheit das Leben gerettet, als ich von zwei Straßenräubern überfallen wurde. Doch müssen Sie Darling oft besuchen, sehr oft — er wird jeden Tag um fünf Uhr für Sie zu Hause sein — jeden Tag!"

Er geleitete sie zur Treppe und, als sich Forestiero hier kummervoll hinhockte und ihr durchaus nicht nachkommen wollte, bis hinab zum Wagen. Als dieser davonfuhr, sah er noch, wie sich Forestiero mit Kopf und Vorderfüßen in das offene Wagenfenster emporwühlte und heulend herausstürzen wollte. Im Atelier langte er nach Palette und Pinsel und warf sie wieder hin. Er zündete sich eine Zigarre an und ließ sie verlöschen. Er begann zu lesen, und das Buch glitt zu Boden. Es ging ihm etwas ab: dort wo Forestiero immer gelegen und ihn mit abgöttischer Liebe betrachtet hatte, war ein leerer Raum.

Am folgenden Morgen bekam er ein Briefchen: „Bitte, kommen Sie gleich! Darling ist krank!" — Aber Darling war nicht krank, sondern sprang an dem herbeigeeilten Verlant mit demselben Schwung eines Gummiballs und mit demselben Freudengeheul empor, wie tags zuvor an Lady Georgiana. Nachdem er derart dem übervollen Herzen Luft gemacht, fiel er über die Schüsseln voll Leckerbissen her, die er bisher nicht angerührt hatte. „Er hat nichts gegessen," klagte seine Herrin, „sondern unausgesetzt gewinselt, der arme Kerl, auch bei Nacht — ich habe gar nicht geschlafen."

„Ich auch nicht!" entschlüpfte es Verlant. „Gewohnheit!" fügte er rasch abschwächend hinzu. „Er pflegte zu meinen Füßen im Bett zu liegen. Das ging mir wahrscheinlich ab."

Nein, Darling war nicht krank, auch nicht mehr traurig, und alles war in der schönsten Ordnung. Während Verlant heimkehrend zu seiner Wohnung emporstieg, vernahm er hinter sich treppauf ein Keuchen wie an jenem düsteren Weihnachtsabend. Als der Atelierdiener öffnete, huschte etwas hinter Verlant herein. Auf der Schwelle hockte, wie damals, Forestiero. Sein klobiger Leib sprach: Da bin ich nun einmal! Seine verzweifelte Miene ergänzte: Ich kann nicht anders. Und die Augen flehten: Erbarme Dich meiner! — Aber er aß nichts, winselte unaufhörlich, sprang um Mitternacht vom Fußende des Bettes, stieß, kratzte und biß in die Türe, und rannte wieder zum Bett zurück, um Verlant dringend aufzufordern, daß er ihm aufmache. Am Morgen wurde der nächtliche Störenfried zu seiner Herrin zurückgeführt, worauf sich diesmal wieder zu ihren Gunsten die üblichen Freudenausbrüche wiederholten. Als er zu deren Entschuldigung, und um Verlant nicht eifersüchtig zu machen, endlich zu ihm hinschlich, sich an sein Bein schmiegte und ihm unablässig die Hand leckte, suchte dieser seine Rührung hinwegzuscherzen, indem er sagte: „Wissen Sie, Lady Georgiana, was er mir da im Vertrauen mitteilt? — ‚Die Räuber, die damals meine Herrin überfallen haben, wollen mir nicht aus dem Sinn. Während ich hier bin, können sie Dir dort Dein Liebstes wegfressen, Deine Farbentuben. Du bist so zerstreut, wenn Du Deine ekelhafte Pfeife rauchst. Während ich aber bei Dir bin, fressen sie natürlich meiner Herrin hier das Buch aus der Hand — das scheint nämlich ihr das Liebste zu sein, und sie ist so wenig wachsam, wenn sie hineinschaut. Wie soll ich denn eine so leichtsinnige Zweiheit beschützen und verteidigen, wenn ich sie nicht beisammen habe, wie jetzt? Um meiner Gemütsruhe willen, könntest Du Deine vielgeliebten Farbentuben, so oft Du hierher kommst, der Sicherheit wegen unter meine Obhut mitbringen. Und damit Du täglich und auf längere Zeit unter meiner Überwachung verweilst, kannst Du ja meine Herrin malen.'" —

In freudiger Überraschung rief sie: „Wirklich? Sie wollen? Die wunderschöne Frau von Mervaux hat mir doch tiefgekränkt geklagt, daß Sie Porträts ausnahmlos ablehnen, auch das ihre..."

„Das Ihrige nicht," unterbrach er,

setzte jedoch, um die ihm entglittene Huldigung zu verwischen, sogleich hinzu: „Wir müssen eben Forestiero seinen Willen tun.“

Und so taten sie ihm denn seinen Willen. Sie saß, er malte, und währenddessen erzählten sie einander — immer Forestiero zuliebe, auf daß er sich nicht langweile — von ihrem bisherigen Leben, wobei sie immer tiefer in das gegenseitige Vertrauen hineinrückten. Er wußte nun schon, daß sie nach kaum halbjähriger Ehe Witwe geworden, daß sie hochherzig, lieb und gut war. Sie wußte, daß unter seinem hart ablehnenden Äußern ein weiches Kinderherz pochte, daß er ein edler Mensch und ein hochbegabter Künstler war. Sogar das wußte sie bereits, daß er sich in leidenschaftlicher Liebe zu ihr verzehrte, sowie sie zu ihm, und sich doch in stolzer Kälte vereiste bei dem Gedanken an ihren Reichtum. Eines Tages, als er von der Staffelei zu ihr trat, um etwas an ihrem Haar zurechtzurücken, fühlte sie, wie die feste, sichere Künstlerhand dabei bebte. Sie schlug die Augen nieder, damit er nicht merke, wie sie sich unter diesem verzagten Zittern mit Tränen füllten. Er mühte sich indessen, seine Erregung zu meistern und den überquellenden Gefühlsstrom auf Forestiero abzuleiten. Denn er zog ihn an sich, liebkoste ihn und begann ihm unvermittelt Geheimnisse anzuvertrauen, von denen auch Lady Georgiana noch nichts wußte: von dem Glase mit der Giftlösung, und wie er allein es war, der ihn davon abgelenkt hatte. „Ein gelehrter alter Herr der Sorbonne,“ schloß er seine Beichte an Forestiero, „ist lange vor Deinem Porträt gestanden und hat dann gesagt: ‚Im Zendavesta steht zu lesen: Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt.‘ Das galt für jene Urmenschheit, deren unentbehrliche Genossen Deine Urahnen gewesen sind. Für uns beide gilt es noch heute: auch ich bestehe bloß durch Dich. Dir habe ich zu danken, daß ich noch lebe, wozu ich lebe, wovon ich lebe.“

„Und Sie sind doch so undankbar gegen ihn,“ sagte Lady Georgiana, „und kommen auch nicht ein wenig seinen sehnsüchtigen Wünschen entgegen! Wissen Sie, was mir seine herüberleuchtenden Augen vertraulich mitteilen? — ‚Also heute abermals eine schlaflose Nacht, weil mir der Gedanke durch den Kopf schoß, daß jene Straßenräuber die mondlose Finsternis zum Überfall auf meinen arglosen Herrn benützen werden! So machet doch dieser unerträglichen Zweiheit ein Ende, und erspart mir so vielen Kummer um Euch! Um allem Unheil zu steuern, muß ich Euch beisammen haben . . . untrennbar . . . für immer beisammen . . .‘“

„Lady Georgiana . . . Georgiana!“ stammelte er. „Sie wollen . . . Sie würden wirklich . . .“

Sie lag aber schon an seiner Brust. Und tief errötend, weil sie sich ihm selber so angetragen und in seine Arme geworfen hatte, sagte sie: „Es ging nicht anders: ich mußte doch Darling seinen Willen tun!“ Dann kniete sie zu Forestiero nieder, gab ihm mitten auf seinen klobigen Dickschädel einen herzhaften Kuß und flüsterte ihm schluchzend zu: „Dank, Darling, für den lieben Mann, den Du mir verschafft, und für alles, was Du an ihm getan hast!“

Unser Haus.

Unser Haus liegt auf weißer Heide,
Ganz im Schnee.
Hinter uns steht erstarrt ein Wald;
Fern und schwarz geballt,
Doch im stillen Winterkleide.

Es sprühn die anderen Welten
Ganz, ganz fern in kalter klarer Höh.

Wie ist Ewigkeit schön jetzt gewandet!
Wie warm sind wir gelandet!

Johannes Schlaf.



Else von Bülow. Gemälde von Prof. Hugo Vogel.





Abb. 1. Architektur-Detail aus den Räumen der Porzellanmanufaktur.

Berliner Porzellan. Von Dr. Max Osborn.

Rokoko! Es kitzelt im Ohr, wenn man die drei Silben ausspricht. Wer mag es erfunden haben, dies Wort, das die Lautwiederholungen der Kindersprache genial benutzt, um einem ganzen Zeitalter, einer ganzen Welt tändelnden Spiels den Namen zu geben? In einem graziösen Triller faßt es den Geist und Inhalt einer Epoche zusammen, die sich lächelnd über die Schwere des Lebens und des Alltags emporhob und leichthin über die Erdkruste schwebte; die in prikkelndem Champagnerrausch Vergessenheit suchte für die Untergangsstimmung einer sterbenden Kultur; die in dekadenter Sensibilität gierig die letzten Verzärtelungen und Verfeinerungen alter Kunstformen aufsuchte, um ihre müden Nerven zu erfrischen. Zum Spielen aber gehört auch das leichte, zarte, zerbrechliche Material, das seinem Wesen nach nicht zur Dauerhaftigkeit, sondern zu rascher Vergänglichkeit bestimmt scheint und so in sich die Launenhaftigkeit einer Zeit verkörpert, die sich nicht mit ernsten Ewigkeitsgedanken abgibt. Das Rokoko ist nicht zu denken ohne den lieblichen, leuchtenden Schmuck seiner zahllosen Gefäße, Zierdinge, Gebrauchsstücke, Figürchen aus der delikaten, halbdurchsichtigen, klingenden, schimmernden Masse des Porzellans; nicht zu denken ohne die tanzenden, blühenden Farben ihrer Bemalungen auf spiegelndem Glasurgrund, ohne die reizende Willkür der unsymmetrischen Formen, zu denen ihr Stoff drängt, der durch die Unberechenbarkeiten und Zufälligkeiten seiner Herstellung aller pedantischen Regelmäßigkeit spottet. Die Welt der Puderperücken und Schönheitspflästerchen, der arkadischen Schäfermaskeraden und ländlichen Feste, der blassen Kostümfarben und der Spitzenjabots, der seidenen Strümpfe und Schnallenschuhe, der geblümten Westen und Tabatieren, der Miniaturbildchen und Silhouetten, der anakreontischen Lieder und der Alexandrinerverse und der leicht hinhuschenden Pastellmalerei wäre nicht vollständig,

wenn ihr die Tassen und Püppchen, die Leuchter und Kronen, die Uhrgehäuse und Spiegelrahmen aus Porzellan fehlten. „Zierlich Denken und süß Erinnern ist das Leben im tiefsten Innern,“ schrieb selbst Goethe einmal in einer Stunde, da er sich ganz der sorglosen Tändelstimmung des Rokoko überließ. Was wäre diese zierliche Menschheit des XVIII. Jahrhunderts in der Vorstellung unserer Phantasie, wenn man ihr das Porzellan wegnähme?

So war es kein Zufall, sondern ein tiefer Sinn der Kunstgeschichte, daß die eleganteste Tochter der Keramik in den Jahrzehnten vor der großen Revolution ihre glorreichste Blüte erlebte. Es war im Jahre 1709, als Johann Friedrich Böttger, der Berliner Apothekerlehrling, der vom Hofe des ersten preußischen Königs geflohen war und in Dresden unter den Auspizien Friedrich Augusts I. aus dem roten Ton von Okrilla bei Meißen das rote, porzellanartige feine Steingut erzeugte, so glücklich war, endlich auch das weiße, also das wirkliche Porzellan herzustellen. Im Jahr darauf, 1710, war er der erste Direktor der Kurfürstlichen Manufaktur, die auf der Albrechtsburg zu Meißen eingerichtet wurde.

Und nun beginnt der „Porzellantaumel“ der Rokokowelt, wie Georg Lehnert, der jüngste Historiker der zierlichen Kunst, mit treffendem Wort den schier unstillbaren Durst jenes Zeitalters nach diesen Werken getauft hat. Es beginnen die abenteuerlichen Flucht- und Wanderfahrten der wortbrüchigen „Arkanisten“, „Laboranten“ und „Porzelliner“, die das vergeblich mit eifersüchtiger Strenge behütete große Geheimnis der Meißner Manufaktur in ganz Deutschland ausplauderten. Ein Gründungsfieber, dem der siebziger Jahre des XIX. Jahrhunderts vergleichbar, erfaßt das deutsche Land. Um 1719 eröffnet Wien mit der Einrichtung einer Fabrik den Reigen, 1746 folgen Höchst und Fürstenberg, 1750 Berlin, 1754 Niedegg, zwei Jahre später nach Nymphenburg verlegt, 1755 Frankenthal, 1755 bis 1758 Ludwigsburg, 1759 Ansbach. Die kleineren Manufakturen Thüringens schließen sich an: Rudolstadt, Volkstedt, Kloster Veilsdorf, Großbreitenbach, Limbach, Gotha. 1765 tritt Fulda auf den Plan, 1766 Kassel. Kelsterbach, Bayreuth, Baden-Baden, Poppelsdorf traben hinterher. Die Porzellanfabriken sprießen aus dem deutschen Boden wie Spargel im Mai.



Abb. 2. Galante Dame.

An fünfter Stelle schon, hinter Meißen, Wien, Höchst, Fürstenberg, figuriert also Berlin: 1750 war es, als der Kaufmann Wilh. Casp. Wegely (dessen Name noch heute in dem der Straße fortlebt, die in Charlottenburg zu dem jetzigen Sitz des großen Unternehmens führt) in der Neuen Friedrichstraße seine Porzellan-

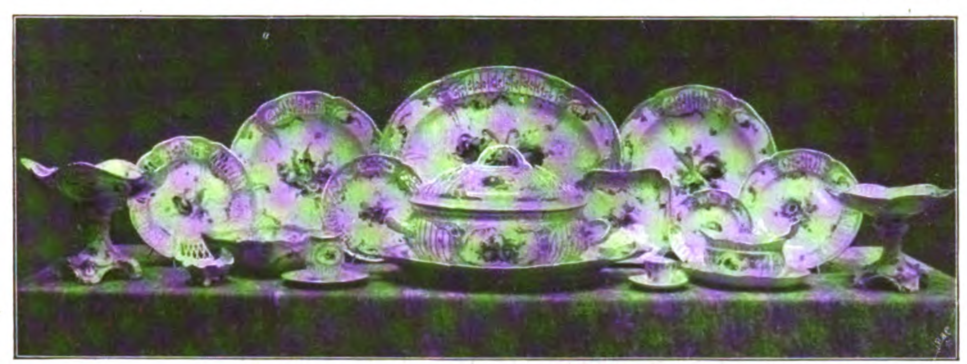


Abb. 3. Gruppe aus dem „Neuen Palais-Service“.

manufaktur errichtete. Die Geschichte dieser Gründung ist charakteristisch genug für die Art, wie damals solche Experimente ins Leben traten: es wird erzählt, daß Wegely das „Arcanum“ von entlaufenen Arbeitern der kurmainzischen Fabrik in Höchst erworben habe, die selbst wieder einem ehemaligen Angestellten der Wiener Manufaktur namens Ringler ihr Dasein dankte. Ringler, so heißt es, sei dem Bacchus hold gewesen, und so hätten seine Arbeiter gelegentlich, wenn er in den Armen eines sanften Räuschleins lag, von den Porzellanrezepten, die er dauernd bei sich trug, heimliche Abschriften genommen, um dann in der weiten Welt ihre Wissenschaft zu verwerten. Aber es scheint, daß Wegely nicht sonderlich florierte. Denn schon 1757 ging seine Fabrik wieder ein, und er versuchte an derselben Stelle mit einer Wollenzeugmanufaktur sein Glück. Einer seiner Angestellten indessen, der Bildhauer Ernst Heinrich Richard, führte den Faden weiter fort. Er eröffnete zuerst auf eigne Faust eine kleine Fabrik, die er jedoch nicht halten konnte, und verkaufte wenige Jahre später, 1761, sein Geheimnis für 4000 Taler an den unternehmungslustigen Kaufmann Johann Ernst Gotzkowski, der nun (in einem Hause an der Leipzigerstraße) die Manufaktur „sanierte“. Seitdem hat sie ununterbrochen fortbestanden, seit 1763 als königliches Institut, und sie ist heute außer Meißen die einzige der zahlreichen deutschen Staats-Manufakturen des XVIII. Jahrhunderts, die sich in dieser Form erhalten hat.

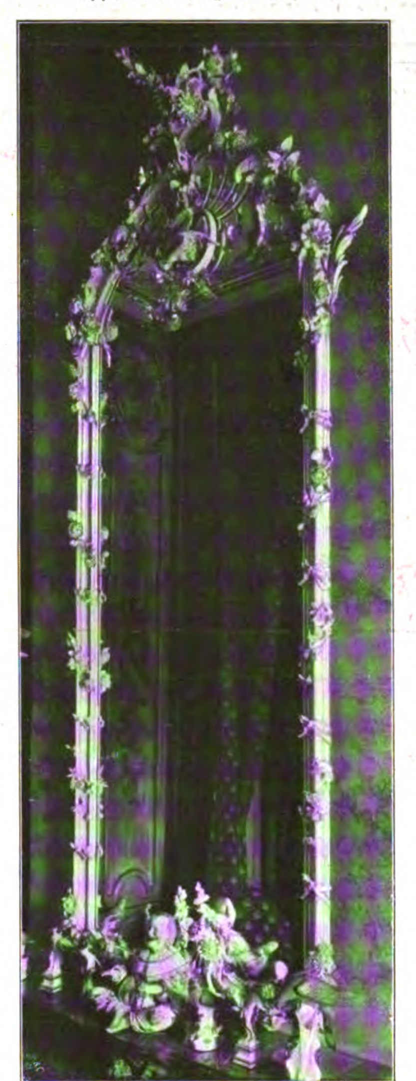


Abb. 4. Spiegelecke im Neuen Palais zu Potsdam.

Gotzkowskis Gründung nahm sofort einen großen Aufschwung. Hauptsächlich darum, weil er es verstand, sich neben der Wegelyschen Erbschaft tüchtige Mitarbeiter von der berühmten Konkurrentin

an der Elbe her zu sichern. Es gelang ihm, den vorzüglichen Modelleur Friedrich Elias Meyer, sowie die Maler Carl Wilhelm Böhme, Johann Balthasar Borrmann und Carl Jak. Chr. Klipfel aus Meißen zu sich herüberzuziehen — die also nicht, wie man in zahlreichen älteren Darstellungen lesen kann, durch Friedrich den Großen im Siebenjährigen Kriege „gewaltsam“ nach Preußen verschleppt wurden!

Diese Männer bildeten mit dem geschickten Berliner Emailmaler Jacques Clauce einen Künstlerstamm, der sich sehen lassen konnte und der der Manufaktur auch erhalten blieb, als Gotzkowski zwei Jahre nach seiner Gründung in geschäftliche Schwierigkeiten geriet und die Fabrik an den König für 225000 Taler verkaufte.

Nun erst begann die Blütezeit des Instituts. Friedrich der Große brachte der neuen Staatsanstalt ein eifriges persönliches Interesse, ja geradezu eine zärtliche Liebe entgegen, und wie alles, was seine Energie mit solchem Nachdruck zu fördern beschloß, gedieh nun auch die Porzellanmanufaktur unter dieser Protektion mit überraschender Schnelligkeit. Schon in den ersten Jahren ward auch das ausgezeichnete Material entdeckt, das noch heute in Anspruch genommen wird: die vorzüglich brauchbare Porzellanerde der Umgegend von Halle.

Wer heutigen Tages in den weitläufigen Baulichkeiten der Manufaktur, dort draußen vor den Toren Berlins, auf Charlottenburger Gebiet, eben an der schon genannten Wegelystraße, den ausgedehnten zweiten Hof betritt, dem stellt sich ein malerisches Bild von fast holländischem Charakter dar: Zwischen den niedrigen Häusern mit den hohen, altertümlichen Dächern, die sich rings hinziehen und von den steil aufsteigenden Schloten der großen Öfen überragt werden, führt ein Wasserarm bis in die Mitte des weiten Platzes, eine Abzweigung der Spree, auf der die Schiffe das schöne Kaolin (den unschmelzbaren Hauptbestandteil des Hartporzellans neben dem schmelzbaren Feldspat) von den Hallenser Feldmarken her bis unmittelbar vor die Räume bringen können, wo es in den Klärbottichen geschlämmt wird.



Abb. 5. Terrine vom Breslauer Stadtschloß-Service.

Die Porzellanmanufaktur wird nun bald der Stolz des Hofes und der Stadt, eine Sehenswürdigkeit für die Fremden,



Abb. 6. Mittelstück des Katharina-Aufsatzes.

deren Besuch namentlich kein fürstlicher Gast des Königs versäumte. Friedrich selbst ist der eifrigste Abnehmer seiner Fabrik. Unaufhörlich macht er Ankäufe, läßt er Bestellungen ergehen, für sich selbst, für die Königliche Familie, um Fürsten, Gesandte, Besucher zu beschenken. Bei der Ausstattung der Schlösser nach dem Siebenjährigen Kriege spielte das Porzellan eine wichtige Rolle. Das Neue Palais erhält zwei große, vierzehn Fuß hohe, weiße Spiegelrahmen (vgl. Abb. 4). Außerdem wird für dies neue Schloß im Park von Sanssouci, dessen Bau und Ausstattung nach dem Hubertusburger Frieden der Welt beweisen sollten, daß der preußische Staatsschatz noch lange nicht erschöpft sei, das berühmte Tafelservice bestellt, das noch ein Seitenstück in dem Service für das Breslauer Stadtschloß fand. (Unsere Abb. 3 u. 5 geben Proben davon.) Daneben werden zahllose Tassen, Vasen, nach und nach auch größere und kleinere Figuren hergestellt. Das alles war in der künstlerischen Ausführung vom herrschenden Geschmack bestimmt. Meißen

hatte zuerst gezeigt, wie sich die Ornamentik und die allgemeine Formensprache des Rokoko gerade für das Porzellan verwenden ließ. Auf diesen Bahnen bewegte man sich auch in Berlin. Den dekorativen Prinzipien des spielerischen Zeitstils, seiner Scheu vor allem Regelmäßigen und Strengstilisierten, seiner Freude, die Festigkeit der Konturen zu lockern, Flächen mit Blumenketten, Blättern, Muscheln, Band- und Schnörkelwerk zu verdecken oder zu Gittern aufzulösen, kamen ja die eigentümlichen Bedingungen, welche die Porzellanmasse der plastischen Modellierung stellt, die Schwierigkeit oder fast Unmöglichkeit, bei der gewaltigen Temperatur der Öfen völlig korrekte, fehlerfreie Formen und Flächen herzustellen, geradezu entgegen. Selten haben sich eine Technik und eine künstlerische Stilsprache so gut verstanden wie



Abb. 8. Ansbacher Vase.



Abb. 7. Uhr mit Figur der Ewigkeit und Chronoskopf (älteste Zeit).

in diesem Fall. Die Berliner Manufaktur hat in der Ausnutzung dieser günstigen Konstellation die klassischen Erzeugnisse der Meißner Fabrik erreicht, und sie hat sich neben ihr höchst ehrenvoll gehalten. Diese Kaffee-, Tee- und Toilettengeschirre mit ihren geschweiften Rändern, geschnörkelten Henkeln und Griffen, Reliefzieraten, aufgesetzten Blumen und Blättern, diese Tafelservicestücke mit ihren zierlich angeordneten Blumendekors, ihren welligen Umrissen, ihren leuchtenden Vergoldungen, ihren durchbrochenen Rändern, diese Vasen und Tassen mit ländlichen Szenen à la Watteau und Lancret, mit Schäfer-, Schlacht- und Jagdbildchen, mit Blumensträußen in der fröhlich-bunten Art der Rokoko-Stillebenmaler, mit unregelmäßig, nach Art der Ostasiaten, über das Gefäß verstreuten Vögeln, Zweigen, Insekten, diese fein modellierten Erzeugnisse der in Berlin zuerst nur zaghaft, allmählich lebhafter betriebenen Kleinbildnerei, allegorische Darstellungen im

Kostüm der Zeit, barocke Götter, Amoretten, Tiere, Schäfer, Schäferinnen, Musiker, Bauern usw. — das alles sind Werke einer sorgsamen, ihrer Wirkung sicheren, erfindungsreichen und vor allem handwerklich ausgezeichnet geschulten Kunst. In manchen Einzelheiten gelang es sogar, zu der Meißner Tradition, von der man zuerst ganz ab-



Abb. 10. Königin Luise. Von Schadow. Im Kunstgewerbemuseum in Berlin.



Abb. 9. Die drei Grazien. Porzellangruppe im Stil der Schadow-Periode aus dem Kunstgewerbemuseum in Berlin.

hängig war, etwas Neues hinzuzufügen: namentlich die zarte und graziöse Art des Reliefdekors, das sich in leichten, fein erhöhten Ornamenten über die Flächen spann, das anmutige, offene Flechtwerk, wie es bei Obst- und Konfektschalen gern auftritt, und die Malerei in dem wunderschönen, von keiner anderen Fabrik (auch von Meißen nicht) erreichten Rosenrot, der „couleur de rose", die Friedrich der Große so sehr liebte. Zwei Werke dieser Periode aber treten ganz besonders hervor: der große Kronleuchter mit den einundzwanzig Lichttillen von 1769, den die Kurfürstin von Sachsen bei ihrem Besuch in eben jenem Jahre schöner fand als die ähnliche Arbeit der Meißner Manufaktur, und das berühmte Dessertservice mit dem kostbaren Tafelaufsatz für Katharina II. von Rußland, ein Geschenk des Königs an die Kaiserin, das 1772 fertig gestellt war (Abb. 6). Es war ein Pracht- und Prunkstück ersten Ranges. Da thronte die Kaiserin in vollem Ornat und enormem Reifrock mit Krone, Zepter, Reichsapfel auf einem Sessel unter einem säulengetragenen Baldachin. Um den Thron sah man mythologische Gottheiten. Vor der Kaiserin die Themis mit

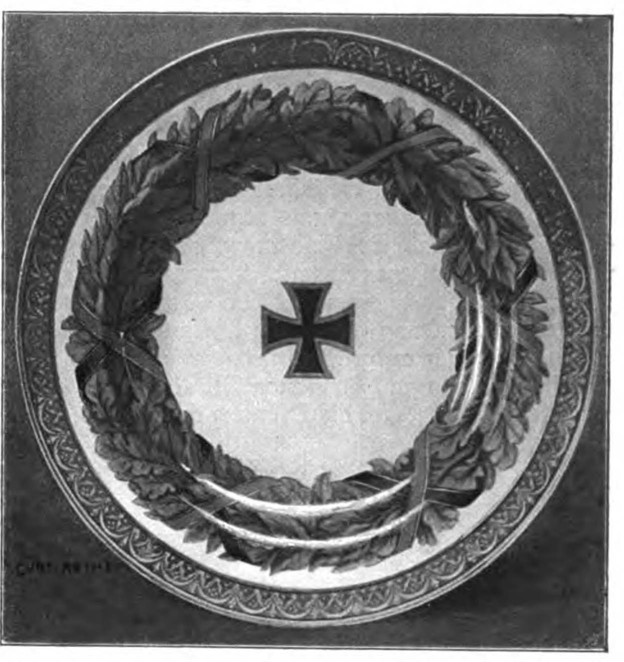


Abb. 11. Serviceteller aus den Geschenken Friedrich Wilhelms III. an die Heerführer der Befreiungskriege.



Abb. 12. Kaiser Wilhelm II. Von Prof. L. Manzel.

dem neuen Gesetzbuch. Unten knieten Vertreter aller Nationen, die zum Zarenreiche gehörten, nach farbigen Zeichnungen hergestellt, die von Professor Euler in St. Petersburg stammten. Rings herum schmückten die Tafel noch zahlreiche andere Figuren, gefesselte Türken, die sich zum Teil deutlich an die Sklaven des Schlüterschen Kurfürstendenkmals anlehnten, dazu Teller und Schüsseln und Gefäße allerart, mit russisch-türkischen Kriegsszenen bemalt. Vierzehn Tage lang wurde das Meisterwerk der Manufaktur vor der Versendung nach St. Petersburg in Berlin öffentlich ausgestellt, und der Andrang war schließlich so groß, daß man Militärwachen requirieren mußte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Mit dieser großen Zeit der Berliner Manufaktur kann die zweite Epoche, die durch den antikisierenden Geschmack des Klassizismus bestimmt ward, nicht wetteifern. Doch hat die Fabrik auch jetzt noch tüchtige Arbeit geleistet. Nun wandelt sich der ganze Habitus der Dekoration. Von der hüpfenden Unruhe und dem tändelnden Schnörkeltum geht man zu gemessenen Formen, strengen Konturen, regelrechten Ornamenten, symmetrisch angeordneten Linien über (Abb. 9). Auch das philosophisch-literarische Element der Kartonkunst spielt in die Porzellanmalerei hinein. So hat ein großer Tafelaufsatz von 1791, von dem der Oberbergrat Rosenstiel, Mitglied der neubegründeten Königlichen Porzellanmanufaktur-Kommission, eine französische (!) Beschreibung angefertigt hat, nach diesem Zeugnis folgendes wunderliche Thema: „Die Natur ist groß in ihren Prinzipien, unbegreif-



Abb. 13. Standuhr von Prof. M. Baumbach. Nach Prof. A. Kips.

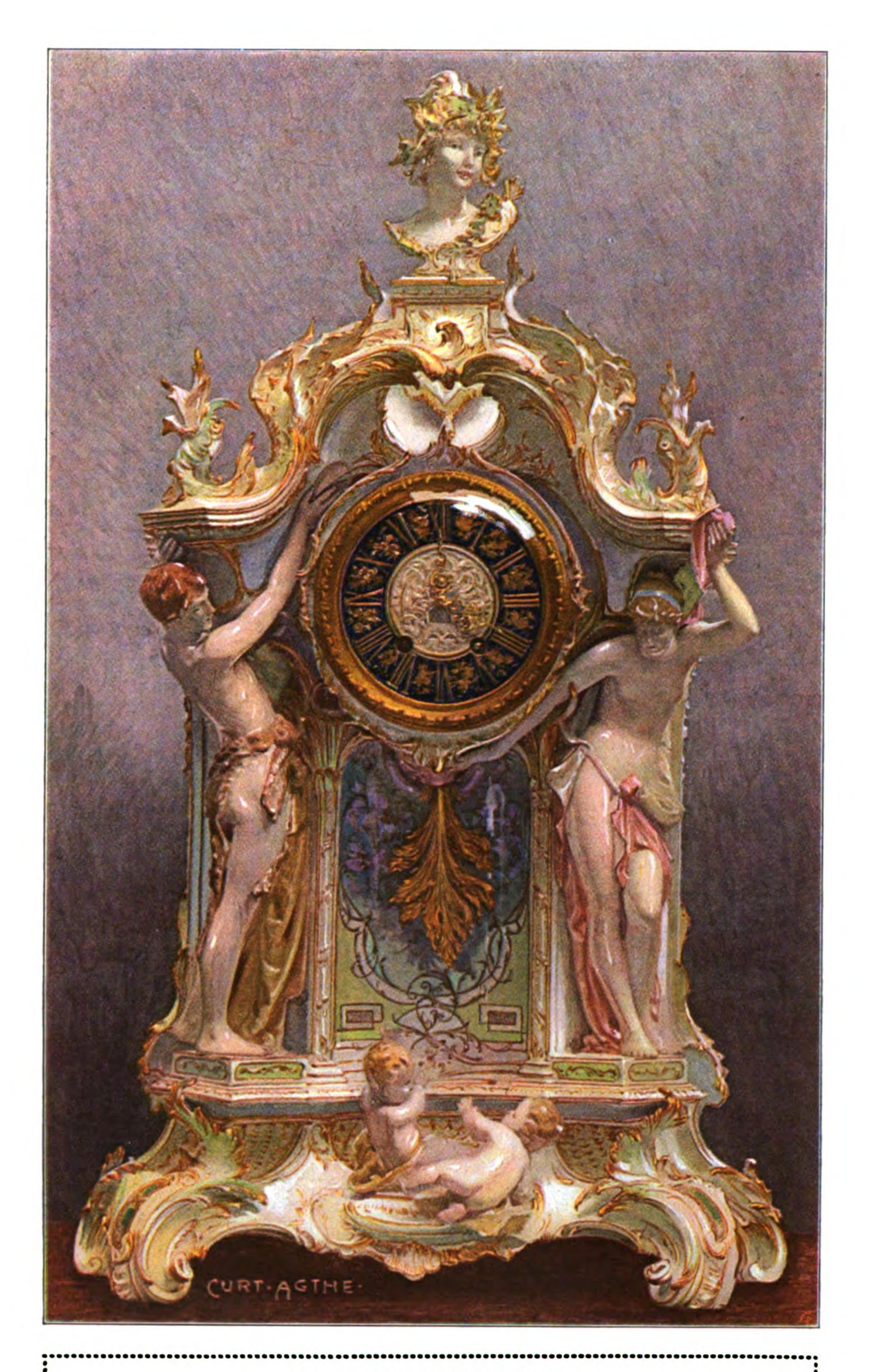


Abb. 14. Standuhr von P. Schley.



Abb. 15. Große Jardinière von Prof. A. Kips.
Aus dem Hochzeitsgeschenk der Städte an den Kronprinzen.

lich in ihren Wirkungen; ihre Erzeugnisse laden den Menschen zu fortwährenden Genüssen ein, und die gefühlvollen Seelen sind dafür stets erkenntlich." Und das sollte mit Hilfe eines Aufgebots von Göttern, Genien, Greifen, Sphinxen, Horen, Grazien, Jahreszeitengruppen usw. ausgedrückt werden! Die unschuldige Freude des Rokoko am „zwecklosen" Spiel ist in diesem Tiefsinn völlig untergegangen.

Künstlerisch bedeutsamer als diese dekorativen Malereien sind um die Wende des Jahrhunderts die Bemühungen der Plastiker für die Manufaktur. Namentlich der Architekt Hans Christian Genelli, ein Oheim des Malers, der auch in der vorschinkelschen Baugeschichte Berlins eine Rolle spielt und der von 1791 bis in die zwanziger Jahre des XIX. Jahrhunderts in festen Beziehungen zu der Staatsanstalt stand, hat dazu beigetragen, daß sich der neuen, an der Antike geschulten Plastik der Zeit nun die Pforten der Königlichen Porzellanfabrik öffneten. So entstand die entzückende Reihe der mythologischen und Porträtfiguren jener Dezennien, in denen man am liebsten zum reinen weißen Biskuit griff, das in seiner



Abb. 16. Vase von Hubatsch.

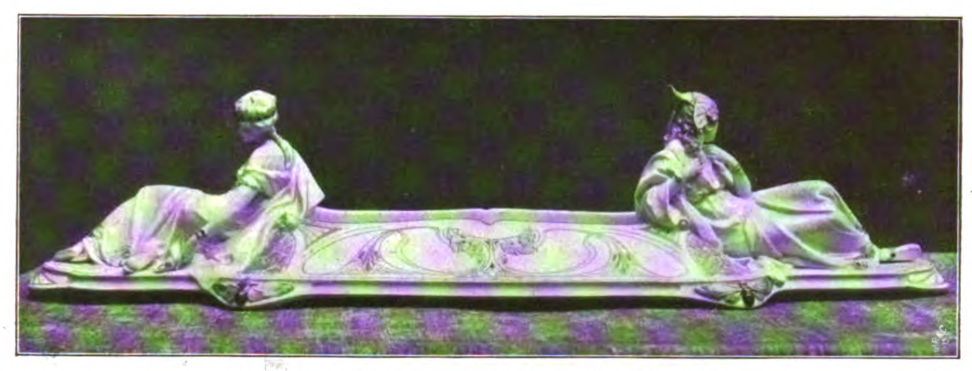


Abb. 17. Jardinière von Fritzsche nach Prof. A. Kips.

Farblosigkeit und dem stumpfen Ton der unglasierten Masse an den Marmor der angebeteten griechischen Statuen zu erinnern schien (Abb. 9). Auch das Haupt der Berliner Bildhauerschule tritt in Verbindung mit der Manufaktur: Gottfried Schadow, von dessen Arbeiten für die Porzellanausführung allerdings nur einige figürliche Modelle und Porträtbüsten aktenmäßig beglaubigt sind, wie der reizende Kopf der Königin Luise als Kronprinzessin (Abb. 10), dessen klar erkennbarem Einfluß wir aber bei der Betrachtung der Arbeiten aus dieser Periode immer wieder begegnen. All die vornehme Zurückhaltung klassizistischer Bildnerei in ihrer Frühzeit, ihr Streben nach reiner Form und edlem Ausdruck, ihr diskreter Ernst und ihr Verzicht auf jeden äußerlichen Effekt kommen auch in diesen Porzellanskulpturen zum Ausdruck. Man wird sich nicht darüber täuschen, daß diese Formbehandlung der Materie des Porzellans und der Technik seiner Herstellung weit weniger entspricht als die launischen Gebilde des Rokoko, aber das auf diesem Wege Erreichte trägt doch unverwischbar den Zauber und die Delikatesse jener stillen, versonnenen, von reichsten Bildungsinteressen getragenen Generation an sich, dem wir gerade heute im erneuten Streben nach Einfachheit soviel Sympathie entgegenbringen.



Abb. 18. Diana von Prof. Wiese.

Dann freilich beginnen für die Berliner Manufaktur die langen Jahrzehnte des Eklektizismus, in denen man sich im allgemeinen begnügt, ältere Muster zu wiederholen und zu variieren. Erst das letzte Menschenalter hat dann die Anfänge des großen neuen Auf-

schwungs gebracht, dessen Zeugen wir heute sind. Der Ausgangspunkt war hier — und das ist's vor allem, was auch für die Zukunft hoffnungsfroh stimmt — der bedeutende Fortschritt der Technik. Schon vor fast einem Vierteljahrhundert, 1884, erregten die vorzüglichen Rotglasuren des damaligen Chemikers der Manufaktur Hermann August Seger allgemeines Aufsehen, Färbungen mit Kupferoxyd, die nur sehr schwer, bei genauester Regelung des Brandes zu erreichen, aber eben deshalb



Abb. 19. Plateau mit Zwischenglasurmalerei. Von P. Miethe.

um so höher geschätzt sind. Unter dem jetzigen technischen Direktor, Geheimrat Dr. Heinecke, hat sich die Leistungsfähigkeit der Berliner Fabrik noch um ein Bedeutendes weiter gehoben. Ostasiatische Vorbilder und eigene neue Studien haben dazu verholfen, die Scharffeuerfarbenplatte erheblich zu erweitern und durch Anwendung mehrfarbiger fließender Glasuren zu einem seltenen Reichtum koloristischer Wirkungen zu gelangen. Lange Zeit legte man besonderen Wert auf große, fast monumentale Vasen, auf umfangreiche Schaustücke, wie Fontänen und Kamine, in denen der Modelleur der Anstalt, Bildhauer P. Schley (Abb. 14), Hervorragendes geleistet hat, oder auf große, aus Fliesen zusammengesetzte Gemälde zur Bekleidung von Wänden in Vestibulen, Speisesälen usw., die meist nach Entwürfen des Malers Prof. A. Kips (Abb. 13, 15, 17, 20), der bis vor kurzem artistischer Leiter der Manufaktur gewesen, ausgeführt sind. An Kips' Stelle aber ist jetzt der ausgezeichnete Münchener Keramiker Schmuz-Baudiß getreten, der schon seit Jahren für die Berliner Fabrik tätig gewesen ist, aber nun erst in der Lage sein wird, in langsamer, organischer Reformarbeit die Formensprache ihrer Arbeiten und den Geschmack ihrer malerischen wie plastischen Zier mit den Wünschen der neuesten Zeit in Einklang zu bringen.

Wer heute die stille Insel der Arbeit durchwandert, die am „Bahnhof Tiergarten" dicht am Strome des lauten Getriebes auf der Charlottenburger Chaussee liegt, dem scheidet sich das große Gelände in mehrere Provinzen. Zunächst wird auch heute noch die Tradition gepflegt, werden die alten Muster und Modelle des XVIII. und beginnenden XIX. Jahrhunderts wiederholt, die von der Nachfrage des Publikums immer noch begehrt werden. In weiten Sälen sind die Angestellten an der Arbeit, diese Stücke im historischen Geschmack treu und korrekt herzustellen. Die alten Vergoldungen dürfen nicht fehlen, und eifrig wird die als stumpfes Gelb aus dem Muffelofen kom-



Abb. 20. Vase auf Bronze-Dreifuß. Nach Prof. A. Kips.
Im Reichstagspräsidialgebäude zu Berlin.

mende Farbe mit Blutstein glänzend poliert oder mit dem Glaspinsel in mattes Gold gewandelt. Auch Pâte sur pâte wird noch gearbeitet (Abb. 25), jene Reliefdarstellungen, die durch Modellierungen mit fein gemahlener Porzellanmasse auf dem gefärbten Scherbengrund erreicht werden. Daneben sucht der bewährte Vorsteher der Blumenmalerei, Paul Miethe, nach immer neuen Möglichkeiten, das Farbenspiel des Blütendekors reicher zu gestalten. Man hat jetzt neben der alten Überglasurmalerei eine sogenannte „Zwischenglasurmalerei" eingeführt, bei der sich eine weit üppigere Palettensprache entwickeln läßt (Abb. 19); die vor allem auch das Auftragen weißer Farbe gestattet, während bei der Muffelmalerei weiße Töne nur durch Entfernen der anderen Farben und Bloßlegung des Porzellangrundes erreicht werden konnten. Schmuz-Baudiß aber sucht dann behutsam in ein Neuland einzudringen. Er hat nach und nach, in ganz selbständiger Weise und weit entfernt von sklavischer Kopie, Motive der modernen nordischen Keramik eingeführt. Vasen und Gefäße entstehen mit einer eignen, ungemein reizvollen Dekoration aus reliefartig eingeschnittenen ornamentalen Gebilden, die gerade durch die bestimmten Randlinien ihrer Teile das Absetzen der Farben gegeneinander erleichtern. Die Art der Zier läßt mitunter an Arbeiten von Bing & Gröndahl in Kopenhagen denken, doch es ist wieder keine Nachahmung, sondern eine ganz persönliche Werkkunst. Und an die berühmten Unterglasurmalereien der Kopenhagener Staatsmanufaktur erinnern Schmuz-Baudiß' schöne Gefäße und Schalen mit der matten Färbung zart blauer, grünlicher, rötlicher, bräunlicher Töne, in denen ihre leicht stilisierten, dekorativ gehaltenen Landschaften, Tierdarstellungen, Figuren, Blumenstücke gehalten sind (Abb. 21, 22). Und doch ist alles anders als in Kopenhagen. Schon die Farbenskala, die ich oben nannte,

Abb. 21. Vase mit Unterglasurmalerei von Prof. Th. Schmuz-Baudiß.

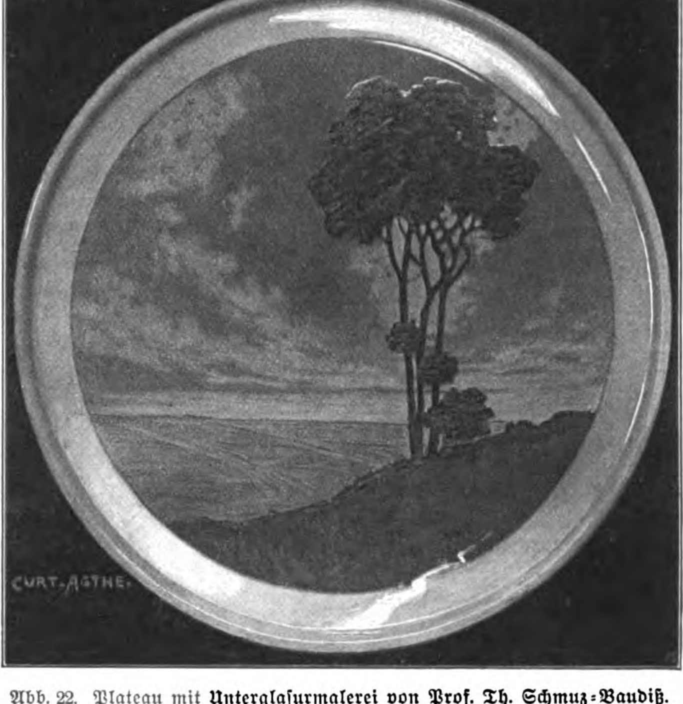


Abb. 22. Plateau mit Unterglasurmalerei von Prof. Th. Schmuz-Baudiß.

ist mannigfaltiger als bei den Dänen. Ganz unbekannt aber ist dort die Reliefart, die der Künstler auch hier eingeführt hat, ein außerordentlich wirksames Prinzip, nach dem das Bild fast graphisch eingeritzt wird, ehe der „Aerograph" in Kraft tritt, um es mit den aufgelösten Metalloxydfarben zu bestäuben. Auch die Technik dieses Farbenauftrags ist ganz originell: es können dabei nämlich nach Bedarf verschiedene Tonschichten übereinander gelegt werden, so daß sie nach Glasur und Brand zusammenfließend und durchschimmernd einen bestimmten Akkord ergeben. So entstehen Stücke von hoher Noblesse des koloristischen Ausdrucks und großem Zauber der feinsten Stimmungen, zugleich rechte Stücke der eigentlichsten Porzellantechnik, die so gern das in die Masse modellierte Relief anwendet. Weitere Neuerungen von Schmuz-Baudiß betreffen die Emailmalerei. Er hat sehr hübsche Vasen hergestellt, bei denen die Emaille nicht zur Belebung bildlicher Themata, sondern nur zu fein aufgesetztem, schmuckartigen Dekor benutzt wird, das aussieht, als seien kleine Perlen, Edelsteine oder wirkliche Emailplättchen von einem Kollier, einer Brosche auf dem Porzellan befestigt.



Abb. 23. Sitzende Dame.

Schließlich sucht auch die rein plastische Kleinbildnerei neue Wege. Zwar die glänzenden Anfänge aus der Zeit vor der Pariser Weltausstellung von 1900, als Franz Metzner, noch fast unbekannt, energisch zu modernen Formen strebte, hat man nicht fort-

geführt; dazu ist man in einer preußischen Staatsanstalt denn doch zu ängstlich. Immerhin beweisen die neuen Figuren der Bildhauer Hubatsch, Wiese u. a., daß auch in dieser Provinz die Schablone der ewigen Wiederholung alter Muster verlassen wird (Abb. 16, 18, 23). Namentlich die kleine Figur der jungen Spreewälderin deutet auf eine sehr glückliche Art, humoristische Themata des XVIII. Jahrhunderts in völlig moderner Formenauffassung zu erneuern (Abb. 24). Daneben zeigt die nach Manzel gearbeitete, große Kaiserbüste (Abb. 12), wie haarscharf das Porzellan alle Feinheiten eines so stattlichen Modells wiederzugeben vermag.



Abb. 24. Spreewälderin.

Die Vorsicht und Bedächtigkeit, mit der die Berliner Manufaktur alle diese Neuerungen unternimmt, wird man nur billigen können. Wohl hat man mitunter die Empfindung: ein wenig rascher könnt's schon vorwärts gehen. Wo jedoch so gesunde Tendenzen des entschlossenen Aufsteigens vorliegen, wo so tüchtige Kräfte am Werke sind, da ist in dieser Zeit der Hast und Schnellreife langsames Wägen und sorgfältiges Erproben besser und zukunftsreicher als skrupellose Übereile.


Abb. 25. Plateau mit Pâte-sur-Pâte-Malerei.



Kammermusik.

Von Dr. Wolfgang A. Thomas.

Unsere Zeit, unsere Interessen auf musikalischem Gebiet gehören heutzutage vorwiegend der Oper und den Orchesterkonzerten. Die Opernensembles und die großen Orchester machen in einem Umfange Konzertreisen, wie es noch vor fünfzig Jahren kaum die Virtuosen taten. Die Virtuosen selbst treten mehr und mehr nur noch im Orchesterkonzert auf. Vielleicht mit Ausnahme der Pianisten, die auf dem Flügel schon selbst ein kleines Orchester repräsentieren können. Das eigentliche Solokonzert der Streicher, Bläser und sogar bis zu einem gewissen Grade der Sänger scheint auf dem Absterbeetat zu stehen, wenn es auch in den großen Musikzentren, Berlin oder Wien, einstweilen noch sein historisches Erbe verzehrt und ein kraftloses Dasein fristet. Die großen Orchester spielen die großen Orchestersachen. Die Violin-, Klavier- und Cellokonzerte werden immer symphonischer, das heißt, man hört von der Solostimme immer weniger, meist nur noch ein par Notschreie. Die modernen Orchesterkompositionen verlangen zur Ausführung Bomben und Kanonen und allerhand historische Hilfskräfte. Da sind die verstaubtesten Blasinstrumente wieder auszukramen, um der unruhigen Phantasie unserer modernen Tondichter Genüge zu leisten. In der Oper steht immer noch Richard Wagner mit seinem Musikdrama im brennenden Mittelpunkt. Auch dieses gewöhnte an Pomp und unerhörte Orchesterkraft. Dagegen klang alles Alte dünn, alles Neue wollte noch stärker sein. Fast vergessen ist die Kirchenmusik. Bach wird aus historischen Gründen „gefeiert“, doch dazu treiben eben philologische Gründe. Unter all den gesammelten Programmen findet man mit Mühe einen vereinsamten Zettel, der von einem Kirchenkonzert erzählt. Die religiösen Grundlagen sind es nicht allein, die zur Pflege der Kirchenmusik fehlen. Es entscheidet da etwas, was auch bei der Kammermusik eine Rolle spielt. Die Kammermusikabende sind zwar gar nicht einmal selten, und an konzertierenden Vereinigungen ist durchaus kein Mangel. Aber im großen und ganzen „zieht“ der Name der berühmten Genossenschaften, nicht eigentlich die Kammermusik als solche.

Uns fehlt die Ruhe, die Sammlung. In Wien zur Zeit eines Haydn, Mozart, Beethoven blühte die Kammermusik. Auch sie lebt noch heute; eigentlich nur, weil sie noch nicht tot ist. Sie gehört einmal zum Ganzen. Damals hatte man Zeit, sehr viel Zeit. Selbst dann noch, als die freiheitlichen Ideen der französischen Revolution auch in Österreich Unruhe zu stiften begannen und Kriegsjahre kamen. Und zur Kammermusikpflege gehörte das Zeithaben, dazu gehörte aber auch häuslicher und gesellschaftlicher Sinn.

Schon seit Jahrhunderten hatte man in den vornehmen Häusern Italiens viel musiziert. Die Männer nicht nur, auch die Frauen übten die Musik persönlich aus. Und unsere emanzipierte Frauenwelt kann ihre Vorbilder schon in damaliger Zeit antreffen. In Renaissancezeiten spielten die Frauen auch alle Streichinstrumente, sogar Cello. Freilich nicht als Berufskünstlerinnen, sondern zum häuslichen und gesellschaftlichen Bedarf. Diese Musikpflege verpflanzte sich auch nach Norden. Namentlich in den Niederlanden, wo die Wiege der vielstimmigen Musik stand, finden wir den Widerhall des Musikenthusiasmus Italiens. Und auch hier beteiligten sich die Frauen eifrig an der schönen Kunst. Bei den holländischen Malern sind die „Musikstunden“ und „Konzerte“ viel verwendete Sujets gewesen.

Doch im Süden blühte von Haus aus bis auf den heutigen Tag vorwiegend der Gesang. Und der Gesang gibt letztlich für den Italiener immer den eigentlichen Maßstab ab, an dem alle Musik gemessen wird. Im Norden wiederum, wo man unter grauen Himmeln so viel grübelt, wurde der strenge Satz ausgeheckt; möglichst viele Stimmen wurden kunstvoll miteinander verwoben. Dabei kam die wirkliche Musik manchmal ganz abhanden. Der Satz war staunenswert gefügt, aber das Herz blieb still, und das Ohr behauptete hie und da, es werde verletzt. Die feinere Instrumentalmusik brauchte einen ganz besonderen Boden. Sie konnte nur in der Pflege einer munteren, anregenden Geselligkeit gedeihen. Die aber fand man in Wien, überhaupt dem Österreich des XVIII. und beginnenden XIX. Jahrhunderts. Man kann sie noch heute am ehesten dort antreffen.

Der reiche Adel, der im Sommer auf seinen Gütern weilte, im Winter in Wien Bälle und Gesellschaften gab und mitmachte, brauchte die Musik. All die Edlen, ein Kinsky, Palffy, Lobkowitz, und wie sie alle heißen, hielten ihre Privatkapellen. In diesen Kapellen saßen, spielten und dirigierten die berühmtesten Virtuosen und Künstler. Haydn diente bekanntlich bei dem Fürsten Esterhaczy mehrere Dezennien. Man pflegte die Musik aus Langeweile, aber auch aus Liebhaberei.

Man wartete nicht auf eine besondere „Stimmung“, um sich dann etwas vorspielen zu lassen, sondern es gab bestimmte Stunden, wo ein für allemal gespielt wurde. Die Morgen- und Abendkonzerte wurden planmäßig anberaumt.

Zwar hörte man die Sänger, die im musikalischen Haushalt auch niemals fehlten, gerne und ließ natürlich viel Oper spielen, aber die Instrumente galten nicht weniger als die Stimmen. Die Dirigenten hatten es als ihre besondere Pflicht anzusehen, immer neue Werke zu komponieren. Den Anforderungen eines Mäcens hat die Welt dann eine solche Menge unsterblicher Werke, wie sie Haydn schrieb, zu verdanken. Auch kleinere Geister, deren Taten vergessen sind, kamen aber den Wünschen nach neuen Stücken leicht und genügend nach. So konnte es nicht an Abwechslung bei den Musiken fehlen. In der behaglichen Ruhe und bei dem inneren Frieden, den das Landleben gewährte, hörte man sich so recht tief in die Musik hinein. Alle Einzelheiten belebten sich und wurden bemerkt. Kein Wunder, wenn die kleinen Besetzungen, die Ensembles mit wenigen Instrumenten, besonders beliebt wurden. Auf dem Lande, beim Freiherrn von Fürnberg in Weinzierl hat Haydn auf Veranlassung dieses Mäcens sein erstes Streichquartett mit dem fröhlichen Jagdmotiv geschrieben. Die ernsten Theoretiker und Pedanten schrien über „Herabwürdigung der Kunst durch komisches Getändel“, aber Haydn ließ sich nicht beirren und schrieb seine anspruchlosen Werke, wie es ihm ums Herz war, natürlich und frisch. Auch Beethoven hat den Landaufenthalt sehr geliebt. Er war ihm geradezu Bedürfnis. Allsommerlich hielt er sich in der Umgebung Wiens auf dem Lande auf; in Baden oder Mödling, Nußdorf oder Heiligenstadt — jedenfalls nicht in der Stadt. Vorübergehend hat auch er den Aufenthalt auf einem Gute genossen, und zwar bei seinem Gönner und Freunde Brunswick, dessen Schwester Therese vielleicht Beethovens „unsterbliche Geliebte“ war. Der Meister hat die Bezüge zwischen dem geruhigen Landleben und der sinnigen Kammermusik wohl empfunden. „Auf dem Lande weiß ich keinen schöneren Genuß als Quartettmusik.“ Beides, das stille Leben und das zarte Spiel fordern zur Einkehr auf.

Die Kammermusik schloß sich außerdem historisch an einen Zweig der Musik an, der auf die Stimmung rechnete, welche uns unter freiem Himmel, namentlich in einer Mondnacht gefangen nimmt. Diese Art der Musik war die Serenade. Das „Gassaten gehen“, um der Geliebten oder der verehrten Gönnerin ein Ständchen zu bringen, war im damaligen Wien gang und gäbe. Lustig strichen die Geiger, und fröhlich tuteten die Bläser. Diese Serenaden waren so beliebt, daß sie später sogar für eine größere Gesellschaft eingerichtet wurden. „Die vortreffliche Musik, die feierliche Stille, das Vertrauliche, welches die Nacht der Gesellschaft einflößt, alles gibt dem Auftritt einen besonderen Reiz.“ Bei den selbstbestellten Serenaden machte oft mit, wer gerade da war und mitmachen konnte. Die Komponisten, die man um Lieferung von Musikstücken anging, brauchten sich nicht an viele Vorschriften zu kehren. Auf bestimmte Besetzungen kam es bei diesen „Notturni“ nicht an. Anders natürlich in der Kammer. Die feingewöhnten Liebhaber und Kenner der Kunst verstanden sich sehr wohl auf kleine Unterschiede auch im Ensemble. Und so fand man von den vielen gebräuchlichen Zusammenstellungen von Instrumenten allmählich die wenigen heraus, welche eine schönere Klankwirkung ergaben als die anderen. So empfahl sich vor allem das Klaviertrio, die Vereinigung von Violine, Cello und Klavier. Das vollkommenste Ensemble aber bot das Streichquartett von zwei Violinen, Viola und Violoncell. Haydn hat für diese Besetzung allein 83 Werke geschrieben. Mozart und Beethoven sind ihm in der Benutzung dieses Ensembles bekanntlich gefolgt. Und bis heute ist es von den Komponisten niemals gänzlich vernachlässigt worden.

Das Quartett mit seinem harmonischen Zusammenklang von vier Streichinstrumenten, welche sich mit ihrem besonderen Charakter scharf genug voneinander abheben, um nicht zusammenzufließen, wurde als das beste Gesellschaftsspiel gepriesen. Goethe nannte das Quartett „ein harmonisch anregendes Gespräch zwischen vier gescheiten Leuten“ und zog es jeder anderen Musik vor. Man ließ es sich gerne vorspielen. Es muß ja auch von hohem Reiz gewesen sein, den besten Künstlern in so freundlicher Umgebung zuzuhören. Der Opern- und Kammerkomponist Ditters von Dittersdorf spielte, wie uns überliefert ist, gelegentlich mit Haydn, Mozart und dem berühmten Cellisten Vanhal Quartett. Eine edlere Besetzung der Stimmen war kaum zu wünschen.

In den Kapellen fanden besondere Kammermusikübungen statt. So beim Fürsten Esterhaczy. Die Künstler kamen aber auch untereinander zusammen. Mozart hatte seine Matineen bei sich. Und die Vornehmen übten auch ihrerseits die Musik aus. Fürst Nikolaus Esterhaczy spielte das Baryton, eine Art Cello, welches außer mehreren Spielsaiten noch Resonanzsaiten hatte. Letztere klangen nur mit, ohne gegriffen und gestrichen zu werden. Von Haydn ist eine große Anzahl Kompositionen für dieses heute unbekannte Instrument vorhanden. Ein anderer, Fürst Rasoumowsky, übernahm gerne in seinem Privatquartett die zweite Geige. Außerdem wollte er bei Beethoven Theorieunterricht nehmen. Beethoven schlug es aber ab und empfahl den Komponisten Aloys Förster, den er sehr hoch schätzte. Förster wurde als Lehrer bestellt und zu bestimmten Stunden vom Wagen des Fürsten abgeholt, um im Palais zu unterrichten. Man sieht überall den großen Eifer in musikalischen

Dingen. Auch die Geistlichkeit bezeigte ihn, wie es fast selbstverständlich ist. Hat sich diese doch von jeher der Künste und Wissenschaften in hervorragendem Maße angenommen. Was konnte sie sich auch für eine anregendere und reizendere Beschäftigung aussuchen, als in den reichlichen Mußestunden den Künstlern, die zu Besuch kamen, zu lauschen oder auch selbst mit der schönen Frau Musika zu verkehren. In den Klöstern, Abteien und bischöflichen Schlössern fanden sich wohl die würdigen Räume, die mit trefflicher Akustik gewissermaßen nach Sang und Klang verlangten. Erzherzog Rudolph, der spätere Erzbischof von Olmütz, war bekanntlich eifriger Schüler Beethovens auch in der Theorie. Der Meister hat für den erlauchten Schüler „Materialien für den theoretischen Unterricht" zusammengestellt. Die berühmte Missa solemnis ist dem Erzherzog gewidmet, bei dessen Einsetzungsfeier als Erzbischof in Olmütz sie ursprünglich dienen sollte. Aber noch viele andere Werke, auch für die Kammer, hat Beethoven dem hohen Schüler zugeeignet.

Das lebhafte Musikinteresse erstreckte sich auch auf die heranwachsenden Künstler. Die Edlen wendeten gerne große Summen auf, um vielversprechende Talente ausbilden zu lassen und auf Reisen zu schicken.

Wieviel anregende Gespräche mögen über auftauchende Sterne, Wunderkinder und Wettkämpfe geführt worden sein. Wie mag die vornehme Welt über den kleinen Mozart gestaunt haben, wenn er in Knabenjahren Proben seiner wunderbaren, künstlerischen Reife gab; wenn er beim Prinzen Conti spielte. Wie lebhaft wurde debattiert, wenn ein Wettkampf zwischen zwei Künstlern stattfand, wie wir es von Beethoven und dem langfingrigen Wölffl lesen. Man ergriff für beide heftig Partei, und es wiederholte sich im kleinen der Streit der Piccinisten und Gluckisten, die sich wegen der Opern ihrer Meister Gluck und Piccini aufs bitterste bekämpften. Die anregenden Abende, an denen Franz Schubert der Mittelpunkt der musikalischen Unterhaltung bildete, blieben den Beteiligten so lebhaft im Gedächtnis, daß sie vielfach malerisch verwertet wurden und unter dem Namen „Schubertiaden" noch heute bekannt sind.

In der Kunst entscheidet meist der berühmte Name. Heutzutage mehr denn je. Man kann mit dem Werdenden nichts anfangen. Damals verstand die musikalische Welt etwas von der Sache. Bei dem persönlich nahen Verkehr mit den besten Musikern bekam man Einsicht auch in die Kunstgesetze. Man stand der Theorie der Musik nicht völlig fremd gegenüber. Wir hörten ja, wie sich die vornehmen Mäcene auch darum bemühten. Und ein wirklich feiner musikalischer Geschmack war entwickelt. Der Sinn auch für kompliziertere Formen war noch nicht ausgestorben. Man begriff noch, daß die kunstvolle Form durchaus nicht inhaltlos sein muß, obwohl es für einen absoluten Laien so erscheint, der mit Mühe eine einzelne Melodie erkennt. Daß wir heute so oft überredet worden sind, die Musik höre auf, wo wir nicht ohne weiteres in eine Stimmung kommen, hat die üble Folge gehabt, daß wir die musikalische Arbeit so wenig verstehen und darum nicht würdigen können.

Welches Verständnis damals allein als voll angesehen wurde, zeigt uns auch das Beispiel Friedrichs des Großen. Er hat eingehend Theorie studiert und bekanntlich eine Reihe von ungefähr 200 Werken geschrieben. Und mit welcher Hingabe hat auch er die Kammermusik gepflegt. Er hatte einen Quanz, einen Philipp Emanuel Bach, den Sohn Johann Sebastians, an seinem Hofe. Bekannt ist, daß Johann Sebastian Bach selbst auch bei dem großen König zu Besuch war und auf ein vom König gegebenes Thema eine Fuge improvisierte. Bei Hofe wurde regelmäßig der Abend der Kammermusik gewidmet, wenigstens in den früheren Regierungsjahren des Königs. Hier wurde vorwiegend das Kammerkonzert gepflegt. Erst Friedrich Wilhelm II. bevorzugte das Streichquartett. Er spielte selbst Violoncello und war ein begeisterter Anhänger Boccherinis, der gegen einen Jahresgehalt seine sämtlichen Kammerkompositionen einsenden mußte. Und darunter befanden sich vorwiegend Quartette und Quintette, eine Form, welche der begabte Italiener, ein Zeitgenosse Haydns, ganz selbständig ausbildete. Haydn und Mozart haben dem König Friedrich Wilhelm II. auch jeder eine Serie von Quartetten komponieren müssen. Friedrich der Große nun blies bekanntlich die Flöte und übte und spielte meist Konzerte für dies Instrument. Dabei kam es auf eine geschickte Ausschmückung der Prinzipalstimme durch aus dem Stegreif angebrachte Verzierungen an. Gerade diese Improvisationskünste müssen den König gereizt haben, der ein großer Freund alles Geistreichen und jedes Bonmots war. Sein Flötenmeister Quanz, königlich preußischer Kammermusikus, widmete seinem Herrn und Schüler ein Buch: „Versuch einer Anweisung, die Flöte traversiere zu spielen," worin er sich keineswegs auf die Technik des Flötenspiels beschränkt, sondern die eigentliche Schule mit verschiedenen zur Beförderung des „guten Geschmackes in der praktischen Musik dienlichen Anmerkungen begleitet" und vermehrt. Dem tüchtigen Lehrmeister war es gestattet, dem königlichen Herrn ein Bravo kundzugeben, wenn der Lehrer von den Leistungen des Schülers befriedigt war.

Die Musik sickerte von oben auch zu den bürgerlichen Kreisen herab. Wie früher die höfische Kunst der Minnesänger, wenn auch nicht eine direkte Übernahme, so doch Nachfolge und Fortsetzung bei den Meistersingern erfuhr, so erging es auch der edlen Kammermusik. Die Bürgerstände nahmen sie bei sich auf. Es wurden collegia musica gegründet,

Gesellschaften, welche in Versammlungen die Musik pflegten. Schon zu Zeiten der Klassiker, namentlich Beethovens, kamen dann in Wien die Gesellschaftskonzerte, so besonders die Augartenkonzerte auf, in denen auch Beethovens Quartette zuerst öffentlich gespielt worden sind.

Durch den öffentlichen Vortrag der Kammermusik kam eine Wandlung in diesen Musikzweig. Allerdings wurde in den Konzerten allmählich, technisch wenigstens, besser und vollkommener gespielt, als es den Dilettanten glückte. Aber diese liebten ihre Kammermusik einstweilen doch noch zu sehr, um sie aus diesem Grunde ihrerseits aufzugeben. Sie betrachteten die Konzerte als Anregung und Vorbild für die private Ausübung, die dadurch noch an Interesse gewann. Aber mit der Zeit wurde dies Kammermusikspiel völlig familiär. Eine gesellschaftliche Beteiligung an dieser Art Musik kam ab.

Es gehört aber immer dazu, daß man bei solchen Interessen gleichgestimmte Freunde und Zuhörer hat. Die Musik ist ohne Zuhörer ein zu einseitiges Vergnügen des Ausübenden, gegen das die Umwelt mit und ohne Recht gerne protestiert. Einstweilen erfreuten sich die Familie und auch wohl doch ein paar Freunde an der Ausübung. Um so nachhaltiger wirkten die geistigen Liaisons, welche dieses Musiktreiben, bloß um des eigenen Vergnügens willen, begünstigte. Viele innige Freundschaften sind dabei zustande gekommen, freilich auch Familien durch Leidenschaften zerrüttet worden, wie es Tolstois Roman „Die Kreutzersonate“ so drastisch schildert. Die rein familiäre Musikübung nimmt auch gerne allzu gemütliche Formen an. Da wartet Großmutter, bis Großvater mühsam sein Cello gestimmt hat, und harrt geduldig, wenn er gemächlich versichert, die Saite müsse noch „'ne Idee höher“ geschraubt werden.

Die Kammermusik im Hause schläft so sachte ein. Der moderne Stimmungsmensch läßt sich lieber im Konzertsaal von einem berühmten Quartett etwas vorspielen. Ist man aber da am rechten Ort? Offenbar hat man es doch öfter empfunden, daß im großen Konzertsaal eine intime Musik, wie es die Kammermusik doch ist, nicht so recht genossen werden kann. Abgesehen davon, daß die dekorative Leere der Säle und die Unbequemlichkeiten des Sitzens in engen Stuhlreihen keine rechte Stimmung aufkommen lassen, so reizt die Klangwirkung kleiner Ensembles dazu, die Schallmasse zu verstärken. Eine Massenwirkung zu bieten, widerstreitet jedoch dem Prinzip der Kammermusik. Die Komponisten machten das nicht besser, indem sie den Kammerstil orchestral ausbauten, wobei nichtssagende Füllfiguren und geschwätzige Verdoppelungen der Stimmen die erforderliche Klangverstärkung garantieren sollten. Im Orchester ist diese Satzweise nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten. In der Kammermusik sind die breiten Freskomalereien übel am Platze; man braucht zu langen Wiederholungen desselben Tones keinen Künstler, der uns erst da entzücken kann, wo er in feinem Filigran des Ensembles sein treffliches Können erweist. Auch die Versuche mit stärker resonierenden Instrumenten sind unersprießlich, denn jede Vergröberung der Schallmasse vernichtet die intimen Reize, die zum Wesen der Kammermusik gehören. Nicht zu reden davon, daß die neuen Instrumente den altitalienischen Meisterwerken der Geigenbaukunst eines Amati, Guarneri, Stradivari an Schönheit des Klanges niemals gleichkommen.

Was könnte da zur erneuten Hebung echter Kammermusik getan werden? Soll man den Dilettanten raten, wieder gesellschaftliche Kammermusik anzustreben? Die interessierten Kreise fehlen dazu also sind die Zeiten solchen Wiederbelebungsversuchen nicht günstig. Wir spielen zwar nicht schlechter, eher besser als die Dilettanten des XVIII. und beginnenden XIX. Jahrhunderts. Aber wir leiden an einer modernen Krankheit; sie heißt: Produktionswut. Ehemals spielte und hörte Wien aus Interesse an den Werken der Meister. Man wollte vor allem Haydns, Mozarts, Beethovens Kompositionen kennen lernen. Heute stehen die Ausübenden mit ihrer „Auffassung“ im Zentrum des Interesses. Diese angestaunte Auffassung ist leider oft danach. Denn da wir die Werke nur vom Hören und Sagen kennen, können wir die Auffassungen gar nicht beurteilen. Die sentimentalste erscheint dem Laien oft die beste zu sein. Aufbau, Form und Technik des Satzes sind uns heute weniger vertraut. Man müßte also mit Auffassungen vorsichtiger umgehen. Einzig damit kann man die Wut, sich zu produzieren, entschuldigen, daß sie bescheidener insofern machte, als man sich nicht blamieren möchte. Freilich trifft es sich immer noch viel zu oft, daß die Selbstbeurteilung höchst niedrige Ansprüche im Interesse der Zuhörer macht.

Wenn wir die Kammermusik frisch beleben wollen, müssen wir dazu gelangen, die Kammervereinigungen aufzufordern, bei uns im Salon zu spielen. Unserer Zeit fehlt es nicht an Begüterten, die sich gut den Luxus leisten können, musikalische Gesellschaften zu geben, wo nur ausgezeichnete Musik gemacht werden dürfte. Die ungeheuren Massenwirkungen des modernen Orchesters nähren ja geradezu das Verlangen nach intimer Musik. Intime Abende, welche von Unternehmern veranstaltet werden, verhindern das wärmende Gefühl des gesellschaftlichen Zusammenschlusses; wir bleiben einsam und kalt; wenn wir in Stimmung kommen, fühlen wir uns abgeschlossen. Echtes Menschlichsein verlangt aber Vertraulichkeit und geselligen Austausch. Der Gefühlston fehlt uns heute nach dieser Seite ebenso wie eine vornehme Keuschheit. Schon daß wir für unseren Salon uns ein persönlich sympathisches Programm ausbitten können, bil-

det einen wesentlichen Unterschied zwischen Gesellschafts- und Saalkonzert. Im kaufmännisch angebotenen Saalkonzert muß man vorlieb nehmen mit dem Verabreichten. Und der Umfang von Werken, welche sich auf den Konzertprogrammen ständig wiederholen, kann uns nicht befriedigen. In unserer subjektiven Zeit dürfte aber das Musikprogramm auch mit einer subjektiven Note des Zuhörers getönt werden.

Werke braucht man wohl kaum dem Liebhaber zu empfehlen. Die Klaviertrios der Klassiker und Romantiker sind noch am meisten bekannt und selbst in Dilettantenkreisen gespielt.

Den Klavierspieler hat man gewöhnlich sofort zur Hand, der Geiger findet sich, den Cellisten muß man freilich schon suchen, was aber doch auch meist mit Finden ausgeht. Den Hauptschatz der Kammermusik besitzen wir allen neueren Kompositionen zum Trotz doch immer noch in den einschlägigen Werken Haydns, Mozarts und Beethovens. Haydns lustige und für den Primgeiger stets brillante Quartette verdienen noch heute das Urteil einer zeitgenössischen Kennerin: „Nach der Aufregung durch tiefsinnige Kompositionen wirkt Haydns Quartett immer wie ein Brausepulver, das uns wieder die frohe Laune gibt und das Gleichgewicht herstellt.“ Auch Mozart befestigt dies Gleichgewicht, das uns so sehr abhanden gekommen ist, durch die wunderbare Plastik seiner Rokokomusik, mit seiner formvollendeten und doch so rührenden Kantilene. Diesem vollendeten Ebenmaß aller musikalischen Faktoren treten Beethovens mächtige Stücke gegenüber. Gute moderne Quartette brachten die slawischen Komponisten, der Böhme Dvořák und der Russe Tschaikowsky. Ihre Musik ist stets empfunden, weil sie national imprägniert ist. Den sämtlichen nachklassischen Komponisten lief Johannes Brahms, der große Renaissancekünstler, den Rang ab. Klassische Form und moderne Empfindung vermählt sich in seinen herrlichen Kammermusikwerken. Man kann kaum den Streichquartetten, Quintetten und Sextetten vor den Ensemblenummern mit Klavier den Vorzug geben oder umgekehrt. Sie stehen sämtlich auf der Höhe. Beethovens tiefe „letzte Quartette“, worin wirklich jede Note mit Blut geschrieben ist, sind für ernste, überhaupt jede Art — Menschen. Menschen werden sich durch diese Werke jederzeit erquicken und erheben lassen. Der späte Beethoven wird uns über das Leben erheben können und uns seine weltbezwingende Freude mitteilen. So aber erfüllt sich der Sinn und Zweck der Kunst, sonderlich aller intimen Musik, wenn sie uns Freude bringt, eine Freude an der Welt und über der Welt.

Mein Arbeitszimmer.

Ich träume mir ein stilles Arbeitszimmer
Mit großen Fenstern in den glatten Wänden,
Die mir des Sonnenlichtes hellen Schimmer
In reicher Fülle leuchtend, segnend spenden.

Schlicht sind die dunkelfarbenen Tapeten,
Bedeckt mit einfachschönen, mächt'gen Bildern,
Auf denen mir die Meister uns're steten
Und arbeitsreichen Tageskämpfe schildern.

Auf meines schweren Schreibtischs breitem Rücken
Seh ich die Bilder meiner Lieben stehen,
Wie schmale und doch feste, sichere Brücken,
Darauf zu ihnen die Gedanken gehen.

Ein tiefer, weicher Teppich deckt den Boden,
Daß jeder Tritt gedämpft im Raum verhalle;
Vom hohen Simse grüßen die Pagoden
Und selt'ner Gäste seltene Kristalle.

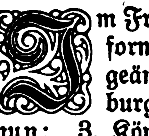
Mein Arbeitszimmer: — ganz ein Reich für mich.
Kein Ungerufener darf mich lärmend stören,
Ich will nur leise in Gedanken Dich
Von meinem Werk voll Liebe reden hören.

Hans Caspar v. Starken.

Benigna. Leben einer Frau.

Roman von Georg Freiherrn von Ompteda.

(Schluß.)



Im Frühjahr 1876 waren die Uniformen der sächsischen Kavallerie geändert worden. Die Radeburger leichten Reiter hießen nun: „3. Königlich Sächsisches Husaren-Regiment Nr. 20.“ Die Attila stand Adolph nicht so gut wie der Überrock. Er war als Husar zu groß, und in dem Schnürenrock hatte sein Gesicht jetzt etwas wie das eines Pfefferkuchenmannes. Als er sich vor Benigna zum erstenmal in der neuen Uniform zeigte, erwartete er irgendeinen Ausdruck der Bewunderung zu hören, doch sie sagte nur: „Die Reiteruniform war hübscher!“

Da ging er ein wenig erstaunt, ein wenig ärgerlich davon, nicht ohne sich im Vorüberschreiten im Spiegel zu betrachten. Benigna zuckte die Achseln und sagte halblaut: „Egoist!“

Dann verließ sie das Haus. Daheim war sie jetzt fast nie mehr. Kaum daß sie zu den Mahlzeiten erschien. Mehr als einmal ließ sie sagen: sie äße bei Mama, bei Gräfin Brunn oder mit ihrer Mutter, die aus Moritzburg hereingekommen war. Sie gab nur zurück, was Adolph tat, der damit begonnen hatte: er bleibe beim General zum Frühstück, oder er sei in ein Kasino eingeladen.

So kam es, daß hier und da keines der Gatten zu Haus war. Dann aß der kleine Hans ganz allein mit seiner Wärterin. Wie ein großer Herr sagte er, es sollte angerichtet werden: „Papa kommt nich — Mama kommt nich!“ Nur beim Essen wurde er wieder klein, denn er bekleckerte sich trotz der vorgebundenen Serviette. Seine Mutter kam wohl zu ihm in sein Zimmer mit dem hohen Stühlchen, auf dem er am Tisch saß und spielte, mit dem weißlackierten Bett, hinter dessen Vorhängen er im gesunden Schlaf die längsten Stunden seines nun begonnenen vierten Jahres verbrachte. Aber sie küßte ihn nur, sah zu, wie er aus dem Baukasten eifrig Pyramiden türmte und noch eifriger mit Jubelgeschrei umwarf, und saß stumm da, den Kopf in die Hände gestützt, als dächte sie schwer nach. Ehe sie in Gesellschaft ging, setzte sie sich, schon angezogen, zu ihrem Söhnchen. Sie beobachtete, wie der Kleine zu Bett gebracht wurde, aber sie legte nicht Hand an und redete nicht darein. Sie hatte etwas Stumpfes in ihrem Wesen, wie einer, den ein Schicksalsschlag getroffen und der nun unablässig nachsinnt, warum das sei und ob ihm nicht auch einmal die Sonne wieder scheinen werde.

Benigna blieb bei keiner Beschäftigung, sie hatte keine Ausdauer, sie fand für nichts Interesse. Sie las nicht, sie schrieb nicht einmal ihren Eltern. Eine entsetzliche Unruhe war in ihr. Meist irrte sie in der Stadt umher. Sie gestand es sich nicht, was sie suchte und wollte: den Mann sehen, nur sehen, nur von weitem, der versprochen hatte, ihr Freund zu sein, daß sie eine menschliche Seele besäße; nur zu wissen: es empfand jemand Mitleid mit ihr.

Herr von Thumen hatte von herrlichen Messen in Rom erzählt, die kaum mehr etwas Kirchliches hätten, sondern klängen wie „der Hörselberg“. Benigna bat Gräfin Brunn, sie am Sonntag in die katholische Hofkirche zu begleiten. Die Gräfin wollte Benigna in die Diplomatenloge auf die Empore mitnehmen, doch Frau von Dobritz fand, man höre unten besser. Im Schiff saßen die Geschlechter geteilt. Ein Portier in der gelbgrauen Hoflivree mit einem großen Stabe und silbernem Knopf hielt hier unten strenge Zucht, verteilte Männer und Frauen, leitete den Strom derer, die schöne Musik hören wollten, weitaus der größte Teil aller, die in der Kirche weilten, und wies den Katholiken auf den Bänken Plätze an.

Die beiden jungen Frauen gingen auf die linke Seite, wo die Frauen saßen. Gräfin Brunn kniete hin und legte die erhobenen Handflächen aneinander. Benigna blieb in ihrer Nähe stehen, obwohl ihre Freundin sie zu sich winkte. Sie ließ die Blicke rundum schweifen, zum Altar,

wo man vor Blendung und mystischer Finsternis nur die gelben Flammen der Kerzen steil und still brennen sah. Ab und zu gleißten die goldnen Gewänder der Priester. Sie standen auf, verneigten sich, gingen rechts, verneigten sich, traten links, verneigten sich. Und hinter ihnen auf tieferer Marmorstufe leuchteten die weißen Überwürfe und roten Kragen der Chorknaben. Man sah das Räucherfaß hin- und herpendeln. Der Weihrauchduft erfüllte die ganze Kirche, mit dem Summen der Orgel, der Musik vom Chore, dem Singen der Geigen die Geister sanft umnebelnd.

Benigna, die Protestantin, fand hier keine Andacht, aber sie fühlte sich zu Sehnsucht und Weichheit gestimmt. Sie blickte sich um in der Menschenmenge, die Kopf und Ohr zur Musik erhoben hielt. Sie ließ ihr Auge über alle Köpfe gleiten, aber sie suchte nur einen, ihren Freund. Und sie sah mit einemmal sein Gesicht in der Menge. Ganz kurz. Dann war es verschwunden. Da klang eine süße, hohe Sopranstimme wie aus Wolkenhöhen, ein abgründiger Baß gab die Antwort.

Benigna versuchte zu beten. Was sie in ihrer Kirche nicht vermocht, weil sie gemeint, es bedeute Lästerung, kam hier von ihren Lippen, als wäre der Herr im Himmel hier nicht mehr der eifrige, rächende Gott, zu dem sie in persönlichem Verhältnis stand, ohne Mittler. In dieser Kirche war er, von der Schar der Heiligen umstanden, ein fernes Wesen, zu dem nicht ihre Worte drangen, sondern nur ein unbestimmtes Sehnen ihrer Seele nach Erleuchtung, Rechtfertigung, Reinigung von dem Gedanken, sie täte Böses, wenn sie an diesen Mann unausgesetzt dachte. Und wie ein Furchtsamer in der Dunkelheit ruft: „Wer sagt, daß ich mich fürchte?“ schrie ihre Seele, gleich einer Abwehr vor sich selbst: „Er ist mein Freund! Nur mein Freund! Ich liebe ihn nicht!“ Da schloß sie ihre Hände ineinander, und ihre ängstlichen Gedanken mündeten in die Worte des Gebetes: „Lieber Gott, hilf mir, daß ich nicht schlecht werde! Ich will nur nicht allein sein. Ich will ihn nur sehen und mit ihm reden, denn Adolph läßt mich ganz allein. Und ich kann nicht allein sein. Mein Gott, mein Gott, hilf mir doch ... nur mein Freund soll er sein. Lieber Gott, hilf mir, und sei mir gnädig ...“

Wie sie aber das halblaut vor sich sprach im einfältigen Stammeln ihrer müden Frauenseele, die noch eine Kinderseele war, wie einst im Moritzburger Winkel, klangen vom Chore herab die feierliche Posaunengewalt der Bläser und das Schmettern und Rasseln der Kesselpauken. Dann setzte die Orgel gewaltig ein mit dem erschütternden Dröhnen aller ihrer Register.

Die Gläubigen erhoben sich von den Knien. Gräfin Brunn neigte noch einmal ihren schönen blonden Kopf. Als sie dann aber aufstand, lächelte sie freundlich Benigna zu, ging mit ihr und wunderte sich im stillen über den Ernst, die Versunkenheit ihrer Freundin. Bei ihr war nun alles vorbei. Sie konnte wieder Weltkind sein.

Die Sonne blendete, als sie hinaustraten. Droschken rasselten vorüber, die Pferdebahn klingelte. Sonntäglich gekleidete Menschen schwatzten. Auch für Benigna war mit der Umgebung des lärmenden Tages alles weggewischt, was sie drin empfunden. Sie fühlte sich frei und war ganz unbefangen, als Herr von Thumen vor den beiden Damen stand und den Hut zog. Er bot sich an, sie ein Stück zu begleiten, doch Graf Brunn rief seine Frau fort: der Gesandte wollte irgend etwas von ihm, weshalb er mit auf die Kanzlei gehen sollte. So verabschiedete sich das Ehepaar, und Herr von Thumen blieb mit Benigna allein.

Von selbst schlugen sie den Weg ein durch die Augustusstraße. An der endlos langen Wandfläche der Königlichen Gewehrgalerie zog sich die neue Sgraffitomalerei hin, der Wettiner Fürstenzug. Herr von Thumen zeigte Benigna die Figuren, erklärte, was das Wort Sgraffito bedeute. Es klang selbstverständlich, wie etwas, das jeder Gebildete wissen muß. Benigna folgte fast andächtig seinen Worten. Sie ließ sich einzelnes wiederholen. Und sie dachte daran, wie oft sie durch diese Straße mit Adolph gegangen war, und nie hatte er auch nur aufgeblickt. Nun fragte sie nach dem

Brühlschen Palais an der Straßenseite, auf der sie gingen. Ihr Begleiter erzählte von der Zeit Augusts des Starken, und bei seinen Worten gewann der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, der für sie nur der Märchenmann des Trompeters und Hufeisens gewesen war, ein anderes Gesicht. Er weitete sich geschichtlich fast lebend zum prunkvollen Gegenfüßler des vierzehnten französischen Ludwig. Mit Staunen und einer gewissen Beschämung vernahm sie Dinge, ganz außerhalb ihrer Welt gelegen, begriff den Zusammenhang der Entwicklung Dresdens mit dem Herrschergeschlecht. Sie war so oft durch den Zwinger gegangen und hatte nie recht auf den Wunderbau Pöppelmanns geachtet. Nun gingen ihr unter des Freundes Worten die Augen auf.

Herr von Thumen schlug ihr vor, sie solle doch einmal mit ihm in die Gemäldegalerie gehen, die historische Sammlung würde folgen, das Grüne Gewölbe, die Antiken, die Porzellansammlung. Und bei alledem leuchteten Benignas Augen. Sie begriff nicht, wie falsch sie diesen Mann bisher beurteilt hatte, der ihr nur immer als Gesellschaftsmensch erschienen war. Als sie um die Frauenkirche herumgingen, er ihr die Ähnlichkeit mit der Peterskirche in Rom, dem Dome von Florenz nachwies, blieb sie stehen und fragte, woher er von alledem unterrichtet sei. Er meinte: „Was haben Sie denn von mir gedacht? Das ist doch selbstverständlich."

„Aber die meisten gehen daran vorüber und ahnen es nicht ... Wie ich!"

Er sah sie an: „Wie Sie gewesen sind."

„Nein, wie ich noch bin."

„Sie sollen ja eben anders werden."

Sie senkte den Kopf, und sie gingen weiter. Er zeigte ihr hinter der Kirche die Polizeidirektion, ehemals Palais der Gräfin Cosel, der Geliebten Augusts des Starken. Als er den Namen nannte, fiel Benigna die andere Geliebte des starken Königs ein, deren Bild im Moritzburger Schloß hing: Gräfin Aurora von Königsmarck. Wenn das Schloß besichtigt ward, gingen die Damen immer weiter, als hätten sie Aurora nie gesehen. Denn die „Königsmarck" hatte, wie Fürstin Leuchs gemeint, die so etwas gern erzählte, um alberne Leute zu ärgern, „ganz auf ihr G'wand vergessen!" Und bei dem Gedankengang fiel ihr die andere „Aurora" ein in Radeburg.

Sie mußte unwillkürlich lachen. Er wollte wissen, warum sie lachte. Sie antwortete mit einer Frage: „Kennen Sie Frau von Höllach?"

„Aurora?"

Sie bogen eben am Zeughaus um die Ecke. Gerade kam ihnen Rittmeister von Höllach mit seiner Frau entgegen. Herr von Thumen murmelte eben noch: „Wenn man den Teufel an die Wand malt ..."

Da mußten sie auch schon grüßen. Aurora schien so erstaunt, daß sie ganz naiv fragte: „Wo ist denn Ihr Herr Gemahl?"

Benigna antwortete nicht gleich. Das Blut schoß ihr ins Gesicht. Aber sie konnte doch, dachte sie, auf der Straße gehen, mit wem sie wollte. Und es war, als ob Herr von Thumen ähnliches empfände, denn er entgegnete für Frau von Dobritz, und sein Ton hatte etwas Scharfes: „Herr von Dobritz geht vielleicht mit Gräfin Brunn, mit der die gnädige Frau in der Kirche war."

Die Antwort war so kurz und schnell gewesen, daß Rittmeister von Höllach spürte: irgend etwas war nicht in Ordnung. Er begann eifrig und besonders liebenswürdig mit Benigna sich zu unterhalten. Ohne daß beide Teile es eigentlich wollten, stiegen sie mitsammen die Stufen zur Brühlschen Terrasse hinauf. Dort empfahl sich Herr von Thumen. Er erinnerte absichtlich an eine Verabredung: „Gnädige Frau, also auf Wiedersehen in ‚Stradella' — Mittwoch!"

Benigna sah ihm verstohlen nach. Durch Auroras Worte wurde sie aus ihren Gedanken gerissen: „Sie gehen wohl oft in die Oper?"

Es hatte etwas Forschendes, Neidisches daraus geklungen. Rittmeister von Höllach setzte in seiner begütigenden Weise hinzu: „Natürlich, das Kommando muß man genießen. Von Radeburg kommt man nur alle Jubeljahre Sonntags einmal herein."

Benigna aber dachte an den, der eben gegangen, und die Gegenwart Dritter,

vor allem aber dieser Frau, die sie nicht leiden konnte, erschien ihr mit einemmal so unerträglich, daß sie dachte: ‚Mag dies Mondgesicht über mich reden, was es will, ich gehe fort.‘ Und sie behauptete, sie müsse vorauseilen, denn sie wolle sich mit ihrem Manne am Altmarkt treffen. Dann lief sie davon, so schnell sie konnte.

Das Ehepaar blieb vor dem Belvedere halten, auf den Elbstrom hinab zu sehen, wo eben ein Dampfer von der Landungsbrücke abstieß. Fröhliche Ausflügler füllten das Deck, weiß wehten aus dem dunklen Gewimmel die Abschiedstaschentücher. Als Rittmeister von Höllach sich herumwendete und seinem dicken Ehegespons den Arm bot, um weiterzugehen, erblickten sie eine Generalsuniform: Generalmajor von Hainsberg kam mit seinem Adjutanten. Der kleine grätige Mann schritt aufgerichtet in seiner engsitzenden Uniform mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust. Premierleutnant von Dobritz links daneben, immer halb zu ihm gewendet, als wartete er auf jedes Wort, das der Herr General geruhte zu sprechen.

Rittmeister von Höllach blieb stehen. Er grüßte, als der General herangekommen war, und die vier setzten miteinander ihren Weg langsam fort. Aurora aber fragte: „Herr von Dobritz, Sie gehen wohl zum Altmarkt?“

„Nein, gnädige Frau. Warum?“

„Sie sollen doch Ihre Gattin dort treffen?“

Er wußte nichts davon, und Frau von Höllach meinte: „Das ist aber doch merkwürdig!“

34.

Benigna schien es, als lebte sie jetzt in einer neuen Welt. Sie begriff zu manchen Stunden nicht, wie ihr die letzten Jahre vergangen waren, in Gleichgültigkeit, Dumpfheit und Oberflächlichkeit. Ihr Tag war jetzt so voll, daß sie nicht verstand, wie je Langeweile sie hatte überkommen können. Sie ging fast täglich mit Herrn von Thumen in eine Sammlung. Zuerst hatte sie sich geschämt, nach all den Dingen zu fragen, die sie nicht wußte. Jetzt aber scheute sie sich nicht mehr, ihre Unkenntnis einzugestehen, denn ihr Freund lächelte nie darüber, schalt sie nie, sondern hatte eine Art zu antworten, die Benigna nicht demütigte. Dann bekam sie Bücher von ihm geliehen, die ihr wieder neue Welten eröffneten: Monographien über Künstler, Geschichtswerke, und hie und da ein Dichterbuch: ein Epos, ein Drama, einen Roman.

Wenn solch ein Buch Adolph bei ihr fand, griff er es auf und sah nach dem Titel. Mit einem zustimmenden Blick, denn er hatte vor Kunst und Wissenschaft eine gewisse platonische Hochachtung. Er fragte auch wohl gelegentlich: „Du bildest Dich wohl?“

Damit war seine Anteilnahme erschöpft, und er begann wieder von seinen Pferden zu sprechen oder von den vornehmen Bekanntschaften, den gesellschaftlichen Unternehmungen, die ihm im Kopfe spukten.

Die schönsten Stunden aber waren Benigna die Abende im Interimstheater, in Oper oder Schauspiel. Sie ging dann meist mit Gräfin Brunn, die Musik über alles liebte. Da ihr Mann lieber bei der „Gigeratschen und Gageratschen“ und dem „himmelblauen See“ blieb und Adolph sich nur zeigte, gleichsam als Schatten seines Generals, wenn jemand vom Hofe anwesend war, so blieben die jungen Frauen meist allein in der Loge. Oft kam Herr von Thumen dazu. Immer aber saß er unten im Parkett und erschien nur während der Zwischenakte. Das war dermaßen zur Gewohnheit geworden, daß der alte Logenschließer, zugleich Galeriediener, der Benigna und Thumen immer zusammen sah, morgens im Museum, abends im Theater, einmal zu Frau von Dobritz sagte, als sie die Loge betrat: „Der gnädige Herr Gemahl hat gestern sei Schnuppduch liegen lassen.“

Dabei überreichte er ihr ein Taschentuch aus dünnem Batist mit dem M. v. T. und der Krone. Benigna steckte es ein, es ihrem Freunde zu geben. Aber sie vergaß es ganz über dem Schwelgen in den Klängen des Wunderorchesters, das unter dem Zauberstabe des jungen Kapellmeisters Ernst Schuch seine altberühmte Tonschönheit zeigte. Herr von Thumen sagte: „Dies Orchester hat einst Richard Wagner dirigiert.“

Ein paar Tage darauf, als schon alles

in voller Maienblüte stand, kamen wieder einmal Brunns mit der Aufforderung, einen Ausflug zu machen. Dieses Mal sollte es mit dem Dampfschiff sein. Zuerst hieß es, sie wollten bis Schandau, dann aber nur bis Blasewitz fahren, denn Adolph erklärte, er müßte nach Tisch noch einmal kurz aufs Brigadebureau. Als aber, wie sie eben das Haus verließen, eine Ordonnanz kam mit der Meldung, General von Hainsberg wünsche den Herrn Leutnant zu sprechen, erklärte Adolph, er könne zu seinem Bedauern nicht mit. Da änderte man abermals den Plan und beschloß, dennoch bis Schandau zu fahren. Nun aber mit der Eisenbahn. Graf und Gräfin Brunn eilten nach Hause. Benigna sollte sie in einer Stunde auf dem Bahnhofe treffen.

Sie hatte mit sich gekämpft, ob sie die Gräfin bitten sollte, Herrn von Thumen aufzufordern. Nun ging ihr der Gedanke unaufhörlich im Kopfe herum, wie es anfangen, daß er dabei wäre. Sie hatte keine Freude an dem Ausflug ohne ihn. Aufgeregt lief sie von Zimmer zu Zimmer, schließlich wollte sie Brunns überhaupt absagen. Dann wäre sie nach täglicher Gewohnheit so lange durch alle Straßen gelaufen, bis sie ihm dennoch irgendwo begegnete. Sofort setzte sie sich an den Schreibtisch und schloß auf. Als sie die Briefmappe aufschlug, fiel ihr Blick auf ein Taschentuch. Ihres Freundes Taschentuch, das ihr der Logenschließer vor Wochen gegeben, das sie noch immer behalten hatte. Ein Gedanke schoß ihr durch den Sinn. Sie nahm mit schnellem Entschluß einen kleinen Büttenpapierbogen und schrieb:

Lieber Freund!

Anbei sende ich Ihnen ein Taschentuch, das Sie im „Oberon" liegen ließen. Der Logendiener gab es mir. Seien Sie nicht böse, daß ich es vergaß.

Ich habe noch oft nachgedacht über das, was Sie mir über den armen Kleist erzählt haben. (Das Kätchen war doch übrigens eine herrliche Vorstellung!)

Leben Sie herzlich wohl. Ich muß fort. Ich fahre mit Brunns mit dem nächsten Zuge (ich weiß nicht genau, wann er geht) vom Böhmischen Bahnhofe nach Schandau, wo wir bei Sendig essen. Abends wollen wir mit dem Dampfschiff zurück.

In Eile einen Gruß von

Ihrer

Donnerstag. Benigna Dobritz.

Sie legte das Taschentuch und die Zeilen in einen Briefumschlag und klingelte zweimal. Ida erschien. Ihre Herrin gab ihr den Befehl, den Brief so schnell als möglich abzugeben. „Aber so schnell als möglich!" Das Mädchen ging zur Tür. Sie wandte sich noch einmal um: „Gnädige Frau, doch bei Herrn von Thumen? Adresse steht keene drauf."

„... Ja ... ja ... Webers Hotel ... Nehmen Sie die Pferdebahn!"

Als Ida gegangen war, fragte sich Benigna: ‚Woher wußte Ida ohne Adresse, daß es gerade Herr von Thumen war?' Aber in der Eile dachte sie nicht weiter darüber nach. Auf dem Böhmischen Bahnhofe kam sie vor Brunns an. Nach allen Seiten spähte sie nach ihrem Freunde aus. Sie bangte, ob er wohl den Wink verstanden hätte. Er war nirgends zu sehen. Sie dachte: ‚Es ist das erstemal, daß ich ihm schreibe! Ob er es merkwürdig findet?' Aber was war dabei? Warum schrieben sie sich nicht überhaupt? Er konnte sie belehren, konnte schriftlich fortsetzen, was er im Gespräch begonnen. Der Schaffner mahnte zum Einsteigen. Immer noch war Thumen nicht da. Auch die Österreicher nicht. Im letzten Augenblick kamen sie gelaufen. Benigna war enttäuscht. Und während der ganzen Eisenbahnfahrt saß sie verstimmt in einer Ecke, daß Graf Brunn beim Aussteigen in Krippen seiner Frau zuflüsterte: „Was hat's denn 'geben? Habt's Ihr was g'habt z'sammen?"

Die Gräfin schüttelte den Kopf. Sie setzten mit der Fähre nach dem gegenüberliegenden Schandau über, gingen an der Elbe hin zur Villa Quisisana, um dort im Garten zu „jausen", wie die Österreicher sagten. Benigna war zu Sinn, als zittere irgendeine ferne Sehnsucht in ihr. Sie dachte an ihren Freund, und ihr tat das Herz weh, daß er nicht in ihrer Nähe war. Die beiden anderen empfanden ihr Schweigen und standen auf, nachdem sie Kaffee getrunken hatten, um an die Elbe zu gehen. Dort suchten

sie flüchtig Kiesel und warfen sie ins Wasser, um sie drei-, vier-, sechsmal auf der Oberfläche sich abschnellen zu lassen. Benigna blieb zurück. Sie kämpfte mit ihren Tränen und hatte Mühe, es vor dem abräumenden Kellner zu verbergen. Darum erhob sie sich gleichfalls und ging in den Garten. Als sie Schritte hörte, verfolgte sie noch weiter den Weg, der auf einen Holzplatz mündete, wo Stapel von Baumstämmen lagen, darauf wartend, zu Flößen zusammengefügt, die Reise stromabwärts anzutreten, vielleicht weit hinunter bis an das Meer.

Die junge Frau setzte sich auf einen Stamm, und hier ließ sie, von keinem Menschenauge gesehen, ihren Tränen freien Lauf. Sie schluchzte laut, ihre Brust zuckte, wie im Krampf, und ihr kleines Taschentuch war im Augenblick durchtränkt. Sie fühlte sich so über die Maßen traurig, so elend, so verlassen! Sie fürchtete sich ein wenig vor dieser Freundschaft, die sie in leiser Scheu immer wieder als ein Unrecht empfand. Ein Unrecht, von dem sie doch meinte, nicht lassen zu können. Tat sie denn Böses? Ihr Mann liebte sie nicht mehr, sonst würde er sie nicht derart vernachlässigen, daß sie miteinander lebten, fast wie zwei Fremde. Und diesen andern, diesen Freund, wie sie ihn nannte . . . ja, liebte der sie denn? Mehr noch, eine Frage, die ihr jäh kam . . . liebte sie ihn?

Sie zitterte, es sich zu gestehen. Sie wußte nur das: er hatte ihr Leben aus einer geistigen Öde erweckt, er hatte sie bewahrt, ganz der unbedeutende Alltagsmensch zu sein, der zu werden sie im Begriffe gestanden. Ihre Ehe war leer. Ihr Leben ärmlich, äußerlich, stumpfsinnig fast. Sie war in diesen vier Jahren nicht weiter gekommen, wie ein armes, krankes Kind stehen bleibt in der Entwicklung, nicht wächst, sich nicht streckt und nicht breitet. Sie war wohl, wie ein Baum Ringe ansetzt und sich weitet, frauenhafter geworden, hatte einen Sohn bekommen, aber ihre Seele, ihr Geist, ihr Herz hatten daran nicht teilgehabt. Und doch: war sie nicht anders geworden in diesen vier Jahren der Ehe? War sie nicht gröber empfindend, weltlicher, äußerlicher, vielleicht gleichgültiger? Wo war die selige Märchenzeit, die Traumstimmung ihrer Mädchenjahre hin? Wo waren die Dämmerungsstunden, wenn sie lauschte auf irgendein Seltsames, das ihr geschehen sollte?

Benigna starrte vor sich. Sie schluchzte nicht mehr. Ihre Träume hatten aufgehört. Sie dachte daran, daß sie zurück mußte zu ihren Freunden. Ein Handspiegelchen zeigte ihr die Augen rotgerändert. Sie tupfte die Tränenspuren fort von den Wangen, dann ballte sie die Finger zusammen und sprach in ihrer Seele: ‚Stark sein! Stark sein!‘

Als sie Brunns am Strande traf, tat sie ganz unbefangen. Die beiden erleichterten es ihr; es war, als sei nichts geschehen. Wie Benigna dann mit ihnen auf der Dampfschifflandungsbrücke stand und der frische Wind vom Wasser sie anwehte, ward ihr ruhiger zu Sinn. Sie hing sich in der Gräfin Arm und schmiegte sich unwillkürlich an sie, weil es ihr wohltat, ein anderes Menschenkind bei sich zu fühlen. Da lehnten die beiden Köpfe der schönen, jungen Frauen dicht aneinander, und die Gräfin küßte sie plötzlich und flüsterte ihr ins Ohr: „Geh', sei g'scheit! Mußt net weinen, das schadet der Schönheit. Und Du bist so schön! Wahrlich, viel zu schön für die dummen Männer . . .“

Ihr Mann, der ganz nahe bei ihr stand, meinte, sie hätte mit ihm gesprochen, und neigte sich zu ihr, denn er verstand sie nicht beim brausenden Zurückschaufeln der Räder des ankommenden Dampfschiffes. Sie aber zupfte liebkosend seinen Backenbart und sagte, indem sie lachend ihre schönen Zähne zeigte: „Dumm seid Ihr! Dumm! Es ist schon eine Schand'!“

Sie setzten sich in den Schutz des Radkastens, und wie es immer geschah, wenn zwei so schöne Frauen zusammen waren, wurden sie beobachtet. Herren gingen just auf der Seite auf und ab, und immer starrten sie die beiden an, bis Gräfin Brunn gegen die neugierigen Blicke ihren roten Sonnenschirm aufspannte. Wie sie so abgeschlossen saßen, steckte plötzlich ein Herr den Kopf um den Schirm herum: Herr von Thumen, im hellen Sommeranzug und niedrigen Strohhut stand vor ihnen: „Ich hatte mir's doch gedacht —

Gräfin! Guten Tag, gnädige Frau! Zuerst war ich meiner Sache nicht sicher. Ich saß ganz hinten am Steuer. Aber die Figuren kennt man doch auf eine Meile!"

Während er Benignas Handschuh küßte, warfen sich Graf und Gräfin Brunn einen kurzen Blick zu, der zu heißen schien: ‚Aha! Natürlich!' Dann ward die Unterhaltung allgemein. Benigna war förmlich erschrocken, denn sie hatte alle Hoffnung aufgegeben, ihren Freund heute noch zu sehen. Sie wollte ihn fragen, wie es möglich sei, daß er auf dem Schiffe wäre, aber sie wagte es nicht vor den anderen. Sie betrachtete Herrn von Thumen, der sich einen kleinen Klappsitz geholt hatte und sich vor ihr niederließ, mit seligen Augen. Sie nahm ihn derart in Beschlag, daß die andern gar nicht zu Worte kamen und es den Eindruck machte, als gehöre er ihr ganz allein. Die Bergfeste Königstein kam in Sicht. Herr von Thumen zeigte die Zugangsstraße, erzählte etwas Geschichtliches, und Benigna hatte ihre Freunde ganz vergessen. Sie lauschte nur dem, was er sprach. Als sie am Königstein vorüber waren, drehte sich das Paar herum, denn die Bastei war sichtbar. Da sah Benigna den Platz leer, wo noch eben das Ehepaar gesessen. Sofort fragte sie: „Haben Sie meinen Brief bekommen?"

„Deshalb bin ich hier!"

„Also kein Zufall?"

„Wie sollte ich darauf kommen, jetzt hierher zu fahren?"

„Wie haben Sie's denn noch möglich gemacht?"

„Ganz einfach. Zu Ihrem Zuge war es zu spät. Ich bin also mit dem nächsten gefahren und habe auf der anderen Elbseite drüben in Krippen vor jedem Dampfer gewartet, bis ich Sie von Sending zur Schandauer Landungsstelle kommen sah. Dann bin ich eingestiegen."

„Und wenn wir nun nicht eingestiegen wären?"

„Wäre ich in Königstein ausgestiegen und hätte auf Sie gewartet."

„Und wenn . . ."

Da sagte er mit einemmal, sie unterbrechend, in ganz anderem Tone: „Alles hätte ich möglich gemacht! Alles für Sie!"

Sie blickten sich in die Augen, und sie fühlte sich wie in einem Taumel von Seligkeit, daß sie seine Worte empfand wie ein Gnadengeschenk, ihr, der Unwürdigen, zu Füßen gelegt. Und sie, die Schönere, reicher Begabte an Herz, Gemüt und Seele, sie sagte zu ihm: „Dank! Dank!"

Dann zwang sie sich zu einem anderen Tone. Sie versuchte zu lächeln und deutete mit den Blicken auf die leere Bank: „Poldi Brunn ist fort? Ich glaube gar, sie ist eifersüchtig."

Herr von Thumen sagte ruhig: „Dazu sind S i e zu anders!"

„Ja, sie ist ja so schön!"

„Das meine ich nicht."

„Wie sonst?"

„Sie sind doch . . ."

Er zögerte, senkte die Stimme: „Sie sind ja viel schöner . . . viel . . . viel . . . schöner . . ." Dann nach einem Warten, ihr näher und wärmer: „Sie sind die schönste . . . die berückendste Frau, die ich gesehen habe . . ." Und nun, indem er äußerlich scheinbar ruhig blieb, aber mit einem Zittern seiner Stimme: „Ich habe Sie ja so lieb . . ."

Benigna sog seine Worte ein, wie einer, der aus dumpfer, überhitzter Stube kommt, die frische Luft des jungen Sommertages. Aber ihr Gesicht spiegelte nicht ihr Glück. Sie konnte nicht strahlend genießen, als hätten die Jahre ihrer Ehe ihr Blut schwer und stockend gemacht. Daß ihr der geliebte Mann seine Neigung gestand, gab ihrer Seele keinen Aufflug in den Himmel, sondern lähmte sie förmlich. Das Glück war in der Tiefe ihres Herzens, gleich einem Brunnenspiegel, der, Sonnenlicht auf langem Wege zur Tiefe empfangend, seinen Schein an endlosen Wänden hinan nur langsam wieder zu Tage zurückwirft.

Er aber dachte, er habe zuviel gesprochen, vielleicht zu früh oder nicht im rechten Augenblick. Darum fuhr er fort, in förmlichem Tone zu erklären, was er vorher begonnen: „Gnädige Frau, ich meine: Sie sind zu anders, als daß die Gräfin eifersüchtig werden sollte. Wären Sie lebhaft und blond, weanerisch und ‚neeett' — vielleicht. Aber Sie sind schwarz und ernst und — deutsch . . . verträumt."

Benigna verstand gar nicht, was er sagte. Ihre Seele hatte nicht mehr Raum zu fassen, als das eine Wort: ‚Ich habe Sie ja so lieb.‘

Graf und Gräfin Brunn kehrten zurück. Ehe sie sich den beiden näherten, meinte er zu seiner Frau: „Poldi, Du solltest ihr mal sagen, daß so was auffällt. Nachdem sie verheiratet ist, soll sie sich in acht nehmen!“ Aber die Gräfin warf die feingezeichneten, roten Lippen auf: „I werd' mich hüten!“

Dann setzte sie sich ruhig wieder an den Radkasten zu den anderen. Pirna glitt vorüber, das königliche Lustschloß Pillnitz kam in Sicht. Der heiße Tag neigte dem Ende zu. Die Sonne stand tief, und auf dem Wasser wurde es kühl, so daß Gräfin Brunn sich ihre Jacke umhängen ließ.

Benigna saß zurückgelehnt neben ihrer Freundin und folgte mit den Blicken Herrn von Thumen. Er erzählte, aber jetzt fast nur dem Ehepaar zugewendet, als sei es nicht mehr nötig, sich gesellschaftlich um die zu bemühen, die ihn verstanden hatte, vielleicht auch, um nicht die Aufmerksamkeit der andern unnütz zu erregen.

Als sie Loschwitz verließen, begann schon die Dämmerung ihre Schwingen zu breiten. Über Dresden flammte der Himmel im letzten Rot. Herr von Thumen schlug vor, auf das Vorderschiff zu gehen, um die Einfahrt in die Stadt zu erleben. Und die vier schritten langsam über Deck. Voraus die Herren, die Damen folgten Arm in Arm. Die Gräfin rang mit sich, ob sie ihrer Freundin doch etwas sagen solle. Aber sie fürchtete, es möchte ein Mißverständnis zwischen ihnen geben, und dann hätte sie die einzige verloren, die ihr in der fremden Stadt nahe stand. Auch überlegte sie: ‚Jetzt hat er doch eigentlich seit der Bastei nur mehr mit mir gesprochen!‘ Das war ihr nicht unangenehm.

„Dort ist Eure Villa!“ sagte sie zu Benigna. Die Fenster waren dunkel, und Benigna dachte: Er ist nicht zu Haus. Als das Dampfschiff durch die im Dunkel phantastisch ragenden Pfähle des Neubaues der Albert-Brücke glitt, tat sich den Blicken ein Wunderbild auf, daß die Gräfin einmal über das andere Mal rief: „Ah! Schau! Schau!“

Im leichten Bogen um den Strom die Laternenreihe, die den Quai einsäumte, gespiegelt in den schwarzen Fluten. Darüber die erleuchteten Fenster der Häuser, dann die Kette der Lichter auf der Brühlschen Terrasse, zum hellsten Schein aufflammend im Belvedere, aus dessen schimmernden Glasfenstern durch den stillen Abend die Klänge eines Konzertes tönten. Geradeaus, über den Strom gespannt, die uralten massigen, schwarzen Pfeiler der Augustusbrücke, mit doppelter Laternenschnur, und ganz im Hintergrunde als Abschluß: abermals flimmernde Lichter: die Marienbrücke. Aus den hellen Punkten aber stieg das Stadtbild Dresdens: der Kuppeldom der Frauenkirche, wie eine ferne Orientmoschee, das Schloß, und neben ihm der barocke Etagenbau des Turmes der katholischen Kirche, durch dessen Öffnungen kleine, zitternde Sternlein zuckten. Sie brannten, sie flimmerten, sie leuchteten und strahlten am ganzen hohen Himmelsgewölbe.

Und wie Benigna stand und staunte, fühlte sie eine Hand vorsichtig leise die ihre in der Dunkelheit suchen, fühlte in ihres Herzens Einsamkeit die warme Nähe eines anderen Menschen, ihres Freundes.

Alles schien gefangen vom Zauber dieser Einfahrt. Alles stand und sah. Alles schwieg. Erst als sie sich der Landungsbrücke näherten, klangen die Rufe der Schiffsleute, die Platz brauchten zu ihrer Arbeit. Die Glocke schrillte. Der Zauber war gebrochen.

„Soll ich Ihnen eine Droschke besorgen?“ fragte Herr vou Thumen.

„Bitte, ja.“

Graf Brunn hatte die letzte angerufen. Er bot sie Benigna an. Doch Herr von Thumen erklärte, er würde natürlich Frau von Dobritz bis zum Schloßplatz begleiten. Dort stünden Wagen genug. Und die Gräfin, die müde war, denn sie war etwas zart, küßte Benigna auf beide Wangen, sagte ein paar Worte über den schönen Tag, dann: „Auf Wiedersehen“ und fuhr mit ihrem „alten Majoratstrottel“, wie sie ihn nannte, davon.

Benigna und Herr von Thumen gingen

langsam, um den Strom der Ausgestiegenen vorbei zu lassen. Sie sprachen nichts. Am Schloßplatz hielt ausnahmsweise kein Wagen. So schritten sie über die Brücke, vielleicht daß sie drüben eine Droschke fänden. Er sagte nur einmal: „Das ist schön!" Und deutete zum Uferquai und zur Terrasse. Dann erwähnte er, diesen Sommer ginge er nach Bayreuth, um den neuen „Ring des Nibelungen" mit „aus der Taufe zu heben". Benigna gab halblaut zurück: „Und ich bleibe hier . . ."

„Kommen Sie doch auch hin . . ."

„Allein?"

Sie wollte sagen: ‚Mein Mann interessiert sich ja nicht dafür.'

Endlich fanden sie eine Droschke. Die letzte. Thumen meinte: „Ich kann Sie nicht allein in der Nacht fahren lassen."

Er gab die Nummer der Schillerstraße an. Benigna sah drüben in die Meißener Gasse hinein, wo das Quartier lag, und der Gedanke schoß ihr durch den Kopf: wenn jetzt etwa Papi hier wäre. Da lehnte sie sich zurück, daß der Lichtschein der Laternen ihr nicht ins Gesicht fiele, und sie zitterte ein wenig. Als der alte blaue Kasten, beim gleichmäßig müden, faulen Trabe seines Pferdes die Hauptstraße hinauffuhr, dachte sie einen Augenblick daran, ihrem Freunde zu sagen, er möchte doch lieber aussteigen, sie wolle allein heimkehren. Aber sie verschob es von Minute zu Minute. Nun fühlte sie, wie vorhin im Dunkel auf dem Schiff, daß seine Hand die ihre suchte. Er zog ihre Finger an die Lippen, er sagte flehende, leise Worte, daß er längst gewußt, wie verlassen sie sei, daß er sich Mühe gegeben, ihr ein guter Freund zu sein. Nur ein guter Freund und immer nur ein guter Freund und nichts anderes. Und er habe manche Nacht allein in seinem Hotelzimmer gekämpft, ob er ihr mehr sagen solle. Er sei immer Sieger geblieben über sich. „Haben Sie mir etwas angemerkt? Bin ich nicht tapfer gewesen? Habe ich mich nicht bezwungen?"

Dabei seufzte er und wollte eine Antwort von ihr. Sie aber war wie gelähmt. Aller Drang ihres Herzens zog zu ihm, und doch war eine solche Furcht in ihr, daß ihre Hand leise zitterte, wie im Fieber oder angesichts einer Gefahr. Ihr war, als könnte sie nicht mehr denken; ihrer Bewegungsfähigkeit, ihres Willens fühlte sie sich beraubt. Sein freier Arm glitt um sie herum, legte sich um sie, während er immerfort sprach, sie zu beruhigen. Dann berührte sein Gesicht ihr Ohr, ihr Haar, ihre Wange.

Als der Wagen plötzlich hielt, wachte sie auf. Sie richtete sich auf. Schon war ihr Freund auf der andern Seite herausgesprungen, um den Wagen herumgekommen, öffnete den Schlag, half ihr beim Aussteigen. Das Gartentor war offen. Sie reichte ihm, ohne ihn anzublicken, die Hand. Er neigte sich tief darauf. „Gute Nacht, gnädige Frau!"

Als sie die paar Schritte zum Hause ging, hörte sie, wie er dem Kutscher zurief: „Altmarkt!" Dann klappte der Wagenschlag, man hörte den müden Hufklang des Pferdes die Straße hinab schwächer werden. Benigna blieb stehen, ehe sie klingelte. Sie hielt die Hand aufs Herz. Es pochte so stark, daß sie meinte, man müßte es sehen, und sie rief: „Ida!"

„Wer ist da?" klang des Mädchens Stimme. Dann lief jemand fort.

„Ich bin's, Ida! Sind Sie noch auf?"

Der Schlüssel ward herumgedreht. Die Tür ging auf. Ida stand da in bloßen Füßen, ein Licht in der Hand, und stammelte: „Ich . . . ich wollte nämlich . . . ich denke doch, die gnädige Frau is längst zurück und schläft . . . Ich war schon schlafen gegangen."

Benigna achtete nicht auf ihre Worte, sondern sagte nur: „Ich brauche Sie nicht mehr, Ida . . ."

Dann verschwand sie in ihrem Schlafzimmer und zündete selbst die Kerze an. Ihre Füße zitterten, und sie setzte sich, schwach und matt, auf den Bettrand. Endlich raffte sie sich auf, zog sich aus. Dann saß sie wieder auf dem Bettrande, die Ellenbogen aufgestützt, das Gesicht in den Händen verborgen. Ihr war, als müßte sie rot werden, rot, rot wie Blut. Und doch, wenn sie daran dachte, wie seine Lippen auf den ihren gelegen, ward ihr heiß, und ein Schauer der Seligkeit überrann ihren Körper. Aber sie fürchtete sich vor irgend etwas. Angst-

lich blickte sie sich um. Ihr Auge fiel auf den großen Toilettenspiegel. Er gab ihr ein flammendes Antlitz zurück. Da sprang sie auf, lief hin, und wie sie einst getan, daß das Glas ihre Eitelkeit nicht wecke, so drehte sie heute den Spiegel um, daß er ihr nicht wiese: ihr unehrliches Glück und ihre brennende Scham.

Endlich huschte sie zurück zu ihrem Lager, legte sich, zog die Decke über und löschte das Licht. Und wie sie sich aufstützte auf das Handgelenk, um sich zum Nachttisch zu beugen, zitterte der Arm, daß er einknickte, und sie mit dem Kinn leicht auf die polierte Platte schlug. Aber sie spürte nichts von Schmerz. In der Dunkelheit lag sie auf dem Rücken ausgestreckt, mit offenen Augen. Sie begriff nicht den Aufruhr, der in ihr tobte, ihr Hirn umnebelte. Und sie schämte sich, schämte sich blutig rot und sehnte sich doch —

Da schreckte sie plötzlich empor: ihr schien, es sei jemand im Zimmer. „Wer ist da?"

„Ich . . ."

Adolphs Stimme. Er nahm ihre Hand und sprach leise: „Bena . . . wollen wir nicht wieder miteinander sein, wie . . ."

Sie aber entsetzte sich, drängte ihn fort und stammelte nur: „Geh!"

„Bena!"

„Geh!"

Sie stieß ihn fort. Er richtete sich auf und rief in plötzlichem Zorn: „Ich komme zur Versöhnung ... ich komme ... und Du sagst . . . eh . . . eh . . . gut . . . gut . . . na also — dann . . . gut . . ."

Dann hörte sie seine bloßen Füße, auf dem glatten Fußboden klatschend, sich entfernen.

Sie wußte aber kaum, was geschehen. Sie begriff nicht. Sie lag da, regungslos, mit offenen Augen.

35.

Benigna ward vor sich selber rot, wenn sie an den Abend dachte. Jetzt ging sie nicht mehr Straße auf, Straße ab, Thumen zu treffen, sondern suchte es so einzurichten, daß entweder Gräfin Brunn oder Frau von Hainsberg sie begleitete. Sie machte Mama, die sie lange nicht gesehen hatte, einen Besuch, und vor Verlegenheit war sie unnatürlich, übermäßig lieb, auch gegen ihre Schwägerinnen ungewöhnlich freundlich.

Frau von Dobritz begleitete sie zurück. Sie liebte die Hauptverkehrsadern nicht sehr. Wenn sie nach Neustadt ging, pflegte sie den Seitenweg über den Postplatz, am Zwinger vorbei, zur Augustusbrücke zu wählen. Die ruhigere Lage, die einfacheren Läden hier, in denen sie aus Sparsamkeit zu kaufen pflegte, die alten rußgeschwärzten Häuser, die bescheidenen Menschen dieser stilleren Viertel entsprachen besser ihrem Sinn.

Am Postplatz tauchten die gotischen Doppeltürme der protestantischen Hofkirche auf. Frau von Dobritz sagte: „Du hättest Sonntag nur die herrlichen Worte unseres Oberhofpredigers hören sollen. Ich habe so an Dich gedacht, mein Kind, so innig. Und ich habe Dich in mein Gebet geschlossen."

Benigna war mit anderen Gedanken beschäftigt: in einer Minute kamen sie an Webers Hotel vorüber, wo Herr von Thumen wohnte. Um ihrer Schwiegermutter zu gefallen, fragte sie nach dem Inhalt der Predigt. Doch Frau von Dobritz ging darüber hinweg. Sie wolle ein anderes Mal davon sprechen, in ruhigerer Stunde. Dabei sah sie Benigna mit allem Ernste ihrer harten und doch so liebreichen Züge an. Sie klagte, seit längerer Zeit sähe sie ihren Sohn so wenig, so entsetzlich selten fände ihre Tochter den Weg hinaus ins Schweizerviertel: „Die ganze Stadt fast liegt ja zwischen uns. Ich weiß es! Und dann diese Gesellschaften, die ich Euch beiden ja gönne, aber — aber im Innersten meines Herzens hatte ich doch gehofft, Ihr beide, — Ihr beide, beide . . . würdet öfters einmal den Weg zu Eurer alten Mutter finden . . . Ah . . ."

Herr von Thumen! Er stand an der Ecke mit dem Hotelportier, dem er einen Brief übergeben zu haben schien, und zog vor den Damen tief den Hut. Frau von Dobritz begann mit einemmal schneller zu gehen, ja zu laufen, so daß Benigna kaum mitkommen konnte. Benigna blickte nicht hinüber, sie folgte Mama, die mit ihr zwischen Zwinger und Taschenberg-Palais, zwischen Altstädter Wache und

Schloß der Brücke zueilte. Es war ein warmer Tag. Die Sonne brannte nieder auf die langen Sandsteinplatten der katholischen Kirche, und so war es vielleicht nicht erstaunlich, daß Frau von Dobritz einen ganz roten Kopf bekommen hatte. Sie hielt aber erst inne, als sie die Brücke erreicht hatten. Dort verabschiedete sie sich von ihrer Schwiegertochter, die über die Elbe ging, sich immer vorsichtig umwendend, immer im Bangen und immer doch voller Sehnsucht nach ihrem Freunde. Sie dachte im stillen, vielleicht folgte er ihr, aber sie sah nur immer noch am Schloßplatz Mama stehen, unbeweglich wie eine Schildwache, die etwa den Brückenkopf zu bewachen hätte.

Als Benigna nach Haus kam, fand sie zwei eingekniffene Karten vor:

von Thumen-Lengenberg

p. p. c.

Ida richtete dazu aus, Herr von Thumen hätte gesagt, er ginge nach Bayreuth, würde aber noch einmal vorher vorzusprechen versuchen. Benigna antwortete ruhig: „So. Es ist gut ..."

Sie ging mit den kleinen, dünnen, glänzenden Pappblättchen in ihr Schlafzimmer, schloß sich ein, wie sie seit jenem Abend der Heimkehr zu tun pflegte, betrachtete sie lange und strich scheu, liebkosend über das Papier. Dabei überkam sie wieder eine unendliche Sehnsucht. Sie fühlte einen Drang fortzugehen, hinaus, hinaus an die Luft. Und sie lief in den kleinen verwilderten Garten. An der Mauer stützte sie sich auf und blickte auf den Elbstrom. Wie dann ein grünweißes Dampfschiff langsam schaufelnd auf den vom Regen in Böhmen gelbgefärbten Fluten zu Tale glitt, dachte sie an die abendliche Landung, die nächtliche Fahrt. Und im Gedanken daran überlief sie abermals ein Schauer. Sie fühlte sich in ihrer Sehnsucht glücklich, und war doch nicht glücklich, als hinge das Gewicht von Erziehung und Pflichtgefühl zu schwer an ihr. Und wie sie nun auf den mit Unkraut überwachsenen Wegen des Gartens ging, schlug das Gefühl unglücklichen Zwanges, ruheloser Leidenschaft derart über sie zusammen, daß sie ins Haus lief an ihren Schreibtisch und, nachdem sie ängstlich zugeschlossen, mit zitternder Hand auf ein Blatt warf: „Mein geliebter Freund! Warum sehe ich Sie nicht? Sie reisen so ab? Das ist doch nicht möglich! Ich habe seit Tagen nichts von Ihnen gehört, Sie nur heute von weitem gesehen. Kommen Sie! Ich bitte sehr ... ich ... ja ich bitte Sie inständigst darum. Ich muß Sie sprechen. B."

Den Brief übergab sie ihrem Mädchen. Ida sah nicht auf die Adresse, sie fragte nur: „Ist Antwort, gnädige Frau?"

Benignas Stimme war heiser vor Erregung: „Nein ... ist nicht nötig."

Das Mädchen öffnete schon die Tür, da rief Benigna, erzwungen gleichgültig: „Vielleicht ist es einfacher. Also bringen Sie Antwort mit."

Lange Zeit verging, bis Ida wiederkehrte. Ihre Herrin lief währenddessen vom Tisch zum Fenster und vom Fenster zum Tisch. Endlich klingelte sie dem Burschen. Sie fragte, ob Ida zurück sei. Er stand stramm, schluckte, als ob er beim Kauen sei und sagte: „Se trinkt nur noch 'ne Schale Kaffee."

„Sie soll augenblicklich kommen."

Als das Mädchen erschien, rief Benigna nervös: „Warum kommen Sie denn nicht gleich! Sie wissen doch, daß ich warte. Haben Sie Antwort bekommen?"

„Herr von Thumen is fortgemacht."

„Abgereist? ... Ist schon abgereist? ... Dann geben Sie mir den Brief."

„Den hab ich dortgelassen."

In ihrer Aufregung wurde Benigna wütend: „Sie dumme Liese! Das ... das ist doch wirklich ..."

Das Mädchen ging gekränkt hinaus. Benigna setzte den Hut auf, nahm eine Droschke und fuhr zu Webers Hotel, in der Angst, der Brief möchte liegen bleiben oder in falsche Hände geraten. Sie fragte den Portier. Er wußte von nichts, meinte aber, sein Kollege, der Tagportier, den er heute zeitiger abgelöst, könnte den Brief vielleicht mitgenommen haben.

Benigna verbrachte den Abend in



Die Theatinerstraße in München.
Gemälde von C. Vetter.

solcher Unruhe, daß Adolf, der jetzt manchmal fast eisig gegen sie sein konnte, fragte, ob ihr etwas fehle. Sie verneinte kurz und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück. Dort saß sie am Schreibtisch und schrieb dem Freunde ihrer Seele einen langen, ängstlichen Brief. Sie fürchtete zuviel zu sagen, sie strich und änderte, und schließlich zerriß sie, nachdem sie bis spät in die Nacht gesessen, was sie geschrieben, kniete nieder am Ofen und verbrannte sorgfältig jeden einzelnen Papierschnitzel. Dann zog sie den Vorhang auf, löschte die Lampe und setzte sich ans offene Fenster.

Sie träumte, wie sie als Mädchen in der Jägerei auf dem Söller geträumt. Ihr war so sehnsüchtig ums Herz, daß sie hätte hinaufgreifen mögen zu den fernen, zitternden Sternen, mit denen der Himmel behängt war, soweit das Auge trug. Wie sie in den Frieden der Nacht schaute, kam auch leise eine ruhigere Stimmung über ihre Seele. Ihr schien ihr ganzes Leben so seltsam, daß sie meinte, darinnen seien Rätsel über Rätsel. Hinein klang ihr das Wort, das sie immer wieder hörte, genau mit dem Tonfall seiner Stimme: „Ich habe Sie ja so lieb." Plötzlich kam ihr da ein absonderlicher Gedanke. Vor Jahren hatte sie in irgendeinem Buche des Vaters ein arabisches Alphabet gefunden. Da war sie, damals noch ein halbes Kind, dem das ganze Leben wie eine große Heimlichkeit erschien, auf die Idee gekommen, sich das Alphabet einzuüben, damit sie „eine Geheimschrift" besäße. „Keine irdische Seele auf diesem Erdenrund" sollte es lesen können. Fräulein Luttermann hatte in den Schulheften hier und da die rätselhaften Kraxelfüße gefunden. Sie wollte wissen, was sie bedeuteten. Benigna schwieg. Ihr wurde Strafe angedroht. Sie schwieg. Sie wurde bestraft. Sie schwieg. Mamachen sollte Benigna zum Reden bringen. Sie schwieg. Nun wurde der Graf als letzte Instanz angerufen. Stolz sagte sie ihm, denn sie hatte eben in der Geschichtsstunde von den Märtyrern mitleidsvoll und begeistert gehört: „Es hat immer Blutzeugen gegeben!"

Da hatte Papi gelacht und gemeint: „Sie wird selbst nicht wissen, was der Unsinn bedeutet."

Benigna stand auf, machte Licht und versuchte, in den fast vergessenen Zeichen ihre Liebe niederzuschreiben. Das erste beste nahm sie zur Hand, die Schiefertafel, auf der sie jeden Abend mit der Köchin abzurechnen pflegte. Einzelne Buchstaben fehlten, vielleicht war die Geheimschrift überhaupt nie rechtes Arabisch gewesen. Sie sah ein — es ging nicht. Den ersten Satz aber, an dem sie ihr Gedächtnis erprobt, ließ sie stehen. Es war jenes Wort, mit dem ihr Freund seine Liebe gestanden, das ihr noch immer im Herzen klang: „Ich habe Sie ja so lieb." Es stand von rechts nach links zu lesen, oben auf der Tafel:

خِ حَبَ س يَ سُ لِب

Am andern Morgen richtete sich Benigna im Bett auf und blickte sich im Zimmer um, dann fiel ihr alles ein. In bloßen Füßen lief sie zum Schreibtisch hinüber, die geheimnisvollen Zeichen vom Abend wiederzusehen. Dann kleidete sie sich an und eilte zu Webers Hotel. Etwas befangen fragte sie nach dem Brief. Der Portier, der Benigna zu kennen schien, sagte, indem er die Mütze mit dem Goldstreifen zog: „Gnädige Frau, Ihre Frau Schwiegermutter war hier, und der hab' ich den Brief gleich mitgegeben. Sie sähe Sie ja, hat sie gesagt!"

Benigna zwang sich zu gleichgültiger Ruhe. „So, so. Dann ist es gut."

Und sie ging davon in all ihrer geraden Haltung, ganz Dame, während doch in ihr ein unglückliches, zitterndes Frauenherz furchtsam klopfte. Bis zur Ecke hatte sie sich beeilt, daß man sie nicht am Hotel sehen sollte. Sobald sie den Postplatz betrat, schritt sie langsamer. Über den Dippoldiswalder Platz konnte sie die Prager Straße erreichen und nach Hause zurückkehren, ohne daß man ahnte, wo sie gewesen war.

Just, ehe sie abbog, ward sie von jemand überholt: von Frau von Dobritz. Benigna erschrak. „Mama, Du?"

„Warum nicht ich?"

Sie war ernster noch als sonst. Benignas Wangen hatten sich gerötet im

schlechten Gewissen. „Ich ... ich erwartete Dich nicht.“

„Das glaube ich schon, mein armes Kind!“

Mamas Ton erschien ihr eigen. Und ‚mein armes Kind?‘ Benigna fragte: „Warum denn armes?“

„Weil ich Mitleid fühle mit Dir!“

„Mitleid?“

„Ja, Benigna, Mitleid.“

„Verzeih’, Mama, aber ich wüßte nicht, warum Du mit mir Mitleid empfinden solltest.“

Frau von Dobritz Augen’ waren hart, hart wie damals, als sie zu ihrer Schwiegertochter von ihrer Ehe gesprochen hatte und den schweren Jahren ihrer Witwenschaft. Sie nahm Benignas Hand und preßte sie mit ihren knochigen Fingern, während sie weiter schritten, jetzt durch die menschenleere Reitbahnstraße, und sie blickte ihre Schwiegertochter kummervoll an: „Was tust Du?“

In Benigna stieg die Angst. Sie stammelte: „Mama, ich weiß es nicht...“

Noch einmal sagte diese — stärker war der Druck ihrer harten Hand, schmerzlicher ihr Auge —: „Was tust Du?“

Da traten eben aus der nahen Schwadronskaserne der Gardereiter zwei Offiziere, die sie kannten. Um ihnen nicht zu begegnen, nahm Frau von Dobritz schnell Benignas Arm und drehte mit ihr um. Mama sagte: „Wir müssen zusammen sprechen. Komm mit zu mir, Benigna. Die Kinder sind ausgegangen. Wir sind ganz allein.“

Die sparsame Frau, die kaum je die Pferdebahn benutzte, rief eine Droschke an, und sie stiegen ein. Benigna ließ alles mit sich geschehen. Sie sprachen beide bis zur Dobritzschen Wohnung kein Wort. Benigna dachte, und ihr wurde kalt dabei: ‚Ob sie alles weiß?‘ Mama bezahlte den Wagen. Sie klingelte nicht, sondern öffnete mit dem Drücker die Tür. Dann gingen sie in das Schlafzimmer, in dem Frau von Dobritz einst, vor fast fünf Jahren, zum erstenmal die Schwiegertochter mit ernsten, doch herzlichen Worten begrüßt hatte. Sie riegelte zu, dann fiel das erste Wort: „Setze Dich, mein Kind. Hier. Zu mir. Setze Dich.“

Benigna ließ sich ihr gegenüber langsam nieder. Frau von Dobritz schien nach Worten zu suchen, während sie ihre braunen, durch langen Gebrauch dunklen Handschuhe auszog. Endlich fing sie an: „Ich möchte Dich zunächst an meine Bitte erinnern, immer Vertrauen zu haben zu mir. Wollte Gott, Du hättest es gehabt. Sage nichts, mein Kind. Höre mich erst an! Benigna, Du bist auf falschem Wege...“

„Wieso, Mama?“

„Mein Kind, Du weißt es.“ Sie schwieg und sah ihre Schwiegertochter an, hart und forschend. Benigna senkte die Augen. Sie sagte nur leise: „Ich weiß nicht recht, was Du meinst.“

Plötzlich stand Frau von Dobritz auf: „Es steht geschrieben: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen!“

Benigna schlug die Augen auf. Ihre Hände, ihre Lippen zitterten. Auch sie schnellte empor: „Mama, was soll das?“

„Das will bedeuten, daß Dinge geschehen, die nicht sein sollen!“

„Was? Was habe ich getan?“

„Was hast Du Deinem Manne am Altar gelobt?“

„Ich will wissen, was ich getan habe. Ich habe ... ich habe nichts getan ... und ich ... ich leide ... ich dulde es nicht, daß jemand so mit mir spricht. Ich ... ich habe nichts ... gegen ... gegen Adolph getan.“

Frau von Dobritz sagte ruhig: „Herr von Thumen —“

„Ja! Und? Was hat Herr von Thumen ...“

„Dein Verkehr mit ihm ist unrecht.“

„Ich tue, was ich will.“

„Aber dann reden die Menschen auch, was sie wollen.“

„Sie reden? Was reden sie? Wer redet? Wer? ... Wer, Mama?“

„Alle möglichen Menschen.“

Benigna warf die Lippen auf und setzte sich wieder in ihren Stuhl: „Pah! Laß sie doch reden!“

Aber Frau von Dobritz trat einen Schritt näher an sie heran. „Nein, mein Kind, das sagt eine Frau nicht. Die Ehre einer Frau soll unantastbar sein. Heilig soll sie sein. Eine Frau sagt

nicht, wenn Übles von ihr geredet wird, man soll die Leute reden lassen."

Benigna klopfte das Herz. Da sie den Brief in den Händen ihrer Schwiegermutter wußte, fand sie keine Antwort. Frau von Dobritz fuhr fort: „Man spricht über Dich und Herrn von Thumen. Es ist mir angeweht worden von den verschiedensten Seiten. Sogar Lexa hat es zu hören bekommen."

„Lexa? Du weißt, Mama, daß wir schlecht miteinander . . . nein . . . garnicht miteinander stehen."

„Leider. Das weiß ich. Aber das führt uns ab von dem, was ich Dir sagen will. Du sollst nur wissen, daß so etwas nicht verborgen bleibt. Man redet wahrscheinlich viel mehr über Dich, als wir alle ahnen, denn die wenigsten werden es uns, Deinen Verwandten, sagen. Liebe Benigna, ich weiß genau, was Du denkst. Du wunderst Dich über meine Unchristlichkeit und meinst, wie kann Mama so hart urteilen. Aber ich sage Dir: Ich kann scharf sein, wenn es not tut. Ich kenne sehr wohl Schwächen und Gemeinheit der Menschen, wenn ich auch Gott jeden Abend bitte, er solle mit uns nicht ins Gericht gehen, denn es wird kein ganz Gerechter unter uns erfunden. Am wenigsten ich, die ich Dir hier sage, was Dir nicht recht ist. Aber ich muß es Dir sagen. Aus mir spricht nicht die eifernde Mutter Adolphs, nein, mein Kind, aus mir spricht Deine Mama, wie Du mich nennst. Und die Mama muß sagen, wenn Du etwas tust, das nicht recht ist . . ."

Sie machte eine Pause und ging in dem nicht großen Raume auf und ab, daß jedesmal ihr Kleid leise den Rock Benignas berührte und die Luftwelle, von der Schreitenden in Bewegung gesetzt, Benignas loses Haar hin- und herwehen ließ. Benigna aber starrte schweigend zu Boden. Frau von Dobritz nahm ihren Gedankengang wieder auf. Sie redete ruhiger und ließ sich dazu langsam nieder in den Stuhl, Benigna gegenüber: „Die Mama sagt es Dir aber nicht, um Dich zu kränken. Meine liebe Tochter, ich sage es Dir, um Dich zu retten. Ja, sieh mich an, als wolltest Du sagen: ‚An mir ist nichts zu retten! Bin ich denn verloren?' Du kannst verloren gehen. Du bist auf falschem, auf bösem Wege. Ich habe es kommen sehen. Aber ich wollte mich nicht in Eure Ehe mischen. Habe ich das je getan?"

Benigna sagte dumpf vor sich hin: „Nein!"

„Heute tue ich es, denn wenn ich es nicht täte, wäre ich eine schlechte Mutter und müßte mich ebenso schuldig fühlen, als ob ich mit gesündigt hätte. Denn es ist Sünde, was Du tust. Du hast Dein Herz gehängt an einen Mann, der nicht Dein Mann ist vor Gott und den Menschen . . ."

„Mama!"

„Ja, ja, ja. Glaube nicht, daß ich es nicht wüßte. Und Gott gebe, daß niemand soviel weiß wie ich. Denn andere reden, in meinem Herzen aber soll es begraben sein."

Benigna überkam eine grenzenlose Angst, und in ihr war nun das entsetzliche Gefühl: ‚Was weiß sie denn, wo es doch niemand wissen kann als er und ich.' Und alle Masken fallen lassend, fragte sie mit starren Augen, naiv wie ein Kind: „Was weißt Du?"

„Daß Du ihn lieb hast."

„Ich?"

„Du! Ja Du . . . Benigna Dobritz. Denn das ist der Name Deines Mannes."

Benigna verbarg die Stirn in den Händen, und dann sagte sie leise, gleichsam als spräche sie mit sich selbst, und wiederholte seine Worte, die auf der Schiefertafel standen in den fremden Lettern, als sollten sie an ihn erinnern, früh und abends und abends wie am Morgen: „Ich habe ihn so lieb."

Im selben Augenblick aber fuhr sie empor. Das sagte sie zu ihres Mannes Mutter? Sie dachte, Mama müsse es ihr verbieten, aber die hagere Frau mit dem ernsten und doch so lieben Gesicht zog sie leise herüber zu ihrem Sitz, daß Benigna auf die Knie sank vor ihr, strich leise, liebkosend über ihre Schulter, streichelte ihr Haar, und da der Hut hinderlich war, zog sie ihr die Nadel heraus, nahm ihn ab und schob ihn, sich weit zur Seite beugend, auf ihr Bett. Dann legte sie leise Wange an Wange, und aus ihrer Brust kam es mit einem Alt-

laut, der schwang wie eine tiefe Metallsaite: „Armes Kind!“

Da breitete Benigna ihre Arme, umschlang die Mama, und während ihr stürzend die Tränen rannen, sagte sie: „Ich bin so furchtbar unglücklich!“

Frau von Dobritz liebkoste das zitternde, weinende Geschöpf. Dann begann sie zu fragen, wie das alles gekommen, forschte vorsichtig, und auf eine Antwort kam sie leise mit neuer Frage. Sie redete Benigna zu, Vertrauen zu haben. Kein Mensch auf der Welt solle je ein Wort erfahren von dem, was sie hier vernommen. „Erleichtere Dein Herz, rede, als ob Du mit Dir selber sprächest.“

Da enthüllte ihr Benigna alles Unglück ihrer letzten Ehezeit, wie unverstanden sie durchs Leben gehe, wie allein, wie grenzenlos allein. Sie sprach von ihres Mannes eigensüchtiger Art, sie schonte sich selbst nicht dabei. Sie erzählte alle Kleinigkeiten ihres Daseins, stellte hin, was sie schied, erklärte, wie sich das mit der Zeit entwickelt, und am Schluß, nachdem sie sich ganz entlastet, gestand sie, wie er sie nur, wenn sie sich sehnend zu ihm gesellt, von seinen gleichgültigen Dingen unterhalten oder sie gar zurückgestoßen hatte. Das flüsterte sie, Wange an Wange gelehnt, so daß Mama ihr nicht ins Gesicht sehen konnte.

Und da geschah etwas Erstaunliches: Frau von Dobritz sagte ihr leise Ratschläge, Erfahrungssätze der Liebe, Dinge, die, wie Benigna gemeint, dieser sonst so kühlen, ja harten Frau meilenfern liegen mußten. Sie sprach in anderem Ton, der religiöse Unterklang, der bei ihr selten zu fehlen pflegte, trat gänzlich zurück. Sie redete von der Zeit eigener Sehnsucht und Liebe. Sie ward wieder jung bei diesen Worten, und von ihr fielen aller Ernst und alle Härte ab, gleich einem Gewand, das sie nur vor den Menschen trüge. Lieblich fast wurden ihre Züge, die doch nie schön gewesen waren. Ein süßes Lächeln, wie Erinnerung, umschwebte die Lippen.

Sie sagte mit weicherer Stimme und zärtlicherem Klange als sie je gesprochen: „Du hast es nicht recht verstanden, Du liebes, armes Kind. Antragen durftest Du Dich ihm nicht. Die Liebe muß sich suchen lassen. Du mußtest Dich selten machen. Wenn Dir die Sehnsucht im Herzen brannte, da konntest Du wünschen, aber Du durftest nicht reden. Du darfst Deinem Mann gegenüber nur sein, wie eine Blume blüht und duftet, scheinbar für sich nur allein. Sieh, als ich jung war, habe auch ich Sehnen empfunden. Wenn die Bäume im rosenroten Blütenschmucke standen, da habe auch ich die Arme ausgebreitet nach all dem Lenzesblütenfall und hab in meinem ängstlichen jungen Frauenherzen gedacht: Nimm mich an Dein Herz und habe mich lieb! Und wenn dann mein Mann mich ans Herz nahm, nahm ich es als ein Geschenk und war glücklich und dankte es ihm ...“ Mama ließ tief den Kopf sinken. Sie sprach nur ganz leise, als schämte sie sich, es zu gestehen: „Aber endlich blieb er aus. Er hatte sein Glück ... anderwärts gefunden. Siehst Du ... das bricht das Herz. Und das wolltest Du tun? Kämpfe! Überwinde Dich! Aber das tu ihm nicht an, wie es mir angetan worden ist ...“

Benigna machte sich leise los von ihr: „Ich will es ja nicht ... aber ... soll dies Leben so fort gehen?“

„Ihr werdet wieder zueinander kommen.“

„Mein Herz nicht ...“

„Zeit ... Zeit ... Benigna!“

„Nein ... nie ... “

„Magst Du ihn gar nicht mehr? Deinen Mann?“

„Ich denke an den anderen.“

„Hast Du Deinem Manne etwas vorzuwerfen?“

„Wie meinst Du?“

„Betrügt er Dich?“

„Nein.“

„Und Du kannst ihn nicht wieder lieb haben?“

„Wenn ich einen anderen liebe?“

„Hast Du Deinen Mann nicht auch einmal geliebt?“

„O, wie ein willenloses Geschöpf! Angebetet habe ich ihn. Nur das war recht und gut, was er sann und sprach und tat. Ich hielt ihn für den Klügsten, Weisesten, Besten. Für den, der allein Recht hat. Wie habe ich vorher zu Papi gestanden. Papi, der mir alles war. Und wo kam denn Papi für mich hin?

Ach, ich habe es gefühlt, Papi war gekränkt ... Zeit ... Zeit, sagst Du ... mein Gott, wie habe ich selbst mich mit der Zeit verändert! Zeit! Zeit! ..."

Frau von Dobritz nahm sie bei beiden Armen und sah ihr ernst ganz nahe in die Augen: „Siehst Du: Zeit! Zeit! sagst Du selbst ... So laß Zeit vergehen ..."

Benigna schüttelte den Kopf. Langsam sagte sie: „Ich habe ihn so lieb!"

Da verlor Frau von Dobritz einen Augenblick die Geduld. Ihr strenger Ton kehrte zurück: „Ihn ... wen?"

Und auch Benignas Stimmung sprang um in Trotz für eine Sekunde: „Nun, den, an den ich immer denke, immer denke. Hörst Du, Mama?"

Frau von Dobritz ließ ihre Arme los. Bitter klang von ihren Lippen: „Und an den Du schreibst, nicht wahr?"

Da sprang Benigna auf, in jäher Heftigkeit: „Ah, daher weißt Du es also!"

„Woher?"

„Aus dem Brief!"

„Nein!"

„Gib mir den Brief, Mama!"

„So nicht."

„Ich verlange, daß Du mir den Brief gibst."

„Nein."

Benignas Lippen zitterten. In ihrer Erregung wußte sie kaum mehr, was sie sprach. Die Worte flogen nur so heraus: „Der Brief gehört mir. Dann willst Du ihn also unterschlagen ..."

Frau von Dobritz richtete sich auf in ihrer ganzen hagern Größe. Ihre Züge wurden so unerbittlich, wie das Leben selbst, das sie so gemacht. Ihre Stimme klang durchdringend: „Ich unterschlage nicht. Hüte Deine Zunge, mein Kind!"

„Gib mir den Brief."

„Nein."

„Du hast ihn!"

„Allerdings."

Und sie zog Benignas Brief an Herrn von Thumen aus der Tasche. Sie hielt das gelbliche Büttenpapier umspannt. Benigna aber, die einsah, daß sie ihn so nicht bekommen würde, sagte in verächtlichem Ton: „Gut, so behalte ihn, da Du ihn ja doch gelesen hast."

Frau von Dobritz sprach jetzt wieder kalt, klar, schneidend: „Ich habe ihn nicht gelesen! Da hast Du ihn. Abdrohen lasse ich ihn mir nicht!" Sie gab Benigna den unversehrten Brief. In diesem Augenblick klopfte es. „Wer ist da?"

Die Stimme des Mädchens klang: „Es ist angerichtet, gnädige Frau!"

Frau von Dobritz ging an die Tür: „Minna, sagen Sie den gnädigen Fräuleins, sie sollten immer essen. Ich komme heute nicht zu Tisch."

Benigna schwieg. Mama wandte sich langsam herum und sagte ruhig: „Ich machte im Hotel Weber der Superintendentin Giese meinen Gegenbesuch. Da fragte mich der Portier, ob ich nicht Herrn von Thumens Adresse wüßte, und hielt den Brief in der Hand. Weil ich Deine Schrift erkannte, übernahm ich es, ihn zu besorgen. Der Portier kennt mich seit zwanzig Jahren. Er gab ihn mir. Ich habe ihn genommen, damit er nicht in falsche Hände geriete, um ihn Dir wiederzugeben ..." Sie beugte sich zu Benigna: „Ich habe ihn genommen aus Angst für Dich! Vielleicht aus Scham. Und das ist Dein Dank!"

Noch immer stand Benigna unbeweglich, während Frau von Dobritz scheinbar gleichgültig fortfuhr: „Willst Du nicht Deinen Hut wieder aufsetzen?"

Benigna rührte sich nicht. „Willst Du Dich nicht zurechtmachen?"

Da streckte die junge Frau der alternden langsam die Hand entgegen mit dem Brief und sprach mit schwerem Entschluß von Selbstüberwindung, Beschämung und Angst: „Bitte, Mama, öffne. Lies!"

Frau von Dobritz nahm ebenso langsam den Umschlag, ging zum Nachttisch, holte die kleine gelbe Papierhülse gewöhnlicher Schwefelhölzer, die sie sich nur gönnte, ging zum Ofen, öffnete die Tür, kniete nieder, strich an, hielt den Brief an die Flamme, ließ ihn auflodern, langsam verkohlen und schloß wieder den Ofen. Als sie sich aufrichtete, fiel ihr Benigna schluchzend um den Hals. Mama aber sagte: „Das soll niemand lesen, auch Du nicht wieder. Es ist ... aus ..."

Und dann: „Willst Du mir etwas versprechen, mein Kind?"

„Wenn ich es kann?"

„Du kannst es. Schreibe ihm nie wieder."

Benigna riß sich los und blickte sie unter Tränen an: „Das ... Mama ... verlange ... verlange das nicht ...“

„Du mußt.“

„Ich ... ich ... ich ... kann ... nein, ich kann es nicht!“

„Er wird Dir nicht antworten!“

Wie ein Siegesleuchten ging es über Benignas Gesicht: „Er wird antworten!“

„Nein, Benigna ... denn er hat mir sein Wort gegeben, es nicht zu tun!“

„Das ist nicht möglich ... Mama ... wie ... was ... hast Du denn ...“

„Ich habe mit ihm gesprochen, und Gott war mit mir und lieh mir Gewalt, daß ich diesen Mann überwinden konnte. Ich habe ihm gesagt: Der andere ist mein Sohn, und diese Frau ist meine Tochter. Sie sind im Begriff, eine schwere Sünde zu tun an Gott und den Menschen. An mir und an meinem Sohn, und an Dir und Deinen Eltern ... und Benigna... an Deinem Kinde ... Ich habe ihm gesagt: wer in eine Ehe bricht, wer zwei Menschen entzweit, die sich vor Gott gefunden haben, der ist — hörst Du, Benigna ... der ist ... ein Schurke! Und wer einem Kind seine Mutter stiehlt, und einem Mann seine Frau, und Eltern ihre Tochter — der ist ein Dieb, ein gemeiner, ehrloser Dieb. Das habe ich ihm gesagt ...“

Benigna war zurückgewichen bis an die Wand. Dort lehnte sie sich an und fragte mit stockenden Worten: „Wann hast Du ihm das gesagt? ...“

„Ich ging mit Dir bis zur Brücke. Und ich wußte, er kommt nach. Da habe ich ihn an der Brücke erwartet, denn ich wußte, daß er folgen würde. Und er kam. Zwei Stunden bin ich mit ihm gegangen. In die entlegensten Viertel. Er leugnete. Dann wehrte er sich. Aber schließlich hat mir dieser Mann doch sein Ehrenwort gegeben, daß er nicht wieder kommt. Nie wieder. Daß er nie antworten wird. Nie. Da habe ich ihm die Hand zum Abschied gegeben, Benigna. Vorher gab ich sie ihm nicht, denn einem Diebe gebe ich nicht meine Hand. Er reiste am gleichen Tage ab. Er kommt nie wieder, Benigna! Nie! Nie!“

Benigna starrte aus großen, trostlosen Augen Frau von Dobritz an. Sie nahm ihren Hut, setzte ihn auf. Mama öffnete die Klappe ihres braungestrichenen Waschtisches, der einfach in Ausstattung und Gerät war, wie bei einem Bauer, tauchte ihren Schwamm ein und tupfte Benignas rote Augen. Dann gab sie ihr das grobe Handtuch, sich abzuwischen, machte sich selbst zum Gehen zurecht und sagte: „Ich bringe Dich hinüber, Benigna! Ich will mit Euch sein. Du sollst heute nicht allein mit Adolph bei Tisch sitzen.“

Auf dem Wege, gerade als ihre Droschke auf die Augustusbrücke einlenkte, nahm Benigna Mamas Hand, preßte sie, und ihre Stimme stockte, als sie sprach: „Nun bin ich wieder ganz allein!“

Frau von Dobritz aber neigte sich zu ihr: „Und Dein Kind, Benigna? Hast Du nicht einen Sohn?“

36.

Als sei ihr alles fern und fremd und gleichgültig, ging Benigna umher. Aber ihr Tag war nicht leer, wie in den Zeiten, da sie dunkel die Abkehr von ihrem Manne empfunden, und nicht fieberhaft von Sehnen erfüllt, da sie durch die Straßen lief, den einen zu suchen, den sie nicht suchen durfte: es gab immer zu tun, immer kamen Gäste, immer Besuch. Noch nie war es in dem Hause auf der Schillerstraße so lebhaft zugegangen. Es war, als sollte Benigna nicht allein sein mit ihrem Mann, als sollte sie nicht nachdenken, als sei alles nur dazu angetan, sie vergessen zu lassen. Mama erschien, um dem „zu Bette gehen“ des kleinen Hans beizuwohnen, und dann blieb sie, „da sie mal da war“, zum Abendessen. Sie brachte ihre Töchter wohl auch mit, und — o Wunder — Lexa gab sich alle Mühe, liebenswürdig zu sein. Ella aber, die auch früher immer gut mit ihrer Schwägerin sich gestanden und nur, wenn ihre Schwester dabei war, von dieser angesteckt zu sein schien, unterlag nicht mehr deren Einfluß. Es blieb Benigna nicht verborgen, sie dachte: ‚Aha, Mama hat Verhaltungsmaßregeln gegeben.‘ Sie fürchtete nur eines, daß ihre Schwiegermutter etwa auch mit Adolph sprechen könnte. Darum bat sie Frau von Dobritz, es ja nicht zu tun. Die lächelte und nahm Benignas Hand.

„Meine liebe Tochter, wir Menschen sollen Gottes Wegen nicht vorgreifen. Eure Liebe wird wieder erwachen. Ich bitte Gott täglich darum.“

Frau von Dobritz war immer gleichmäßig freundlich, wie alle, die Benigna umgaben und die zu ihr kamen. Gräfin Brunn lud sie ein, besuchte sie, überhäufte sie mit Zärtlichkeiten. Sie sagte einmal: „Deine Schwiegermutter gefallt mir so sehr, aber so sehr, sage ich Dir. Ich muß immer an meine Mutter denken, die hat ganz eine ähnliche Art g'habt. Ernst und streng, aber wenn man ihr hat in die Augen g'schaut, hat man schon g'wußt, wie sie's meint. Und mit Geld und Sparsamkeit ist es ganz das gleiche g'wesen. Denn ich, Du weißt's ja, Benigna, war doch ganz ein armes Komtesserl. Der Herr Vater, nämlich der Vater von meinem lieben Majoratstrottel, ist ja schrecklich reich, und heut mag er mich schon, aber damals, als ich heiratete, hat er von mir g'sagt: Meinem Sohn seine Auserwählte kommt finanziell ganz unbescholten ins Haus. Sie bringt nix mit, als ihr Sacktuch!“

Benigna lachte mit ihrer Freundin, im stillen aber dachte sie: ‚Warum erzählt sie mir plötzlich soviel von der Mama, die sie doch früher nicht angeschaut hat?‘

Inzwischen nahten die Herbstübungen. Premierleutnant von Dobritz hatte jetzt für den General im Brigadebureau viel zu tun. Endlich kam der Tag des Ausrückens. Unten im Hof hielt der Bursche mit den Pferden. Adolph räumte noch allerlei in seinem Zimmer, packte fort, schloß zu, dann prüfte er seinen Anzug und sah nach der Uhr: allzufrüh durfte er zum General auch nicht kommen. So setzte er sich noch einmal hin, während Benigna am Fenster stand und auf die Pferde sah. Sie war weit fort mit ihren Gedanken. Sie dachte: ‚Was wird wohl heute in Bayreuth gespielt werden?‘ Und ihr fiel ein, was sie jedesmal erregte: ‚Wie hat er nur Mama das Versprechen geben können!‘ Bitterkeit schlich in ihre Seele über seine Schwäche, Empörung über die Treulosigkeit, die sie darin wähnte, und dann ein leises Gefühl des Ärgers über ihre Schwiegermutter, die ihn überredet. Aber wie jedesmal in dieser letzten Zeit wich bald der Groll, der nur aufgeflackert war, ohne tief zu gehen. Er machte dem Zustande Platz, der immer mehr überhand nahm in ihrer Seele: einer unendlichen Gleichgültigkeit. Und wie immer, wenn sie im Wechsel der Gefühle dahin gekommen war, wurde sie müde. Sie ließ sich auf einen Stuhl nieder am Fenster, preßte die Stirn gegen die Scheiben und legte beide Arme auf das schmale Fensterbrett, das Kinn in die Hände zu stützen. Sie wußte kaum mehr, wo sie war, sie empfand nur dumpf: Meine Ehe ist hin, der Traum, der mir über Öde und Trostlosigkeit hinweghelfen sollte, ist — ausgeträumt. Und nun geht das Leben so weiter, indem es doch ganz gleichgültig ist, ob ich noch lebe oder nicht, denn ein Tag ist wie der andere . . .‘

Wie sie in Gedanken verloren saß, legte sich ein Arm um ihre Schulter, und sie fuhr erschrocken auf. Ein Säbel klapperte, die Sporen schlugen leise aneinander. Sie erschrak und wandte sich herum. Adolph sagte: „Es ist Zeit, Benigna. Ich muß fort.“

Langsam stand sie auf. Dabei glitten seine Hände an ihren Armen herab, blieben, ihre Finger umspannend, ruhen, und Adolph sagte, nicht bestimmt, nicht selbstbewußt, wie er sonst über sie zu reden pflegte, sondern ruhig und einfach: „Benigna, ein Wort, ehe wir uns trennen. Soll es zwischen uns so weitergehen? Ich finde . . . wir sind so auseinandergekommen. Ich, ich glaube . . . oder vielmehr, ich weiß nicht, ob ich Schuld daran habe. Ich möchte Dir nur eins sagen: wenn es so wäre, so tut es mir sehr leid. Und nun, wo ich auf Wochen ins Manöver gehe, möchte ich denn doch Dir vorher sagen, ja . . . ich muß Dir sagen, . . . daß ich sehr darunter gelitten habe . . .“

Sie hob den Kopf und sprach langgedehnt, mit einem Seufzer und ihre großen, schönen Augen traurig auf ihn geheftet: „Ich auch!“

Er fuhr leise fort: „Ich habe es mir vielleicht nicht so merken lassen, aber ich habe manchen Abend nicht einschlafen können, weil ich darüber nachdachte: wie ist das nur gekommen, wie ist das nur möglich!“

Und in eigenem Gedankengange sagte Benigna: „Ich habe Nächte kein Auge zugetan!"

„Ich war so traurig! Ich kann nicht sagen wie, Benigna!"

„Nein, das ist kein Leben mehr."

„Und die Menschen denken, wir sind das glücklichste Paar."

Es war nicht Rede und Widerrede, jeder hatte gesprochen, gleichsam in seinem Zimmer für sich. Nun standen sie einander schweigend gegenüber. Adolph sah plötzlich nach der Uhr. Er machte eine heftige Bewegung, daß der Säbel am Koppel klirrte: „Es ist die höchste Zeit. Lebe wohl. Und . . . wenn Du mir etwas zu vergeben hast . . . wissentlich habe ich Dir nichts getan, so — vergib mir. Ich bitte Gott, er möge uns wieder zusammenführen . . ."

Er wollte sich zu seiner Frau neigen, sie zu küssen, doch jäh kam ihr der Gedanke an seine Mutter. Sie fragte schnell: „Hat jemand mit Dir gesprochen?"

Adolph sah sie erstaunt an, unschuldig mit seinen nicht klugen aber schönen Augen. Er fragte: „Was meinst Du?"

„Nur so . . ."

Er zögerte. Hätte die Zeit nicht gedrängt, er würde wohl weiter geforscht haben. Es hätte die Auseinandersetzung zweier Menschen werden können. So lähmten ihn die Eile und das Staunen über ihre letzten Worte, daß er Benigna nur noch schnell umarmte, sich wandte und eiligst ging. An des kleinen Hans Zimmer aber hielt er noch einmal. Benigna hörte ihn eintreten, hörte das Kind, dem der Vater immer Herzlichkeit gezeigt, laut jubeln, und dann hörte sie Vater und Sohn die Treppe hinunter laufen. Sie trat ans Fenster; hinter der Gardine versteckt, sah sie zu, wie Adolph dem Kleinen noch einen Kuß gab, aufsaß, wie das Kinderfräulein Hans hochhob, damit der Vater ihn noch einmal küssen konnte. Dabei ließ sie das Kind mit seinen Schuhen auf Adolphs linkem Stiefel im Bügel ruhen, und er, der mit seinen Kleidungsstücken so peinlich war, ließ es ruhig geschehen und strich dem Knaben die Locken aus der Stirn. Er, der immer fürchtete, zum Dienst nicht rechtzeitig zu kommen, fand Zeit, seinen Sohn zu liebkosen. In Benignas Herz schlich ein leises Gefühl wie Eifersucht. Sie ließ den Vorhang langsam sinken.

Als dann der kleine Hans singend die Treppe herauf kam, rief sie ihn zu sich. Er trat ein mit einem hölzernen Pferde, auf dem ein richtiger Husar saß, genau bis in die Einzelheiten nachgebildet. Das zeigte er der Mutter und erzählte, Papa hätte es ihm geschenkt. Dann hob er den Zeigefinger und sagte altklug, bedeutungsvoll: „Papa kommt aber wieder!"

Benigna zog ihr Söhnchen an sich und strich ihm durch die dichten Locken, die rund um das Köpfchen hingen und nur, in die Stirn gekämmt, über den Augenbrauen gerade abgeschnitten waren. Sie sprach mit dem kleinen Mann, doch er antwortete nicht, sondern versuchte immer auf das Pferdchen zu sehen, das ihn in diesem Augenblick das Wichtigste dünkte. Die Mutter aber kränkte es, daß der Kleine nur an seines Vaters Geschenk dachte, und in stürmischer, fast ärgerlicher Zärtlichkeit setzte sie das Holzpferd zu Boden, zog ihren Sohn auf die Knie und küßte ihn. Wie sie den zarten Duft einsog, der von seiner Haut, aus seinem Haar und Körper zu steigen schien, jenen merkwürdigen Duft, nur gut gepflegten Kindern eigen, kam über die Einsame ein steigendes Gefühl von Zärtlichkeit und Befriedigung. Das Bewußtsein, nicht ganz allein zu stehen, ein Liebes, ihr Gehörendes zu besitzen, schlich in ihr Herz mit beseligender Süße. Sie hielt den kleinen Körper umschlossen, sie preßte das Kind an sich, wühlte in seinen Locken.

Hans aber, die Zärtlichkeit seiner Mutter nicht gewöhnt und nur vom Wunsche erfüllt, sein Pferd zu streicheln, wollte sich losmachen, strampelte und wehrte sich. Da ließ ihn Benigna frei, erschrocken, enttäuscht. Als aber das Kind sein Pferdchen in die Arme nahm und streichelte, sagte Benigna in jäher Heftigkeit: „Ungezogener Bengel!"

Das Kinderfräulein stand bescheiden in der Tür. Zu ihr flüchtete der kleine Hans. Erschrocken starrte er seine Mutter an, und wie er ihren bösen Ausdruck sah, begann er mit einemmal zu heulen. Darauf sagte seine Mutter erregt: „Geh! Ich mag Dich nicht sehen."

Das Fräulein führte ihn fort. Benigna blieb sitzen. Ihre Hände zitterten vor Aufregung. Sie fühlte sich tief verletzt in ihrem Mutterherzen. Sie dachte: ‚Hans liebt nur seinen Vater und mich nicht.‘ Als sie aber am Nachmittag mit ihrer Schwiegermutter darüber sprach, meinte die nur lächelnd: „Was hast Du gesagt, und was sagte ich: Zeit! Zeit! Meinst Du, ein Kind sei anders, als ein Erwachsener? Wenn Du heute abend allein bist, frage Du Dich einmal: habe ich alles getan, mir des Kleinen Liebe zu erwerben?“

Benigna saß allein. Sie hatte den kleinen Hans zu Bett gebracht. Sie hatte sich gezwungen, ruhig zuzusehen, wie dem Fräulein des Kindes zärtlichere Küsse gehörten, und nicht ihr, der Mutter. Sie sagte sich: ‚Mama hat recht; ich habe in den letzten Monaten nichts getan, um meines Sohnes Liebe zu erwerben. Ich bin abends in Gesellschaft gewesen, am Tage machte ich Besuche und irrte umher und suchte dem Manne zu begegnen, der sein Wort gegeben hat, mir nicht zu schreiben und mich nicht wiederzusehen, nach einer Unterredung von elenden zwei Stunden. Das Mädchen aber, das bei meinem Kinde ist, um geringen Monatslohn, das Mädchen, dessen Sohn er nicht ist, das ihn am Tage, da es den Dienst nahm, zum erstenmal erblickte, und am Tage, da er in die Schule geht, vielleicht zum letzten Male erblicken wird, dieses Mädchen opfert sich für ihn Stunde um Stunde.‘

Ehe Benigna sich schlafen legte, schlich sie noch einmal hinüber zum Bett ihres Kindes. Sie leuchtete vorsichtig mit der Kerze und betrachtete den kleinen Lockenkopf auf dem Kissen. Die Augen waren geschlossen, halboffen stand der Mund, die Händchen lagen unter das Kopfkissen geschoben, und die kleine Brust hob und senkte sich leise. Er sah seinem Vater sehr ähnlich. Benigna fand es in diesem Augenblick, ohne im Zorn an Adolph zu denken. Aber ihr kam der Gedanke: wenn die Gestalt vom Vater war, so wollte sie doch in dem Kinde wecken und erziehen, was ihr gehörte. Diesem jungen Menschensohn wollte sie etwas mitgeben von ihrem Märchensinn, von ihrem leicht entflammten Herzen. Und dazu mußte sie sich dieses Kindes Herz und Seele gewinnen. Sie empfand ein Gefühl der Genugtuung, beinahe süßer Rache bei dem Gedanken, den winzigen Erdenbürger, der ihnen beiden gehörte, in seinem Herzen und seiner Seele auf ihre Seite zu ziehen.

Benigna suchte nach dem Pferdchen. Es stand zwischen einem Schrank und dem Waschtisch, eine Serviette als Decke auf dem Rücken, wie im Stall. Sie nahm das Holzpferd, setzte vorsichtig den Reiter darauf und stellte es auf einen Stuhl ans Bett, damit der Kleine es beim Erwachen fände.

Nun ging sie jeden Tag mit ihrem Sohne spazieren, fuhr in der Pferdebahn, weil er das so liebte, stieg am „großen Garten“ aus. Sie schritt durch die Hauptallee mit ihrem schönen Schmuck dichtbelaubter Kastanienbäume, sie stand mit dem kleinen Mann am Teich, und beide sahen den Schwänen zu. Dann gingen sie in den „Lologischen“ Garten. Sie lachte mit Hans über die komischen Affen, und als er vor einem Pavian sagte, das sei ja die alte Dame, die in der Pferdebahn ihnen gegenüber gesessen, unterstützte sie seine Kinderphantasie, spann den Gedanken aus, als wäre sie in ihre Jugendzeit zurückgekehrt, wo ihr in Moritzburg alles deutungsreich erschien, ein Erlebnis, eine Fabel.

Da sehnte sie sich nach der Jägerei. Es war einsam in Dresden, die Offiziere im Manöver, die Frauen irgendwo auf einem Gut. Graf und Gräfin Brunn nahmen auf längere Zeit Abschied, sie mußten nach Heiligenstein zum „Herrn Vater“, „ihre jährliche Strafzeit abzusitzen“.

Als am Abend vor der Abreise die Gräfin noch einmal auf der Schillerstraße erschien, brachte Benigna sie nach Altstadt zurück, und wie jetzt immer, führte sie den kleinen Hans an der Hand: „Poldi, wir dürfen nicht so schnell gehen, mein Sohn kommt sonst nicht mit.“

Ihren Sohn nannte sie ihn mit gewissem Stolz. Gräfin Brunn nahm sein anderes Händchen. Sie liebte Kinder sehr und wußte mit Hans so gut sich zu unterhalten, daß er ab und zu losließ, ihr etwas zu erzählen mit drolligen Hand-

bewegungen wie ein Erwachsener, beinahe als leitete er ein Orchester.

„Ist er herzig, der Bub!“ sagte die Gräfin. Sie beklagte sich, ihr Schwiegervater mache es ihr zum Vorwurf, daß sie keine Kinder habe, denn das Majorat Heiligenstein käme so an eine andere Linie. Zum erstenmal ging sie über die übliche Frauenfreundschaft hinaus und öffnete ihr Herz. Sie beneidete Benigna um ihren Sohn, beneidete sie um Mama, um Papi, um Mamachen, um das Elternhaus in der Jägerei. Ihre Freundin wüßte gar nicht, wie gut sie es habe; sie aber grause sich davor, nach Heiligenstein zu gehen: „Weißt was! Du besuchst uns! Du besuchst uns! Gelt? Ich werd's meinem Majoratstrottel sagen. Du meinst wohl, Du langweilst Dich bei uns? Ah, so ist's nicht! Nachdem der Thumen erklärt hat, Heiligenstein sei eines der schönsten Schlösser, das er gesehn hat! Und der kennt sich doch aus!“

Benigna fragte schnell, fast scharf: „Wird er da sein?“

„Ah, gar kein' Red! Der kommt nicht wieder ...“ Und sie erzählte scheinbar unbefangen, aber doch, wie Benigna schien, mit einer Art von Absichtlichkeit, Herr von Thumen habe dort einer Kusine von Brunns, die freilich „etwas ein leichter Vogel“ sei, derartig den Hof gemacht, daß der „Herr Vater“ erklärt habe, solch einen Kerl sollten sie ihm nie wieder ins Haus bringen. Aber der alte Herr sei streng in derartigen Dingen und „ecklich“ bei seinen achtzig Jahren.

Benigna dachte, wie so oft jetzt bei Äußerungen von Menschen: ‚Weshalb erzählst Du mir das, liebe Freundin? Willst Du mir wehe tun?‘ Aber dazu war die Gräfin zu gutmütig. Und Benigna meinte für sich: ‚Außerdem tut mir's nicht weh!‘

Als sie mit ihrem Sohn nach Haus fuhr, fragte sie sich: ‚Ist's wahr, tut es mir nicht weh?‘ — Nein! Was ging sie Herr von Thumen noch an?

Doch, als sie mit der Köchin abrechnete und auf der Schiefertafel den morgenländischen Zauberspruch wieder fand:

خِ حَبَ س يَ سُ لِب

ließ sie den stehn. Die Köchin meldete auch gerade, der Bursche sei da mit einem Pferde, und sie übergab einen Brief, den er mitgebracht hatte. Adolph schrieb:

Meine geliebte Bena,

Leider habe ich Pech gehabt. Der große Braune hat sich einen Nagel in den Huf getreten. Da es eitert und der Gaul längere Zeit lahm bleiben wird, schicke ich ihn heute per Bahn zurück. Hoffentlich seid Ihr wohl, Hänschen und Du. Ich küsse Euch beide von Herzen. Hänschen soll recht artig sein und Dir Freude machen. General bis jetzt sehr zufrieden. Wir haben, glaube ich, gut abgeschnitten. Er läßt sich Dir empfehlen.

Ich küsse Dich, meine geliebte Bena,

Dein

M. Q. Mickschen b. Leisnig Dolph.

9. September 1876.

Benigna las den Brief ein zweitesmal, und als sie zu Ende war, kehrte ihr Auge zu Anfang und Schluß zurück, zu „Bena“ und „Dolph“. Ja, da stand es: „Bena“ und „Dolph“. Also er wollte die Rückkehr zueinander wahr machen, soviel in seinem Wesen eben lag.

Ehe Benigna das Licht vor dem Schlafengehen löschte, faltete sie den Brief wieder auseinander: „Bena“ und „Dolph“. Und während sie den Schlaf suchte, dachte sie: ‚Es ist mein Mann. Ich habe ihn mir gewählt.‘ Ihr kam ins Gedächtnis zurück, wie sie Adolph zum erstenmal erblickt hatte. Er war eigentlich genau so geblieben, wie damals. Sie hatte nichts von seiner Art gewußt, nur sein Äußeres hatte sie gesehen. Und das war geblieben. Ja, vielleicht, wenn es sich verändert hatte, war es höchstens männlicher geworden. Und seine Seele? Hatte sie etwas von ihr gewußt? War er nicht eigentlich allein ein Geschöpf ihrer Phantasie? Wenn nun der wirkliche Adolph von Dobritz gar nicht so war, wie sie ihn sich erdacht hatte, wie durfte sie das ihm vorwerfen?

Am andern Morgen rief sie Ida: „Bringen Sie die Koffer, wir wollen packen.“ Und zum Kinderfräulein: „Besorgen Sie einen Wagen, wir reisen ab.“

Hans hing sich an die Mutter: „Wo fahren wir hin, Mama?“

„Wo möchtest Du hin?“

Der Kleine überlegte, dann flüsterte er geheimnisvoll seiner Mutter ins Ohr: „Zu Großpapa!"

„Da wollen wir auch hin. Aber Du darfst niemand etwas davon sagen."

„Niemand!" antwortete das Kind und legte den Zeigefinger auf den Mund. Auf den Fußspitzen schlich er davon, als dürfe es kein Sterblicher hören. Nach ein paar Augenblicken kam er wieder, ebenso leise, winkte seine Mutter heran, flüsterte ihr zu, mit krauser Stirn und geheimnisvoller Miene, und hob den Zeigefinger: „Es ist großes Geheimnis, Mama! Du—ich! Großes Geheimnis!"

Eine Blutwelle flutete zu Benignas Herzens. Sie zog stürmisch ihren Sohn an die Brust: „Mein lieber, kleiner Kerl!"

Und sie fuhren durch den lichten Sommertag nach dem Moritzburger Winkel. Sie fuhren den altbekannten Weg über den wilden Mann mit seinem steilen Berge, über die „Baumwiese", die Elbrandung hinan. Sie fuhren die lange gerade Chaussee unter den dichten Kastanienbäumen, die leise über ihren Häuptern rauschten. Benigna war es, als ließen sie vieles hinter sich, Erinnerung und Scham, und wie sie daran dachte, nahm sie das Taschentuch und wischte sich in unwillkürlicher Gebärde die Lippen rein. Sie fuhren, Mutter und Sohn. Und Benigna war nicht mehr ganz allein, denn in ihr Ohr klang Kinderlachen, und ihr Auge blickte in zwei selige Knabenaugen, tief und dunkel, wie die der Mutter. In ihnen schienen ferne Länder zu liegen, unerschlossene, dämmernde Welten. Benigna hätte einst gesagt: das Reich „Wundersam" und die Insel „Fernimmeer". Sie sah dabei das träumerische Erwachen der Kinderseele, und eifernd stieg abermals der Gedanke in ihr auf: ‚Er gab ihm die Gestalt, Du willst ihm Dein Wesen einhauchen.'

Nun kamen sie Eisenberg näher und näher. Hänschen rief plötzlich: „Mama! Mama! Ein großes Schloß!"

Sie lachte ihn aus: „Kennst Du das nicht?"

Der Kleine wurde ernst, dann hatte er es gefunden: „Moritzburg!"

Und er lachte laut. Der Apotheker grüßte. Da wohnte der General. Niemand zu sehen. Das Rentamt. Nun wuchs das Schloß. Am Landstallamt bogen sie ab, fuhren durchs Tor am Teiche hin. Benigna dachte: ‚Was wird Papi für Augen machen!' Man sah schon das Dach der Jägerei. Benigna blickte zu den Fenstern hinauf. Niemand war zu erblicken. Der Wagen hielt. Da trat Friedrich aus der Tür: „Nein, die gnädige Frau . . ." Er öffnete den Wagenschlag, küßte Benignas Hand, und wie er sich neigte, sah sie zum erstenmal mit Bewußtsein, wie die Zeit seinen Scheitel gelichtet. Sie dachte und hielt den Atem an: ‚Die Eltern sind am Ende nicht zu Haus!' Aber als hätte Friedrich ihre Gedanken erraten, meinte er: „Die Herrschaften sind eben zu Tisch gegangen."

Auf der Treppe kam ihr Papi entgegen, die Serviette noch in der Hand: „Das nenne ich eine Überraschung!"

Er hielt seine Tochter lange umschlungen. Als er sie losließ — irrte sie sich — oder waren ihm die Augen feucht? Er sagte, sie müsse bleiben, lange bleiben, . . . und als sie meinte: „So lange ich darf!" antwortete er: „Dein Zimmer ist immer bereit für Dich, so lange bereit, als Du willst."

Er umarmte sie stürmisch noch einmal. Dann nahm er seinen Enkelsohn auf den Arm; aber er wurde ihm zu schwer die Treppe hinauf, und Benigna half tragen. Mamachen blieb sitzen. Sie küßte ihre Tochter, dann sah sie Hans an. Er wäre gewachsen, meinte sie; Fräulein Luttermann aber hatte bei der Begrüßung etwas Steifes, Gekniffenes, als wäre irgend etwas verändert. Doch Benigna bemerkte es in ihrer ersten Freude nicht. Sie mußte erzählen und erzählen, denn der Graf fragte immer nach Neuem. Sobald die Rede kam auf Adolph oder welche Menschen sie in Dresden sahen, blickten sich Gräfin Moosburg und die Luttermann eigentümlich an, und nur Papi ließ das Gespräch weitergehen. Ein wenig spärlich blieb es. Benigna empfand es dunkel, aber sie kam auf keine Vermutung, denn Mamachen begann bald von all ihren kleinen Leiden zu erzählen, so melodisch und weich, daß es gar nicht schlimm klang.

Nach Tisch legte sich Mamachen schlafen. Benigna blieb bei ihrem Vater

sitzen. Sie fragte ihn plötzlich, was vorhin gewesen, Mamachen und Fräulein Luttermann seien ihr so merkwürdig erschienen. Er wich aus. Da stand Benigna auf, setzte sich wie in alten Zeiten ihm aufs Knie, streichelte ihm den Bart, redete ihm zu, ihr alles zu sagen. Graf Moosburg sprach. Er erzählte von Gerüchten, die zu ihnen gedrungen: sie ließe sich den Hof machen. Benigna senkte den Kopf. Wußten es denn alle Menschen? Sie kam sich vor, wie am Pranger, als stünde sie nackt und bloß auf dem freien Markt. Und sie redete mit ihrem Vater offener. Sie redete wie in Mädchenzeiten, wo sie Papi anvertraut, was sie sonst keinem Menschen auf der ganzen Welt gesagt haben würde, sie schüttete all ihr Herz aus. Er hörte zu, gleich einem Beichtvater; und wie der hinter dem Vorhang sitzt, während der Sünder seine Schuld bekennt, überdeckte er die Augen mit der Hand, daß nur der jetzt bald weiße Bart hervorsah und die höher gewordene Stirn. Und dann fragte er nach dem Grade ihren Vergehens. Sie sprach wie in einem Schauder: „Ich habe ihn geküßt!"

Der Graf sprach lange nichts, dann sagte er mit einem Anfluge von Verlegenheit und Bangen: „Und was ist noch geschehen?"

„Nichts."

„Habt Ihr Euch oft so getroffen?"

„Einmal."

„Und Du hast . . ."

„Einmal habe ich ihn geküßt."

„Du hast ihn nicht wiedergesehen?"

„Nein."

„Du wirst ihn auch nie wieder sehen?"

Benigna sprang auf und rief einmal über das andere: „Nein, nein, um Gotteswillen, Papi, nein! Nie, nie!"

Der Vater nahm ihre Hand und sagte: „Benigna, Eure Ehe darf nicht auseinandergehen. Sie braucht es nicht, Ihr müßt Euch wieder zueinander finden."

Sie seufzte: „Ich hatte mir das so anders gedacht!"

Er sprang auf und ließ ihre Hand los: „Und ich!"

Benigna glaubte, er wolle damit darauf anspielen, daß er seinerzeit von der Verlobung nichts hatte wissen wollen. Doch der Graf trat ganz nahe an seine Tochter heran: „Benigna, glaubst Du, wir hätten es uns nicht alle — oder doch viele, so viele — anders gedacht? Du hast mir vorhin ein Geständnis gemacht. Nachdem Du offen warst, will ich es auch sein. Und ich meine halt, es wird nicht gegen die kindliche Ehrfurcht verstoßen. Du kennst Deine Mutter. Wir haben einander genommen in heißer Liebe. Ich hatte den Kopf voll Träume. Ich wollte meinem Adoptivvaterlande überseeische Länder erobern. Ich wollte alles lernen und wissen und mich für alles interessieren. Ich hatte Träume im Sinn und tausend Möglichkeiten — und sie war jung und schön. Meine Mutter sagte: ‚Tu's nicht, sie paßt nicht zu Dir, sie kann nicht mit Dir fliegen, denn nicht einmal das Gehen hat sie gern.' Und was war Deine Großmutter für eine gescheite Frau! Ich sagte: ‚Ich werde sie mit mir reißen. Ich werde sie erziehen, sie formen, nach meinem Geschmack, meinen Interessen.' Aber Deine Mutter hat nie fliegen gelernt, nicht einmal springen, nicht laufen. Wenn ich von Michel Angelo ihr erzählte, sagte sie: ‚Das war sehr interessant, aber vergiß nicht darüber, daß ich auf die „Elegante Welt" abonnieren möchte!!!' . . ."

Benigna antwortete leise: „Papi, und Du bist immer so ritterlich gegen Mamachen!"

Er seufzte, er hatte einen so wehen, verzweifelten Zug, er duckte sich förmlich unter dem Schicksal und sprach mit einem Ausdruck, daß ihn seine Tochter beinahe erschrocken ansah: „Ich habe mich gebeugt und gefügt, aber erst nach Jahren, und ich war einmal der unglücklichste der Menschen." Dann fuhr er langsam fort, immer ruhiger, bald fast heiter lächelnd: „Heut ist das alles vorbei. Ich habe in Ehren mein Joch getragen. Sie kann für all das nichts dafür. Heute kaufe ich ihr schlechte, das heißt oberflächlich spannende Bücher, und wenn sie behauptet, Vercingetorix habe mit Cortez auf Nowaja Semlja den Frankfurter Frieden abgeschlossen, das käme in dem Epos ‚Soll und Haben' von Geibel vor, so stimme ich ruhig bei. Du kennst ja Mamachen!"

Papi rieb sich schmunzelnd die Hände, und mit einemmal ging er an seinen Schreibtisch, holte sich eine Zigarette, und er, der nie rauchte, aus Rücksicht für die Damen, steckte sie an, aber nur am offenen Fenster, und blies vorsichtig den Rauch hinaus. Dabei sprach er leise von seinen Gedanken über die Ehe. Vollkommen zueinander paßten nur ganz wenige Menschen, solche, die keinen Trieb und Nerv hätten, zufriedene, ruhige, ehrgeizlose Leute, ohne Temperament, denen die Nöte des Lebens, wie Krankheit und Geldmangel, Elend und Jammer nicht störend über den Weg liefen, oder aber sehr tüchtige Menschen, die vor lauter Arbeit und Ausnutzung ihrer Lebenskraft und Gaben nicht Zeit fänden, viel gegeneinander zu unternehmen. Endlich aber seltene Auserwählte, jene, die einander ergänzten, hochstehend beide. Das seien seine Eltern gewesen.

Der alte Herr redete ehrfurchtsvoll von ihnen, als sei er ein Kind. Er schloß: „Deine Großeltern haben sich in einer über vierzigjährigen Ehe nie ein böses Wort gesagt. Aber so können es nicht alle. Wir anderen Menschen wollen uns bescheiden. Dein Mann betrügt Dich nicht. Er ist kein Adler, aber er tut an seinem Platze seine Pflicht. Und glaube mir, er liebt Dich auf seine Weise. Und bist Du ohne Fehler?"

Sie fragte: „Soll ich ... Papi ... soll ich es ihm beichten?"

Graf Moosburg fuhr lebhaft hinein: „Nein! Er paßt nicht dafür. Er ... er könnte es vielleicht nicht begreifen."

„Aber dann ist nicht Offenheit zwischen uns. Nicht Wahrheit!"

„Was ist Wahrheit! Frage Deine Schwiegermutter, wo das steht. Daß Du es beichten wolltest — ist genug. ‚Die Sünde ist im Gedanken', sagt Jesus Christus. Laß Deinen Mann sein Leben leben und lebe Du das Deine. Es ist reich genug. Komme zu uns, jetzt kann ich es Dir ja sagen: ich habe gefühlt und darunter gelitten, wie fern Du uns geworden warst! Komme zurück! Wir werden reisen. Hier" — er deutete auf seine Bücher — „ist zu lernen genug. Die Natur bleibt immer reich dem, der sie liebt, und die Kunst — Dein Vater führt Dich in ihre Welt besser ein, als ... Herr von Thumen."

„Papi ..."

„Laß mich, Benigna ... Dir bleibt noch mehr: Du selbst. Lerne am Leben. Liebe das Leben. Wachse am Leben. Und Deinem Sohn stärke Sinn und Herz, Geist und Charakter, daß er das Dasein ertrage. Schärfe ihm die Waffen, daß er Sieger bleibe über das Leben. Jeder hat nur eines!" Graf Moosburg nahm seine Tochter beim Arm und ging mit ihr die Treppe hinab in den Garten. Er sagte spottend: „Jetzt hat Dein Vater wieder klug geredet, Benigna. Und was hat er selbst erreicht?"

Drüben an einem Sandhaufen spielte der kleine Hans. Mutter, Großvater sahen ihm lange zu. Dann schlug der Graf vor, eine Fahrt durch den Tiergarten zu machen. Da Mamachen noch schlief, fuhr er mit seiner Tochter. Sie nahmen den Kleinen mit. Er saß zwischen ihnen und sah sich mit seiner Mutter Augen die Traumwelt des Moritzburger Winkels an. Rund um den Schloßteich ging es, die Moritzburg stand immer mitten in den Fluten, einmal von der Abendsonne grell beleuchtet, dann wieder gegen das Licht, als hohe, schwarze Wand. Über die Schneusen wechselte hie und da ein schwarzer Keiler, eilig im Galopp, auf den Lichtungen standen Damhirsche und äugten herüber aus ihren dunklen Lichtern, neugierig, als schienen sie zu sagen: Benigna ist wieder im Land? — Niemand sprach. Das Kind schaute aufmerksam hinaus in den Waldfrieden, den es durch keinen Laut störte, als ob es begriffe, wie schön es hier war.

Als Benigna auf ihr Zimmer kam, fand sie alles schon ausgepackt. Da sah sie etwas auf dem Schreibtisch liegen. Die Schiefertafel, auf der sie mit der Köchin abzurechnen pflegte. Sie mußte in der Eile mit eingepackt worden sein. Das Mädchen hatte sie schön gewaschen und gereinigt. Benigna drehte sie um: die arabischen Schriftzeichen waren fortgewischt. Sie galten nicht mehr. Die Tafel war leer.

Aus der Geschichte des Feuilletons.

Von Toni Kellen.

Der Begriff des Feuilletons ist ziemlich weit, da in den Zeitungen die verschiedenartigsten Beiträge unter dem Strich untergebracht werden: literarische und kritische Studien, kürzere und längere Bücherbesprechungen, Reiseschilderungen, Sittenstudien, populär-wissenschaftliche Berichte, Biographien und Nekrologe, Artikel über Kunst, namentlich auch Theater und Musik, Romane, Novellen, Humoresken, Anekdoten und Scherze.

Das Feuilleton, das teils der Unterhaltung, teils der Belehrung dient, war ursprünglich nicht mit der politischen Presse verbunden, doch lassen sich seine Anfänge weit zurückverfolgen. Das Wort selbst, das bekanntlich Blättchen bedeutet, entstand, als die französischen Zeitungen den Versuch machten, das Feuilleton in der Zeitung so anzubringen, daß es leicht abgeschnitten und aufbewahrt werden konnte. Erst nach mancherlei Versuchen hat sich die Gewohnheit eingebürgert, das Feuilleton auf den unteren Teil der Zeitung zu setzen und ihn durch einen langen, dicken Strich vom politischen und allgemeinen Teil zu trennen. Große Zeitungen bringen außerdem Feuilletonartikel in Sonntagsbeilagen, einzelne auch in besonderen Beilagen, die ein kleineres Format besitzen als das Hauptblatt. In Frankreich wurde das Feuilleton früher häufig rez-de-chaussée (Erdgeschoß) genannt.

Während früher die Zeitungen im wesentlichen nur Tatsächliches zu berichten suchten und eine Kommentierung der politischen Ereignisse zumeist wegen der Zensur nicht möglich war, verlegten sich die Journalisten mit ausgeprägter Eigenart gern auf unpolitische Gegenstände, die sie im Feuilleton behandelten. So entwickelte sich der Charakter des Feuilletons als eine Darstellung, in der sich die subjektive Auffassung des Verfassers mehr oder weniger deutlich widerspiegelt. Der Essay, der als Literaturgattung schon früher bestand, hat gerade durch das Feuilleton eine ganz bedeutende Förderung erfahren.

Manche Schriftsteller haben feuilletonistisch geschrieben, ehe es ein Feuilleton in den Zeitungen, ja, ehe es überhaupt Zeitungen gab. Eine Geschichte des Feuilletons, wie sie Ernst Eckstein 1876 geschrieben hat, mußte naturgemäß ihre Aufgabe in der Weise beschränken, daß sie nur solche Autoren als Feuilletonisten betrachtete, die für das Feuilleton einer Tageszeitung geschrieben haben. Was die feuilletonistische Darstellungsweise betrifft, so erblickt Eckstein in dem Durchschimmern der Subjektivität das eigentliche Wesen des Feuilletons. Er faßt eben das Feuilleton nur als eine Plauderei auf, die möglichst geistreich sein soll. Dieser Begriff ist aber zu eng, denn das Reich des Feuilletons hat sich gerade in neuerer Zeit erheblich erweitert.

Es ist von hohem Interesse, in der Geschichte des Zeitungswesens nachzuforschen, wie das Feuilleton zu seinem jetzigen Inhalt und seiner gegenwärtigen Form gelangt ist. Seinen Ursprung hat es wenigstens zum Teil in der literarischen Kritik, die allmählich sowohl in Zeitschriften als in Zeitungen gepflegt wurde.

Schon der „Mercure galant“ brachte am Ende des XVII. und das ganze XVIII. Jahrhundert hindurch alle möglichen Nachrichten über Literatur und Kunst, wie wir sie heute in einem kleinen Feuilleton finden. Er hat zum erstenmal die Literatur mit der Politik verbunden.

Das erste literarische und wissenschaftliche Organ war aber das „Journal des Savants“ (1665), das schon gleich am Anfang wöchentlich, von 1742 an nur mehr monatlich erschien.

Wir betrachten es heute als selbstverständlich, daß Zeitungen und Zeitschriften Bücher kritisieren, aber in der ersten Zeit stieß die literarische Kritik auf heftigen Widerstand bei den Schriftstellern. Als Denis Sallo, Rat bei dem Pariser Parlament, das „Journal des Savants“ gründete, entstand ein allgemeiner Entrüstungssturm. Man durfte in der Zeitung doch nicht sagen, daß die Butter des Krämers Maillard schlecht sei, und nun sollte es einem Blatte freistehen, die Gedichte herunterzureißen, die bei dem Buchhändler Barbin verlegt wurden! Das war einfach unerhört. Das „Journal des Savants“ gab aber nicht nach. Es fand übrigens beim gebildeten Publikum soviel Anklang, daß schon in der nächsten Zeit ähnliche Zeitschriften in England, Italien, Deutschland, Holland usw. erschienen.

Pontchartrain erwarb 1701 das „Journal des Savants“ für die Rechnung des Staates. Damit war das Blatt in die Bahn einer zahmen Kritik eingelenkt. Als nun Desfontaines 1730 ein unabhängiges Literaturblatt, den „Nouvelliste du Parnasse“, gründete, setzten die Schriftsteller es 1732 bei der Regierung durch, daß sie das Blatt unterdrückte. Desfontaines ließ daraufhin unter dem Titel „Observations sur les écrits modernes“ ein neues Blatt erscheinen, aber der königliche Rat unterdrückte auch dieses Blatt am 6. September 1743.

Die Schauspieler und die Schauspielerinnen waren gegen die Kritik ebenso empfindlich wie die Dichter. Als Elie Fréron es gewagt hatte, in seiner „Année littéraire“ einige Be-

merkungen zu machen, die die Clairon auf sich bezog, obschon ihr Name nicht genannt war, setzte sie es durch, daß er vermittelst einer lettre de cachet verhaftet wurde. Es bedurfte des Einschreitens der Königin, um den Missetäter zu retten. Aber die Feinde, die er sich durch seine Kritik geschaffen hatte, triumphierten schließlich doch. Das Blatt war bereits in den 23. Jahrgang eingetreten, als es unterdrückt wurde.

Wesentlich feuilletonistisch war auch die „Correspondance littéraire“ gehalten, die Baron Grimm und Henri Meister von 1747 bis 1793 herausgaben, um ausländische Fürstenhöfe über die französische Literatur zu unterrichten. Sie wurde aber nur handschriftlich vervielfältigt und erst später ihres literarischen Wertes wegen in 16 Bänden gedruckt.

Das eigentliche Feuilleton kam um das Jahr 1800 in Frankreich auf. Es enthielt zunächst Besprechungen von Büchern und Theaterstücken, Reiseberichte und verwandtes, und erst von 1836 an auch Romane und Novellen.

Die Gebrüder Bertin kauften 1799 das „Journal des Débats“, das damals noch in Oktavformat erschien. Sie gaben ihm dann ein Quartformat, und schon nach wenigen Tagen druckten sie außer der gewöhnlichen Ausgabe noch eine größere in Folioformat, der unten ein Feuilleton angehängt war. Da die meisten Leser das Blatt mit dem Feuilleton zu erhalten wünschten, wurde schon nach einiger Zeit die Quartausgabe ganz aufgegeben. Das Feuilleton wurde sogar so beliebt, daß das „Journal des Débats“ in der Provinz 8150 Abonnenten fand, während die „Gazette de France“ dort nur 3250 hatte. Und doch war das Feuilleton noch ziemlich dürftig, denn es enthielt zumeist nur kurze Theaternachrichten, kleine Gedichte, Rätsel u. dergl. Dann aber gestaltete Geoffroy den Inhalt viel reichhaltiger, indem er Erinnerungsartikel, literarische Kritiken, Theaterreferate und mancherlei Artikel aus der alten und neuen Literatur, der Geschichte, der Philosophie und Moral, sogar der Politik brachte. Unter dem Kaiserreich erlangte das „Journal des Débats“ (damals „Journal de l'Empire“) 32000 Abonnenten.

Balzac bezeichnet Geoffroy mit Recht als den Vater des Feuilletons. Julien Louis Geoffroy (1743 bis 1814) stammte aus Rennes und genoß zur Zeit des ersten Kaiserreichs großes Ansehen als Theaterreferent. Er war ein klarer Kopf und verstand es, durch seine zutreffenden Theaterkritiken die Aufmerksamkeit der Pariser auf das Feuilleton, das sogenannte rez-de-chaussée, zu lenken. Sein „Cours de littérature dramatique“ hatte auch als Buch Erfolg.

Während er heute — wenigstens im Ausland — längst vergessen ist, ist sein berühmter Nachfolger Jules Janin auch jetzt noch als hervorragender Feuilletonist bekannt.

Jules Janin (1804 bis 1874) galt seinerzeit als Fürst der Kritik. Er veröffentlichte jeden Montag ein längeres Feuilleton über die Theateraufführungen der vorhergehenden Woche (daher die Bezeichnung: lundiste). Er war erst 20 Jahre alt, als er schon für den „Figaro“ schrieb. Dann ging er zur „Quotidienne“ über und war seit 1829 Mitarbeiter des „Journal des Débats“, doch begann er seine kritische Tätigkeit als Feuilletonist dort erst 1836. Jahrzehntelang gehörte er zu den meistgelesenen Schriftstellern. Er schrieb zahlreiche gehaltvolle Abhandlungen, die nach Inhalt und Form Meisterstücke der französischen Kritik sind. Er war ein geistvoller Journalist, der allerdings oft auch naiv gekünstelte und manieriert oberflächliche Scherze schrieb. Sein berühmtestes Feuilleton ist das, in dem er Paris und der Welt den Ruhm der jungen Tragödin Rachel verkündete.

Während früher die Kritiker den Inhalt der Theaterstücke ausführlich zu erzählen pflegten, schlug Janin einen anderen Weg ein, der seither auch von vielen anderen in- und ausländischen Kritikern befolgt worden ist. Der Inhalt der Dramen war Janin zu kompliziert für eine Analyse im Feuilleton, und er hielt sich deshalb nicht für verpflichtet, die Fülle der Szenen Schritt für Schritt zu begleiten. Er wollte als Vertreter der jungen Kritik zeigen, daß diese auch für eigene Rechnung denken und schreiben könne. So erzwang sich die Kritik auch neben den Autoren Beachtung, und wenn dadurch der Wert des Feuilletons gehoben wurde, so läßt sich doch nicht leugnen, daß ein Dichter dabei leicht ungerecht behandelt werden kann, und das Bemühen des Kritikers, geistreich zu sein, ihn zu sehr zu Paradoxen verleitet.

Janins Tätigkeit hat insofern auch im Ausland befruchtend gewirkt, als sie die Kritiker zu größerem Selbstbewußtsein erzog und sie veranlaßte, den Meister des eleganten Stils nachzuahmen.

Janin schrieb auch eine Anzahl Feuilletonromane, die sich nach dem Muster Eugène Sues in der Darstellung von Lastern und Verbrechen gefallen. Sein bedeutendstes Werk ist die von ihm selbst besorgte Sammlung seiner Theaterfeuilletous, die den allerdings etwas anspruchsvollen Titel führt: „Histoire de la littérature dramatique“ (Paris 1853 bis 1858, 6 Bände).

Das „Journal des Débats“ war die erste Zeitung, die auch der Musik ein eigenes Feuilleton widmete und keinen Geringeren als Hector Berlioz (1803 bis 1869) damit betraute. Während die Schauspielreferenten lundistes hießen, wurden die Musikreferenten mardistes genannt, weil ihre Feuilletons am Dienstag erschienen.

Neben Janin zeichnete sich namentlich in den ersten Jahren des zweiten Kaiserreiches der jetzt ganz vergessene Nestor Roqueplan (1804 bis 1870) aus, der mit Vorliebe die leichtfertigen Sitten seiner Zeit schilderte. In der Art seiner Darstellung kam ihm

später Hans Wachenhusen in seinen „Berliner Silhouetten“ und Spitzer in seinen „Wiener Spaziergängen“ am nächsten.

Der berühmteste Humorist der Romantiker war Alphonse Karr (1808 bis 1890), der als bewußter Sonderling sich mehr an den Jules Janin der späteren Zeit anschloß. Als Feuilletonist pflegte er teils die farbenreiche Schilderung, teils die Satire. Seine „Guêpes“ und manches andere wurden zu ihrer Zeit viel gelesen. Heute erscheint uns seine oft geschraubte Schreibweise nicht mehr genießbar, zumal wir viele Anspielungen nicht mehr verstehen.

Einen nachhaltigeren Einfluß übte Sainte-Beuve (1804 bis 1869) aus, der jahrzehnte lang gehaltvolle literarische Kritiken schrieb, die auch in Buchform in einer langen Reihe von Bänden als „Causeries du lundi“, „Nouveaux lundis“, „Portraits littéraires“ usw. erschienen sind.

Schon Véron (1798 bis 1867), der Gründer der „Revue de Paris“, hatte 1829 angefangen, in seiner Zeitschrift Romane in Fortsetzungen zu veröffentlichen. Emile de Girardin (1806 bis 1881) führte darauf in seiner Zeitung „La Presse“ 1836 das tägliche Romanfeuilleton ein. Die Erwägung, die ihn dazu führte, hing mit seinem gesamten Zeitungsreformplan zusammen. Er wollte einerseits eine billige Zeitung liefern, anderseits aber aus dem Anzeigen- und Reklameteil einen möglichst hohen Gewinn herausschlagen. Das konnte er nur, wenn er die Zeitung den Kreisen zugänglich machte, denen sie bis dahin zu teuer gewesen war. Während früher die Zeitung 80 Francs jährlich gekostet hatte, lieferte er die „Presse“ für 40 Francs oder 10 Centimes die Nummer. Aber er wußte wohl, daß auch das nicht genügte, denn die große Masse, die bis dahin Zeitungen nicht regelmäßig gelesen hatte, wäre durch politische Artikel nicht zu fesseln gewesen. Deshalb bot er ihr ein interessantes Feuilleton, vor allem Romane zur täglichen Lektüre. Das war ein neuer eigenartiger Reiz, der um so wirksamer war, als bis dahin die Romane in Buchform so teuer waren, daß sie zumeist nur in Lesekabinetten (Leihbibliotheken) gehalten wurden; umfaßten doch damals die meisten Romane mehrere Bände zu 7,50 Francs. Nun konnte auch der einfache Mann des Volkes sich für zwei Sous täglich eine Romanfortsetzung kaufen, und er bekam obendrein eine Menge anderen interessanten Lesestoffes, ja sogar auch politische Artikel dazu.

Emile de Girardin hatte einen solchen Erfolg mit seinem Plan, daß seine Zeitung schon in wenigen Monaten 20000 Abonnenten zählte, eine Zahl, die man bis dahin in der Presse gar nicht gekannt hatte. Schon bald richteten auch der „Constitutionnel“ und andere Blätter die Rubrik unter dem Strich ein, um den damaligen Romandichtern einen Raum in den Zeitungen zu gewähren und dadurch ein neues Anziehungsmittel zu gewinnen. Der „Constitutionnel“ ließ sogar einen Roman illustrieren, und das „Journal des Débats“, das den hohen Preis von 80 Francs jährlich beibehalten hatte, machte dem neuen Geschmack wenigstens die Konzession, daß es ebenfalls ein Romanfeuilleton einführte.

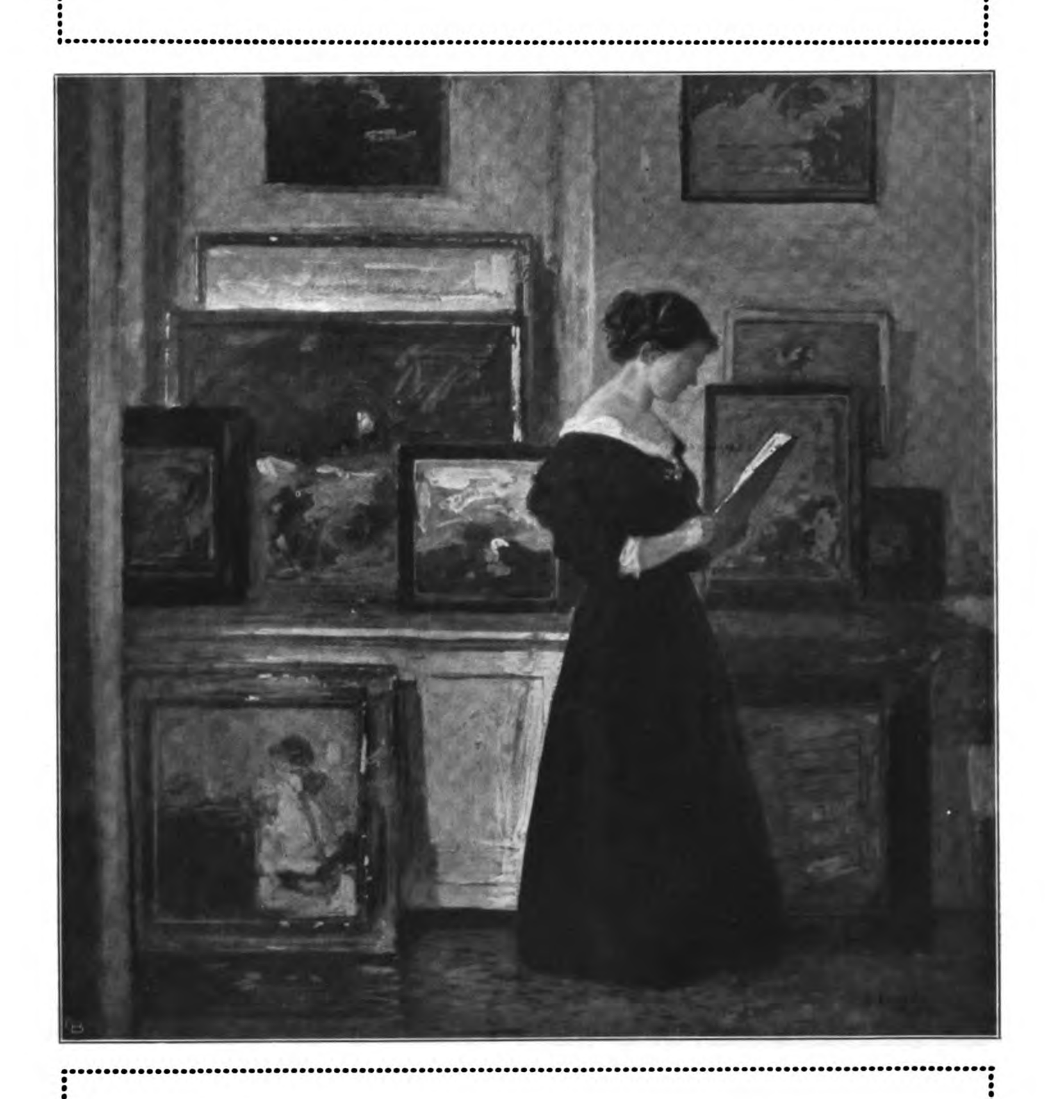
Die Romane von Alexandre Dumas und Eugène Sue verdankten ihren Erfolg nicht zum wenigsten ihrer Veröffentlichung im Feuilleton großer Tageszeitungen, in denen durch das bruchstückweise Erscheinen die Spannung des Publikums fortwährend wachgehalten wurde. Die „Drei Musketiere“, der „Graf von Monte-Cristo“, die „Geheimnisse von Paris“ und andere Sensationsromane erschienen zuerst im Feuilleton der Pariser Zeitungen. Als der „Constitutionnel“ den „Ewigen Juden“ von Eugène Sue veröffentlichte, stieg seine Auflage von 4000 auf 25000 Exemplare.

Selbst Balzac und George Sand fügten sich der neuen Manier, doch gelang es ihnen nicht immer die Leser zu fesseln, da ihre Romane für die Buchform berechnet waren. Namentlich besaß Balzac nicht die nötige Gewandtheit, um wie Dumas Vater, Eugène Sue und Frédéric Soulié die Aufmerksamkeit der Leser durch 100 oder gar 150 Fortsetzungen wachzuhalten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dadurch mancher geistvolle Schriftsteller von der Bahn der Kunst zu hastiger Tagesarbeit gedrängt wurde, während anderseits die hohen Honorare, die den Romandichtern aus dem Zeitungsabdruck ihrer Werke zuflossen, gewiß auch anregend auf emporstrebende Talente gewirkt haben.

Die Einführung des Feuilletonromans blieb auch auf den Buchhandel nicht ohne Einwirkung. Die Folge war nämlich, daß die Romane, die bis dahin meist 7,50 Francs gekostet hatten, nun für 3,50 Francs verkauft werden mußten und dabei noch lange Zeit nur schwer Abnehmer fanden. Mit der zunehmenden Bildung und dem wachsenden Interesse für die Lektüre stieg aber der Absatz der Buchromane zu einer Höhe, die man früher gar nicht gekannt hatte. Freilich hat die Verbilligung der Zeitungen — jetzt bildet in Frankreich der Soutypus bekanntlich die Mehrheit — auch wieder einen Preissturz der Romane zur Folge. Jetzt werden Romane, die noch in den letzten Jahren 3,50 Francs kosteten, schon für 90 Centimes verkauft. Allerdings erreichen diese einen Massenabsatz, bei dem Autoren und Verleger noch einen ansehnlichen Gewinn erzielen.

Die verbreitetsten Pariser Zeitungen, wie „Petit Journal“ und „Petit Parisien“, verdanken ihre große Leserzahl hauptsächlich ihren Sensationsromanen. Deshalb bezahlen sie gern 50000 Francs für einen ihren Wünschen entsprechenden Roman. Emile Richebourg hat sich mit solchen Romanen $1^1/_2$ Millionen Francs zusammengeschrieben. Xavier de Montépin brachte jede Zeile, die er schrieb,



Im Atelier.

Gemälde von Prof. Adolf Hengeler.

7 Francs ein. Jules Mary erhielt für den ersten Abdruck seiner spannenden Romane 1 Franc pro Zeile, als er aber einmal einen besseren Sittenroman schrieb, mußte er sich mit 50 Centimes die Zeile begnügen.

Die sogenannten Chroniques, die Reiseschilderungen, Literatur- und Kunstkritiken stehen zwar in den französischen Zeitungen nicht immer unter dem Strich, zählen aber doch ihrer ganzen Art nach zum Feuilleton. Die französischen Zeitungen geben eben denjenigen Beiträgen, die ihre Leser am meisten interessieren, auch den besten Platz und zumeist auch den breitesten Raum, so daß die Politik häufig sehr zurücktritt.

Unter dem zweiten Kaiserreich war es der „Courrier de Paris“, der zum erstenmal eine tägliche Chronik einführte; er setzte sie an die Stelle, an der in anderen Zeitungen die politischen Leitartikel standen. Die Idee fand übrigens Beifall und Nachahmung, so daß die „Patrie“ sogar fünf oder sechs Chroniqueure anstellte.

Edmond Scherer (1815 bis 1889) schrieb lange Jahre die literarischen Kritiken für den „Temps“, Emile Montégut (1825 bis 1895) für die „Revue des Deux Mondes“ und den „Moniteur Universel“. Auch der katholische Kritiker Armand Comte de Pontmartin (1811 bis 1890) lieferte zahlreiche literarische Kritiken, die nicht weniger als 25 Bände füllen (1854 bis 1880).

Francisque Sarcey (1828 bis 1899), der langjährige Theaterkritiker des „Temps“, schrieb nicht so elegant und nicht so leichtflüssig wie Jules Janin, aber er besaß in höherem Grade die Fähigkeit der kritischen Darlegung.

Von anderen berühmten französischen Feuilletonisten seien noch erwähnt: Gustave Planche, Paul de Saint-Victor, Louis Ulbach, Edmond About, Théophile Gautier, Charles Monselet, Albert Wolff, ein geborener Deutscher, der im „Figaro“ die sogenannte Boulevardplauderei pflegte, Aurélien Scholl, Jules Lemaitre, Emile Faguet, Gustave Larroumet, Gaston Deschamps, Edmond Biré, E. Blumnow.

Von Frankreich aus verbreitete sich das Feuilleton nach den meisten anderen Ländern. Es erfuhr namentlich in Deutschland eine sorgfältige Ausbildung, und wenn auch die deutschen Journalisten und Schriftsteller, die für das Feuilleton arbeiteten, die leichte Eleganz der Franzosen nicht erreichten, so haben sie doch durch eine schier unübersehbare Menge gehaltvoller Artikel zur Verbreitung von Literatur, Kunst und Wissenschaft in den weitesten Kreisen erfolgreich gewirkt.

Die „Vossische Zeitung“ hatte zum erstenmal in der Beilage zu Nr. 8 vom 18. Januar 1748 eine Rubrik „Gelehrte Sachen“ eröffnet. Es waren zumeist Bücherbesprechungen, außerdem kurze Nachrichten aus Gelehrtenkreisen, Gedichte, wie Gellerts „Freigeist“ usw. Die Rubrik erschien anfänglich nicht regelmäßig und wurde erst vom 19. November 1748 ab unter der Redaktion von Christlob Mylius zu einem ständigen Teil der Zeitung, worin die Leser mit den Erscheinungen des deutschen und ausländischen, namentlich des französischen Büchermarktes bekannt gemacht wurden. Mylius war es übrigens auch, der Lessig zur literarisch-kritischen Mitarbeit heranzog. Dieser brachte das Feuilleton der „Vossischen Zeitung“ zu literargeschichtlicher Bedeutung.

Zu derselben Zeit hatten auch der „Hamburger Correspondent“ und die „Spenersche Zeitung“ eine Rubrik von „gelehrten Sachen“.

Die Theaterberichte waren anfänglich selten und sehr kurz. Die erste eigentliche Kritik in der „Vossischen Zeitung“, die auf Inhalt und Aufführung einging, erschien am 16. April 1774 über Goethes Götz von Berlichingen. Nach Lessings Ausscheiden fand der gelehrte Artikel nur wenig Pflege, bis Karl Philipp Moritz (1757 bis 1793) ihm wieder mehr Beachtung schenkte.

Ein Feuilletonist im guten Sinne des Wortes war Justus Möser (1720 bis 1794), seines Zeichens Advokat und seit 1768 Geheimreferendar in Osnabrück. Er veröffentlichte eine Menge Artikel in den Beilagen zu den „Osnabrückischen Intelligenzblättern“, gehaltvolle Plaudereien über alle möglichen Gegenstände, die Friedrich Nicolai, sein langjähriger Freund, als „Patriotische Phantasien“ gesammelt herausgab. Kein Geringerer als Goethe sagt darüber: „Man müßte alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubrizieren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig und dies alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß.“

Möser schrieb auch eine unvollendet gebliebene „Osnabrückische Geschichte“, und auch dabei kam sein Charakter als Feuilletonist zur Geltung, denn in einem Briefe an Nicolai schrieb er 1777: „Mit meiner Osnabrückischen Geschichte bin ich verlegen, ich glaube nicht, daß ich etwas zustande bringe, wenn ich es nicht wie vorher mache und sie bogenweise dem Druck überliefere. So wird denn ein Bogen nach dem anderen fertig, und ich stehle mir meine eigene Arbeit ab.“

Auch Jean Paul (1763 bis 1825) gehört seinem innersten Wesen nach zu den Feuilletonisten. Aber den ersten nachhaltigen Einfluß auf die deutsche Feuilletonistik übten Heinrich Heine und Ludwig Börne aus.

Auch die übrigen Mitglieder der jungdeutschen Schule pflegten das Feuilleton, in dem sie die neuen Ideen über Kunst, Politik, Philosophie, Religion und Gesellschaft am erschöpfendsten aussprachen. Heinrich Laube, Karl Gutzkow, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt u. a. schrieben zahlreiche Feuilletons, die heute allerdings nur mehr von Literaturforschern gelesen werden.

Während in den deutschen Zeitungen im Anfang des XIX. Jahrhunderts Berichte über Kunst und Wissenschaft nur vereinzelt zu finden waren, fanden sie eine eingehende Pflege in einer Reihe gediegener Zeitschriften, in den „Musen", im „Phöbus" und in dem von Cotta herausgegebenen „Morgenblatt". An diesen Zeitschriften waren Dichter wie die Gebrüder Schlegel, Ludwig Tieck, Heinrich von Kleist, Wilhelm Hauff, Ludwig Uhland und Gustav Schwab Mitarbeiter. Für die „Abendzeitung" in Dresden, die in den zwanziger Jahren erschien, schrieb Ludwig Tieck bemerkenswerte Theaterkritiken, die später als „Dramaturgische Blätter" auch in Buchform erschienen.

Ludwig Rellstrab war von 1826 bis zu seinem Tode (1860) der Kritiker der „Vossischen Zeitung", ein geistvoller Feuilletonist. Willibald Alexis schrieb seit 1830 in der von ihm geleiteten Zeitschrift „Der Freimütige oder Berliner Konversationsblatt" Feuilletonartikel über gesellschaftliche und literarische Fragen. Später arbeitete er auch für den von Gubitz herausgegebenen „Gesellschafter" und die „Vossische Zeitung".

In die Kategorie der Reisefeuilletons gehören die „Briefe eines Verstorbenen" (1830) vom Fürsten von Pückler-Muskau (1785 bis 1871). Als Satiriker fanden zeitweilig viele Leser Eduard Maria Öttinger (1808 bis 1872) und Moritz Gottlieb Saphir (1795 bis 1858). Während ersterer heutzutage nur mehr als Bibliograph bekannt ist, werden die humoristisch-satirischen Plaudereien Saphiers, der den Wortwitz bis zur Unerträglichkeit pflegte, noch heute in Buchform verbreitet.

Adolf Glaßbrenner (1810 bis 1876) schrieb unter dem Namen Brennglas die vielgelesenen Skizzen „Berlin wie es ist und — trinkt", die oft nachgeahmt wurden. Er war ein einzigartiger Schilderer der Berliner Volkstypen, ließ sich aber oft zu Witzspielen der plattesten Art verleiten.

Die politischen Zeitungen in Deutschland fingen Ende der dreißiger Jahre an, ein regelmäßiges Feuilleton im modernen Sinne des Wortes einzurichten. Zumeist wird der „Nürnberger Correspondent", eine jetzt nicht mehr erscheinende Zeitung, als das erste Blatt bezeichnet, das ein solches Feuilleton unter der Redaktion Lewalds brachte. Es wird aber nicht angegeben, in welchem Jahre dies geschah. Jedenfalls war die „Kölnische Zeitung" die erste größere deutsche Zeitung, die schon 1838 ein Feuilleton für wissenschaftliche und schöngeistige Literatur einrichtete. Levin Schücking (1814 bis 1883), der seit 1843 an der „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg tätig war, übernahm 1845 die Leitung des Feuilletons. Damals stieg die Zahl der Abonnenten der „Kölnischen Zeitung" auf 8100, und dazu mag wohl auch das Feuilleton beigetragen haben.

Die „Nationalzeitung" in Berlin, die anfänglich viermal wöchentlich ein Feuilleton brachte, entschloß sich 1867, täglich ein Feuilleton abzudrucken. Das Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" hat sich aus dem belletristischen „Coupon" der „Frankfurter Handelszeitung" entwickelt. Das Publikum hat sich seither so sehr an das Feuilleton gewöhnt, daß selbst das bescheidenste Blatt zum mindesten einen Roman bringt.

Von deutschen Feuilletonisten seien noch erwähnt Julius Rodenberg, Ernst Kossak, Ernst Eckstein, Theophil Zolling, Hans Wachenhusen, Heinrich Noë, Friedrich Spielhagen, die humoristisch-satirischen Schriftsteller Richard Schmidt-Cabanis und Daniel Spitzer (Verfasser der „Wiener Spaziergänge"), Friedrich Schlögl (der österreichische Glaßbrenner), ferner der Berliner Chroniqueur Ludwig Pietsch, Paul Lindau, der lange Zeit den Geist der Verneinung in der kritischen Literatur repräsentierte und in gleicher Weise unter dem Einfluß Heines und Janins stand, und manche andere.

Im literarisch-kritischen Feuilleton, das bald einem einzelnen Werk oder einem einzelnen Dichter, bald einer ganzen Gruppe oder Richtung gewidmet ist, zeichneten sich Rudolf von Gottschall, Karl Frenzel, Fritz Mauthner, O. Brahm, die Wiener Schriftsteller Speidel, Thaler, Wittmann usw. aus, im philosophischen Feuilleton Hieronymus Lorm, Karl Freiherr du Prel und Ferdinand Kürnberger, im Musikfeuilleton Ferdinand Hiller, Gumprecht, Eduard Hanslik, Ambros, H. Ehrlich u. a.

Das musikalische und fachwissenschaftliche Feuilleton hat nicht bloß in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern soviel hervorragende Vertreter gefunden, daß man ganze Spalten mit der Aufzählung ihrer Namen füllen müßte. Es läßt sich nicht leugnen, daß gerade durch das Feuilleton zahlreiche Erfindungen und Fortschritte auf allen Gebieten des Wissens und Könnens populär geworden sind.

Unter den Feuilletonisten unserer Tage befinden sich viele, die ein gründliches Wissen mit einer eleganten Diktion vereinigen, aber auch viele, die lediglich durch Wortwitze, durch die lächerlichsten Kalauer zu glänzen suchen; namentlich die in so vielen Zeitungen üblichen Lokalplaudereien zeichnen sich lediglich durch Scherze aus, die mit den Haaren herbeigezogen sind. Es ist wirklich betrübend, zu sehen, wie manche talentvolle Journalisten sich abquälen müssen, jede Woche eine möglichst kalauernde Plauderei zu schreiben, um, einem Hampelmann gleich, ihre Leser zu amüsieren.



Zur Weihnacht

(Gedicht von Theodor Souchay.)

Für eine mittlere Singstimme
mit Klavierbegleitung

von

Wilhelm Berger.

Zur Weihnacht.

(Gedicht von Theodor Souchay.)

Wilhelm Berger.





flie - ßen und durchbrich die Dunkel-heit, laß es wär - - mend sich er-
gie-ßen, ü - ber-win - den Haß und Streit.
espr.
Ho-he Son - - ne, auf-ge-gangen bist du einst der Welt zum
Heil, gib, daß wir zu ihm ge - lan - gen, daß es
p dolce
p dolce



p
al - len werd' zu teil. Gib, — daß uns dein Geist — be-see-le,
f
p
Ped.
deiner Liebe göttlich Wort, daß dem Her - - zen sich ver-mäh-le
f
espr.
Ped.
f
mf
Ped.
dei - ner Weis - - heit rei - ner Hort.
Ped.
f
Ped.
f
Ho-he Son - - ne, — auf-ge-gan-gen ist dein un-er-gründ - lich
Ped.
Ped.



etwas beschleunigend - - - - zurückhaltend
Licht, laß es leuchten,. laß es prangen, wenn wir's auch er - gründen
etwas beschleunigend - - - - zurückhaltend
tempo mf
nicht. Ist un - faß - bar auch auf Er - den deiner Tie - fe gold - ner
tempo
p
Kern, deines Reich - - tums in - ne werden laß die
f
espr.
f
mf
rit. tempo
Mensch - heit, ho - her Stern.
rit. tempo
f
ff



Juliette Récamier. Gemälde von J. L. David im Louvre.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E., Paris und New York.

Prinz August von Preußen und Frau Récamier.

Von Dr. Walter Hoof.

In der Berliner Nationalgalerie, belebt von Japanern und Amerikanern, genau so, wie die Berliner die Museen von London und Italien beleben, hängt aus dem Jahrzehnt von 1830 ein nicht großes Porträt. Man würde vielleicht achtlos vorübergehen, weil es einen in seiner Uniform dastehenden Prinzen älteren Datums darstellt, hinge nicht im Bilde selbst an der großen Empirewand das von Gérard gemalte lebensgroße Porträt der Madame Récamier — das wohl nicht getreueste aber liebreizendste von sämtlichen, die die Züge der gefeierten schönen Frau der Nachwelt festgehalten haben.

Der einstmals sogenannte Pferde-Krüger ist der Künstler des Berliner Bildes. Einer dieser zeitweilig vergessenen deutschen Maler, auf deren gutes Können und gute Kunst wir seit der höchst nützlichen Jahrhundertausstellung wieder aufmerksamer geworden sind. Derselbe Franz Krüger, der vorwiegend das höfische und militärische, aber auch das gesellschaftliche Wesen des alten Berlin in den Jahrzehnten vor und nach 1840 so viel und lebensvoll gemalt hat und gelegentlich sich selber mit, wie bei dem Zweireiterbilde seines Spazierritts mit Prinz Wilhelm, dem alten Kaiser. Auch sein Porträt des Prinzen August in der Nationalgalerie, um das es sich hier handelt, fesselt genug durch sich selbst. Vortrefflich der Raum, durch den wir ohne Überflüssigkeiten auf den Dargestellten und auf das ihm wesentliche Motiv seines Besitzes des Gérardschen Gemäldes konzentriert werden. Nicht minder die Perspektive des Lichtes in der gelbgoldseidenen, gemusterten Empiretapete. Der Prinz gut vermittelt aus diesem Umher als Figur herausspringend: ein in halbseitlicher Porträthaltung stehender Mann von robusten Jahren, kein Beau und kein Elégant, ein preußischer General von männlichem, sympathischem Gesicht. Und in ihrem eigenartigen Kontrast zu dem kräftig dastehenden Militär im hohen Kragen die liebliche Juliette: mit diesem süßen Blick der beinahe flehenden Unschuld, die entzückende

Büste wie die langen Arme und die feinen Füße bloß. Gérard hat sie zwar erst im Jahre 1807 so gemalt. Aber er hat sie dargestellt im absichtsvollen Nachklang ihrer ersten Frauenjugend, seit der sie der gesamten Männerwelt den Kopf verdrehte: in der langen weich-schneeweißen „Chemise" der Neugriechinnen des Directoire, nebst dem zugehörigen „Himation", das als gelblichfalbes Umschlagetuch mildtönig leicht von ihrem Schoß herniederliegt.

Prinz August ist der Sohn von Friedrichs des Großen jüngstem Bruder Ferdinand. Er selbst ist wieder der jüngste, nämlich 1779 geboren und damit sieben Jahre jünger als sein Bruder Louis Ferdinand. In den gleichen unglückseligen Tagen, da Louis Ferdinand, der preußische „junge Kriegsgott und Abgott schöner Frauen", bei Saalfeld fiel, hat August als Bataillonsbefehlshaber an der Schlacht von Auerstädt teilgenommen. Bei Prenzlau wurde er gefangen, wurde nach Genf, das damals in Frankreich einverleibt war, gebracht und weiter dann auf Ehrenwort freigelassen. Später in den Befreiungskriegen in hohen Kommandos, hat er sich mit vieler Auszeichnung bewährt und 1815 den Belagerungskrieg im nördlichen Frankreich geleitet. Gleich seinem Großneffen zweiten Grades Wilhelm hat auch er danach durch straffe Friedensarbeit für die Tüchtigkeit des Heeres den Beruf des preußischen Prinzen ausgeübt, im besonderen auf dem ihm unterstellten Gebiete der Artillerie und des Ingenieurwesens. Nicht weniger verdienstlich hat er sich für die geistige Qualifikation des Offizierkorps mit erfolgreichem Nachdruck eingesetzt. Im Jahre 1843 ist er, um auch dies vorauszunehmen, auf einer seiner ständigen Inspektionsreisen, zu Bromberg, gestorben.

Ehe Prinz August nach dem Tilsiter Frieden nach Preußen heimkehrte, hat er im Herbst 1807 die Bekanntschaft der Gattin Récamiers gemacht. Es war in dem reizvollen Schlosse der von Napoleon verbannten Frau von Staël, zu Coppet am Genfersee, wo die geistige Heroine der Zeit einen aus berühmteren Persönlichkeiten ihrer Halbheimat Frankreich und Deutschlands zusammengesetzten geselligen Hofhalt versammelte. Dessen zweiter — oder erster — weiblicher Stern war um diese Zeit als Besucherin aus Paris, die viel schönere und jüngere Freundin der Schloßherrin, Juliette Récamier.

Da die Altersverhältnisse nicht unwesentlich sind: Frau von Staël war 41 Jahre alt, Prinz August 28 und Frau Récamier 30. Für ihre graziöse Schönheit kein Alter. Und für den Reiz, den ihre zarte Persönlichkeit ausübte — der im Grunde, wenn man es genauer prüft, sogar die Hauptsache war —, hat es ja ein Altern überhaupt niemals gegeben. Für ihr Leben freilich war das Datum 1807 keine Zeit der allzu jungen Auffassungen mehr.

Seit April 1793 war sie Frau. Mit fünfzehn Jahren hatte sie, die anmutvolle Südfranzösin mit dem dunkel kastanienglänzenden Haar, das Töchterchen Bernards, eines hohen Finanzbeamten, der sein schönes Kind schon am Hofe Marie Antoinettes hatte präsentieren dürfen, den Freund ihrer Eltern geheiratet, Récamier. Er stammte, wie ihre Eltern und sie selbst, aus Lyon und war als Bankier während der großen Umwälzung aller Dinge rasch sehr reich geworden. Zu den aktuellen Wortführern des Schreckensjahres stand er, der politische Bankier, so weit intim, daß er zwar auch am Morgen, wie eben alle, nicht ganz genau wissen konnte, ob er abends noch zu Hause schlafen gehen werde, aber daß er immerhin durch jene Heirat den Bernards verbesserte Chancen des Vorbeikommens an der Guillotine bot. Um siebenundzwanzig Jahre war er dem Kinde, das er heiratete, im Alter voraus. Sie hat ihn ganz in der herkömmlichen Weise der französischen Ehen als den von ihren Eltern gewählten Gatten genannt erhalten und genommen. Im übrigen war er ein stattlicher Mann, so wie sie in seiner Heimat, dem alten Burgundenlande an der Rhone, der Reisende nicht ohne Aufmerken oft erblickt, groß, blauäugig und blond; in seinen Angelegenheiten leichtherzig, wie eigentlich die Franzosen nicht, und sonst liebenswürdig, nachsichtig rücksichtsvoll und formbeherrscht als französischer Weltmann, als Zögling noch der Weise des ancien régime.

Die rasche Ehe hat ihren Anfang genommen als ein Verhältnis der gut

verträglichen Freundschaft, und sie ist dabei stehen geblieben. Wir müssen das vielbesprochene „Rätsel“ dieses Frauencharakters, das in Wirklichkeit doch nur eine Subtilität ist, auch hier berühren, weil damit noch wieder die Psychologie ihrer Beziehungen zu dem preußischen Prinzen zusammenhängt.

Man hat nun zwar die greulichsten Schlauheiten ausgedacht, um die Récamiersche Ehe zu „verstehen“. Zum Beispiel, daß der Gatte und Freund der Eltern tatsächlich der Vater seiner Frau gewesen sei. Und wieder hat man die arme Juliette oder vielmehr ihr Andenken mit zudringlichsten medizinischen Hypothesen zu durchleuchten gesucht. Es ist die „Forschung“ dieser schrecklichen, sich sehr gescheit vorkommenden Menschen, für die es nur eines, und zwar immer gleich das allergröbste gibt. Denn heute heißt ja die Parole Pathologie. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, welches zeitlebens eine ungewöhnlich fein besaitete Frau geblieben ist, muß anormal sein, das eines Tages auf der Mairie den im Hause verkehrenden Oncle-Bonhomme zum Gatten erhält, das nun auf einen Schlag sein ganzes Verhältnis zu diesem Manne ändern soll, das tödlich erschrickt vor Konsequenzen, wofür in seiner Seele und Mädchenentwicklung jede Vorbereitung fehlt, für die es keine abwartende Frist der Übergänge nun mehr geben soll. — Vierzehn Jahre später hat Récamier mit bitterer Selbstanklage Bezug darauf genommen, daß er damals nach der Heirat die „Feinfühligkeiten“ und „Widerstände“ seines Frauenkindes geschont habe; so habe er von vornherein eine echte Ehe verpaßt. Wäre wirklich unser heutiges Gefühl für den Zustand eines jungen Mädchens schon so zerrüttet, daß es hier kein Natürliches mehr zugesteht, daß es in diesem Falle nur ärztliche Erklärung anerkennt?

Wie schon gesagt, so wie sie beginnt, so bleibt dann diese Ehe für die Folgezeit. Auch das ist nicht schwer begreiflich, um so weniger, wenn nun diese Frau, die der Zauber ihrer Mädchenunschuld umschwebt, sich alsbald zu dem hellen Stern einer ganzen Gesellschaft, ja einer Welthauptstadt geworden sieht. Und wenn ferner der Gatte, der den Stolz des Hausherrn genießt, noch mehr als seine Jahre vor der jungen Frau voraus die wenig durch Subtilität verwöhnten Erinnerungen des reichen, gutgefallenden Lebemannes hat. Von Anfang gehört seine Frau nicht minder als er der großen Welt, in die er sie führt. Und in der Ehe beginnen ja die Herzensprüfungen der französischen Frau, weil sie nur durch jene überhaupt erst Männer kennen lernt. Frau Récamier hat allezeit auch dieser gesellschaftlichen Welt, die sie um sich sammelte und sah, auf eine ähnliche Art gehört, in der sie zu ihrem Manne steht. Von Anfang an hält sie sich in der Rolle einer sehr liebenswürdigen Halb-Passivität, einer beständigen äußeren und innerlichen Vorsicht, eines ganzen, seelisch gewendeten Systems jener „Répugnances“, an die ihr Gatte sich erinnert. Fürwahr, es ist die leichtestverständliche Psychologie, daß man als eine täglich angeschwärmte und umstürmte „schönste“ Frau dazu gelangt, sich von allen anbeten zu lassen, indem man keinen liebt. So wird dies zur Gewöhnung, bis zum inneren Verlust der Fähigkeit zu lieben. Gleichviel, zu wieviel Graden darin Durchdachtheit, vorsätzliche Moral oder Unwillkürlichkeit ist, es wird zum Verfahren dieser in jeder Weise zarten und in keiner Weise starken jungfräulichen Frau, daß sie alle ihre Freunde sich erhält, indem sie genau als das, wie sie sie kennen lernen, soviel und niemals mehr, sich ihnen erhält. Und indem sie mit unwiderstehlicher Grazie sie einzeln hiermit aussöhnt. Aussöhnt, indem sie jeden täglich neu entzückt, für jeden andeutungsvolle Aufmerksamkeiten, ein feines Hervorheben und Wohltun hat und den eigenen dankbaren Gewinn darin erblicken läßt, daß die ihr gut bleiben, denen sie die Versagung eines entschlosseneren Gefühles hat antun müssen.

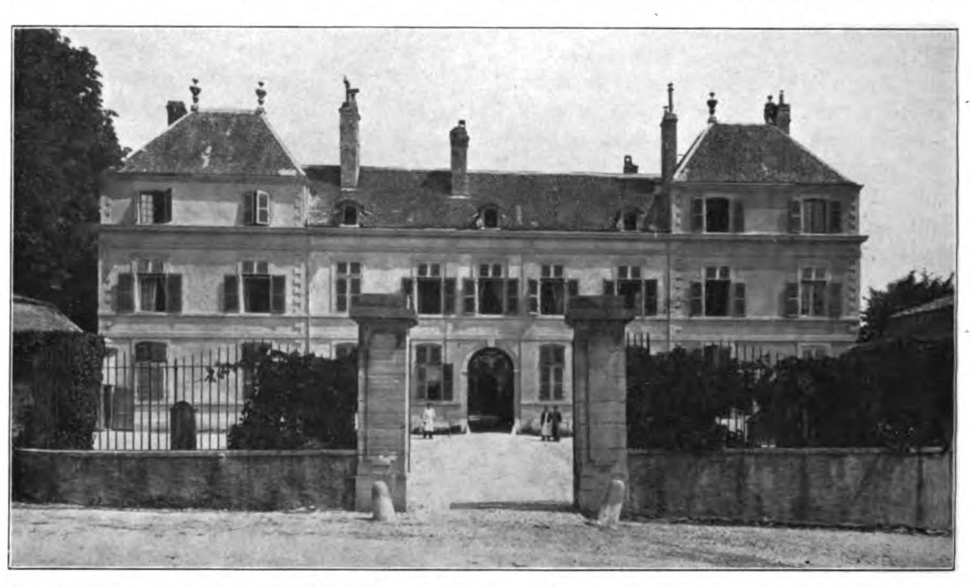
So steht sie jahraus jahrein wie ein Zeitwunder da, inmitten dieser Gesellschaft des vollendeten Sittenfaschings und der brutalsten Einschätznng der Moral der Frau. Die Madame Récamier wird das weiße, schlanke Bild der unbefleckten Madonna von Paris. Aber sie wird es nicht bloß für das vielbegehrliche Tout-



Juliette Récamier. Gemälde von Fr. Gérard.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E., Paris und New York.

Paris mit Einschluß aller seiner Fremden, sondern wird es nicht minder sogar für das bürgerliche größere, die Stadt Paris. Als die Bürgerin Récamier es einmal übernimmt, zur Zeit der wiederhergestellten katholischen Kirche schon, in Notre-Dame beim Gottesdienst die Armenalmosen einzusammeln, und dies rechtzeitig bekannt wird, da steht die andächtige Menge Kopf an Kopf bis auf die Kandelabersockel und Altäre.

Jakobinerzeit, Directoire, Konsulat, Kaiserreich — in der wiederansteigenden politischen Erscheinungen Flucht mitten darin der friedensvolle Salon der Madame Récamier. Ganz unpolitisch ist zwar auch dieser nicht, denn der Hausherr ist ein in den Staatsgeschäften mit starken Unternehmungen engagierter Bankier. Aber es ist der Salon des Waffenstillstands unter den Parteien, das Asyl der respektvollen Verträglichkeit, der Verdünnung aller Leidenschaften, die Insel der Erhebung in ein geschmackvoll beruhigtes, von Lebenszartheit und klarer Schönheit milde übersonntes Sein. Kein Reisender von Bedeutung oder Rang, ob Deutscher oder Engländer, der sich nicht als wichtigstes um den Zutritt bei Frau Récamier bemüht, kein fremder Fürst und Prinz, der nicht gleichfalls seinen Platz zu Füßen dieser holden reinen Priesterin der Schönheit sucht. Die Möglichkeit, Frau Récamier kennen zu lernen, gehört zu den überredendsten Gründen,



Schloß Coppet der Mme. Staël bei Genf. Nach einer Photographie von Julien Frères in Genf.

daß man Paris besucht. Zahlreich sind denn auch die Briefe und Tagebücher, die von der Unvergleichlichen erzählen: von ihrem sylphidenhaften Einzeltanze, diesem von ihr selbst erdachten „Schaltanz", der bestimmt ist, vor allem die Schönheit der Arme und deren Bewegung zur Geltung zu bringen, von der sagenhaften Feinheit ihrer perlmutterweißen Haut, oder von der echt empirehaften Pose der leichtgekleideten, wundervoll gestreckt-ebenmäßigen Gestalt an ihrer goldenen Harfe. Niemand der vielen, die je zu ihr eine Beziehung gehabt, hat sich von diesem Kultus ausgeschlossen, niemand, als höchstens die dummdreiste Unkenntnis, die Makellosigkeit der Frau beworfen. Viele haben sie verzweifelt, leidenschaftlich, kopflos geliebt, je nach Temperament, oder in romantischer Begnügtheit, die ihrer sanften Belohnung glücklich war. Unter den ungestümsten Drängern ist, bis er's aufgab, Lucien Bonaparte gewesen, der Romeo Juliettes, wie er schon auf Vorschuß sich nannte. Napoleon selbst, der nur einmal in Gesellschaft bei seinem Bruder der Frau Récamier begegnet ist — ihr eigener Kreis bleibt ihm fremd und ist nicht auf ihn gestimmt — hat sie vergeblich wiederholt zur Palastdame begehrt. Es wäre ihm auch als Machthaber von früh an erwünscht gewesen, den Salon der Récamiers den Konstellationen um sich einzuverleiben zu können. So empfängt er denn jene mehrfachen Körbe beinahe wie von Macht zu Macht. Im besonderen hat ihn dann noch die aktiv handelnde Freundinnentreue der Récamier erzürnt für die von dem Cäsar Frankreichs, gleichfalls als Macht, gehaßte und verbannte Frau von Staël.

Dann bricht im Herbst 1806 das Bankhaus Récamier zusammen. Ein Darlehn der Bank von Frankreich, das nachgesucht und verweigert wurde, hätte es — vielleicht — gerettet. Napoelon selbst, der mit der Armee in Preußen stand, ist damals durch General Junot um Intervention gebeten worden. Der Kaiser soll den alten Waffengefährten angefahren haben: Bin ich der Geliebte der Récamier? Ich helfe keinen Geschäftsleuten, die jährlich sechsmalhunderttausend Franken verbrauchen! Verstehen Sie, daß der Staatsschatz nicht für Leute da ist, die seit Jahr und Tag vor dem Bankerott sind!

Was Frau Récamier durch den Sturz ihrer Verhältnisse nicht verlor, waren ihre Freunde. Sie hat sogar diese Erfahrung widerlegt. Zwar bei einem Millionenbankerott gibt es nur — Gesinnung. Sie war doch tief niedergedrückt,

wie sie nun mit dem Gatten und dem verwitweten Vater zusammen eine Pariser Mietwohnung bezog. Im Sommer 1807 folgte sie um so leichter der Einladung der Freundin nach Coppet. Dort war, von Genf aus, auch der preußische Prinz.

Die intime Quelle für die Kenntnis historisch-persönlicher Beziehungen pflegen die Briefe, worin sich jene niederschlagen, zu sein. Aber bis an den Zeitpunkt, ehe solche Briefe geschrieben werden, wird in der Regel alles, was mehr als zurückhaltendes Schweigen sein möchte, zur novellistischen Konstruktion. Wir können auch hier nur die bleibenden Fakta der Sachlage aufführen. Da ist erstlich eine Frau, die soeben die Vorbedingungen eines gesellschaftlichen Glanzes verloren hat, der für sie die süße Last ungemessener Triumphe, Versuchungen, Erregungen, doch kaum jemals ein Gefühl von Glück gebracht. Eine junge, aber müde Frau, der höchstens eine von innen wirkende große Änderung das Leben noch erneuern und mit echtem Inhalt füllen kann. Da ist ein fremder Prinz, etwas jünger als sie, nicht so jung, um nicht verantwortlich zu handeln. Ein leidenschaftlicher Liebender, auf deutsche Art mit dem Werthereinschlag, welchen Frankreich immer sogleich von diesen Deutschen voraussetzt; ein Prinz aus königlichem Hause, dabei der reichste Mann dieses Hauses und des preußischen Staats. Freilich, Berlin, Potsdam, Schloß Friedrichsfelde, das klingt wie ultima Thule, die Welt ist nur Paris. Und nach einer Scheidung die Geliebte, bestenfalls die morganatische Frau eines Prinzen zu sein an einem traditionssteifen Hofe, den vorläufig der Korse noch nicht ganz zertrümmert hat, am Hofe einer Königin Luise — es sind Aussichten, genug mit abmahnenden dunklen Strichen durchgittert; man weiß auch nicht, ob man sagen darf, daß sie durch die politische Unsicherheit der Fortdauer Preußens eher noch ermutigt werden. Um Aussichten, Erwägungen aber handelt es sich. Eine Leidenschaft des Herzens, jenes große, starke, innere Erlebnis versagt sich der dreißigjährigen Juliette nur zu fühlbar auch in diesem Fall. Endlich ist da als dritter,



Bildnis der Mme de Staël.
Gemälde von Fr. Gérard im Besitz des Herzogs von Broglie.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E., Paris und New York.

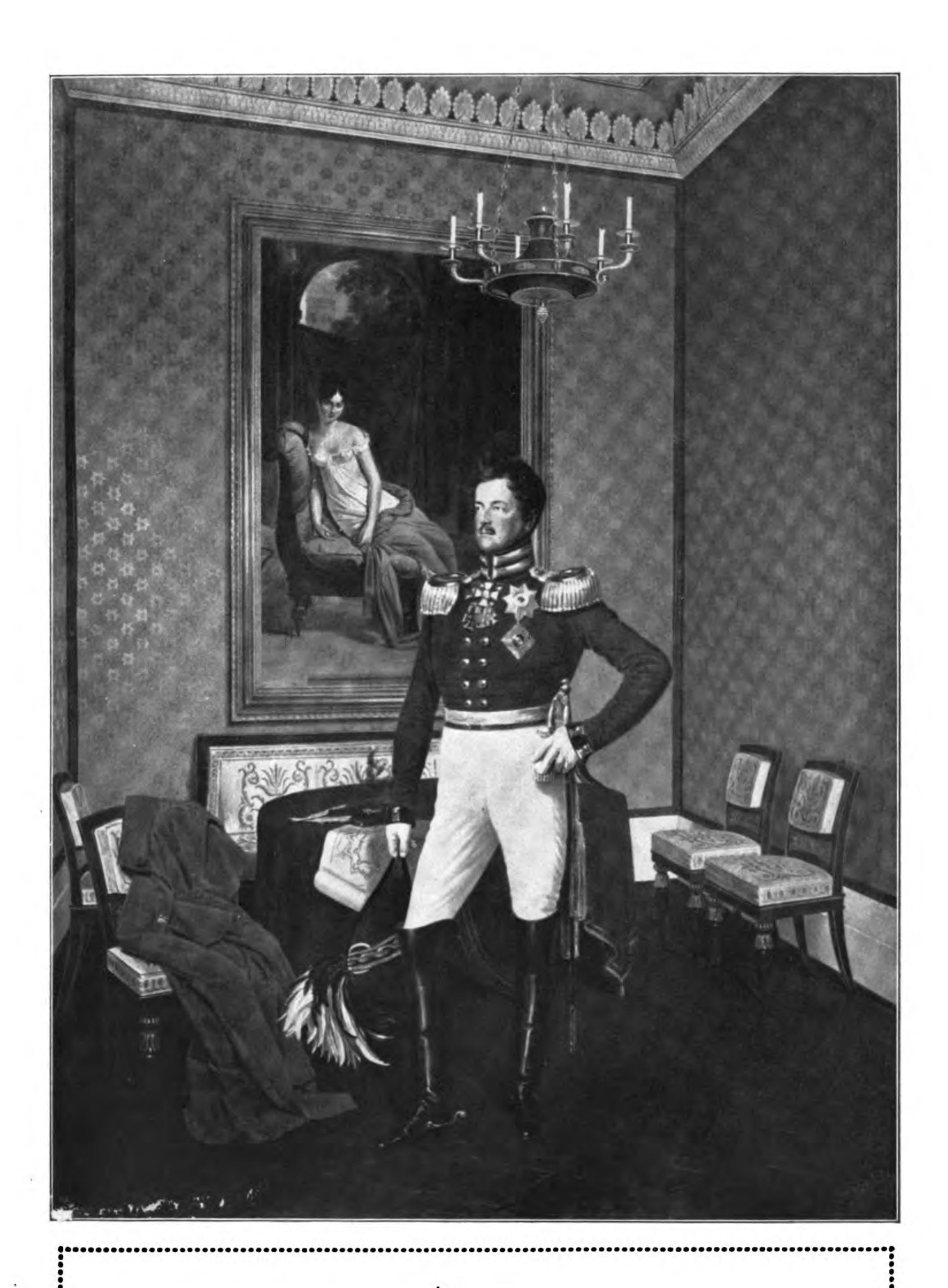
wenn nicht erster Faktor die Freundin, Frau von Staël, die hier mit persönlichen Empfindungen zurücktritt, nur nicht in der Beteiligung ihres heroenhaft gewöhnten Ehrgeizes. Und daher nicht mit dem Gewicht ihres enthusiasmierten Wunsches und ihrer pompösen, freundschaftlich intimen Beredsamkeit.

Was wir aus diesen von Frage und Entscheidung durchzitterten vierzehn Tagen dokumentarisch kennen, ist allein ihr Abschluß vor der Abreise des Prinzen. Zwei schriftliche Eide, den Historiker seltsam fernliegend an die bündige Sprache der Straßburger Eide von 842 erinnernd. Offenbar beide von dem Prinzen aufgesetzt, sind diese Schriftstücke eingegeben von dem Verlangen, das mühsam anstatt anderer Wendung als Versprechen Erreichte wenigstens zu sichern. Und mit eingegeben von qualvollen naiven Eifersüchten, die ganz das Kennzeichen der allzu jungen Bekanntschaft tragen, welche noch keinerlei Gemeinsamkeit ist. Juliette muß durch diesen eidlichen Revers bei ihrem Seelenheil beschwören, ihr Gefühl für Prinz August in seiner Reinheit zu bewahren, alles mit der Ehre Verträgliche zu tun, um ihre Ehe zu trennen (faire rompre), inzwischen keine Liebe und keine Liebelei für einen anderen Mann zu haben, den Prinzen August baldmöglichst wiederzusehen und, wie sich auch alles gestalte, ihre Zukunft seinem Ehrgefühl und seiner Liebe anheimzugeben (quelque soit l'avenir, de confier ma destinée à son honneur et à son amour). Er von seiner Seite beschwört bei seiner Ehre und bei seiner Liebe die gleiche Wahrung der Reinheit seines Gefühls, die Heirat mit ihr — in dieser Form: „de faire toutes les démarches autorisées par le devoir pour me lier à elle par les liens du mariage" — und die Enthaltung von anderen Frauen, solange die Hoffnung auf „Vereinigung" mit ihr besteht (l'espérance d'unir ma destinée à la sienne). Der 28. Oktober 1807 ist das Datum. Dann reist er ab, von dem ganzen Erlebnis überjagt, so im Grunde ihr noch fremd, so unsicher über die Frau, die er doch nicht lassen und aufgeben kann und die für künftig an sich geschmiedet zu haben der Trost ist, der überhaupt das Fortgehen möglich macht. Ferner ergeht nun von Coppet der Brief an Récamier, worin man nach vierzehn Ehejahren die Scheidung von ihm begehrt. Und der siebenundfünfzigjährige ruinierte Bankier gibt nach. Willfahrend, rücksichtsvoll, wie er immer gewesen, voll mutlosen Leids, mit reuevollen späten Selbstvorwürfen, an die wir vorhin schon gestreift. Er macht zur Bedingung, die Scheidung möge wenigstens außerhalb von Frankreich ausgesprochen werden.

Aber indem nun so eine große Torheit — die es am meisten für die Frau gewesen wäre — ihren Weg frei werden sieht, bereut sie sie auch schon. Es beginnt ein Briefwechsel voll Harren und Andringen von der einen Seite, voll Vertröstung von der andern, mit schonendem Versagen und Bemühen der alten, vielgeübten Versöhnungskunst. Nicht alles ist hier freilich nur Bedacht und Klugheit, Juliette ist in Wahrheit gedrückt und leidet unter dem gegebnen Eid. Die Scheidung von Récamier unterbleibt, der Gedanke daran schläft ein. Aber der Prinz in seiner Ungeduld kommt zur Verzweiflung über ihr Zögern. Treuherziger, mitleidverdienender, als zur Zeit der nicht ungewundenen Eide, erscheint der mit allen Künsten Hingehaltene uns jetzt. Dort sagt er die Ehe zu, ohne sie zugleich von Juliette zu fordern und nicht ohne Auswege übrig zu lassen; jetzt denkt er an sie, erfleht sie, wenn sie der letzte Weg zum Besitzen, Wiedersehen ist.

Noch so wäre zu viel gesagt, daß er tatkräftig und unbedingt die Heirat auch betreibt. Man darf, nebenbei, in der sonstigen Überlast der Schwierigkeiten schon die Verschiedenheit der Bekenntnisse nicht übersehen.

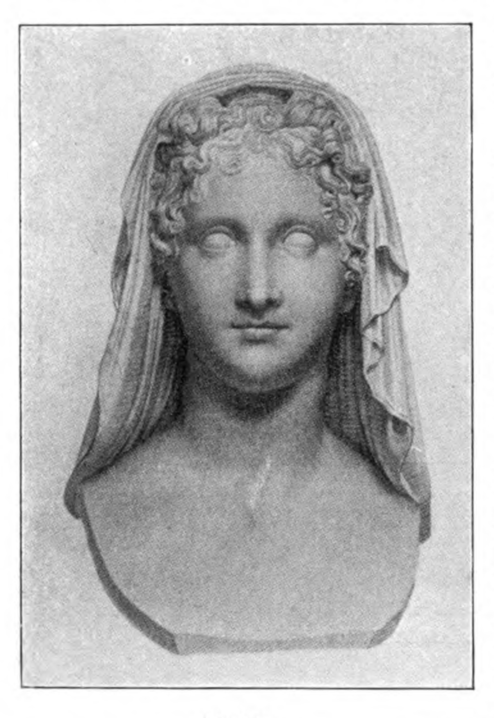
Nicht ohne Teilnahme liest man seinen Brief vom März 1808, dessen Wortlaut wir hier zusammenziehen: „Ich war wie vom Blitz getroffen bei dem Empfang Ihres Briefes. Sie können das sein, die so schreibt! Noch Ihre letzten Briefe gaben die Versicherungen eines Gefühls, auf das ich mein ganzes Lebensglück baue, und Sie schienen sogar verletzt, daß ich den leisesten Zweifel daran zu äußern wagte. Wie konnte ich das auch, in Hinblick auf den bei Ihrem Seelenheil geschworenen Eid! (den dann der Brief-



Prinz August von Preußen.
Gemälde von Franz Krüger in der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin.

schreiber ihr zur Mahnung wörtlich wiederholt). Und nun zerstören Sie alle meine Träume, machen mich zum unglücklichsten der Menschen. Sie schreiben keinen Grund, nicht einmal eine fromme Lüge, die den plötzlichen Umschwung erklären helfen könnte! Ich verstehe nichts und hoffe immer noch, daß Sie den letzten Brief in einer bloßen Anwandlung von Verzagtheit geschrieben haben. Bei allem, was es Heiliges gibt, geliebteste Juliette, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung, Sie wissen nicht, was dann entstehen könnte."

Da sandte sie jenes Porträt, das Gérard von ihr im Jahre zuvor gemalt. Am 24. April dankt er voll glücklicher Erregung über das Bild und mehr noch über ihren Brief. Dann ist ja alles gut. „Stundenlang betrachte ich dieses entzückende Bild und träume von einem Glück, das alles übertreffen soll, was die Einbildungskraft des Herrlichsten sich ausbilden vermag." Er spricht, um ihr Mut zu machen, über den Hof, immer in Andeutungen, da französische Spürbeamte auf diese Korrespondenzen fahnden.



Beatrice.
Marmorbüste von Canova im Museum zu Bassano.

Von der gütigen Gesinnung seines Verwandten und dessen Frau erzählt er (Friedrich Wilhelm und Luise), von seiner Schwester (Fürstin Radziwill), „die Sie so zu schätzen wissen wird, wie Sie verdienen". Er darf diese Punkte, so wichtig sie natürlich ihr sein müssen, in der Tat nur mit Vorsicht berühren und verkleidet alles in die Ausdrucksweise eines Kaufmanns oder Bankiers; die preußische Regierung ist „unsere Firma" und der erste Kommis, der erwähnt wird, Hardenberg. Napoleon hat noch in St. Helena, nach einer Bemerkung des Mémorials, auf diese Briefe persönlich Bezug genommen; die Polizei habe sie auf seinen Befehl durchgesehen, doch nur zur Überwachung der Zwecke der Frau von Staël.

Schon der Aprilbrief trägt sich mit der Hoffnung, daß der Absender die geliebte Frau baldigst, in Aachen, wiedersehen werde. Es folgen dann die weiteren Bemühungen, sie zu Begegnungen in Teplitz, Karlsbad zu veranlassen. In seiner anhaltenden Erregung, die ihn richtig nervös und krank macht, ist der Prinz entschlossen, sie in Frankreich aufzusuchen. Aber der strikte Wille des Königs von Preußen verhindert solche Reise, aus Rücksicht auf die politische Verdeutung oder Gefahr. Im Sommer 1811 war dann Juliette bereit, in Schaffhausen sich mit August zu treffen. Das ließ sich auf seiner Seite leicht als Schweizerreise motivieren. Er reiste glückselig ab, wartete und wartete in der von Fremden damals relativ mehr als heute belebten Stadt des Rheinkatarakts, endlich schrieb er an die Frau von Staël, die auch diesmal als Reisestation für Juliette im Spiel war: „Nun hoffe ich, daß dieser Streich mich von der wahnsinnigen Liebe kurieren wird, in der ich seit vier Jahren stecke!"

Das gänzlich zu vollbringen, hat freilich auch dieser „Streich" nicht vermocht. Es bleibt der typische Verlauf des Wechselspiels von begehrender Verliebtheit und herüber-hinüber schwingender Verneinung; nur daß wir Frau Récamier einer gewöhnlichen Koketterie ja nicht bezichtigen dürfen. Sie hat genug unter ihrem Verhalten gelitten, das das schwächlichste war und das sie für das schonendste hielt. Immerhin hat die zor-

nige Stimmung, womit der Prinz von Schaffhausen in das Berner Oberland abreiste, ihm gut getan. Es wurde keine radikale Kur, aber ein Genesen. Seine weiteren Briefe an sie sind freier, prinzlicher. Er erfuhr von dem Dekret Napoleons, wodurch gerade im August 1811 Frau Récamier auf vierzig Meilen von Paris verbannt war. Das gab ihm den Anlaß, seine Teilnahme auszusprechen, nebst den jetzt an sie direkt gerichteten Vorwürfen über die dreihundert Meilen, die sie ihn vergeblich habe reisen lassen. Aber schon wieder verliert er sich in das Bedauern, daß eine Pflicht, „welche mir in diesem Augenblick schwieriger als je zu erfüllen scheint" — die Unmöglichkeit, das eigentliche Frankreich zu betreten —, ihn abhalte, zu ihr zu eilen. Das wäre nach Châlons s. M. gewesen, wo sie zunächst ihren Wohnsitz genommen hatte, um ihn bald mit Lyon zu vertauschen, der Stadt, wo die Verwandten ihres Mannes waren. Am Schlusse bittet er sie, wieder „nach der Stadt, wo er gewöhnlich sei", zu schreiben.

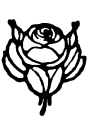


Bildnis der Récamier vom Jahre 1799 von Eulalie Morin.
Im Nationalmuseum zu Versailles.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Dann kamen die Befreiungskriege, die den Prinzen auf eine andere und so freilich nicht erhoffte Art nach Frankreich führten. Frau Récamier war während des ersten Feldzuges nicht in ihrem Heimatlande. Sie war in Italien, hauptsächlich in Rom, wo Canova nach ihr, oder richtiger auf ihren Namen, seine wie gewöhnlich im Porträt sehr freie Büste einer Danteschen Himmelsführerin oder „Beatrice" geschaffen hat. Aber 1815 sah Prinz August die Frau seiner alten Liebe endlich in Paris. Und noch wieder hat er sie 1818, sowie 1825 in Paris gesehen. Mit diesen Aussprachen hat sich die abschlußlose Stimmung des Verhältnisses beschwichtigt und gelöst. Sein Briefwechsel mit ihr geht in einem beruhigten Ton und Tempo weiter und hat bis annähernd an seinen Tod gewährt. Die hundertvierzehn von ihm erhaltenen Schreiben liegen in dem Nachlaß der Frau Récamier, der von privaten Händen verwaltet wird. Sie sind bisher nur benutzt und zu kleineren Teilen gedruckt worden; als Ganzes sind sie unveröffentlicht. Ihre an den Prinzen geschriebenen Briefe sind bei dessen Tode, seiner Bestimmung nach, an sie zurückgesandt worden. Sie finden sich jedoch nicht im Nachlaß und sind demnach wohl von ihr vernichtet worden, was ihrer Klugheit und ihrem Gefühl schon an sich entsprechen würde.

Das heute weltbekannte Gérardsche Bild, das mehr als ein Menschenalter in dem Palast eines preußischen Prinzen gehangen hat, wurde nach dessen letztem Willen gleichfalls an Frau Récamier zurückgesandt. Alsbald wie dies kund wurde, erhielt die alte Dame, die nun schon lange Zeit, seit 1819, in dem Damenstift der Abbaye-aux-Bois bei Paris wohnte, von dem Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz einen Brief, der die Bitte um das Bild enthielt. Er hatte als junger Prinz — der Bruder der Königin Luise — im Jahre 1804 die gefeierte Frau, zur Zeit ihrer glänzendsten Stellung, zu besuchen gewagt, mit einiger Vorsicht, da er Napoleons Ausspruch kannte, jeden Fremden, der die Gesellschaft der Madame Récamier aufsuche, als seinen persönlichen Feind betrachten zu müssen. Übrigens hat in ähnlicher Weise der schönheitsdurstige Kronprinz Ludwig von Bayern dem Zorne des Protektors seiner Dynastie getrotzt. Frau Récamier sandte nach Neustrelitz ein anderweitiges Erinnerungszeichen. Sie wünschte das Bild jetzt zu behalten und darüber im Testament zu verfügen, nämlich es der Stadt Lyon, ihrer Geburtsstadt, zu vermachen.

In diesen späten Tagen hatte sie die Peinlichkeiten vergessen, die ihr einst ihr vorschnelles Versprechen an Prinz August verursacht hatte. Abgesehen von ihrem engen Verhältnis zu Chateaubriand, das 1817 begann, hat sie nachmals am liebsten von ihren Erinnerungen auf jene Tage der raschen Annäherung von Coppet zurückgesehen und sie ‚etwas des wenigen Glücklichen in ihrem Leben' genannt. — In den Stürmen von 1849, gerade wie die Welt abermals den Glücksstern eines Napoleon aufgehen sah, ist Frau Récamier am 11. Mai, an der Cholera, gestorben. Auf dem Montmartrefriedhof ruht sie. In gemeinsamem Gruftbau mit ihren Eltern, mit ihrem gleichfalls längst vorausgegangenen Gatten, von dem sie sich nach einem abermaligen Bankerott 1819 endgültig getrennt hatte, und mit dem häßlichsten und überdauernd geduldigsten ihrer Verehrer, dem philosophisch-schöngeistigen Schriftsteller Ballanche.



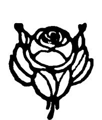
Der alte Graf.

Er saß im Schatten der alten Platanen
Und sah aufs fallende Laub im Park.
Ein Krüppel — er! Und all seine Ahnen,
Die einst hier herrschten, waren so stark!
Er geht mit zitternden Greisenknieen
Ruhlos durch das verfallene Schloß.
Die Bilder in seinen Galerien
Verherrlichen Männer auf trotzigem Roß!

In losen Falten schlottert die Kleidung,
Der Rock des Königs, um ihn herum ...
Da bringt der alte Diener die Zeitung
Und macht den eckigen Buckel krumm
Und steht, als gält's ein Unglück vertrauen,
Und wartet und richtet die Glieder stramm —
„Was gibt's?" Ein Blick aus finstern Brauen!
Er stottert: „Herr Graf, ein Telegramm ..."

„Gib her!" Doch bald die Blicke verweilen.
Am Abend saß er noch und las ...
Er schaut ins Licht, dann in die Zeilen,
Auf mürben Stein und sprossendes Gras ...
In Purpur sich die Höhen färben,
In Goldglanz starben Wald und Feld.
Er las und sprach es leis im Sterben:
„... Der junge Graf starb wie ein Held ..."

Carl Friedrich Wiegand.





Detlev von Liliencron.

Von Heinrich Spiero = Hamburg.



Wer am 3. Juni des Jahres 1904 von Hamburg nach Lübeck fuhr, genoß an der zweiten Bahnstation das hübsche Bild eines freundlichen Ortes mit niedrigen Häusern, die alle Fahnenschmuck trugen und zum Teil von oben bis unten mit lustig im Winde flatternden Wimpeln bekränzt waren. Und jeder, der im Zuge saß, wußte gleich, was dieser festliche Schmuck Alt-Rahlstedts zu bedeuten hatte: Detlev von Liliencron beging den sechzigsten Geburtstag. Man wird nicht behaupten dürfen, daß diese Feier ihm leicht wurde, er hat vielmehr in einem lyrischen Stoßseufzer, der sich zwar geheim nennt, aber es doch nicht geblieben ist, den Gefühlen Ausdruck gegeben, die ihn, der gleich Fontane keinen Sinn für Feierlichkeit besitzt, beim Herannahen des großen Tages beschlichen.

Ach, wenn ich doch ein Schafhirt wär'
Und niemand mich auf Erden kennte!
Dann käme keine Seele her,
Weil niemand meinen Namen nennte.

Ich sähe meinen Schafen zu,
Den Schafen, diesen Philosophen,
Und dehnte mich in guter Ruh
Fernab von Jubiläumsstrophen.

Des Mittags brächte Essen mir
Vom Dorfe her die schlanke Lene.
Champagner wär' mein braunes Bier,
Mein Bauernmädchen wär' Athene.

Ist abends in den Pferch gesperrt
Das Blökvieh, sängen Nachtigallen,
Dann ließen wir uns das Konzert,
Ich und die Lene, gern gefallen.

Und morgens früh, bei Tag und Tau,
Wenn sich die Gräser wieder heben:
Ich blickte frisch ins Himmelsblau
Und priese still mein bißchen Leben.

Aber wir alle in Hamburg und weit darüber hinaus im deutschen Sprachgebiet und fern in der deutschen Diaspora konnten solchen leisen Wunsch, den Nahestehende gelegentlich zu hören bekamen, nicht gut erfüllen. Es galt ja zweierlei: einmal mit Herzlichkeit, und zwar an solchem Tage mit lauter Herzlichkeit, gut zu machen, was Verkennung und Gleichgültigkeit Jahrzehnte hindurch an dem Dichter gesündigt hatten; dann aber sollte die Feier ein Ausdruck werden der ganz elementaren Begeisterung und Liebe für diesen Dichter, die in Schranken zu halten weder er selbst noch seine Freunde imstande gewesen wären. Es gab weder in Hamburg noch sonst irgendwo einen offiziellen Festausschuß, ein Komitee oder wie alle diese von Liliencron so oft verspotteten Dinge heißen, und dennoch ergossen sich an jenem wundervollen, warmen Junitage in Liliencrons bescheidenes Haus mit einer großen Zahl von Besuchern, unter denen die Behörden, die Vereine des Ortes und die künstlerischen Vereinigungen der großen Nachbarstadt und Berlins nicht fehlten, Tausende von Depeschen und Briefen, eine Unzahl von Adressen, Diplomen und ein gehäuftes Maß von Festaufsätzen der ganzen Presse Deutschlands, Deutsch = Österreichs und der Schweiz. Immer wieder öffneten sich die Pforten des kleinen Gartens, um neue Besucher einzulassen, das Postamt konnte den Strom der Telegramme nicht mehr bewältigen und mußte sie sich mit jedem Zuge gesammelt von Hamburg herüberkommen lassen, und am Abend erblickten die nähern Freunde, als sie mit einer späten Gelegenheit nach Hamburg zurückfuhren,



Detlev von Liliencron.
Nach einer Photographie von Max Halberstadt in Hamburg.

eine festliche Beleuchtung der nächstgelegenen Häuser.

Und inmitten aller dieser Auszeichnungen, umgeben von den Vertretern hoher und höchster Ämter und Vereine in Frack und Ordensschmuck, umringt von den Bekannten und Gefreundeten des Hauses und nicht zuletzt von den Spielgefährten seiner Kinder, bewegte sich die straffe, schlichte Gestalt des großen Dichters. Mit immer neu sich belebender Frische empfing er jeden, hatte für jeden ein verbindliches, an der rechten Stelle ein herzliches Wort, setzte sich mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit immer von neuem dem Apparat des Photographen aus, und wer nicht auf das Eiserne Kreuz im Rockaufschlag und auf das unwiderlegbare Datum des Kalenders gesehen hätte, der würde kaum geglaubt haben, daß hier ein Mann in das einundsechzigste Lebensjahr trat, der die Strapazen und Verwundungen zweier großer Kriege und einen schweren, wechselvollen Kampf mit den Mächten des Lebens, mit der Mitwelt und sich selbst hinter sich hatte.

Gib den Flamberg nie aus Händen,
Im Triumph selbst- und Genuß,
Denn Du brauchst ihn aller Enden
Bis zum letzten Atemschluß —

das ist eine Lebensregel, die nach solchem Dasein wie natürlich aus der Seele des Dichters emporwuchs.

Frieden wirst Du nie erkämpfen —

das steht für Liliencron fest, aber recht aus dem Innersten tönt es ihm dann:

Dennoch! Schmück' Dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Aurikeln,
Und bekränze auch Dein Herz.

Echter Liliencron! Er kennt dieses sein einsames Herz nur zu gut, und wie er ihm als ein Sechzigjähriger diesen Zuruf widmete, so hat er schon in sehr viel jüngeren Jahren in sich selbst hineingefragt und die wunderbare Zwiespältigkeit seiner Art empfunden, die sich in seiner Dichtung zu vollendeter Einheit zusammenschließt.

Das Pflaster, täuschend, das seit langen Zeiten
Die Menschen unablässig überschreiten,
Wo Rad und Hufe tiefe Spuren graben,
Bist Du, mein vielgefurchtes Herz.
Aufjauchzend, sterngestreift, in Hochgedanken,
Jähnieder, erdgeschleift, in Dorn und Ranken,
Verfolgt, zerhackt von giergequälten Raben,
Bist Du, mein aufgewühltes Herz.

Und alle Freuden sind wie Rauch verflogen.
Verwelkt, verschwunden wie der Regenbogen,
Kein Ladenhüter blieb zurück der Gaben,
Bist Du, mein ausverkauftes Herz.

Und dennoch jung, und dennoch stille Quellen,
Und dennoch je wie frohe Narrenschellen,
Zu Spielen aufgelegt wie muntre Knaben,
Bist Du, mein unbegreiflich Herz.

Auch andern wird der Mensch Liliencron unbegreiflich erscheinen, wenn er etwa auf einem Spaziergang durch seine hundert Einsamkeiten um das holsteinische Dorf Alt-Rahlstedt, mitten im Gespräch über eine eben gehörte Neuigkeit abbricht und, angeregt durch einen vorbeifliegenden Falter, eine Libelle oder einen seltsam gewachsenen Baum, irgendeine blitzartig aufsteigende Phantasie reden läßt, gleich nachher aber in die alten Pfade eines sachlich äußerlichen Gesprächs einlenkt. Nur wer den Dichter zum Menschen hinzunimmt, empfindet auch dann wieder die Einheitlichkeit dieser Natur.

Detlev von Liliencron ist aus Kiel gebürtig und entstammt einem Adelsgeschlecht, das dem geistigen Leben Deutschlands in Detlevs Oheim Rochus schon einen hervorragenden Mehrer geschenkt hat. Seine Mutter war die Tochter des amerikanischen Generals von Harten, eines der letzten innigen Freunde Washingtons. „Meine Knabenjahre," erzählt Liliencron selbst, „sind einsam gegangen. Dazu kam die Dänenzeit. Diese allein war ein besonderer Druck auf allen. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule brachte ich wenig mit. Nur Geschichte hat mich bis zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten." Die Mathematik machte ihm weniger Freude, aber früh ward Liliencron Jäger und streifte mit Hund und Gewehr durch Heide, Wald und Busch. Als Offizier hatte er das Glück, viel umhergeworfen zu werden; so stand er noch beim preußischen Kontingent in der alten Bundesfeste Mainz, und zwar beim Füsilier-Regiment Nr. 37. Am Ende der letzten polnischen Erhebung war Liliencron in der Provinz Posen und nahm dann am Kriege von 1866 beim Regiment teil, dessen Geschichte ihn ehrenvoll nennt. Er führte, zweiundzwanzigjährig, eine Kompagnie, nachdem der Hauptmann und der Oberleutnant bei Nachod schwer verwundet worden waren; bei Skalitz wurde er selbst durch eine Kugel in den Unterleib getroffen. Er entsprang jedoch dem Lazarett und suchte, notdürftig verbunden, wieder sein Regiment auf, bei dem er in seidenen Damenballschuhen und in einer einfachen Füsilierfeldmütze statt des Helmes den Feldzug als Kompagnieführer zu Ende mitkämpfte. Nach dem Kriege erhielt Liliencron den Roten Adlerorden mit Schwertern und kam wiederum nach Mainz zum Infanterie-Regiment Nr. 81, mit dem er als Bataillonsadjutant in den Krieg von 1870/71 zog. Aus demselben Regiment sind Hermann Budde, der spätere Eisenbahnminister, und Lothar von Trotha, der tapfere General, hervorgegangen. Nochmals verwundet, konnte Liliencron doch noch rechtzeitig zur Schlacht bei St. Quentin eintreffen, diese als Regimentsadjutant mitmachen und nach dem Kriege, wiederum dekoriert, als Invalide und charakterisierter Hauptmann seine militärische Laufbahn beschließen. Er versuchte sich nun im Zivildienst. Man er-

zählt in Schleswig-Holstein vielerlei Anekdoten über seine mangelhafte Aktenführung und dergleichen mehr, während der Zeit, da er als Hardesvogt auf der Insel Pellworm und als Kirchspielsvogt in Kellinghusen tätig war. Die meisten dieser Geschichten sind erfunden und nicht einmal gut erfunden, aber wohl war es Liliencron im Beamtenrock freilich nicht.

Mich schaudert vor Joch und Fessel und Druck
Durch des Dienstes grauen Bedientenschmuck,
Durch des Dienstes Sklavenarbeiten,
Durch seine Rücksichtslosigkeiten.

Wer so empfindet, mußte den Ehrgeiz, Landrat zu werden, aufgeben; er mußte, nachdem er erst die Gabe des Poeten in sich entdeckt hatte, noch einmal auf das unübersehbare feindliche Meer eines neuen Lebens hinausfahren, in dem zu scheitern sehr wahrscheinlich, hafenwärts zu landen sehr ungewiß war. Liliencron war in der Mitte der Dreißig, als er sein erstes Gedicht schrieb. Er kehrte von einer Reise zurück, packte Koffer aus und fand eine alte Photographie. Auf deren Rückseite schrieb er nieder, was ihn im Augenblick durchzuckte — und es wurden Verse. Hier und da flog nun schon aus den kleinen Nestern Holsteins ein Blatt mit Reimen in die Welt hinaus. So brachten die „Fliegenden Blätter" zuerst das jetzt allenthalben gesungene „Die Musik kommt", die jetzt längst eingegangene „Deutsche Dichterhalle", die Wiege vieler jungen Talente, hatte die Ehre, 1882 zwei sehr schöne Gedichte dieses Neulings abzudrucken, und dann kamen bei dem Verleger Wilhelm Friedrich, der damals eine ganze Reihe stürmender Jünger um sich sammelte, die „Adjutantenritte" heraus, deren Verfasser inzwischen als Schriftsteller zuerst nach München, dann nach Altona gezogen war. Hermann Heiberg und Eduard Engel waren die ersten, die sein Talent erkannten und aufmunterten. Seit sieben Jahren lebt der Dichter in Alt-Rahlstedt, verheiratet mit einer trefflichen Frau, der besten Erzieherin der beiden geliebten Kinder des Hauses, Abel (ich bemerke, daß dies ein Mädchenname ist) und Wulff. Selten nur kommt Liliencron jetzt nach Hamburg, wo er während seiner Altonaer Jahre ein häufiger Gast war und das er zwar manchmal als die Stadt der „Beefsteakvertilger und gefüllten Taschen" verspottet hat, dessen Wesen und Größe er aber doch auch mit der Intuität eines ganzen Dichters zu erfassen wußte.

Ich weiß nicht, was soll stets das Übelreden
Auf einen reichen Kaufherrn; hat der nicht
Durch seine Klugheit Speicher voll und Reeden,
Durch seine Vorsicht, durch sein Suchelicht?
Wenn vom Äquator schwimmt sein Schiff nach Schweden
Und wohin noch, ist das nicht ein Gedicht?

Die innigste Freundschaft verbindet ihn mit Richard Dehmel — die Widmung des Poggfred an diesen Dichter und die Widmung von Dehmels „Aber die Liebe" an Liliencron sind dessen schöne Zeichen. Und mit manchem andern Poeten und Kunstfreunde Hamburgs verknüpfen den Dichter freundschaftliche und freundliche Beziehungen, die ihn trotzdem, wie gesagt, selten seiner Einsamkeit zwischen Knicks und Heide zu entreißen vermögen. Wenn er aber einmal in Hamburg ist, dann ist es immer ein Fest für den Kreis, der ihn beherbergen darf, und jeder schätzt sich glücklich, der eine Stunde mit dem immer lebhaft entgegenkommenden und doch, wo es not tut, auch stolz zurückhaltenden Manne verbringen darf. Die Volkstümlichkeit, die ‚der Baron' bei den kleinen Leuten seiner neuen Heimat, bei Waldarbeitern, Knechten, Bauern der nächsten Dörfer genießt, mit denen er im schönsten Platt verkehrt, hat nahezu etwas Rührendes und ist für jeden, der ihn einmal auf seinen Wegen über Land begleiten darf, eine Freude.

Es war nicht immer so. Liliencron hatte schon Bücher ersten Ranges geschrieben, ehe man über ganz enge Kreise hinaus etwas von ihm wußte, ja es gab Zeiten, da man ihn nahezu totschwieg, und er, ohne den heute selbst die landläufigste Schulanthologie nicht auskommt, war noch bis tief in die neunziger Jahre hinein ein wenig bekannter, aber viel verkannter Poet. Gewiß, es gab schon früh einen Kreis, von dem es gilt, was Dehmel in jener Widmung an Liliencron sagt:

Sie lagen jubelnd an den Silberbächen
Und ließen sich mit seinen Blumen schmücken
Und sahn ihn Blüten nur um Blüten pflücken,

aber selbst unter diesen war kaum einer, der zugleich die Dornen sah, die ihm die Stirn zerstachen, und unter denen nicht nur materieller Mangel, sondern auch vor allem Neid, Mißgunst und Haß die spitzesten waren. Gewiß hat Liliencron selbst seine ungeheuer starke Phantasie manchen Streich gespielt, und er hat Todfeindschaft da gesehen, wo vielleicht nur mangelndes Verständnis vorhanden war. Aber wenn gelegentlich so getan wird, als ob man Liliencron eigentlich früh erkannt und gerühmt hätte, so ist demgegenüber zu sagen, daß das keineswegs der Fall war, und daß er Jahre, Jahrzehnte hat ringen müssen, bis ihm dann — und nun freilich mit einer gewissen Gewalt — die verdiente Liebe und Ehre ward.

„Die Adjutantenritte" (sein erstes lyrisches Buch, das jetzt in der neuen Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" im Verlage von Schuster & Löffler zu Berlin die Bezeichnung „Kampf und Spiele" führt) sind bereits ein Meisterwurf. Was in diesem Buche ganz neu war, auch gegenüber der verwandten Lyrik Storms, des schleswig-holsteinischen Landsmanns, oder Fontanes, war die Be-

obachtung und Wiedergabe des Kleinen neben dem Großen, die Zeichnung von Ausschnitten aus dem Leben, die man wohl impressionistisch nennen kann, und in denen oft ein anscheinend nebensächliches kleines Ding den unvergeßlichen letzten Ton gibt. Aber mit diesem Neuen verband sich gleich in dem schmalen Band die ganze Reihe der andern großen Gaben, die Liliencron besitzt. Wundervoll wird immer wieder die Stimmung der Heide, des Moores, des Waldes gegeben.

Tiefeinsamkeit, es schlingt um Deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, Du stilles Land.

Oder auch, so recht aus der Stimmung, die dem Buche den Namen gab:

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampftem Sommerhalm
Die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kolin.

Hier haben wir zugleich Liliencrons wortbildende Kunst, für die es in seiner ganzen Poesie geradezu unzählige Belege gibt und die doch nur ganz selten etwas von Manier annimmt. Meist gelingt es Liliencron gerade durch solche neue Wortbildung oder Wortzusammenziehung, das Bild so prägnant zu gestalten, wie es nur möglich ist. Dabei aber wird nie der Form Gewalt, nie der Reimreinheit Eintrag getan, denn Liliencron ist der schärfste Verächter jedes Schmuggels und ein Hüter strengster Versreinheit wie nur je Geibel. Echter Balladenton zittert in vielen dieser Gedichte besonders da, wo „der Sturm trotzig die rauhe Stirn an die Fensterscheiben preßt“. Und dann wieder die verhaltene, atemraubende Tragik in Gedichten wie „Ein Geheimnis“, hinter dem unmittelbar der lebhafte Refrain „Trutz, Blanke Hans“ folgt, recht als wollte der Dichter zeigen, wie weite Grenzen sein Reich hat.

Der nächste Wurf war wieder meisterlich und ging in der Reife, der süßen Schwere, noch über die „Adjutantenritte“ hinaus. Das Buch hieß damals „Gedichte“ (jetzt stehn die Verse im achten Bande der Gesamtausgabe), und noch einmal tauchen hier, dichterisch kristallisiert, die Bilder der Kriegszeit und des Militärlebens auf, und ihnen gesellen sich Liebesgedichte von holdestem Reiz. Da wird der Wellenrhythmus des Meeres eingefangen, wenn der Dichter mit der Pinasse sein Mädchen hinausführt:

Mädchen, reich' mir Deine Hände.
Spring ins Boot, nicht zu behende,
Lös' das Tau vom Bohlenring.
Über kleine Wellenhügel
Tanzen unsre Segelflügel
Wie der weiße Schmetterling.
Bläst Nordost uns frisch hinaus,
Weht Südwest uns sanft nach Haus.

Lustig Liebesabenteuer,
Wir alleine nur am Steuer,
Weite Wassereinsamkeit.
Letztes Ufer im Verblassen,
Hoch am Maste der Pinassen
Wimpelt die Verschwiegenheit.
Bläst Nordost uns frisch hinaus,
Weht Südwest uns sanft nach Haus.

Wenn die Bretter plötzlich krachen,
In die Tiefe taucht der Nachen,
Äugt es nur der wilde Schwan.
Klopft Dein Herzchen? Laß uns wenden
Und die stille Fahrt beenden,
Bald am Herde sprüht Dein Span.
Blies Nordost uns frisch hinaus,
Weht Südwest uns sanft nach Haus.

Ein andermal wieder spielt die ewige Liebeskomödie im Ballsaal, und ganz im Takte des Walzers geht es einher.

Schleifende Schleppen und schurrende Schuhe,
Wie sie auf spiegelnder Glätte sich drehn,
Flatternder Schnurrbart und fliegende Schöße,
Wie sie vorüber den Ballmüttern wehn.
Unter kristallenen Kronen und Kerzen
Schlagen die Schläfen und hämmern die Herzen,
Schimmert der Nacken Geleucht im Gewirre,
Funkelt der Steine Geflacker, Geflirre.
Hinter den Tanzenden her wie die Häscher,
Leicht wie die Falter, die Rosentaunäscher,
Folgen verkappt Amoretten dem Flor.
Hörner und Harfen und Flöten und Geigen
Fachen die Flammen im lodernden Reigen
Höher empor.

König der Tänze in Schlössern und Scheunen,
Trübsalverdränger auf Lehm und Parkett!
Prinz und Plebejer, Student und Philister,
Bürger und Bauer, Zivil, Epaulette,
Alle, sie alle sind von Dir begeistert,
Hast Du voll Schwung ihren Schlender gemeistert,
Alle sind trunken auf wohligsten Bahnen,
Zeigt die Musik Deine lustigen Fahnen.
Aber die Huldinnen erst auf der Erden
Können nicht glücklicher, sehnender werden,
Treibst Du sie an immerzu, immerzu.
König der Tänze dem Höchsten, Geringsten,
Sommers, am Herbsttag, im Winter, zu Pfingsten, —
Walzer, bist Du.

Dann aber führt der Dichter die Geliebte hinaus, und in der Heiligkeit des Frühlingsmorgens erwächst ihm aus dem Erlebnis dieser Nacht zarteste Poesie.

Wir wandern durch die stumme Nacht,
Der Tamtam ist verklungen,
Du schmiegst an meine Brust Dich an,
Ich halte Dich umschlungen.

Und wo die dunklen Ypern stehn,
Ernst wie ein schwarz Gerüste,

Da fand ich Deinen kleinen Mund,
Die rote Perlenküste.

Und langsam sind wir weiter dann,
Weiß ich's, wohin, gegangen.
Ein hellblau Band im Morgen hing,
Der Tag hat angefangen.

Um Ostern war's, der Frühling will
Den letzten Frost entthronen.
Du pflücktest einen Kranz für mich
Von weißen Anemonen.

Den legtest Du mir um die Stirn,
Die Sonne kam gezogen,
Und hat Dir blendend um Dein Haupt
Ein Diadem gebogen.

Du lehntest Dich auf meinen Arm,
Wir träumten ohn' Ermessen. —
Die Menschen all im Lärm der Welt,
Die hatten wir vergessen.

Den großen Zunftgenossen Goethe, Meyer, Keller, Storm, Mörike, vor allem Liliencrons heißgeliebtem Kleist, werden Denkmäler errichtet, die bald in marmorner Form schöner Verklärung, bald in wildhingegossener Ungebundenheit, wie für Kleist, immer aber ganz stilsicher aufragen. Und daß der Kreis sich vollende, der durch Krieg und Lärm und Last unter den Venusstern und in die Halle der Kunst sich schlang, glüht echtes Menschenmitgefühl auf, wenn in einem viel zu wenig bekannten Gedichte Liliencron sein Herz auftut für die Qual des Nebenmenschen, die nur zu oft die seine war.

An wen?

Du, den ich nicht kenne,
Wenn ich Dich wüßte —
Der Du am Boden liegst verzweifelnd, verzweifelt,
Dem kleinliche Menschen und Pharisäer
Hochmütig den Rücken drehn,
Weil Du den Scheitel nicht trägst wie sie,
Weil Du das Schuhband anders bindest wie sie,
Weil Du nicht denkst wie sie;
Den sie hungern lassen aus Ärger,
Weil Du heißeren Drang hast als sie,
Vom Alltagsgeleise abbiegst
In unbekannten Pfad;
Den sie für einen Narren wähnen,
Weil Du den Pfennig nicht umwendest wie sie,
Nicht rechnen kannst wie sie;
Den sie für wahnsinnig halten,
Weil Du mit ausgebreiteten Armen
Dem sinkenden Tagesgestirn nachschaust,
Und nachschauend ausrufst:
Auch mir, auch mir die Sonne!

Du, den ich nicht kenne,
Von dem ich weiß, daß Du ein Dichter,
Daß Deine Schmerzen schlimmer,
Deine Freuden größer sind,
Als Dein Nachbar sie fühlt — sie ahnt.
Wenn ich Dich wüßte!
Zur Tat würde Dein leidenschaftlich Ringen,
Lägest Du nicht wie der Hund an der Kette,
Kämpftest Du nicht um das Stück Brot täglich, stündlich.
Das hat Dich matt und elend gemacht,
Das hat Dich in den Staub geschleift.

Du, den ich nicht kenne,
Wenn ich Dich wüßte —
Komm an mein Herz, sorge nicht mehr.
Mit knochiger, rissiger Faust
Steh' an der Arbeit ich
Von morgens bis abends.
Doch so viel hab' ich,
Daß es genug für uns beide,
Daß Du hinaus kannst in die Welt,
Wohin Du gehörst.
Daß Du immer wieder
Den Tisch gedeckt findest,
Ein Ofen behaglich Dir scheint,
Kehrst Du zurück
In meine fröhliche Werkstatt.
Allmählich hebst Du die Stirn,
An meine Schulter dann lehn' ich Dein Haupt
Und streichle das widerspenstige Haar Dir
Und flüstre:
Sieh, die Erde ist nicht schlecht,
Die Menschen sind besser, als Du glaubst.
Sie verstanden Dich nicht und lachten,
Du verstandest sie nicht und grolltest.
Nun aber, da Du frei bist,
Mit leuchtenden Augen die Goldsaat streust
In den Schoß Deines Volkes;
Unter Wolken, über Wolken wandelst
Wie ein Eroberer von Sieg zu Sieg —
Werfen sie alle, alle jauchzend den Hut in die Luft,
Wo Du Dich zeigst;
Umringen, sich drängend,
Dein radachsenheißes Gespann,
Das aus den Himmeln Dich lenkte;
Und von dichtbesetzten Fenstern und Dächern
Wogen und schwenken die Tücher Dir entgegen:
Willkommen, Willkommen!

Du, den ich nicht kenne,
Wenn ich Dich wüßte —
Komm an mein Herz,
Sorge nicht mehr.

Nach solcher Leistung trat in den folgenden Jahren etwas wie eine Ermüdung ein; die Verse des „Heidegängers" und der „Neuen Gedichte" (jetzt Band acht und neun der Gesamtausgabe) sind zum größten Teile sehr schön, und man findet manche Perle in den Bänden — ich rechne dazu vor allem das still schöne Wiegenlied für den kleinen Wulff. Jedoch einen großen Fortschritt über das schon Erreichte hinaus bedeuteten diese Bücher nicht. Diejenigen aber, die schon geglaubt hatten, Liliencron würde nun überhaupt nicht weiterkommen und sein letztes Wort gesagt haben, irrten sich. Im Jahre 1903, ein Jahr vor dem sechzigsten Geburtstag, erschien die „Bunte Beute". Nicht nur der Lyriker hatte sich — das lehrte diese Sammlung — noch ein ganzes Stück empor entwickelt, sondern hier vollendete sich auch der Balladendichter zur vollen Größe. Jenen Hauch aus Ewigkeiten, den Mörikes schönste Lieder haben, hatte Liliencron nun ganz eingefangen.

Wolkenschatten fliehen über Felder.
Blau umdunstet stehen ferne Wälder.

Kraniche, die hoch die Luft durchpflügen,
Kommen schreiend an in Wanderzügen.

Lerchen steigen schon in lauten Schwärmen,
Überall ein erstes Frühlingslärmen.

Lustig flattern, Mädchen, deine Bänder,
Kurzes Glück träumt durch die weiten Länder.

Kurzes Glück schwamm mit den Wolkenmassen,
Wollt' es halten, mußt' es schwimmen lassen.

So ganz in die Stille hinein ging Liliencrons Liebeslyrik; und dem steht nun auf der anderen Seite eine Balladenpoesie der Gegenwart gegenüber, wie sie außer ihm noch niemand erreicht hat. Ich nenne sie absichtlich Balladenpoesie der Gegenwart, weil die besondere Größe unserer Zeit in diesen Versen vibriert, von denen hier mehr als eine Andeutung zu geben der Raum verbietet. Oder könnte man ein besseres Symbol des Triebes und Treibens der Gegenwart zeichnen, als den Blitzzug, auf dessen Rädern Liliencrons Poesie so einherfährt:

Quer durch Europa von Westen nach Osten
Rüttert und rattert die Bahnmelodie.

Gilt es die Seligkeit schneller zu kosten?
Kommt er zu spät an im Himmelslogis?
Fortfortfortfortfortfort drehn sich die Räder
Rasend dahin auf dem Schienengeäder,
Rauch ist der Bestie verschwindender Schweif,
Schaffnerpfiff, Lokomotivengepfeif.

Derselbe Dichter aber versenkt sich in das geheimnisvolle Weben der Herzen zweier Zwillingsgeschwister, die in der Sklaverei sich unbewußt als Liebespaar wiederfinden und die Sünde mit dem Tode sühnen. — Römische Nacht:

Sinkende Dämmrung, der Tag geht zu Ende,
Abendrot, nur noch ein blaßgelbes Band.
Still wie im Schlafe verschlungene Hände,
Still wie die Wurzel im tieftiefen Land.
  Unerkannt, im finstern Raume,
  Flüstert drängend die Natur,
  Und die Jugend folgt im Traume
  Ihrer ewig starken Spur.
Sylphenumjachterte ferne Fontäne,
Rosenversunkene klanglose Nacht;
Auf dem Granatbaum, auf Quellen und Schwäne
Tüpfelt der Mond seine täuschende Pracht.

Liliencron ist aber nicht nur Lyriker, er hat sich — von der Bilderfülle seiner Dramen selbst abgesehen — einen eignen Prosastil geschaffen, und in der soldatischen Kürze, die schon seinen oben angeführten Lebensbericht kennzeichnet, hinreißende Schilderungen aus den Kriegen seiner Tage gegeben, die unter dem Namen „Kriegsnovellen“ zusammengefaßt und weithin bekannt geworden sind. Wieder paßt ganz das Wort Impressionismus für den eigenartigen Bau dieser kleinen Schöpfungen, die man nie mehr vergißt, wenn man sie einmal gelesen oder gar von der knappen Kommandostimme ihres Verfassers hat vorlesen hören. Und wer den Menschen Liliencron, und wenn er ihn auch nie gesehen hat, ganz kennen lernen will, der nehme den Roman „Der Mäcen“ und versenke sich in diese eigentümliche Mischung von Poesie und Prosa. Da spricht seitenlang der Aristokrat, dem Schreiben eigentlich keine genehme Beschäftigung ist und der ein andermal einen seines Stammes nach seinem Tode bittet ihm zu verzeihen, daß einer aus dem Geschlecht ein Dichter war. Und auf der anderen Seite reißt der Poet den ritterbürtigen Landsassen mit fort und führt ihn nicht ins alte romantische, aber ins neue Land seines eigenen dichterischen Lebens.

Will man für das Liliencronsche Krongut einen Namen finden, so wird man das nicht besser können, als indem man kurz sagt: Poggfred. Was ist Poggfred?

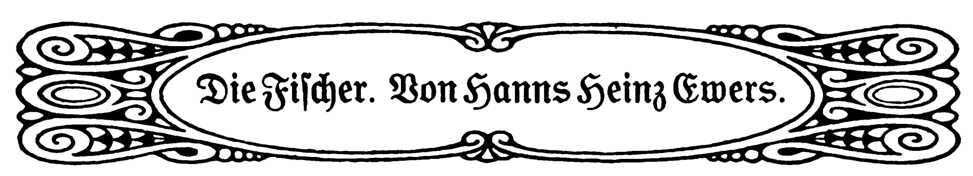
„— meinen Schlössern fern, und fern der Stadt,
Inmitten zwischen Wiesen, zwischen Hecken,
Fremd aller Welt und alles Lebens satt,
Spielt einsam unterm Blumenflor Verstecken
Ein simples Häuschen, wie ein weißes Blatt,
Das keine Lästerzunge kann beflecken.
  Sein Name ist Poggfred, hochdeutsch Froschfrieden.
  Denn Friede ist den Fröschen hier beschieden.

Ein kunterbuntes Epos in 24 Kantussen ist diesem Schloß, seinem Aussichtsturm und dem, was der Schloßherr hier erlebt und sieht, gewidmet. Was alles in die Behälter gefüllt ist an Erlebnis, Traum, Erinnerung, Phantasie, kann man schwer ausschöpfen. Es sind Bilder von unbeschreiblichem Reiz neben Dingen, die weniger plastisch werden und uns nicht so lange festhalten. Aber als Ganzes ist dieses Epos doch wohl das am meisten bezeichnende, was wir von Detlev von Liliencron besitzen. Das Leben ist ein Kampf — diese uralte Weisheit lebt in der Kämpfernatur Liliencrons mit nie ruhender Stärke. Das Leben ist ein buntes Spiel, dessen schönster Kranz die Liebe ist — das wäre eine zweite Note dieser Gesänge. Doch sollst Du nie den Lebensernst vergessen — immer wieder tönt dem preußischen Offizier dieser Ruf hinein, am liebsten in den gewohnten, unvergeßlichen Klängen eines Infanteriesignals. Ich will einsam sein — das ist am Ende das Leitmotiv. Und das übertönt vielleicht doch noch, wenn's auf die Entscheidung ankommt, den Klang „Hurra das Leben“, mit dem Liliencron sein Bekenntnisgedicht „Des Großen Kurfürsten Reitermarsch“ schließt.

Lyriker sind ja gemeinhin keine Erbauer großer Weltanschauung, weder Storm noch Mörike haben eine solche in ihren Versen gegeben oder uns gezeigt, wie wir sie aus ihnen aufführen sollen. Was in ihnen der einheitliche Eindruck bleibt, ist die unverwischbare Stimmung, die gerade diesen und

keinen anderen Poeten bezeichnet. Das vergessen viele, die in Liliencron keinen Dichter ersten Ranges sehen wollen, weil ihm angeblich dieses Gebäude von großem geistigen Gehalt fehle. Wenn ich dem einen oder anderen bewiesen haben sollte, daß er sich irrt, wäre ich froh; denn immer noch müssen dem Dichter, so berühmt er heute ist, zu den Lorbeeren Kenner gewonnen werden. Wer drei Bände Verse in deutscher Sprache geschrieben hat, wie die „Adjutantenritte", die „Gedichte" und „Bunte Beute", wer so ganz deutsch dabei geblieben ist und solche Höhen und Tiefen ermessen hat, wie Liliencron, der gehört zu den ersten, die wir überhaupt haben und gehabt haben. Ein echter Schleswig-Holsteiner, ist er doch, auch in seinen Heimatnovellen, kein enger Provinzdichter, sondern ein Genius, den jeder Deutsche verstehn und lieben kann. Es gibt heute keinen Dichter, der einen Band Ausgewählter Gedichte zusammenstellen könnte, wie ihn Liliencron vor wenig Monaten herausgegeben hat. Wir müssen zu dem Größten, den wir haben, zu Goethe zurückgehn, um einen Lyriker von ähnlich umfassender Kunst zu finden. Natürlich stelle ich damit nicht Liliencron mit Goethe gleich. Aber ich halte ihn — und will es ruhig aussprechen — für den größten Lyriker seit Goethe. Er ist in der Stärke und in dem Umfang seiner lyrischen Ausdrucksform noch über Mörike, über Storm hinausgewachsen, von Uhland, Lenau, Eichendorff, Heine ganz zu schweigen, die neben ihm doch zweiten Ranges bleiben. Seine Werke werden in ihren unvergänglichen Kristallen bleiben als leuchtende Zeugnisse einer Zeit, die von den einen poetisch unfruchtbar gescholten wird und als deren feinste Blüte die anderen dekadente Spielerei ansehen.

Der Schloßherr von Poggfred ist heute zugleich einer der vornehmsten Geister, einer der größten Künstler im Schloßbau der deutschen Kultur. Er ist nicht der Narr in Germania, wie er einst in schweren Zeiten bitter den Dichter genannt hat, auch nicht der heimliche Kaiser unserer Literatur, nach dem man vor zwanzig Jahren suchte, sondern der schwertbereite Eroberer, der mit Literatur und Schrifttum gar nichts zu tun hat, sondern Leben und Kunst wieder einmal durch ein starkes Herz und eine wie aus Urtiefen gespeiste Phantasie zu vollendetem Dasein aneinanderband.



Die Fischer. Von Hanns Heinz Ewers.

Auf der „Vier Freunde und Ella" zogen sie aus,
Frohe blonde Jungen und des Amtmann Sohn.
Keiner kam wieder.

Klaas Schiettekette führte das breite Boot,
Ihr schlagneues Boot, ihr eigen Boot;
Er saß am Ruder.

Und die Dirnen lachten und die Weiber winkten
Und die Buben schwiegen und die Männer spukten
Herab von der Darse.

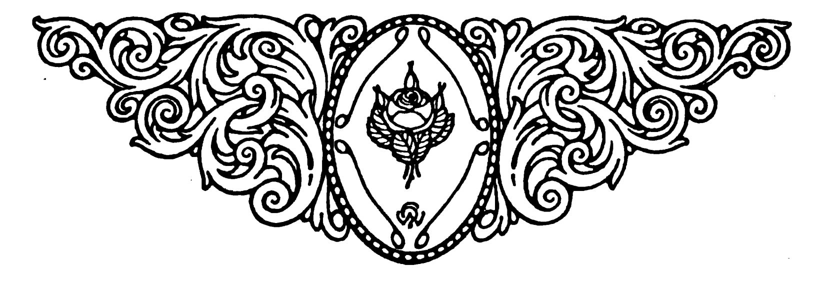
Die Sonne lachte sehr, wie sie auszogen;
Klaas pfiff, da flogen die Segel hoch,
Die neuen roten Segel.

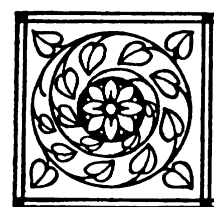
Und der Amtmann winkte, wie die Weiber; sagte:
„Solch stolze Bursche findet man nicht wieder
In ganz Flamland."

Aber vorn, wo die weißen Möwen streichen
Wo der Wind jagt und die Wasser hochschlagen —
Da stand Ella.

Auf der „Vier Freunde und Ella" zogen sie aus,
Frohe blonde Jungen und des Amtmann Sohn.
Keiner kam wieder.

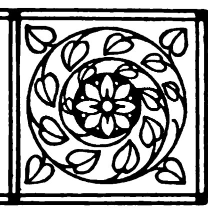
Eine wartet. Wo die Wasser hochschlagen,
Vorn auf der Darse, wo der Wind jagt, —
Knospen werden Deine jungen Lippen bleiben.





Auf die Probe gestellt.

Novellistische Skizze von Balduin Groller.



Zwei lebenslustige alte Leute saßen da beisammen am Teetisch in dem behaglichen, elektrisch beleuchteten Salon. Der unverwüstliche Journalist Ludwig Zetsche, der „letzte Plauderer", wie er in den Kreisen seiner Berufsgenossen genannt wurde, und die verwitwete Frau Sektionschef, die ihm in ihrem Heim die Honneurs machte, — beide in den Siebzigern. Sie waren durch eine fünfzigjährige Freundschaft verbunden, und durch all die vielen Jahre war immer eine abendliche Plauderstunde in der Woche ihr gewidmet gewesen.

„Ihr Tee wird kalt werden, lieber Freund," nahm die weißhaarige Frau mit den gütigen schwarzen Augen das ausnahmsweise ins Stocken geratene Gespräch wieder auf.

„Ich glaube, er ist es schon," lautete die Antwort. Der alte Journalist kostete und schob die Tasse von sich. „Verzeihen Sie, Gnädigste, ich bin kein Freund von kaltem Tee."

„Weil Sie aber auch so zerstreut dasitzen! Sie gefallen mir heute überhaupt nicht. Was haben Sie nur? Sind Sie nicht ganz wohl? Warten Sie, ich gebe Ihnen eine andere Tasse und recht heiß! Das wird Sie wieder munter machen."

„Ich möchte heute keinen Tee, Frau Marlene. Wenn Sie mir eine Gnade erweisen wollen, schenken Sie mir ein Glas Wein."

„Ja, wo soll ich denn das hinschreiben, — Sie — der berühmte Antialkoholiker?!"

„Ich bin ein Antialkoholiker, weil ich weiß, daß Alkohol Gift ist, und weil ich die Verpflichtung fühle, ein Beispiel zu geben."

„Nun — und?"

„Ich weiß aber auch, daß ein gutes Glas Rheinwein eine wunderbare Gabe Gottes ist, und ich habe so das Gefühl, daß man sich am lieben Gott versündigt, wenn man den edlen Rheinwein verschimpfiert."

„Also nur der Rheinwein ist ausgenommen."

„Ich möchte auch den Ungarn und den Franzosen nicht unrecht tun. Jeder gute Wein ist auf der Welt, daß er mit Verstand getrunken werde. Bei allen meinen Grundsätzen halte ich mich so weit im Training, um mir die Freude an einem guten Tropfen nicht verderben zu lassen. Ich habe mir also meine Trinkfestigkeit herübergerettet, nur meine ich, daß man kein Gewohnheitstrinker werden soll. Jetzt der Anlaß da —"

Er wurde durch das Erscheinen des Stubenmädchens unterbrochen, das eine blankpolierte Platte mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern auf den Tisch stellte.

„Ah — Liebfrauenmilch!" nahm er wieder das Wort, als das Mädchen hinausgegangen war. „Mein Kompliment und meinen Dank, — auch eine stille Liebe von mir!"

„Sie haben deren mehrere?"

„Ich hatte ihrer einige. Eine davon sind Sie, meine Gnädigste; noch immer — seit fünfzig Jahren."

„Sie sind ein abscheulicher Mensch!"

„Weil ich Sie liebe?"

„Weil Sie einem die Jahrzehnte so nachrechnen!"

„Ach ja — die Zeit!"

„Sie sagten vorhin, daß der Mensch einen Anlaß haben müsse. Haben Sie heute einen Anlaß, besonders feierlich oder andächtig zu sein?"

„Ich habe einen Anlaß traurig zu sein, Frau Marlene."

„Was ist Ihnen geschehen, Meister Ludwig?"

„Meine Serie ist gezogen worden."

„Was heißt das?"

„Wenn das Leben eine große Lotterie ist, und ich meine, das ist es, dann müssen doch die einzelnen Serien gezogen werden, und wenn man nun zufällig aus so einer gezogenen Serie eine Nummer

hat oder ist, dann ist man gewissermaßen gezeichnet, wie es die Bäume sind beim Ausholzen. Man ist an der Reihe zu verfallen."

„Vielleicht tröstet es Sie, daß ich zur selben Serie gehöre. Wer ist denn gestorben?"

„Mein alter Freund Klamm ist gestorben."

„Was — Professor Klamm tot?! Ich habe nichts davon gelesen!"

„Meine Gnädige, ich erzähle Ihnen keine Neuigkeiten, die schon in der Zeitung gestanden haben. Das kommt erst morgen hinein. Klamm ist fürs Morgenblatt gestorben."

Die alte Frau drückte dem Freunde schweigend die Hand, um dadurch ihre Teilnahme kundzugeben.

„Hätte nicht gedacht," fuhr dieser fort, indem ihm eine Träne im Auge schimmerte, „daß ich ihm noch werde den Nekrolog schreiben müssen. Er war um volle zwei Jahre jünger. Das ist ungerecht und ganz gegen alle Ordnung. Er war ein Prachtmensch, und er hätte noch ganz gut warten können. Nun hat es mir einen Riß gegeben und einen Deuter!"

„Wir müssen uns bereit halten und weiter nicht daran denken."

„Seiner will ich aber gedenken, und dieses Glas — erlauben Sie, Frau Marlene, daß ich Ihnen auch einschenke — sei in memoriam illustrissimi, praeclarissimi — ja so, Sie haben nicht zu unserer Korpsbruderschaft gehört. Tut nichts; Sie dürfen mittrinken. Have, pia anima!"

„Die arme Frau! Ich werde einen Kranz schicken und ihr einen Besuch machen."

„Tun Sie das, Frau Marlene. Sie ist auch eine herrliche Frau. War auch eine stille Liebe von mir."

„Wenn ich richtig zähle, ist das die dritte."

„Sie haben richtig gezählt. Glück habe ich nur im Fall Liebfrauenmilch gehabt. In den beiden anderen Fällen habe ich unglücklich geliebt."

„Was mich betrifft, so habe ich niemals etwas bemerkt."

„Die andere hat auch nichts gemerkt. Es hat niemals einen ungeschickteren Liebhaber gegeben. Bin auch genug gestraft dafür. Beide wurden mir weggeschnappt, und so bin ich der alte unbehauste, freudlose Hagestolz geworden und der einsame Spatz — passer solitarius Linné — geblieben."

„Sie haben die Frau Professor als Mädchen gekannt? Es soll eine etwas romanhafte Heirat gewesen sein?"

„Romanhaft war nur meine Dummheit. Ich will Ihnen erzählen, Gnädigste. Nicht von meiner Dummheit. Das ist nichts Neues, und meine sehr werte Person kann völlig aus dem Spiele bleiben. Nur wie die zwei sich gekriegt haben. Das ist wirklich ein Roman, so ein kleiner Roman, oder sagen wir richtiger eine Novelle."

„Das ist doch dasselbe. Ein kleiner Roman ist eben eine Novelle."

„Aber — Frau Marlene! Das will meine Schülerin sein! Dafür kriegen Sie einen Fünfer. Setzen Sie sich!"

„Ich sitze so schon."

„Richtig, aber jetzt kommt noch die Verpflichtung dazu, sich eine Viertelstunde zu schämen. Der Unterschied zwischen Roman und Novelle ist zwar nicht leicht und nur mit einiger Umständlichkeit zu erklären, aber dem inneren Wesen nach —"

„Erlauben Sie, lieber Freund! Das werden Sie mir ein andermal erklären. Bis dahin wird auch das Schämen verlegt. Für heute möchte ich die ‚Novelle' hören."

„Ich gehorche. Also Margreth Lassen — die Frau Professor ist eine geborene Lassen — war das fröhlichste blonde Mädel, das je von der Sonne beschienen worden ist. Und schön war sie! Ich habe überhaupt nur noch einmal so ein herziges Frauenzimmer gesehen, aber das war ein späterer Jahrgang, und davon können wir ja später reden. Ich meine die braune Marlene, die mir gegenüber sitzt."

„Herr Doktor!!"

„Ich werde doch hoffentlich noch sagen dürfen, daß Sie schön —"

„— gewesen ist!"

„Mich werden Sie in keinen Hinterhalt locken, meine Gnädigste! Ich habe nicht das sagen wollen, aber jetzt bin ich beleidigt und fahre fort. Also wie be-

merkte ich doch soeben so treffend? Margreth war ein reizendes und fröhliches Menschenkind und hatte auch Ursache, es zu sein, nämlich fröhlich. Reizend war sie ohne besondere Nötigung, aus freien Stücken, nur so aus gutem Herzen. Sie war das einzige Kind des steinreichen, verwitweten alten Lassen. Das ‚steinreich' ist bildlich und wörtlich zu nehmen. Er war der Besitzer der größten Steinmetzwerkstätte der Stadt. Alle besseren Grabdenkmäler und aller plastische Fassadenschmuck der Palast- und Monumentalbauten ging aus dieser Werkstätte hervor. Er war Besitzer zahlreicher, einträglicher Häuser. Man wußte allgemein, daß da ein gut fundierter, solider Reichtum vorhanden sei. Margreth war natürlich stark umschwärmt, aber der Papa, der sie abgöttisch liebte, hatte ein scharfes Auge darauf, daß sie nicht einer unklugen Neigung nachgebe, die dann seine schönsten Zukunftsträume vernichtet hätte. Er hatte übrigens lange keinen Anlaß, sich irgendwelchen Besorgnissen hinzugeben. Denn Margreth lebte fröhlich dahin, und es war ihr am Nasenspitzel abzulesen, daß sie weit davon entfernt sei, sich durch Liebeskummer die Laune verderben zu lassen. Und dann kam doch ein Tag, wo das Nasenspitzel nicht mehr so hoch, so keck und so fröhlich getragen wurde, wo Margreth stiller, nachdenklicher und doch strahlender wurde, so von innen heraus strahlender. Er beobachtete einige Wochen und Monate und dann hielt er es doch an der Zeit, ein ernstes Wort mit seinem Töchterlein zu reden. Er war ein wenig gedrückt, als er sein Kind vornahm, um ihm auf den Zahn zu fühlen. Diplomatischer Schlauheit bedurfte es gar nicht erst. Margreth gab ohne weiteres zu, daß ihr der junge Doktor Klamm allerdings sehr wohl gefiele, und daß, wenn sie wählen dürfe, sie sich für ihn entscheiden werde. Nur für ihn und sonst für keinen auf der ganzen Welt. Und wenn sie nicht dürfe, dann wolle sie lieber eine alte Jungfer werden. Einen anderen würde sie ganz bestimmt und nie und nimmer nehmen.

‚Hat er sich schon erklärt?' forschte der alte Lassen.

‚Nein, Papa, so weit sind wir noch nicht.' Ob sie seiner auch sicher sei?

Margreth lachte. ‚O ja, Papa. Ich weiß bestimmt, daß er wollen wird, wenn ich will. Es hängt nur von mir ab.'

‚Das glaube ich selbst. Er hat aber nichts.'

‚Ich vermute auch, daß er nicht viel hat. Was tut das? Er ist wer!'

‚Hast Du aber auch bedacht, — es ist nur, daß man davon spricht; man muß ja an alles denken, — daß er Dich für ein reiches Mädchen hält und Dich um Deines Geldes wegen nehmen möchte?'

‚Der?!' Margreth lachte wieder. ‚Daran denkt er nicht, Papa; der hat ganz andere Gedanken!'

‚Man könnte ihn doch auf die Probe stellen!'

‚Ja, Papa, stelle ihn nur auf die Probe.'

Bei der nächsten schicklichen Gelegenheit, als Doktor Klamm wieder einmal zu Besuch da war, nahm ihn Papa Lassen mit hinüber in sein Arbeitszimmer, um mit ihm eine wichtige Angelegenheit vertraulich zu besprechen. Die zum Speisezimmer führende Tür schloß der Hausherr nicht. Sie war ohnedies mit einer schweren Portiere verhängt. Er hörte drüben etwas rascheln. Sollte seine Tochter sich dort etabliert haben, — niemand anderes konnte es sonst sein, — so war ihm das ganz recht. Sie sollte nur auch hören, was er mit dem jungen Mann zu verhandeln habe, und wie dieser sich dazu verhalten werde. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, und an dessen Seite saß Klamm so, daß das durchs Fenster hereinflutende Licht voll auf ihn fiel. Er bot ihm eine Zigarre und begann:

‚Sie können sich denken, Herr Doktor, was ich mit Ihnen besprechen möchte.'

‚Ich habe allerdings so eine Vermutung, Herr Lassen.'

‚Ich glaube nämlich bemerkt zu haben, Herr Doktor, daß Sie ein gewisses Interesse — sollte ich mich aber geirrt haben —'

‚Sie haben sich nicht geirrt, Herr Lassen. Ich habe allerdings ein gewisses Interesse, ein solches Interesse, wie man es für sein höchstes Lebensglück überhaupt haben kann.'

‚Schön. Ich setze voraus, daß Sie weder schon eine Erklärung gemacht, noch eine Zusage erhalten haben.‘

‚Ich habe mich nicht erklärt und konnte daher auch weder eine Zu- noch eine Absage erhalten.‘

‚Sie zauderten bisher. Warum?‘

‚Weil ich immer eine riesige Angst hatte, Herr Lassen. Man überlegt sich's doch, eine Frage zu stellen, von deren Beantwortung ein Lebensinhalt abhängt.‘

‚Haben Sie sich schon über die — materiellen Umstände Ihre Gedanken gemacht, Herr Doktor?‘

‚Nein.‘

‚Sie sind aber doch wichtig!‘

‚Ich hielt sie in diesem Falle nicht für wichtig.‘

‚Wie meinen Sie das?‘

‚Mein Gott, sehr einfach. Ich habe doch niemals gehochstapelt und irgend jemanden zu der Annahme zu verleiten gesucht, daß ich ein reicher Mann sei. Man weiß, ich bin ein kleiner Beamter und ein armer Teufel, aber immerhin — ich versorge mich selber. Schulden habe ich nicht. Dafür, daß sein Töchterlein nicht Not leide, dachte ich mir, wird schon der reiche Papa sorgen.‘

‚Im regelmäßigen Verlauf der Dinge hat der Mann diese Sorge auf sich zu nehmen.‘

‚Natürlich! Das war es ja gerade, was mir soviel Angst machte. Dann mußte ich ja ganz selbstverständlich für viel zu gering befunden und verworfen werden. Was könnte ich einer Frau bieten, die an den Reichtum gewöhnt war!‘

‚Sie haben Zukunftsaussichten.‘

‚Die sind nicht gut, Herr Lassen. Ich bin jetzt Amanuensis am archäologischen Institut, also in der neunten Rangsklasse mit Hauptmannsrang. Im Laufe der Jahre werde ich es zum Kustos-Adjunkten, dann zum Kustos, vielleicht zum Vize-Direktor — und wenn ich Glück habe und es erlebe, was nicht wahrscheinlich ist — sogar zum Direktor bringen. Dann ist das höchste Ziel erreicht, und dann heißt es: Jetzt, Erde, stehe fest, — ich bin Hofrat! Sie sehen, Herr Lassen, dabei läßt sich nicht Seide spinnen!‘

‚Wenn aber nun die Aussichten so schlecht sind, Herr Doktor, warum haben Sie sich nicht für etwas anderes entschlossen?‘

‚Das, Herr Lassen, macht die Freude am Beruf. Ich liebe meinen Beruf, und wenn Sie alle Schätze Indiens auf die eine Seite legen und die Mühsal meiner wissenschaftlichen Arbeiten auf die andere, so werde ich mich doch für diese Mühsal entscheiden und dabei noch das Gefühl haben, sehr vernünftig gewesen zu sein.‘

‚Und so einem Menschen soll ich meine Tochter geben!‘

‚Sie brauchen nicht so entsetzt zu sein bei dieser Vorstellung, Herr Lassen. Ich habe schon begonnen, Sachen zu publizieren und werde das fortsetzen. Die Honorare für wissenschaftliche Arbeiten sind zwar sehr gering, aber freuen tun sie einen doch, und schließlich — es ist etwas und hilft mit. Sehen Sie mal, wenn ich was Rechtes leiste, — und natürlich Glück muß der Mensch haben! — dann kann ich auch noch Universitätsprofessor werden, ohne daß ich meine Stellung am Institut aufgeben müßte. Und dann bin ich ein großer Herr!‘

‚Wir wollen hoffen, daß es so kommt, Herr Doktor. Ich habe die materiellen Fragen berührt, weil sie mir allerdings wichtig erscheinen. Nach alledem halte ich Ihre Zukunftsaussichten nicht für so schlecht, wie Sie selbst. Ich kenne Sie nun seit geraumer Zeit und setze Vertrauen in Sie. Es gibt da eine andere Schwierigkeit. Sie halten mich und demgemäß auch meine Tochter für reich, wie uns alle Welt dafür hält. Diese Meinung ist falsch. Sie sehen die glänzende Außenseite. In Wirklichkeit sind wir arm, sehr arm.‘

‚Was Sie nicht sagen!‘

‚Ich bin verpflichtet, mit Ihnen offen zu reden, Herr Doktor. Wir waren reich — bis vor wenigen Wochen. Wir sind es nicht mehr; wir sind sogar sehr, sehr arm.‘

‚Das ist aber schade! Das tut mir aufrichtig leid, Herr Lassen. Sie haben große Verluste gehabt?‘

‚Ich habe alles verloren. Ich war mein Leben lang ein Pedant in geschäftlichen Dingen, und das hat mir genützt und hat mir aufgeholfen. Wenn aber ein Pedant einmal irrt, dann irrt er

groß. Mir ist ein schwerer Irrtum verhängnisvoll geworden. Um es kurz zu sagen: ich wußte, daß die Steinbruch-Aktiengesellschaft, an der ich beteiligt war, in Nöten ging. Kam es mit ihr zu einer Katastrophe, dann hatte ich einen empfindlichen Schaden zu gewärtigen. Er wäre empfindlich, aber nicht vernichtend gewesen. Um mich auch davor zu bewahren, begann ich, die notleidende Gesellschaft zu stützen. Ich kam der Sache auf den Geschmack und verrannte mich in die Idee, daß das sanierte Unternehmen einen sehr ansehnlichen Nutzen abwerfen würde. Diesen Nutzen wollte ich mir sichern als Entgelt für meine Mühen und Opfer. Ich brachte den Großteil der Aktien in meinen Besitz, um mich so zum Herrn des Unternehmens zu machen. Durch diese meine Transaktion stiegen auch die Aktien sofort ganz erheblich. Um so verhängnisvoller wurde der bald darauf eintretende Rückschlag. Es zeigte sich, daß meine Kräfte nicht ausreichten. Das Zusammenbrechen der Gesellschaft ist unvermeidlich, und ich werde mit in den Abgrund gerissen. Meine Ehre kann ich noch retten, mein Vermögen nicht mehr.'

,Das ist traurig, Herr Lassen.'

,Es ist traurig. Die Arbeit eines Lebens vernichtet! Ich habe die Spannkraft nicht mehr und nicht die jugendliche Zuversicht und Energie, um noch einmal von vorne und ohne Mittel von vorne anzufangen. Das, Herr Doktor, mußte ich Ihnen doch sagen!'

,Schade, Jammerschade! Dann natürlich geht es nicht — natürlich nicht, aber traurig, furchtbar traurig ist es doch, daß es nicht geht.'

,Ich stelle bereitwillig fest, daß nun doch auch Sie das volle Verständnis bekunden zur Würdigung der materiellen Verhältnisse!'

,Natürlich! Ein jedes Kind muß das einsehen!'

,Sie ziehen also Ihre Werbung zurück, Herr Doktor?'

,Selbstverständlich — augenblicklich! Konnten Sie daran zweifeln, Herr Lassen?!'

,Ich hatte allerdings ein wenig gezweifelt.'

,Ah — da haben Sie mir unrecht getan!'

,Es scheint. Den Rückzug habe ich ja schließlich erwartet, zugleich aber auch, daß er ein gedeckter und verhüllter sein werde. Ich schätze das an Ihnen. Sonst nimmt man sich die Mühe, es wenigstens durch einige schöne Redensarten zu beschönigen, wenn man sich bei solchen Anlässen ausschließlich durch den Geldpunkt bestimmen läßt.'

,Der Geldpunkt ist aber sehr wichtig, Herr Lassen!'

,Ich glaube nicht, daß darüber erst ein junger Archäologe einen alten Geschäftsmann belehren muß!"

,Ich wollte Sie nicht belehren, Herr Lassen, ich wollte Sie nur entschuldigen, nur zeigen, daß ich allerdings das richtige Verständnis aufbringe für Ihre Entschuldigungen. Auf die einfachste Formel reduziert: ich gehe selber, um es Ihnen zu ersparen, mich hinauszuwerfen.'

,Ich verstehe Sie nicht recht, Herr Doktor. Wie meinen Sie das?'

,Das ist sehr einfach. Sie haben den schönsten Korb für mich in Bereitschaft. Ich begreife die Abweisung. Sie ist die logische Konsequenz der vertraulichen Mitteilungen, der Sie mich gewürdigt haben.'

,Ich erinnere mich nicht, die Ablehnung schon ausgesprochen zu haben.'

,Ihr Zartgefühl ist von mir nicht unbemerkt geblieben, Herr Lassen. Sie haben sie nicht ausgesprochen, aber sie ergibt sich aus Ihrem Ideengang von selbst, und ich kann nun wohl gehen. Ich gehe als ein für sein Leben unglücklicher Mensch von Ihnen. Was tut das?'

,Ich möchte Sie doch bitten, noch einen Augenblick sitzen zu bleiben, Herr Doktor. Es wäre ja nicht unmöglich, daß hier ein Mißverständnis obwaltet. Sie waren es selbst, der zuerst und mit voller Bestimmtheit erklärt hat, daß unter solchen Umständen von einer Werbung keine Rede sein könne."

,Natürlich habe ich das erklärt! Halten Sie mich für einen schäbigen Egoisten?!'

,??!'

,Ja, ich hatte mich in dem unbeschreiblich schönen Wahn gewiegt, daß Fräulein Margreth wirklich mir ihr Herz zuwenden könnte. Nun ist's mit den Träu-

men vorbei. Ich begreife, ich sehe ein, daß es nicht geht. Sie haben vollkommen recht, Herr Lassen. Früher kam es vielleicht nicht darauf an, aber jetzt ist es unbedingt notwendig, daß Fräulein Margreth einen reichen Mann bekommt. Sie haben recht, Herr Lassen, aber weh tut's doch — furchtbar weh.'

‚Von alledem habe ich keine Silbe gesagt, Herr Doktor. Und was den reichen Mann betrifft, den hätte sie wohl kriegen können, solange sie reich war, — aber jetzt?!'

‚Die Margreth! Auf jeden Finger zehn!'

‚Sie kennen die Welt doch nicht, mein lieber, junger Freund. Ich kenne sie besser. Damit ist's nun nichts!"

‚Ja, aber um Gottes Barmherzigkeit willen — warum nehmen Sie — warum nimmt sie dann nicht gleich mich?! Ja doch, ich bin ein armer Schlucker, aber wir würden uns doch durchschlagen, und einen Menschen namenlos glücklich zu machen, das ist doch auch schon etwas! Herr Lassen, so reden Sie doch ein vernünftiges Wort mit ihr! Es ist wahr, sie — sie! — kann jeden Augenblick einen reichen Mann kriegen, aber wer weiß, was sie dann an ihm hat und wie der sie behandelt, und ich würde sie auf den Händen tragen! So seien Sie doch vernünftig, Herr Lassen! Wir werden keine Gummiradler haben, wir werden uns durchschinden, aber wir werden glücklich sein!'

‚Ich werde mit meiner Tochter reden, Herr Doktor.'

Und er redete.

Kaum war der Doktor in höchster Erregung davongerannt, als auch schon Margreth zu ihrem Papa ins Zimmer stürzte, fröhlich wie immer in die Hände klatschte und ihm dann um den Hals fiel. Der alte Herr hatte Tränen in den Augen, Margreth aber feierte ihren Triumph, und sie lachte Papa aus, wie er es verdient hatte.

‚Was habe ich gesagt?' jubilierte sie. „Ich kenne meine Leute! Ich habe jedes Wort gehört. Nun, hat er die Probe bestanden?!'

‚Er hat sie bestanden, mein armes Kind!'

‚Mich brauchst Du nicht zu bedauern, Papa!'

‚Ich wollte Dir nur sagen, mein Kind, daß das, was ich ihm über unsere Verhältnisse gesagt habe, — buchstäblich wahr ist!'

Margreth stand starr wie eine Bildsäule. Die Unglücksbotschaft warf sie aber nicht nieder. Das Unglück vermochte nichts über sie, es konnte nicht heran; denn ihr Herz war übervoll von einem großen strahlenden Glück."

„Es hat eine gute Menage gegeben, meine Gnädigste," schloß der alte Journalist seinen Originalbericht. „Klamm hat seinen Schwiegerpapa noch bis an dessen Lebensende unterstützt. Widmen wir seinem Andenken noch ein Glas."

Wandlung.

Einst — was wild in mir schäumte, mocht' ich mir selbst kaum sagen,
Mein heißes Herz hab' ich lange in kühlen Händen getragen.
Wenn mich des Nachts die Sehnsucht mit tropfenden Tränen beschlich,
Lachte ich herzhaft mit zuckendem Munde —
Aber jetzt schluchze ich.

Bog sich zärtlich zu meiner eine nicht fremde Wange,
Warf ich das Haupt in den Nacken und strafte mit Zürnen lange,
Sah ich, wie trotzige Lippen glühten und warben um mich,
Flog von den meinen der Pfeil des Spottes —
Aber jetzt bettele ich.

Was ich verlacht und verleugnet, hat mich in Fesseln geschlagen,
Mein heißes Herz kann ich nie mehr in zitternden Händen tragen,
Denn Dir legt' ich's zu Füßen? Hebst Du es auf? Und mich?
Atemlos neig' ich die Stirne in Demut —
Siehe, ich liebe Dich!

Katharina Weise.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.
Bei Agnes Sorma. Von Eugen Zabel.

Wie ein Märchenschloß versteckt sich die reizende Villa hinter dem goldenen Herbstlaub der Bäume und Sträucher, während die Sonne über den königlichen Forst von Wannsee langsam zu den schimmernden Buchten der Havel hinabsinkt. Von den vielen Spaziergängern, die sich aus dem Lärm des Berliner Lebens nach der romantisch gelegenen Kolonie an der Straße nach Potsdam hinaussehnen, finden die wenigsten den Weg zu dieser vornehmen Stille, die nur am Sonntag durch das Geläut des schlichten Kirchleins und den Gesang der andächtigen Gemeinde unterbrochen wird. Die meisten Besucher betrachten von der kleinen Anhöhe gegenüber dem Bahnhof, wo die Kolossalbüste Bismarcks aufgestellt ist, den prächtigen See mit seinen Dampfern und Segelbooten, schmalen Uferstreifen und sanften Erhebungen, wandern zur Grabstätte Heinrichs von Kleist und über die neue stattliche Brücke nach dem schwedischen Pavillon, wenn sie es nicht vorziehen, sich mit dem Dampfer hinübersetzen zu lassen. Noch einige Minuten darüber hinaus gelangt man auf sauberen, wenig benutzten Wegen an einladenden Sommerwohnungen vorbei zu einer Straße, die nach unserm großen Strategen Moltke benannt ist. Wo sie fast ihr Ende erreicht, öffnet der Pförtner auf mein Läuten die Gartentür. Hinter den dicht gepflanzten Bäumen erschallt fröhliches Lachen von frischen weiblichen Stimmen. Die Hausherrin kommt im Lawntennisanzug, der sie allerliebst kleidet, von einer Schar junger Mädchen umgeben, mit leuchtenden Augen dem Gast entgegen.

Diese bewegliche muntere Frau voll Natürlichkeit und Frische, die über den Rasen läuft, ihr Ballspiel unterbricht, dem Diener mit ruschliger Gebärde etwas zuruft, sich an den Teetisch im Garten setzt und unbefangen zu plaudern anfängt, ist es wirklich Agnes Sorma? Die große Künstlerin, die auf der Bühne ihre Persönlichkeit hundertfältig bis zur vollendeten Täuschung verwandelt, die uns wie kaum eine zweite rührt und erschüttert, in fröhliches Staunen versetzt und durch ihren Humor bezaubert? Ist es möglich, daß jemand, mag er noch so frisch und elastisch erscheinen, bei den Kämpfen, Siegen und Enttäuschungen der Bühne seine Persönlichkeit in ihrer Ursprünglichkeit so rein bewahrt? Auf ihrem Landsitz in Wannsee, im Kreise ihrer Familie, im Verkehr mit Freunden und Bekannten erinnert nichts an die Welt der Kulissen, die ernste und verdrießliche Arbeit der Proben, die großen und kleinen Sorgen, Mühen und Verstellungen, aus denen sich der Erfolg zusammensetzt.

Die Villa gleicht einem prächtigen Museum, in dem Kunstwerke allerart geschmackvoll zusammengestellt sind, Bilder namentlich italienischer Meister, Statuen, kostbare Teppiche, Truhen, Schränke, Schnitzereien, die alle ihre Geschichte haben und dem Kenner oder Liebhaber viel zu erzählen wissen. In dem oberen Stockwerk sitzt der Gatte der Künstlerin, der welterfahrene, geistreiche und liebenswürdige Graf Minotto, zwischen schweren Folianten und Bücherschränken, welche die Wände bis zur Decke bekleiden, und fördert mit der Chronik seiner Familie ein Riesenwerk, das gleichzeitig wichtige Beiträge zur Kulturgeschichte Venedigs in den bisher vollendeten fünf Bänden enthält. Aber nirgends findet man eine Erinnerung an die Gastspielfahrten der Künstlerin, prahlerische Kostümbilder oder bedruckte Schleifen, Widmungen oder Adressen. Agnes Sorma verbringt den Sommer auf ihrer Villa in Wannsee im fröhlichen Naturgenuß, von Ideen und Träumen erfüllt, die den Inhalt eines reich ausgefüllten Lebens umfassen, sich keineswegs allein auf die Bühne beschränken und ihrer Kunst gerade deshalb immer neue belebende Anregung zuführen.

Genau ein Vierteljahrhundert ist es nun her, seitdem Agnes Sorma als blutjunges Mädchen den bedeutungsvollen und gefährlichen Schritt aus der Provinz nach Berlin machte, an einer Kunststätte auftrat, die sich eben aus erlesenen Kräften gebildet hatte, die Blicke von anspruchsvollen Kennern und Liebhabern der Bühne auf sich gerichtet sah und — am nächsten Morgen als Berühmtheit aufwachte. Wieviel Tausende und Abertausende, die mit ähnlichen Träumen von Ruhm und Erfolg die Theaterschule verlassen haben, verbringen und verlieren kostbare Jahre in der Tretmühle der Wandertruppen, bei gewissenlosen Direktoren, die ihre Kraft rücksichtslos aussaugen, und in trostlosen Sommerengagements, immer von der Gefahr umgeben, sich selbst zu verlieren! Wie wenigen wird das ersehnte Los zuteil, daß sie sich wirklich künstlerisch entwickeln und ausleben können, um an einer größeren Bühne einen angesehenen Platz zu erringen und zu behaupten. Von Berlin und seinen scheinbar so verlockenden Aussichten werden sie wie die Mücken vom Licht angezogen, um sich daran meistens die Flügel zu verbrennen. Wer aus dieser Feuerprobe siegreich hervorgeht und nach langem Wirken immer noch eine aufsteigende Bahn vor sich sieht, darf sich fürwahr zu den Kindern des Glücks rechnen, deren Weg weitab von des Lebens Alltäglichkeit liegt.

Adolph L'Arronge, der nach der glanz-



Agnes Sorma.

Gemälde von Franz von Lenbach.

vollen Feier seines siebzigsten Geburtstages so jäh Dahingegangene, hatte es klug verstanden, die ersten Schauspielkräfte jener Zeit aus der Unrast ihrer Gastspieltätigkeit zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen und ihnen das Deutsche Theater in Berlin als schirmendes Dach anzubieten. Friedrich Haase, der feinste Genremaler unserer Bühne, Hedwig Niemann, die stärkste Begabung für alle zwischen dem Naiven und Sentimentalen schwebende Rollen, der männlich gesunde und imponierende Ludwig Barnay, den die Meininger in ihren Klassikeraufführungen herausgestellt hatten, der scharf eindringende Charakterspieler Siegwart Friedmann und der vielseitig gebildete Meister der Regie August Förster hatten volltönende Namen, aus deren Zusammenklingen man sich das Beste versprechen konnte. An ihrem längst anerkannten Wirken rankte sich eine Gruppe jugendlicher Kräfte empor, die im Durchschnitt etwa Mitte der Zwanzig waren. Joseph Kainz stürmte mit seinem Ferdinand und Don Carlos längst durch die Kraft seiner Beredsamkeit allen andern voran. Gleich hinter ihm kam Agnes Sorma, als sie in dem kleinen Lustspiel „Jugendliebe“ von Adolph Wilbrandt zum erstenmal auftrat.

Noch sehe ich sie vor mir, wie sie als leichtfüßiger Backfisch im rosa Batistkleid hastig durch das Gittertor vom Park zur Villa geschritten kam und sich in drolliger Wut zu dem „herrlichen, hohen, stolzen Mann mit gebieterischen Augen, die aber auch himmlisch lächeln können“, umwendete. Unwiderstehlich komisch, mit Tränen in den Augen und schluchzender Stimme erzählte sie von seinen Rettungstaten zu Wasser und zu Land. In dem klaren, ein wenig herben Klang ihrer Stimme, die aus dem lebhaft schlagenden Herzen zu kommen schien, in dem frischen Gesicht, aus dem zwei große braune Augen voll Neugierde und Erwartung in die Welt funkelten, in der Anmut und Leichtigkeit aller Bewegungen drückte sich eine fröhliche Natur aus, die aber aus dem Sonnenschein des Unbewußten bereits in den Schatten ernster Lebenserfahrung gerückt war.

Wie sie nach Berlin gekommen ist, das hat Ludwig Barnay in seinen „Erinnerungen“ lebendig und anschaulich erzählt. Die Künstlerin war damals in Görlitz als blutjunge Anfängerin engagiert und sollte mit dem schon berühmten Künstler die Tochter Montjoyes in dem bekannten Schauspiel von Octave Feuillet spielen. Barnay zählte diese Rolle zu seinen besten.

„Ich erinnere mich, was er in seinem Buche von dem sehr hübschen Mädchen mit der schlanken, biegsamen Gestalt, dem Paar prachtvoller Augen und dem warmen, schönen Organ erzählt. Er meinte, daß sich trotz der reizenden und drolligen Art, wie Sie alles machten, aus der Rolle doch noch mehr herausholen ließe. Da hätten Sie ihn mit einem bedeutungsvollen Aufschlag aus Ihren großen braunen Augen halb zaghaft, halb verletzt gefragt: Ja, wie soll ich's denn machen?“

Die Künstlerin lachte. „Ja, so wird's wohl gewesen sein.“

„Barnay erkannte es als einen Beweis für Ihr starkes Talent, daß Sie all seine Andeutungen über die Vertiefung Ihrer Rolle sich sofort aneigneten, sie in Fleisch und Blut verwandelten, so daß aus dem glücklichen Umriß eine bis ins einzelne durchgeführte vollendete Leistung entstand. Liegt in dieser Unmittelbarkeit, mit der Sie Ihre Aufgaben erfassen, in der Kraft der Phantasie, die sie ausgestaltet, nicht ein wesentliches Geheimnis Ihrer Kunst?“

„Sie haben recht. Aber ich meine, so geht es jedem, der in der Schauspielkunst aus dem vollen schafft und von dem Weg des Natürlichen weder nach links noch nach rechts abschweift. Was nicht vom Gefühl bis ins Innere der Seele erfaßt und vor den Sinnen unmittelbar lebendig wird, kann die bloße Verstandesarbeit bei allem Fleiß und technischen Geschick schwerlich in Natur und Wirklichkeit umsetzen. Ich hatte damals schon ein paar Jahre Kinderrollen gespielt und fühlte mich auf der Bühne vollkommen zu Hause. Aber so leicht, wie man es allgemein glaubt, ist mir mein Vorwärtskommen doch nicht geworden. Barnay schrieb meinetwegen an Chéri Maurice, den rühmlichst bekannten Direktor des Hamburger Thaliatheaters, das damals als eine Art Hochschule junger Talente galt. Aber Maurice ging auf die Empfehlung, so warm sie gehalten war, doch nicht ein, was ihm übrigens nachher, wie er selbst zugestand, sehr leid tat. Nach zwei Jahren kam ich in Posen, wo



Agnes Sorma als „Nora“.

ich engagiert war, mit Barnay bei einem seiner Gastspiele wieder zusammen. Er stellte den Grafen Waldemar in dem Freytagschen Schauspiel dar und ich die Gärtnerstochter Gertrud, wie ich glauben mußte, zu seiner vollen Zufriedenheit. Damals war die Sozietät, die zur Begründung des Deutschen Theaters in Berlin führte, bereits begründet, und ich war glücklich, als sich L'Arronge zum Abschluß eines Vertrages mit mir bewegen ließ. Am 15. Oktober 1883 fand mein Auftreten in ‚Jugendliebe' statt. Aus dem Backfisch von damals ist seitdem eine reife Frau geworden, die alles Süße und Schmerzliche, alles Heitere und Quälende bis zur tiefsten Tragik, zur Darstellung gebracht hat. Als ich meine Tätigkeit beim Deutschen Theater begann, verglich man mich oft mit der größten Meisterin im naiven Fach, die es zu jener Zeit auf der deutschen Bühne gab, Hedwig Niemann. Aber ich denke, daß ich schon damals meine eigenen Wege zu gehen anfing — sonst hätte ich es nicht zu dem bringen können, was aus mir geworden ist. L'Arronge war sicher ein bedeutender Regisseur, namentlich im Lustspiel und Schauspiel, und ich habe ihm viel zu danken. Durch kleine Winke und schnell hingeworfene Bemerkungen verstand er es, die Phantasie anzuregen, in das Zusammenspiel einzugreifen und dem Ganzen einen natürlichen Guß und Fluß zu geben. Ich habe treue Freundschaft mit ihm und seiner Familie bis zu seinem unerwarteten Tode gehalten, der uns alle aufs schmerzlichste betrübte. Wir waren Nachbarn, denn von seiner Villa in Neubabelsberg, die so romantisch am Griebnitzsee liegt, ist es ja für uns Radler nur eine kurze Strecke."

Vom Tennisplatz kommt die Jugend mit lachenden, frisch geröteten Gesichtern herbeigeeilt, um sich zu verabschieden, da es schon dunkel zu werden beginnt. In wenigen Minuten ist die muntere Schar, die sich aus der Umgegend hier zusammengefunden hat, mit fröhlichem Abschiedsgruß wieder zerstoben. Der Hausherr, Graf Minotto, der eben einen Strich unter sein neues Manuskript gemacht hat, begleitet die Gäste bis zur Pforte und bittet uns, zum Abendbrot in das Speisezimmer einzutreten, wo, wie überall in der Villa, ein feiner Geschmack herrscht. Es werden ein paar trefflich zubereitete italienische Gerichte aufgetragen, und in den gläsernen Karaffen funkelt ein erlesener Tropfen, den wir uns wohlschmecken lassen. Inzwischen ist auch der Stammhalter der Familie auf der Bildfläche erschienen, ein lang aufgeschossener junger Mensch, voll Leben und Gesundheit, der auf dem Gymnasium in Potsdam sich die Lehrer der oberen Klassen zu Freunden gemacht hat, aber ebenso im Wald und auf der Heide wie in den Büchern Bescheid weiß. Solange er am Tisch sitzt, wird kein Wort vom Theater gesprochen. Aber da die Schulpflicht ihn zum frühen Aufstehen zwingt, sucht er zeitig sein Zimmer auf. Wir sind wieder zu dreien, und Fragen der dramatischen Kunst beschäftigen uns aufs neue.

Graf Minotto ist auf die Bühne eifersüchtig. Er möchte Agnes Sorma ganz für sich haben, dies wundervolle Idyll, das sich beide am Wannsee geschaffen haben, von allen Sorgen und Überraschungen des Theaterlebens frei halten, den literarischen und künstlerischen Neigungen, in denen sie sich so glücklich ergänzen, sowie dem kleinen auserwählten Kreis von Freunden, der sich hier zusammenfindet, ungestört leben und einen Teil des Jahres auf Reisen zubringen. Besonders zieht es ihn nach Frankreich und Italien immer wieder hin. Ins Theater geht er fast nur, wenn seine Frau spielt oder wenn es sich um etwas ganz Ungewöhnliches, um einen Eindruck ersten Ranges handelt, von dem er eine Weile zehren kann.

Agnes Sorma fühlt, was er sich wünscht. Sie sieht ihn mit ihren großen klugen Augen lächelnd an, und ihre Mienen scheinen zu sprechen: „Ich weiß, Du meinst es gut mit mir, und ich habe selbst Stunden, Tage, ja Wochen, in denen mir das Theater mit seiner wilden Hetzjagd, seinem unlautern Wettbewerb, seinen falschen Größen und unberechenbaren Modelaunen verleidet wird, in denen ich mich danach sehne, nur meiner Häuslichkeit und meinem Jungen, all dem Schönen und Großen zu leben, das mich auf der Welt sonst interessiert. Namentlich jetzt, bei der Planlosigkeit, dem amerikanischen ‚Run', der auf den Berliner Bühnen herrscht! Zu einem dauernden Engagement, das mich verpflichtet, wochenlang jeden Abend aufzutreten, kann ich mich nicht verstehen. Ich will keine Maschine werden, die von einem beliebigen Direktor ohne höheres Kunstverständnis aufgezogen wird und virtuosenhaft abläuft. Ich will und kann es der Sarah Bernhardt nicht nachmachen, die in ihrem Pariser Theater jahrelang im ‚Aiglon' von sieben Uhr abends bis nach Mitternacht auf der Bühne herumwirtschaftet und dabei noch die Direktorin spielt, die bei ihren Gastreisen heute die ‚Kameliendame', morgen vormittag die Phädra darstellt und sich nach drei Stunden Ruhepause zur ‚Frou — Frou' umkleidet. Aber auf das Lockende und Zauberische des Schaffens ganz und gar zu verzichten, wenn sich ein neues Menschenschicksal meiner Phantasie bemächtigt hat und nach Leben ringt, dem Göttlichen und Geheimnisvollen des seelischen Vorgangs zu entsagen, bei dem der Schauspieler auf dem Theater seine Person aufgibt, um ein ganz anderer zu werden, das heiße Ringen um den Erfolg und die süße Musik des Beifalls aufzugeben, — das vermag ich noch viel weniger. Alle Welt sagt mir, daß ich auf der Bühne noch wie eine ganz junge Frau aussehe, spreche und mich bewege. An meiner Nora, die eine der sichersten Stufen meines Erfolgs geworden ist, sind die Jahre spurlos vorübergegangen, wie ich mit Stolz behaupten darf. Als ich in den Kammerspielen die Frau Alving in

Ibsens ‚Gespenstern‘ gab, überboten sich die Kritiker in Ausdrücken wärmster Anerkennung. Ab und zu wurde aber doch eine Stimme laut, die meinte, daß ich für dies Rollenfach wohl noch nicht alt genug sei. Ich fühle mich jung und muß schaffen.“

Ein elektrischer Strom, der alles Blut zum Herzen trieb, alle Nerven anspannte und eine Fülle von flackernden Lichtern über das Gesicht tanzen ließ, schien durch die Künstlerin zu zucken. In diesem Augenblick zogen all die Gestalten, die sie mit ihrer zart besaiteten und leicht erregbaren Weiblichkeit geschaffen hat, in der Erinnerung an mir vorüber. Ich mußte daran denken, wie sie von den Wilbrandtschen Naiven und der Lessingschen Franziska den Übergang zu Kleists Käthchen von Heilbronn fand. Wie sie eine Julia, Ophelia und Desdemona wurde, an der Seite von Joseph Kainz im Deutschen Theater, den langverkannten Schöpfungen Grillparzers, der Jüdin von Toledo, der köstlichen Edrita in „Weh dem, der lügt!“ und dem Estherfragment zum dramatischen Leben und Erfolg verhalf! Wie sie 1890 das Deutsche Theater verließ, unter Barnays Direktion im Berliner Theater sich in die Tiefen von Ibsens Nora versenkte und diesen Charakter in erschöpfender und vorbildlicher Weise entwickelte! Wie sie dann zum Deutschen Theater zurückkehrte, als Otto Brahm dessen Leitung übernommen hatte, wieder an der Seite von Joseph Kainz stand und in den Stücken von Hauptmann, Sudermann und Fulda die Entwicklung unserer dramatischen Literatur in fast allen weiblichen Hauptrollen ruhmvoll begleitete! Wie sie Weihnachten 1899 mit einer eigenen Gesellschaft zum erstenmal deutsche Laute von einer Pariser Bühne ertönen ließ und im dortigen Renaissancetheater mit ihrer Nora die neidlose Anerkennung der französischen Kritik errang! Wie sie ferner im Herbst 1900 ebenfalls mit einer von ihr zusammengestellten Künstlerschar nach Italien reiste, wo sie in Mailand, Florenz, Rom und Neapel auftrat, dann in Athen und Konstantinopel erschien und ihr Unternehmen in Wien beendete! Wie sie endlich am Deutschen Theater unter Max Reinhardt ihre großen Shakespearerollen, die Portia im „Kaufmann von Venedig“ und Hermione im „Wintermärchen“ vielfach neu beleuchtete!

Endlich bricht Agnes Sorma ihr beredtes Schweigen, als das Wort „Naturalismus“ im Gespräch fällt, und fährt fort: „Ich war immer davon überzeugt, daß die, wenn auch noch so geschickte und sorgfältige Ausmalung des Äußerlichen, wie sie von dieser Schule als oberster Grundsatz verkündet wurde, nicht von langer Lebensdauer sein könne, daß es etwas viel Höheres und Tieferes gebe, als die Apostel der Natürlichkeit jemals erreichen konnten. Selbst in den Hauptmannschen Stücken habe ich mich innerlich stets weit mehr zu einer Figur wie Rautendelein als Rose Berndt hingezogen gefühlt. So launisch und unberechenbar die Mode immer ist, so viele Werte sie auch prägt und wieder umprägt, schwimmt das Echte doch stets oben auf. Man muß nur warten können, bis sich die trüben Wasser wieder verlaufen haben. Augenblicklich leiden wir in unserer dramatischen Produktion an einer beklagenswerten Dürre. Sie glauben nicht, was mir von neuen Bühnendichtungen alles zugeschickt wird und wieviel Spreu darin aufwirbelt. Manchmal packt es mich wie ein Fieber in der Erwartung, daß ich doch etwas für mich Geeignetes finden müsse. Ich lese dann fast jeden Tag ein Stück. Aber der Ertrag ist zum Verzweifeln schwach. Es genügt ja nicht, daß ich mich für eine neue große Rolle begeistere und überzeugt bin, daß die Zuschauer meinetwegen ins Theater gehen würden. Oft scheitert die Sache daran, daß ich keinen geeigneten Mitspieler finde oder daß keine Bühne frei ist, auf der ich gastieren könnte. So sehe ich, wenn ich an die Zukunft unserer dramatischen Kunst denke, zuweilen ein großes Fragezeichen. Gottlob verfügen wir aber über so reiche Schätze der Vergangenheit, die noch lange nicht aufgebraucht sind, daß wir keine Veranlassung haben zu verzagen.“

„Sie sind uns immer noch die Lösung des Rätsels schuldig geblieben, das Kleist mit seiner ‚Penthesilea‘ aufgegeben hat. Shakespeares ‚Kleopatra‘ und seine ‚Lady Macbeth‘ warten ebenfalls darauf, daß Sie ihnen eine neue Blutfrische und Seelenkraft verleihen. Ich glaube, wir sind der kleinen Künste im Theater überdrüssig und harren wieder großer Leidenschaften, erschütternder Katastrophen. In dem, was Sie eben gesagt haben, ist zugleich ein Versprechen enthalten, das Sie einlösen müssen und werden. Der große Tommaso Salvini, der Ihrer Nora in Florenz so aufmerksam in seiner Loge gelauscht und so lebhaft Beifall gespendet hat, erkannte in Ihnen eine Künstlerin von reinem Blut, die mit der Bühne von Kindheit auf verwachsen ist und bei der jede Menschendarstellung zum klaren Spiegelbild des Lebens wird, gegenüber den ‚Incrociati‘, deren Talent nicht rein, sondern nur durch Verstand und Fleiß künstlich gezüchtet ist.“

„Flehen wir zu Apoll und allen Musen,“ schloß die Künstlerin, „daß uns bald wieder ein gesegnetes Jahr ‚mit goldenen Früchten in silbernen Schalen‘ beschieden sein möge, denn die Tragödie ist und bleibt die höchste Kunstgattung, die wir überhaupt kennen. Darauf wollen wir anstoßen!“ rief Agnes Sorma. In dem Blick, mit dem sie dabei ihren Gatten und den Gast betrachtete, lag die Verheißung, daß in ihrer Phantasie und ihrem Herzen trotz aller Bedenken doch ein fröhlicher Frühlingsglaube an die Zukunft unserer Bühne und ihre Kunst herrsche, daß sie kein größeres Glück kenne als in ihrem Dienst das Zauberische ihrer Persönlichkeit immer wieder neu zu entfalten und ihre Kraft, wenn es sein muß, zu verzehren.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Clara Viebig, Das Kreuz im Venn (Berlin 1908, E. Fleischel & Co.). — **Ernst von Wolzogen, Die Großherzogin a. D.** (Berlin 1908, F. Fontane & Co.). — **Rudolf Hans Bartsch, Die Haindlkinder** (Leipzig 1908, L. Staackmann). — **Hermine Villinger, Die Dachprinzeß** (Stuttgart 1908, J. Engelhorn). — **Wilhelm Busch, Hernach** (München 1908, L. Joachim). — **Kulturhistorische Liebhaberbibliothek** (Leipzig, Friedrich Rothbarth).

Wenn wir es als Kinder in der langen Dämmerung der Dezembertage nicht erwarten konnten, daß die Zeit sich erfüllte und der sehnlich herbeigewünschte Christabend herankam, trieben wir wohl ein feines Spiel, womit wir uns eine kurze Spanne freundlich betrogen. Über einer Kerze oder zur Not auch in der heißen Ofenröhre sengten wir einen Tannenzweig an, und wenn dann durchs winterliche Dunkel der süßliche Geruch des verglimmenden Wachslichtes zog und sich mit dem herberen und harzigen der knisternden Nadeln mischte, brauchte man nur die Augen zuzumachen und tief zu atmen. Es war noch nicht Weihnachten, aber es war schon die ganze Ahnung und Stimmung des lieblichsten aller Feste, und man wußte nicht nur mit dem Kopfe, sondern mit Herz und Sinnen, daß es nahe war.

In den Büchern, von denen ich heut reden will, ist nirgends Weihnachten. Es steht in keinem ein Christbaum aufgerichtet, aber es ist beinah in jedem so ein kleines, heimliches Tannenzweiglein verbrannt, das stärker oder schwächer duftet. Man spürt überall — nicht nur hier, sondern in der ganzen heutigen Dichtung — das Wehen eines Geistes, der sich gut verträgt mit dem tiefsten Sinn und Wesen des Kinderfestes. Vor zehn oder fünfzehn Jahren hätte das noch niemand gedacht. Wir sind seither einen weiten Weg gegangen, der vom Übermenschen zum Menschen geführt hat. Die neu ansteigende Jugend ist nicht mehr „jenseits von Gut und Böse", und Materialismus wie Naturalismus haben vor der großen religiösen Sehnsucht, vor den lockenden Hornrufen der Romantik fast jede Bedeutung verloren. Das Christentum ist, wie Caroline Schlegel vor einem Jahrhundert sagte, wieder à l'ordre du jour, ja, nicht nur das Bekenntnis zu seinem reinsten Gehalt, sondern überraschenderweise auch das zu seinen kirchlichen Formen trifft man immer öfter an. Nichts kann charakteristischer dafür sein, als der neueste Roman unserer jüngsten Berühmtheit, des Österreichers Rudolf Hans Bartsch. Da lernt der Eigne, Freie, Einzelne, der kein anderes Interesse hatte, als sich selbst zu gestalten, am Ende demütig mit dem Galiläer sagen: „Wenn Ihr nicht umkehrt, und werdet wie die Kinder" ..., ja, noch mehr: er glaubt am ehesten Ziel und Ruhe zu finden, wenn er katholischer Priester wird. Man kann diesen katholischen Priester heut in Deutschland ebensogut wie seit langem in Frankreich am Ende vieler Romane stehen sehn. Wozu ich bemerken möchte, daß nach meiner festen Überzeugung auch Nietzsche, wenn er sich hätte ausleben können, zum Schlusse im Schoß der alleinseligmachenden Kirche gelandet wäre. Gerade diese extremen Naturen, die sich gewaltsam über jede Autorität erheben, fallen zuletzt regelmäßig der stärksten Autorität anheim.

Es ist also kein Zweifel darüber, von wannen der Wind weht, und es braucht keiner weiteren Erklärung, weshalb der Geist unsrer neuesten Dichtung dem Geist verwandt ist, in dem die Menschheit Weihnachten feiert. Damit wollen wir uns dem zuwenden, was unsre Dichter uns diesmal beschert haben.

Clara Viebig sei der Vortritt gegönnt. Sie ist wieder in die Torfmoore des Hohen Venns emporgestiegen und entwirft mächtige Bilder von der großen öden Hochfläche, die fast nur von ihren Kindern geliebt wird, die sich jedem Fremden versagt, die zu ihr jedoch in Sonne und Wind, Schneesturm und Winterkälte redet. Auf keinem Boden treffen wir die Erzählerin lieber, denn auf keinem steht und geht sie sicherer. Und ihr neuer Roman „**Das Kreuz im Venn**" (Berlin 1908, Egon Fleischel & Co.) übertrifft im Landschaftlichen fast noch ihre früheren. Unvergeßlich prägen sich einzelne Bilder ein: Das Umherirren im Schneesturm, das Arbeiten der Sträflinge unter Simon Bräuer, vor allem die Echternacher Springprozession. Wenn man wissen will, was Clara Viebigs Größe ausmacht, muß man diese Darstellung der Springprozession lesen. Mit einer solchen Wucht wird man da vorwärts gerissen, so sehr teilt sich einem selbst die Wut, das halb besinnungslose Taumeln der springenden Massen mit, daß einem unwillkürlich der Atem fliegt, daß man glauben möchte, die Feder sei da zitternd über das Papier gerast. Man spürt den Dunst von Staub und Schweiß, das anfeuernde Dröhnen der Musik, man hört die inbrünstigen Litaneien, die gellen Anrufungen des heiligen Willibrord, man sieht das Taumeln, Stolpern, Springen, Zucken, Fallen und Sich-Emporreißen der exaltierten Gläubigen — kurz, man ist selbst mitten unter der Prozession und halb berauscht von dem Schmettern der Tanzmusik, dem Summen der Gebete, dem Heben der abertausend Füße. Es kommt einem

gar nicht in den Sinn, etwa zu lachen oder auch nur zu lächeln über die seltsame Art, einen Heiligen dadurch zu verehren, daß man ein paar tausend Meter lang immer fünf Schritt vor und drei zurückspringt. Nein, man lacht nicht, man denkt nicht — man springt und taumelt nur. Kann es einen stärkeren Beweis für die mitreißende Darstellungskraft geben?

Aber während Clara Viebig sonst, wie noch zuletzt in „Absolvo te!“, mit diesem Stück Naturkraft, das ihr verliehen ist, sich hinter einen ganzen Stoff setzte und, ohne nach rechts und links zu sehn, fast blindlings in einer geraden Linie vorwärtsstürmte, so daß wir dem Abrollen eines Schicksals zusahen wie dem unerbittlichen Gang einer Lawine, — hat sie sich diesmal nach verschiedenen Seiten zersplittert, und die wuchtige Stoßkraft ist nur einzelnen Szenen zuteil geworden, nicht jedoch dem Ganzen. Ein untrügliches Zeichen dafür ist schon dies, daß der Stoff einer glatten Nacherzählung widerstrebt. Es ist eine ganze Reihe von zusammengeschweißten Themen da, aber kein Thema, eine Fülle der verschiedensten Personen, aber keine Hauptperson. Wir hören die Geschichte des Bauernbürgermeisters Leykuhlen und seiner inneren Kämpfe, und wir wohnen mit ihm im Dorf. Wir hören die Geschichte der schönen Helene, der Wirtin vom „Schwan“, die das Schicksal des Leutnants Abeking wird, und sind mit ihr unten in der Stadt. Wir hören die Geschichte Simon Bräuers und seiner Sträflinge und weilen oben mit ihm im einsamen Moor. Wir sollen uns weiter für Joseph Schmölder interessieren, den „Halben, immer Wollenden und nie Vollbringenden“, und sitzen bei ihm am höchsten in abgelegener Jagdhütte. Und wir sollen uns schließlich berühren lassen vom Schicksal der jungen Bäreb Huesgen und fahren mit ihr nach Echternach zur Prozession. Fünf verschiedene Stoffansätze, die sich an fünf verschiedenen Örtlichkeiten entfalten. Alle geschickt zusammengeknüpft, ohne doch eine Einheit zu bilden. Es ist kein Hauptstrang da, der in seinem starken und geraden Lauf die mannigfachsten Nebenlinien aufnimmt, sondern die Linien laufen alle parallel oder kreuzen sich. Und das Zusammenhaltende, der Einheitspunkt, liegt nur in der Landschaft. Die Folge davon war, daß Clara Viebig ganz offensichtlich um einen Titel in Verlegenheit geriet. Kein Mensch, kein Problem war genugsam vor den andern hervorgehoben, um diesen Titel geben zu können. So half sie sich, indem sie die Landschaft in den Titel aufnahm. Aus dem Rahmen holte sie sich den Namen. Aber das „Kreuz“ im Venn hat nichts weiter zu tun, als die etwas verlegene Rolle eines aufgepfropften Symbols zu spielen. Und in Symbolen war die robuste, ganz in der Realität stehende Clara Viebig noch nie glücklich.

So liegt die Bedeutung des neuen Romans also ganz in der Szene, und wie sehr sich einzelne Szenen bemühen, das Ganze zu tragen, ward ja bereits gesagt. Es gelingt ihnen auch, soweit das überhaupt gelingen kann. Prächtige Gestalten unterstützen sie dabei, — Gestalten, wie sie die Viebig im Wurf hat, Menschen, deren körperliche Fähigkeiten besser entwickelt sind, als ihre geistigen, die mehr Muskeln und Sinne als Gehirn haben. Den Simon Bräuer, den Leykuhlen, die arme Weberfamilie, ja, auch die Sträflingsgesichter wird niemand so leicht vergessen. Die sind ganz prächtig gepackt! Demgegenüber verblassen, wie immer bei der Viebig, die Leute der höheren Stände völlig. Der Landrat, die Offiziere, der Vielwoller und Nichtskönner Joseph Schmölder — sie entgleiten einem sofort. Für Kultur- und Geistesmenschen hat diese sonst so außerordentliche Erzählerin keine Farben auf ihrer Palette.

Nun kann man gerade bei diesem Roman aufs deutlichste beobachten, wie durch ein nach einer bestimmten Seite gehendes Können ein Bild, das mit größter dichterischer Objektivität gesehen ist, verschoben wird. In dem wundervollen Gerechtigkeitsgefühl des Poeten begreift Clara Viebig jede Erscheinung aus ihrem eigenen Grund heraus, und so wenig lächerlich uns deshalb die Springprozession erscheint, so wenig lächerlich erscheint uns auch der Bauernbürgermeister, der für sein Typhusdorf lieber eine Kirche als eine Wasserleitung baut. Ja, wir ehren und lieben diesen festen, gläubigen Zentrumsmann, der in seiner Art ein ganzer und guter Mensch ist und furchtlos und treu tut, was er glaubt tun zu müssen. Joseph Lauff, der aus jedem Zentrumsschäflein so gern eine Karikatur macht, sollte hier von Clara Viebig lernen. Natürlich meint sie selbst nun etwa nicht, daß für das Typhusdorf die neue Prunkkirche nötiger gewesen wäre, als die Wasserleitung. Das steht auf einem ganz anderen Blatte. Aber da sie für die Gegenpartei mit dem Landrat an der Spitze ganz einfach nicht die Farben hat wie für die Dorf- und Naturmenschen, so gelingt es ihr auch nicht, den Anschauungen dieser Gegenpartei die gleiche Schwere und denselben Anschein der Treue und Objektivität zu verleihen, und auf diese Weise steht, wahrscheinlich ganz gegen ihren Willen, das höhere Recht bei dem dickschädeligen Bauern. Der Bauer ist der Sieger, aus keinem anderen Grunde, als weil das Talent der Erzählerin in seiner Darstellung ebenso triumphiert, wie es in der Darstellung seines Gegensatzes versagt. Deshalb wirkt das Werk ungewollt an manchen Stellen wie ein Preislied auf die Beschränktheit und scheint aller höheren Kultur gegenüber nur ein mißtrauisches, wenn nicht verächtliches Achselzucken zu haben.

In dem neuen Wolzogenschen Roman bemerkt eine Person, daß die Viebigschen Werke ja nicht gerade durch die Bank für junge Mädchen geschrieben seien. Das gilt — trotz

einer fühlbaren Zurückhaltung — auch für das „Kreuz im Venn". Als übergewaltige Naturkraft regiert in vielen der Viebigschen Menschen der unbezähmbare Geschlechtstrieb. Er treibt hier Simon Bräuer ins Tal herab, er verkörpert sich dort in der schönen Schwan-Wirtin, er rast in dem Sträfling, er läßt Joseph Schmölder nicht schlafen, er findet seinen weithin tönenden Ausdruck in dem Schreien der brünstigen Hirsche ...

Aber nicht nur die erwähnte Bemerkung läßt Wolzogen da dem Mund einer Romanfigur entfallen. Unbekümmert wie immer führt er Clara Viebig selbst in Person ein, läßt sie tanzen, Weisheitsworte sprechen und als frische Berühmtheit Cercle halten. „Es war in der Tat," erzählt er, „eine Freude zu sehen, wie stolz diese berühmte, junge Frau ihren klugen Kopf auf dem üppig schlanken Körper trug. Ihre großen, klaren Augen leuchteten jeden heiter an, der mit ihr sprach, und ihre frischen, üppigen Lippen sahen so jugendfroh und kusselig aus, daß man sich in der Tat nicht vorstellen konnte, wie sie in angestrengter Gedankenarbeit (!!) am Federhalter nagen mochten." Einem jungen Mädchen antworten diese „kusseligen" Lippen, für die sich Clara Viebig bei Wolzogen bedanken mag, auch sehr nett und munter: „Aber, mein liebes Fräulein, jetzt wird doch getanzt. Ich will auch tanzen. Quälen Sie sich doch jetzt nicht mit Denken. Fühlen sie sich doch einfach jung. Das gibt Kraft. Und mit dem Fühlen erfüllen wir überhaupt unseren Frauenberuf besser, als mit dem Denken."

„Die Großherzogin a. D." heißt das Buch, in dem Clara Viebig diese kurze, aber glänzende Gastrolle spielt (Berlin 1908, F. Fontane & Co.). Und Ernst von Wolzogen wirbelt auch sonst mancherlei in diesem Roman durcheinander. Er hält sich an ein erprobtes Rezept, indem er gleichsam XVIII. und XX. Jahrhundert in einer steinalten, auf einer Raubritterburg hausenden Gräfin und ihrer blutjungen Urgroßnichte zusammenführt. Die Gräfin, die letzte fürstliche „Favoritin" Deutschlands, ein Stückchen Pompadour oder Lichtenau, einstige Freundin des letzten Großherzogs von Gerolstein, scheint einem vergilbten Jahrgang des Gothaer Kalenders entstiegen, haßt Bismarck und die Preußen wie die Pest und endet schließlich bei einem veritablen Attentatsversuch auf den von Bonn kommenden deutschen Kronprinzen. Sie ist auch sonst gerade bis an die Grenzen des Möglichen gerückt und verabscheut die ekelhaft demokratischen Einrichtungen des Dampfschiffes und der Eisenbahn, weil ihr der Gedanke widerwärtig ist, „etwa beim Sinken des Schiffes von einem ertrinkenden Viehtreiber umklammert, oder beim Entgleisen des Zuges mit einem ellenreitenden Judenjüngling und einer käsebleichen Nähmamsell zusammen zu einem Brei zerquetscht zu werden"! So läßt sie sich in einer vorsintflutlichen Kutsche oder gar einer Portechaise befördern — um so krasser ist dann der Gegensatz zu dem Urgroßnichtchen, das ihr im Auto durchbrennt. Und alle Leserinnen werden hochbefriedigt sein, daß es dem eigensinnigen Alter nicht gelingt, die junge Toinette zu einer galanten Rokokodame zu erziehen. Nicht ein Prinz kriegt ihre Hand, sondern ein simpler Kaufmann, und in die alte Raubritterburg werden mit der Jugend wahrscheinlich elektrisches Licht, Telephon und Zentralheizung ihren Einzug halten. So hat das XX. Jahrhundert wieder einmal in einem flott erzählten Unterhaltungsroman gesiegt.

Viel inniger, anmutiger, lyrischer nicht nur als Wolzogen, sondern auch als die Viebig ist der so rasch emporgestiegene Österreicher Rudolf Hans Bartsch. Ein Poet durch und durch. Stampft Clara Viebig mit rücksichtsloser Kraft vorwärts, ohne uns etwas zu schenken, aber ohne sich auch jemals über den Boden erheben zu können; zwingt sie uns völlig in den Dunstkreis ihrer Personen hinein, so daß deren Körperlichkeit uns immer ganz außerordentlich, aber doch auch bedrückend nahe ist, — so hat Rudolf Hans Bartsch vom Herrgott Flügel bekommen, daß er lächelnd und liebend über den Dingen schweben und gleichsam nur ihren Schmelz abstreifen kann. Aber was ihn so bedeutend macht, ist dies, daß er darin doch die ganze Realität der Dinge mitgibt. Überlegen, aber mit Liebe überlegen und deshalb so oft einem herzlichen Humor nahe; lyrisch-anmutig, ohne verschwommen zu sein und ohne an Kraft und fester Entschlossenheit einzubüßen; nicht nur klug, sondern sogar so klug, um es niemals zu sehr sein zu wollen, hat dieser Rudolf Hans Bartsch von vornherein seinen eigenen Stil gefunden. Es ist eine Lust, seiner beseelten, feinen, heiteren und zärtlichen Sprache zu folgen. Es sind so viel echte poetische Keime darin, daß man hin und wieder, von einem Ausdruck, einer anmutig-geistreichen Verbindung, einem Tonwert betroffen, das Buch sinken läßt und diese latente Lyrik durch den Vers erlösen möchte. Wer keinen Sinn für solche sprachlichen Schönheiten hat, kann Erzähler wie Storm und Frenssen, Hesse und Bartsch nie ganz verstehen. Zwar geht dieser Sinn auch einigen großen Darstellern ab (z. B. der Viebig und Ompteda), aber bisher wenigstens hat die Geschichte der deutschen Literatur noch immer gelehrt, daß auch Romane nur dann Dauer haben, wenn sie diese latente Lyrik, die innere in der Sprache schwebende Schönheit besitzen. Natürlich dürfen und sollen sie dabei nicht der gestaltenden und eigentlich erzählerischen Eigenschaften ermangeln, aber das ist eben das große Kunststück, dies alles zu einer Harmonie zu verbinden, die wir dann Stil nennen. Wir haben Erzähler, die uns in einen Heringsladen führen und ihn sorgsam vorher säubern und ausräuchern, daß ja kein Rüchlein unsere Nase beleidigt; wir haben andere, die

uns in der Heringstunke halb ersaufen lassen und uns nichts schenken. Wir haben aber wenige, die uns gleichsam schwebend darüber halten, so daß einerseits die ganze Realität der Dinge zu uns spricht, ohne daß wir anderseits in die Tunke fallen, und der obere Rand des Fasses unseren Horizont begrenzt. Die das können, nennen wir Dichter.

Rudolf Hans Bartsch kann dergleichen. Er ist noch kein Meister, aber er ist auf dem Wege, einer zu werden, wenn der süße Seim jungen Ruhms ihn nicht trunken macht. Sein neues Buch „Die Haindlkinder" (Leipzig 1908, L. Staackmann) bestärkt die Hoffnungen, die man nach den „Zwölf aus der Steiermark" auf ihn setzen durfte. Schon aus einem rein äußerlichen Grunde scheint mir der zweite Roman einen Fortschritt darzustellen. Aus den zwölf Gesellen, deren Lebensläufe niemand auf einmal recht übersehen konnte, sind hier drei geworden, denen man leichter folgt. So ist die ganze Anordnung schon lichter, und der Reichtum, der im ersten Buch alle Nähte sprengte, ist hier schon klüger gebändigt. Ich habe die Hoffnung, daß Bartsch noch stärker auf diesem Wege vorwärtsgeht und daß er von dem Dutzend über das Vierteldutzend Helden zu dem Einen kommt, der ihm gleich sei und das Gefäß seines Glaubens und Wollens wird.

In dieser Hoffnung auf das Vorwärtsschreiten des jungen Poeten kann es mich auch nicht beirren, daß die „Haindlkinder" sich vielfach sehr nahe mit den zwölf Steiermärkern berühren. Große Dichter, wird man sagen, wiederholen sich nicht so, sondern kommen immer anders. Das ist vielleicht richtig, aber ich möchte mich auch mit Händen und Füßen dagegen wehren, den Österreicher zu einem Genie zu stempeln, das man nachher, wenn es den allzu reichlichen Lorbeersegen nicht rechtfertigt, grollend verprügelt. Bartsch ist ein schönes und, wie es scheint, auch ziemlich weitsetzendes Talent, aber man soll ihn nach seiner Fasson selig werden lassen. Der überquellende Reichtum, der uns an seinem Erstling erfreute, ging zu einem Teil noch auf Kosten der Form; je fester diese wird, um so mehr wird er beschneiden und opfern müssen. Diese Entwicklung bereitet sich, wie mich dünkt, vor, und wir wollen hoffen, daß sich der junge Erzähler durch kein Kopfschütteln da beirren läßt.

Soll ich auf die schönen Bilder noch aufmerksam machen, die ungesucht über das Buch verstreut sind? Auf den anmutigen Humor, der flüchtig, aber sonnig uns hier und da anspricht? Auf die vielen klugen Bemerkungen zu einer Psychologie des Österreichers? Auf die süddeutsch-offene Innigkeit der Seele, die sich Seite für Seite offenbart? Auf eine Gestalt wie Regine, die vor den Brüdern herschimmert? Man müßte dabei viel sagen, ohne genug zu sagen, und so soll nur noch einmal für einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf den Schluß gelenkt sein. Da wird das feinste der Haindlkinder, Johannes, der nur sich selbst gekannt hat und dem das eigene Gehirn Kunstwerk und Lebensaufgabe war, zum katholischen Priester, und man wird nachdenklich, daß ein so junger Dichter eine Gestalt schon so weit führen und ihr solche Worte in den Mund legen kann. Nicht nur Bartsch spricht hier, sondern die Zeit. Und wie hier dieser werdende Priester die verzeihende Liebe predigt und das Wort findet: „Demütig sein ist alles," so deckt der katholische Pfarrer liebevoll und gütig über die heimliche Großherzogin von Gerolstein in Wolzogens Buch die alte Fahne und schlägt das Zeichen des Kreuzes über sie — des Kreuzes, das Clara Viebig als Symbol im Venn aufgerichtet hat und unter dem die armen Bewohner der Venndörfer sich glücklicher fühlen, als die Welt da draußen mit ihrer vielgepriesenen Kultur sie machen könnte. —

Ein kleiner liebenswürdiger Roman von Hermine Villinger: „Die Dachprinzeß" (Stuttgart 1908, J. Engelhorn) sei an vierter Stelle hier angereiht. Die Dachprinzeß, eine etwas gar zu hartlinige Tugendboldin, wird in ihrer selbstsicheren Gerechtigkeit durch das reiche und vielgestaltige Leben, das sich nicht in Moralparagraphen fangen läßt, gründlich erschüttert und muß in Reue und Leid umlernen, während die herrliche Milchkatel, die ihre Kinder oft dreckig herumlaufen lassen muß und die danach handelt, daß ein ehrlicher Fluch auch ein Gebet ist, schon hier auf Erden eine Krone oder wenigstens ein Krönchen empfängt. Die Tugendboldin in ihrer sauberen Beschränktheit würde uns bei dieser freundlichen Geschichte schwerlich festhalten können, aber die wetternde, bewegliche, sich abschuftende und unter Flüchen predigende Milchkatel tut es und legt uns bis zur letzten Seite ein warmes Lächeln auf die Lippen. Diese alten Weiber mit dem goldnen Herzen, dem redseligen Maul und der oft fleckigen Kleidung gelingen Hermine Villinger ja stets, aber sie hat hier doch ein besonders nettes Exemplar der Gattung ans Tageslicht befördert. Auch sonst läßt sie ja gern das Licht Gottes aus den ärmlichsten und wunderlichsten Hüllen leuchten, und so kommt es wohl vor, daß ihr die Handlung, ob sie auch zehnmal fürs Vorderhaus zurechtgeschnitten ist, am Ende immer in den Hof und das Hinterhaus rutscht. Aber es wird ihr keiner deshalb gram sein, — im Gegenteil, wir ziehen vergnügt mit ihr selbst ihrem Herzen und ihrer Liebe nach. Erst da entfalten sich die guten Fähigkeiten der Villinger, und über diese Fähigkeiten fort lieben wir ihre schöne gütige Menschlichkeit, die auch in Dirnen, Säufern und sonstigen Verlornen noch den göttlichen Funken aufstöbert. Eine süddeutsche Charlotte Niese, wie diese in der eigentlichen Handlung und Entwicklung sterblich, triumphiert sie in bestimmten Gestalten

des werktätigen Volkes und behagt sich da in einem liebenswürdigen Humor. Wie nett ist der Bäcker, der von den „Bäuch', den Bäuch', den dicken Bäuch'" singt, wie drollig, daß sie nach einer Szene, die allem Weiblichen unfehlbar das Wasser in die Augen treibt, das 18. Kapital mit einem trockenen Humor beginnt, und wie viel feiner noch, daß sie in einer Gestalt und einer Situation Tragik und Humor zu mischen sucht — ich denke da an die Szene, in der die Milchkatel den Trauerhut für ihren Ältesten aufprobiert. So werden sich der „Dachprinzeß" gewiß viel freundliche Herzen öffnen.

Da bliebe weiter noch der Beste und Größte von allen: Wilhelm Busch. Aus seinem Nachlaß ist ein Werkchen erschienen, dessen Manuskript er im Frühjahr 1905 versiegelt seinem Neffen mit der Bemerkung übergab, daß es nach seinem Tode veröffentlicht werden könnte. Es heißt „Hernach" (München 1908, Lothar Joachim) — nichts weiter, und man hat schon bei diesem Titel, dessen seltsam packende Art und Kürze ganze Gedankenreihen auslöst, das Gefühl, daß eben nur Busch ihn hätte geben können. Nicht alles, was dieses letzte Werk bringt, ist diesem Titel ebenbürtig, aber was der Wiedensahlener Alte an den Schluß stellte, das letzte, womit er Abschied nimmt, das steht neben seinen genialsten Leistungen. Auf einem Buch liegt ein Totenschädel, auf diesem hockt sorglos ein „Hans Huckebein", ein Rabe, mit der satt-behaglichen Physiognomie eines jüdischen Kommerzienrats, hebt den Schwanz und — je nun, läßt eben etwas fallen. Darunter stehen die Zeilen:

„Selbst mancher Weise
Besieht ein leeres Denkgehäuse
Mit Ernst und Bangen. —
Der Rabe ist ganz unbefangen."

Wer dabei nicht den Schlag verspürt, dem ist nicht zu helfen. In dieser Zeichnung, in den 16 Worten darunter, erschöpft sich eine Weltanschauung, die tief ernst ist und doch ohne jede Bitterkeit lächelt. Ich habe selten mit solcher Gewalt den Eindruck gehabt, daß hier eben Genie ist. Diese Gewalt und Größe trifft man natürlich auch in diesem Werke nicht zum zweitenmal. Am nächsten kommen ihr die unter drei Zeichnungen gesetzten vier Zeilen „Die Zeit", daneben gibt es reichlich allerhand Schnitzel und vieles von harmloserem Humor: einen Osterhas, dem das Fest „sehr beschwerlich" ist und der im Schweiße seines Angesichts Eier legt, verschiedene Unfälle wackerer Leute durch brechende Leitern oder Wespenstich, ein Nilpferd, das Vergißmeinnicht rupft, u. dergl. Wie jeder andere Humorist freut sich auch Busch an der Wirkung durch den Gegensatz, und immer von neuem bricht — auch darin ist er ganz deutsch — seine Liebe zu den Tieren durch, denen er, wie die alte deutsche Dichtung, so wundervoll menschliche, aber nicht aufgepfropfte, sondern aus ihrer Natur heraus entwickelte Züge gibt. Und wenn wir danach für das letzte Geschenk des toten Meisters danken, wissen wir schmerzlich wieder, was wir verloren haben. —

Für diejenigen Leser, die nach Apartem suchen und sich gern einmal altem und rarem Literaturgut zuwenden, möcht' ich am Ende noch die bei Friedrich Rothbarth in Leipzig erscheinende „Kulturhistorische Liebhaberbibliothek" erwähnen. Sie bringt vieles, was man in anderen Sammlungen vergeblich sucht, und sie bringt es, dem Geschmack unserer Zeit angepaßt, in handlichen Lederbänden. Da feiert das altindische „Papageienbuch", das der abendländischen Literatur manchen Novellenstoff vermittelte und erst kürzlich Otto Julius Bierbaum zu Nachdichtungen anregte, seine Auferstehung. Da ist der Lieblingsroman des Mittelalters: „Die Geschichte des Königs Apollonius von Tyrus" nach der ältesten lateinischen Textform neu übersetzt und wissenschaftlich eingeleitet, ist aus des Apulejus berühmtem Metamorphosenroman die Novelle von „Amor und Psyche" herausgelöst, ist eine Auswahl aus Lucians Hetärengesprächen und Alciphrons eleganten Hetärenbriefen zusammengestellt worden, und aus der gleichen Zeit reden zu uns die Pastoralia des Longus, die gefeierten „Hirtengeschichten von Daphnis und Chloe". Aber auch aus späteren Jahrhunderten werden uns mancherlei literarisch oder sittengeschichtlich wichtige Dokumente geboten, hier die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola, dort mehr genannte als gekannte Novellen und Komödien aus der Renaissance. In alten, oft fabelhaft derben Schwänken wird köstliches deutsches Volksgut gesammelt, neben Voltaire und seinem „Candide" steht der moderne raffinierte Huysmans, neben den Briefen der Gräfin Dubarry stehn die wichtigen Tagebuchblätter der Goncourts. Es ist klar, daß vieles davon nicht für aller Ohren berechnet ist, und daß der Literaturfreund mit einiger Vorsicht wählen wird, weil neben trefflichen Ausgaben und Herausgebern auch einige minder lobenswerte unterlaufen. Für die Fortsetzung der Sammlung möcht' ich im übrigen die Aufnahme des selten gewordenen ersten altspanischen Novellenbuches empfehlen, des „Grafen Lucanor", das kein geringerer als Joseph von Eichendorff 1840 verdeutschte. Auf diese Weise kommt alles wieder einmal an das Licht des lebendigen Tages. Wie sagt Goethe?

„Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen."



Halsband. Entworfen und ausgeführt vom Hofgoldschmied K. Rothmüller in München.

Illustrierte Rundschau.

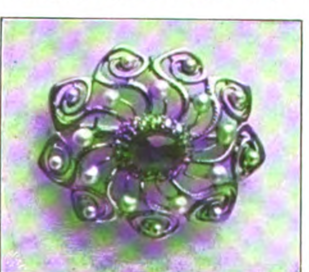
Joseph M. Olbrich †. — Geschmeide und Juwelenkunst von K. Rothmüller-München. — Perltaschen von Alois Rasch-München. — Geschenk-Andenken von Münchener Künstlern. — Spielzeug der Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden.



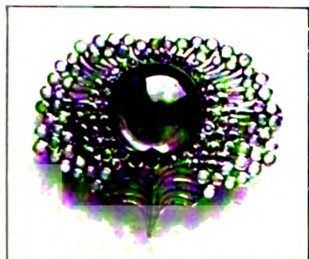
Joseph M. Olbrich †.
Nach einer Photographie von Paul Winter in Darmstadt.

Bevor wir den weihnachtlichen Gabentisch vor unseren Lesern und Leserinnen aufbauen, der diesmal besonders reich besetzt ist mit lockendem Geschmeide, müssen wir eines Künstlers gedenken, der an dieser Stelle und in anderen Teilen unserer Hefte, stets mit Freude als großer Anreger und fleißiger Schöpfer begrüßt, oft zu unserem Leserkreis gesprochen hat und der nun hinscheiden mußte, ohne die volle Ernte seines reichen künstlerischen Schaffens genießen zu können: des Darmstädter Meisters Joseph M. Olbrich.

Der Name Olbrich war für die junge Künstlerschaft des deutschen Südens Programm geworden: er ist mit der Begründung der Darmstädter Künstlerkolonie und mit der Aus- und Umbildung der hessischen Residenz zu einer Kunststadt unauflöslich verbunden. Der schönen Gartenstadt an der Bergstraße hat Olbrich seine beste und freieste Wirksamkeit gewidmet. Ein Monarch von feinem Kunstsinn war sein Förderer: der junge Großherzog Ernst Ludwig, der sich nicht nur in der Kunstgeschichte des letzten Jahrzehnts, sondern auch in den Herzen zahlreicher Künstler und Kunstjünger ein unvergängliches Denkmal gesichert hat. Als Olbrich, damals ein Dreißigjähriger, im Jahre 1899 den Ruf nach Darmstadt annahm, lag bereits ein schöner Erfolg hinter dem jungen Künstler: das Haus der Wiener Sezession. Seine Werke wirkten kühn und eigenwillig, sie weckten oft den Widerspruch des prüfenden Beschauers durch ihre Fremdartigkeit, aber sie offenbarten doch alle von den ersten bis zu den letzten die besten Kräfte künstlerischen Schaffens. Die Grundzüge seiner Anschauung trugen schon die ersten Bauten: die klare Verbindung großer Linien und freiliegender Flächen, die durch keinen Schnörkelkram aufgeteilt waren. Er ließ aber all die Wucht und die Bedeutung des Konstruktiven auch im Innenraum heraustreten, wo er darauf bedacht war, Farbe und Linienführung der gleichen Rücksicht unterzuordnen. Wer je in Darmstadt gewesen ist und die Mathildenhöhe bestiegen hat, wird von der edlen Harmonie, die die von ihm geschaffene Villengruppe ausatmet, eine bleibende Erinnerung behalten. Wie wun-







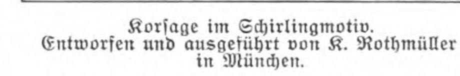
Kollier und Broschen; die Brosche rechts mit Pfauenfedermotiv. Entworfen und ausgeführt von K. Rothmüller in München.





Armbänder. Von K. Rothmüller in München.

dervoll ist es Olbrich gelungen, diese neue Gartenstadt in Beziehung zu bringen zu dem Ernst Ludwig-Bau, wie reizvoll wußte er die Platzverhältnisse für die einzelnen Künstlerhäuser auszunutzen. Allerorten auf deutschem Boden ist man den Anregungen gefolgt, die jene erste Darmstädter Ausstellung gegeben hat. Ihr Schöpfer — ihre Seele — war Olbrich. Unvergessen sind die Farbgärten der prächtigen Darmstädter Gartenkunstausstellung, die im Jahre 1905 stattfand, und auf der Olbrich durch die bis in alle Einzelheiten durchdachte Originalität des Gedankens und der Ausführung überraschte. Ein weiterer Schritt der künstlerischen Entwicklung Olbrichs führte zu der Kölner Ausstellung im Jahre 1906. Hier waren Architektur und Gartenkunst in die engste Beziehung gebracht. Eine Fülle von kunstgewerblichen Einzelstücken fand damals anregende Verbreitung in allen Kunstzeitschriften, allen Blättern für Haus und Familie: Der Olbrichstil in der Kleinkunst hatte da schon bald eine gewisse Popularität erreicht. Sonderausstellungen im Ernst Ludwig-Haus haben im Laufe der Jahre all das gezeigt, was Olbrich noch neben seinen großen Arbeiten für die Weltausstellungen in Paris, St. Louis, für die deutschen Reedereien (er war bei der Einrichtung des Schnelldampfers „Kronprinzessin Cecilie“ hervorragend beteiligt) schuf: ganze Einrichtungen, künstlerische Prunkteppiche, Schmuck und Kleingerät. Seine letzten Gaben sind für sein stetes Aufwärtsstreben am meisten bezeichnend. Das sind die Bauten auf der Darmstädter Ausstellung des abgelaufenen Sommers: der Hochzeitsturm, die große Halle



Korsage im Schirlingmotiv.
Entworfen und ausgeführt von K. Rothmüller in München.





Perltaschen von Alois Rasch in München.



Perltasche von Alois Rasch.

Die alte Goldschmiedekunst ist aus langem Schlaf wieder erwacht. Der Kunstwert steht heute in der Schätzung der feinsinnigen Beschauer höher als der Marktpreis.

Unter den modernen Juwelieren, die an der Arbeit sind, in Form und Farbe dem Geschmeide neuen Reiz zu geben, steht der Münchener Hofgoldschmied K. Rothmüller mit in erster Reihe. Seine Absicht — die sich auch in den Schmuckstücken auf Seite 633 und 634 deutlich erkennbar zeigt — ist es stets, durch Anwendung von verschiedenen Farbsteinen, Emaillen und verschiedenfarbigem Gold dem Reiz der alten Goldschmiedearbeiten näher zu kommen. Das Halsband, das am Kopf dieser Abteilung steht, ist aus Gold und Perlenschnüren, blauen Aquamarinen und Brillanten gearbeitet. Das Kollier hat in der Mitte einen über 13karätigen gelben Brillanten, der von Olivinen um-

der Kunstabteilung und das Oberhessische Haus. Im vollen Glanze hat Joseph M. Olbrich seine letzten Werke nicht mehr gesehen. Ihren ganzen Zauber entwickelten sie erst an jenem linden Oktobertage, da man auf der Mathildenhöhe dem dahingeschiedenen, erst vierzigjährigen Meister eine würdige Totenfeier bereitete. Die Freundschaft und Liebe, die sich Olbrich errungen hat, bleiben. Und es bleibt das beste in seinen Schöpfungen: der Wagemut des Fortschrittes, die Freude an Farben und Licht. Unzweifelhaft war Olbrich noch immer ein Suchender, kein Vollender: die reichsten und letzten Möglichkeiten seiner Kunst lagen noch vor ihm.

Die gesunde Entwicklung, die unser Kunstgewerbe unter der frischen Anregung des jungen Olbrich und der anderen jungdeutschen Meister genommen hat, prägt sich auch in den festlichen Gaben aus, die unser Weihnachtstisch den Leserinnen wieder bietet. Die Zeiten sind zum Glück vorbei, wo Anzahl und Größe von Brillanten den Wert eines Frauenschmucks bestimmten.



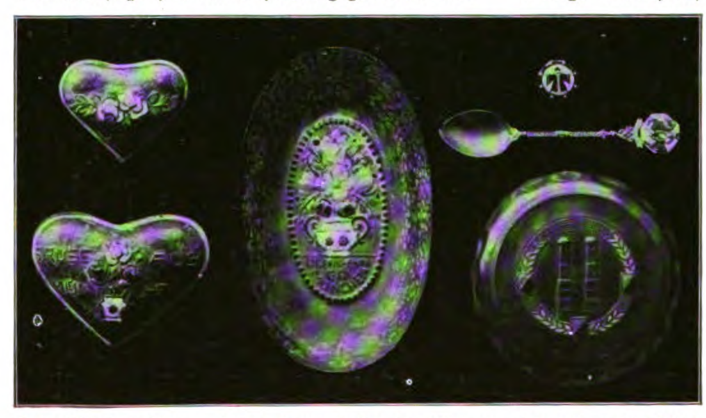
Perltasche. Von Alois Rasch in München.



Miesbacherin, Froschkönig und Dachauerin als Nadelkissen. Von Ludwig Lutz-Ehrenberger.

geben ist; die übrigen Steine sind weiße Brillanten. Gearbeitet ist das Stück aus Grün- und Gelbgold und Platina. Denselben großen Farbenreiz bieten auch die Brosche, die das Auge einer Pfauenfeder darstellt — der große Ceylon-Saphir in der Mitte ist umgeben von Olivinen, Opalen und Metall (Platina) —, und die Brosche aus Mattgold, deren Umwerk mit Brillanten und Perlen besetzt ist. Zwei Armbänder zeigt die folgende Seite: eines aus Gold, Opalen und Perlen und eines aus Mattgold mit Perlen und Saphiren. Als Motiv zu dem Korsage hat der Schierling gedient. Das schöne Stück hat in technischer Beziehung außerordentliche Schwierigkeiten bereitet, da die einzelnen Steinchen alle frei gefaßt sind. Zur Anwendung gelangten dabei orientalische Perlen, Brillanten, feingetönte Olivine, der Reifen besteht aus Opal, Grüngold und Platina.

Die Freude an der Farbe spricht sich auch in den nächsten kleinen Kostbarkeiten aus, die wir auf den diesjährigen Geschenktisch legen: in den Perltaschen, die Alois Rasch-München — unter Benutzung hundertjähriger Modelle — in den Handel bringt.



Herz-Bonbonnièren und Schale von Friedrich Pöhlmann. Brosche nebst Löffel von Paul Neu und Dose von Ehrenbock & Vierthaler.

Lange verachtet, lange vergessen waren die Perlstickerei und Perlweberei. Die älteste jetzt lebende Generation nur mag sich einer Zeit entsinnen, wo diese knifflige Handarbeit, in der jetzt so reizvolle Wiederbelebungsversuche gemacht werden, Mode war. Die Blütezeit der Technik fällt vielleicht in die Jugend unserer Urgroßmütter. Damals waren die Perlstickereien die Lieblingsbeschäftigung aller Damen. Mit feinem Mosaik von handgestickten Perl-



Metalldose von Grete Berkenkamp, Körbchen von Ludwig Lutz-Ehrenberger und Holzdose von Karl Bauer.

mustern waren all die gefühlvollen und sinnigen Geschenke jener Zeit geschmückt, einer Zeit, in der man sich wenig, aber das wenige mit seelenvollem Nachdruck schenkte. Die Symbolfarbe der Treue, das klare Himmelblau, herrschte bei der Farbenwahl vor. Da lagen die feinen Strähne der Gold- und Silberperlen, der glashellen und kreideweißen, der buntfarbigen Perlen und Perlchen in den alten Nähkästchen und dünnbeinigen Nähtischchen der Damen. Es war nicht leicht, das Material zu handhaben. Unendliche Geduld gehörte zu dieser Technik. Nun hat die Modeliebhaberei all die kleinen rührenden Angedenken aus jener Zeit wieder hervorgesucht. Sie haben plötzlich wieder Gebrauchsfähigkeit und Liebhaberwert erhalten.

An die feinfarbigen Perltäschchen schließt sich — zum Teil gleichfalls im vollen Reiz der Farbe — eine Auswahl von allerlei Tand, wie ihn die Münchener Ausstellung 1908 als „Münchener Andenken" auf den Markt gebracht hat.

Auch auf diesem Gebiet ist eine Reformbewegung im Gange. Sie ist dringend, dringend erforderlich. Jeder wird das bestätigen, der schon einmal in irgendeinem Badeort vor irgendeiner Basarbude stillgestanden ist und mit gelindem oder kräftigerem Schauder die unsagbar geschmacklosen Reiseandenken betrachtet hat: die furchtbaren Perlmutterpapparbeiten, all die Verirrungen des Engrosfabrikbetriebes. Früher trug jedes Gerät, auch das kleinste, den Stempel seines Verfertigers. Alles war Handwerkerarbeit. Seit über einem Menschenalter war es die Industrie, die unsere Gebrauchs- und Verbrauchsartikel herstellte. Diese aber zeigte bis jetzt kein ästhetisches Gewissen, keinen Stil. Unser



Kassetten. Von Fuchs & Kiesgen.



Dosen und Nadelbüchsen von Bruno Mauder, Kreisel von H. Stockmann.

Mitarbeiter Fritz von Ostini äußert sich darüber sehr treffend: Die neueste Zeit hat auch einem breiteren Publikum Erkenntnis darüber verschafft, was für sinnlose, oft direkt abscheuliche Ware ihm die Massenfabrikation in der Regel lieferte, und hat auch in vielen Fabrikanten das ästhetische Gewissen geweckt. Es braucht nur die Nachfrage nach geschmackvollen Waren auf allen Gebieten reger zu werden, dann wird die Industrie blitzschnell mit ihrem Angebot zur Hand sein und sich die Arbeit unserer Künstler zunutze machen, für die sich hier noch ein ungeheures Feld zu fruchtbarer Tätigkeit erschließen läßt. Ich halte das Publikum für den an der ästhetischen Minderwertigkeit unserer Massenartikel weitaus schuldigeren Teil. Die Industrie liefert nur, was von ihr verlangt wird.

Recht deutlich war das auf dem Gebiete der Reiseandenken zu spüren, Dinge, von denen in einer Fremdenstadt Unmassen umgesetzt werden. Und um so glücklicher war die Idee der Ausstellungsleitung, künstlerische Modelle für solche Gegenstände auf dem Wege einer Konkurrenz zu gewinnen. E. M. Schüssel brachte die kleinen Andenken in den Handel. Nun mag sich in den Magazinen der Stadt, wer will, sein Reiseandenken, seine Münchener Kindln aus Blech, Zink oder Gips, alle jene auf „Radi“ und „Maßkrug“ pointierten klei-



Schneeschuhläufer. Von Karl Staudinger.



Zündholzschachtel von Karl Kunst, Biermerkel aus gepreßtem Leder von Paul Schelling, bemalt von Paul Neu, Bierfilzel von Ernst Rinderspacher.

nen Ruppigkeiten kaufen, — wenn er in der Passage Schüssel ein Andenken erwerben will, muß er es sich gefallen lassen, etwas Anständiges zu bekommen. Vom Preis von 5 Pfennigen aufwärts. Um diese Summe kann er wenigstens eine Schachtel „Schweden" in hübscher Ausstattung erstehen. Es gibt sicher kaum einen Gegenstand, der häufiger gebraucht wird, als die Streichholzschachtel — aber wie selten ist bei uns in Deutschland jemand auf die Idee gekommen, daß eine solche Schachtel auch hübsch sein könnte! Ist das nicht ungeheuer merkwürdig?

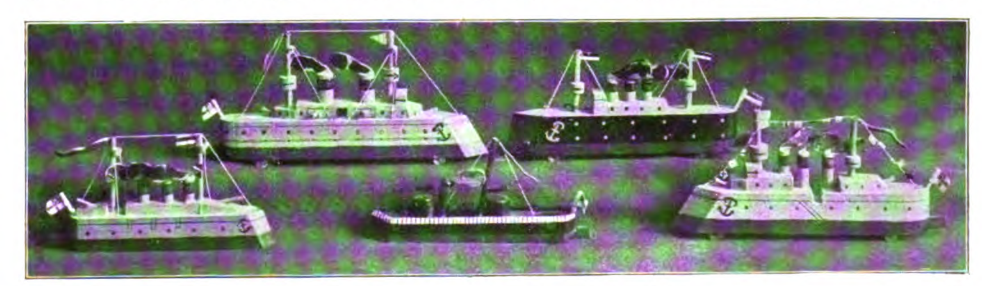

Dachauer Bauernpaar. Von Karl Staudinger.

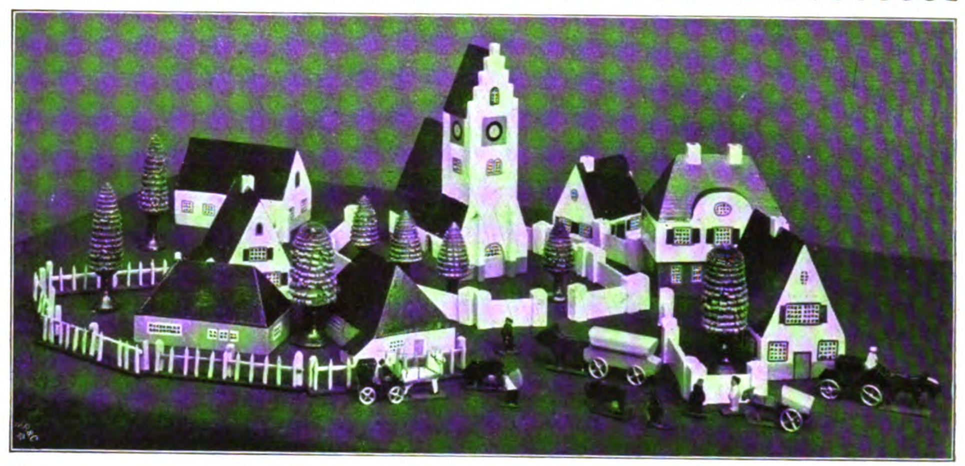
Durchwandern wir einmal die putzige kleine Ausstellung, die unsere Rundschauseiten dem Leser bieten. Natürlich muß zu allererst der Humor auf seine Rechnung kommen. Lutz-Ehrenberger hat den Vortritt. Er präsentiert uns seine Münchener Stecknadelkissen: Männlein und Weiblein im Schwammerlingstil, drollig mit Stoff bekleidet, einen Froschkönig, eine Miesbacherin, eine Dachauerin. Dann kommen zierliche Tandsachen von ihm, von Friedrich Pöhlmann, von Paul Neu: Herzbonbonnièren, Schmuckstücke und Löffel. Hübsche kleine Gebrauchsgegenstände schließen sich an: Metalldosen, Holzkörbchen, Kassetten, Dosen und Nadelbüchsen — die als richtige „Andenken" natürlich in irgendwelcher Form eines der Münchener Wahrzeichen tragen. Ein neues Gebiet der allerkleinsten Kleinkunst, das, so beschränkt es ist, noch vielen Gedanken und manchem Talent — vielleicht namentlich auch dem weiblichen Erfindersinn — Raum zur Betätigung gibt.



Lichtbild mit Prospekt von München. Von Karl Kunst.

Den Abschluß unsrer Rundschau bildet, wie in der Weihnachtszeit üblich, die Vorführung von modernem Spiezeug. Das „Dresdener Spielzeug" stellt einen Versuch dar, an Stelle der ins Maßlose gekünstelten naturalistischen Spielsachen aus ungeeignetem Material, einfache, haltbare Holzspielsachen in den Handel zu bringen. Es wendet sich nicht an den verwöhnten Geschmack des erwachsenen Käufers, sondern an die Anschauungsweise des Kindes. Es gibt dem Kinde leichtverständliche und charaktervolle, typische Darstel-


Deutsche Kriegsschiffe. Von K. Henkel.

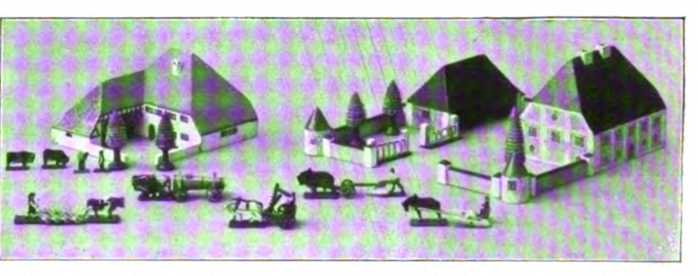


Dorf. Von K. Gruber.

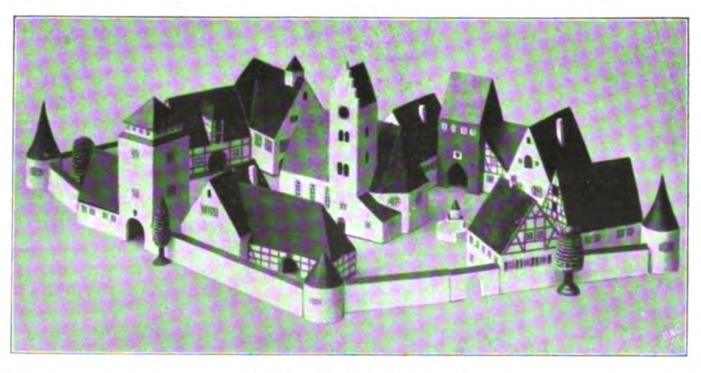
lungen in guter, haltbarer und sehr preiswerter Holzarbeit. — —

Zum Schluß noch ein paar Worte über unsere Kunstbeilagen und Einschaltbilder, von denen die klassischen Stücke ja schon in den ausführlichen Essays dieses Heftes Erläuterung fanden. Den Aufsatz über Agnes Sorma begleitet die Reproduktion eines Porträts, das Meister Lenbach kurz vor seinem Hinscheiden von der Künstlerin gemalt hat. Mit neueren und neuesten Schöpfungen sind von zeitgenössischen Künstlern vertreten: Adolf Münzer („Stilleben“), S. Jacobsen („Winterabend“), A. Schmidt-Michelsen („Rokoko“), Prof. Hugo Vogel (Porträt der kleinen Bülow), Prof. Adolf Hengeler („Im Atelier“), C. Vetter („Die Theatinerstraße in München“). In ihrer prägnanten Form und Farbensprache, in der klaren, stofflichen Darstellung bedürfen diese Werke keiner weiteren Erklärung. Ich möchte nur nicht unterlassen, noch besonders auf den wundervollen Farbenreiz des Münzerschen Stillebens hinzuweisen. Im Novemberheft des vorigen Jahrgangs fand der junge Schlesier in dem Aufsatze über die „Scholle“ eine eingehende Würdigung.

H.



Bauernhaus von G. Schaule, Bauerngut von K. Gruber mit Feldgeräten von Hoffmann.



Alte Stadt. Von K. Gruber.

 Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



YD 26450
U. C. BERKELEY LIBRARIES
C041208016

